Dittmar

Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Neue verbesserte und vermehrte Gesammt-Ausgabe.

Fünfter Band.

Zweite Auflage.

Heidelberg, 1862.
Universitätsbuchhandlung von Karl Winter.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt des fünften Bandes.

Zwanzigstes Buch.

Die reformatorischen und politischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts in den übrigen europäischen Staaten.

Einundzwanzigstes Buch.

Deutschland und die übrigen europäischen Staaten in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und der englischen Thronumwälzung.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Das Zeitalter unumschränkter Fürstenmacht und willkürlicher Cabinetspolitik.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Die Zeit des politischen Gleichgewichts in Europa.

Vierundzwanzigstes Buch.

Die Fürsten und Völker Europas am Vorabend der neueren Zeit.

Zwanzigstes Buch.

Die reformatorischen und politischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts in den übrigen europäischen Staaten.

1. Kapitel. Frankreich im 16. Jahrhundert. Die französischen Religionskriege.

1. Verhältniß der romanischen und der germanischen Natur zur Reformation. Befestigung des französischen Königthums durch Franz I. und sein Concordat mit dem Papst. Reformationsbestrebungen in Südfrankreich und Verfolgungen derselben. Vordringen des Calvinismus von Genf aus. König Heinrich II. Die Partei Montmorency und die Partei der Guisen. Einigung beider gegen die Protestanten. Zunahme der französischen Macht durch die Einnahme von Metz und von Calais. Niederlage bei Gräuelingen. Friede von Chateau-Cambresis. Tod Heinrich's II.

Der Kampf der über die Fragen des Heils entbrannten Geister war in Deutschland nicht sowohl mit dem Schwert, als mit dem Wort geführt worden: aber auch in andern Landen standen sich, von der Flamme der deutschen Reformation ergriffen, zwei Religionsparteien, eine jede für ihren Glauben streitend, feindlich gegenüber. Die Frage, ob Frankreich, ob die von Spanien abhängigen Niederlande, ob England römisch-katholisch oder evangelisch-protestantisch sein solle, wurde dort unter Jammer und Noth, unter Thränen und Blut entschieden. Kann sich auch in diesen blutigen Kämpfen um des Lebens höchste Güter kein Theil rein von Blut und Frevel sprechen, so ist es doch namentlich in Frankreich und in den Niederlanden die alte, sich in ihrem mißbrauchten Besitz vertheidigende Kirche, welche in diesem Kampfe die Mehrzahl der Unthaten und Frevel auf sich lud, und das Märtyrerthum in seiner leidenvollsten, entsetzlichsten Gestalt tritt uns dort auf der Seite der Protestanten entgegen, über deren zerfleischten Leichen und rauchenden Gebeinen der Katholicismus Rom's seine erschütterte Herrschaft entweder ganz wieder gewann, oder wie in den Niederlanden wenigstens zur Hälfte noch behauptete, wenn er sie auch in England, jedoch nur nach einer blutigen, aber mißglückten Reaction gänzlich verlor.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in der geschichtlichen Verwandtschaft der Völker lateinischen Ursprungs mit der römischen Hierarchie. Schon in den Zeiten des Heidenthums waren sie in den Kreis der römischen

Cultur und Sprache eingetreten und sahen daher in einem engern Sinn, als die Germanen, die römische Kirche als die Mutter und Pflegerin ihres sittlichen Daseins an. Sie war den Italienern, Franzosen und Spaniern als die Fortsetzung der altrömischen Herrschaft unter christlicher Form mehr eine „nationale Institution", in der ihre Überlieferungen und Sitten, ihre Gefühle und Gedanken wurzelten. Daher fand der von der selbständigeren Geistesrichtung der Germanen ausgehende Protestantismus in jenen latinisirten Völkern, obwohl ihn nicht wenige Seelen darunter mit eben so großer Kraft ergriffen als in Deutschland, nicht so tiefen und dauernden Eingang: denn die Masse dieser mehr sinnlich bewegten romanischen Völker fühlte sich von der Innerlichkeit und Unmittelbarkeit des Verhältnisses, in welches die deutsche Reformation den Einzelmenschen zu Gott stellt, nicht angezogen. Während die römische Kirche für die Völker deutschen Stammes verhältnißmäßig mehr oder weniger eine äußere Macht geblieben war, hatte sie sich mit den romanischen Völkern bei weitem inniger vereinigt, so daß, als die Reformationsbewegung entstand, sich dieser Unterschied in der Stimmung und in dem Verhalten der beiden Völkergruppen (der romanischen und germanischen) deutlich kund that.

Und dennoch — wie groß muß die Verweltlichung der römischen Kirche und der Contrast zwischen ihren Forderungen und Leistungen gewesen sein, daß auch unter den Völkern lateinischen Ursprungs eine so lebhafte Protestation gegen die Hierarchie und eine so starke Hinneigung zu den religiösen Neuerungen entstand, die von Deutschland aus sich in alle Nachbarländer verbreitete. Dieß war besonders unter den Franzosen der Fall, welche durch ihre Nähe an Deutschland, wie durch ihre ursprüngliche Mischung der Elemente, aus denen ihre Nationalität sich gebildet hatte, den Ansatz zu einem Übergang vom Romanischen zum Germanischen in sich tragen.

Die Sorbonne war zwar unaufhörlich bemüht, eingeführte fremde Bücher zu censiren, und alle Bücher, die auch nur die leiseste Anspielung auf religiöse Reform enthielten, zu verbieten: dennoch traten an vielen Orten abweichende Meinungen zu Tage. Besonders machten der Sorbonne die Reformversuche der verschiedenen Klosterbrüder zu schaffen, und Bestrafungen blieben nicht aus, wenn einer die Wunder der Heiligen läugnete, oder das Ave Maria wegließ, oder von der Vulgata abwich u. s. w. Feuertod und Gütereinziehung traf Solche, die an den Sacramenten etwas änderten oder der Verehrung der Heiligen Abbruch thaten, ja zuletzt auch Solche, welche verbotene Bücher einführten oder verbreiteten. Die eingezogenen Güter vergab der Hof meist an die Unwürdigsten, sogar an begünstigte Kriegsmänner, so daß Manche neben ihren Soldatenposten die Einkünfte reicher Abteien besaßen.

Anfangs übersah Franz I in seinem eitlen, der feinen und groben Sinnlichkeit hingegebenen Wesen die Bedeutung dieser Bewegung, und erst als sein Despoteninstinct wahrnahm, daß die in seinem Volke aufkeimenden neuen Überzeugungen in der Auflehnung gegen die kirchliche Autorität auch seine weltliche antasten könnte, begann er die Protestanten

seines Landes zu unterdrücken Daß die dadurch veranlaßten Verfolgungen rein nur in seiner Politik, nicht in seiner eigenen Glaubensüberzeugung ihren Ursprung hatten, erfahren wir schon aus seinem Verhältniß zu Deutschland, worin er die Protestanten gegen den Kaiser, seinen Erzfeind, zu unterstützen, und dabei sich mit dem Erzfeind der Christenheit, dem Türken, zu verbinden für zuträglich fand (XIX 8, 5).

Seit in Frankreich sich das Königthum durch Vernichtung der Selbständigkeit der Lehensfürstenthümer immer mehr unumschränkt gemacht hatte, war der König in der Vorstellung seiner Unterthanen die allgemeine Sonne geworden, gegen die alle andern Lichtgrößen im Reiche zurücktraten. Diese Vorstellung befestigte Franz, wie keiner seiner Vorgänger, durch — seinen Character, in welchem sich alle Vorzüge und Mängel seines Volkes vereinigt wiederspiegelten. Seine männliche Schönheit und hohe fürstliche Gestalt, seine glänzende, ungestüme, mit Eitelkeit und Ruhmsucht genau verwebte Tapferkeit, deren mächtiger Eindruck sich den Franzosen auch dann noch nicht verwischte, als der König im vorgerückten Alter schwach und träge ward; — eine gewisse Zuneigung erweckende Heiterkeit und Offenheit seines leichtsinnigen Wesens; die ihm angeborne Verschwisterung von Kraft und Anmuth in Rede und Haltung; — der Schein von Größe und Hoheit, den er dem Auftreten seiner Persönlichkeit zu geben wußte; sein Talent, mit Einsicht und Geist zu sprechen: — das Alles gefiel seinen Landsleuten, die ihr eignes Wesen in dem seinen verkörpert sahen. Selbst seine treulose Moral und seine den Hof verpestende Sittenlosigkeit verdunkelte den Franzosen den Glanz jener Vorzüge nicht, zumal da seine Begünstigung der Industrie und des Handels, vorzüglich aber der Literatur, insbesondere der Poesie und bildenden Kunst, deren Pflege sich so leicht mit Characteren dieser Art verträgt, seinen Ruhm in den Augen seiner Nation noch erhöhte, da es ihr nicht auf die Motive solcher Begünstigung ankam. — Gewiß übrigens ist, daß der Schwung, den nachher die französische Literatur im 16. Jahrhundert nahm, dem Einfluß zuzuschreiben ist, welchen unter Franz die aufblühende, besonders in Paris gepflegte, Kenntniß der alten Literatur auf die Ausbildung der französischen Sprache ausübte (XX. 6, 5.).

Sein Streben, die Königsgewalt noch weiter zu stärken, zeigte sich in dem (schon XIX. 6, 1 a. A. erwähnten) von ihm 1516 mit dem Papst geschlossenen Concordate, das durch die Aufhebung des Wahlrechts der Geistlichen dem Könige die Besetzung der Bisthümer und dadurch einen großen Theil der Kircheneinkünfte überließ; ferner in der Vereinigung der Bretagne mit Frankreich und in der Zurückdrängung der Stände, an deren Stelle er einen von seinem Willen abhängigen Notabeln-Ausschuß setzte. — Obgleich seine vielen Kriege, die oben (XIX. 6.) genauer erwähnt wurden, so wie seine Üppigkeit und Verschwendungssucht dem Volke einen schweren Steuerdruck auflegte, so blieb er doch den Franzosen ein Ideal, wie sie sich denn jeden Herrn gefallen lassen, der muthig und anmuthig zugleich die Zügel zu führen weiß, durch die sie gelenkt sein wollen, weil sie am wenigsten unter den Völkern (die Polen ausgenommen) sich selbst zu lenken vermögen. — Auch gelang es dem König Franz I wirklich, gegen seinen gewaltigen, „die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner" (Karl V) — sein unabhängiges Ansehen und die Macht seiner Krone zu behaupten, und hauptsächlich darin eben „lag das Geheimniß des Gehorsams", den er bei seinem Volke fand. Er starb am 31. März 1547. Sein ältester Sohn war schon vor ihm gestorben, daher seinem zweiten Sohne Heinrich die Krone zufiel.

Ungeachtet die Sorbonne die Schriften Luther's verbrennen ließ, fiengen doch selbst Bischöffe, wie (1518) Briçonnet von Meaux, an, sich Reformbestrebungen hinzugeben, und namentlich fand die neue Lehre

in Südfrankreich, wo aus der Albigenserzeit her, besonders durch die noch übrigen Reste der Waldenser, eine große Empfänglichkeit vorhanden war, einen raschen, den Despoten erschreckenden Fortgang. Daher traf die Schwere der Verfolgungen am meisten jene Gegenden, wo die gräulichen Mordscenen, die in der Provençe, zu Merindol, Cabrières &c. (1545) vorfielen, und die Ausrottung einer ruhigen und stillen Bevölkerung, bloß weil sie sich dem hierarchischen Joch entzogen hatte, einen Begriff von dem Fanatismus geben konnte, mit dem die französisch-römische Kirche und die mit ihr verbundene Königsmacht das aufwachende evangelische Leben zu ersticken suchte.

W. Briçonnet, ursprünglich der humanistischen Richtung zugethan, war von dem frommen und gelehrten Le Fèvre in das Studium der Bibel eingeführt worden und berief, da er 1518 Bischoff von Meaux geworden war, diesen und mehrere andere in biblischer Erkenntniß geförderte junge Männer (darunter auch Farel) zu sich, um durch evangelische Predigten und durch Verbreitung der wichtigsten Stücke der Bibel, welche Le Fèvre in's Französische übersetzt hatte, in seiner Diöcese eine Erneuerung des Glaubens und Lebens zu bewirken. Bald traten auch nicht nur in Meaux, sondern — nachdem unterdessen auch Luther's erste Schriften erschienen und übersetzt worden waren — hin und her in ganz Frankreich reformatorische Bewegungen hervor, welche zwar selbst in Paris und bis in die nächste Umgebung des Königs Freunde und Anhänger fanden, aber auch sofort den eifrigen Widerstand des Klerus weckten, dem es schon 1522 gelang, die erneuerte Anwendung der strengen Gesetze gegen Ketzer durchzusetzen, so daß Brçionnet erschrocken von seinen Überzeugungen sich lossagte und seine Freunde theils zum Schweigen, theils zur Flucht sich genöthigt sahen. — Dennoch war schon jetzt die angezündete Flamme nicht mehr zu löschen, sondern glühte im Verborgenen fort und brach bald wieder von Neuem hervor. Le Clerc, ein Weber, welcher in Meaux mit der Bibel bekannt geworden war und nach Ps. 115 Bilder, welche bei Prozessionen angebetet zu werden pflegten, als Götzen umgeworfen hatte, wurde nach schrecklichen Qualen, die er Psalmen singend geduldig ertrug, 1524 zu Metz verbrannt, und war der erste Märtyrer des Protestantismus in Frankreich, dem jedoch bald viele Hunderte, ja Tausende nachfolgen sollten.

Der Tod des Königs Franz änderte in diesem Verfahren nichts, und sein Sohn und Nachfolger Heinrich II (1547—1559) setzte nur die innere und äußere Politik fort, die sein Vater angebahnt hatte: nach Außen den beharrlichen Widerstand gegen die allerdings Frankreich schwer bedrohende Macht Habsburgs, ohne Rücksicht auf das religiöse Prinzip, — daher fortdauernde Verbindung mit den Türken und mit den Protestanten des Auslands; — nach Innen die Niederhaltung aller aufstrebenden, das Königthum in seinem Streben nach Unumschränktheit hemmenden Kräfte, insbesondere die vermehrte Grausamkeit gegen den Protestantismus des eignen Landes, wo derselbe unterdeß von Genf aus durch Calvin's Lehre in nicht wenigen Städten und Provinzen eine weitere Verbreitung gefunden hatte.

Heinrich II glich seinem Vater zwar an äußerer Wohlgestalt, an Waffentüchtigkeit und Tapferkeit, hatte aber weder dessen lebhaften Geist, noch dessen Anmuth in der Darstellung; auch verstand er nichts von Künsten und Wissenschaften. Doch war er von Natur ernst, zuverlässig in der Freundschaft, arbeitsam in Regierungsgeschäften und fest in einmal gefaßten Ansichten. Er hatte zur Gemahlin Katharina von Medici, die Tochter Lorenzo's von

Medici und Nichte des Papstes Clemens VII, die aber bei ihrer Vermählung erst 14 Jahre alt und daher ohne Einfluß auf die Regierung, auch die ersten 10 Jahre ihrer Ehe ohne Kinder war. Daher gab sich der König einer Maitresse hin, der berühmten Diana von Poitiers, Wittwe des Seneschalls de Brezé, die, obgleich 22 Jahre älter als er, ihn doch durch ihren Geist so beherrschte, daß man behauptete, sie habe seine ursprünglich trägen Lebensgeister angeregt und in ihm die Begriffe von Ehre und männlicher Tugend genährt, ja sie habe sogar ein gutes Vernehmen zwischen dem König und der Königin zu erhalten gewußt, so daß letztere in einem Briefe an Diana äußerte, „die Krone von Frankreich verdanke ihr (Diana) mehr, als irgend einer Frau der Welt". (Damit wollte die Königin wohl auf das durch jenes Verhalten Dianens beförderte Glück legitimer Fortpflanzung der Dynastie hindeuten). Sie war der Königin „wie eine ältere Freundin, pflegte dieselbe in deren Wochenbetten und Krankheiten und diente ihr wie eine Magd." Dem Könige aber war sie Rathgeberin und er sprach mit ihr täglich von Geschäften. Und daran nahmen die Franzosen gar keinen Anstoß!

Die geringe Selbständigkeit des Königs machte ihn zum Spielball zweier seine Regierung und Frankreich beherrschenden Parteien, die zwar unter sich eifersüchtig und uneinig, doch, wenn es ihr Vortheil heischte, zu gemeinsamen Zwecken verbunden waren. Die eine Partei wurde von dem herrschsüchtigen und entschlossenen Connetable Anna de Montmorency geleitet, einem Manne, der darauf ausgieng, die Stände in der Unterwürfigkeit unter die königliche Gewalt zu erhalten, die Protestanten zu unterdrücken und das Haus Habsburg zu bekämpfen.

An der Spitze der zweiten Partei standen die Guisen, ein jüngerer Zweig des Hauses Lothringen, der sich unter Franz I in Frankreich niedergelassen hatte und, seiner Abstammung von den Karolingern sich rühmend, die von Capet stammenden Könige als Usurpatoren betrachtete und namentlich die Prinzen aus dem Hause Bourbon-Vendôme haßte. Unter Franz I, der sie durchschaute, hatten sie nicht aufkommen können und daher alle mit der Regierung Unzufriedenen um sich gesammelt, so daß Franz auf seinem Todbette seinen Sohn vor diesem Geschlechte warnte. Allein der von Diana von Poitiers geleitete Heinrich begünstigte die Guisen in aller Weise.

Der Vater der Guisen, Claude von Guise, war erst 1527 zum Herzog erhoben worden. Er hatte aus seiner Ehe mit Antoinette von Bourbon sechs kräftige Söhne, unter welchen der kriegstapfere — aber ehrgeizige Herzog Franz von Guise und der zwar sehr intelligente, geschäftsgewandte, aber schlaue und zur Erlangung der Macht kein noch so schlechtes Mittel scheuende Cardinal Karl von Lothringen die hervorragendsten waren. (Ihre Schwester war mit Jakob V [IV] Stuart, König von Schottland, vermählt, aus welcher Ehe Maria Stuart entsproßte). Der fünfte der Guisenbrüder, Herzog von Aumale genannt, hatte eine Enkelin Diana's zur Gemahlin und war dadurch dem Könige besonders werth.

Die Politik der Guisen, des allerdings geistvollsten und kräftigsten unter den hohen Geschlechtern Frankreich's, zielte darauf ab, sich als Verfechter des römischen Katholicismus geltend zu machen, um, auf diesen Ruhm gestützt, sich bei der Möglichkeit der Erlöschung des Hauses Valois (denn die Königin hatte in den ersten 10 Jahren ihrer Ehe keine Kinder) auf den französischen Thron zu schwingen oder wenigstens eine neue Herrschaft zu gründen. Sie hielten es daher heimlich mit Rom, Spa-

nien und Österreich, während das katholische Princip im Allgemeinen das Band bildete, das sie an die Valois zu ketten schien.

Das Ziel der Montmorency's gieng nicht so weit: sie strebten nur nach den ersten Stellen im Dienste des Königs und hielten im Übrigen treu am nationalen Interesse. — Beide Parteien kamen jedoch darin überein, daß sie den König unbedingt zur Verfolgung der Protestanten antrieben, zumal mit deren Verurtheilung hauptsächlich die Einziehung des Vermögens derselben verbunden war, das dann unter die vornehmsten Hofleute und Günstlinge vertheilt wurde: denn der Fanatismus war es nicht allein, sondern eben so sehr die Habsucht, welche die Scheiterhaufen in Frankreich anzündete.

Der mit den gerichtlichen Untersuchungen gegen die Protestanten beauftragte Parlamentsausschuß, genannt die Chambre ardente, weil diese Kammer meist auf den Feuertod erkannte, war ein Werkzeug des Hofs und wurde von demselben für seinen Eifer nicht selten aus den Güterconfiscationen belohnt. Der Parlamentspräsident Liset und der Polizeipräfect Morin ließen sich zuweilen die Güter einer des Protestantismus angeschuldigten Stadt, manchmal einer ganzen Provinz zuerkennen, und da die Ausführung einer befohlenen Verfolgung in den Händen feiler oder furchtsamer Magistrate war, auch die Folter angewendet wurde, so war es, wie z. B. 1549 in Guyenne, leicht, der Verfolgung die größtmöglichste Ausdehnung zu geben. Da sich auch mehrere Prälaten an diesem Raube betheiligten, und daher dieses Verfahren allgemeine Mißbilligung erregte, so beschränkte der König die Gewalt des geistlichen Gerichts dadurch, daß er demselben das Recht, auf Geldbußen zu erkennen, entzog. Doch wurde den Richtern eingeschärft, deßhalb in ihrem Eifer gegen die Ketzer nicht nachzulassen. — Es gab indessen auch einzelne Ehrenmänner, welche solchen Raub mit Abscheu von sich wiesen. Einst hatten sich mehrere Höflinge ein vom König und seinen Ministern unterzeichnetes Privilegium zur Confiscation der Güter der Lutheraner in 6 Provinzen verschafft und brachten es dem Marschall von Vieilleville, der auch darin als Theilhaber genannt war. Als er es aber gelesen hatte zog er seinen Dolch, durchstach seinen Namen und warf es zur Erde, indem er sagte: er wolle nicht um solchen Preis den Fluch der Wittwen und Waisen auf sich laden. Beschämt zogen die Höflinge von dannen und wagten nicht ihr Privilegium erneuern zu lassen. — Die Verfolgungen wurden noch dadurch erschwert, daß keine Appellation stattfand. Da die Feuerstrafe gewöhnlich zu einem öffentlichen Volksschauspiel diente, so erzeugte der häufig vorkommende Anblick der Scheiterhaufen im Volke allmählich eine gewisse fanatische Wuth, die es antrieb, selber den Behörden durch Angebereien die meisten Opfer zuzuführen. Nichts desto weniger wuchs in den Protestanten die Kraft der Wahrheitsüberzeugung mit jeder neuen Verfolgung.

Von Heinrich's Verbindung mit den protestantischen Fürsten Deutschlands und von seiner durch den Verrath des Kurfürsten Moritz begünstigten Erwerbung der lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, so wie von seinem, wenn auch vergeblichen Versuch, sich Straßburgs zu bemächtigen und von den in allen diesen Handlungen zu Tage tretenden Absichten auf die Schmälerung Deutschlands ist bereits oben (XIX. 10, 2) die Rede gewesen. Alle Kämpfe, welche dieser König gegen die Macht Habsburg's am Rhein, in den Niederlanden und in Italien führte, förderten, ungeachtet vieler Nachtheile, die auch die Franzosen erlitten, im Allgemeinen die Überlegenheit Frankreich's. Dazu trug

Franz von Guise das Meiste bei, sowohl durch seine Vertheidigung der Stadt Metz, die Karl V vergebens wieder zurückzuerobern versuchte, als auch durch die Eroberung von Calais, das er den Engländern entriß, welche damals unter ihrer Königin Maria, der Gemahlin Philipp's II, die Verbündeten Spaniens waren.

Während Guise für den Papst gegen Spanien in Italien kämpfte, wo ihm aber sein Angriff auf Neapel mißglückte, führte der Admiral Gaspard de Coligny (aus dem Hause Chatillon) den Krieg gegen Spanien in den Niederlanden, wurde aber in St. Quentin eingeschlossen und mußte, da ein französisches Entsatzheer 1557 geschlagen wurde, diesen Platz übergeben. Nach Guise's Rückzug aus Italien, der den Papst bewog, mit Spanien Friede zu machen, wendete Guise sich gegen die Engländer in Calais und eroberte 1558 diese Stadt, die fortan wieder französisch wurde.

Die Eroberung von Calais hatte auch die Einnahme von Ham, Thionville, Dünkirchen u. a. O. zur Folge; als aber die Franzosen bei Grävelingen durch den Grafen Egmont eine Niederlage erlitten, führte die Ermüdung der streitenden Theile zum Frieden von Chateau-Cambresis (3. April 1559). In demselben mußte zwar Frankreich auf seine Eroberungen in den Niederlanden und in Italien verzichten, durfte aber Calais und die drei „welschen Bisthümer" behalten zusammt dem Recht, in Turin und in einigen andern piemontesischen Orten Besatzungen zu halten. Die über diesen Frieden unwilligen Guisen wurden durch eine Vermählung des Dauphins Franz mit ihrer Nichte, der schottischen Prinzessin Maria Stuart, versöhnt. Zugleich mußte Heinrich II seine älteste Tochter Elisabeth (Isabella) dem Könige Philipp II von Spanien vermählen, der kurz zuvor Wittwer geworden war. Diese Verbindung schloß die, zwar nicht direct und förmlich ausgedrückte, aber doch mittelbare Bürgschaft in sich, daß in Frankreich das gegen den Protestantismus angewandte Vernichtungssystem werde aufrecht erhalten werden.

Schon bemächtigten sich der Protestanten die trübsten Ahnungen, es möchte der König bei der von ihm beabsichtigten Rundreise durch die Provinzen die reformirten Colonieen mit aller Kraft unterdrücken, ja vielleicht in Verbindung mit Savoyen Genf, die Mutterstadt ihres Glaubens, angreifen, — als die unerwartete Kunde vom Tode Heinrich's II erscholl, der am 10. Juli 1559, also kurz nach jenem Frieden, durch eine im Turnier erhaltene Verletzung sein Leben verlor.

Weil nämlich auch Heinrich's jüngste Tochter mit dem Herzog Franz von Lothringen, und Heinrich's Schwester mit dem Herzog von Savoyen verlobt wurde, so verherrlichte der König diese dreifache Verlöbnißfeier mit einem glänzenden Turnier im Geschmacke jener Zeit. In diesem Schaugefechte hatte der König bereits mehrere Tage in voller Rüstung vor den Augen des Volkes gekämpft und mehrere Große seines Hofes besiegt. Da befahl er zuletzt dem Hauptmann seiner Leibgarde, dem tapfern Grafen von Montgomery, sich mit ihm zu messen. Als beide wider einander rannten, brach Montgomery's Lanze und ein Splitter davon drang dem König in das Auge, so daß er bewußtlos vom Pferde sank und

12 Tage darauf mit Hinterlassung von vier Söhnen (Franz, Karl, Heinrich und Franz Herkules) im 41. Jahr seines Lebens starb.

2. Franz II und Katharina von Medici. Die Guisen am Staatsruder. Neue Verfolgung der Protestanten. Ludwig von Condé an der Spitze der Hugenotten. Versuche zum Sturz der Guisen. Die Verschwörung von Amboise. Vereitlung derselben. Berufung der Reichsstände. Verhaftung Condé's. Tod des Königs Franz II. Karl IX und Katharina's Regentschaft. Sturz der Guisen; Condé frei. Begünstigung der Bourbonen.

Mit Heinrich's Tode begann für Frankreich eine 30jährige Epoche der unheilvollsten Zerrüttung aller Elemente des öffentlichen Lebens, welche die besten Kräfte des Staats erschöpfte und diesen fast der Auflösung entgegenführte. Heinrich's ältester Sohn und Nachfolger Franz II, war noch nicht 16 Jahre alt und, seiner körperlichen und geistigen Entwicklung nach, noch hinter diesem Alter zurück. Seine Volljährigkeitserklärung eröffnete daher den Parteien ein volles Feld der Intrigue. Seine Mutter, die Königin-Wittwe Katharina von Medici, hatte unter Heinrich II zu wenig Einfluß gehabt, als daß sie jetzt schon die Zügel der Regierung hätte ergreifen können; sie schloß sich daher, weil sie den alten Montmorency, der eine neue Verwaltung zu bilden suchte, nicht leiden mochte, den bereits am Hofe so mächtigen Guisen an, deren Nichte, die schöne, kaum 18jährige Maria Stuart, die Gemahlin des jungen Königs —, und deren Haupt Franz von Guise war. Durch diese Verwandtschaft mit der jungen Königin und durch den Beitritt der Königin-Wittwe gestärkt, verdrängten die Guisen die Partei Montmorency gänzlich vom Hofe und bekamen so die alleinige Leitung des Staates.

Katharina von Medici, die Mutter und Vormünderin des jungen Königs Franz II, eine Frau von kräftiger Gestalt, von vielem Verstand und großer Beweglichkeit des Geistes, trat jetzt erst allmählich aus dem Hintergrund hervor, durfte es aber lange nicht wagen, sich der Partei der Guisen zu entwinden, und richtete sich in ihrer Politik fortwährend nach den Umständen, um sich in ihrer Stellung zu erhalten und ihre dynastischen Zwecke zu verfolgen. „Sie beförderte die schwächere Partei, so lange sie ihr dienen konnte, doch mit Vorsicht; der stärkeren, selbständig werdenden, setzte sie die andere entgegen, ohne sich ihr doch völlig anzuschließen; sie wollte sie beide brauchen, beherrschen, sich nicht von ihnen brauchen, beherrschen lassen. Niemand traute ihr, sie traute Niemanden. — Ihre Manier war, Jedermann äußerlich zufrieden gestellt von sich zu lassen. Aber indem sie eine bestimmte Antwort von sich zu geben schien, bemerkte man bald, daß sie noch nicht die letzte Entscheidung ausgesprochen hatte, und indem diese noch erwartet wurde, wechselte sie plötzlich ihre Rede. Nie verlor sie das Entgegengesetzte, das ihr Einhalt gebot, aus den Augen." (Ranke). Dieß Alles gab ihrer Politik einen macchiavellistischen Character, d. h. dieselbe war nur auf die nächstgelegenen, dabei selbstischen Zwecke gerichtet, ohne Hinblick auf ein edleres, höheres Ziel, und oft gestützt auf verwerfliche Mittel der Klugheit. (War es doch Macchiavelli, der für ihren Vater seine Schrift „vom Fürsten" geschrieben hatte! s. XX. 7, 1.) In ihrem Unglauben zum Aberglauben geneigt und nur den

rein äußerlichen Interessen der Kirche hingegeben, beobachtete sie zwar den Schein der Frömmigkeit, liebte aber dabei vorherrschend den sinnlichen Genuß, obwohl in schöner Form: denn aus ihrem Älternhause her hatte sie eine Vorliebe für Kunst und Pracht, dazu ein angeborenes Talent für Anordnung von Festlichkeiten, Aufzügen, Tänzen und Spielen; nicht minder liebte sie die Freuden einer ausgesuchten Tafel. Dadurch wurde sie die Hauptbegünstigerin des französischen Hofluxus. In der berauschenden Luft dieses Hofes empfieng auch die schöne, jugendlich leichte Maria Stuart die ersten verhängnißvollen Eindrücke.

Noch war aber der 66jährige Connetable Montmorency rüstig und hatte in den drei Söhnen seiner Schwester, die das Haupt des alten, angesehenen Hauses Chatillon geheirathet hatte, eine bedeutende Stütze. Diese drei Brüder waren der mittlere Gaspar de Coligny, Admiral von Frankreich, einer der angesehensten Kriegsführer seiner Zeit, der in der Gefangenschaft, in die er bei St. Quentin (1557) gerathen war, durch die Lesung der h. Schrift für den Protestantismus war gewonnen worden, der jüngste d'Andelot, General der Infanterie, ein feuriger, kühn unternehmender Mann, und der älteste, der Cardinal Odet von Chatillon, beide ebenfalls dem Protestantismus geneigt, der seit längerer Zeit in den höchsten Ständen immer mehr Fuß gefaßt hatte.

Admiral **Coligny** war (ungleich seinem Bruder, dem Cardinal, der im Umgang von einnehmendem Wesen war) ein mehr in sich gekehrter, ernster Character, der sich wenig um die Gunst Anderer, am wenigsten um die Gunst des Hofes kümmerte, auch sich von den Feinden seines Glaubens gern abseits hielt. Sein Hauptplatz war im Felde und seine soldatische Strenge wider alle Unordnung und Ungerechtigkeit gerichtet: daher er unerbittlich strenge Mannszucht hielt, aber auch nicht duldete, wenn der Bürger sich an seinen Soldaten vergieng. Seit er das Evangelium kennen gelernt hatte, ergab er sich ihm mit der ganzen Kraft seiner Seele, und sah auch in unglücklichen Begegnungen den Willen Gottes, dem man sich als Christ unterwerfen müsse, ohne zu grübeln. Nach seiner Befreiung aus jener Gefangenschaft, richtete er sich in seinem Schlosse Chatillon ein protestantisches Hauswesen ein, das dann viele Andere zum Muster nahmen. „Er selbst hielt das Morgengebet, versammelte alle zum Haushalt Gehörigen in den gesetzten Tagen und Stunden zur Predigt und zum Gesang der Psalmen; vor dem Genusse der Eucharistie (des h. Abendmahls) suchte er diejenigen mit einander zu versöhnen, von denen er wußte, daß sie entzweit seien." — Mit Calvin stand er und seine Gattin im Briefwechsel. — Es war ihm aber „nicht bestimmt, in der Einfachheit eines patriarchalischen Wesens als priesterlicher Hausvater zu leben: er ward als großes Parteihaupt in die Angelegenheiten von Frankreich und Europa verwickelt." (Ranke.)

Mit Montmorency verschwägert war Ludwig von Condé, ein Glied des ältern Zweiges der Bourbonen, die, obgleich Prinzen von Geblüt, doch unter den beiden vorigen Königen nicht mehr den Einfluß hatten, wie unter den früheren. Das Haupt dieses Bourbonenzweiges war damals Condé's ältester Bruder Anton, der Besitzer des Fürstenthums Bearn und durch seine Heirath mit Johanna d'Albret, der Erbin Navarra's, Titularkönig dieses kleinen, unter spanischer Hoheit stehenden Königreichs: er war jedoch zu schwach, die nach Heinrich's II Tod ihm gebührende und ihm auch von Montmorency anfangs angebotene Stellung am Hofe einzunehmen, um in Verbindung mit der Königin-Wittwe ein Gegengewicht gegen die Guisen zu bilden, — was vielleicht

den Ausbruch des Religionskampfes und in Folge desselben die hundert Jahre später erfolgende völlige Unterdrückung des Protestantismus in Frankreich hätte verhindern können.

Zu den Bourbonen des ältern Zweiges gehörte noch der Cardinal Karl von Bourbon, zweitälterer Bruder Condé's. Die jüngere Bourbonenlinie bestand aus dem Herzog von Montpensier und dem Prinzen La Roche-sur-Yon. Anton's und Johanna's Sohn war Heinrich von Navarra, von dem noch viel die Rede sein wird. Alle diese bourbonischen Prinzen, mit Ausnahme des Cardinal's neigten zum Protestantismus. Sowohl Johanna selbst, als auch die Prinzessin von Condé (eine Verwandte Coligny's) und die Herzogin von Montpensier waren dem neuen Glauben eifrigst ergeben.

Sobald die Guisen die volle Macht am Hofe hatten, veranlaßten sie eine neue Verfolgung der Protestanten durch königliche Edicte, denen gemäß alle religiösen Versammlungen der Protestanten bei Todesstrafe verboten, ihre Versammlungshäuser niedergerissen, jeder des reformirten Glaubens Verdächtige in's Gefängniß geworfen und jeder Überführte dem Scheiterhaufen übergeben wurde.

Kurze Zeit vor Heinrich's II Tode fragte dieser König den Bruder Coligny's, d'Andelot, um seine Religionsansicht. Dieser antwortete: „In dieser Beziehung, Sire, kann ich mich nicht verstellen, noch Gott betrügen; verfügen Sie über mein Leben, meine Güter, meine Ämter; meine Seele aber ist nur Gott unterworfen, von dem ich sie empfangen habe, und dem ich allein als dem mächtigsten Herrn gehorchen muß: mit Einem Wort, ich will lieber sterben, als in die Messe gehen!" Auf diese freimüthige Rede ließ ihn der König — verhaften. Als nachher der König in der letzten von ihm geleiteten Parlamentssitzung bei der Berathung einer Protestantenverfolgung bemerkte, daß fünf Parlamentsräthe ihm in ihrer reformirten Gesinnung widersprachen, ließ er sie verhaften, darunter den Anna du-Bourg, der nach dem Antritt der Regierung Franz II eines der ersten Opfer der Verfolgung war: er wurde erdrosselt und sein Leichnam verbrannt. Die Verfolgung nahm auch dadurch einen fanatischeren Character an, weil man den Protestanten, wie den Christen in den ersten Jahrhunderten, Schuld gab, daß sie unnatürliche Gräuel in ihren Versammlungen verübten.

Obgleich die neue Verfolgung alle Gefängnisse füllte und Todesstrafen und Verbrennungen in Menge sich folgten, so mehrte doch der Haß gegen den tyrannischen und unsittlichen Hof die Anhänger der Reformation, die besonders an einem großen Theile des seiner alten Rechte beraubten Adels seine Hauptstütze hatte. Diese Partei setzte alle ihre Hoffnung auf eine Zusammenkunft der Reichsstände: da jedoch diese Hoffnung zu weitaussehend war und ihre berühmtesten Rechtsgelehrten und Theologen eine bewaffnete Vertheidigung für rechtmäßig erklärten, aber zu diesem Zweck einen Prinzen von Geblüt an die Spitze zu stellen riethen: so gab sich die Partei den Prinzen Condé zum Führer. Doch ist es historisch nicht ausgemacht, daß sich die Verschwornen mit Condé selbst verabredet hätten. Er leugnete es wenigstens stets. Seit dieser Zeit erhielten die französischen Reformirten den Namen Hugenotten.

Gleichzeitige Erklärer bringen diesen Namen, der „zunächst eine plötzlich erscheinende tumultuarische Menge" bezeichnete, mit der in der Gegend von Tours heimischen Sage von König Hugo Capet's wilder Jagd in Verbindung. „Wie sich die Sage vom wilden Jäger allenthalben an die berühmtesten Namen schloß — an Artus, Karl den Großen ꝛc. — so in Frank-

reich an Hugo Capet." Daher auch die Schreibung Hugonotten. Erst später kam (durch Mezeray) die Ableitung von dem Worte Eidgnos (Eidgenosse) auf. Man unterschied Hugenotten des Staates und Hugenotten der Kirche.

Zunächst faßten sie den Plan, sich des Königs zu bemächtigen, um die Guisen zu stürzen. Es war dies die sogenannte Verschwörung von Amboise, die von dem Edelmann Godefroi von Barry, genannt de la Renaudie, unternommen, aber von den Guisen vereitelt wurde. Die Gläubigen unter den Hugenotten hatten sich von dieser Sache fern gehalten und mißbilligten sie auch nachher in einer eigenen Eingabe.

Die Verschwornen hatten sich mit den Reformirten der französischen Schweiz verbunden und unter dem gleichgesinnten Adel der Provence und der westlichen Provinzen einen großen Anhang gewonnen. Da aber der Anschlag dem Herzog von Guise entdeckt wurde, brachte dieser den jungen König, der damals in Blois Hof hielt, nach Amboise, das durch ein festes Schloß und eine Besatzung geschützt war. Weil nun hierauf der König den Herzog zum Generalstatthalter von Frankreich erhob, so ließ die Königin-Mutter die drei Brüder Chatillon kommen, um sich mit ihnen zu berathen. Admiral Coligny erklärte, daß sich die Bewegung nur durch die Einstellung der Verfolgungen und durch die Gewährung der Gewissensfreiheit bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils stillen lassen werde. Da der gemäßigte Kanzler Olivier dem Rathe beistimmte, so erschien ein königliches Edict vom 5. März 1560, das einige Freiheit gewährte, die Prediger und Verschwornen aber von der Amnestie ausnahm. Das Parlament hatte dieses Edict zwar sanctionirt, aber auf Anstiften des Hofs insgeheim dagegen protestirt!

Da aber die Häupter der Verschwornen schon zu weit vorgegangen waren und an 1500 Edelleute von verschiedenen Seiten herbeizogen, so sandte ihnen der König den Herzog von Nemours entgegen, mit der Aufforderung, unter Zusicherung freien Geleites ihr Anliegen durch eine Deputation vor den König zu bringen. Kaum waren aber fünfzehn von ihnen zu diesem Zweck, im Vertrauen auf die schriftlich erhaltene Zusicherung in Amboise angekommen, als sie (am 17. März 1560), festgenommen, gefoltert und sofort theils gehängt, theils geköpft wurden, während die Waffengenossen des Herzogs von Guise über die einzelnen Schaaren herfielen und sie theils niedermachten, theils gefangen nahmen. Auch De la Renaudie, (ein Mann dem die Guisen, seinen Schwager hingerichtet hatten) fiel in dem Kampf; sein Kopf wurde auf einen Pfahl ausgesteckt. An 1200 verloren das Leben. Schon gleich nach der Entdeckung der Verschwörung hatte sich Condé an den Hof nach Amboise begeben und, um seine Unschuld darzuthun, an der Vertheidigung von Amboise Theil genommen; ja er wohnte sogar den Hinrichtungen der Gefangenen bei. Da mehrere derselben auf der Folter gegen ihn aussagten, so erbot er sich zum Erweis seiner Unschuld zu einem Zweikampf. Dennoch rieth der Cardinal von Lothringen, ihn hinzurichten; weil aber der Herzog von Guise seine Hinrichtung für zu gefährlich hielt, wenn man nicht zugleich auch den König von Navarra unschädlich machen könne, so entließ er, in der Erwartung gelegnerer Zeit, ihn ungehindert auf seine Besitzungen. Nun mäßigte auch der Cardinal eine Zeit lang seine Politik, so daß die Protestanten behaupteten, in ihrer Sache Recht erhalten zu haben, und sich sicherer fühlten. — Zwar verlangten nun die Guisen die Einführung der Inquisition, aber der neue Kanzler L'Hopital, der an die Stelle des unterdeß verstorbenen Olivier getreten war, gieng nicht darauf ein, sondern erließ, unterstützt von der Königin-Mutter, im Mai 1560 das Edict von Ramorantin, das die Untersuchungen gegen die Protestanten zwar ausschließlich den Bischöffen übertrug, doch für die Protestanten den Zwang, dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen, aufhob, die übrigen Gesetze gegen sie aber in Kraft ließ. — Der weise L'Hopita

pflegte zu sagen: Wozu Scheiterhaufen und Foltern? Befleißigen wir uns der Tugend und guter Sitten und bekämpfen wir dann die Ketzerei mit Liebe, Gebet, Überzeugung und mit dem Worte Gottes, wie es sich in einem solchen Kampfe gebührt!"

Da die Guisen aus dem Vorfall zu Amboise die Tiefe der gegen sie gerichteten Unzufriedenheit erkannten, so gaben sie dem von einer Notabeln-versammlung ausgesprochenen Verlangen nach einer Berufung der Reichsstände nach, aus denen sie eine Mehrzahl eifriger Katholiken und Feinde der Bourbonen für sich zu gewinnen hofften. Ehe aber die Ständeversammlung zu Orleans eröffnet wurde, sollten die beiden bourbonischen Brüder, nämlich Anton von Navarra und Prinz Condé, welcher letztere sich mit den Montmorency's in neue Plane eingelassen und den Ausbruch von Kämpfen im Lyonnais, in der Dauphiné und Provençe begünstigt hatte, unschädlich gemacht werden. Sie wurden daher ebenfalls zur Versammlung einberufen und, nachdem man sie beredet hatte, ihr 800 M. starkes Gefolge unterwegs in Verteuil zurückzulassen, gleich nach ihrer Ankunft in Orleans verhaftet. Schon war zur Verurtheilung Condé's, gegen den allein sich Beweise aufbringen ließen, der Tag bestimmt, der auch zugleich der Tag der Hinrichtung beider Brüder werden sollte, schon der Henker herbeigeholt und das Schaffot errichtet, — als plötzlich der stets kränkliche König Franz II so gefährlich erkrankte, daß die Ärzte ihn aufgaben. Rasch wollten die Guisen noch vor dem Tode des Königs die Hinrichtung vornehmen lassen: allein Katharina von Medici, unterstützt sowohl vom Kanzler L'Hospital, der, wie sie, das Übergewicht der Guisen fürchtete, als auch vom Staatsrathe, der beim bevorstehenden Regentenwechsel die Verantwortlichkeit scheute, willigte nicht ein, fest entschlossen, sich mit Hülfe dieser Bourbonen die anmaßenden Guisen vom Halse zu schaffen. Als daher Franz (Dez. 1560, 18 Jahre alt) starb, übernahm Katharina mit überlegenem Geist für Franzens zehnjährigen Bruder Karl IX die Regentschaft; Anton von Navarra wurde zum Generalstatthalter von Frankreich erhoben; Condé wurde in Freiheit gesetzt; er und Coligny erhielten Sitz und Stimme im Conseil: Die Guisen mußten zurücktreten.

3. Das Triumvirat unter dem Herzog von Guise. Das vergebliche Colloquium zu Poissy. Das Edict vom Januar. Das Blutbad von Bassy. Der Hof wieder in den Händen der Guisen und der strengkatholischen Partei. Conföderation der Hugenotten unter Condé. Erster Hugenottenkrieg. Condé's Niederlage. Guise's Ermordung vor Orleans. Der Friedensvertrag von Amboise.

Auf diese Weise von den Guisen, ihren bisherigen Nebenbuhlern in der Macht, befreit, gieng Katharina nun, mit Unterstützung des dem Staatsrath vorsitzenden Kanzlers L'Hospital darauf aus, ihre Gegner zu trennen und dieselben im gegenseitigen Kampf ihre Kräfte sich aufreiben zu lassen. Allein der Wurf gieng über sein Ziel hinaus. Die

Begünstigung der Bourbonen erregte in dem alten Connetable Montmorency die Besorgniß, es möchte durch sie der Protestantismus aufkommen und er dabei seine, auf Kosten desselben erworbenen Reichthümer verlieren. Er brach daher mit seinen alten Freunden und schloß sich mit dem Marschall von St. André dem Herzog von Guise an, so daß man diese Verbindung das Triumvirat nannte.

Unterdeß traten 1561 die Reichsstände wirklich zusammen. Weil von den drei Ständen der Adel und der tiers-état (der dritte Stand) im Allgemeinen gegen die Geistlichkeit gestimmt waren, so theilte der Kanzler für diesmal den Reichstag und ließ die Geistlichkeit in Poissy, die beiden andern Stände in Pontoise tagen.

Die letzteren genehmigten die getroffene Zusammensetzung der Regierung und verlangten nur die Entfernung der Cardinäle und Prinzen fremden Stammes aus dem Staatsrathe, weil erstere dem Papst verpflichtet, letztere als Fremde nicht über die Interessen der Nation entscheiden könnten. Ferner verlangten sie die Einberufung der Stände alle zwei Jahre, in der Religion Gewissensfreiheit, Einräumung einer Kirche für die Hugenotten in jeder Stadt, Einziehung der Güter des Klerus zur Bezahlung der Staatsschulden und zu andern allgemeinen Bedürfnissen, — Forderungen, die zum Theil mit dem Geiste der damaligen Zeit im geradesten Widerspruch standen: daher sie auch eben so großes Staunen, als Schrecken erregten.

Merkwürdiger Weise schienen sich in der Versammlung der Geistlichen zu Poissy Neigungen der Toleranz in so weit geltend zu machen, daß man ein Religionsgespräch beider Confessionen, das sogenannte Colloquium von Poissy, veranstaltete, dem aber theilweise auch die Absicht zum Grunde lag, die Hugenotten, namentlich im Puncte der Abendmahlslehre, mit einander in Widerspruch zu bringen und dadurch ihre Kraft zu brechen. Allein die Disputation führte zu keinem Resultat.

An der Spitze der katholischen Colloquenten stand der gelehrte und gewandte Cardinal von Lothringen, der schon früherhin, um die deutschen Protestanten zu gewinnen, laut die lutherische Lehre vom h. Abendmahl gebilligt hatte. Auch andere Bischöffe neigten sich einigermaßen dieser Auffassung zu. Allein reformirter Seits leitete Calvin's Freund und Nachfolger in der Genfer Reformation Theodor von Beza (XIX. 11, 2) die Unterredung, und da er, dem reformirten Prinzip gemäß, die leibliche Gegenwart Christi in diesem Sacrament läugnend, sich des nackten Ausdrucks bediente: „Christi Leib ist so weit vom Brot und Wein entfernt, als der Himmel von der Erde!“ — so sprangen der Cardinal Tournon und der größte Theil der Prälaten auf und riefen: „Er hat Gott gelästert!“ Somit brach man das Colloquium ab, das man zum großen Verdrusse des Papstes begonnen hatte.

Um nun die aus den Forderungen der beiden andern Stände drohende Gefahr abzulenken, versprach die Geistlichkeit, auf sechs Jahre jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Livres zur Auslösung der verpfändeten Domainen zu zahlen, und ließ durch d'Andelot, dessen Calvinismus kein Geheimniß mehr war, den beiden andern Ständen in Pontoise Duldung des neuen Glaubens versprechen, wogegen diese die von der Regierung geforderten Steuern bewilligten und ihre übrigen Forderungen fallen ließen. Da jedoch die katholische Partei großen Widerspruch erhob, so genehmigte das königliche Edict vom Januar 1562 zwar die Abhaltung des refor-

mirten Gottesdienstes, jedoch nur auf dem Lande, und das Parlament sanctionirte es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß damit keine Billigung der neuen Lehre sollte ausgesprochen sein.

In diesem Januaredict wurden die Protestanten verpflichtet, keine andere Lehre vorzutragen, als „die in den Büchern des alten und neuen Testaments und in dem Symbol des Concils von Nicäa enthalten sei; sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen und ihre Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten.“ Die Hugenottischen Prediger nahmen es mit Freuden an, wiewohl sie noch mehr gewünscht hätten; aber im Vergleich mit dem Zustand der Ungesetzlichkeit, worin sie bisher gelebt hatten, war nun doch ihr Loos erleichtert; sie waren von keiner Provinz, von keinem Ort mehr ausgeschlossen; sie hatten nun doch eine gesichertere Existenz.

Da aber dieses Edict zugleich den Hugenotten alle Kirchen in den Städten zu räumen und alle dem Klerus entrissenen Güter herauszugeben befahl, so wurden die Leidenschaften wieder reger; und da anderseits die Partei des Triumvirats alles aufbot, um die den Hugenotten gemachten Zugeständnisse zu vereiteln: so bedurfte es nur einer geringen Veranlassung, die Flamme des Bürgerkriegs zu entzünden. Diese blieb nicht aus, und das sogenannte Blutbad von Vassy gab das Signal zum Beginn der neun Religionskriege, in welchen Frankreich durch die gräuelvollen Frevel beider Parteien in's tiefste Elend gestürzt werden sollte.

Das „Triumvirat“ hatte im Einverständniß mit Philipp II von Spanien den schwachen König Anton von Navarra durch die Hoffnung auf das Königreich Sardinien und auf die Hand der jungen Wittwe des Königs Franz II (Maria Stuart, der Nichte der Guisen) zum Abfall vom Protestantismus und zur Wiederannahme des Katholicismus gebracht und den Herzog Franz von Guise nach Paris berufen, um mit seiner Hülfe den Prinzen von Condé zu entfernen, weil dieser die Hugenotten in aller Weise förderte und man von ihm befürchtete, er möchte sich daselbst, wo man bereits 20,000 Hugenotten zählte, durch einen Handstreich der Stadt bemächtigen. — Auf der Reise dahin kam der Herzog von Guise von Joinville aus durch das nahe Städtchen Vassy (in der Champagne), wo Hugenotten unter dem Schutze des Edicts in einer Scheune versammelt waren und ihren Sonntagsgottesdienst hielten. Als Guise dieß hörte, gieng er, das Schwert an der Seite, mit seinem bewaffneten Gefolge auf jene Scheune los, und als die Versammelten das Thor schließen wollten, griffen seine haßerfüllten Leute an, und es kam zu einem Handgemenge, in welchem 60 Protestanten fielen und 200 verwundet wurden. Diese „massacre de Vassy“ betrachteten die Protestanten als angestiftet; die Katholiken behaupteten, sie sei nur zufällig entstanden. Guise selbst leugnete nicht, daß er mit seinen Leuten auf die Scheune losgegangen sei, behauptete aber, er habe nur mit den Leuten aus Joinville, die zu seinen Unterthanen gehörten, und sich in der Versammlung befunden hätten, reden wollen, und dabei sei er zuerst mit einem Stein geworfen worden! Die Katholiken aber priesen dieses blutige Ereigniß als eine Großthat, und als er in Paris ankam, wurde er fast wie ein König empfangen.

Vergebens baten die Hugenotten um Bestrafung dieser Verletzung ihres Rechts. Katharina war selbst von der Partei der Guisen bedroht: in Fontainebleau, wohin sie sich, um freiere Hand zu bekommen, mit dem jungen König und dem Hofe begeben hatte, sollte Condé auf ihre Bitten sie und den König schützen; aber Anton von Navarra

kam ihm zuvor und führte beide wieder nach Paris zurück, so daß, da Condé in der Überzeugung sich gegen die Übermacht nicht halten zu können, mit den Hugenotten Paris verließ, nunmehr der Hof und die Hauptstadt ganz in den Händen des Triumvirats und der strengkatholischen Partei war. Katharina „fügte sich in das Unvermeidliche".

Nun beschloß Condé, — gestützt auf seine Berechnung, daß die Protestanten bereits 2150 Kirchen inne hatten und 50000 Bewaffnete stellen konnten, — mit den Waffen in der Hand dem Protestantismus das Recht einer geduldeten Existenz zu erkämpfen, und suchte den Admiral Coligny zur Theilnahme zu bewegen. Zuerst widerstand Coligny, der die überlegenen Kräfte der Gegner besser schätzen konnte, bis er endlich, durch seine für den evangelischen Glauben begeisterte Gattin bewogen, nachgab.

Hierauf bemächtigte sich Condé mit Hülfe d'Andelot's der festen Stadt Orleans, die von Anfang an viele Anhänger der Reformation in ihren Mauern zählte, und machte sie zu seinem Waffenplatz. Da die protestantischen Geistlichen es für eine Pflicht erklärten, die Religion zu vertheidigen und die Königin mit dem König zu befreien, damit das Edict aufrecht bliebe, so traten überall die Hugenotten in die Waffen, und während man in Paris das Edict zurücknahm, ließ es Condé in allen Orten, wohin seine Macht reichte, in Erinnerung bringen. In allen Theilen Frankreich's erhob sich der protestantische Adel (darunter, außer den Chatillons, die Croy, Rochefoucault, Rohan, Grammont, Montgomery, Genlis) im Ganzen an 3000 Edelleute, und stellten sich in einer förmlichen Conföderationsacte unter die Leitung Condé's. Ein eigenes Manifest erklärte diesen Schritt als das einzige Mittel, den Protestantismus vor Unterdrückung zu retten. Unter den Städten waren im Norden die meisten in der Normandie und an der Loire, im Süden die bedeutendsten Handelsstädte mit ihren freieren Municipalverfassungen und demokratischen Sitten, so wie viele andere Städte in Guyenne und Langued'oc, in der Dauphiné und Provençe die eifrigsten im Anschluß. Die namhaftesten darunter waren außer Orleans: Tours, Bourges, Poitiers, Havre, Caen, Rochelle, Lyon, Grenoble, Nismes, Montpellier u. a.

Während die Häupter beider Parteien vergeblich Ausgleichungen versuchten, das Parlament aber ein neues Edict erließ, das im Grunde die Hugenotten jeder Verfolgung der Katholiken preisgab, erhob sich zunächst im Süden der Kampf, der durch den leidenschaftlicheren Character der Bewohner auf beiden Seiten die größten Gräuel zur Folge hatte, so daß Fingerabschneiden, Aufhängen an den Beinen, Hinauswerfen aus den Fenstern, Hinabstürzen von hohen Felsen 2c. an der Tagesordnung war.

Anfangs schien — ausgenommen um Paris, wo die Triumvirn und Anton von Navarra mit ihrem Heere standen, — der Kampf für die Hugenotten eine günstige Wendung zu nehmen. Allein die Gegner hatten in dem Hofe, im Klerus, in den Parlamenten und Tribunalen, in den größtem Theile des Landvolks, so wie in der Verbindung mit Rom und Spanien, an den mannichfaltigsten Mitteln ein solches Übergewicht, daß die Protestanten schnell hätten unterliegen müssen, wenn nicht die Königin-Mutter, um nicht ganz dem Triumvirat zum Werkzeug dienen zu müssen, die Vernichtung der Protestanten möglichst aufzuhalten gesucht hätte.

Als die Hugenotten mehr und mehr in's Gedränge kamen und besonders in der Normandie eine Stadt nach der andern verloren, wandte sich Condé an die Königin Elisabeth von England um Hülfe und erhielt gegen die Einräumung von Havre und gegen das Versprechen, ihr einst Calais wieder auszuliefern, Geld und Truppen, welche Havre, Dieppe und Rouen besetzen sollten. Um nun der Besatzung von Rouen zuvorzukommen, zog das Triumviratsheer mit dem königlichen Heere unter Navarra vor diese von einer kleinen Hugenottenschaar vertheidigte Stadt. Obgleich Anton von Navarra bei einem Sturm tödtlich verwundet ward und starb, so wurde doch Rouen von dem Herzog von Guise eingenommen. Als hierauf Condé Havre zu erreichen suchte, traf er an der Eure bei Dreux auf ein königliches Heer unter dem alten Connetable Montmorency und verlor, obwohl dieser sein Gegner verwundet und gefangen wurde, die Schlacht sammt der Freiheit. Doch sammelte Coligny die noch unzersprengten Schaaren des Heeres und führte sie seinem Bruder Andelot zu, der Orleans vertheidigte, warf sich dann mit einem frischen Heer in die Normandie und eroberte Caen. Unterdeß rückte Franz von Guise vor Orleans, ward aber, während der Belagerung, in der Nähe eines Gehölzes von einem fanatischen hugenottischen Edelmann durch einen Meuchelschuß getödtet. Der Thäter Poltrot de Meray, wurde ergriffen und sagte auf der Folter, um sein Loos zu mildern, auf Coligny und Beza aus, wiederrief aber wieder und wurde geviertheilt.

Sein Fanatismus war durch den allgemeinen Grimm erregt, der sich seit der Blutthat von Vassy gegen den Herzog Guise gerichtet hatte; denn allenthalben betete man in den hugenottischen Versammlungen, daß Gott sein Volk von demselben befreien möchte. Als Guise nun Orleans, die Hauptburg des Protestantismus, belagerte, erschien er gefährlicher als je, und so glaubte sich jener Fanatiker zu dieser That berufen. Er theilte sein Vorhaben einigen Predigern mit, die ihn aber abmahnten. Weil nun das Gerücht gieng, es seien katholischer Seits Mörder gegen Coligny und seinen Bruder, so wie gegen Condé gedungen, so wagte es Poltrot, dem Coligny eine Andeutung von seinem Vorhaben zu geben; allein Coligny bestärkte ihn nicht; er unterließ es nur, den Herzog, den er schon früher einmal vor einem ähnlichen Attentat gewarnt hatte, abermals zu warnen. — In den religiösen Versammlungen sprach man nachher von den Gerichten Gottes und wie dadurch der Herzog seine Schuld von Vassy gebüßt habe. (Vergl. Ranke fr. Gesch. I.)

Der Tod dieses mächtigen Mannes befreite die Protestanten von ihrem heftigsten Gegner und die Königin-Mutter von ihrem lästigsten Rivalen. Nun konnte Katharina hoffen, einen von ihr stets gewünschten, ihre dynastischen Zwecke fördernden Frieden zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen. Sie ließ die gefangenen Häupter vor sich kommen und unterhandelte mit ihnen den Friedensvertrag von Amboise (1563), der den Hugenotten freien Gottesdienst, und zwar den großen Vasallen im Umfang ihres Gebietes, den kleineren Edelleuten in ihren Schlössern oder Häusern, dem Volke in einer bestimmten Stadt jedes Amtsbezirks erlaubte. Nur in Paris sollte die Ausübung des Calvinismus nicht gestattet sein. — Da die Engländer Havre noch inne hatten und nicht herausgeben wollten, ließ Katharina diese Stadt durch ein königliches Heer, dem sich Condé selbst beigesellte, zurückerobern. Man sah, „es gab nun wieder eine königliche Gewalt in Frankreich".

4. Großjährigkeitserklärung Karl's IX. Katharina's und des Königs Reise in die südlichen Provinzen. Scheinbare Versöhnung der Guisen mit den Chatillons (Coligny). Zweiter Hugenottenkrieg. Montmorency's Fall. Friedensvermittlung. Wendung der bisherigen Politik Katharina's. Befehl zur Verhaftung Condé's und Coligny's. Die Hugenotten in Rochelle. Dritter Religionskrieg. Ermordung Condé's. Heinrich von Navarra und der junge Condé. Wechselfälle. Der Friede von St. Germain.

Während die Hugenotten, besonders Coligny, mit diesem einseitig geschlossenen und beschränkten Frieden unzufrieden waren, fanden ihn die Katholiken noch zu günstig und mit Mühe erhielt er vom Parlament die Einregistrirung. Katharina hatte bei Eingehung desselben dem Prinzen Condé Hoffnung auf die Generalstatthalterei gemacht; um ihm nun dieselbe nicht geben zu müssen, — theils weil sie seine Energie fürchtete, theils weil allerdings ein Protestant an der Spitze der Regierung gegenüber der Mehrzahl der Katholiken zu gewagt schien, — so ließ sie auf den vermittelnden Rath L'Hopital's Karl IX großjährig erklären (1564) und von ihm in dem Edict von Roussillon den Frieden von Amboise mit der Anfügung bestätigen, daß keine Partei die andere angreifen, noch fremde Bündnisse eingehen solle.

Katharina hatte nach dem Frieden von Amboise die schwierige Aufgabe, die von Zeit zu Zeit wieder aufflammende Hitze der Parteien zu mäßigen und beide im Gleichgewicht zu erhalten, was ihrer Klugheit eine Zeit lang gelang, indem sie sich bei ihren Entschließungen nach der Lage der Umstände richtete und die eine oder die andere Partei bald durch Begünstigungen mit Hoffnungen, bald durch Zurückweisungen mit Besorgnissen erfüllte. Der Parteigeist war aber mächtiger als sie und ihre Regierung, und selbst die Klagen Condé's, daß man katholischer Seits an den wenigsten Orten den Frieden halte und daß seit demselben 132 Mordthaten an den Protestanten verübt und nicht bestraft worden

wären, halfen nichts, da auch die gerechteren Beamten oft nicht einzuschreiten wagten, die andern aber nicht wollten.

Um ihrem Sohne, dem volljährig erklärten König Karl IX, auch die südlichen Provinzen zu zeigen, machte Katharina mit ihm eine Reise dahin. Auf derselben machten Einige vom Hofe den jungen König geflissentlich auf die, vom ersten Kriege herrührenden Verwüstungen aufmerksam und nannten die Hugenotten die alleinigen Urheber derselben, so daß sich seinem Gemüthe ein tiefer Abscheu vor den Protestanten einprägte. Die Lust an neuen Gütereinziehungen hatte im südlichen Frankreich bereits wieder zu antiprotestantischen Vereinen geführt und auch der Herzog von Montpensier war im Begriff, sich an die Spitze eines solchen zu stellen; aber Katharina billigte aus Klugheit diese Vereine nicht.

Da diese Reise auch nach Bayonne führte, wo Katharina mit ihrer Tochter, der Königin Elisabeth von Spanien, eine Zusammenkunft hielt, so ließ der Herzog von Alba, den ihr Philipp II mit den ausgedehntesten Vollmachten beigegeben hatte, nichts unversucht, die Königin-Mutter zu stärkeren, entschiedeneren Vorkehrungen gegen die Hugenotten zu vermögen, und erhielt von einigen Begleitern Katharina's volle Beistimmung, namentlich von dem Cardinal von Guise, der sogar vorschlug, sämmtliche protestantische Prediger aus dem Lande zu jagen und die höchsten Häupter der Hugenotten aus dem Weg zu schaffen. Allein Katharina gieng nicht darauf ein, weil daraus ein Krieg entstehen würde; auch wies sie die Zumuthung, den gemäßigten Kanzler L'Hopital abzusetzen, noch mit Entschiedenheit zurück. Daher gab es bei der Abreise von Bayonne spanischer Seits einen kalten Abschied. Doch hielt sich Alba nachher desto fester an die katholischen Parteihäupter in Frankreich.

Die Angabe Mancher, daß schon damals zu Bayonne von Seiten Katharina's in einer geheimen Unterredung der Plan zur Vertilgung der Hugenotten oder ihrer Häupter in der später versuchten Ausführungsweise gemacht worden wäre, ist historisch nicht begründet. (Vergl. Ranke's franz. Gesch. I. S. 271). Doch ist es wahr, daß die Friedensliebe Katharina's kein höheres Motiv hatte, als einen Krieg zu vermeiden, um im Frieden ihre Gegner um so leichter zu schwächen und aufzulösen, und daß sie in machiavellistischer Klugheit oft auswärtigen Gesandten äußerte, daß sie hoffe, allmählich Frankreich „in den alten Zustand" zurückzuführen. Von einer Hinneigung zur Lehre der Hugenotten war keine Spur in ihr; vielmehr hielt sie äußerlich sich streng zu ihrer Kirche, und wies jenen Verdacht „mit einer Art beleidigter Entrüstung" von sich.

Nach der Rückkehr von der oberwähnten Reise begab sich der Hof nach Moulins zu einer Notabeln-Versammlung, in welcher eine Reform der gesammten Magistratur und des gerichtlichen Verfahrens berathen und durch eine Ordonnanz bestätigt wurde, welche bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Grundlage der französischen Gesetzgebung geblieben ist. Bei dieser Gelegenheit fand eine scheinbare Versöhnung der Guisen mit den Chatillons, besonders mit Coligny, Statt, den sie bisher der Theilnahme an der Ermordung des Herzogs bezichtigt hatten. Denn Coligny erklärte vor dem geheimen Rath des Königs „gleich als vor Gott", daß er an der Ermordung des Herzogs Guise keinen Theil gehabt habe, und

wurde von aller Schuld frei gesprochen. (Der älteste Sohn des Ermordeten aber, Heinrich von Guise, und der Herzog von Aumale schloßen sich übrigens von dieser Versöhnung aus.)

Weil nun aber Condé forderte, daß man mit dem königlichen Heere den Einzug Alba's in die gegen Spanien aufgestandenen Niederlande verhindern solle, der allerdings auch den französischen Protestanten die größte Gefahr drohte, so faßte die Königin, welche hinter dieser Forderung ehrgeizige Absichten vermuthete und ihre Politik, Spanien gegenüber, gefährdet sah, eine offene Abneigung gegen Condé, so daß dieser für gut hielt, den Hof zu verlassen, während sein Hauptgegner, der Cardinal von Lothringen, wieder seinen Sitz im geheimen Rath einnahm.

So hatten also des Friedens ungeachtet die Reibungen zwischen den Parteien fortgedauert, bis die Bedrückungen der Protestanten in ihrer Steigerung im J. 1567 zum zweiten Hugenottenkrieg führten, der dem greisen Montmorency bei St. Denis das Leben kostete und durch diese für die Hugenotten glückliche Wendung ihnen im Frieden zu Longjumeau (28. März 1568) wenigstens die Erneuerung des vorigen Vertrags verschaffte.

Beginn und Verlauf des Kriegs war folgender. Die Katholiken waren fast überall die Angreifer, sie bedrohten und verletzten die Hugenotten in ihren Gottesdiensten, Besitzungen und Personen, rissen die Mauern ihrer Städte ein und bauten Citadellen, um sie im Zaum zu halten. Die Hugenotten, von ihren Geistlichen zum Glaubensmuth entflammt, ließen es in fleischlichem Eifer an Rache nicht fehlen. Condé und Andelot machten einen Versuch, sich des Königs zu bemächtigen; Coligny war zwar Anfangs dagegen, gab aber dem Andringen der durch die äußersten Besorgnisse erregten Edelleute nach. Allein Katharina wurde rechtzeitig davor gewarnt, und entkam mit ihrem Sohne durch die Hülfe der Schweizergarde nach Paris. Der Cardinal aber, auf den es hauptsächlich abgesehen war, entfernte sich eiligst vom Hof und entfloh nach Rheims.

Allenthalben griff man nun zu den Waffen; aber ehe noch Condé mit seinen Rüstungen fertig war, wurde er mit seinem kleinen Häuflein von dem 80jährigen Connetable Montmorency mit 19000 M. bei St. Denis angegriffen. Doch der Connetable wurde gleich anfangs tödtlich verwundet und sein großes Heer wäre fast geschlagen worden, wenn nicht seine Schweizer den Sieg errungen hätten. Er starb einige Tage darauf.

Condé zog sich hierauf nach Lothringen, wo ihm der Pfalzgraf Johann Casimir, im Namen seines Vaters, des reformirten Kurfürsten Friedrich III, deutsche Truppen zuführte, während anderseits Spanier sich mit dem königlichen Heere vereinigten. Eine Zeit lang wüthete der Krieg besonders in den Südprovinzen auf das heftigste, bis es endlich dem edlen Kanzler L'Hopital gelang, die streitenden Theile zum Frieden geneigt zu machen, der ihnen die Vortheile des Januar-Edicts ohne Einschränkung sicherte. Im Vertrauen auf diesen Frieden zerstreueten sich die Hugenotten wieder in ihre Heimathssitze, während die königlichen Truppen nicht entlassen wurden.

Der Umstand, daß die Hugenotten durch den Anschlag, sich des Königs zu bemächtigen, den Hof in so große Noth gebracht und zuerst wieder zu den Waffen gegriffen hatten, hatte auf die Königin Katharina den ungünstigsten Eindruck gemacht. Sie ließ nun von der bisher eingehaltenen Beobachtung des Gleichgewichts ab, zumal da nicht nur König Philipp II von Spanien ihr jenen Überfall der Hugenotten als einen Act der Rebellion erklärte und seine Hülfe wieder anbot, und Alba in

einem Schreiben ihr vorstellte, „es sei besser, ein Reich durch Krieg zu verderben, als es abfallen zu lassen von Gott und dem Könige zum Vortheil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer", — sondern da auch der Papst Pius V den geschlossenen Frieden mißbilligte und den König aufforderte, seinen Hof und sein Land von den Ketzern zu reinigen. Zu diesen Vorstellungen kam noch die Stimmung der Katholiken in Frankreich, die über die günstigen Bedingungen des Friedens um so unwilliger waren, je mehr bisher die Hugenotten durch ihre Einmüthigkeit ihre Gegner in Schrecken gesetzt hatten; so daß in manchen Provinzen der katholische Adel und Klerus Vereine mit der Clausel schlossen, daß man dem Könige treu bleiben werde, so lange derselbe im katholischen Sinne regiere.

So kam es, daß sich Katharina von jetzt an vorzugsweise auf den Cardinal, der wieder seine Stelle im geheimen Rath eingenommen hatte, stützte, weil er als entschiedener Katholik auf die Pariser (also auch besonders auf die Geldbewilligungen der Stadt) großen Einfluß hatte. Daher konnte sich die gemäßigte Partei im Rathe nicht mehr halten, worin nunmehr die Königin, der Cardinal und der Präsident Birago die Stimmen beherrschten.

Vor Allem wurde nun der Kanzler L'Hopital, der ihr mit seinem beständigen Rath zur Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe lästig geworden war, verabschiedet; den Statthaltern in den Provinzen wurde bedeutet, daß der König den Frieden bald wieder aufheben werde, daher diese die Bedrückungen ihrer Untergebenen gegen die Protestanten nicht rügten und nun allenthalben Gewaltthätigkeiten von der einen, Widersetzlichkeiten von der andern Seite die Gemüther in neue Gährung versetzten. Da die Hugenotten auseinander gegangen waren, konnten die königlichen Truppen leicht die von jenen geräumten Städte und außerdem die meisten festen Plätze und Pässe besetzen, und sich so vertheilen, daß die Häupter der Hugenotten in den verschiedenen Provinzen von einer Vereinigung abgehalten würden. Ja dem Statthalter von Bourgogne, dem durch seinen überstrengen Katholicismus bekannten Tavannes wurde der Befehl ertheilt, den Condé und Coligny zu verhaften.

Daher eilten diese mit ihren Frauen und Kinder nach der festen Stadt La Rochelle, welche keine königlichen Truppen eingelassen hatte, und machten sie zu ihrem Waffenplatz. Auch die glaubensstandhafte Wittwe Navarra's, Johanna d'Albret, flüchtete sich dahin. Allenthalben ertönte bei den Hugenotten wieder der Ruf zu den Waffen, und südlich von der Loire sammelten sich beträchtliche Kriegsschaaren. Da erließ der König ein Edict, wodurch er den protestantischen Gottesdienst bei Todesstrafe verbot, die Prediger verbannte, und sämmtliche früheren Einräumungen zurücknahm. Damit gab er das Signal zum dritten Bürgerkrieg, in welchem die Hugenotten, von den Engländern mit

einigem Geld und Geschütz unterstützt, zwar ihr bisheriges Haupt, den Prinzen Ludwig Condé in dem Treffen bei Jarnac (an der Charente) verloren, aber an dem jungen König Heinrich von Navarra ein neues Haupt bekamen und, ungeachtet einer neuen Niederlage (bei Moncontour 1569) durch Coligny's geschickte Leitung den Frieden von St. Germain en Laye 1570 erzwangen und in demselben freie Religionsübung außerhalb Paris, die Zulassung zu allen Staatsämtern und vier Sicherheitsplätze eingeräumt erhielten.

An der Spitze der königlichen Heere stand Karl's Bruder, der 17jährige Herzog Heinrich von Anjou als Generalstatthalter, welchem der Marschall Tavannes, der nach Guise's Tod für den ersten Feldherrn in den katholischen Reihen galt, als Rathgeber beigegeben war. Da die Regierung in drei Viertheilen des Landes die Obmacht hatte und von Spanien unterstützt war, die Hugenotten aber nur auf geringe Hülfe von Außen zu rechnen hatten, und in ihrem Heere, das meist aus unabhängig sich benehmendem Adel bestand, kein strenger Gehorsam herrschte: so konnte Condé nicht verhindern, daß das königliche Heer über die Charente setzte und seine vom Fußvolk abgeschnittene Reiterei überfiel. Unerachtet des größten persönlichen Muthes wurde Louis Condé gefangen und von dem Leibgardehauptmann von Montesquiou meuchlings erschossen.

Dieser Verlust war für die Protestanten sehr niederschlagend. Da führte ihnen die muthige Johanna d'Albret, die „Debora des Evangeliums", nebst einem Kriegsgefolge ihren Sohn Heinrich von Navarra zu, der nun mit dem Sohne des Gefallenen, dem Prinzen Heinrich von Condé, durch seinen Namen der protestantischen Sache wieder eine Stütze gab, während Coligny's Kriegserfahrung und Thätigkeit, insbesondere sein sittlicher Ernst, ihr die eigentliche Kraft verlieh. Das erkannte auch der Hof; daher der König den Coligny sammt dem Montgomery, der sich neben ihm hervorthat, in die Acht erklärte und auf Coligny's Kopf einen Preis von 50000 Goldgulden setzte. Da nun auch der Herzog Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken vom Elsaß aus den Hugenotten Verstärkung zuführte (wiewohl er selbst auf dem Zuge starb), so wuchsen ihre Hoffnungen wieder. Allein der in ihrem Heere herrschende Geist der Unabhängigkeit ließ keine rechte Einheit in der Kriegführung zu. Vergebens ward Poitiers, das der Herzog von Guise vertheidigte, belagert; Krankheiten brachen aus und Mangel an Allem riß ein, und da vollends die deutschen Reichstruppen in ihre Heimath zu gehen drohten, so sah sich Coligny zur Schlacht von Moncontour genöthigt, in der er von Anjou's überlegenen Streitkräften geschlagen wurde und dabei selbst eine Wunde im Gesicht erhielt. So schien es mit den Protestanten schlimmer als je zu stehen.

Allein Karl's IX Eifersucht auf den beginnenden Kriegsruhm seines Bruders Anjou, die so weit gieng, daß er sich nun selbst an die Spitze des Heeres stellen wollte; desgleichen die Furcht Katharina's, ihren beiden Söhnen dadurch Gelegenheit, sich von ihr unabhängig zu machen, zu geben und ihren tiefern Plan dadurch gefährdet zu sehen, — hinderte die Benützung dieses Siegs. Coligny entkam nach dem Süden, wo er den Muth der Seinen belebte und neue Mittel zum Widerstand bereitete, und schon drang er mit einem Hugenottenheere (darunter 3000 deutsche Reiter) wieder gegen das königliche Heer vor, welches, da Anjou krank war, nur von dem unentschlossenen Marschall von Cossé befehligt wurde, — als der Hof sich beeilte, Vergleichsvorschläge zu machen, die zu jenem für die Hugenotten so vortheilhaften Frieden führten: denn ein länger fortgesetzter Krieg wäre nur Spanien zu Gute gekommen, mit welchem ein tieferes Bündniß einzugehen nicht im französischen Interesse lag; man wollte sich nicht unter die Autorität Philipp's II beugen. Die vier Sicherheitsplätze, die sie erhielten waren La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac.

5. Annäherung des Hofs an die Protestanten. Coligny am Hof. Vermählung Heinrich's von Navarra mit Margaretha von Valois. Die Bartholomäusnacht. Coligny's Tod.

Es hatte sich in den bisherigen Kriegen herausgestellt, daß die Hugenotten wegen ihres unter den Waffen sich stets steigernden Glaubenseifers, wegen der nur im Krieg möglichen stärkeren Concentration ihrer zerstreuten Kräfte, wegen ihres Zusammenhangs mit ihren deutschen Glaubensgenossen, besonders aber wegen der Fähigkeiten ihrer Häupter im offenen Kampfe nicht zu vernichten waren, während sie im Frieden nach niedergelegten Waffen über ganz Frankreich zerstreut und unter die gewöhnlichen katholischen Obrigkeiten zurückkehrend viel leichter durch die kleineren Verfolgungen und Vexationen der Gerichte, des Klerus und des katholischen Landvolks und städtischen Pöbels aufgerieben werden konnten.

Da sich Katharina mit ihren Vertrauten weder zu dem sittlichen Gedanken der Duldung erheben, noch den Muth fortgesetzter offener Bekämpfung des Protestantismus gewinnen konnte, so mußten Heuchelei und Treulosigkeit, Verrath und Tücke und zuletzt kalte Grausamkeit die Mittel zur Erreichung des Zieles sein, das man sich gesetzt hatte. Um zunächst dem zu diesem Ziele führenden Frieden die nöthige Dauer zu verschaffen, wurde vor Allem eine Annäherung sowohl an die Häupter der Hugenotten, als auch an die mit ihnen sympathisirenden Fürsten des Auslands angestrebt. Die schon länger her deßhalb eingeleitete Vermählung Karl's IX mit der Tochter des Protestanten-freundlichen Kaisers Maximilian's II wurde vollzogen; den Gesandten der deutschreformirten Reichsfürsten wurde Hoffnung auf ein Trutz- und Schutzbündniß gemacht; mit England wurde eine (nachher nicht zu Stande gekommene) Vermählung Heinrich's von Anjou mit der Königin Elisabeth unterhandelt, so daß durch alles dieß die auswärtigen Protestanten beruhigt wurden.

Diesen Schritten der auswärtigen Politik des französischen Hofes lag in Bezug auf Deutschland zugleich die Hoffnung zum Grunde, sich einen Weg zum deutschen Kaiserthron zu eröffnen, den man bei der nächsten Erledigung leichter zu bekommen gedachte, wenn man sagen könnte, Frankreichs König fühle sich nunmehr durch die Pacification in seinem Lande berufen, gleichmäßig für die Katholiken, wie für die Protestanten schützend einzutreten! — Und in Bezug auf England wollte man durch den Beistand Elisabeth's der Macht Spaniens ein Gegengewicht geben, welche durch Philipp's II Bund mit den Venetianern und dem Papste gegen die Türken und durch Juan d'Austria's Sieg über die letzteren bei Lepanto einen großen Zuwachs erhalten hatte.

Um die Protestanten Frankreich's in Sicherheit zu wiegen, wurden die im Innern des Landes, besonders zu Rouen und an andern Orten früherhin gegen die Hugenotten begangenen Gräuelscenen untersucht und bestraft; dem Admiral Coligny wurde versprochen, das im Land noch stehende Kriegsvolk zur Unterstützung der ebenfalls schon lange für ihren Glauben kämpfenden protestantischen Niederländer gegen Spanien zu verwenden; endlich der Entwurf zu einer Vermählung des jungen Heinrich

von Navarra mit Margaretha von Valois, Karl's IX Schwester, Katharina's jüngster Tochter, gemacht, um dadurch den Protestanten gleichsam das höchste Pfand der Aussöhnung zu geben, in der That aber, diesen Fürsten von seinen Glaubensgenossen abwendig zu machen und dadurch die Pacification im Reiche und in Folge derselben die allmähliche Absorption des Protestantismus zu ermöglichen. Der Vorschlag zu dieser Vermählung gieng von dem Hause Montmorency aus, welchem des Connetable's älterer Sohn, der Marschall Franz von Montmorency vorstand, der auch jenen Frieden zu St. Germain en Laye zu Stande gebracht hatte und deßhalb auch Einfluß auf die Leitung des Staates gewann. Die hugenottischen Großen giengen nach einigem Bedenken darauf ein, weil sie dachten, der Prinz von Navarra sei standhaft genug, sich nicht von seiner Schwiegermutter beherrschen zu lassen. Coligny selbst war dafür: denn er hatte immer in loyaler Gesinnung von dem König und dem königlichen Hause mit Ehrerbietung gesprochen und sich überhaupt nur darum in den Kampf begeben, weil er den König als von der Faction der Guisen mißbraucht ansah, die den Protestantismus so maßlos verfolgte und auf seine (Coligny's) Person einen so bittern Haß warf, weil, (wie er sich in einem Briefe an seine Kinder äußerte), „es Gott gefallen habe, sich seiner zur Aufhülfe seiner Kirche zu bedienen." Einmal Parteihaupt geworden, konnte er nicht alles, auch von den Hugenotten begangene Unrecht verhüten, und obgleich alle seine Glaubens- und Kampfgenossen, darunter selbst der ganze hugenottische Adel, sich seiner „stolzen und gelassenen", allem eigennützigen Streben fremden, nur religiös-patriotischem Zwecke dienenden Persönlichkeit beugten, so geschah doch gar Vieles ohne seine volle Beistimmung, ja selbst wider seinen Willen. Natürlich fiel deßhalb doch der ganze Haß der Gegner auf sein Haupt.

Da Coligny im Grunde seines Herzens die Gräuel dieses Bürgerkriegs, die er nicht verhindern konnte, verabscheute, so wünschte auch er um so mehr einen bleibenden Frieden; weil er daher in jener Vermählung ein Pfand der Friedensbefestigung und in dieser das Heil der Krone sowohl, als seiner Religion zu erkennen glaubte, so faßte er den Entschluß, der Einladung des Königs an den Hof zu folgen. Zwar warnten ihn in einer Berathung zu Rochelle die meisten seiner Freunde, sich mitten unter seine alten Feinde zu wagen, aber er ließ sich nicht abhalten, denn nun gälte es, den versöhnlichen Sinn des Königs zu ihrem Besten zu lenken. Und so gieng er denn, und fand sowohl bei der Königin-Mutter, als insbesondere bei dem Könige die huldvollste Aufnahme; ja letzterer, in jugendlichehrgeizigem Sinn schon längerher nach Kriegslorbeeren begierig, zollte dem alten erfahrnen Kriegsherrn seine ganze Bewunderung und gieng auf alle Wünsche desselben ein.

Daß diese Einladung von Seite Katharina's von Anfang an nicht absichtslos war, da sie ihren Haß vornehmlich auf ihn geworfen hatte, „ist höchst wahrscheinlich“, wiewohl sie bei allem, was sie unternahm, sich immer zwei Wege offen hielt und erst nach den Umständen des Augenblicks die Entscheidung traf. Dagegen ist es erwiesen, daß ihre engern Vertrauten längst her bei mehreren Gelegenheiten gerathen hatten, sich der Hugenotten-häupter durch den Tod zu entledigen. Diese Vertrauten, meist Italiener, ehrgeizig und rachsüchtig, gleich der Mediceerin, waren der schon genannte, an L'Hopital's Stelle getretene Großsiegelbewahrer Birago, der Herzog von Nevers Lodovico Gonzaga und Albert Gondy, Marschall de Retz. Auf ihrer Seite war auch des Königs Bruder, der Herzog Heinrich von Anjou, der es mit den Guisen gegen die Hugenotten gehalten hatte, und dem Coligny persönlich feind war; ferner der Herzog von Montpensier, der Herzog von Aumale, und die Guisen.

Es ist möglich, daß der König Karl IX selbst, wie viel ihm auch schon seit früher Jugend Schlimmes gegen die Hugenotten vorgesagt worden war, dennoch bei dieser Annäherung an sie und bei Coligny's Einladung keinen klar gedachten bösen Plan hatte: man hatte ihn in das innere Getriebe der Parteiabsichten wohl gar noch nicht sehen lassen. Eifersüchtig auf seinen kriegerischen Bruder Anjou, wollte er je eher, je lieber auch durch Kriegsthaten glänzen und die Ansprüche seiner Vorfahren auf Spanien und Italien verfolgen, und unterhielt sich deßhalb gerne mit Kriegshauptleuten über das Kriegswesen. Der Kampf der Niederländer gegen den spanischen Druck, zu deren Beistand die Hugenotten längst gerne die königliche Macht hätten verwendet sehen mögen, und die nunmehrige Politik eines Theils der Hofumgebung, sich dem unbequemen Einflusse Spanien's zu entziehen, flößte dem Könige jetzt besonderes Interesse ein, und der Gedanke, zu dem Ende die beiden Religionsparteien Frankreich's versöhnt und vereinigt zu sehen, ließ ihn die beabsichtigte Vermählung seiner Schwester mit Heinrich von Navarra billigen und der Einladung Coligny's mit Freuden beistimmen.

Die erste Zusammenkunft Coligny's mit dem Könige geschah zu Blois, wo der letztere ihn mit den Worten empfieng: „Nun hab' ich Euch, nun sollt Ihr uns nicht mehr entweichen, wenn Ihr auch wollt! Das ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ Er nannte ihn seinen „Vater“ und behandelte ihn als solchen. War das reine Verstellung und abgerichtete Haltung, — oder wirkliches jugendliches Wohlwollen? Wer ergründet es? — Auch veranlaßte er eine Aussöhnung des Herzogs von Guise mit Coligny, die von Guise's Seite aber nur scheinbar war, aber die Wirkung hatte, daß Coligny an der Aufrichtigkeit des Königs nicht zweifelte und daß er, dadurch noch sicherer gemacht, nach seiner Rückkehr nach Rochelle, wo er und die meisten hugenottischen Großen ihre Wohnung hatten, auch Andere sicher machte.

Er wurde nun noch einigemal vor den König beschieden, der sich mit ihm über die niederländische Frage berieth und ihm ein immer größeres Vertrauen bewies. Bis tief in die Nacht hinein hielt der junge König Unterredungen mit ihm, in denen Coligny den König zu überzeugen suchte, daß es Frankreich's Wohl und Größe erheische, die Niederländer offen zu unterstützen und Spanien's Übermacht zu brechen, selbst wenn es zu einem wirklichen Krieg mit Philipp kommen sollte, dessen Finanzkräfte geschwächt und dessen Kriegsheere den französischen an Übung weit nachstünden. Daher suchten nun die katholischen Parteihäupter aus

Besorgniß vor der alsdann noch mehr zu fürchtenden Macht der Hugenotten den König von diesem Plan abzubringen, und wiesen insgeheim die Statthalter in den Provinzen an, enggeschlossene katholische Vereinigungen zu begünstigen, um, wenn es nöthig wäre, gegen die Hugenotten einen großen Schlag zu führen. Noch einmal wurde Coligny von seinen Freunden gewarnt; aber er verschmähte alle Warnungen: denn er sah in seinem Geiste schon „seine Nation und seinen Glauben" über Philipp's Macht und Politik triumphiren.

Auch ließ sich der König von jener Hofpartei nicht umstimmen: er gab sogar dem Capitän Genlis, den der Admiral mit einem Freischaarenzug in die Niederlande abschickte, einen geheimen Brief an den Grafen von Nassau mit, worin er demselben versprach, die Niederlande vom spanischen Druck zu befreien. Der Zug wurde zwar bei Mons geschlagen und der Brief gerieth dem in den Niederlanden noch befehligenden Herzog von Alba in die Hände, der sich gegen dieses Benehmen des französischen Königs scharf auszulassen nicht unterließ. Dennoch verhieß König Karl den Niederländern bald eine kräftigere Unterstützung: denn auch alle Pariser waren für einen Krieg gegen Spanien, „da ihn der König zu wollen schien."

Das war aber Katharinen, die damals während dieser Vorgänge bei ihrer Tochter in Lothringen auf Besuch war, nicht zu Sinne, und als sie von diesen Bewegungen erfuhr, eilte sie nach Paris, entschlossen, den Plänen des Königs sammt dem hugenottischen Einfluß auf ihn ein Ende zu machen: denn wenn sie auch durch ihre projectirte Verbindung mit England Spanien's Macht beschränken zu können hoffte, so wollte sie doch keinen Krieg mit Spanien und am wenigsten unter hugenottischer Führung.

Zunächst brachte die Königin durch Vorstellungen den König dahin, daß vor einem weitern Vorschreiten die Sache erst noch im Conseil berathen werde. Zwar wurde zu dieser Berathung auf des Königs Wunsch auch Coligny zugezogen, der dabei alle seine Beredsamkeit aufbot, die Vortheile eines Bruchs mit Spanien auseinander zu setzen; allein alle Conseilsglieder, besonders der Herzog von Anjou, waren dagegen, so daß, als auch der König nachgab, Coligny's Vorschlag verworfen wurde.

Darnach bat Coligny, der bereits für seine Person den Prinzen von Oranien Hülfe zugesagt hatte, man möchte ihm wenigstens gestatten, mit seinen Freunden diese Hülfe selbst zu bringen. Darüber erhub sich neuer Widerspruch und ein Wortwechsel, den Coligny mit den Worten beendete: „Madame! der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheile verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer Krieg ausbricht, dem er nicht ausweichen kann!" — Obgleich er damit nur einen Krieg in Flandern meinte, in den Frankreich bei der Lage der niederländischen Dinge verwickelt werden könnte, so glaubte Katharina doch, er deute damit auf eine neue Hugenottenerhebung, und jetzt stund es in ihrem Innern noch fester, den ihr ohnedieß verhaßten und ihr nun vollends gefährlich erscheinenden Mann — aus dem Wege zu räumen.

Bei der herannahenden Zeit der Vermählung Heinrich's von Navarra mit Margaretha strömten außer vielen Hugenottenhäuptern zahlreiche hugenottische Edelleute nach Paris: denn daß die Hochzeit gerade dort ge-

halten werde, darauf hatte Katharina von Anfang bestanden, weil sie wußte, daß die ganze strengkatholische pariser Bevölkerung noch von Condé's Zeit her mit Wuth wider die Hugenotten erfüllt war und dadurch die Sicherheit des Hofes sowohl, als auch die Gelegenheit, sich im äußersten Fall der Hauptgegner zu entledigen, gegeben war.

Mit dem jungen Prinzen war auch seine edle Mutter, die männlichstarke, scharfblickende Johanna d'Albret zur Ausrichtung der Hochzeit nach Paris gekommen, hauptsächlich, um ihrem Sohne mit ihrer Wachsamkeit zur Seite zu stehen: denn sie traute den Schmeicheleien, womit man auch ihr überall am Hofe entgegenkam, keineswegs. Allein bald nach ihrer Ankunft wurde sie plötzlich krank und starb nach vier Tagen, so daß Manche vermutheten, sie sei durch einen in Katharina's Diensten stehenden florentinischen Salbenhändler vergiftet worden.

Während die Zahl der ankommenden Hugenotten täglich wuchs, zog sich ein Theil der königlichen Truppen um Paris zusammen, und auch die Guisen kamen mit zahlreichem Gefolge an, so daß der König zum Schutze Coligny's, mit dessen Zustimmung ein Garderegiment in die Stadt kommen ließ. Alle diese Anstalten schreckten manche Freunde Coligny's so, daß sie von Paris wieder abreisten, nachdem sie ihn nochmals, aber vergebens gewarnt hatten.

Die Vermählung selbst wurde am 17. Aug. 1572 gefeiert und die Wenigsten ahneten, in welch' schrecklicher Weise die darauffolgenden Festlichkeiten sollten unterbrochen werden. Der erste Schlag, der unvermuthet die Hugenotten traf, war ein dem Admiral geltender Mordversuch, der am 22. August, als am ersten Freitag nach dem Vermählungsfeste, vorfiel.

Coligny ritt eben vom Louvre her, wo er dem Conseil beigewohnt hatte, nach seiner Wohnung zurück, als aus dem Fenster eines Hauses, das einem Anhänger der Guisen gehörte, auf ihn geschossen wurde, und zwei Kugeln eines von den Guisen gedungenen Mörders, Namens Maurevel, ihn trafen, die eine in die rechte Hand, die andere in den linken Arm. Schrecken und Zorn ergriff die Hugenotten und mit Rachedrohung forderten sie die Bestrafung des Mörders. Sogleich begab sich der König zu dem Verwundeten und Katharina mit dem Hofe folgte ihm, um ein geheimes Gespräch zwischen beiden zu verhindern. Unter den höchsten Schwüren betheuerte der König, die Urheber des Frevels auf's strengste zu bestrafen. Zugleich ließ er zur Sicherheit des Kranken das Haus mit einer Compagnie von der Leibgarde umstellen, die aber von einem Guisenanführer befehligt war. Einige der ältern Hugenottenführer riethen, die Stadt zu verlassen; aber die jungen, unerfahrenen, vom Hofe bezauberten Edelleute widerriethen es, und so blieb man. Die in Paris anwesenden Edelleute erhielten nun auf Anjou's Rath meist ihre Wohnungen in Coligny's Nähe, angeblich zu ihrem Schutz, in der That aber, um ihrer desto sicherer habhaft werden zu können.

Es war Katharina, welche das Attentat veranlaßt hatte. Sie hatte sich dazu mit der Wittwe des ermordeten Herzog Franz von Guise vereinigt, welche, gleichfalls eine Italienerin (aus dem Hause Este), längst her vergeblich auf Rache an Coligny gedrungen hatte. Katharina hatte ihren Sohn Anjou und jene ihren Sohn, den jungen Herzog von Guise, in's Geheimniß gezogen, worauf der Mörder gedungen wurde, und nachdem dessen Anschlag mißlungen war, führte Rache, List, Verrath und

kalte Grausamkeit zu der blutigen Bartholomäusnacht vom 24. August 1572, in welcher Coligny mit 2000 Hugenotten in Paris und mindestens 20000 in den Provinzen der gräßlichsten Ermordung preisgegeben wurden.

Gleich am andern Morgen nach dem Attentat hielt nämlich Katharina mit dem Könige unter Beiziehung Anjou's und der andern Vertrauten eine geheime Berathung, worin sie ihm sagte, daß der Anschlag auf Coligny's Leben von ihr ausgegangen sei, und ihm die Gefahr schilderte, welche von den Hugenotten drohe, die in Paris, 8000 an der Zahl, sie, die Königin, schon jetzt mit dem Tode bedräueten und bald durch eine neue Schilderhebung den König um Krone und Leben bringen würden. Mit dem Tode Coligny's allein aber sei es nicht gethan; man müsse auch die andern Häupter bei Seite schaffen. Anfangs widersetzte sich der König: denn er wollte den Mann, zu dem er so großes Vertrauen gefaßt hatte, nicht aufopfern. Als aber Katharina drohte, sich mit Anjou vom Hofe zu entfernen, so gab er nach. Darauf wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht zugleich alle Protestanten, die man erreichen könne, umgebracht werden sollten? Als er dieß zu grausam fand, entgegnete Katharina, „oft sei Grausamkeit Milde und Milde Grausamkeit". Endlich gelang es dem feinberechnenden Goboy, das Widerstreben des Königs durch den Vorwurf, daß es ihm an Muth zu mangeln scheine, zu überwinden: denn nun gieng der König mit der ganzen „Hitze seines Temperaments" darauf ein, indem er die Bedingung stellte, daß Keiner am Leben bleiben solle, der ihm einen Vorwurf machen könne.

Und nun wurde zur Ausführung geschritten, deren Leitung man dem Herzog von Guise überließ, der nach dem Attentat auf Coligny sammt dem Marschall Tavannes vom König ungnädig entlassen worden, aber heimlich in Paris geblieben war. Guise, Aumale und der Bastard von Angoulême übernahmen es, den Coligny und seine nächsten Angehörigen zu ermorden; dem Herzog von Montpensier wurden aus den Übrigen diejenigen bezeichnet, die er umbringen lassen sollte. — Noch spät am Abend ließ Guise durch den Prévôt Charron die Bürger nach ihren Quartieren in die Waffen treten, und davon 2000 bewaffnet auf das Rathhaus kommen, wo man ihnen, gleich wie auch den königlichen Soldaten, die Weisung gab, auf den Glockenschall zum Angriff auf die Hugenotten zu schreiten. Bei diesem Zeichen sollten alle Häuserfenster mit Lichtern versehen werden. Alle Katholiken sollten als Erkennungszeichen weiße Kreuze auf dem Hut und weiße Binden um den Arm haben.

Der Angriff sollte Morgens 3 Uhr beginnen; aber schon um Mitternacht stieg Katharina mit ihren Vertrauten in die Gemächer ihres Sohnes herab und hieß ihn das Zeichen früher geben: denn sie besorgte, der König möchte Reue bekommen und der so glücklich angelegte Plan scheitern. Kaum war das Zeichen gegeben und der erste Schuß gefallen, als wirklich den König entsetzliche Angst ergriff und selbst Katharina, davon angesteckt, den Coligny noch retten wollte. Allein der Herzog von Guise ließ sagen, es sei zu spät! Der Mordangriff hatte von allen Seiten begonnen, und Coligny war das erste Opfer. Als derselbe auf seinem Lager das anhaltende Schießen hörte, — zuletzt in seinem Haushof, worein Guise sogleich mit 300 Mann gedrungen war, — sprang er auf und betete. Schon war sein Hausmeister beim Öffnen der Thüre niedergestoßen und vergebens vertheidigten Schweizer aus Navarra's Gefolge die Treppe zu seinem Gemach. Nun trieb Coligny seine geistlichen Freunde und Ärzte an, sich zu retten, und an die Wand sich lehnend, erwartete er betend sein Geschick. „Im Namen des Königs!" tönte es vor der Thüre, und schnell war die Wache an derselben überwältigt und herein stürmte ein junger Böhme aus Guise's Gefolge, Namens Dianowicz, und rief ihm zu: „Bist du der Admiral?" Dieser antwortete: „Ich bin's! junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinem grauen Haupte! doch kannst du mein Leben nur wenig verkürzen!" Darauf stieß ihm der Böhme den Degen durch den Leib, zerstach ihm Gesicht und Brust, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!"

Da Guise unten sich überzeugen wollte, daß Coligny todt sei, warf man ihm den Leichnam zum Fenster hinab. Der Herzog von Angoulême wischte ihm das Blut aus dem Gesicht, und als man ihn erkannt hatte, überließ man den Körper dem Pöbel, der ihn mit dem einen Bein an einen Galgen hängte, bis der Marschall Montmorency ihn abnehmen und zur Beerdigung nach Chantilly schicken ließ. Den Kopf sandte die Königin-Mutter einbalsamirt an den Papst!

Beim ersten Zeichen der Sturmglocke waren die Mörderschaaren in alle Häuser gedrungen, worin Hugenotten waren. Diese, durch den Lärm vom Schlafe aufgeschreckt und die Gefahr gewahrend, wollten fliehen: allenthalben aber vertraten ihnen Katholiken mit den weißen Abzeichen den Weg; Ketten über die Straßen gespannt hemmten ihre Flucht, und auf sie gerichtete Büchsen und Schwerter begannen das Würgen. Vergebens versteckten sich Andere in Kellern und unter Dächern. Sie wurden hervorgezogen und kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter geschont; Barmherzigkeit für Ketzer galt selbst für Ketzerei. Im Louvre wurden alle in diesem Palast befindlichen Edelleute aus dem Gefolge der beiden Prinzen, sammt Solchen, die bei diesem Schutz gesucht hatten, 200 an der Zahl, zusammengetrieben und miteinander niedergemacht, so daß ihr Blut das Bett des Königs von Navarra bespritzte. — Unter den Anführern der Mörderrotten waren die gefühllosesten der Marschall Tavannes, der Herzog von Nevers und der Herzog von Montpensier. Tavannes durchstürmte mit bluttriefendem Schwert die Straßen und munterte die von der Blutarbeit Ermüdeten mit den grausamscherzenden Worten auf: „Laßt zur Ader! die Ärzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam, wie im Mai!“ — Selbst der König in seinen Gemächern wurde von einem fieberhaften Paroxismus ergriffen und schrie: „Tödtet! tödtet! Ja er soll selbst mit dem Jagdgewehr auf Einige geschossen haben, die sich auf Kähnen über die Seine retten wollten. — Aber nicht bloß religiöser Fanatismus, sondern auch Habsucht, Rache und Eifersucht reizte zum Morden an, wie denn der Philologe Petrus Ramus (eigentlich La Ramée, der Reformator der Universität, K. 6, 3.) von den Schülern seines gelehrten Gegners, des Aristotelikers Jean Charpentier, ermordet wurde. Bei einem Goldschmied steigerte sich die Mordlust so, daß er sich rühmte 500 Hugenotten geschlachtet zu haben. Und mitten durch das Angstgeschrei der Verfolgten, durch das Wuthgebrüll der Würger und das Röcheln der Sterbenden tönten im grausen Contrast die Lobgesänge in den Kirchen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau! — Drei Tage lang dauerte das Morden in Paris, und als man die Wuth nicht mehr an den Lebenden sättigen konnte, ließ man sie vollends an den Leichnamen der Gemordeten aus, wobei sich selbst Hofdamen Katharina's schamlos benahmen! — Unter den Wenigen, die, weil sie jenseits der Seine im Faubourg St. Germain wohnten, Zeit fanden zu entfliehen und England zu erreichen, befand sich Montgomery. Manche Protestanten verdankten ihre Rettung den Herzogen von Guise und Aumale, die, nachdem sie ihre Rache an Coligny gestillt hatten, etwas mehr Mäßigung bewiesen. Auch der König schenkte Mehreren das Leben.

Zu gleicher Zeit waren auch geheime Befehle in die Provinzen ergangen und allenthalben floß auch dort unter ähnlichen Gräueln das Blut der Hugenotten in Strömen. In einigen Provinzen jedoch hatten die Statthalter den Muth, ihre Theilnahme an solcher Schandthat zu verweigern, wie die Barone de Gordes in der Dauphiné, St. Herem in Auvergne, Chabot-Charny in Burgund, La Guiche in Maçon, Jovense in Langued'oc, der Graf von Tende in der Provençe, und der Vicomte d'Orthez in Bayonne, welcher letztere an Karl IX schrieb: „Sire, ich habe den Befehl Ewr. Majestät den getreuen Unterthanen und Kriegsleuten der Garnison mitgetheilt, und unter ihnen nur gute Bürger und brave Soldaten — aber keinen einzigen Henker gefunden.“ Selbst ein Scharfrichter wies die Aufforderung, gefangene Hugenotten zu tödten, mit der Erklärung zurück, seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten.

Obgleich man nach einiger Zeit „der losgelassenen Wuth Einhalt gebot, so flammte sie doch immer wieder von Neuem auf; sie lebte in ihrer eigenen Bewegung nach Blut verlangend, von Blut sich nährend; die Geister erfüllten sich mit wilden Phantasieen, in denen ihnen vor sich selber und vor den Elementen graute. — Es mochte acht Tage nach dem Blutbad sein, als Karl IX in der Nacht seinen Schwager, den König Heinrich, rufen ließ. Dieser fand ihn aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie, heule, tobe, fluche und seufze, wie am Tage der Massacre. Man schickte in die Stadt, um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen sei; die Antwort war, in der Stadt sei Alles ruhig. König Heinrich hat dieser Geschichte nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten." (Ranke a. a. O.)

Während des Mordes in Paris hatte der König die jungen bourbonischen Prinzen (Navarra und Condé) zu sich kommen lassen und ihnen Verzeihung angeboten, wenn sie katholisch würden. Auf die Antwort Condé's, daß sich Religion nicht befehlen lasse, drohte er ihnen mit Hinrichtung, worauf beide in ihrer Jugend und Hülflosigkeit sich fügten und die Messe besuchten. Weil sich der Abscheu der Wohlgesinnten über jene Blutthat nicht verläugnete (der alte edle L'Hopital starb aus Gram darüber), wollte der König vor den Augen der Welt die Schuld auf die Guisen wälzen. Als sodann der Hof aus der anfänglichen Betäubung der Hugenotten im Lande auf ihre künftige Widerstandsunfähigkeit schloß, erklärte der König auf seiner Mutter Antrieb im Parlament, daß der Blutbefehl von ihm ausgegangen sei, weil Coligny den Plan gehabt hätte, ihn, seine Mutter und den Heinrich von Navarra zu ermorden, um den Condé auf den Thron zu setzen. Und das Parlament mit seinem Präsidenten de Thou war schwach und feige genug, diesen leeren Schein zu ergreifen, um den König und den Hof von diesem Gräuelvorwurf zu reinigen. Man folterte zwei Hugenotten, um ein solches Geständniß von ihnen zu erpressen und führte sie gleich nach ihrer Verurtheilung zur Hinrichtung, welcher der König beim Fackelschein beiwohnte.

In Rom und Madrid triumphirte man darüber: der Papst ordnete Dankfeste zur Verherrlichung des Sieges der katholischen Kirche an, und Philipp II bot dem französischen Hof seine Hülfe zur vollen Ausrottung der Protestanten an. In Deutschland, England und der Schweiz aber mußten die französischen Gesandten die Bartholomäusnacht oder Bluthochzeit als ein Werk der Nothwehr darstellen, und da die auswärtigen Mächte, weil sie nicht gerüstet waren, es bei diplomatischen Verwendungen beließen, so sah der französische Hof darin einen Triumph seiner Politik.

6. Vierter Religionskrieg. Vertheidigung von Rochelle gegen Heinrich von Anjou. Dessen Erwählung zum polnischen König. Neuer Friede mit den Hugenotten. Die Guisen wieder am Hof. Die Partei der Malcontenten. Fünfter Religionskrieg. Karl's IX Tod. Heinrich III. Vereinigung der Politiker mit den Protestanten. Heinrich von Navarra's Flucht vom Hof und Vereinigung mit ihnen. Der Friede von Chastenoy.

Allein weit entfernt, die Hugenotten und ihre Sache vernichtet zu haben, sollte man sie mit neuer Kraft erstehen sehen. Ein großer Theil der Hugenotten war durch die Flucht in die protestantischen Nachbarländer entkommen (darunter zwei Söhne Coligny's und ein Sohn Andelot's, die sich nach Bern gerettet hatten); ein Theil behauptete sich gegen die königlichen Heere hinter den Mauern von Rochelle, Montauban, Nismes und in andern Städten oder in den unzugänglichsten Theilen der Gebirge. Nicht lange, so sammelten sie sich wieder von allen Seiten und erhoben sich zum vierten Religionskrieg (Jul. 1573). Dieser schlug durch die heldenmüthige Vertheidigung von Rochelle, das Heinrich von Anjou belagerte, dahin aus, daß, als derselbe zum König von Polen erwählt wurde, der Hof alle Vortheile der Bartholomäusnacht aufgab und einen abermaligen Frieden mit den Hugenotten schloß, der ihnen allgemeine Amnestie, freie Religionsübung in den Städten Rochelle, Montauban und Nismes, so wie in den Schlössern des hohen Adels bewilligte.

Da nämlich zu besorgen war, Rochelle möchte sich dem Schutze der Engländer überliefern, so sandte der König den Hugenottenführer La Noue (denselben, den er früher zum Kampf für die Protestanten in Flandern unterstützt hatte) in jene Stadt, um sie unter dem Versprechen freier Religionsübung der Krone zu gewinnen. Da sich aber die Einwohner nicht dazu verstanden, schloß er sich an sie an und leitete, obgleich er nur noch Einen Arm hatte, ihre Ausfälle, während der willensstarke Maire der Stadt, Kaufmann Henri, mit kräftiger Hand die durch Natur und Kunst, mehr aber noch durch die Glaubensbegeisterung der Einwohner feste Stadt befehligte. — Schon bald nach dem Beginn des Kriegs zog der Hof gelindere Saiten gegen die Hugenotten auf: Katharina nahm wieder ihre vermittelnde Stellung ein, weil sie ihrem Lieblingssohne Heinrich von Anjou die Krone Polens verschaffen wollte und zur Erreichung dieses Ziels die Gunst der auswärtigen Reformirten nöthig hatte: denn auch in Polen hatte der Adel und die Bürgerschaft großer Städte größtentheils die Reformation angenommen. Der König selbst betrieb die Sache eifrig, weil er dadurch seines Bruders, auf den er eifersüchtig war, los zu werden wünschte. Daher wurden die Pläne gegen Spanien, die Verbindung mit den Oraniern in den Niederlanden, desgleichen ein neuer Vermählungsentwurf (zwischen dem dritten Sohn Katharina's, dem Herzog von Alençon, und der Königin Elisabeth von England) hervorgeholt. Und um Rochelle, welches, obgleich zu Land und zur See eingeschlossen, so gewaltig widerstand, desto rascher zur Unterwerfung zu bringen, wurde dem Herzog von Anjou die Leitung der Belagerung übertragen. Sein Heer aber erlitt durch das Schwert der Belagerten und durch hinzukommende Krankheiten schwere Verluste. Als es hieß, Montgomery komme mit einer englischen Flotte, um den Oberbefehl über die Stadt zu nehmen, entfernte sich La Noue, aus Haß gegen Montgomery, in das Lager des Herzogs. Nichts desto weniger blieb die Stadt ungebeugt. Bereits waren 35000 Kugeln in sie hineingeschossen worden und sie hatte zwanzig Angriffe und neun Hauptstürme abgeschlagen,

als die Botschaft von der wirklichen Erhebung Heinrich's von Anjou auf den polnischen Thron ankam, und daher Katharina selbst sogleich ihrem Sohne rieth, die Belagerung so schnell wie möglich durch einen Vergleich zu beenden. Dieser wurde dann, weil es zur Fortsetzung des Kriegs an Geld und Mannschaft mangelte, durch das Edict von Boulogne auf ganz Frankreich ausgedehnt.

Als Heinrich von Anjou nach seinem Königreich abgereist war, beherrschten die von ihm seiner Mutter empfohlenen Guisen wieder die Regierung. Daher bildete sich gegen sie auf Betrieb der Montmorency's unter dem Namen der „Politiker" (worunter man indifferente Katholiken zu verstehen hat) eine Partei von „Malcontenten" (wie der Hof sie nannte), welche darauf ausgieng, den beständigen Wirren durch Vergleich ein Ende zu machen, und sich den Herzog von Alençon zum künftigen Thronnachfolger ersah. Dieser Prinz, welcher alle Laster seiner Brüder, aber keines ihrer Talente besaß, suchte für seinen ehrgeizigen Zweck eine Stütze an den Protestanten, indem er sich mit dem König Heinrich von Navarra und dem Prinzen Condé verband. Allein die Sache (man nannte sie die Verschwörung von La Mole und Cocanas) wurde von Alençon selbst, der den Muth verlor, verrathen, und alle drei wurden verhaftet. Condé aber wußte nach Elsaß zu entkommen und stellte sich von dort aus an die Spitze der Hugenotten, die sich zum fünften Religionskrieg erhoben, während welches Montgomery gefangen und hingerichtet wurde und Karl IX, erst 24 Jahre alt, ein schreckliches Ende nahm (1574).

Karl IX, von Natur nicht bösartig, auch nicht ohne Anlagen, war in seiner Jugend körperlich schwächlich und hatte sich daher durch Leibesübungen, Schmiedearbeiten (man richtete ihm eine eigene Schmiedewerkstätte ein) und forçirte Jagden zu kräftigen gesucht. Dabei war aber seine geistige und noch mehr seine moralische Ausbildung versäumt worden. Seine natürliche Reizbarkeit steigerte sich unter den wechselnden Parteieinflüssen öfters zur Heftigkeit, die sich in wilden Flüchen zu entladen pflegte. Stets von seiner Mutter geleitet und in Abhängigkeit gehalten, konnte er nie selbständig werden, und war daher, auch wenn es ihn nach einer Richtung hinzog, bald wieder nach der entgegengesetzten zurückzubringen. Seit er sich zur Einwilligung in jene Blutthat hergab, verfolgte ihn das Gewissen mit schreckenden Träumen und Gesichten, wovon oben in einem Beispiel Erwähnung geschah, und vergebens suchte er durch lärmende und glänzende Hoffeste und wilde Jagdpartheien die inneren Qualen zu verscheuchen. Er sah Niemand mehr gerade an; bei Audienzen schloß er entweder die Augen oder warf die Blicke ober sich, um sie gleich wieder zu senken. Die oben angedeutete Verschwörung seines Bruders Alençon vermehrte seinen Argwohn und hielt ihn in beständiger Furcht vor seiner ihn beherrschenden Umgebung. Am Ende schlich er abgemagert, bleich, zitternd und gebückt, „ein wahres Schreckbild der Sünde und der Strafe Gottes", einher. Einige Stunden vor seinem Tode setzte er, bis zum Eintreffen seines Nachfolgers, Katharinen zur Regentin ein und starb mit dem Ausruf: „Meine Mutter!" — Ein plötzliches Hervorbringen seines zersetzten Blutes aus allen Öffnungen und Poren des Körpers soll seinem Leben ein Ende gemacht haben.

Niemanden war der Tod Karl's IX willkommener, als seinem Bruder, dem König Heinrich von Polen. Denn weder ihm, noch seinen französischen Günstlingen gefiel das Leben unter den Polen, an deren

rauhere, aber bessere Sitten sie sich nicht gewöhnen konnten. Kaum hatte er die Todesbotschaft erhalten, so brach er heimlich bei Nacht und Nebel von Krakau auf, so daß sein Abgang einer Flucht glich, und eilte nach Frankreich zurück, um daselbst als **Heinrich III** den Thron seiner Vorfahren zu besteigen.

Unterwegs hatte er in Piemont eine Zusammenkunft mit Heinrich von Montmorency, genannt Marschall Damville, dem Gouverneur von Langued'oc, der, während sein älterer Bruder, der Marschall Franz von Montmorency, noch von der Königin gefangen gehalten wurde, die Partei der Politiker leitete und in seiner Provinz unter den beiden Religionsparteien den Frieden erhielt, ja für die Reformirten wieder ein günstiges Edict auszuwirken suchte. König Heinrich gieng in Damville's Vorschläge ein, und wenn er ein tüchtiger Character gewesen wäre, so hätte er durch Berufung der Stände den Grund zu einem geruhigen Nebeneinanderleben der beiden Religionsparteien in Frankreich legen können, was nicht gethan zu haben er selbst später bereute. Aber kaum in Paris angekommen, brachten Katharina und der Cardinal von Lothringen den König leicht dahin, diese Gedanken fahren zu lassen, und das bisher befolgte absolute Regierungssystem fortzusetzen, ja darin noch weiter zu gehen.

Er glaubte die Ordnung an dem, durch die Factionen gespalteten Hofe am besten durch Einführung neuer Formen der strengsten Etikette herstellen zu können, und von nun an war er für alle Staatsdiener, wie auch für das Volk unzugänglich, während er mit seinen Günstlingen, vorzüglich mit schönen Jünglingen, die man Mignon's nannte, ein nichtswürdiges, den sinnlichen Vergnügungen hingegebenes Leben führte und dadurch nicht nur die öffentliche Moral noch mehr vergiftete, sondern auch die Noth des Landes durch unsinnige Verschwendung erhöhte.

Auf seiner Rückreise aus Polen hatte er in Venedig so ausschweifend gelebt, daß ihm das Haar ausfiel und keine Hoffnung auf Nachkommenschaft blieb, da er auch als König unnatürlichen Lastern fröhnte. Wiewohl er Kunst und Literatur, freilich mehr mit einer „luxuriösen Verderbniß der Phantasie", liebte, so gab er sich doch in der Zurückgezogenheit seines Palastlebens dem kleinlichsten Zeitvertreib, z. B. dem Putzen, Einrichten und Zuschneiden von Kleidern und andern erbärmlichen Dingen hin. Denn er war außerordentlich kleidereitel und seine Mignons wetteiferten mit ihm „in der Zierlichkeit der Erscheinung." (Es waren ihrer anfangs 10 bis 12, aus denen vier als die einflußreichsten Günstlinge auftraten, die man am Hofe nur die vier Evangelisten nannte: sie wurden nachher zu Herzögen ernannt, wurden Statthalter und verdrängten dadurch Würdigere und Vornehmere, von denen sie dafür gehaßt wurden.) „Die Erziehung von Papageien, Hunden und Affen kostete ihm unglaublich viel Geld und Zeit, und in spätern Jahren trug er die jungen Bestien in einem an der Leibbinde befestigten Korbe mit sich umher. Und zwischen diesen Possen, Narrheiten und Zuchtlosigkeiten giengen Pilgerungen, Gottesdienst, Büßungen und Geiselungen bunt, frech und sinnlos durcheinander." (Fr. v. Raumer's Gesch. Europa's, II.)

Deßungeachtet hatte Heinrich III einzelne Perioden in seinem Leben, worin er sich seines Regentenberufes bewußt wurde und Beweise von geistigen Fähigkeiten und von gutem Willen gab. Er erkannte, daß die Übermacht der Statthalter, sowie die weitgehenden Ansprüche des Klerus zu einer Lähmung der Kronmacht führten, eben so auch, daß das Wohl Frankreich's vorzugsweise von einer friedlichen Stellung der beiden Re-

ligionsparteien abhieng. Auch trug er dadurch, daß er seinen regelmäßigen Sitz in Paris nahm, und daß er sich an der Ausbildung der Sprache und Wissenschaften betheiligte, viel zur Vergrößerung der Hauptstadt und zur Hebung der Bildung in Frankreich bei.

Während König Heinrich III durch seine Heirath mit Luise von Lothringen, einer Verwandtin der Guisen, den Einfluß derselben am Hofe stärkte und seine Zeit mit Festlichkeiten hinbrachte, war Montmorency (Damville) mit den, von dem Prinzen Heinrich von Condé geleiteten Hugenotten des Südens und Westens in eine noch engere und fester organisirte Verbindung getreten; der Herzog von Alençon aber war von Paris entflohen und hatte sich mit seinem Anhang an ihre Seite gestellt, um sein früher mißglücktes Unternehmen von Neuem zu beginnen. Jetzt hielt es Heinrich von Navarra gleichfalls an der Zeit, vom Hofe zu entfliehen. Er trat sogleich förmlich in die reformirte Kirche zurück und schloß sich den Verbündeten an.

Zwar wurde nun ein, ihnen unter Thoré zuziehendes Corps von 5000 M. bei Fismes vom Herzog von Guise geschlagen (der bei diesem Treffen jene Wunde in die Wange erhielt, in Folge deren man ihn le Balafré nannte); allein da der König bei dem Bürgerstande, welchem er, wie seine Mutter, verhaßt war, an Geld und Mannschaft keine Unterstützung fand, während die Verbündeten, durch Zuzug aus der Pfalz unter Johann Casimir verstärkt, eine imposante Macht von 30,000 M. gesammelt hatten, — so blieb ihm nur der Weg der Unterhandlung übrig. Katharina reis'te daher ihrem Sohne Alençon mit Anerbietungen entgegen und brachte mit Genehmigung des Königs den Frieden von Chastenoy zu Stande, durch welchen Alençon die Herzogthümer Anjou, Touraine und Berry, Condé die Picardie, Heinrich von Navarra Guyenne bekam, — den Hugenotten aber freie Religionsübung außer Paris, Freiheit der Abgaben auf sechs Jahre für die Nachgelassenen der Ermordeten, gleiche Rechte mit den Katholiken auf Ämter und Würden und acht Sicherheitsplätze eingeräumt wurden. — Weil Alençon, der als Bruder des Königs den Titel Monsieur führte, der Urheber des Friedens war, so nannte man diesen Frieden auch la paix du Monsieur.

7. Die Ligue unter Heinrich von Guise. Die Hugenotten unter Heinrich von Navarra. Berufung der Stände nach Blois. Ausbleiben der Protestanten. Auflösung der Versammlung und Gewähr des Friedens von Bergérac. Fortwährende Spannung. Siebenter Bürgerkrieg des südfranzösischen Adels. Das Edict von Blois. Tod Alençon's.

Wüthend über diesen Frieden, der ihnen als Verrath erschien, erneuerten die strengen Katholiken unter dem Einfluß der Jesuiten eine schon etwas früher vom Marschall Tavannes gestiftete Verbindung, die heilige Ligue genannt, welche jetzt, von der Picardie (wo Condé den Protestantismus unterstützte) ausgehend und sich über alle Theile

des Königreichs ausbreitend, eine vom König unabhängige Machtstellung, einen Staat im Staate, anstrebte und den Herzog Heinrich von Guise zum Haupt hatte. Dieser, die Karolinger-Tradition seines Hauses benützend, wußte das Volk zu gewinnen und trat zugleich mit Spanien in Verbindung. Die Hugenotten dagegen erkannten nun den König von Navarra für ihr Haupt, und ohne ihn nahmen sie nichts Wichtiges vor. So zwischen zwei mächtigen Parteien stehend, einerseits von dem Ehrgeiz der Guisen und dem Fanatismus seines katholischen Anhangs, anderseits von der Auflehnung der Hugenotten bedroht und außerdem vom Zwiespalt in der eigenen Familie geschwächt, befand sich der König in einer immer schwierigeren Lage, aus welcher ihm weder List und Verstellung, noch die nachher eintretende Wiederversöhnung seines Bruders einen Ausweg eröffnete.

Da er gegen die Feinde seines Glaubens zwar einen tödtlichen Haß zur Schau trug, aber doch aus Politik sich immer wieder mit ihnen versöhnte, um die eine Partei durch die andere zu schwächen, so wurde er bei den strengen Katholiken verhaßt, die in Guise den Helden ihres Glaubens und den Erhalter des Throns sahen. In dieser Zeit erschien nämlich von einem Parlaments-Advocaten eine auch dem päpstlichen und spanischen Hofe mitgetheilte Denkschrift, ein Meisterstück politischer Intrigue und religiösen Fanatismus, worin dargelegt wurde, daß die Kapetinger (von denen die Valois stammten) sich durch den Schutz, den sie in frühern Zeiten der gallicanischen Kirche in ihrer Opposition gegen den römischen Stuhl geliehen, ihrer Sendung unwürdig gemacht hätten, und jetzt hätten sie sich theils durch ihren Übertritt zu den Ketzern, wie Navarra und Condé, der Thronberechtigung verlustig, — theils durch ihre Verbindung mit ihnen sich, wie Alençon, unrein, — theils durch ihre Laster, wie der König, sich zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes unfähig gemacht — folglich beruhe nur in den carolingischen Guisen die Erhaltung des Throns und das Heil Frankreich's.

Weil nun das Parlament die im Friedensvertrag bedingten Chambres mi-parties (aus Katholiken und Protestanten gemischten Kammern und Ämter) nicht anerkannte und das Volk da und dort den protestantischen Gottesdienst durch Kirchenverbrennungen und Ermordungen störte, und daher ein neuer Krieg drohte, so berief der König, theils um den Schein eines Friedensbruchs von sich abzuwälzen, theils um sich Geld und Truppen und gegen die ihm abgewandten Parteien einen Halt zu schaffen, die drei Stände des Reichs nach Blois (Dez. 1576.) Diese Ständeversammlung, in welcher die Ligue das Übergewicht über die gemäßigten Katholiken hatte und überdieß kein Protestant sich befand, faßte unter andern den Beschluß, daß bloß und allein die katholische Confession in Frankreich geduldet werden solle. Gerade dieser Beschluß aber beschleunigte den Ausbruch des Kriegs, der schnell über ganz Frankreich sich verbreitete und, so kurz er war, doch auf beiden Seiten große Verheerungen mit sich führte.

Auf den Rath de Thou's aber, dem auch Katharina beistimmte, bot der König — welcher erkannte, wie wenig ihm sein Beitritt zu der die Stände beherrschenden Ligue nützte — wieder die Hand zur Aussöhnung, und da auch Condé und Navarra geneigt waren und beson-

ders letzterer aus angeborner Charactermilde billige Vorschläge machte, so löste der König die Ständeversammlung, die ihn von sich abhängig, ja zur bloßen Null machen wollte, auf und gewährte den Frieden von Bergérac (1577), der die Vortheile des vorigen Friedens zwar beschränkte, aber bei der eingetretenen Schwäche der Hugenottenpartei immerhin annehmbar war. Der König war über diesen Ausgang besonders vergnügt, und nannte den Frieden „seinen (des Königs) Frieden."

Die Protestanten sollten nicht in allen Parlamenten, sondern nur in fünfen die mi-parties und an der Stelle der vorigen Sicherheitsplätze zum Theil andere erhalten und, gleich den Katholiken, allen geheimen und öffentlichen Verbindungen (untereinander und mit fremden Staaten) entsagen. Übrigens wurde bei der Schließung dieses Friedens die Bartholomäusnacht ausdrücklich gemißbilligt.

Obgleich in diesem Frieden den beiden Religionsparteien verboten war, sich wie ein Staat im Staate zu gebahren, so behielten doch beide ihren confessionellen Character bei. Dazu waren freilich die Hugenotten zur Erhaltung ihrer Religion genöthigt, wie ihnen denn auch unter gewissen Beschränkungen eine Art Selbst-Organisationsrecht ausdrücklich zugestanden war. Allein auch die Ligue, obgleich ihre Religion keines besondern Schutzes bedurfte, da die katholische Volksmasse für sie war, löste sich dennoch nicht auf, und so war, da beide Conföderationen fortfuhren, einander bewaffnet zu beobachten, die Erhaltung des Friedens nicht gesichert: denn in Religion und Politik, die sich nun einmal in Frankreich nicht trennen ließen, waren Guise und Navarra die entschiedensten Gegner. Indessen war dem Hofe, wie den Hugenotten der Friede ein Bedürfniß, und als der stets unruhig sich umhertreibende Bruder des Königs, der Herzog von Alençon (oder Anjou, wie er jetzt hieß) nun ebenfalls eine Partei zur Erlangung des Throns bilden wollte, ließ ihn der König verhaften. Als sodann derselbe nach den Niederlanden entfloh, nahm der Herzog von Guise die Stelle desselben am Hofe ein und war dem Könige, der ihn tief haßte, ein noch schwererer Dorn in der Seite. — Da zugleich im Süden des Landes durch die stete Spannung der Katholiken und Protestanten eine große Verwirrung herrschte und die letztern durch den demokratischen Geist der Städte und durch die unabhängige Haltung ihrer Häupter den königlichen Hof in Unruhe versetzten, so suchte Katharina durch eine Reise in den Süden die gefährliche Spannung dadurch zu mindern, daß sie dort den Protestanten noch eilf Sicherheitsplätze zu den schon gewährten, wiewohl nur auf kurze Zeit, einräumte.

Nichts desto weniger erregte der leichtsinnig-übermüthige, zu politischen Ränken und blutigen Fehden und zu zügellosen Sitten, insbesondere zu abenteuernden Liebeshändeln geneigte Adel des Südens beider Parteien den siebenten Krieg (1579), der, weil er im Grunde nichts mit der Religion zu schaffen hatte und nur aus jenen Privathändeln des Adels entstanden war, den Namen la guerre des amoureux bekam. Dieser kleine, auf einen nicht weiten Raum eingeschränkte Krieg gab dem König Heinrich von Navarra die erste eigentliche Gelegenheit, seinen feurigen Muth, seine Besonnenheit in Gefahren, seine heitere geistreiche Laune und sein kriegerisches Talent zu zeigen, — Eigenschaften, durch die er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Heinrich von Navarra lebte damals in seinem kleinen Königreiche, daraus er allein 300 Edelleute und 6000 Hakenschützen aufbieten und aus seinem Arsenale im Navarreins versehen konnte. Außerdem stand ihm die ganze hugenottische Streitmacht zu Gebote, wie denn nur allein in der Dauphiné 400, in Poitou und Saintonge 500 Edelleute jede Stunde bereit waren,

sich in den Sattel zu schwingen. Heinrich's kleiner Hof zu Nérac wetteiferte zwar mit dem zu Paris an prächtigen Festlichkeiten, doch mit dem Unterschied, daß Günstlingswirthschaft und Vergeudung nicht vorkam, sondern kriegerisches Verdienst Jedem seinen Rang gab. Das leichtsinnige und unbeständige Wesen, in das Heinrich während seiner Halbgefangenschaft zu Paris bei Jagd und Spiel gerathen war, hatte er abgelegt: hier in Nérac zeigte er „in den Geschäften Entschluß und Gewandtheit, in persönlichen Beziehungen die natürliche Gabe, die Menschen zu behandeln, in allen Dingen eine Frische und Richtigkeit der Auffassung, welche Jedermann befriedigte."

Unterdeß war der Herzog von Anjou (Alençon) aus den Niederlanden, wohin er auf eigene Faust dem Prinzen von Oranien 10,000 Mann gegen den dortigen spanischen Statthalter Juan d'Austria zugeführt hatte, unverrichteter Sache wieder an den Hof zurückgekehrt und bot sich nun zum Vermittler in diesem Kriege an, der sodann durch das Edict von Blois beendigt wurde, ohne in der alten Stellung der Parteien etwas zu ändern.

Der Herzog von Anjou hatte bei dieser Vermittlung den Zweck, das durch den Frieden entbehrliche Kriegsvolk des Königs in seine Dienste zu nehmen und nach den Niederlanden zu führen, wo ihm die Protestanten der Utrechter Union, welche unterdeß unglücklich gekämpft hatte, auf den Rath des Prinzen von Oranien die Krone anboten. Der König Heinrich willigte um so lieber ein, weil er dadurch seines Bruders ledig zu werden und die Verbindung der Guisen mit Spanien zu schwächen hoffte. — Nachdem sich der Herzog von Anjou zum Herrn von Cambray gemacht hatte, gieng er nach England um seine Verlobung mit der Königin Elisabeth zu betreiben, so daß in den Niederlanden schon das Verlobungsfest gefeiert wurde, das Herzogthum Brabant und die Grafschaft Flandern ihm in herkömmlicher Form huldigten, und es nun schien, als ob in den Niederlanden die Sache Spanien's unterliegen werde. Allein die Niederlage der französischen Flotte unter Antonio Strozzi (1582) und die Hinrichtung vieler gefangenen französischen Edelleute durch die Spanier schadete dem Ansehen des Herzogs, und als er mit einem neuen französischen Zuzug Antwerpen angriff, erlitt auch er eine empfindliche Niederlage, so daß seine ganze Unternehmung als gescheitert gelten konnte. Mißvergnügt gieng er nach Frankreich zurück, verfiel daselbst in eine Krankheit und starb im folgenden Frühjahr an den Folgen seiner Ausschweifungen eines fast eben so elenden Todes, wie sein Bruder Karl IX. Zwar boten nun die protestantischen Niederländer dem König Heinrich III die Oberherrschaft über sie an, wie sie Karl V besessen hatte; allein Heinrich erschrack vor diesem Anerbieten und schlug es, obwohl in zweideutiger Weise, aus: denn er trug Scheu vor jedem Krieg, besonders aber vor einem Krieg mit Spanien. Nichts desto weniger fuhr Philipp II fort, ihn als seinen Gegner zu betrachten.

8. Vierjährige Waffenruhe. Sinkendes Ansehen des Königs. Aussicht Navarra's auf die Thronfolge. Die Ligue unter Heinrich von Guise. Achter Krieg (Krieg der drei Heinriche). Die Liguisten am Hofe. Navarra's Sieg. Loser Zusammenhang der Hugenotten. Niederlage des pfälz. Hülfsheers. Condé's Tod. Die Ligue und die Sechzehner. Der Tag der Barrikaden. Des Königs Flucht. Scheinvergleich mit Guise. Beiderseitige Verstellung.

In der auf das Edict von Blois folgenden vierjährigen Waffenruhe in Frankreich sank des Königs Ansehen durch seine Unthätigkeit und moralische Schwäche immer mehr, indeß die guisische Familie (der Herzog Heinrich in der Champagne, sein Bruder Mayenne in Burgund,

Mercoeur in der Bretagne, Aumale in der Picardie, andere Glieder dieses Hauses in andern kleinern Gebietstheilen) fast im größten Theile von Frankreich herrschten. Die übrigen Provinzen wurden von den andern Großen ebenfalls in fast selbständiger Weise beherrscht; die großen Städte regierten sich als Republiken oder standen unter ihren Parlamenten; die kleinern Städte wurden im Namen der Statthalter von Edelleuten oder Söldnerführern verwaltet. Alle diese großen und kleinen Herren nahmen den größten Theil der öffentlichen Einkünfte für sich weg: dem Könige blieb von seiner Herrschermacht nur der Schatten, und selbst in Paris galt Guise's Namen mehr als der des Königs.

Als nun vollends durch den Tod des Herzogs von Anjou (Alençon), des bisherigen muthmaßlichen Thronfolgers, sich für Heinrich von Navarra, Geburts halber, die Aussicht auf die Thronerbschaft aufthat, mehrten sich für den König die Verwicklungen. Denn weil die Hugenotten, welche im Anfang der Religionskriege doch fast ein Drittheil der französischen Bevölkerung ausgemacht hatten, durch Verfolgung, Krieg, Auswanderung und Abfall bis auf den zehnten Theil zusammengeschmolzen waren, nun ihre einzige Hoffnung auf Heinrich von Navarra und sein Thronrecht setzten, — so erstand die Ligue in erneuerter Kraft, um mit Hülfe Spaniens und anderer katholischer Mächte des Auslandes dem Bestreben Navarra's und der Hugenotten entgegenzutreten, entschlossen, diesen ketzerischen Fürsten nie als König anzuerkennen.

Dadurch trat die Ligue auch in Opposition gegen den ihr besonders verhaßten König, der, wenn er auch wünschte und hoffte, Heinrich von Navarra werde sich für den Katholicismus gewinnen lassen, doch das Geburtsanrecht nicht in Zweifel zog. Indeß schwankte er vermöge seiner sittlichen Schwäche lange zwischen beiden Parteien hin und her. Sein Versuch, den Navarra zum Abfall zu bringen, scheiterte an dessen Klugheit, mit der er sich hütete, seine starke Stellung an der Spitze der Hugenotten, die er durch eine enge Verbindung mit England noch mehr befestigte, mit dem Aufenthalt am Hofe eines so unmächtigen Königs, der ja noch lange leben konnte, zu vertauschen.

Beiden trat Heinrich von Guise, das Haupt der Ligue, mit dem ganzen Gewicht seines vom Volk vergötterten Namens entgegen. Dem Navarra gleich an feurigem Muth und hohem Kriegstalent, an Redekunst und Heiterkeit, die mit weniger großer Liebenswürdigkeit, aber mit mehr äußerer Würde gepaart war, war er zwar von festerer religiöser Überzeugung, aber ohne Milde und Duldung und in Folge seines ungezähmten Ehrgeizes voll Gewandtheit in den Künsten der Lüge und Täuschung. Um die Thronfolge desto sicherer auf seine Person überzuleiten, die er nicht gleich in den Vordergrund zu stellen wagte, fragte er, um den Schein einer Rebellion von sich abzuwenden, bei dem Papste Gregor XIII an, ob er gegen den König vorschreiten solle, und als der

Papst antwortete, „wenn die Absicht religiöser Natur sei, so gebe er dazu seinen Segen", — so schloß Guise 1584, mit Zustimmung Philipp's II von Spanien, mit dem alten, eiteln und schwachen Oheim Navarra's, dem Cardinal Karl von Bourbon und dem Herzog von Lothringen, dem Gemahl der Lieblingstochter Katharina's, den geheimen Vertrag von Joinville, demgemäß das Thronrecht auf den Cardinal und von diesem auf den Herzog von Lothringen, also auf das Geschlecht der Guisen übergehen sollte. Daß er diese beiden nur zum Schein vorschob, hatte er gegen Philipp kein Hehl, dem vor Allem daran lag, daß der Protestantismus vertilgt und dadurch seine Niederlande gerettet würden.

Der König von Spanien sagte für das erste Jahr eine Million Scudi zu, wogegen man sich verpflichtete, Cambray zurückzugeben, alle Besitzungen des Königs von Navarra an Spanien gelangen zu lassen und dem Bündniß mit den Türken zu entsagen. Hierauf erließen die Guisen ein Manifest, worin sie zunächst sich gegen die Günstlingsherrschaft richteten, sodann erklärten, daß die Thronfolge nie an einen Ketzer kommen dürfe; die Unterthanen seien nicht verpflichtet, einen König anzuerkennen, der nicht katholisch sei; endlich forderten sie, um den Klerus, den Adel und die Städte zu gewinnen, die Berufung einer regelmäßigen, von drei zu drei Jahren zusammentretenden Ständeversammlung, worin Jeder solle frei seine Beschwerden vorbringen dürfen, und riefen durch alles dieß „das Selbstgefühl der Stände, der Verwaltung, des Gerichts und der großen Machthaber gegen die Regierung in Kampf, — nicht allein gegen die Mißbräuche derselben, sondern auch gegen ihre gerechtfertigten Bestrebungen."

Mit der Waffenerhebung der Ligue brach 1585 der achte Religionskrieg oder der Krieg der drei Heinriche aus, in welchem zwar Heinrich von Navarra den blutigen Sieg bei Coutras (1587) errang, Guise aber durch Vernichtung des deutschen Hülfsheeres die Kräfte der Hugenotten so schwächte, daß sie sich schwer erholten und die steigende Macht der Ligue ihrem Ziele näher rückte.

Dieser Krieg begann damit, daß die Liguisten, welche vorher, ungeachtet eines königlichen Verbots, allenthalben Truppen geworben und zusammengezogen hatten, sich unversehens in den Besitz von Toul, Verdun, Chartres, Bourges, Angers, Lyon, Mezières, Chalons und anderer bedeutender Städte setzten; nur Marseille und Bordeaux widerstanden glücklich. Der König, ungewiß, wem er sich in die Arme werfen sollte, da der eine seiner Mignons (La Valette, den er zum Herzog von Epernon gemacht) gegen Guise, — der andere (Arques, den er zum Herzog von Joyeuse gemacht hatte) für Guise war. — Da Heinrich von Navarra die erneuerte Aufforderung, zur katholischen Kirche zurückzukehren, abwies und sein Erbieten, seine Sache im Zweikampf auszumachen, nicht beachtet wurde, so entschloß sich der König zur Unterhandlung mit der Ligue und bequemte sich zu dem Vertrage von Nemours (1585), worin die Ausrottung des Protestantismus durch das Verbot des Gottesdienstes und durch die Entziehung der Ämter, Güter und Sicherheitsplätze beschlossen wurde. Die Nachricht von der Verbindung des Königs mit der Ligue machte auf Heinrich von Navarra einen so betäubenden Eindruck, daß ihm, wie er selbst erzählte, ein Theil seines Haares erblich. Denn fortan waren die Liguisten obenan am Hofe und drängten sich in alle Ämter: Guise wurde Generalstatthalter des Reichs; Cardinal Bourbon wurde zum Thronerben erklärt, Navarra und Condé endlich vom Papst Sixtus V in den Bann gethan.

Allein Navarra's täglich sich mehr entwickelnde Überlegenheit des Geistes und Gemüths und seine Verbindung mit auswärtigen Höfen, dazu der Haß jenes Mignons (La Valette's) gegen Guise, bewogen den König zu nochmaliger heimlicher Unterhandlung mit Navarra, und Katharina selbst bemühte sich zu Brie (1586), ihn durch Schmeicheleien zu bekehren, scheiterte aber mit all' ihrer Klugheit an der Verstandesklarheit und Offenheit dieses Fürsten. Als sie z. B. dabei scherzend ihm an die Seite griff, und er merkte, sie wolle fühlen, ob er unter dem Gewande einen Harnisch trage, knöpfte er die Brust auf und sagte: „Madame, ich diene Jedem offenherzig!" Und als sie ihn den Urheber der Unruhen nannte, entgegnete er: „Diese Unruhen und Verwirrungen gefallen Ihnen und nähren Sie; denn wenn Sie in Ruhe leben sollten, würden Sie bald sterben!"

Weil nun anfangs die Tapferkeit der Hugenotten geringen Erfolg hatte, indem selbst Condé, nach vergeblicher Belagerung von Angers, mit seinem Haufen von dem Hauptheere abgeschnitten wurde und sich gezwungen sah, nach England zu fliehen, um von dort aus nach Rochelle zurückzukehren, so wendete sich der König wieder entschieden zur Ligue. Bald nach Eröffnung des Feldzugs ereignete sich für die Hugenotten das Glück, daß Heinrich von Navarra ein stattliches königliches Heer, das der Herzog von Joyeuse befehligte, bei Coutras gänzlich besiegte und dabei glänzende Beweise von Einsicht und Tapferkeit gab. Joyeuse selbst ward dabei getödtet. Es war die erste offene Feldschlacht, in welcher seit dem Beginne der Bürgerkriege die Hugenotten einen so glänzenden Sieg gewannen. Allein er führte zu keiner Entscheidung, weil sich der hugenottische Adel zu früh auf seine Schlösser zerstreute und selbst Navarra an seinen Hof eilte, um seiner Neigung zu feinsinnlichen Vergnügungen zu leben und der Dame seines Herzens seine Trophäen zu Füßen zu legen! Denn sein religiöser Glaube gieng bei weitem nicht so tief, wie bei Condé, der daher ungern die Hauptleitung der protestantischen Sache in Navarra's Hand sah. (Condé verlor übrigens nicht lange darnach (1588) zu St. Jean d'Angely sein Leben durch Gift.)

Dazu kam, daß es dem König Heinrich III, der sich diesmal selbst zu diesem Feldzug aufgemacht hatte, gelang, an der mittlern Loire die Vereinigung des heranziehenden schweizerisch-deutschen Hülfsheers mit den Hugenotten des südlichen Frankreichs zu verhindern. Dieses Heer, das sich auf Betrieb des Pfalzgrafen Johann Casimir gebildet hatte, bestand aus 16000 reformirten Schweizern, 4000 deutschen Reitern und mehreren Fähnlein deutscher Landsknechte und wurde von einem brandenburgischen Edelmann, dem Burggrafen von Dohna, befehligt. Es war vom Elsaß aus in Lothringen eingedrungen. Da brachte Heinrich III die Schweizer durch eine persönliche Unterredung mit ihren Hauptleuten leicht dahin, die Waffen nicht gegen ihn zu gebrauchen: denn sie hatten (ihrer Angabe nach) bei ihrer Anwerbung geglaubt, es gehe gegen die Guisen und nicht gegen den König und die Krone Frankreich's, die sie nicht antasten wollten. Darauf wollte Dohna eine Richtung gegen das Heer des Guise nehmen: allein Guise kam ihm zuvor und überfiel ihn mit solchem Ungestüm, daß Dohna die Ordnung nicht herstellen konnte und nun die Schweizer erklärten, auch gegen den Guise nicht fechten zu wollen. Dadurch wurde Dohna mit den Deutschen genöthigt, sich zurückzuziehen und, nach einer Kapitulation mit dem Könige, Frankreich zu verlassen. Guise, die Capitulation nicht achtend, verfolgte sie und rieb einen Theil derselben auf.

Der feindliche Gegensatz zwischen dem Könige und Guise war dabei noch offenbarer geworden und zeigte sich noch deutlicher, als Guise nach einem Zusammentritt mit den Gliedern seines Hauses und der Ligue (zu Nancy) mit gesteigerten Forderungen an den König auftrat. Denn inzwischen hatte sich die Ligue durch den Hinzutritt einer in Paris aufgekommenen Verbindung der Sechzehn (so benannt nach der Zahl der 16 Viertel der Hauptstadt) verstärkt. Diese Verbindung war dort schon länger her im Geheimen von fanatischen Katholiken mit der Absicht

gebildet worden, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion den König zu entthronen und den Herzog Heinrich von Guise an seine Stelle zu setzen, und hatte sich, nachdem die Sechzehner durch Zuziehung der entschlossensten Leute aus dem gemeinen Volke erstarkt waren, mit der allgemeinen Ligue vereinigt.

Der Gedanke der Pariser Ligue gieng aus von einem reichen Bürger, Karl Hotmann, der ihn dreien beredten Geistlichen Jean Prevost, Matthieu Launay und Jean Boucher mittheilte. Das von ihnen gestiftete Bündniß gab sich im Anfang des Jahres 1587 eine Verfassung. Jeder der oberwähnten Sechzehner leitete in seinem Stadtquartier die Angelegenheiten der Verbindung und die Werbung neuer Mitglieder. Außer ihnen hatte ein Rath von zehn Männern, darunter sich die vier Stifter befanden, die allgemeine Führung der Geschäfte über sich. Unter der allmählich stark anwachsenden Zahl der Mitglieder waren auch gar manche aus dem bessern und wohlhabenden Mittelstand; doch nahmen, wie de Thou (der einflußreichste Parlamentsrath und Verfasser der Geschichte seiner Zeit) berichtet, meist Leute Theil, „die ihr Leben in Schande, Lüsten und Lastern hingebracht hatten und zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Habsucht oder zur Herstellung ihrer zerrütteten Umstände eines Bürgerkrieges bedurften;" selbst unter den Sechzehn waren nicht Wenige, die „ihr Vermögen verschwendet oder die Gerichte zu fürchten hatten." Manche dieser Verbündeten waren so fanatisch, daß sie den Eid, den man den Sechzehnern zu leisten hatte, mit ihrem Blute unterzeichneten. Auf Guise's Betrieb giengen Sendlinge in alle Städte aus, um Leute aller Art für die revolutionären Plane des Vereins zu gewinnen. Auch ließen sich allenthalben „Ehrgeizige, Furchtsame und Tollkühne, Kurzsichtige, Verschlagene und Fanatiker" in's Netz locken. Wer darin war, konnte nicht mehr loskommen, weil jeder Einzelne auf's strengste vom Andern überwacht war.

Guise dämpfte anfangs ihren ungestümen Eifer und stellte vorerst noch folgende Forderungen an den König: er solle den Liguisten Sicherheitsplätze einräumen, seine Rathgeber entlassen, die Inquisition zur leichtern Ausrottung des Protestantismus einführen, und ihn (den Guise) zum Generalstatthalter ernennen. — Da der König nicht darauf eingieng, im Gegentheil den Herzog von Epernon, Guise's Hauptgegner am Hofe, zum Großadmiral ernannte, beschloß Guise rascher vorzuschreiten.

Als der König von Lyon, wo er den Gang des Hugenottenkriegs beobachtet hatte, nach Paris zurückkehrte, fand er dort Alles in Gährung. Die Verschwörung war reif geworden und man hatte vor, sich bei ehester Gelegenheit des Königs zu bemächtigen und ihn in ein Kloster zu sperren; ja Einige wollten sogar bis zum Mord vorgehen. Dies wurde dem Könige, und zwar durch einige Liguisten selbst, verrathen und sogleich verbot er dem Guise, die Stadt zu betreten. Als dieser nicht gehorchte, sondern unter dem Vorwand, sich zu rechtfertigen, dennoch in Paris erschien und vom Volke mit Jubel empfangen wurde, ließ der König 4000 Schweizer in die Stadt rücken, gab ihnen aber die Weisung, keine Gewalt zu gebrauchen. Da errichtete das Volk Barrikaden und zwang die königliche Kriegsmacht, die Waffen zu strecken. Während nun die Königin-Mutter mit Guise um Herstellung der Ruhe unterhandelte, und dieser, um seine Großmuth zu zeigen, den gefangenen Soldaten

ihre Waffen zurückgeben ließ und den königlichen Beamten Schutzwachen gab, verließ der König heimlich die Hauptstadt und floh, um Freiheit und Leben zu retten, nach Chartres.

Der „Tag der Barrikaden" hatte ihm seine ganze Lage klar vor Augen gestellt: daß die Pariser, die er stets für fügsam und schwach gehalten hatte, in dieser Art gegen ihn auftreten würden, hätte er nie gedacht; daß es im Grunde nicht eigentlich der Religion gelte, sondern daß Herzog Guise und die Ligue ihn verderben wollten, war für ihn kein Zweifel mehr. Von nun an faßte er den Entschluß, diesen ihm so gefährlichen Mann aus dem Weg zu schaffen und zu diesem Ziel dünkte ihm in seiner hülflosen Lage der, ohnedieß seiner Natur entsprechende, Weg der Verstellung der einzig mögliche zu sein.

Der Tag der Barrikaden hatte aber auch den Herzog Guise für die nächste Zukunft noch unvorbereitet gefunden. Er hatte vorerst den König bloß einschüchtern und durch ihn zunächst die Ausschließung der Bourbonen vom Thron erlangen wollen. Indeß benutzte er die Flucht des Königs und machte sich durch die Wegnahme des Arsenals, durch die Einnahme der Bastille und durch Bestellung eines neuen Magistrats zum Herrn von Paris. Katharina in ihrer macchiavellistischen Politik schloß sich ihm sogleich an, um wieder mehr Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, den sie unter der Herrschaft der Mignons verloren hatte. Durch sie erbot sich daher der König zu einem Vergleich mit der Ligue, worin er die Ausrottung der Hugenotten versprach, die Berufung einer Ständeversammlung genehmigte und den Guise zum Generalstatthalter ernannte.

Das Edict, das er erlassen mußte (l'edit d'union), gewährte der Ligue Amnestie, eine Anzahl Sicherheitsplätze und für ihre Häupter die wichtigsten Statthalterschaften. Ja der König stellte sich selbst an die Spitze der Ligue, entfernte alle seine Minister und gab dem Guise als Oberfeldherrn in einer persönlichen Zusammenkunft, um ihn sicher zu machen, eine unbeschränkte Vollmacht. Guise weigerte sich zum Schein, sie anzunehmen, und gab erst nach, als der König befahl, so daß die Aussöhnung auf beiden Seiten vollkommen zu sein schien.

9. Die Stände zu Blois. Ihre Anmaßung unter Guise's Einfluß. Des Königs scheinbare Nachgiebigkeit. Ermordung Guise's. Tod der Königin-Mutter. Auflösung der Stände. Die Ligue und die Sechzehner unter Mayenne. Verbindung des Königs mit Heinrich von Navarra. Anschluß der Politiker. Belagerung von Paris. Ermordung des Königs.

Alles kam nun darauf an, wie die Ständeversammlung, welche zu Blois den 16. Oct. 1588 eröffnet wurde, sich benahm. Weit entfernt aber, daß sie mit dem Eingeräumten sich begnügt hätte, gebärdete sie sich so, als ob „bei ihr alle Machtfülle" — und der König nur ihr „Vorsitzer" wäre; die Triebfeder aller ihrer Schritte aber war Guise. Der König, sein Ziel im Auge, gab allenthalben nach, obgleich er sich deßhalb

nur desto mehr verspottet und hintangesetzt sah. Bereits giengen sogar wieder Gerüchte von seiner Absetzung. Zu gleicher Zeit waren gerade die großen Seerüstungen des mit der Ligue verbundenen Königs Philipp von Spanien gegen England im Gang, die im Fall des Gelingens auch für Frankreich bedrohlich waren.

Bei der Eröffnung der Stände hielt der König eine Rede, worin er von dem übrigens unverstellten Glauben ausgieng, es lasse sich durch eine Berathung der Krone mit den Ständen „eine Verständigung im katholischen und ständischen Sinne erreichen." Er versprach „die Ketzerei" (er sagte nicht den Protestantismus) mit Gefahr seines Lebens zu bekämpfen und Mißbräuche in der Regierung und Finanzverwaltung abzuschaffen; die Stände sollten sich in diesen Bestrebungen mit dem Könige vereinigen, der, als von Natur und Geburt zum Monarchen gesetzt, die von seinen Vorfahren ererbte Würde zur Ehre Gottes und zur Erhaltung des Staates bekleiden und behaupten wolle. Seien die Stände von guter Gesinnung erfüllt, so würden sie die legitime Gewalt nicht untergraben, sondern durch ihren guten Rath befestigen; und er als König verspreche, die durch gegenseitige Vereinbarung gefaßten Beschlüsse als von ihm selbst frei angenommene Gesetze zu beschwören und sie nie zu brechen.

Den Ständen aber giengen diese Einräumungen nicht weit genug. Sie hatten überhaupt eine ganz andere Grundanschauung vom Königthum, indem sie es theils aus der Volkssouverainetät, theils von der kirchlichen Sanction herleiteten: daher sie das Recht in Anspruch nahmen, die Gnadenbezeugungen und Machtertheilungen des Königs entweder zu bestätigen oder zu annulliren. „Gleichsam eine ständische Hierarchie sollte den königlichen Gerichtshöfen und dem Geheimerath, überall eingreifend, zur Seite stehen." Demnach war in diesen Ständen nur die Idee der Ligue vertreten! — Bei der Frage über die Finanzen forderten die Stände die Abschaffung aller außerordentlichen Abgaben, mit Ausnahme der Taille, und auch diese sollte noch herabgesetzt werden. Dadurch aber erlitt das Staatsärar eine übergroße Einbuße. Der König suchte nachzuweisen, daß er kein Verschwender mehr wäre, daß er vielmehr so wenig Geld habe, daß es ihm oft an dem Nöthigsten fehle; er sei bereit, sich auf das Äußerste einzuschränken, nur solle man nicht alle Auflagen abschaffen, sonst richte man Thron und Land zu Grunde. Weil aber die Stände nicht nachgaben, mußte der König einwilligen. Die Stände wollten nun zwar durch Subscriptionen des Ausfall des öffentlichen Einkommens decken; allein diese fielen gar dürftig aus: denn Jeder wollte wohl vom Staate leben, aber demselben kein Opfer bringen.

In Betreff der Ketzerfrage wollten die Stände gegen die Hugenotten und gegen den König von Navarra den Krieg mit dem größten Nachdruck geführt wissen; es sollte dem König von Navarra seine Provinz (Guyenne), ja allen Hugenotten überhaupt ihre Besitzthümer genommen werden.

Hinter allen diesen Forderungen stand Heinrich von Guise, vor dessen Einfluß auf die Stände die königliche Macht völlig wirkungslos war. (Daß Guise's hochstrebende Gedanken auf den Besitz der Krone gerichtet gewesen, nimmt Ranke a. a. O. nicht an, weil „der spanische Gesandte Moreo, der die ersten Unterhandlungen Philipp's II mit den Guisen geführt hat, versicherte, daß Guise dem König von Spanien versprochen habe, nach der französischen Krone selbst nicht zu streben", und da Guise „keinen Augenblick den König von Spanien entbehren konnte", so sei er durch jenes Versprechen gebunden gewesen. Allein konnte nicht dennoch in Guise's Seele die Königskrone als letztes Ziel gelegen haben?

Da König Heinrich III sah, daß man auf die Vernichtung seiner Autorität ausgehe, so machte er noch einen Versuch, bei einem Spaziergang im Garten den Guise zu einiger Nachgiebigkeit zu stimmen und ihm insbesondere darzuthun, daß er 1. die Forderung, ständische Beschlüsse

ohne Prüfung im königlichen Staatsrathe — und 2. die Forderung des Kriegs gegen Heinrich von Navarra ohne erneuerte Aufforderung an denselben zum Zurücktritt in die römische Kirche — unmöglich genehmigen könne. Da aber Guise nicht nachgab, sondern gereizt mit seiner Entlassung drohte (in welchem Fall leicht eine allgemeine Erhebung gegen den König erfolgt wäre), so hielt der König an sich, faßte nun aber noch bestimmter den Gedanken, sich dieses gefährlichen Mannes zu entledigen.

Er berief daher in dieser drangvollen Lage, die allerdings eben sowohl eine Folge seiner eigenen Unwürdigkeit, als der maßlosen Anmaßung seiner Gegner war, seine Getreuesten in einen Rath, in welchem diese, weil sie selbst sich in ihren bisherigen Ansprüchen gefährdet sahen, seinen geheimen Gedanken entgegenkamen und auf Wegräumung nicht nur des Herzogs, sondern auch seines Bruders, des Cardinals (Ludwig), Sprechers der Geistlichkeit, drangen. Und so feierte Heinrich III in der Ermordung beider den Triumph seiner auf's künstlichste durchgeführten Verstellung.

Der König hatte sich länger her mit einer Leibwache umgeben, die aus 45 wagehälsigen dem kleinen, besitzlosen Adel angehörigen Waffenmännern, deren sich seit den Bürgerkriegen so viele an den Höfen der meisten großen oder kleinern Fürsten umhertrieben. Da indeß der Hauptmann derselben sich nicht zur Leitung des Anschlags hergeben wollte, wurde der König wieder wankend. Doch übernahm ein anderer darunter, Namens Lognac, mit noch sieben Leibwächtern die Ausführung. Zwar wurde der Herzog gewarnt, aber er hielt sich für stärker, und als er einmal unter seinem Tellergedeck auf einem Zettel eine nochmalige Warnung fand, warf er den Zettel mit den Worten: „Er wagt es nicht!“ unter den Tisch. — Der König stellte sich, als wolle er zum Weihnachtsfest eine Wallfahrt antreten und lud vorher den Herzog in das Schloß ein unter dem Vorwand, er wolle noch eine berathende Versammlung halten. Als der Herzog in's Schloß eingetreten war, gab ihm ein Kriegsmann eine Bittschrift um rückständigen Sold und folgte ihm mit einigen hinzukommenden Soldaten bis vor den Saal nach. Bald erschien ein Kabinets-Diener und führte den Herzog in das Vorzimmer, wo jedoch keine Räthe, wohl aber die acht Verschworenen beisammen waren und ihn mit dem Ausrufe: Ha, Verräther! sogleich niederstießen, und zwar auf derselben Stelle, wo der Herzog 16 Jahre zuvor den ersten Berathungen, die zur nachmaligen Bluthochzeit führten, zustimmend beigewohnt hatte. Vergebens hatte er sich, da er sein Schwert nicht ziehen konnte, mit Händen und Zähnen zu vertheidigen gesucht, bis er am Fuße des königlichen Bettes „wie ein wildes Thier“ abgethan war. Als er entseelt dalag, trat der König aus seinem Kabinet, besah den Leichnam und sagte, mit dem Fuße ihn zur Seite stoßend: „Wie groß er ist! scheint er doch im Tod noch größer, als lebend!“

Zu gleicher Zeit war der Cardinal Ludwig nebst dem Cardinal Bourbon und andern Verwandten und Freunden der Guisen verhaftet worden. Doch wurde nur der erste erschossen; die andern wurden später wieder entlassen. — Inzwischen lag die alte Königin-Mutter, die von allen diesen Vorgängen nichts wußte, im Untergeschoß des Schlosses krank darnieder, und als der König sie besuchte, und sie auf seine Frage, wie es gehe, antwortete: „besser!“ — sagte er: „Auch ich befinde mich weit besser: denn diesen Morgen bin ich König von Frankreich geworden und habe den König von Paris tödten lassen.“ Erschrocken machte ihm seine Mutter Vorwürfe, endete aber damit, daß sie ihm „Schnelligkeit und Entschlossenheit“ rieth. Als von Stund' an ihre Krankheit und mit dieser ihre Unruhe

und Gewissensqual stieg und sie vom gefangenen Cardinal Bourbon Trost verlangte, sagte ihr dieser vorwurfsvoll: „Madame, Sie haben uns alle auf's Schaffot gebracht!" — Sie starb am 5. Jan. 1589, siebenzig Jahre alt. „Die Schlechtigkeit der Könige, die Unzucht der Weiber, die entsetzlichen Verbrechen und das furchtbare Elend dieser Jahre fallen großentheils auf ihr schuldvolles Haupt. (Fr. v. Raumer a. a. O.)

Diese That und die sofortige Auflösung der Ständeversammlung schlug anfangs die Liguisten nieder; bald aber erhoben sie sich mit verdoppelter Wuth und von vielen Kanzeln ertönten Verwünschungen über den Mörder und Ketzer. Die Sorbonne entband das Volk aller Pflicht gegen den König und billigte Widerstand und Krieg gegen ihn. Sogleich wurden unter der Leitung der Sechzehner seine Bildnisse zerstört, sein Anhang in Paris theils gefangen, theils ermordet und Guise's Bruder Mayenne zum unumschränkten Generalstatthalter erhoben, der nun durch Bestätigung aller, der Ligue anhängiger, Provincialstatthalter über den größten Theil von Frankreich gebot und mittels eines Unionsgeneralconseil's maßlose Edicte erließ, welche der Willkühr und dem Eigennutz Thür und Thor öffneten.

Dem Könige, der nur in der Dauphiné, in Langued'oc, Guyenne und Poitou einige Gewalt besaß, und dem jeder Versuch, den Mayenne zu einem Vergleich zu bringen, fehlschlug, blieb nun nichts übrig, als sich an den König von Navarra anzuschließen, der schon während der Reichsversammlung zu Blois mit seinem Anhang in Rochelle eine Gegenversammlung gehalten hatte, um die Mittel zum Widerstand gegen die Ligue zu berathen, und der nun in einem, Milde und Friede athmenden Ausschreiben alle Franzosen beschwor, aus der so großen Zerrüttung des Staats zur Ordnung und deßhalb zum Gehorsam gegen den König zurückzukehren. Wirklich hielten beide Könige im Parke zu Plessis-le-Tour eine Zusammenkunft, wobei der König von Navarra den König so ehrerbietig behandelte, daß dieser ganz gerührt war und seine frühere Thatkraft in etwas wieder zu bekommen schien. Heinrich III erklärte, nicht mehr dulden zu wollen, daß man die Hugenotten Ketzer nenne: denn wer das Evangelium bekenne, sei ein Christ; Navarra und die Seinen erklärten dagegen, den König anzuerkennen, weil das Evangelium den Gehorsam gegen die Obrigkeit lehre, also daß hier „Royalismus und Toleranz" eine Vereinigung feierten.

Da Navarra hierauf die ganze kriegsgeübte protestantische Macht mit dem Heere des Königs vereinigte, so schloßen sich auch die Politiker oder gemäßigten Katholiken an, insbesondere viele vom Adel, dazu die wohlgerüsteten Schaaren Epernon's, ja selbst auf einen Aufruf Genf's schweizerische Truppen, so daß der König bei Pontoise wieder ein Heer von 40,000 Mann unter seinen Fahnen sah.

Beide Könige zogen nun vor Paris und umlagerten es mit dieser imposanten Macht, so daß alle Unentschiedenen und Zaghaften

die Sache der Sechszehner verließen und Mayenne nur 8000 Mann zur Vertheidigung der Stadt um sich hatte. Desto fanatischer trieben die Geistlichen das Volk zum Widerstand und versprachen dem, welcher die Erde von dem Könige, als dem größten Lasterungeheuer, befreien werde, den Lohn des Himmels. Durch solche Rede entzündet, schlich sich ein junger Dominikaner, Namens Jacques Clement, in das königliche Lager bei St. Cloud und ermordete Heinrich III. Zum Glück aber konnte dieser noch vor seinem Verscheiden laut gegen seine Umgebung den König von Navarra als seinen Nachfolger anerkennen, wobei er ihm aber rieth, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, wenn er Frankreich in Ruhe beherrschen wolle. Die That selbst versetzte die Liguisten in Jubel und selbst Sixtus V äußerte unverholen seine Billigung.

Clement war ein Mensch von schwachem Geist und darum desto leichter das Werkzeug Anderer. Als der finstre Gedanke in ihm reif war, theilte er ihn seinem Prior mit, der ihm bloß zu prüfen rieth, ob der Gedanke wirklich von Gott sei; es sei übrigens eine solche That „nur eine Unregelmäßigkeit, keine Todsünde". Die Herzogin von Montpensier, längst erfüllt vom tiefsten Hasse gegen den König, so wie auch gegen die Protestanten, soll nicht versäumt haben, den Mönch durch hohe Versprechungen in seinem Vorhaben zu bestärken. Als derselbe vor den König geführt wurde, übergab er demselben ein Schreiben, und während der König es las, stieß er ihm ein Messer in den Unterleib. Dieser zog es selbst heraus und stieß damit dem Mörder in's Gesicht. Ein Edelmann, der hinzu gesprungen war, durchbohrte denselben und warf ihn zum Fenster hinab, worauf die Soldaten ihn zerrissen und verbrannten.

10. Kampf Heinrich's von Navarra mit der Ligue um sein Thronrecht. Uneinigkeit der Liguisten. Heinrich's Sieg bei Ivry. Vergebliche Belagerung von Paris. Noth des Landes. Entscheidung des Kampfs durch Heinrich's Religionswechsel. Einzug in Paris. Beruhigung des Volks. Aussöhnung mit dem Papst. Friede mit Spanien. Das Edict von Nantes.

Das Königsgeschlecht der Valois, das 260 Jahre über Frankreich geherrscht hatte, war somit erloschen; noch mußte aber der Bourbon sich sein Erbrecht erst erkämpfen. Heinrich von Navarra, durch Natur und Bildung nach Leib, Geist und Gemüth gleich ausgezeichnet, erhielt zwar sogleich von Vielen den Treuschwur; Andere aber machten erst eine Religionsänderung zur Bedingung ihrer Unterwerfung. Im Gefühl, daß die plötzliche Erfüllung dieser Bedingung einen üblen Schein auf ihn werfen könnte, aber in der Absicht, mit Hülfe der Protestanten, die auf Begünstigungen von ihm — und mit Hülfe derjenigen Katholiken (der Politiker), die auf seine Bekehrung hofften, zuerst seine Gegner zu überwältigen, dann sich „die ideale Bestätigung der Kirche" durch seine Rückkehr zu ihr geben zu lassen, — versprach Heinrich, in sechs Monaten ein Concil zu berufen und sich dem Ausspruche desselben zu unterwerfen. Auch gab er noch die Zusage, die Ausübung der protestantischen Religion nur da zu gestatten, wo sie nach der letzten Übereinkunft mit Heinrich III schon be-

stand, desgleichen neu sich erledigende Ämter nur mit guten Katholiken zu besetzen. Darauf erst huldigte ihm das Heer, von dem jedoch ein Theil heimkehrte, ein anderer unter dem Herzog von Epernon zu den Liguisten übergieng, die ihrerseits um so hartnäckiger widerstanden, da das Parlament Heinrich den Vierten für einen Hochverräther erklärte und der päpstliche Cardinal-Legat Gaëtano — der vorsichtigen Weisung des Papstes zuwider — leidenschaftlich Partei für die Ligue nahm, deren Haupt Mayenne blieb.

Und so mußte Heinrich auf's Neue die Entscheidung den Waffen überlassen. Aber weder sein entscheidender Sieg bei Jvry (1590), noch seine wiederholte Belagerung von Paris führte ihn zum Ziel. Die Zerrissenheit der Parteien und die dadurch genährte Noth des Landes stieg auf's höchste, und auf dem fortgesetzten Weg des Bürgerkriegs war kein Ende derselben abzusehen.

Der Umstand nämlich, daß sich der größere Theil des Heeres zerstreut hatte, nöthigte den König Heinrich IV, seine Streitmacht von Paris wegzuziehen und sich mit dem auf 10000 Mann herabgesunkenen Kern seiner Truppen nach der Normandie zu wenden, um sich einiger fester Plätze zur Verbindung mit England zu bemächtigen. Unterdeß Mayenne, vom spanischen Gesandten gedrängt, den alten Karl von Bourbon, obgleich er noch Gefangener war, zum König unter dem Namen Karl X ausrufen ließ, um sein Unternehmen mit dem Schein der Legitimität zu bekleiden, bekam Heinrich, der in Dieppe, wo er, eingeschlossen, sich glücklich vertheidigte, englische Hülfe und rückte nun wieder unmittelbar vor Paris. Er eroberte und plünderte die Vorstädte, mußte aber vor der Annäherung Mayenne's die Belagerung wieder aufgeben und überwinterte in Tours, dem Sammelplatze der Royalisten. — Indeß leistete ihm die Uneinigkeit der Liguisten einen größern Dienst, als seine eigene Partei. Nach neuen vergeblichen Sühnungsversuchen kam es im März 1590 zur obengenannten Schlacht bei Jvry. Vor dem Beginn derselben trat Heinrich vor sein Heer, ließ einen Geistlichen für das Glück seiner Waffen beten, und rief dann: Auf! Gott ist für uns! worauf das Heer ihm begeistert folgte. Als die Seinen vor der Übermacht in's Schwanken geriethen und die Fahne sank, rief Heinrich: „Mein Helmbusch ist Eure Fahne, wenn ihr ihn weichen seht, erlaube ich Euch zu fliehen!" Da neigte sich ihm der Sieg, welchen sein Angriff an der Spitze von 1500 Edelleuten entschied, und das Heer der Ligue wurde zerstreut. Seine milde Schonung gegen die Gefangenen erwarb ihm allgemeine Achtung und die Bestürzung unter den Liguisten war groß; nichts desto weniger wiesen sie jeden Frieden zurück, und bewaffnete Geistliche und Mönche in Paris riefen zum ewigen Krieg auf. Selbst der Tod des Cardinals Bourbon führte nicht zu einer Annäherung der kämpfenden Parteien.

Da umlagerte Heinrich nochmals Paris, enger als zuvor und legte der Stadt eine Diät auf, welche die Heftigkeit ihrer Beschlüsse mäßigen konnte. Denn der Mangel in der Stadt wurde so groß, daß selbst das Ekelhafteste gegessen, sogar aus Todtenknochen Brot gebacken wurde, ja in der Verzweiflung manches Kind geschlachtet und gegessen worden sein soll und daß binnen drei Monaten 12000 Menschen großentheils vor Hunger starben. Bei allem dem wurde, wer von Übergabe sprach, von Zeloten aufgehängt oder in's Wasser geworfen. — Endlich erschien spanische Hülfe von den Niederlanden her unter dem Herzog von Parma (Alexander Farnese), dem berühmtesten Feldherrn Spanien's in jener Zeit, der sich mit Mayenne's Truppen vereinigte, und den König Heinrich zwang, die Belagerung aufzuheben. Zwar versuchte er mit seinem schlachtbegierigen Adel den Herzog zu einer Feldschlacht zu bringen, aber Parma, nur stark in befestigten Lagerplätzen und bei Belagerungen, wich aus, und da nun Heinrich's Edelleute nach ihren Provinzen giengen, mußte sich Heinrich be-

gnügen, die festen Plätze zu besetzen und einen Kleinkrieg zu führen. — Parma's baldige Rückkehr nach den Niederlanden verschaffte ihm wieder Luft, und während Mayenne die wilde Anarchie, die in Paris entstanden war, nur durch List und Strenge unterdrücken konnte, schritt Heinrich, verstärkt durch 4000 M. englischer und 16000 M. deutscher Hülfstruppen, nach der Einnahme von Sedan und St. Angely, zur Belagerung von Rouen, dessen Besitz ihm die Normandie verschafft hätte. Da aber erschien der Herzog von Parma abermals mit einem Heere in Frankreich und entsetzte Rouen. Bald jedoch sammelten sich 1500 normannische Edelleute um den König, der nun den Parma so in's Gedränge brachte, daß er wieder nach den Niederlanden zurückgieng. Als derselbe sodann mit einem verstärkten Heere wieder nach Frankreich aufbrechen wollte, erkrankte er zu Arras und starb den 3. Dec. 1592. Parma's Tod änderte aber am Fortgang des Kampfes nichts, da die Ligue zu keiner Nachgiebigkeit geneigt war.

Indeß führte nicht sowohl die steigende Verwirrung im Lande und die Unmöglichkeit einer Entscheidung durch den Reichstag, als vielmehr die Furcht vor der Einmischung des Auslands einen Wendepunct herbei. Das Haupt einer neuen politischen Partei nämlich, der aus dem Gefängniß entkommene Sohn des ermordeten Herzogs Guise, bot dem König Philipp II von Spanien die französische Krone für den künftigen Gemahl seiner Tochter Isabella an, mit der Hoffnung selber dieser Gemahl zu werden. Da auch Mayenne für sich diesen Wunsch hegte und somit dieses Project von zwei Seiten mit Hintansetzung der nationalen Interessen betrieben wurde, so entschied das Parlament durch Geltendmachung des salischen Gesetzes, daß die Krone auf kein weibliches Haupt übergehen dürfe. Denn nur der zelotische Theil der Geistlichkeit und des Bürgerstandes wünschte die spanische Herrschaft. Der Adel im Allgemeinen und das Parlament widerstrebte diesem Gedanken; der wohlhabende und ruhige Theil der französischen Bevölkerung aber wollte Frieden, und diesen konnte im Grunde nur **Heinrich der Vierte** gewähren, der zuletzt in den meisten Provinzen nicht unerhebliche Vortheile errungen hatte und überdieß der legitime Erbe war. Man fühlte die Nothwendigkeit staatlicher Ordnung, die ohne einen Religionsfrieden nicht möglich war. Auch die gemäßigten katholischen Bischöffe waren einverstanden, und meinten, daß, im Falle der Papst den König nach erfolgtem Thronwechsel nicht absolviren wolle, der französische Klerus interimistisch die Absolution ertheilen werde. Selbst der größte Theil der Hugenotten hatte länger her erkannt, daß ihr bisheriger Führer ohne die Annahme der katholischen Religion nicht zum ruhigen Besitz der Krone kommen, ohne dieselbe aber ihnen keinen sichern Bestand ihrer Religion gewährleisten könne.

So war denn der Augenblick gekommen, den Heinrich zu erwarten gewußt hatte. Nach einigen Conferenzen zwischen den Katholiken beider Parteien, in denen Bevollmächtigte Heinrich's seine Bereitwilligkeit zum Religionswechsel erklärten, berief er eine Versammlung von Prälaten und Theologen zu Mantes, hörte ihre Lehre und Predigt, ward von

den Bischöffen vom Banne losgesprochen und wohnte dann zu St. Denis der feierlichen Messe bei.

„Frankreich ist einer Messe werth", soll Heinrich IV gesagt haben. Jedenfalls gieng dieser Schritt (zu dem er sich auch schon durch sein an Heinrich III gegebenes Wort gebunden hatte) zunächst hervor aus der politischen Betrachtung, daß man das Königthum Frankreich's nicht in die Hände Spanien's gerathen lassen dürfe, wodurch dann Frankreich nur ein Theil des großen „katholischen Weltreichs" geworden wäre, welches Philipp II und sein in Frankreich einflußreicher Gesandter Bernardino de Mendoza mit allen Mitteln der Gewalt und Klugheit anstrebten. Anderseits ist Heinrich's Rücktritt zur katholischen Religion ein Beweis von seiner minder tiefen Erfassung des evangelischen Glaubens, an der ihn seine natürliche, durch das Evangelium nicht überwundene Neigung zur Sinnlichkeit hinderte. Jedenfalls also stund in ihm, die Pflicht der Beruhigung Frankreich's höher, als die Pflicht, seiner Glaubensüberzeugung gemäß zu handeln. Als man ihm übrigens beim förmlichen Übertritt „die Verläugnung einer ganzen Reihe von Lehren, die er bis dahin bekannt hatte, zumuthete, erschrack er und wies die Unterzeichnung eines so ausführlichen Glaubensbekenntnisses zurück." Er hatte einst an Rosny geschrieben: Ceux qui suivent tout droit leur conscience, sont de ma religion et moi je suis de celle de tous ceux-là, qui sont braves et bons — eine Äußerung, welche beweis't, daß er überhaupt keine bestimmte confessionelle Überzeugung hatte.

Ungeachtet der fortgesetzten Wuth der Fanatiker und obgleich der Papst (vorzüglich auf Philipp's Drohung einer Handelssperre gegen den Kirchenstaat) die Anerkennung verweigerte, war doch die Mehrzahl der Franzosen nach so langem Elende des Krieges müde; das Volk, der spanischen Herrschaft abgeneigt, rief nach Frieden, und der neue König sparte keine Mittel, um durch Geld und Versprechungen einen liguistischen Anführer nach dem andern auf seine Seite zu ziehen, während die meisten Städte nur auf Gelegenheit warteten, ihm ihre Thore zu öffnen.

Hierauf ließ er sich zu Chartres am 27. Februar 1594 krönen und schickte sich an, Paris, das Mayenne kurz zuvor verlassen hatte, aber von den Sechzehnern noch tyrannisirt wurde, in seine Gewalt zu bekommen. Wohlgesinnte Bürger, unter der Führung des Stadtbefehlshabers Brissac, öffneten ihm die Thore, durch welche nun der König an der Spitze eines zahlreichen Adels und umgeben von den Schützen seiner Garde seinen Einzug hielt, wobei ihm das vor der Kirche Notre Dame sich versammelnde Volk ein tausendstimmiges Hoch zurief. Während die Spanier und mit ihnen die Compromittirtesten die Stadt verließen, beruhigte Heinrich IV das Volk durch die Erklärung unbedingter Vergessenheit des Vergangenen, völliger Sicherheit des Eigenthums, Unverletzbarkeit der Religion und Bestätigung der sich unterwerfenden Beamten, so daß nach einigen Monaten auch die Geistlichkeit sammt der Sorbonne ihm huldigte. Auf Rache verzichtend, beschämte er alle Besorgnisse und „übertraf alle Hoffnungen" durch ein ebenso großmüthiges, als staatskluges Benehmen.

Selbst der Herzogin von Montpensier, die er als seine bitterste Feindin kannte, machte er einen Besuch, so daß sie über so viel Gnade erstaunt war. Es war ihm darum zu thun, auch die Guisen und das Haus Lothringen zu versöhnen, und daher ließ er dem Guise die Statt-

halterei über die Provence. Dem Grafen von Brissac wurden für die Übergabe von Paris 200,000 Thaler, eine jährliche Pension von 20,000 Livres, der Marschallstab und ein Gouvernement zugesichert. — Nur Einzelne beharrten in ihrem fanatischen Haß gegen ihn, der sich bei einem durch unnatürliche Laster heruntergekommenen Menschen, Namens Chastel, zum Mordversuch steigerte: er wollte durch die Ermordung des in seinen Augen ketzerischen Königs sich Vergebung seiner Sünden erkaufen. Er wußte in den Louvre einzudringen und stieß nach dem von vielen Hofleuten umgebenen König, traf ihn aber nur in die Lippe. Bei der gerichtlichen Untersuchung schien es sich zu erweisen, daß der Mörder von Jesuiten war aufgereizt worden, die ihm die Lehre von der Verdienstlichkeit des Königsmords zu Gunsten der Kirche beigebracht. Doch stellte der Orden als solcher die Gültigkeit jenes Beweises in Abrede. Die meisten Parlamente sprachen gegen die Jesuiten die Verbannung aus und nur in Langued'oc und Guyenne erhielten diese sich, weil die dortigen Parlamente erklärten, daß die Schuld Einzelner nicht dem Ganzen aufgebürdet werden dürfe. — Von nun an erklärte es die Sorbonne für eine Pflicht, in der Kirche für Heinrich IV zu beten, und von den Kanzeln ertönte die Lehre vom geheiligten, unantastbaren Königthume.

Endlich glückte es dem König Heinrich IV, den Papst Clemens VIII, aller spanischen Ränke ungeachtet, 1595 zur Anerkennung und Lossprechung vom Bann zu bewegen und zwar gegen Annahme der tridentinischen Beschlüsse und gegen Herausgabe eingezogener Kirchengüter. (In dieser wichtigen Transaction des Papstes mit Heinrich IV lag übrigens indirect eine Zulassung der Toleranz.) Hierauf zögerte auch der Herzog Mayenne, der bis jetzt nicht aufgehört hatte, gegen ihn zu Felde zu liegen, nicht länger, sich mit dem Könige auszusöhnen. Orleans und Rouen erklärten ihre Unterwerfung, und auch die Stadt Marseille, die unter den Städten am längsten getrotzt hatte, ergab sich.

Der Herzog von Lothringen, der Herzog von Guise, der Herzog von Mayenne, der Herzog von Mercoeur, von Villars erhielten jeder für die Übergabe seiner Provinz gegen 4 Millionen Livres (13 Mill. Francs jetzigen Werth), und ebenso mußte die Übergabe einer ganzen Reihe von Städten und Provinzen erkauft werden, so daß Heinrich IV mit Grund sagen konnte: Ventre-Saints-gris! mon royaume, on me ne l'a pas rendu, à moi, on me l'a vendu!

Selbst der nun alternde König Philipp II von Spanien, welcher in dem Krieg, den ihm Heinrich gleich bei seiner Thronbesteigung förmlich erklärt hatte, nichts ausrichtete, vielmehr den völligen Verlust seiner Niederlande befürchtete, schloß mit der Absicht, seinem schwachen Sohne ein ruhiges Reich zu hinterlassen, endlich mit Heinrich am 12. Juni 1598 den Frieden zu Vervins (auf den Grund des Friedens von Chateau-Cambresis.) Beide Theile gaben alles heraus, was sie seit 1595 erobert hatten. Spanien erkannte durch diesen Frieden gewissermaßen die Unabhängigkeit Frankreich's wieder an. Kurz darauf sah sich auch der letzte Rest der Ligue, unter dem Herzog von Mercoeur, in der Bretagne gedemüthigt. Jetzt da durch die Aussöhnung mit dem Papst und mit Philipp die Hindernisse gehoben waren, die bisher einer Rechtsverleihung an die Protestanten im Wege gestanden waren, erließ Heinrich das „unwiderrufliche" **Edict von Nantes**, welches die religiösen und

bürgerlichen Rechte der Hugenotten ordnete und den mit geringen Unterbrechungen 38 Jahre hindurch geführten Religionskrieg beendigte.

Da die Eifrigen unter den Hugenotten sowohl, als unter den Katholiken in den Anforderungen an den andern Theil zu weit giengen, so schlug der König in folgenden Zugeständnissen einen Mittelweg ein: Beide Theile leben im Frieden und enthalten sich aller Beleidigungen. Die Katholiken (deren Religion die des Staates blieb) haben das Recht, allenthalben ungestörten Gottesdienst zu üben, die Protestanten nur in den Orten, wo sie ihn bisher geübt und wo er ihnen sonst noch unter näher bestimmten Bedingungen eingeräumt werden würde; der höhere Adel darf ihn üben, wo er sich aufhält, ohne Einschränkung, der niedere Adel nur mit der Familie und mit höchstens 30 nicht dazu gehörigen Personen. Die Sicherheitsplätze, die sie noch nicht entbehren könnten, sollten ihnen noch auf 8 Jahre belassen und die Garnisonen vom Staat erhalten werden. — Protestantische Schulen dürfen nur da angelegt werden, wo protestantischer Gottesdienst erlaubt ist; zu protestantischen Synoden ist obrigkeitliche Erlaubniß nöthig. — Die Protestanten achten die katholischen Feiertage und geben Zehnten an die katholische Geistlichkeit, sind aber frei von Beiträgen zu kath. Kirchenbauten ꝛc. — In bürgerlicher Beziehung tragen sie mit den Katholiken gleiche Steuern und Lasten, können zu allen öffentlichen Ämtern gelangen und in katholischen Schulen, Universitäten, Armen- und Krankenhäusern aufgenommen werden. Sie der Religion wegen zu enterben und ihnen ihre Kinder zu entziehen, um sie katholisch zu taufen und zu erziehen, ist verboten. Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken werden bei den Parlamenten in getheilten Kammern entschieden, wobei jede Partei 6 Richter des andern Bekenntnisses verwerfen kann. So hatten denn die französchen Protestanten wenigstens den großen Gewinn, die Einrichtungen ihres Bekenntnisses in Frieden befestigen zu können. Da die Guisen mit der Ligue an sehr vielen Orten den Katholicismus wieder hergestellt hatten, so zählte man beim Erlaß des Edicts von Nantes nur an 750 reformirte Kirchen, davon die meisten in den südlichen Provinzen des Landes lagen. Die Zahl der protestantischen Familien schätzte man auf 274,000. (Fr. v. Raumer a. a. O. II., S. 374 ff. Arnd III., S. 40. Ranke II., 3.)

Daraus ist allerdings zu entnehmen, daß der König seinen ehemaligen Glaubensgenossen, von denen er sich seit seinem Übertritt am Hof und im Kabinet entfernt hielt und deren Kräfte er nur im Kriege benützte, nicht abgünstig war; vielmehr hätte er sie gerne mehr begünstigt, wenn ihn nicht die Verbindlichkeit, die er gegen die Katholiken übernommen, daran verhindert und ihm nicht seine neugewählte Stellung so viele Rücksicht auf die Katholiken zu nehmen auferlegt hätte. Es wurde zuletzt noch äußerst schwer, das Parlament zur Verification des Edicts und die widerstrebenden Städte zur Befolgung desselben zu vermögen. Aber eben daraus ist auch zu ersehen, daß ihm, wie schon oben angedeutet, die Politik mehr galt, als die Religion, wie er denn bei großer Thatkraft und leichter Auffassung alles dessen, was seinem Geist und Gemüth näher gebracht wurde, dennoch durchaus keine eigentliche Tiefe besaß. Sein Übertritt war allerdings, menschlich angesehen, eine nothwendige Bedingung zur Beruhigung Frankreich's, gleichwie zur Erlangung der Krone; allein König Heinrich verzichtete dadurch auf die Erkenntniß des Unterschieds zwischen Wahrheit und Irrthum. Und sind auch aus seiner Abschwörung zunächst allerdings Tage beglückender Ruh und Einheit für Frankreich hervorgegangen, so wird sich doch aus dem weitern Verlauf der französischen Geschichte ergeben, was aus seiner von Anfang an unfesten Herzensstellung zum Evangelium in der Folgezeit Bedenkliches für Staat und Kirche nicht nur in Frankreich, sondern auch im übrigen Europa hervorgegangen ist.

11. Die Friedensregierung Heinrich's IV. Sully's Verwaltung. Frankreich's Wohlstand. Heinrich's Weltumgestaltungsplan. Seine Ermordung.

Heinrich's IV Regierungssorgfalt war zunächst auf die Ordnung des Staatshaushalts gerichtet, der durch beispiellose Verschwendung und Veruntreuung so zerrüttet war, daß der König in der ersten Zeit an Kleidung und anderer Nothdurft Mangel litt und bei Andern seinen Tisch suchen mußte. Daher übergab er seinem Jugendfreunde und langjährigen tapfern Kriegsgefährten Maximilian von Bethune, (später Sully genannt), Chef der Artillerie, welcher sich erhaltener Wunden wegen auf sein Erbgut Rosny zurückgezogen hatte, die Verwaltung der Finanzen, und dieser brachte dieselben, ungeachtet aller ränkevollen Entgegenwirkung seiner Feinde und Neider am Hofe, durch die Schärfe seines Verstandes, welche allen ständischen Gegenstrebungen überlegen war, durch die Kraft und Festigkeit seines Characters, welche dem oft zu weichen und nachgiebigen Könige zur heilsamen Stütze dienten, und durch seine Uneigennützigkeit und Sparsamkeit, welche am rechten Ort in Freigebigkeit übergieng, allmählich in solche Ordnung, daß nicht nur die auf 307 Millionen sich belaufenden Staatsschulden getilgt, sondern auch die Staatskasse so gefüllt wurde, daß Ackerbau und Gewerbe unterstützt und gehoben, Stadt und Land verschönert, Verkehrs- und Verbindungswege eröffnet und sonst nützliche Einrichtungen zum allgemeinen Besten getroffen werden konnten.

In Betreff der Staatsschulden sagt Sully in seinen Memoiren: „Die Geschichte aller Jahrhunderte lehrt uns, daß Aufstände, Empörungen und bürgerliche Kriege weder taugliche Mittel waren, noch sein werden, die gefährlichen Krankheiten zu heilen, welche die Völker ergriffen wegen großer Lasten, Abgaben, Kriege u. dgl. Die Übel werden dadurch viel mehr erhöht, als vermindert und erleichtert, und insbesondere gilt dies für die armen Bewohner des platten Landes." — Unter Sully's Finanzmaßregeln gehörte z. B. die Rücknahme des zweckwidrigen Verbots der Geldausfuhr und die Einrichtung eines richtigen Werthverhältnisses der inländischen zu den ausländischen Münzen; ferner die Minderung übertriebener Zollansätze und die Aufhebung gewaltsamer Handelssperren, dieser beiden Quellen der Handelsstreitigkeiten mit andern Nationen. Auch den Bergbau befreite er von lästigen Beschränkungen. Alle Finanzbeamten wurden unter die strengste Controle gestellt. Selbst den König, wenn er ungemessene Forderungen für seine Nebenweiber oder Kinder stellte, wies er mit Festigkeit zurück, und Heinrich war edelsinnig genug, ihm solche Strenge nie entgelten zu lassen.

Heinrich's Freundschaft für diesen Mann war daher so groß, daß er ihn zum Herzog von Sully erhob, und Manche sogar fürchteten, er möchte dessen Sohn zu seinem Eidam machen: allein da Sully alle Bitten und Anmuthungen des Königs, zur katholischen Kirche überzutreten, (wiewohl Sully selbst es gewesen war, dessen Rath früherhin zum Übertritt des Königs das Meiste beigetragen hatte) sowohl für sich, wie für seinen Sohn standhaft zurückwies, so gieng diese Besorgniß für seine Gegner vorüber.

Jene Anmuthung des Königs an Sully in Betreff des Religionswechsels hatte bloß zum Zweck, diesem seinem Minister, der wegen seiner rücksichtslosen, strengen Amtsverwaltung den

Meisten ein Dorn im Auge war, eine leichtere Stellung zu verschaffen. Überhaupt gieng der König in seinen politischen Rücksichten gegen den zur Opposition geneigten Theil der Katholiken so weit, daß er sogar den Jesuiten-Orden für sich und sein Haus dadurch zu gewinnen suchte, daß er den Jesuiten Cotton zu seinem zweiten, später zu seinem ersten Beichtvater machte, obgleich einerseits die Sorbonne, anderseits die Hugenotten darüber in Aufregung geriethen. Doch unterließ es der König auch nicht, seine Freunde unter den Hugenotten offen zu begünstigen, wenn es galt, durch sie da oder dort Unzufriedenheiten unter seinen ehemaligen Glaubensgenossen zu entfernen. Denn im Grunde der Seele dachte und fühlte er sich doch selbst mehr Protestant, und zum Landgrafen von Hessen sagte er einst geradezu, „er gedenke vor seinem Tode noch einmal seine Hinneigung zu dem reformirten Bekenntnisse offen auszusprechen.“ Er hatte sogar Momente, in denen ihm der Gedanke kam, durch seinen Übertritt zum Katholicismus, die Sünde wider den h. Geist begangen zu haben. Da er aber in den Kern des evangelischen Bekenntnisses nicht eingedrungen war, so wurde es nach und nach sein innerster Wunsch und höchster Gedanke, den er auch von Zeit zu Zeit merken ließ, er sei bestimmt, eine durchgreifende Umgestaltung der Kirche „durch eine Versöhnung beider Confessionen“ zu bewerkstelligen.

Die in dem Character Heinrich's IV abwechselnd hervortretende Kraft und Schwäche war das Ergebniß seiner Naturanlage und seines vielbewegten Lebens. Von Jugend auf in ein kampfvolles Leben gestellt und in den Kriegerberuf geworfen, bewies er als Führer und Feldherr nicht nur einen persönlich freudigen Muth, der alle seine Hauptleute und das ganze Heer mit sich fortriß, sondern auch einen schnellauffassenden, jede Lage des Augenblicks geschickt benützenden Blick, der (nach dem Ausdrucke des kriegserfahrenen Parma selbst) gleich einem Adler seine Beute von ferne erschaut und sich mit sicherer Geschwindigkeit auf sie stürzt. Obgleich in mehreren hundert Gefechten erprobt, that er sich doch nie etwas darauf zu Gute; obgleich von gefährlichen Feinden tausendfach umlauert und verfolgt, kannte er doch nicht die geringste Rachsucht, und Verrätherei verabscheute er; obgleich oft vom Undank übel belohnt, war er doch stets zum Vergeben und Vergessen geneigt. Treuen Männern, auch wenn sie nicht seiner Ansicht waren, traute er unbedingt, und seine Diener zu wechseln mied er möglichst, weil ein monarchisches Regiment der Stätigkeit bedürfe. Staatsgeschäfte machte er ohne Aufschub ab, meist auf der Stelle die Entscheidung dictirend oder oft bei Gartenspatziergängen mit seinen besten Räthen berathend. So gern er sich mit Verständigen verschiedenster Gattung berieth, so zeigte er doch selbst Scharfblick und entschied selbständig. Freimuth und Wahrheit liebte er; er sah dabei nicht auf vornehme Geburt und angenehmes Äußere, sondern auf Ergebenheit und Brauchbarkeit. Obwohl zur Spottsucht geneigt, war doch im Grunde seine Herzensgüte so groß, daß er Verletzungen gern wieder gut machte. Er liebte es auch noch als König, sich unter das gemeine Volk zu mischen und auf Messen und Märkten selbst, aber wohlfeil, einzukaufen. So einfach er war und in äußerer Haltung und Würde eben nichts Königliches verrieth, so hatte er doch immer seine Bestimmung als Monarch vor Augen und wußte

diesen Beruf mit allen Künsten der Diplomatie zu verfolgen. Persönlich für das Wohl seines Landes sehr thätig, überließ er sich doch auch den Erholungen der Jagd und des Spiels, so wie nur gar zu gerne den Vergnügungen mit weiblichen Günstlingen, unter denen „die schöne Gabrielle“ die gefeiertste war: denn die öffentliche Gesittung Frankreichs fand an solchen unsittlichen Verhältnissen, wenn sie nur in den Schimmer äußerer Anmuth gehüllt waren, keinen sonderlichen Anstoß!

Heinrich's Gemahlin Margaretha, die er im Grunde wider seine Neigung hatte annehmen müssen, führte ein so ärgerliches Leben, daß ihr selbst ihr Bruder Heinrich III den Hof verbot. Daher wandte der König seine Neigung andern Frauen zu, unter denen er die schöne Gabrielle d'Estrées, Herzogin von Beaufort, gerne geheirathet hätte, wenn Sancy, Sully's Vorgänger im Amte, ihn nicht auf die übeln Folgen einer Scheidung und eines vorauszusehenden Streites unter den Kindern aufmerksam gemacht hätte. Als Sancy vom Amte zurücktrat und von Sully ersetzt wurde, glaubte Gabrielle, durch letzteren leichter zum Ziele zu kommen; doch sie starb nicht lange darauf. Ein Jahr darnach ließ sich der König mit päpstlicher Bewilligung dennoch scheiden und mit der Tochter des Großherzogs von Toscana, der schönen Maria von Medici trauen, die ihm einen Sohn, den nachmaligen Ludwig XIII, gebar. Nichts desto weniger behielt er das Verhältniß zu seinen Mätressen bei!

Indeß wurde eine derselben, die er zur Marquise von Verneuil erhob, die Ursache eines Empörungsversuchs gegen ihn; deßungeachtet konnte er nicht von ihr lassen. — Seit die Regierung Heinrich's IV sich als eine unbedingt höchste Gewalt erwies, die vorzüglich dem Adel unbequem war, stieß sie auf manchen Widerstand, der jedoch meist von Solchen ausgieng, die dem Könige hatten den Sieg erfechten helfen. So versuchte der tapferste und ehemals vertrauteste Waffengefährte Heinrich's, der Marschall Biron, Gouverneur von Burgund, durch eine geheime Verbindung mit Savoyen einen Umsturz in Frankreich zu bewirken, mußte aber, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, dem Könige seine Schuld zu gestehen, mit seinem Kopfe dafür büßen. Eben so conspirirte der hugenottische Herzog von Bouillon von Sedan aus mit den Spaniern in den Niederlanden, erhielt aber vom Könige Verzeihung, weil er seine Schuld bekannte.

Dabei aber war Heinrich stets auf die materielle Wohlfahrt sowohl, als auf die politische Größe Frankreich's bedacht, und wenn auch ein (in Sully's Memoiren mitgetheilter) geheimer Plan, durch Bündnisse die österreichische Uebermacht zu brechen und sodann alle christlichen Staaten des Continents in einen großen Staatenbund zu vereinigen, — alle Beschränkung des Handels und allen Krieg aufzuheben und zur Schlichtung der Streitigkeiten einen europäischen Gerichtshof zu bilden, niemals vollkommen zur Reife kam, so war doch des Königs auswärtige Politik fortgehend auf die Schwächung der spanisch-österreichischen Macht und auf die Erweiterung des französischen Einflusses gerichtet.

Nach diesem Plane sollte die „christliche Republik“ unter gleichem Gesetz, mit Gewissens- und Handelsfreiheit rc., aus 15 unabhängigen Staaten bestehen, nämlich aus sechs „erblichen Moarchieen“: Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden und Savoyen mit der Lombardei; — aus sechs „Wahlreichen“: Polen, Ungarn (vergrößert mit den österreichischen Provinzen) Böhmen, Venedig, die päpstlichen Staaten mit Unteritalien, und das deutsche Reich; — aus drei „Republiken“: die Niederlande, die Schweiz mit Tyrol, Elsaß und der Franche-Comté, und eine italiänische Republik aus den kleineren Staaten zusammengesetzt. — Nur gegen die Un-

gläubigen sollte immerwährender Krieg bestehen, und die dabei gemachten Eroberungen zur Vertheilung kommen, jedoch mehr an die Freistaaten und Wahlreiche als an die Erbstaaten. Ohne Zweifel war jedoch bei der Ausführung dieses Plans Frankreich die erste Rolle zugedacht.

In der Absicht, jene Macht möglichst zu schwächen, ergriff Heinrich IV die Gelegenheit des jülichischen Erbschaftsstreits zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. Es hatten nämlich nach dem Aussterben des Herzogshauses in Jülich, Berg und Cleve der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg als nächstberechtigte Erben Besitz von diesen Landen ergriffen, der Kaiser aber, um das Wachsthum dieser beiden protestantischen Höfe zu hindern, sich durch den Erzherzog Leopold Jülich's bemächtigt (S. unten XXI 1, 4 das Nähere). In dieser Festsetzung der mit Spanien verbundenen österreichischen Macht am Niederrhein sah Heinrich IV eine Bedrohung der protestantischen Niederlande, denen er zu dem 12jährigen Waffenstillstand mit Spanien (XX. 3, 7 a. E.) verholfen hatte, und zugleich eine Bedrohung seiner eigenen Sicherheit.

Daher veranstaltete er großartige Rüstungen, theils zur Vertreibung des Kaisers aus Jülich und „zur Unterstützung bedrängter deutscher Fürsten", theils aber auch, um den größern Theil dieser Streitmacht zugleich gegen die spanischen Niederlande zu verwenden. Noch andere weitaussehende Plane, in Bezug auf Spanien und Italien, knüpften sich daran, und voll dieser Gedanken und der Hoffnung, noch Großes auszuführen, wollte er sich selbst an die Spitze seiner bereits an der deutschen Gränze stehenden Armee stellen, als er den 14. Mai 1610 durch einen fanatischen Menschen, Namens Ravaillac, ermordet und dadurch Frankreich wieder die Beute des Ehrgeizes und der Habsucht ränkesüchtiger Parteien wurde.

Am Tage nach der Krönung der Königin, welche in seiner Abwesenheit die Regierung repräsentiren sollte, fuhr der König, im Begriff zu seinem Heere abzugehen, noch zu Sully, um mit ihm noch etwas zu verabreden, als seine Kutsche beim Einlenken aus der Straße St. Honoré in die Ferronerie auf zwei beladene Wägen stieß. Während seine Leute diese aus dem Wege zu schaffen sich bemühten, stieg ein Unbekannter auf das Rad der Kutsche und stieß rasch zweimal mit einem Dolche nach dem Könige, der augenblicklich seinen Geist aufgab. Der Mörder, ein gemeiner Mensch beschränkten Geistes, der zuerst Mönch, dann Schullehrer war, wurde ergriffen, verurtheilt und zu Tode gemartert. Während des Prozesses äußerte er, wenn er die allgemeine Anhänglichkeit, die das Volk beim Tode des Königs zeigte, gekannt hätte, würde er seine That unterlassen haben; er habe geglaubt, dem Volk einen Dienst zu leisten. Alle Vermuthungen über etwaige Anstifter blieben unerwiesen, da der Mörder auch unter den schrecklichsten Qualen dabei blieb, die That ohne Mitschuldige unternommen zu haben. Er gab als Gründe seiner That nur an, weil der König unterlasse, die Hugenotten zum katholischen Glauben zurückzubringen, und weil er in Italien einen Krieg gegen den Papst vorhabe, der doch Gott selbst wäre. — Fast allgemein glaubte man, die That sei von Spanien unter Zustimmung einiger Großen Frankreich's angestiftet worden. Der Papst selbst, Pius V, äußerte: Gott habe es gethan, weil der König in verkehrtem Sinn hingegeben gewesen wäre. — Sully zog sich beim Beginn der neuen Regierungswirthschaft auf seine Güter zurück, ohne fernerhin Antheil an der Politik zu nehmen. Ludwig XIII ernannte ihn späterhin zum Marschall, ob-

gleich Sully bis an seinen Tod Protestant blieb und selbst den Einladungen des Papstes zum Religionswechsel kein Gehör gab. (S. XXII. 1, 1.)

2. Kapitel. England und Schottland im Zeitalter der Reformation bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

1. Heinrich VIII. Krieg mit Frankreich unter Franz I und mit Schottland unter Jakob IV. Cardinal Wolsey. Der Verfall der englisch-römischen Kirche. Des Königs Schriftenstreit mit Luther. Sturz Wolsey's. Losreißung von Rom. Cranmer. Der Supremats- und Erbfolgeeid. Hinrichtung des Kanzlers Morus. Einziehung und Verschleuderung des Kirchenvermögens. Des Königs Tyrannei und Tod.

Während in Deutschland die Reformation aus dem tiefsten religiösen Bedürfnisse des ganzen Volkes hervorgieng und in Frankreich ihr Gedeihen durch die Politik eben so wohl getragen, als verkümmert wurde, fußt in England ihre Entstehung, wie auch ihre erste Durchführung auf einem sehr weltlichen, unreinen Grunde, giebt aber in ihrer nachmaligen Reinigung den Beweis, daß oft auch ein von Menschen in unheiligem Sinne begonnenes Werk von Gott zur Ausführung seines höheren Plans benützt und nach Ausscheidung des Schädlichsten als ein Material zum Weiterbau seines Reiches verwendet wird.

In England hatte die Regierung Heinrichs VII die königliche Macht zu einer fast unbeschränkten gemacht, und sein Sohn Heinrich VIII fand bei seinem Regierungsantritt ein strenggeordnetes Reich und einen gefüllten Schatz vor. Erst 18 Jahre alt und bis dahin, außer in ritterlichen Übungen auch in höheren Studien gebildet, (weil er früherhin, bei Lebzeiten seines älteren Bruders Arthur, zum geistlichen Stande bestimmt gewesen war) wurde im Anfang seiner Regierung von seiner Mutter (der Gräfin Richmond) und von den Räthen seines Vaters geleitet. Die Letzteren brachten ihn dahin, daß er, im Grunde wider seine Neigung, die ihm an Jahren vorgehende Wittwe seines verstorbenen Bruders, Katharina von Aragonien (eine Tochter Ferdinand's des Katholischen und Tante Kaiser Karl's V), zur Gemahlin nahm, damit ihre große Mitgift nicht wieder zurück- oder gar, wenn sie einen Andern heirathe, einem Gegner England's zufallen möchte, jedenfalls aber das Band mit Spanien erhalten werde, das einen Rückhalt gegen das mächtig gewordene Frankreich bieten konnte.

Die Infantin Katharina stand in der Blüthe ihrer Jahre; ihr Benehmen war würdig und „mit einer tadellosen ernsten Haltung verband sie Sanftmuth und Liebenswürdigkeit.“ Die Vermählung wurde mit altherkömmlicher ritterlicher Pracht gefeiert. So z. B. ritt des Königs Champion (der Kämpfer bei der englischen Krönung) gewappnet auf einem Streitroß, das die englischen und französischen Wappen trug, in die Halle ein und forderte Jeden, der etwa bezweifle, daß Heinrich VIII der wahre Erbe des Reiches sei, zum Zweikampf heraus; dann bat er sich einen Trunk Wein von dem Könige aus, der ihm denselben in einem goldnen Becher reichen ließ, den er nach dem Austrinken behalten durfte.

Heinrich's VIII leidenschaftlicher Hang zu sinnlichen Vergnügungen und seine unsinnige Verschwendungslust verminderte indeß bald den ererbten und erheiratheten Schatz, der durch einen Krieg mit Franz I von Frankreich, in den ihn sein Schwiegervater mit hineinzog, und durch einen Krieg mit Schottland (gegen seinen Schwager Jakob IV) noch mehr zusammenschmolz, so daß Steuererhöhungen nöthig wurden.

Um seiner Genußsucht zu fröhnen, überließ er die Regierungsgeschäfte dem Cardinal Wolsey, der, obwohl von geringer Herkunft, doch durch Bildung und Klugheit, Thätigkeit und Gewandtheit sich nach und nach dem Könige so unentbehrlich machte, daß er, ungeachtet sich das launenhafte und störrig-eigensinnige Wesen des Königs mehr und mehr ausprägte, die Alleingewalt in Händen zu haben schien. Da er aber zur Füllung der Kassen die Steuerpläne des Königs und dessen sonstige Eingriffe in die Volksfreiheiten unterstützte, so wurde er bald dem Volke verhaßt; nur seine hohe geistliche Würde und die fortgesetzte Gunst des Königs schienen ihn zu schützen.

Wolsey (spr. Wulsi) wurde im Jahr 1514 Erzbischoff von York, ein Jahr darauf Cardinal und 1516 päpstlicher Legat. Seine Einkünfte aus diesen Stellen, so wie aus andern Pfründen, dazu die Jahrgelder und Geschenke, die er von fremden Mächten bekam, machten ihn zum reichsten Mann im Lande. Bei der Zusammenkunft Heinrichs VIII mit Franz I hatte nur allein Wolsey 72 Edelleute und Kapläne, 238 andere Diener und 150 Pferde bei sich. — So großen Aufwand er machte, durch den er seine geringe Herkunft bedecken wollte, so war er doch mild gegen Arme, beförderte die Wissenschaften, stiftete Lehranstalten zu Ipswich und Oxford und unterstützte die Gelehrten. Aus seiner Unterweisung giengen die tüchtigsten Staatsbeamten für die nächste Folgezeit hervor. Auch schritt er mit Energie gegen die Willkür der Reichen und Vornehmen ein und war daher auch diesen ein Gegenstand der Klage und des Hasses. — Erasmus rühmte ihn zwar als leutselig: dieß mochte er wohl (nach Ranke) gegen diesen großen Gelehrten gewesen sein, aber in der Regel war er es nicht. Wenn er spazieren gieng, durfte sich ihm Niemand auf weit und breit nähern. „Er hatte eine Art, seine Meinung zu sagen, daß Jedermann vor ihm zurückwich." In Regierungsangelegenheiten identificirte er sich gern mit dem König. „Er forderte augenfällige Beweise der Ehrerbietung und ließ sich mit gebeugtem Knie bedienen. Seine vornehmste Leidenschaft war ein mit persönlicher Eitelkeit durchdrungener geistlicher Ehrgeiz." Mit diesem trachtete er zweimal selbst nach der Papstwürde und erhielt das erstemal 11, das zweitemal 19 Stimmen.

Obgleich der Character Heinrich's VIII dem eines wahren Reformators in Sachen der Kirche völlig entgegengesetzt war, so fiel ihm wenigstens die Bestimmung zu, die Losreißung der englischen Kirche von Rom anzufangen und durchzuführen und es späteren bessern Geistern zu überlassen, in das von ihm bewirkte Chaos Licht und Ordnung zu bringen.

Die vorreformatorischen Bestrebungen der Wiklefiten in England wurden schon oben (XVIII. 1, 3) erwähnt. Von ihnen hatten sich noch Reste bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts erhalten. Bis dahin hatte sich in der englisch-römischen Kirche ein gleicher Verfall geoffenbart, wie in Deutschland, und gegen Klöster und Geistlichkeit war eine weitverbreitete Abneigung vorhanden (mit Ausnahme der von London entferntesten Gegenden). — Im Jahr 1519 kamen die ersten Schriften Luther's nach England, und fanden, weil dort

gleichfalls Ablaßkrämer, gleich dem Tetzel, das Land durchzogen, günstige Aufnahme. Bald darauf übersetzten Johann Fryth und Wilhelm Tindal das Neue Testament in's Englische, gaben es 1526 heraus und bereiteten dadurch den Boden für eine künftige Reform vor. (Sie starben später den Märtyrertod.)

Von der Eitelkeit auf seine theologischen Kenntnisse gekitzelt und vor Ehrgeiz brennend, sich einen ähnlichen katholischen Ehrentitel, wie die Könige von Frankreich und Spanien führten, zu erwerben, schrieb der König gegen Luther's Schrift „von der Gefangenschaft der Kirche" eine grobe Schmähschrift, worin er die „sieben" Sacramente vertheidigte, und erhielt dafür vom Papst Leo X den Beinamen „Vertheidiger des Glaubens." (Daß Luther darauf ihn mit noch gröberer Münze bediente, ist schon erwähnt worden, später bereute es Luther, ihn so arg mitgenommen zu haben und bat es ihm ab.)

Bald aber schlug der Vertheidiger des Papstthums in den heftigsten Gegner desselben um. Das kam so: Nach dem Siege Kaiser Karl's V bei Pavia über Franz I von Frankreich fühlte man in Europa, daß die Herrschaft Spaniens und Burgund unerträglich sein werde, wenn es kein unabhängiges Frankreich gebe. Der Papst selbst betrieb daher eine Aussöhnung zwischen Frankreich und England, und diese kam unter Wolsey's Beistand 1525 zu Stande. Als aber des Kaisers Macht ungeachtet des englischen Abfalls immer höher stieg (besonders nach der Erstürmung Rom's), betrieb Wolsey ein Bündniß zwischen Frankreich und England und hoffte es um so enger zu schließen, und dadurch den allgemeinen Frieden um so mehr befestigen zu können, wenn sich König Heinrich VIII scheiden ließe und sich mit einer französischen Prinzessin vermählen würde. Heinrich VIII wollte nun zwar den allgemeinen Frieden auch, aber die vorgeschlagene französische Prinzessin nicht: denn der ungeistliche König hatte bereits eine brennende Leidenschaft für ein „zwar nicht gerade hinreißend schönes, aber geistreiches und anmuthiges" Hoffräulein seiner Gemahlin gefaßt, Namens Anna Boleyn, der Tochter des Thomas Boleyn, Viscounts von Rochefort, deren Oheim der Herzog Thomas von Norfolk, Großschatzmeister Heinrich's VIII und ein Hauptgegner Wolsey's, war. Anna aber wollte sich dem Könige nur unter der Bedingung ergeben, daß er sich mit ihr vermähle. Er betrieb daher die Scheidung von seiner spanischen Gemahlin unter dem Vorwand, daß ihm seine nahe Verwandtschaft mit ihr Gewissensscrupel mache. Allein dazu konnte er die Einwilligung des Papstes — es war Clemens VII — nicht erlangen, der stets den anhängigen Scheidungsproceß schweben ließ.

Clemens hatte verschiedene Weigerungsgründe: Erstlich hätte er erst die Bulle, darin Papst Julius II den Dispens zur Ehe Heinrich's mit Katharina ertheilt hatte, zurücknehmen müssen; sodann wollte er auch Katharinen's Neffen, den Kaiser Karl V, in dessen Abhängigkeit er damals war, nicht erzürnen. Doch gab er dem Cardinal-Legaten Wolsey und dem Erzbischof von Canterbury den Auftrag, die Gültigkeit der Ehe zu untersuchen und sandte ihnen insgeheim eine eventuelle Erlaubniß für den König zur Eingehung einer zweiten Ehe. Immer

noch hoffte aber Wolsey, der König werde allmählich von diesem Gedanken zurückkommen. Da jedoch der König von seiner Scheidungsforderung nicht abgieng und anderseits Katharina dieser Scheidung standhaft widerstand, weil sie dadurch hätte erklären müssen, daß ihre mit Heinrich erzeugte Tochter Maria aus einer Mißehe entsprossen sei: so erschien ein neuer Legat, Campeggio, und schritt mit Wolsey durch ein dazu niedergesetztes geistliches Gericht zur Untersuchung der Ehe. Als die Sache zum Endurtheil reif war, wagte aber Campeggio nicht, es auszusprechen, und der Papst, besorgt vor den Folgen, rief den Legaten zurück.

Die fortgesetzten Zögerungen erzürnten den König dermaßen, daß er beschloß den Cardinal Wolsey, den er mit Rom einverstanden hielt, zu demüthigen; auch Anna Boleyn mit ihrem einflußreichen Anhang unter dem hohen Adel war dem Cardinal entgegen, und ehe sich's derselbe versah, wurde er seines Kanzleramts entsetzt, sein Eigenthum eingezogen und seine Anklage im Parlament betrieben. Allein sein Freund und Zögling, der Geheimschreiber Thomas Cromwell, vertheidigte ihn mit so „nachdrücklicher" Beredsamkeit, daß der König ihm wieder verzieh und ihm wenigstens sein Erzbisthum York zurückgab. Weil er aber Heinrich's Scheidung nicht unbedingt billigen wollte, wurde abermals eine Anklage auf Hochverrath gegen ihn eingebracht. Das beugte den Mann so, daß er erkrankte und, indem er nach dem Tower gebracht wurde, auf dem Wege dahin, starb (1530).

„Weder seine intellectuellen, noch seine moralischen Eigenschaften erheben Wolsey in die Reihe der Männer ersten Ranges; durch seine Stellung aber, durch das Maaß von Talent, das er zeigte, seinen Ehrgeiz und seine politischen Pläne, durch das, was er that und was er erfuhr, durch sein Glück und sein Unglück — ist er für die englische Geschichte unvergeßlich geworden. Indem er die Bande zwischen dem Königthum und dem Papstthum auf das engste knüpfen wollte, zerriß er sie auf immer." — (L. Ranke.)

Da der Scheidungsprozeß in Rom nicht von der Stelle rückte, zumal sich Clemens mit dem Kaiser völlig ausgesöhnt hatte, so forderte der König von einer großen Anzahl Universitäten in verschiedenen Ländern ein Rechtsgutachten über seine Ehe mit Katharina. Siebzehn davon erklärten dieselbe für ungültig. Darauf gestützt, vermählte sich nun Heinrich 1532 mit Anna Boleyn und ließ durch Cranmer, den er zum Erzbischoff von Canterbury erhob, aus eigner Macht den Scheidungsprozeß von Neuem einleiten, worauf das Gericht die Ehe mit Katharina für gelöst erklärte. Unmittelbar darauf schritt man zur Krönung Anna's, die um so mehr „mit den altherkömmlichen Ceremonieen" gefeiert wurde, weil Anna keine geborne Fürstin war.

„Am Donnerstag vor Pfingsten ward sie von dem Major und den Gewerken London's aus Greenwich abgeholt mit prächtig geschmückten Barken unter dem Spiel musikalischer Instrumente, bis sie von den Kanonen des Tower begrüßt wurde. Den Sonnabend darauf hielt sie ihren Zug durch die City nach Westminster. Der König hatte 18 Ritter des Bathordens geschlagen: diese, in ihrem neuen Schmuck, und ein großer Theil des Adels, der in Anna's Erhebung sich selbst geehrt fühlte, begleiteten sie. Sie saß auf einem von Rossen getragenen, zwischen ihnen hängenden prächtigen Ruhebette, mit unbedecktem Haar, anmuthsvoll, wie immer, unter einem Baldachin, den die Barone der fünf Häfen trugen, im Gefühl hohen Glückes. Am Sonntag ward sie von dem Erzbischoff von Canterbury und 6 Bischöffen, dem Abt

von Westminster und 12 andern Äbten in Amtstracht nach der Kirche geleitet. Sie war in Purpur, ihre Damen in Scharlach gekleidet: denn so forderte es die alte Sitte; der Herzog von Suffolk trug die Krone vor ihr her, die ihr dann durch die Hände des Erzbischoff auf das Haupt gesetzt wurde. Edelleute und Gemeine begrüßten sie mit wetteifernder Hingebung; die Geistlichen schloßen sich an: sie erwarteten einen Erben von England von ihr." (Ranke a. a. O.) — Dreiviertel Jahre darauf gebar Anna Boleyn eine Tochter, die nachmalige Königin Elisabeth.

Da nun der Papst den König in den Bann that, ließ dieser mit Hülfe des Parlaments dem Papste die Annaten entziehen und sie der Krone zuweisen. Obgleich sein Kanzler Thomas Morus (Moore) diese Handlung mißbilligte und deßhalb sein Amt niederlegte, so gieng der König doch noch weiter und erklärte sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche (1534). Das Parlament bestätigte diesen königlich-päpstlichen Supremat, ohne in seinem Eifer zu gewahren, daß die unbedingte Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in der Hand des Königs eine neue Knechtschaft herbeiführen werde, von der das Land späterhin sich nur nach schweren Leiden wieder befreien konnte, während bei einiger Besonnenheit und Festigkeit von Seiten des Parlaments das rechte Gleichgewicht gleich im Beginn hätte hergestellt werden können. Daß die Bischöffe und der Adel sich so leicht von Rom losrissen, kam daher, daß jene sich eine große Freiheit und vermehrte Autorität, die Edelleute sich eine Mehrung ihrer Güter durch die Einziehung des Kirchenguts versprachen.

Schon ehe nämlich der Bannspruch in England einlief, hatte das Parlament in seiner gegenpäpstlichen Gesinnung fast alle Rechte des Papstes vernichtet, insbesondere die Klöster unter des Königs Aufsicht gestellt, desgleichen die Bischoffswahlen und letzten Entscheidungen in kirchlichen Streitigkeiten in seine Hände gelegt. Die Bill gieng durch, weil die meisten Bischöffe und Äbte aus dem Oberhaus wegblieben. — Als nun die Geistlichkeit den König für ihr Oberhaupt erklären sollte, widersprach sie zwar, wurde aber vom König nun angeklagt, den verstorbenen Cardinal Wolsey als Legaten anerkannt zu haben, weßhalb sie ihre Güter verwirkt hätten. Vergebens stellten die Verurtheilten vor, der König habe ja selbst jenen Legaten bestätigt und sie zum Gehorsam gegen denselben angewiesen. Um sich des Königs Gnade zu erkaufen, zahlte nun die Geistlichkeit 118,000 Pfund Sterling und erklärte den König für das Haupt der Kirche, jedoch mit der Clausel, in so weit es Christi Gebot erlaube. — Die Bill, welche die gesammte Kirchenverfassung aufhob und dem Könige die Kirchengewalt übertrug, wurde an Einem Tage (den 11. Febr. 1531) — dreimal im Oberhaus und dreimal im Unterhaus verlesen und dann genehmigt den Lords zurückgeschickt! Fast kein Katholik widersprach, und der protestantisch gesinnte Cranmer — in dem Glauben, daß die Reformation nur auf diesem Wege durchzuführen sei, — wurde selber eine Haupttriebfeder der königlichen Kirchensuprematie. Er hatte in Deutschland Luther's Lehre kennen gelernt und war Osiander's Schwiegersohn geworden. Da aber auch viele calvinistische Theologen nach England gekommen waren und ihren Lehren Eingang zu verschaffen wußten, so gieng Cranmer's Bestreben dahin, alle Protestanten in Einer kirchlichen Regierung und in Einem Glaubensbekenntnisse zu vereinigen: allein zu einer solchen Union ließen sich die verschiedenen Bekenntnisse, die noch in der Frischheit der ersten Liebe standen, nicht herbei, am wenigsten die Lutheraner. Auch war der despotische Eigensinn und die störrische Rechthaberei des Königs zu bekannt, als daß man sich eine Vereinigung unter einem solchen Haupte hätte gefallen lassen mögen.

Hierauf verlangte der König von allen weltlichen und geistlichen Beamten sowohl den Suprematseid, als auch den Erbfolgeeid. Durch den erstern wurde aller Zusammenhang mit Rom aufgehoben und das Recht der Aufsicht des Königs über die Kirche England's anerkannt, wie er denn die Bezeichnung „Oberstes Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott" in seinen Titel aufnahm; — durch den letzteren (den Erbfolgeeid) mußte man seine Ehe mit Katharinen für ungültig, ihre Tochter Marie für thronunfähig — dagegen Elisabeth, Anna's Tochter, für thronberechtigt anerkennen. Als der 80jährige Bischoff Fisher und der ehemalige Kanzler Thomas Morus diesen Eid verweigerten, wurden sie als Hochverräther hingerichtet: ein Loos, das noch viele Andere traf.

Beide starben standhaft. Als Morus sein Haupt dem Beile darreichte, bemerkte er in seiner humoristischen Weise: bei seinem dicken Nacken werde der Scharfrichter keine Ehre einlegen! — Darauf that er, ehe er den Streich empfieng, seinen langen Bart zur Seite mit dem Bemerken, dieser habe am Verrath keinen Theil. Mit ihnen wurden noch mehrere Geistliche theils geköpft, theils gehängt (1535).

Eine Untersuchung der Klöster, deren man über tausend zählte, führte zur Aufhebung von zunächst 376, durch welche dem durch Verschwendung erschöpften Fiscus eine jährliche Einnahme von 32000 Pf. Sterling zufloß. Das Mitleid mit so vielen entlassenen und bettelnd herumziehenden Klosterleuten, so wie die Furcht der übrigen Klöster und Abteien vor dem gleichen Schicksale führte zu Aufständen, welche alsdann Veranlassung zur Aufhebung der meisten noch übrigen Klöster wurden, deren Einkommen das Parlament mit kopfloser Freigebigkeit dem Könige zuwies. Klöster, die bleiben durften, mußten sich freikaufen. Als Cranmer und andere wohlgesinnte Prälaten den König aufforderten, einen Theil der eingezogenen Güter auch zu Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten zu verwenden, erhielten sie zu ihrem Schmerz eine abschlägliche Antwort.

Bei der Aufhebung der Klöster verfuhr man so barbarisch, daß in wenigen Jahren aus Haß, Geiz und Dummheit die schönsten Kirchen, Stifter und Kunstwerke zerstört, eine Menge Bücher und kostbarer Handschriften verschleudert oder verbrannt wurden. Außer den Klöstern und Collegienhäusern zählte man noch 2484 Stiftungen verschiedener Art, darunter allein 150 Hospitäler, die alle, sammt den Gütern des Johanniterordens, eingezogen wurden.

Aber wie gewonnen, so zeronnen! Ein großer Theil der Erträgnisse aus diesen Kirchengütern wurde zwar auf die Befestigung der beiden Häfen von Dover und Calais und von 50 anderen Küstenstellen, so wie auch zur Wiederherstellung der Marine verwendet; allein das Meiste gieng durch willkührliche Verschwendung auf dem Wege des Spiels, der Verschenkung, des Betrugs, der Unterschlagung und sonstiger Verschleuderung zu Grunde, und bald stellte sich die alte Finanznoth wieder ein, die der König vergebens durch Münzverschlechterung und Zwangsanlehen zu heben suchte.

Die anglicanische Kirche, welche Heinrich VIII zu gründen suchte, unterschied sich im Grunde von der römisch-katholischen nur durch die königliche Suprematie und hatte mit dem deutsch-reformatorischen Kirchenwesen keine Ähnlichkeit. Die sechs Glaubensartikel, die er 1539 aufstellte, enthielten, indem sie die Transsubstantiation, das Abendmahl unter Einer Gestalt, die Ohrenbeichte, die Stillmesse, den Cölibat und (ungeachtet der Aufhebung der Klöster) die Mönchsgelübde vorschrieben, nichts als einen beschränkten Katholicismus. Jede Abweichung wurde mit dem Tode bestraft, und zwar die der Lutherischgesinnten als Ketzerei, die der Katholischgesinnten als Verrath. Überhaupt wurde des Königs Tyrannei von Jahr zu Jahr härter, wie denn bald selbst Anna Boleyn und späterhin auch die vorletzte der sechs Gemahlinnen, welche dieser sinnliche König nach einander hatte, Opfer seiner blutigen Grausamkeit wurden.

Weil Anna Boleyn in ihrem anmuthigen, aber leichtsinnigen Wesen auch gern mit Andern scherzte, ward des Königs Argwohn rege; auf die durch Todesfurcht erpreßten Angaben eines Musikers hin ließ er sie verhaften und des verbotenen Umgangs mit vier Edelleuten und sogar mit ihrem eigenen Bruder bezichtigen. „Von Verdacht und Afterrede verfolgt und auch ihrerseits wieder von Eifersucht gequält, durch den Besitz der höchsten Würde eher gefährdet, als geschützt, gerieth sie in einen Zustand der Aufregung, der an Wahnsinn streifte." Der Prozeß nahm seinen Gang: theils Verblendung, theils Furcht bewog die 26 Lordsrichter sie zu verurtheilen, worauf der König sie sammt allen angeblichen Mitschuldigen enthaupten ließ. Sie starb gefaßt, nachdem sie vorher dem Könige für alle frühere Güte hatte danken lassen. Dieser ließ nun eigens seine Ehe mit Anna für nichtig und ihre Tochter Elisabeth für unehelich erklären. Der neuere englische Geschichtschreiber Lingard hält Anna Boleyn für schuldig; Andere (z. B. Soame und ihnen folgend Fr. v. Raumer) nennen ihren Tod einen Gerichtsmord. Jedenfalls büßte sie die Schuld, die sie gegen ihre Vorgängerin Katharina begangen, dadurch, daß es ihr ihre Nachfolgerin eben so machte. Denn schon am andern Tage nach ihrer Hinrichtung schloß der rohe, sinnliche Mann eine neue Ehe mit Anna's schönem Hoffräulein Johanna (Jane) Seymour, die ihm bald den Prinzen Eduard gebar, aber kurz nach ihrer Entbindung starb. — Sogleich dachte der König auf eine neue Heirath, und nahm auf Thomas Cromwell's, seines Großsiegelbewahrers, Rath die Prinzessin Anna von Cleve zur Gemahlin, weil das von Holbein gemalte Bild von ihr sie als sehr schön dargestellt hatte. Als er sie aber bei ihrer Ankunft gar nicht schön fand, obgleich sie für liebenswürdig galt, ließ er sich bald von ihr scheiden. Den Cromwell aber, der ihm zu dieser Ehe gerathen hatte, ließ er des Hochverraths anklagen und — hinrichten, obgleich des sonst verdienten Mannes eigentliches Verbrechen nur das war, einen viel zu großen Gehorsam gegen des Königs tyrannische Befehle bewiesen zu haben. — Einige Wochen nach dieser Scheidung heirathete der König eine Katholikin, Katharina Howard, Tochter des Herzogs von Norfolk, die zwar auch nicht schön war, aber den König durch einnehmendes Wesen eine Zeit lang fesselte, bis er dahinter kam, daß sie vor ihrer Verheirathung einen unzüchtigen Wandel geführt hatte: daher ließ er sie sammt ihren vorigen Buhlen hinrichten. Da sich nun nicht leicht eine andere bereit fand, so heirathete er Katharina Parr, die schöne Wittwe des Lord Latimer, nachdem er zuvor die Erbrechte der Prinzessinnen Maria und Elisabeth wieder hergestellt hatte. Obgleich seine neue Gemahlin, welche protestantische Gesinnungen hegte, den alternden Mann sorglich pflegte und stets zu unterhalten wußte, so wäre sie doch beinahe ebenfalls dem Beile verfallen, weil sie einmal in religiöser Hinsicht abweichende Ansichten äußerte. Schon hatte er heimlich gegen sie die Anklage auf Hochverrath einzuleiten befohlen, als sie davon Kenntniß erhielt und durch geschicktes Einlenken sich rettete.

Übrigens folgte dieser Willkührherrscher nicht immer durchaus eigenem Gedünken, sondern erkannte vermöge seines raschen Scharfsinns „die politischen Nothwendigkeiten", und gab sich ihren Richtungen, so entgegengesetzt sie sich oft waren, mit strenger Consequenz hin. So wie er nach Wolsey's Fall protestantischen Ansichten sich näherte, und sie dann nachher doch wieder hart verfolgte, so hielt er das katholische Dogma fest und zerschlug doch die päpstlich-hierarchische Form.

Nachdem so Heinrich VIII das Leben unzähliger Menschen seiner Laune geopfert und zuletzt auch den vornehmsten Mann seines Reichs, den Herzog von Norfolk, und dessen edlen Sohn, den Grafen Surrey, unter nichtigen Vorwänden des Hochverraths angeklagt und zum Tode verurtheilt hatte, (den der Sohn auch wirklich litt, der Vater aber erst noch leiden sollte) starb der tyrannische König d. 28. Jan. 1547 im 56. Jahre seines Alters und mit ihm fiel sein ganzes Kirchensystem. Hätte er länger gelebt, so würde es ihm schwerlich gelungen sein, eine Stellung zu behaupten, welche eben so sehr den Angriffen der Anhänger des Alten, als dem einmal entflammten Eifer der Reformation ausgesetzt war.

Der Character seiner Regierung bestand (wie Ranke sich ausdrückt) „in der Vermischung geistlicher und weltlicher Interessen, der Verbindung von Gewalt und Fürsorge." — „Es erregte einen Schrei des Entsetzens, wenn man sah, wie unter Heinrich VIII Papisten und Protestanten, an einandergebunden, auf den Richtplatz geschleppt wurden: denn sie hatten beide die Gesetze verletzt. — — Dennoch bei der Eröffnung der Sitzungen von 1542, nachdem der Kanzler die Verdienste des Königs, der auf seinem Thron Platz genommen, auseinander gesetzt hatte, erhoben sich Lords und Gemeine und verneigten sich vor dem Fürsten zum Zeichen ihrer Anerkennung und Dankbarkeit. In der Sitzung von 1545 ergriff er noch einmal das Wort. Er ermahnte die beiden religiösen Parteien in den Ausdrücken eines Vaters zum Frieden; es gieng ein Gefühl durch die Versammlung, daß diese Ansprache die letzte sei, die sie von ihm hören würden; man hat Viele in Thränen ausbrechen sehen. Denn das war die gewaltige Kraft, welche die gährenden Elemente bezwang und ihnen ein unverbrüchliches Gesetz auflegte. Auf ihren Gegensatz, ihre Begünstigung oder Bezähmung begründete er das starke System der öffentlichen Ordnung. In Heinrich VIII bemerkt man keine freie Hingebung, keinen Schwung der Seele, keine wirkliche Theilnahme an einem lebendigen Menschen: sie sind ihm alle Werkzeuge, die er braucht und wieder zerbricht. Aber er hat eine practische Intelligenz ohne Gleichen, eine den allgemeinen Interessen zugewandte kraftvolle Thätigkeit; er verbindet Beweglichkeit der Absichten mit einem jederzeit festen Willen. Man begleitet den Lauf seiner Regierung mit einer Mischung von Abscheu und Bewunderung." (Ranke a. a. O. I. 223 ff.) Doch wird bei Jedem, welchem die sittliche Willenskraft höher steht, als der von ihr losgelöst'te Verstand, der Abscheu die vorwiegend berechtigte Empfindung sein.

2. Eduard VI. Somerset's Regentschaft. Innere Kirchenreformation durch Cranmer. Somerset's Sturz; Warwyck. Eduard's Tod. Johanna Grey. Königin Maria. Warwyk's Sturz. Katholische Reaction. Maria's Vermählung mit Philipp II von Spanien. Hinrichtung Johanna Grey's und Cranmer's. Verfolgung der Protestanten. Krieg mit Frankreich. Tod der „blutigen" Maria.

Dem Willen Heinrich's VIII gemäß sollte erst sein Sohn Eduard, auf diesen Maria und auf diese Elisabeth in der Regierung folgen. Da

Eduard VI bei seines Vaters Tod erst neun Jahre alt war, hatte Heinrich einen Regentschaftsrath von 16 Gliedern unter dem Vorsitz des Erzbischoffs Cranmer eingesetzt. Um aber nicht in die Staatsgeschäfte hineingezogen zu werden, übertrug dieser den Vorsitz dem Oheim des jungen Königs, dem Lord Seymour, der nun den Titel eines Protectors bekam und zum Herzog von Somerset erhoben wurde. Dieser that bald, was er wollte, ohne sich an die übrigen Regentschaftsglieder zu kehren und übte fast königliche Gewalt.

Nach dem Wunsch des verstorbenen Königs sollte Eduard die einzige Tochter des Königs Jakob V, Maria, heirathen. Demgemäß schlug Somerset den Schotten vor, Marien nach erlangter Reife die Wahl eines Gatten zu lassen; bis dahin solle kein anderer Prinz dem Eduard vorgezogen werden. Die Schotten giengen diese Verpflichtung ein. Bald darauf aber bildete sich eine reinschottische Partei, welche aus dieser Verbindung Schottland's mit England den Untergang ihrer Freiheit und Religion befürchtete, und daher einen Bund mit den Franzosen schloß. Die englisch-schottische Partei aber rief den Protector Somerset herbei, der auf Haltung des Versprechens drang, und als die französisch-schottische Partei sich widersetzte, sie bei Pinkey (1547) besiegte. Doch gieng er, um zu zeigen, daß er die Schotten nicht unterdrücken wolle, wieder nach England zurück, worauf die französisch-schottische Partei die Prinzessin Maria nach Frankreich brachte, um sie der Verheirathung mit Eduard zu entziehen, und sie dort mit dem Dauphin zu vermählen.

Unter Eduard fieng eigentlich die innere Reformation erst an. Zwar bestand Bischoff Gardiner darauf, daß man im Kirchenwesen bis zur Mündigkeit des Königs Alles unverändert lassen solle: allein der Erzbischoff Cranmer arbeitete mit Somerset's Unterstützung dahin, daß allmählich die sechs Glaubensartikel, die Gesetze über Ketzerei und die lateinische Messe abgeschafft, der Kelch und die Priesterehe gestattet, liturgische Veränderungen vorgenommen und Vorschriften zu einer bessern Predigtweise gegeben wurden, worauf er einen Katechismus, das sog. Communionbuch und das Allgemeine Gebetbuch (Common prayerbook) durch das Parlament zur Annahme brachte.

Bei den von Heinrich VIII aufgestellten Lehren konnte man nicht stehen bleiben, seit so viele vertriebene deutsche Theologen (nach dem schmalkaldischen Krieg) und andere protestantische Flüchtlinge aus der Schweiz, aus Frankreich, Italien und Polen bei Cranmer Aufnahme und bei dem König Eduard Unterstützung gefunden, so daß die calvinistischen Grundsätze auf den Lehrgehalt vorherrschenden Einfluß bekommen hatten. (So fanden Martin Butzer und Paul Fagius eine Anstellung in Cambridge, Peter Martyr in Oxford.) Eine Commission aus Bischöffen und andern Geistlichen, den Primas an der Spitze, legte die erste Hand an eine Confession, deren 42 Artikel gar Manches aus Melanchthon's Schriften schöpften. Die Vollendung und Durchführung aller oberwähnten kirchlichen Schriften war Cranmer's Werk. — Dabei wurden aber auch manche Willkührlichkeiten geübt, die zu andern Mißbräuchen führten. So zog Somerset, gegen Cranmer's Willen, die meisten noch übrig gebliebenen Stiftungen für die Krone ein: statt sie aber, wie verheißen, zu Schul- und wohlthätigen Anstalten zu verwenden, wurden sie verschleudert. Die Änderung der Liturgie wurde mit solcher Strenge durchgeführt, daß auf die dritte Weigerung, sie anzunehmen, der Tod gesetzt war. Bischöffe, welche, wie Gardiner von Winchester, Bonner von London, überhaupt beim Alten bleiben wollten, wurden abgesetzt; andere mußten ihre Duldung durch Opfer an Geld und Gütern erkaufen.

Die willkührliche Verwaltung Somerset's, die sich, um die Finanznoth zu heben, nicht scheute, nochmals alle Kirchen zu plündern, war schon lange ein Gegenstand der Unzufriedenheit besonders des Adels, der ihn als einen Emporkömmling — und jedes Römischgesinnten, der ihn wegen Begünstigung der Kirchenreformen haßte. Seine Hauptfeinde waren der Graf von Southampton und besonders der Graf Warwyk, Sohn des Lord Dudley (spr. Dödli), eines von Heinrich VIII hingerichteten Schatzmeisters. Dieser Warwyk, ein herrschbegieriger, rachsüchtiger, aber äußerlich sich schlau in milden Formen einschmeichelnder Mann, hatte des jungen Königs Herz so eingenommen, daß es ihm gelang, den Somerset aus dem Protectorat zu verdrängen und, nachdem er sich zum Herzog von Northumberland hatte ernennen lassen, ihn durch eine Hochverrathsanklage in den Kerker und von da auf's Schaffot zu bringen.

Eduard VI war von Somerset ziemlich streng gehalten worden, und hatte sich fast ausschließend mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Da ihm nun Warwyk (Northumberland) größere Freiheit ließ und sorgte, daß man seinen Wünschen mehr willfahrte, so faßte er natürlich zu ihm ein größeres Vertrauen. Der junge König besaß für sein Alter „außerordentliche und mannichfaltige Kenntnisse und war auch in ritterlichen Übungen geschickt. Man hat von seiner Hand Aufzeichnungen über sein Verhältniß zu seinen beiden Oheimen (Somersett), die von ungewöhnlicher Beobachtungsgabe zeugen, desgleichen ein Tagebuch, das nicht ohne historischen Werth ist." — „Studien und Religion fallen aber bei ihm zusammen: er ist durch und durch Protestant. Sein größter Ehrgeiz ist, durch seinen Rang und seine Macht an der Spitze der protestantischen Welt zu stehen. Der Herzog (von Northumberland) hätte nicht wagen dürfen, dem Laufe der Reform entgegen zu treten." Eduard versagte selbst seiner Schwester Maria die freie Religionsübung, so daß sie im Begriff war, das Reich zu verlassen, und daß ihre Abneigung gegen die neue Lehre gemehrt wurde.

Protestantischer Seits hegte man die gegründete Hoffnung, Eduard werde, wann er demnächst zur selbständigen Regierung kommen würde, sie ganz im Sinne der Reformation führen und an die Spitze der protestantischen Welt treten. Da begann er, in Folge der Masern dem Tode entgegenzukränkeln. Als dieß Warwyk gewahrte, brachte er den König dahin, seines Vaters Testament umzustoßen und Maria und Elisabeth vom Thron auszuschließen, dagegen Warwyk's Schwiegertochter, die erst siebzehnjährige Gemahlin seines vierten Sohnes Guilford Dudley (Tochter des Herzogs von Suffolk), Namens Johanna Grey, zur Thronfolge zu berufen. Selbst Cranmer pflichtete bei, weil er mit allen Reformationsanhängern von Marien für die Reformation, der sie gram war, zumal man sie zu derselben hatte zwingen wollen, die größte Gefahr befürchtete, Johanna dagegen eine große Liebe zum Evangelium und dabei eine so seltene Bildung besaß, daß sie Griechisch und Hebräisch verstand, übrigens so anspruchslos war, daß man ihr die Krone aufdringen mußte.

Ihr vermeintliches Thronrecht beruhte darauf: „Heinrich VIII hatte in seiner Thronfolgeordnung die Nachkommen seiner älteren, an Jakob IV von Schottland vermählten Schwester Margaretha als Fremde übergangen, die Nachkommen der jüngern, Maria von Suffolk,

dagegen nach seinen eigenen Kindern als erbberechtigt anerkannt. Die ältere Tochter Maria's, Frances, war mit Heinrich Grey (spr. Greh) von Dorset, der schon den Titel von Suffolk erlangt hatte, vermählt und hatte drei Töchter, von denen die älteste Johanna Grey war. — Eduard's ursprüngliche Absicht bei seiner Anordnung der Thronfolge gieng übrigens weniger auf Johanna selbst, als vielmehr auf deren männliche Nachkommen. Er dachte nämlich noch so lange zu leben, bis ein Sohn Johanna's 18 Jahre alt würde, worauf dann derselbe unmittelbar nach ihm (dem Könige) die Regierung antreten könnte. Bis dahin sollte Johanna die Verwaltung nicht als Königin, sondern als Regentin mit einem Regentschaftsrath führen. Allein Eduard wurde früher vom Tod ereilt, und kurz vor seinem Sterben von Warwyk vermocht, nicht den männlichen Erben Johanna's, sondern ihr selbst und ihren männlichen Erben die Thronfolge zuzusprechen." (S. Ranke, a. a. O.)

Lady Johanna Grey hatte bisher vorzugsweise den Studien gelebt. „Über ihrem Plato sitzend, vermißte sie die Jagdlust nicht, deren Andere im Park pflegten. Sie lebte auch in ihrem ehelichen Verhältniß, das sie nicht eben glücklich machte, noch in dieser von der Welt abgewandten Sinnesweise, als sie eines Tages nach Sion beschieden wurde, wo sie eine große und glänzende Versammlung fand. Noch wußte sie nichts vom Tode des Königs. Wie ward ihr zu Muthe, als man ihr eröffnete — —, er habe sie zu seiner Erbin erklärt, und als nun die Großwürdenträger des Reiches in ihre Kniee fielen und sie als ihre Königin verehrten! Zuweilen hatte man ihr schon von ihrem Anrecht an den Thron geredet; doch hatte sie nicht viel darauf geachtet. Als es jetzt damit Ernst wurde, ward ihre ganze Seele davon übernommen: sie stürzte zu Boden und brach in heftige Thränen aus. Ob ihr ein volles Recht zur Krone zustehe, konnte sie nicht beurtheilen; was sie fühlte, war ihre Unfähigkeit zu regieren. Aber indem sie dies aussprach, gieng noch etwas Anderes in ihr vor; sie selbst hat es erzählt: sie betete in der Tiefe ihrer Seele, wenn die höchste Würde ihr gesetzmäßig gehöre, so möge ihr Gott die Gnade geben, sie zu seiner Ehre zu verwalten. Den nächsten Tag begab sie sich zu Wasser nach dem Tower und nahm die Huldigungen an, die man ihr darbrachte."

Allein der gute Zweck konnte das ungerechte Mittel nicht heiligen. Kaum war nach Eduard's Tod (6. Jul. 1553) Johanna Grey als Königin ausgerufen, so trat Maria, unterstützt vom Adel der Provinzen, so wie von dem Landvolk, zur Behauptung ihrer Königsrechte auf. Warwyk konnte sich nicht halten und wurde schon nach neun „angstvollen" Tagen vom Grafen Arundel verhaftet und dabei vom Volke fast zerrissen. Hierauf hielt Königin Maria ihren feierlichen Einzug in London und ließ den Grafen Warwyk, der zuletzt sein Unrecht erkannte, hinrichten.

Alsbald gieng sie mit dem größten Eifer daran, durch Entfernung reformirter und Einsetzung römischer Bischöffe den alten Cultus wieder herzustellen, wobei ihr Bischoff Gardiner die hauptsächlichsten Dienste leistete. Zugleich setzte sie durch ihren Anhang im Parlament eine Bill durch, welche das Kirchenwesen wieder auf den Zustand zurückführte, auf welchem es sich vor Eduard's Thronbesteigung befunden hatte. Dem zu Folge erhoben sich überall die Bilder wieder und an vielen Orten wurde wieder die Messe gelesen. Ihre Vermählung mit Philipp II (dem nachmaligen König von Spanien) ließ erkennen, was Alles noch gegen die Anhänger der Reformation folgen werde: die eifrigsten Calvinisten entwichen nach dem Festlande.

Bischoff **Gardiner**, der so großen Einfluß auf die Staatsgewalt hatte, hatte der Königin gerathen, dem jungen, talentvollen Sohne des Marquis von Exeter, Namens **Courtenay**, den sie aus der Haft, in der er vom König Eduard gehalten worden war, befreit und wieder in den Besitz der Grafschaft Devonshire gesetzt hatte, ihre Hand zu geben. Sie aber hatte **keine Neigung** zu ihm, wie sie denn einst dem kaiserlichen Gesandten äußerte: „sie wisse überhaupt nicht, was **Liebe** sei; vermählen wolle sie sich zwar, weil man ihr sage, das Wohl des Reiches erheische es; aber sie wolle keinen Unterthanen zum Gatten, sondern der Kaiser möge selbst ihr hierin rathen." Karl V, der überhaupt bisher in der Politik ihr geheimer Leiter gewesen war, schlug ihr darauf seinen eigenen Sohn **Don Philipp** vor, der damals noch nicht 30 Jahre alt, aber schon zum zweitenmal Wittwer war. Sie gieng gern darauf ein, und als das Parlament dagegen Einsprache that, löste sie es auf.

Zwar bildete sich nun unter einem Theile des Adels — um die Königin entweder zum Rücktritt von dieser Vermählung, oder zum Rücktritt von der Regierung zu Gunsten Elisabeth's zu vermögen — eine **Verschwörung** zu einer allgemeinen Erhebung, welche in Cornwallis von **Carew**, in den mittlern Grafschaften vom **Herzog von Suffolk** (dem Vater der Johanna Grey), in Kent von **Sir Thomas Wyatt** geleitet wurde. Allein sie ward entdeckt: Carew entfloh, Suffolk wurde gefangen und **Wyatt**, der sogar schon einen Angriff auf London machte, von dem Grafen **Pembroke** geschlagen und zum Gefangenen gemacht. In Folge des Prozesses wurde nicht nur Wyatt mit vielen andern Edelleuten, sondern auch **Johanna Grey mit ihrem Gatten und Oheim hingerichtet**. Sie ließ sich nicht zum Abfall von ihrer Religion bewegen und starb mit rührender Standhaftigkeit. Die Prinzessin **Elisabeth**, die dabei betheiligt schien, konnte sich Leben und Thronrecht nur dadurch retten, daß sie ihren Religionsgrundsätzen entsagte.

So auf ihrem Thron auf's Neue befestigt, verlangte die Königin von dem neuen Parlamente die Abschaffung ihres geistlichen Titels, welche die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität in sich begriff, und die Erneurung der alten Ketzergesetze. Aber beide Vorschläge scheiterten am Widerstande der Lords, der erste besonders deswegen, weil man den weltlichen Besitzern der eingezogenen geistlichen Güter den Fortbesitz nicht zuvor gewährleisten wollte. Nur in der Anerkennung der Ehe Maria's mit Philipp wurden beide Parteien einig.

Als nun Don **Philipp**, dem sein Vater zuvor, um ihn der Königin im Rang gleichzustellen, die Krone von Neapel abgetreten hatte, im J. 1554 auf einer großen Flotte mit einem glänzenden Gefolge in England angekommen, wurde die Vermählung mit dem größten Pompe vollzogen. Vor allem suchte sich **Philipp** durch möglichste Verläugnung seiner spanischen Grandezza, besonders aber durch Geschenke und Pensionen populär zu machen; alsdann betrieb er mit Hülfe der vornehmsten englischen Katholiken **bei dem Papste Julius III** das Zugeständniß, daß die eingezogenen **Klostergüter** ihren weltlichen Besitzern belassen und das Land vom Banne losgesprochen werden solle, dagegen **bei** einem neugewählten **Par-**

lamente die Wiederannahme des päpstlichen Legaten, Cardinals Pole, und die Erklärung der Rückkehr zum Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, welchem die Jurisdiction ganz in dem Umfang zurückgegeben wurde, wie derselbe sie vor ihrer Abschaffung durch Heinrich VIII im J. 1529 besessen hatte. Endlich setzte er durch die Königin bei dem Parlament auch die Wiederaufnahme der Ketzergesetze durch, deren Ausführung alsbald allenthalben blutige Verfolgungen gegen die Neugläubigen hervorrief, so daß viele Hunderte aus allen Ständen und Geschlechtern, und vorweg viele hochgestellte Männer, darunter auch Cranmer, den Flammentod starben. Mit der steigenden Wuth der Verfolgung stieg aber auch der Glaubensmuth der Verfolgten und erst aus diesem Schmelztiegel der Trübsal gieng die Reformation in England gereinigter hervor.

Es gab zwar „anderswo noch blutigere Verfolgungen: diese aber unterschied sich dadurch, daß ihr fast die bedeutendsten Männer der Nation zum Opfer fielen. — — Ihr Verbrechen war „ihre über den Romanismus hinausstrebende Auffassung der kirchlichen Gemeinsamkeit der h. Schrift; ihre meist glückliche Vertheidigung konnte sie nicht retten, hier, wo es nur auf die Ausführung der alten Gesetze ankam, welche diese Meinungen unbedingt verdammten." (Ranke.) — So wurde Bischoff Johann Rogers deßhalb zum Tode geführt, weil er unter dem Glauben an eine heilige katholische Kirche „die allgemeine Kirche aller Zeiten und Länder" verstand, während die römische in vielen Stücken „von der obersten Grundlage aller Kirche, der heiligen Schrift abgefallen sei;" — der Bischoff Taylor, weil er aus der h. Schrift und den Kirchenvätern nachzuweisen sich bemühte, daß das christliche Alterthum die Priesterehe zugelassen habe; — der Bischoff Hooper, weil er die Ehescheidung aus dem in der h. Schrift ausgesprochenen Grunde für zuläßig hielt ꝛc. — Sie mußten meist den Feuertod erleiden. Unter diesen hohen Opfern befand sich auch Cranmer's treuer Gehülfe, der Bischoff Ridley, und der alte treffliche Bischoff Latimer, die sich beide im Sterben trösteten: „Sei gutes Muthes, sagte Ridley: wir werden heute eine solche Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöschen soll!" — Als der Bischoff Gardiner, der hauptsächlich zur Ketzervertilgung gerathen hatte, wahrnahm, daß sie doch nicht ganz in seinem Sinne durchzuführen sei, zog er sich zurück und starb noch in demselben Jahre (1555). Nichts desto weniger dauerten die Verfolgungen mit vermehrter Stärke unter der Leitung des fanatischen, hartherzigen Bischoffs Bonner von London fort. Auch der obgenannte Bischoff Hooper (von Glocester), der einst Mariens Recht gegen Johanna Grey vertheidigt hatte, mußte auf feuchtem Holzstoß elendiglich sterben. Ja man grub selbst die Leichname der protestantischen deutschen Gottesgelehrten Bucer und Fagius, die in England gestorben waren, aus und verbrannte sie. — Eine Frau gebar mitten unter den Qualen des Feuers ein Knäblein, das mitleidige Zuschauer retten wollten; aber die Fanatiker schleuderten es in die Flammen unter Zustimmung des k. Beamten, der erklärte, das Kind sei vom Gift der Ketzerei angesteckt, müsse also umkommen!

Bisher hatte man den wegen seiner Gelehrsamkeit, Redlichkeit und großen Milde gegen die Armen allgemein und besonders beim Volke geachteten Erzbischoff Cranmer noch verschont, in der Hoffnung, ihn durch Vorstellungen und Verheißungen zum Abfall zu bewegen. Wirklich ließ sich der 67jährige Greis aus Schwäche und Furcht zur Unterschreibung eines katholischen Bekenntnisses, so wie zu einer Erklärung seiner Schuld und Reue über seine Irrthümer bewegen. Allein das half ihm nichts: man hatte seinen Untergang beschlossen. Gestützt auf eine vom Papst erhaltene Verdammniß des Ketzers, gaben Maria und Philipp den Blutbefehl. Als ihm derselbe in der Kirche verkündigt wurde, klagte er sich laut seiner Schwäche an und nahm feierlich seinen Widerruf zurück. Und als er am 21. März 1556 den Holzstoß

bestieg, streckte er die Hand, womit er den Widerruf unterzeichnet hatte, zuerst in's Feuer und starb dann mit der größten Standhaftigkeit. — Obgleich Cranmer's Nachfolger im Erzbisthum Canterbury, der bisherige Cardinal Pole, nun ein milderes Verfahren empfahl und höhere, wie niedere Gerichte der steten Verurtheilungen müde wurden, so ernannte der Hof außerordentliche Inquisitoren, welche aber noch spüriger und grausamer verfuhren, so daß man während der fünfjährigen Regierung der Königin nur allein 300—400 Hinrichtungen zählt. Um denselben zu entgehen, wanderten Viele nach den Niederlanden, den Rheinländern und in die Schweiz aus und nahmen dort die strengen calvinischen Grundsätze an, die sie späterhin mit nach England zurückbrachten.

War auch Marien's Gatte, Philipp II, keineswegs der Haupturheber dieser Gräuel, so war doch sein Einfluß darauf nicht so gering, und Marie, deren Liebe zu ihm er wenig erwiederte, that Alles, den kalten Gemahl (der nur zweimal in England war, von Jul. 1554 bis Sept. 1555 und vom März bis Jul. 1557, während das Gesetz es ihr verbot, außer Landes zu gehen) durch bereite Erfüllung seiner Wünsche zu gewinnen. Ihm zu gefallen, erklärte sie Frankreich jenen Krieg, der den Verlust von Calais nach sich zog. Dieser Verlust mit der durch diesen Krieg veranlaßten Unordnung im Staatshaushalt, dazu die beständige Abwesenheit ihres Gemahls, so wie die Wahrnehmung, daß sie sich durch ihre grausame Unduldsamkeit den größten Theil ihres Volks entfremdet und den möglichen Einsturz ihres ganzen Regierungswerkes selber vorbereitet hatte, das Alles griff die Gesundheit der zwar willensstarken, aber am Körper kleinen und schwächlichen, dabei kränklichen und in sich selbst gespaltenen Frau mit bereits ergrautem Haare so an, daß sie am 17. Nov. 1558 im 43. Jahre ihres Lebens einem damals herrschenden Wechselfieber erlag und während der Messe, die sie sich in ihrem Zimmer halten ließ, noch ehe dieselbe vollendet war, starb. Die Geschichte bezeichnet sie mit dem Namen der „blutigen" Maria. Der fast gleichzeitige Tod ihres vertrautesten Ministers, des Cardinalerzbischoffs Pole, der, durch diese Nachricht erschüttert, in der nächsten Nacht starb, nahm das letzte Hinderniß weg, welches der Lebenserneuerung der zwar schwer unterdrückten, aber mitten unter dem Druck erstarkten Reformation im Wege stand.

Bei persönlicher Begegnung machte Königin Maria „den Eindruck der Güte und Milde. Aber in ihren Augen lag doch etwas, was sogar Furcht erregen konnte; ihre Stimme, welche man weithin vernahm, kündigte etwas Unweibliches in ihr an. Sie wußte öffentlich zu sprechen; nie hat sie eine Spur von Zaghaftigkeit in der Gefahr gezeigt. Die Bedrängnisse, die sie von Jugend auf erfahren; die stete Widersetzlichkeit gegen die Gewalt, die über ihr war, hatten den Eigenwillen, der in allen Tudors zu erkennen ist, bei ihr noch besonders verhärtet. — — Für die Interessen und Bestrebungen ihres Volks hatte sie kein Mitgefühl: von Kindheit an haßte sie dieselben. Alle ihre Sympathieen galten der Nation, aus der ihre Mutter stammte, ihrem Sinne und ihrer Art; in ihrem Gemahl sah sie das Ideal eines Mannes: — — denn an ihn und seine Zukunft knüpften sich ihre Hoffnungen an die Wiederherstellung des Katholicismus. — Mag ihr auch Vieles von dem Entsetzlichen, das die Vollziehung (der Ketzergesetze) begleitete, verborgen geblieben sein; daran läßt sich nicht zweifeln, daß es ohne ihren Willen nie zu der Verfolgung gekommen wäre. Keine Entschuldigung wird ihr Andenken von dem dunkeln

Schatten befreien, der auf demselben lastet. Denn was im Namen eines Fürsten, mit seinem Willen und unter seiner Bestimmung geschieht, das bestimmt seinen Ruf in der Geschichte." (Ranke.)

3. Elisabeth's Thronbesteigung. Herstellung des Suprematseids. Einrichtung der Episcopalkirche. Die 39 Artikel. Die Uniformitätsacte. Die Nonconformisten (Dissenters, Puritaner.)

Mit Elisabeth's Thronbesteigung gieng über England ein besserer Stern auf: denn sie wurde die Begründerin der britischen Macht und Weltherrschaft.

Geboren den 7. (13.) Sept. 1533 aus der verhängnißvollen Ehe Heinrich's VIII mit Anna Boleyn, bei dem Tod ihrer Mutter als dreijähriges Kind für unecht erklärt und anfangs dem Mangel preisgegeben, dann nach der Wiederanerkennung ihres Erbrechts in eine bessere Lage versetzt und durch Cranmer's Fürsorge in den Grundsätzen der Reformation erzogen, — besaß Elisabeth ausnehmende Geistesanlagen, zu deren eben so ungewöhnlicher Ausbildung noch die Schule früher Leiden hinzukam, um einen Character zu bilden, in welchem männliche Entschlossenheit und durchdringende Klugheit als Haupteigenschaften hervortreten, der natürliche Hang zum Ehrgeiz und zur Herrschsucht aber durch die vorherrschende Richtung auf England's Glück meist in den Schranken der Mäßigung und Enthaltsamkeit gehalten ward.

Der gelehrte Roger Asham, einer ihrer Lehrer, schrieb 1550 an einen Freund: „Unter allen Jungfrauen leuchtet meine herrliche Lady Elisabeth gleich einem Sterne und glänzt mehr durch ihre Tugenden und Kenntnisse, denn durch die Glorie ihrer Abkunft. — Seit zwei Jahren treibt sie unter meiner Anleitung Griechisch und Lateinisch, wozu mein geliebter verstorbener Freund W. Grindal schon den Grund gelegt hatte. — In ihrem 16. Jahre zeigte sie so viel Reife des Verstandes, so viel Höflichkeit mit Würde verbunden, daß ich nie dergleichen in so frühen Jahren gesehen habe. Für wahre Religion und den Kern der Wissenschaften hegt sie einen brennenden Eifer. Ihr Geist kennt keine weibliche Schwäche, und männliche Kraft zeigt sie bei dem, worauf sie sich legt. — Gleich dem Englischen spricht sie Französisch und Italienisch; Lateinisch redet sie geläufig, richtig, mit Beurtheilung; gern, oft und recht leidlich unterhielt sie sich mit mir auch im Griechischen. — Sie las mit mir fast den ganzen Cicero und einen großen Theil des Livius; der Anfang des Tages ward aber immer von ihr mit dem griechischen Neuen Testamente gemacht. Dann las sie ausgewählte Reden des Isokrates und die Trauerspiele des Sophokles, die ich für die besten hielt, um ihrer Sprache den reinsten Ausdruck, ihrem Geiste die besten Grundsätze, ihrer hohen Stellung eine Waffe gegen die übertriebene Gewalt des Glückes zu geben. — Was ihren Religionsunterricht anbetrifft, so schöpfte sie ihn zuerst aus den Quellen der Schrift, dann aus dem Kirchenvater Cyprian, den locis communibus des Melanchthon und ähnlichen Schriften, welche die reine Lehre in einer schönen Sprache vortragen." — Damit stimmen auch die Angaben anderer Schriftsteller jener Zeit. Ein besonderes Gewicht legte sie auf christlich-wissenschaftliche Bildung, und ihrer Beredsamkeit konnte man nicht lange widerstehen.

Der Versuch der Königin Marie und der spanisch-katholischen Partei, sie durch falsche Beschuldigung einer Theilnahme am Kenter Aufstand von der Thronfolge auszuschließen, war am Widerstand des Parlaments gescheitert. Als sie nach erfolgter Unschuldserklärung und Frei-

lassung durch die Straßen London's zog, wurde sie vom Volke mit einer Begeisterung empfangen, welche „die Königin auf ihrem Thron eifersüchtig machte." Der Anblick des Beils, das sie während ihrer strengen Haft im Tower stets hatte über sich schweben sehen, und der Schmerz, den sie nach ihrer Befreiung in ihrer stillen Zurückgezogenheit auf dem Landgute Hatfield über die grausame Hinrichtung so vieler ihrer Freunde und Glaubensgenossen empfand, hatte vollends ihrem Wesen einen höheren Lebensernst und eine Festigkeit aufgeprägt, von der sie wider Erwarten einen frühen Gebrauch machen sollte. Als sie die Nachricht von Marien's Tod und von ihrer Thronerhebung erhielt, fiel sie auf die Kniee und dankte Gott mit den Worten: Das ist des Herrn Werk und wunderbar in unsern Augen!

Einige Tage nach der Verkündigung ihrer Thronbesteigung im Westminster und in London, erfolgte am 23. Nov. 1558 ihr feierlicher Einzug in den Tower unter dem größten Jubel des Volks, das in ihr seine Befreierin und Schützerin begrüßte. Gleich nach ihrem Regierungsantritt bewies sie ihren richtigen Verstand in der Wahl ihrer nächsten Räthe (z. B. des eben so scharfsinnigen, als treuen und uneigennützigen Walsingham, des thätigen und gewandten Nicolaus Baco, des tiefblickenden und erfahrungsreichen, edlen und unbestechlichen William Cecil nachmaligen Baron Burleigh (spr. Börrlih), welche Zierden und Stützen ihres Thrones waren. Da sie es anfangs mit einer zahlreichen, der Reformation abgeneigten Priesterschaft zu thun hatte, so gieng sie mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke: sie beließ die meisten Bischöffe und Staatsbeamten in ihren Ämtern und behielt die gottesdienstlichen Formen noch bei, öffnete aber die Kerker und schützte eben so kräftig die Verfolgten, als sie gnädig den Verfolgern verzieh.

In der Hoffnung, sie werde katholisch bleiben und den Katholicismus in England aufrecht erhalten, hatte König Philipp II ihre Thronerhebung noch während der Krankheit Marien's gefördert und letztere zur Einwilligung dazu gebracht, und nach Marien's Tod bot er Elisabethen seine Wittwerhand, um durch die fortgesetzte Verbindung mit England in seinem Kriege mit Frankreich unterstützt zu sein. Allein Elisabeth lehnte in ihrer Klugheit eine so gefährliche Verbindung ab, die ihr nur den Haß des Volkes zugezogen hätte. Als sodann der Papst Paul IV die Anerkennung ihrer ehelichen Geburt verweigerte, und sogar auf die Lehnspflicht England's an den päpstlichen Stuhl zurückkommen wollte, beantragte sie beim Parlament die Rückgabe des Zehnten ꝛc. an die Krone und der höchsten Kirchengewalt an die Königin Dieses bestätigte nach geringem Widerspruch katholischgesinnter Bischöffe den Supremat und setzte auf die Läugnung dieses Kronrechts beim erstenmal die Strafe des Güterverlust's, beim drittenmal die Hochverrathsstrafe. Desgleichen wurde der Königin das Recht der Anordnung des Gottesdienstes und der Liturgie übertragen und für alle Kirchensachen ein hohes von der Krone abhängiges geistliches Gericht eingesetzt, nachdem man alle unter Maria zu Gunsten einer selbständigen geistlichen Gerichtsbarkeit erlassenen Acte zurückgenommen hatte. Die also entstehende englische Staats-

kirche erhielt sodann eine neugeformte Episcopalverfassung, und auf der von der Königin berufenen Synode von 1562 wurden die sogenannten 39 Artikel als Symbol der englisch-reformirten Kirche festgesetzt, welche in der Folge 1571 durch die Sanction des Parlaments zu einem Theil der englischen Staatsgrundverfassung gemacht wurde.

Auf den Widerspruch einiger im Geheimenrath sitzender Bischöffe erklärte Elisabeth, daß sie nach dem Beispiel ihrer ältern Vorfahren die päpstliche Gewalt als eine Usurpation ansehe; ihre Krone sei nur dem König aller Könige unterworfen und sonst Niemanden. („Die protestantischen Bischöffe [bemerkt Ranke] waren umgekommen, hingerichtet, aber noch in ihrem Grabe siegten sie.") — So gieng des sterbenden Ridley's Wort (Kap. 2,2) in Erfüllung. — Den Suprematseid leisteten 9241 Geistliche (freilich meist solche, welche kirchenregimentliche Stellen inne hatten), und nur 159 entsagten ihrer Stellung oder verloren sie durch ihre Weigerung zu schwören oder sich der neuen Liturgie zu fügen. — Diese Liturgie wurde auf der Grundlage der von Eduard gegebenen ausgearbeitet und suchte die Mitte zwischen römischem und reformirtem Wesen zu halten. Sie bildet noch jetzt einen Hauptheil des englischen Gottesdienstes. — Die englische Staatskirche, welche zum Haupt den König unter dem Titel: „Oberster Regent der Kirche" hat, wird die bischöffliche genannt, weil sie (besonders seit 1588) behauptet, der Episcopat, d. i. die hierarchische Überordnung der Bischöffe über die andern Geistlichen, sei eine göttliche Anordnung und beruhe auf der Succession der Bischöffe in fast römischem Sinne. Diese ursprünglich von den Aposteln eingesetzten Bischöffe (in England meistens die ersten Barone des Reichs) hätten apostolische Vollmacht und Superiorität, welche in dem Kirchenregiment, in der geistlichen Gerichtsbarkeit, in dem ausschließlichen Rechte der Ordination und Confirmation besteht, während diesen Bischöffen zugleich alle Amtsgewalt und alle Functionen der niedern Geistlichkeit, d. i. der Priester und Diakonen, zustehen, welche ihr Amt nur von den Bischöffen erhalten, denen sie in allem untergeordnet sind. Dieser Episcopat war von dem römischen übrigens dadurch verschieden, daß er zugleich ein geistlich und weltlich-gemischter war, indem er im Königthum (mit der Aristokratie) und in dem aus Bischöffen und Laien zusammengesetzten Parlamente sich darstellt.

Die 39 Artikel oder die confessio anglicana, das Werk einer von dem würdigen und gelehrten Erzbischoff von Canterbury Matthäus Parker geleiteten Synodal-Commission, war eine Modification der früheren von Cranmer und Ridley entworfenen 42 Artikel, aus denen besonders diejenigen Stellen weggelassen wurden, welche an Zwingli's Auffassung streiften, wogegen Anderes hinzugesetzt wurde, das der Obrigkeit das Recht zusprach, die religiösen Gebräuche zu bestimmen. Sie enthalten in der Lehre vom Abendmahl und in der Lehre von der Gnadenwahl einen gemäßigten Calvinismus, und sind übrigens in Betreff des Wesentlichen weit mehr evangelisch, als römisch. — In der Abendmahlslehre stellte man eine auf den Ambrosius und Gregorius zurückgehende Formel auf, bei welcher die reale Gegenwart Gottes festgehalten wurde, und Elisabeth erklärte, daß auch sie an diese reale Gegenwart im Sacrament glaube.

Viele Theologen und Lehrer, die vor den Verfolgungen unter Maria in's Ausland geflohen waren, und dort (namentlich in der Schweiz) den strengen Calvinismus kennen gelernt und sich angeeignet hatten, waren nach ihrer Rückkehr in's Vaterland mit der neuen Kirchenverfassung und Kirchenlehre nicht zufrieden und wollten sich nicht unterwerfen, weil sie in jener noch zu viel Römisches, in dieser zu viel Lutherisches fanden. Weil nun Elisabeth eine Spaltung befürchtete, hoffte sie dieselbe durch

die Uniformitätsacte (1562) abwenden zu können, in welcher die Widerstrebenden mit Geldstrafen, Gefängniß und Landesverweisung belegt wurden. Allein diese unevangelische Maßregel legte gerade den Grund zu den späterhin ausbrechenden Parteikämpfen zwischen den Episcopalen und Presbyterianern, welche letztere hinsichtlich ihres Gegensatzes gegen die Anhänger der Uniformität, also gegen die Conformisten, — den Namen Nonconformisten oder Dissenters erhielten, und in Hinsicht auf die von ihnen behauptete Reinheit ihrer Lehre Puritaner hießen.

Die Nonconformisten (Dissenters) nahmen den strengen calvinistischen Lehrbegriff an, verwarfen die bischöffliche Gewalt und den Einfluß des Staats auf die Kirche, erkannten aber das vom Staat geübte Recht der Bestätigung der Synodalbeschlüsse an. Diejenigen unter ihnen, welche man eigentlich Puritaner hieß, giengen noch weiter, indem sie auch alles Ceremonielle als vermeintliche päpstliche Auswüchse verwarfen und z. B. von Priesterkleidung, Kreuzzeichen, Altären, Orgeln, Glocken, dem Knieen beim Abendmahl, dem Neigen des Haupts beim Namen Jesu, der Confirmation, von Gebetsformeln, Kirchenfesten (mit Ausnahme des sabbathlich gefeierten Sonntags), von dem Gebrauch der evangelischen und epistolischen Pericopen, von Taufpathen ꝛc. nichts wissen wollten. — (Von diesen Puritanern sonderten sich späterhin durch Robert Brown 1581 die Independenten oder Congregationalisten ab, welche jeden Zusammenhang mit der Kirche für unchristlich erklärten.)

Nicht ohne Härte — allein im Sinne jener Zeit — verfuhr Elisabeth sowohl gegen die Dissenters, von denen ein Theil allerdings in Fanatismus und Schwärmerei verfiel und staatsgefährlich wurde, als auch gegen die Katholiken, welche sich in Verbindung mit katholischen Mächten des Auslands einließen und (besonders nachdem Papst Pius V den Bann gegen Elisabeth ausgesprochen hatte) Verschwörungen gegen sie anzettelten, so daß am Ende Elisabeth auf jeden schriftlichen Verkehr mit Rom die Todesstrafe setzte.

4. Maria Stuart. Ihre Ansprüche an England. Die schottische Reformation. Der Covenant. John Knox. Bildersturm. Aufstand des Covenants. Tod der schottischen Regentin. Vergleich zwischen Maria und Elisabeth. Die Presbyterialverfassung. Wittwenschaft Maria Stuart's und Rückkehr aus Frankreich. Katholische Partei in Schottland und England. Vermählung Maria's mit Darnley. Rizzio. Bothwell. Darnley's Tod. Aufstand des Adels. Maria's Haft und Thronentsagung. Jakob VI und Graf Murray. Maria's Flucht.

Zunächst drohte der Regierung Elisabeth's die meiste Gefahr von ihrer katholischen Gegnerin Maria Stuart, der Tochter des im Wahnsinn gestorbenen schottischen Königs Jakobs V und der schon früher erwähnten Maria von Guise. Die Mutter Jakob's V, also die Großmutter der Maria Stuart, war die Schwester Heinrichs VIII gewesen, welcher bei seiner Festsetzung der englischen Thronfolge die Rechte jener seiner Schwester, die nach Maria Tudor's Tode an Maria Stuart kamen, übergangen hatte. Während der unter Heinrich VIII zwischen England

und Schottland entstandenen Kriegswirren war Maria Stuart im J. 1548 als Kind nach Frankreich gesendet, dort in einem Kloster erzogen worden und als Verlobte des Dauphins an den von den Guisen beherrschten französischen Hof gekommen, wo sie unter dem Einfluß dieser ihrer Oheime in einer rechtswidrigen Urkunde für den Fall ihres kinderlosen Todes Schottland der französischen Krone vermachte, worin die Engländer eine Beeinträchtigung ihrer Ansprüche auf Lehenshoheit über Schottland sahen.

Marien's Leben am französischen Hof und die dort erhaltenen Eindrücke legten den Grund zu ihrem nachmaligen Verhängniß. Von Natur mit allem Liebreiz des Leibes und der Seele ausgestattet, aber mehr unter der Herrschaft ihres lebhaften Gefühls stehend und der Reizbarkeit der Sinne nachgebend, konnte ihr die üppige, aller Wahrheit baare Hofumgebung Katharina's von Medici kein ernstes, zur besonnenen Überlegsamkeit und selbstverläugnenden Willenskraft führendes Gegengewicht bieten. Der sittenverderbliche Leichtsinn und die religiöse Heuchelei dieses Hofes, welchem Verfolgungssucht und Unduldsamkeit als Christenthum galt, konnte unmöglich anders, als nachtheilig auf das junge und so erregbare Gemüth dieser Fürstin wirken und muß jedenfalls bei Beurtheilung ihrer nachmaligen Handlungsweise mit in Rechnung gebracht werden.

Die Engländer trachteten nun zwar alle nach einer Vereinigung Schottland's mit England; aber da eine solche von Maria Stuart herbeigeführte Vereinigung die ganze Insel unter französischen Einfluß gebracht hätte, so war das englische Nationalgefühl gegen Maria gerichtet, und selbst der größte Theil der spanischgesinnten Engländer war mehr für die Prinzessin Elisabeth gestimmt, während der katholische Theil der Schotten bei der nahenden Thronveränderung England's jene von Heinrich VIII übergangenen Rechte seiner Schwester auf den englischen Thron in Erinnerung brachten und für deren Enkelin in Anspruch nahmen.

Nachdem Maria Stuart im April 1558 die Gemahlin des Dauphin geworden war, der als Franz II im Juni 1559 den französischen Thron bestieg, nahm sie nach dem Tode der englischen Maria (im Nov. desselben Jahrs) Titel und Wappen von England an und erklärte Elisabeth, als eine Bastardin und Ketzerin, des Thrones unfähig. Als sodann in Schottland, wo seit ihres Vaters Tod die Regentschaft an den Grafen Arran, und 1554 an ihre Mutter Maria Guise gekommen war, die auch dort eingedrungene Reformation immer weitere Fortschritte machte, unterstützte sie die Katholiken mit aller ihr zu Gebot stehenden Macht.

Nach Schottland war nämlich noch unter ihrem Vater Jakob V Luther's Lehre durch einen dem königlichen Hofe verwandten Edelmann, Patrik Hamilton, gekommen. Dieser mußte zwar dafür mit dem Feuertod (1527) büßen, aber sein Märtyrerthum trug nur zur Vermehrung seiner Anhänger bei, und die schwere Verfolgung derselben durch den Hof und durch die Bischöffe erfüllte das Volk mit Unwillen. Zündstoff zur Reformation war ohnedieß mehr, als in andern Ländern vorhanden, weil in Schottland zu den allgemeinen Gebrechen der alten Kirche noch das besondere Übel hinzukam, daß die Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl dem hohen Adel, der im Parlament die königliche Macht überwog, angehörte und fast die Hälfte vom Grund und Boden des Landes besaß. Da nun der König nicht einmal

das Veto bei Parlamentsbeschlüssen besaß und daher die reichsten Abteien nach Willkühr an diejenigen Adelsfamilien vergab, die er sich günstig stimmen wollte, so bildete sich dadurch ein so schlechter Klerus, daß die daraus entstehenden schreienden Mißbräuche um so mehr zur Kirchenopposition führten.

Als nach Jakob's V Tode für seine damals unmündige in Frankreich lebende Tochter der Cardinal Beatoun (Baton), Führer der eifrig katholischen Partei, durch ein untergeschobenes Testament die vormundschaftliche Regentschaft an sich reißen wollte, ernannte das Parlament den Grafen Arran zum Regenten, der aber doch nun wegen seiner Schwäche ein Werkzeug in Beatoun's Händen wurde und, obgleich der Reformation geneigt, doch nicht hindern konnte, daß nicht wenige reformirte schottische Prediger verbrannt wurden. Die harte Verfolgung derselben, insbesondere die grausame Verbrennung des durch seinen würdigen, milden Character allgemein geliebten Predigers Wishart, führte dahin, daß Cardinal Beatoun in seinem Schlosse zu St. Andrews ermordet wurde (1546). Arran führte die Regentschaft fort, mußte aber zweimal die Engländer siegreich eindringen sehen. Jedesmal vermittelte Frankreich den Streit und brachte es auch dahin, daß Graf Arran die Regentschaft an Maria Guise, die Mutter der Maria Stuart, abtrat.

Die Verfolgungen, zu welchen sich Maria Guise, eine an sich verständige und gemäßigte Regentin, gegen die Reformirten verleiten ließ, drängte diese letzteren allmählich zu einem geheimen Bund, den man **Covenant** (Convenant) oder Congregation hieß, und der sich die Beförderung der Reformation und die Vernichtung des Papismus zum Ziel setzte. Sein Gesuch um freie Religionsübung wurde von der Regentin nach langem Zögern gewährt, aber bald wieder zurückgenommen. Von nun an hielt sich der Covenant zur Selbsthülfe berechtigt und hatte an John Knox ein unbeugsames Haupt. Es kam zu einer verheerenden Bilderstürmerei und zuletzt zu einem offenen Aufstand gegen die Regentschaft.

John Knox (spr. Nox), geboren 1505 zu Glifford und zu Glasgow gebildet, war mit eben so scharfem Verstand, als eisenfestem Willen begabt. Durch das Lesen der heil. Schrift und der Kirchenväter Hieronymus und Augustin zur evangelischen Anschauung gekommen, hatte er als Prediger zu St. Andrews durch sein gewaltiges Zeugniß die ganze Stadt für die Reformation gewonnen, so daß sie von den Katholiken mit französischer Hülfe belagert und erobert werden mußte. Deswegen und weil Knox in ungemäßigtem Eifer die Ermordung Beatoun's zu rechtfertigen gesucht hatte, wurde er zur Galeerenstrafe verurtheilt, nach fast zwei Jahren jedoch wieder freigelassen und aus Schottland verbannt. — In England, wohin er nun gieng, wurde ihm unter Eduard ein Bisthum angeboten; er schlug es aber aus, weil er sich mit der englischen Kirche nicht befreunden konnte, und als unter Maria die Verfolgungen eintraten und stiegen, gieng er 1554 nach Genf zu Calvin, dessen tiefer Einfluß auf ihn auch für die Zukunft der schottischen Kirche entscheidend wurde. Seine kurze Rückkehr nach Schottland war durch die oberwähnte, von ihm entworfene Eingabe des Covenants um Religionsfreiheit bezeichnet. Dieser Covenant als religiöse Verbindung entstand auf folgende Weise: — In verschiedenen Zufluchtsstätten sich aufhaltend, theilte Knox kleinen protestantischen Versammlungen das protestantische Abendmahl aus, und als er dieß an Ostern 1556 bei Lord Erskine von Dun that, hatte er so viele schottische Edelleute zu Theilnehmern, daß diese sich verpflichteten, nach dem Sinne dieses Predigers jede andere religiöse Gemeinschaft zu meiden und mit aller Kraft die Predigt des Evangeliums aufrecht zu erhalten. Knox zog sich nun zwar wegen wieder eintretender Strenge der Regierung abermals nach Genf zurück, forderte aber von dort aus seine schottischen Freunde zu ernstem Vorgehen auf, so daß im Dec. 1557 bei Lord Ers-

kine die erste eigentliche Verbindung, **Covenant** genannt, unter verschiedenen Lords zu Stande kam, die sich feierlich verpflichteten, sie gegen jede tyrannische Gewalt mit Leib und Leben zu vertheidigen. Diese Verbindung nun gab der eigenthümlichen schottischen Kirche den Ursprung. Sie war in Knox's Augen um so rechtmäßiger, da er in den schottischen Lords die eigentlich höhere Landesmacht erblickte, weil dieselben von Anfang an des vollen monarchischen Sinnes ermangelten: sie hatten sich der Krone nie zu völligem Gehorsam unterworfen und sahen daher, als autonome Eigenthümer des Bodens, ihre Könige nicht als Herren Schottlands, sondern nur als Herren der Schotten an.

Als hierauf die Regierung mit neuen Hinrichtungen fortfuhr, erklärte der Covenant, forthin nicht mehr dulden zu wollen, daß Jemand wegen Übertretung eines auf bloßer Menschensatzung beruhenden Kirchengesetzes gestraft werde. — Daraufhin kehrte Knox (1559) von Genf wieder nach Schottland zurück und feuerte mit seinem Flammenwort seine Glaubensgenossen zu weiterem Vorgehen an. Als er einst in der Kirche der Stadt Perth gegen die katholische Messe eiferte, veranlaßte ein junger Mensch —, der den Priester an dem Meßopfer hindern wollte und, weil ihm dieser deßhalb eine Ohrfeige gab, einen Stein nach ihm warf, aber anstatt seiner ein Altargemälde traf, — den Ausbruch einer Bilderstürmerei, die sich über alle Kirchen der Stadt erstreckte. Darauf zog Knox unter dem Schutze Bewaffneter nach St. Andrews und entflammte daselbst durch seine Predigt von der Tempelreinigung das Volk zu ähnlichen Gewaltschritten. In Kurzem breitete sich der Bildersturm über einen großen Theil des Reiches aus. Dabei wurden unzählige Kunstwerke zertrümmert, schätzbare Büchersammlungen vernichtet und mehr als 200 Klöster und Abteien zerstört, deren Ruinen noch an ihre einstige Pracht erinnern.

Da viele Protestanten diese Ausschweifungen mißbilligten und die Regentin keine Macht zur Bestrafung hatte, so gewährte sie Verzeihung und gegen das Versprechen der Rückkehr zur Ordnung das Gegenversprechen, keine Verfolgungen mehr eintreten zu lassen. Weil sie aber in Betreff der Stadt Perth ihr Wort nicht hielt und auch einen zweiten Vertrag brach, so rief Knox zum Kampf auf und riß den Covenant zum offnen Aufstand gegen die Regentschaft fort: dabei wurde er von dem Prior von St. Andrews, einem natürlichen Sohne Jakob's und Halbbruder Maria Stuart's (nachmaligem Earl von Murray) und von dem Grafen Arran unterstützt.

Zwar sandte nun Maria Stuart (damals noch Königin von Frankreich) ihrer bedrängten Mutter ein französisches Kriegsheer zu Hülfe, dessen Erscheinen jedoch vollends dazu beitrug, der schottischen Reformation den Sieg zu verschaffen. Denn nun traten die Reformirten unter dem Namen „Adel und Gemeine der schottischen Kirche" auf, entsetzten die Regentin und schloßen 1560 ein Bündniß mit Elisabeth, die nun auch ihre Truppen einrücken ließ. Darauf kam es zwischen Frankreich und England zu Unterhandlungen. Ehe man aber sich näher kommen konnte, starb die Regentin Maria, vom Kummer gedrückt, und Franz und Maria waren nun genöthigt, in einen durch Elisabeth's Umsicht herbeigeführten Vertrag mit England und Schottland die französischen Truppen aus Schottland zurückzuziehen und auf Titel und Wappen England's zu verzichten, wogegen die Schotten die Rechte ihres Königspaares anerkannten; doch sollte künftig ohne Zustimmung des Parlaments weder Krieg noch Frieden beschlossen werden dürfen. Das hierauf zusammentretende Parlament verbot den katholischen

Gottesdienst und brachte das von Knox in streng-calvinischem Geiste verfaßte schottische Bekenntniß zur Annahme.

Im Unterhaus wagte kein Katholik einen Widerspruch; im Oberhaus opponirten nur drei Lords. Auf die Verletzung dieser schottischen Presbyterialverfassung, namentlich auf das Lesen oder Besuchen der katholischen Messe, wurde Güterverlust und weitergehend der Tod gesetzt. Die noch übrigen Klöster wurden aufgehoben und vom Kirchenvermögen ein Drittheil dem Staate zur Besoldung der reformirten Geistlichen zugewiesen.

Gegen diese Kirchenreform legte zwar der französische Hof Protest ein und weigerte sich jenen Edinburger Vertrag zu ratificiren: aber der bald darauf erfolgte Tod des französischen Königs Franz II (Anfangs December 1559) benahm den mit Schottland und England weiter darüber gepflogenen Unterhandlungen die Kraft. Maria Stuart sah sich nun genöthigt, den französischen Hof mit allen seinen Reizen und Annehmlichkeiten zu verlassen, um unter dem ihr religiös entfremdeten, sittenstrengen Volke der Schotten den Thron ihrer Ältern zu besteigen, mit dem ihr von ihren französischen Verwandten eingeschärften Vorsatze, baldmöglichst eine Reaction im katholischen Sinne zu bewirken. Als sie (erst 19 Jahre alt) von Frankreich absegelte, drückte sie in rührenden Liedern ihren Schmerz aus, von einem Lande scheiden zu müssen, worin sie in ihrem Sinne so glücklich gewesen war. Daß Elisabeth ihr durch Kreuzer habe auflauern lassen wollen, wurde mit Unrecht behauptet.

Elisabeth hatte nämlich vorher von ihr die Annahme des Edinburger Vertrags gefordert; darauf unterließ es Maria zwar, Titel und Wappen von England zu führen, wollte aber das Eingehen auf die religiösen Angelegenheiten bis zu ihrer Ankunft in Schottland verschoben wissen. Aus diesem Grunde schlug Elisabeth ihr das Gesuch ab, ihren Heimweg nach Schottland über England nehmen zu dürfen. Hierin lag der Anfang zur persönlichen „Antipathie" beider Frauen. Denn, beleidigt durch jenen Abschlag, ließ sich Maria gegen die Ihrigen so vernehmen: „Ich bin einst wider den Willen ihres Bruders (Eduard) nach Frankreich gebracht worden: so will ich wider ihren Willen nach Schottland zurückkommen. Sie hat sich mit meinen rebellischen Unterthanen in Verbindung gesetzt; aber auch in England giebt es Mißvergnügte, die einem Antrag von meiner Seite Gehör geben werden. Ich bin so gut Königin, wie sie; ich habe so viel herzhaften Muth, wie sie, und so viele Freunde in der Welt, wie sie!"

Ungehindert gelangte sie im August 1561 nach Holyrood. Überrascht von der Ehrerbietung, mit der die Schotten sie bei ihrer Landung empfiengen, erklärte sie auf den Rath ihres Halbbruders, des oberwähnten Priors Jakob von St. Andrews, den sie zum Grafen von Murray (spr. Mörreh) ernannte, an den Religionsbeschlüssen nichts ändern zu wollen, stellte nur Protestanten an die Spitze der Verwaltung und gewann dadurch, so wie durch ihre jugendliche Schönheit, geistige Bildung und anmuthige Herablassung viele Herzen. Als sie sich aber einen eigenen katholischen Gottesdienst einrichten ließ, erregte sie Mißtrauen bei den Strenggesinnten, die ohnedieß mit dem freien leichtsinnigen Tone, der an ihrem Hofe herrschte, unzufrieden waren.

Maria hatte mit Knox selbst mehrere Unterredungen und hoffte durch ihn seine Partei besser zu stimmen. Allein die herbstrafende Strenge seiner Grundsätze stieß sie ab. Er

brachte sie zwar zum Weinen, aber nicht zur Überzeugung von der Wahrheit der presbyterianischen Lehre. Vielmehr zogen ihm seine bedenklichen Äußerungen über den Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit einen Hochverrathsprozeß zu, in welchem er jedoch freigesprochen wurde.

Während sich so ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen bald trübte, mehrte sich die Schwierigkeit ihrer Sellung durch ihr Mißverhältniß zu Elisabeth, der die fortgesetzten Ansprüche Mariens auf die einstige Thronfolge in England nicht gleichgültig sein konnten. Eine geraume Zeit that Maria Alles, mit Elisabeth in gutem Vernehmen zu bleiben, in der Hoffnung, daß Elisabeth jenes ihr Anrecht noch anerkennen werde. Erst nach zwei Jahren (1563) ordnete ein Vertrag, in welchem jedoch die Erbansprüche nicht berührt wurden, wenigstens die übrigen streitigen Angelegenheiten zwischen beiden Königreichen. In den Vorschlag zu einer Zusammenkunft der beiden Königinnen gieng Elisabeth nicht ein, und stets blieb, ungeachtet aller Höflichkeit eine gewisse Spannung zwischen ihnen, die sich mehrte, als sich unter einem Theile des englischen Adels eine Marien geneigte katholische Partei bildete, um derentwillen Elisabeth gedoppelte politische Vorsicht anwenden zu müssen glaubte, zumal auch England's Verhältniß zu Frankreich und Spanien strenge Wachsamkeit nöthig machte. Dadurch erhielt Elisabeth die Ruhe in ihrem Lande, während Maria in Schottland einen offenen Aufstand mehrerer Barone mit Hülfe ihres Halbbruders, des die Regierungsgeschäfte mit fester Hand leitenden Grafen Murray, unterdrücken mußte.

Das Mißtrauen der Schotten, so wie auch Elisabeth's gegen Maria erhielt besonders durch die Entdeckung ihrer nähern Beziehungen zu Rom neue Nahrung. Ihr Oheim, der Cardinal von Lothringen, legte zu Trient ein Schreiben von ihr vor, worin sie das Concilium anerkannte und nicht nur für Schottland, sondern auch für England, wenn sie daselbst zur Thronfolge gelangen würde, „dem päpstlichen Stuhle Gehorsam" versprach. — Die Meinung, daß Eifersucht von Seite Elisabeth's auf Marien's Schönheit viel zu der Spannung zwischen beiden Königinnen beigetragen habe, ist wohl nur zum Theil gegründet. Denn obgleich Maria 9 Jahre jünger als Elisabeth, und allerdings reizender und lieblicher war, so waren ihre Züge doch minder bedeutend, ihr Auge nicht groß und der untere Theil ihres Gesichts spitz abfallend. Elisabeth war als Kind und Jungfrau schön, in mittleren Jahren mehr einnehmend als schön, hatte aber Geist in ihren Zügen, hohe schöne Stirn, blondes Haar, lebhaftes braunes Auge, weiße Hände, in Haltung und Gang (nach Welwood) „etwas Majestätisches, das mehr Ehrfurcht, als Liebe hervorrief; wenn sie aber wollte, konnte sie so bezaubernd sein, daß Wenige ihr zu widerstehen im Stande waren." (Fr. v. Raumer a. a. O.) — Ranke zeichnet das Characterverhältniß beider Königinnen so: „Sie waren beide von hoher Geistesbildung. Von Maria hat man französische Gedichte von einer Wahrheit des Gefühls und einer Einfachheit der Sprache, die damals in der Literatur selten wurde. Ihre Briefe sind frische und beredte Ergüsse momentaner Stimmungen und Wünsche: sie machen Eindruck, auch wenn man weiß, daß sie nicht vollkommen wahr sind. Sie hat ihre Freude an lebendiger Discussion, wo sie gern einen scherzhaften, zuweilen familiären Ton anschlägt, aber sich immer den Gegenständen gewachsen zeigt. Auch von Elisabeth hat man einige versificirte Zeilen, nicht gerade von poetischem Schwung, noch von sehr harmonischem Ausdruck, aber voll hoher Gedanken und Entschlüsse. Ihre Briefe sind kunstvolle, in ihren Anspielungen und Gegensätzen kaum verständliche Productionen des Nachdenkens, gedrungen und inhaltsreich. Sie war [s. oben K. 2, 3.] der gelehrten Sprachen kundig,

hatte die alten Classiker studiert und Eines und das Andere übersetzt, Manches von den Kirchenvätern gelesen: in ihren Äußerungen erscheint zuweilen eine Anschauung des innern Zusammenhangs zwischen Geschichte und Ideen, die in Erstaunen setzt. In der Conversation suchte sie vor Allem ein Gefühl von ihren Vorzügen und Vollkommenheiten hervorzubringen. Sie glänzte durch eine Verbindung von Hoheit und Herablassung, die sich wie Huld und Anmuth ausnahm und ihr zuweilen eine persönliche Huldigung erweckte, nach der sie in tiefster Seele Verlangen trug. Sie spielte mit diesen Gefühlen, Maria machte Ernst damit. Maria besaß jene Naturgewalt weiblichen Reizes, welche gewaltsame, wenn auch nicht nachhaltige Leidenschaft erweckt. Zwischen dem Wunsch, einen Gemahl zu finden, der ihre Interessen fördern könnte, und diesen leidenschaftlichen Wallungen, von denen sie auch selbst ergriffen wird, schwankt ihr persönliches Leben. Das hindert sie jedoch nicht, den Geschäften der Regierung alle Aufmerksamkeit zu widmen. Mit gleichem Eifer arbeiten beide Königinnen in ihrem geheimen Rath und nur mit Männern intimen Vertrauens berathen sie sich: die Entschlüsse, welche gefaßt werden, sind immer die ihren. Elisabeth giebt mehr der Weisheit erprobter Rathgeber nach, wiewohl auch diese ihrer Gnade keinen Augenblick sicher sind und einen schweren Stand bei ihr haben. Maria schwankt zwischen voller Hingebung und leidenschaftlichem Haß: fast immer wird sie von einem unbedingten Vertrauen auf den beherrscht, der ihren Wünschen entgegenkommt. Elisabeth läßt die Dinge an sich kommen: Maria ist ewig unruhig und unternehmend."

Elisabeth's hoher, durchdringender und Alles beherrschender Geist konnte sich nicht abhängig von einem Manne denken, und als man sie bat, sich zu vermählen, antwortete sie: „Ich bin an England verheirathet, mein Volk bildet meine Familie, und die Grabschrift: Elisabeth lebte und starb als jungfräuliche Königin, wird mir einst Ruhm bringen." — Nichts desto weniger fühlte sie sich durch manche Bewerbungen um ihre Hand (wie z. B. von dem spanischen Infanten Don Carlos, dem Erzherzog Karl, dem König Erich von Schweden, dem König Karl IX von Frankreich rc.) geschmeichelt; sie wies sie aber alle ab und hielt nur aus Politik Manchen eine Zeit lang hin. — Als ihr Günstling Robert Dudley (spr. Dödli), den sie zum Grafen Leicester (spr. Lester) erhob, ihre Hand wünschte, erklärte sie, daß sie nie einem Unterthan ihre Hand reichen werde. Ihr Verhältniß zu ihm überschritt, nach den besonnensten Quellen, nie die Gränzen des Anstandes, und ungeachtet ihrer hohen Gunst gegen ihn hielt sie ihn in strenger Zucht.

Auch Maria hatte viele Bewerber, darunter auch einige, die von Elisabeth abgewiesen worden waren, wie z. B. Don Carlos, Robert Dudley, welchen letztern ihr sogar Elisabeth angerathen hatte; aber auch sie schlug ihn aus, weil er englischer Unterthan war, und Elisabeth nicht vorher in gültiger Form ihr Erbrecht für sie und ihre Nachkommen aus dieser Ehe anerkennen wollte. Es war Maria allerdings um Wiederverheirathung zu thun, aber wo möglich mit einem Mächtigen, weil sie dadurch eine Stütze gegen Elisabeth zu erhalten hoffte, die jedoch eben deßhalb dagegen arbeitete, und erklärte: „nur wenn Maria sich mit ihrer Beistimmung vermähle, könne sie auf günstige Maßregeln hinsichtlich der englischen Thronfolge hoffen." — Daß neben diesen politischen Gründen auch weibliche Eitelkeit und Eifersüchtelei mitunter die Handlungsweise Elisabeth's bestimmt haben mochte, ist nicht unwahrscheinlich: denn „Eitelkeit begleitete sie bis in ihre hohen Jahre, die sie nicht bemerkte, noch bemerkt wissen wollte."

Um sich nun eine Stütze, wenigstens gegenüber ihren protestantischen Unterthanen, zu verschaffen, vermählte sich Maria auf den falschen Rath Katharina's von Medici und gegen die Warnung ihres Halbbruders Murray, sowie gegen den wohlbegründeten Einspruch Elisabeth's — im Juli 1565 mit dem katholischgesinnten, durch seine Schönheit sie blendenden englischen Lord Henry Darnley, Sohn ihrer Tante Margaretha und des Lennox, Grafen Stuart, und erhob ihn, ohne das

Parlament zu fragen, eigenmächtig zum König und Mitregenten. Er hatte sich zwar bis dahin öffentlich zu den Protestanten gehalten, bekannte sich aber bald zum Katholicismus und gab dadurch demselben am Hofe das Übergewicht. Maria selbst gab sich nun entschiedener dem Einflusse des spanischen Königs und durch denselben dem des römischen Stuhls hin.

Ihren geheimen Briefwechsel mit dem Papst Pius V wegen Einführung der katholischen Religion in Schottland besorgte ein gewandter Italiener, Namens David Rizzio, welcher auch der französischen Sprache kundig war, und sich ihr überhaupt durch Führung ihrer auswärtigen Correspondenz, so wie durch sein musikalisches Talent mehr und mehr unentbehrlich zu machen wußte, so daß sie ihm ein so großes Vertrauen schenkte, daß er ihr täglicher Tischgenosse und gewohnter Gesellschafter wurde.

Er war vorher Secretär des savoyischen Gesandten am englischen Hof gewesen, und hatte eine gute Stimme, um deretwillen Maria den Gesandten bat, ihn in ihre Dienste treten zu lassen, um eine Stelle in der Hauscapelle auszufüllen. Rizzio war zwar noch jung, aber ältlich aussehend und hatte etwas Mürrisches und fast Abstoßendes. Aber brauchbar und diensteifrig, wie er war, nahm er bald die Stelle eines Cabinetssecretärs bei der Königin ein, und gab durch seine vertraute Stellung Anlaß zu ärgerlichen Gerüchten. Zwar warnte einer ihrer Räthe sie wohlmeinend vor den gefährlichen Folgen, die eine solche Bevorzugung eines Fremden nach sich ziehen könnte; allein Maria wollte sich in dem königlichen Vorrecht, ihre Umgebung zu wählen, nicht beschränken lassen, und da Rizzio ihre Vermählung mit Darnley gefördert hatte, so betrachtete Riccio den König fast als einen von ihm Abhängigen. Dabei machte Rizzio, der gern Geschenke nahm, einen fast königlichen Aufwand und durch ein anmaßendes und übermüthiges Wesen bei allen Parteien, bei den Protestanten insbesondere durch seine Beförderung der katholischen Interessen, sich verhaßt. Denn schon erlaubte Maria die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes, stellte ein katholisches Erzbisthum her und rief die verbannten katholischen Lords zurück, ja gab sogar den als Verräther erklärten Grafen Huntly und Bothwell Zutritt in den geheimen Rath.

Diese Fortschritte des Katholicismus in Schottland sah man in England mit Besorgniß und dachte schon an einen Einfall in Schottland. Auch Maria's Halbbruder Murray war gegen solches Gebahren der katholischen Hofpartei, wurde aber deßhalb sammt seinen protestantischen Freunden von der Königin in die Verbannung geschickt, die sie vom Parlament bestätigen ließ.

Darnley, anfangs mit Rizzio und der Königin in den Schritten zur Katholisirung Schottland's einverstanden, sah sich jedoch in seinem Hauptwunsche, zum Königstitel auch die wirkliche Krone und dadurch selbständige Regierungsrechte zu bekommen, durch die Weigerung der Königin gehemmt, welche die höchste Gewalt unverkürzt in der eigenen Hand behalten wollte; und da auch Rizzio die Königin in dieser Weigerung bestärkte, so faßte Darnley gegen letztern einen heftigen Haß, der so weit gieng, daß er unter Zustimmung seines Vaters Lennox mit einer Anzahl mißvergnügter protestantischer Lords eine Verschwörung eingieng, welche nicht nur die Wegschaffung Rizzio's und die Zu-

rückberufung Murray's zur Wiederübernahme der Staatsleitung, sondern auch die Krönung Darnley's und dessen thätige Theilnahme an den Regierungsgeschäften zum Ziel hatte.

Da bereits die katholische Partei im Parlamente, von dem Papst und den katholischen Mächten unterstützt, im Begriffe war, weitere Schritte in der Katholisirung Schottland's zu thun, so glaubten die Verschwornen keine Zeit verlieren zu dürfen und schritten vor allen Dingen zur Ermordung Rizzio's, den sie fast vor den Augen der Königin tödteten.

Am 9. März 1566 saß die Königin in ihrem Kabinet zu Holyrood mit ihrer natürlichen Schwester, der Gräfin von Argyle, ihrem natürlichen Bruder, Laird of Creich, mit Rizzio und noch einer Hofdame beim Abendessen, als auch der König, den man etwas früher erwartet hatte, erschien und vertraulich neben der Königin Platz nahm. Gleich darauf aber trat unerwartet auch Lord Ruthven mit einigen Andern herein und hatte Waffen und Panzer unter seinem Kleide verborgen. Auf die Frage der erschrockenen Königin, was ihn zu so ungewohnter Stunde herführe? antwortete er: „Ich sehe hier einen Menschen, der einen Platz einnimmt, der ihm nicht gebührt; von einem solchen Dienstboten wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen!" und gieng auf Rizzio los. Dieser suchte im Rücken Maria's Schutz. Vergebens rief die Königin, daß sie einen Angriff auf ihn als Hochverrath bestrafen werde: über der Königin Schultern hinweg zückte man die Schwerter gegen Rizzio, riß den Verwundeten zum Gemach hinaus und tödtete ihn im Vorplatz, wo er an der Treppe aus 56 Wunden verblutete. Darnley hatte sich nicht selbst an ihm vergriffen, sondern nur die Hand zum Schutze Maria's ausgestreckt: denn Eifersucht gegen denselben hatte von seiner Seite den geringeren Antheil an dieser That, wie denn Darnley gleich darauf erklärte, daß er für die Ehre seiner Gemahlin stehe.

Während inzwischen auch noch andere Verschworne alle Zugänge in das Schloß besetzten, um der darin befindlichen Anhänger der Königin habhaft zu werden, erklärte Lord Ruthven derselben die Ursache der Ermordung Rizzio's und kündigte ihr unumwunden an, daß die von ihr Verbannten zurückkehren würden, um mit ihrer Hülfe dem protestantischen Prinzip die Obmacht zu verschaffen.

Zwar wurde nun die Königin eine Zeit lang gefangen gehalten und das Parlament aufgelös't; allein die muthige Frau, die noch im Lande viel Popularität genoß, ließ sich nicht so leicht ihrer Macht berauben. Sie wußte ihren Gemahl dahin zubringen, daß er ihr zur Flucht behülflich war, und daß er selbst sie in einen festen Platz rettete. Dort sammelten sich ihre Anhänger (darunter auch der wegen seines „kühnen Mannesmuths" und seiner vielbewährten Tapferkeit von ihr bewunderte Graf von Bothwell) und verschafften ihr den Besitz der Hauptstadt, so daß der Zweck der Verschwörung für Darnley nicht erreicht wurde. Doch war von da an die katholische Reaction gehemmt, und Murray kehrte mit seinen Freunden aus der Verbannung zurück und nahm seine vorige einflußreiche Stellung wieder ein.

Als die Königin hintennach den Antheil ihres Gemahls an jener Verschwörung erfuhr, wendete sich ihr Herz von ihm ab. Um aber mit der Bestrafung der Verschwornen leichter vorgehen zu können, brachte sie durch die Vermittlung Murray's den Darnley dahin, daß er seine Theilnahme

an der Verschwörung läugnete und dadurch seine Schuldgenossen preisgab, welche nun theils (wie Lord Ruthven) in's Ausland entflohen, theils ergriffen und hingerichtet wurden. Dadurch gerieth Darnley bei allen Parteien in die tiefste Verachtung. Von allen Regierungsgeschäften mehr als je ausgeschlossen, fand er an Niemanden eine Stütze, so daß er sogar daran dachte, das Reich zu verlassen; ja er hatte nicht einmal das Herz, bei der Taufe seines Sohnes, den ihm Maria (im Juli 1566) gebar, zu erscheinen, obgleich er im Palaste war, aus Furcht, es möchte ihm dabei mit offener Mißachtung begegnet werden.

Die Geburt dieses schottischen Kronprinzen Jakob setzte die Engländer wegen der Thronfolge in neue Besorgniß und die Lords drangen in Elisabeth, sich zu einer Heirath zu entschließen; allein sie ließ sich nicht dazu bewegen und hielt selbst die Ernennung eines Nachfolgers für bedenklich.

Je mehr Darnley durch Abbitte und Versprechungen sich Marien zu nähern suchte, desto mehr fühlte sie sich von ihm abgestoßen, so daß sie sogar an eine Ehetrennung dachte; weil dieselbe aber nur durch eine Nichtigkeitserklärung der Ehe selbst zu erreichen gewesen und dann ihr Sohn für illegitim erklärt worden wäre, so verfolgte sie diesen Gedanken nicht weiter. Dagegen gab sie sich den Gunstbewerbungen des Grafen Bothwell hin, der ihr durch seine Thatkraft und persönliche Ergebenheit in dem Parteigetriebe eine Stütze werden zu können schien, und sie auch durch seine männliche Schönheit und verführerische Sprache bis zu einer Leidenschaftlichkeit einnahm, die sich bei ihr in Sonetten und Briefen voll Liebesglut aussprach. Bothwell's Liebe zu ihr war aber mehr nur versteckter Ehrgeiz, der vorzugsweise auf Erringung der höchsten Gewalt in Schottland gerichtet war: denn er hatte bereits eine ihm erst kürzlich anvertraute Gemahlin, die er liebte, aber nicht am Hofe vorstellte.

Um nun in den Besitz der Königin zu gelangen, mußte vorerst Darnley aus dem Weg geräumt werden. Zu dem Ende verband sich Bothwell mit Darnley's Feinden, die es gern von ihm hörten, wenn er sagte, er wolle verhindern, daß Darnley den Schotten seinen Fuß auf den Nacken setze. Als er nun seinen Plan zunächst dem Lord Morton mittheilte, verlangte dieser von ihm vorerst „eine Erklärung der Königin, daß sie nicht dagegen sei"; diese aber konnte Bothwell nicht beibringen. Daher führte der „Gewaltmensch" allein, ohne weitere Mitwirkung jener schottischen Großen, bloß mit seinen Dienern jenes furchtbare Ereigniß herbei, welches dem Darnley das Leben kostete und der Königin lebenslang das bitterste Leid bereitete.

Schon zur Zeit der Ermordung Darnley's waren die Meinungen über Maria's Antheil oder Nichtschuld an diesem Verbrechen getheilt. Historisch gewiß ist nur, daß, als Darnley in Glasgow krank wurde, die Königin ihn daselbst besuchte und ihn am 31. Jan. 1567 nach Edinburg bringen ließ, um ihn dort selber pflegen zu können. Er wurde aber daselbst nicht in dem königlichen Palast, sondern in einem Hause untergebracht, das sie einem Diener Bothwell's geschenkt hatte. Acht Tage lang pflegte ihn da-

selbst die Königin persönlich, und ließ sogar ihr Bett unter seinem Zimmer im untern Stock aufschlagen, um recht in seiner Nähe zu sein. — Am 9. Febr. Abends um 11 Uhr verließ sie ihn, um dem Hochzeitsfeste einer ihrer Hofdamen im Schlosse beizuwohnen: — da, um Mitternacht, flog das Haus, worin Darnley lag, in die Luft! Bothwell hatte zu diesem Zweck unter Darnley's Gemach Pulver anhäufen lassen; als sodann seine Leute zur Vollziehung der That die Thüre öffneten, sprang Darnley, von dem Getöse erschreckt, aus dem Bette und wollte sich retten, wurde aber sammt dem Pagen, der bei ihm war, erdrosselt: daher fand man seinen Leichnam ohne Brandspuren im nahen Garten liegen und seine Pantoffeln neben ihm. Während man ihn nämlich dorthin gebracht hatte, war das Pulver angegangen und das Haus zertrümmert worden. — Ein großer Theil des Volks, selbst Viele unter Marien's Anhängern, eifrige Katholiken, glaubten an die Mitschuld oder Mitwissenschaft derselben; Andere erklärten sich damals zur Entschuldigung der Königin den Vorgang auf psychologische Weise so: die Königin habe sich zu dem kranken Gemahl wieder gezogen gefühlt und die wiederkehrende Liebe zu ihm nicht erheuchelt; vielmehr habe diese letztere im Kampfe mit der Leidenschaft für Bothwell gesiegt, und es sei eine Versöhnung und Wiedervereinigung bevorgestanden. Um dieser zuvorzukommen und nicht den Preis seines ehrgeizigen Strebens zu verlieren, sei Bothwell rasch an die Ausführung seines finstern Werks gegangen. Diese Erklärung stimmt aber nicht zu Maria's unmittelbar darauf folgender Handlungsweise.

Jedermann erwartete nun eine ernste Untersuchung; sie erfolgte nicht; und als die allgemeine Stimme den Grafen Bothwell der Mitschuld zieh, setzte Maria auf diese Beschuldigung die Todesstrafe. Zwar klagte nun Graf Lennox, Darnley's Vater, den Grafen Bothwell förmlich der Theilnahme am Morde an; allein Maria machte den Grafen zum Befehlshaber des Schlosses und ließ vom Geheimen Rath die Anklage abweisen. Darnach ließ sie sich, taub gegen alle Warnungen, vom Grafen entführen und lebte bei ihm auf Dunbar so lange, bis er sich hatte von seiner Frau scheiden lassen; alsdann kehrte sie mit ihm nach Edinburg zurück, erklärte im Oberhause, sie sei von ihm geraubt worden, vergebe ihm aber und wolle ihn heirathen, und ließ sich — es war erst drei Monate nach Darnley's Tode — mit dem allgemein als Mörder und Ehebrecher angesehenen Bothwell katholisch und protestantisch trauen!

Vergebens hatten ihre Freunde auf den Knieen sie gebeten, sich durch diese Verbindung doch nicht so großen Schimpf auf ihr Haupt und Haus herabzuziehen, weil alle Welt darin einen Beweis der Theilnahme am Mord ihres Gemahls sehen würde. Sie blieb taub gegen alle Warnungen, und gab sich, ihrer selbst nicht mehr mächtig, den verführenden Lockungen der Leidenschaft hin. Bothwell selbst hatte bereits solche Gewalt am Hofe, daß ihn die Lords aus Furcht von der Theilnahme an dem Morde freisprachen und zu seiner Vermählung mit der Königin ihre Beistimmung gaben. Er wurde zum Herzog von Orkney erhoben und vergab mit königlicher Gewalt Ehren und Würden an seine Freunde, selbst auch an die Theilnehmer am Mord.

Die Strafe folgte diesem Thun auf dem Fuße; schon in den ersten Tagen tyrannisirte Bothwell die Königin so, daß sie täglich weinte und dem Selbstmorde nahe war, zumal alle Welt es ihr zu fühlen gab, daß man sie für schuldig hielt. Vier Wochen darnach erhob sich der Adel, zog mit einem Heere gegen den Hof und nöthigte den Bothwell zur Flucht; dann brachte man die Königin auf das feste Schloß Lochleven in strenge Haft und zwang sie (ungeachtet der stärksten Protestationen

des englischen Gesandten) durch einen Parlamentsbeschluß zur Thronentsagung, worauf ihr Sohn als Jakob VI auf den Thron erhoben und die vormundschaftliche Regierung nach des Adels und selbst Marien's Wunsch dem Grafen Murray übertragen wurde (der, als er die Katastrophe mit Bothwell's Emporkommen hatte nahen sehen, sich freiwillig wieder nach Frankreich zurückgezogen hatte, nach Bothwell's Sturz aber wieder zurückgekehrt war). Bothwell aber floh nach den Orkneyinseln, trieb Seeraub an den norwegischen Küsten, wurde gefangen und starb im Wahnsinn.

Marien aber, welche nie den Muth verlor, gelang es, mit Hülfe des jungen schönen Lords Douglas (Murray's jüngern Halbbruders), der sich Hoffnung auf ihre Hand machte, aus ihrer Haft zu entkommen, und bald sah sie sich von einer Anzahl katholischer, mit der Regierungsveränderung unzufriedener Großen umgeben, welche sich zur Wiedereinsetzung Maria's und zur Herstellung der katholischen Kirche verbunden hatten. Sie führten ihr ein ansehnliches Heer zu und drangen, als Murray gegen sie zu Felde rückte, auf eine Entscheidungsschlacht, der die Königin auf einer nahen Anhöhe zusah. Die Ihren aber wurden von dem geübteren Regentschaftsheere bei Longside 1568 so auf das Haupt geschlagen, daß Marien keine andere Wahl blieb, als bei ihrer, früher von ihr so gehaßten Gegnerin Elisabeth Hülfe zu suchen, durch welche sie ihre Feinde in Schottland doch noch zu bewältigen hoffte.

5. Maria in englischer Gefangenschaft. Beginn ihres Prozesses. Versuch zu ihrer Befreiung. Elisabeth's Unterstützung der niederländischen Protestanten. Verschwörungen gegen Elisabeth's Leben. Marien's Verurtheilung. Neue Verschwörung. Schwanken Elisabeth's. Maria's Hinrichtung. Elisabeth's Reue.

Als Maria auf englischem Boden ankam und angehalten wurde, bat sie um eine persönliche Zusammenkunft mit Elisabeth. Allein diese wollte sich erst dann dazu verstehen, wenn Maria sich von den gegen sie von den Schotten erhobenen Anklagen gereinigt haben würde: in diesem Falle würde sie ihr auch zu ihrer völligen Herstellung verhelfen.

Dagegen erklärte Maria, vor aller Untersuchung müsse sie erst frei und wieder auf ihrem Throne sein. Zuletzt aber willigte sie ein, dem Murray und Morton gegenüber Rede zu stehen: denn von dem erstern, als ihrem Halbbruder, und von dem letztern, als einem in die Sache gegen Darnley Mitverwickelten, hoffte sie Schonung. Und so begannen die Verhandlungen, anfangs zu York unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk, alsdann in Westminster. Murray, für die Schotten das Wort führend, klagte den Bothwell als Hauptmörder Darnley's, Marien aber der Mitwissenschaft und Theilnahme an. Allein Maria wollte sich auf diese Anklage nur in Elisabeth's persönlicher Gegenwart einlassen. Da

sie sich aber zugleich bemühte, einen Vergleich zu Stande zu bringen, sah Elisabeth darin ein neues Anzeichen ihrer Schuld und drang nun darauf, daß die beiden Schotten ihre harte Anklage beweisen sollten.

Nun ließ Maria die Verhandlungen abbrechen, in der Hoffnung, der Prozeß werde auf sich ruhen. Allein Elisabeth bedeutete den Schotten, daß sie sie für pflichtvergessene Unterthanen halten müsse, so lange sie keine Beweise beibrächten. Da legte Murray die von Maria an Bothwell gerichteten, von leidenschaftlicher Liebesgluth zeugenden Briefe und Sonette, welche schon von dem schottischen Parlament als echt erkannt worden waren, vor, und die von Elisabeth niedergesetzte Commission von 20 Lords und Gemeinen (darunter auch einige katholische Freunde Maria's waren) erklärte gleichfalls die Echtheit der Documente.

Das Original dieser Documente ist verloren gegangen: sie sind damals in das Schottische übersetzt worden und wurden in der Folge wieder in's Französische zurück übersetzt: es mögen daher, so wie sie heute vorliegen, gar manche Worte Änderungen erlitten haben, so daß man (nach Ranke) „nicht jeden Ausdruck betonen darf, aber in der Hauptsache sind sie ohne Zweifel echt: sie enthalten Umstände, die damals Niemand sonst wissen konnte; kein Mensch in der Welt hätte sie erfinden können."

Auf Elisabeth's Aufforderung, Maria solle durch einen Bevollmächtigten vor der Commission ihre Gegenerklärung abgeben, gieng Maria nicht ein, sondern verlangte nach Frankreich oder Schottland entlassen zu werden, und darauf bestund sie, auch als Elisabeth ihr zu bedenken gab, wie sehr sie sich dadurch in den Augen der Welt schade; vielmehr erklärte Maria nun, Murray und seine Freunde seien die Urheber des Mordes.

So lange Maria sich nicht in die Anklage einließ und bei unbedingter Verwerfung jener Beweismittel blieb, glaubte Elisabeth, die Gefangene nicht freigeben zu dürfen, weil sonst ihr bisheriges Verfahren gegen sie in einem ungerechten Lichte erschienen wäre.

Aber war es nicht ungerecht, die Schutzflehende — selbst wenn sie als schuldig hätte überwiesen werden können, — vor einen Richterstuhl zu stellen, dem die schottische Königin nicht unterworfen war? — Die Furcht, Maria möchte durch ihre Entlassung nach Frankreich oder Schottland dem englischen Reiche schwere Nachtheile bereiten, war zwar wohl begründet, konnte aber kein Recht zur Gefangenhaltung und Prozessirung geben. Gebot es die Politik, so zeigte sich's in der Folge doch, daß es politischer gewesen wäre, sie bei Zeiten loszugeben. Was Maria's Schuld betrifft, so halten die Geschichtschreiber Thuanus, Robertson, Hume, Buchanan Maria's Mitschuld für erwiesen; nur das bleibt Einigen zweifelhaft (wie z. B. dem Turner), „ob Maria ihre Einwilligung zu Bothwell's Planen nur im Allgemeinen gab, oder ob sie auch von der Art und Weise des zuletzt ausgeführten Mordes vorher genau unterrichtet war." — Andere, besonders katholische Schriftsteller, wie Chalmers, Gilbert Stuart, Whitaker, sprechen Maria von aller Schuld frei, in der gutgemeinten, aber, wie Thuanus sagt, „unverständigen Meinung, dadurch die katholische Religion, die durch ihre Wahrheit stark genug sei, schützen zu wollen." Ihr leidenschaftlicher Vertheidiger Chalmers gesteht übrigens, daß Maria, von der Echtheit der Briefe und Sonette überzeugt, die Vorlegung derselben scheute. (Für Marien's Unschuld tritt auch der neuere englische Geschichtschreiber Lingard ein; seine Gründe widerlegt Fr. v. Raumer a. a. O.)

Als neuere Briefe Maria's aufgefangen wurden, worin sie ihre schottischen Anhänger ermunterte und auf mächtigen Beistand hinwies, hielt Elisabeth eine Freilassung sogar für gefährlich; doch wollte sie dieselbe unter vollkommen sichernden Bedingungen gewähren, nämlich daß einerseits der Ruhe England's keine Störung daraus erwachse und daß anderseits Marien von den Schotten keine Gewalt geschehen dürfe. Weil aber die Schotten eine solche Sicherheit nicht leisten konnten, Frankreich und Spanien aber gegen eine Auslieferung an ihre Feinde (die Schotten) Einspruch thaten, so schien kein anderer Ausweg, als — Marien in ihrer Haft zu lassen.

Denn selbst in England hatten sich bald unter den Katholiken Bewegungen zu Mariens Gunsten bemerkbar gemacht. Ja der mächtigste englische Große, Herzog Thomas von Norfolk machte sich Hoffnung auf Mariens Hand und somit auf den schottischen Thron. Glaubte auch anfangs Elisabeth selbst, daß diese Verbindung zur Ruhe beider Reiche führen könne, so kam sie doch davon zurück und ließ sich von dem Herzog Brief und Siegel geben, daß er ohne ihr Vorwissen sich deshalb in keine weitere Unterhandlung einlassen wolle. — Als sodann in Frankreich die katholische Sache mehrere Siege erfocht, kam es im Nov. 1569 in den nördlichen Grafschaften England's zu einem länger her vorbereiteten Aufstand, an dessen Spitze die Percy's von Northumberland, die Neville's von Westmoreland, die Clifford's von Cumberland standen, welche von den Guisen in Frankreich und vom spanischen Philipp unterstützt wurden. Sie wollten Elisabeth nöthigen, ihre Räthe von sich zu entfernen und das Thronrecht Marien's anzuerkennen. Allein Elisabeth, von dem Plane benachrichtigt, ließ Marien aus dem Bereich der Bewegung in das feste Schloß Coventry entfernen und sandte den ihr treuergebenen Thomas Ratcliffe, Grafen von Sussex, mit einem Heere gegen die Empörer, deren Heerhaufen sogleich auseinander liefen, während ihre Häupter theils nach Schottland, theils nach Flandern entflohen, worauf ihre offensten Anhänger im Lande die schwersten Strafen erleiden mußten.

Nun trat Papst Pius V mit dem Banne gegen die Königin Elisabeth hervor, erklärte sie ihres Reiches verlustig, entband ihre Unterthanen des Gehorsams und drohte allen ihren Anhängern mit der Excommunication. Allein Elisabeth trat bei der Eröffnung des Parlaments im Reichsornat vor die über solche päpstliche Anmaßung unwilligen Großen und bewirkte, daß es für Hochverrath erklärt wurde, die Königin eine Ketzerin zu nennen, und für ein Staatsverbrechen, den Katholicismus zu verbreiten oder zu begünstigen, desgleichen, daß der Suprematseid auch bei denjenigen Ämtern geleistet werden sollte, für die er bisher nicht gefordert worden war. Von da an strömten aus Frankreich und den Niederlanden protestantische Verfolgte in großer Menge nach England und fanden dort eine Zuflucht.

Nichts desto weniger machten die englischen Katholiken einen neuen Versuch zum Umsturz der Regierung. Jener Herzog von Norfolk ließ sich dennoch wider sein Wort — und zwar durch einen vom Papste und dem spanischen Hof insgeheim mit Geld und Aufträgen versehenen Italiener, Namens Roberto Ridolfi — zu neuen Unterhandlungen und Verabredungen mit dem katholischen Adel über seine Vermählung mit Maria verleiten, um die Insel unter Ein Haupt zu bringen und in beiden Reichen die katholische Religion wieder herzustellen.

Nur machte Norfolk seine Waffenerhebung von einer vorhergehenden Landung spanischer Truppen abhängig, wogegen der damals in den Niederlanden schaltende Herzog von Alba, welchen König Philipp darüber zu Rathe zog, verlangte, daß die Verschworenen zuerst sich müßten der Königin Elisabeth bemächtigt haben, bevor Spanien zu einem bis dahin stets gemiedenen Kriege schreite.

Aber Elisabeth und ihre Räthe waren bereits hinter den Anschlag gekommen, und während Alles in Spanien und Frankreich auf die Erhebung Norfolk's gespannt war, wurde derselbe, ehe er sich's versah, verhaftet und zur Erhaltung der Landessicherheit im Tower hingerichtet (1572). Maria wurde zur Strafe für ihre Theilnahme strenger gehalten, aber einen offenen Bruch mit Spanien mied man auch englischer Seits. — Das alles trug aber bei, daß die Königin Elisabeth in Marien mehr und mehr ihre gefährlichste Feindin erkannte, was natürlich auch die Lage der unglücklichen Maria noch erschwerte.

Während Elisabeth auch strenge, ja harte Maßregeln gegen die Puritaner ergriff, deren Ansichten über Trennung der Kirche von dem Staate ihr zuletzt den Staat, wie die Kirche gleichmäßig zu zerstören schienen, und sie so einen doppelten Feind, die Katholiken und Puritaner, in ihrem Lande zu bekämpfen hatte, befestigte sich die reformirte Kirche in Schottland mitten unter den verschiedenen Schwankungen der politischen Stürme. — Die Regentschaft Murray's dauerte nicht lange mehr: er wurde von einem Edelmann aus Privatrache erschossen (1570). An seine Stelle wurde der Großvater des damaligen Königs, der alte Graf Lennox, Regent. Weil derselbe den am Morde Murray's betheiligten Erzbischoff von St. Andrews hinrichten ließ, ward auch er aus Rache ermordet. Sein Stellvertreter starb bald, und darauf erhielt Graf Morton die Regentschaft, unter welcher die Katholiken die Berechtigung zu Ämtern nicht nur, sondern auch das schottische Bürgerrecht verloren. Da ihn aber Graf Arran d. J., des Königs Günstling, der Mitwissenschaft an Darnley's Ermordung anklagte und Morton es gestand, so wurde er enthauptet und Graf Arran sein Nachfolger. Die übermüthige Regierungsverwaltung desselben veranlaßte einen Adelsaufstand und Arran's Gefangenschaft. Doch wurde Arran wieder frei und suchte nachher seinen und des Königs Einfluß dadurch zu stärken, daß er Repräsentanten des niedern Adels im Parlamente zuließ.

Mehrmals war Elisabeth Willens, sich mit Marien zu vergleichen; aber deren fortgesetzte Verbindung mit den Katholiken in England und Irland hielt sie wieder davon ab. Für um so befugter hielt sie sich, die Protestanten in den Niederlanden und die Hugenotten in Frankreich zu unterstützen, um zu verhüten, daß Frankreich sich Schottland's bemächtigte und Philipp von Spanien in den Niederlanden siegte, und in Folge davon dann England von zwei Seiten angegriffen würde.

Es war im J. 1575, als Elisabeth dem spanischen Könige ihre Vermittlung in seinem Kampf mit den aufständischen Niederländern antrug, die natürlich nicht angenommen wurde, und als 1576 zwischen den beiden Parteien in den Niederlanden der Vertrag von Gent (s. K. 3, 5 a. A.) zu Stande kam, welcher für beide Theile Religionsfreiheit und das ständische Übergewicht festsetzte, schloß Elisabeth zur Aufrechthaltung dieses Vertrags ein Bündniß mit den protestantischen Provinzen, und als der neue Statthalter Don Juan d'Austria jenem Vertrage, ungeachtet er ihn anfangs bestätigt hatte, zuwiderhandelte, sendete sie ihnen englische Truppen, benachrichtigte aber zugleich den König Philipp davon und forderte ihn auf, den Don Juan abzurufen und die Stände zu begnadigen. Philipp gieng nicht darauf ein: er würde es vielmehr gerne gesehen haben, wenn Don Juan mit der Hand Maria's auf den schottischen Thron gekommen wäre. Maria war auch nicht abgeneigt: aber die Festigkeit und Wachsamkeit der schottischen Regierung machte, daß man von diesem Plane abstand.

Solche fortwährende Gefahren für England, dazu erneuerte Attentate auf Elisabeth's Leben zwangen sie und ihre Räthe, die bisherige Politik ferner zu beobachten, nämlich die Protestanten in Frankreich und in den Niederlanden zu unterstützen, mit der schottischen Regierung in gutem Vernehmen zu bleiben und in England Religion und Verfassung gegen die Umtriebe der Katholiken zu schützen, um so den Drohungen Spanien's gewachsen zu sein. Als daher seit dem Jahr 1580 auf päpstlichen und spanischen Betrieb aus den Niederlanden her sich Jesuiten in England einschlichen und auf geheimen Wegen, besonders durch die Beichte und Presse die Zahl der Recusanten (Eidesweigerer) in auffallender Weise vermehrten, verbannte Elisabeth die Jesuiten; ja mehrere derselben, welche die päpstliche Suprematie über die Fürsten am keckten behaupteten, wurden hingerichtet.

Alle diese Maßnahmen hatten indeß nicht den erwarteten Erfolg; denn noch hunderte von Jesuiten wirkten insgeheim im Lande fort und hatten eine starke Stütze an dem spanischen Gesandten Mendoza, welcher zu der Zeit, da Philipp durch seinen Neffen Alexander Farnese von Parma die nördlichen und östlichen Provinzen der Niederlande wieder unterwarf, mit desto größerer Zuversicht auftrat, so daß die schottischen und englischen Katholiken im Einverständniß mit Maria, mit den Guisen und mit Philipp wieder an eine Invasion in England dachten. Ja es fiel sogar ein ausführlicher Plan zu einem solchen, von Schottland, den Niederlanden und Spanien her beabsichtigten Einfall in Elisabeth's Hände, und weil sie überzeugt war, daß derselbe von Mendoza herrührte, bestand sie auf seiner Abberufung.

Als aber die Spanier in den Niederlanden immer größere Fortschritte machten und sogar Antwerpen und Nymwegen einnahmen, da beschloß Elisabeth auf Anrathen des Lords Burleigh, um der beständigen Agitation in ihrem Lande und der täglich anwachsenden Gefahr des Unterliegens ein Ende zu machen, den offenen Krieg gegen Spanien und entsandte 1585 eine Truppenmacht unter der Führung des Grafen Leicester in die Niederlande, wo er bei Vließingen landete, indeß ihr Admiral Franz

Drake mit einer Flotte nach dem spanischen Amerika fuhr, wo er am 1. Jan. 1586 St. Domingo in Besitz nahm.

Dazwischen mehrten sich die Attentate auf Elisabeth's Leben. Im J. 1585 wurde ein gewisser Parry eingezogen und bekannte, mit Marien's Bevollmächtigten in Frankreich in Verbindung zu stehen und hergekommen zu sein, um die Königin zu ermorden. Er wurde mit dem Tode bestraft. Das ganze England „sah in der Gefahr seiner Königin seine eigene" und in allen Kirchen wurde für sie gebetet; ein großer Verein zur Vertheidigung derselben wurde gestiftet und das Parlament faßte den Beschluß, ein Erbrecht, das man durch ein Attentat auf die Königin geltend machen wolle, niemals anzuerkennen, vielmehr jeden Theilnehmer daran mit dem Tode zu bestrafen.

Nichts desto weniger bildete sich eine neue Verschwörung, welche vom Jesuitenseminar in Rheims ausgehend durch Gewinnung eines ausgewanderten, für Maria schwärmenden Engländers, Namens Thomas Babington, gegen Elisabeth's Leben gerichtet war, um Marien auf den Thron England's zu erheben. Begünstigt von dem nach Frankreich versetzten spanischen Gesandten Mendoza, der den jungen Mann in seinem Vorhaben bestärkte und auch den König Philipp zu dem Entschluß brachte, den Plan durch einen Angriff auf England zu fördern, suchte und fand er in England neue Theilnehmer. Maria, stets unruhig und erregt unter der Herrschaft der Phantasie mehr, als der des Verstandes stehend, und über ihren Zustand, ihr Elend und ihre Hoffnungen auf Erreichung ihres Ziels unaufhörlich brütend, dabei nur ihren momentanen Stimmungen hingegeben, „ohne sich im mindesten dessen zu erinnern, was jenseits dieser Stimmungen lag", ergriff auch diesen dargereichten Rettungsstab mit Begierde und setzte sich mit Babington in Briefwechsel. Noch ist ein Brief vorhanden, worin sie selbst ihm verschiedene Mittel zu ihrer Befreiung an die Hand giebt. Aus diesem Briefe geht zwar nicht ihre directe Billigung des Mordanschlags, wohl aber ihre Mitwissenschaft um denselben hervor. Daher wurde ihr zu Fortheringhay von einem Gerichte, das aus 47 Lords und Oberrichtern des Reichs, unter denen sich auch einige katholische befanden, der Prozeß gemacht und am 25. Oct. 1586 einstimmig das Schuldig gegen sie ausgesprochen, welches sodann vier Tage darauf vom Parlament bestätigt wurde.

Die Entdeckung dieses Briefwechsels geschah in folgender Weise. Maria war damals unter die Obhut eines strengen Puritaners, Sir Paulet, gestellt, der Alles scharf beachtete, was ihr zukam und von ihr ausgieng. Sie ließ daher ihre Briefe sorgfältig in Chiffern umschreiben und war der sicheren Meinung, daß sie richtig an ihre Freunde gelangen würden: sie wußte nicht, daß jeder ihrer Briefe von jenem Aufseher dem Staatssecretär Walsingham vorgelegt wurde, dessen Amt es war, Verschwörungen nachzuspüren. Derselbe kannte ihre Chiffern, las jeden Brief, der an sie gerichtet war, zuvor und wartete jedesmal ihre Antwort ab, um daraus etwa einen Beweis ihrer Schuld zu finden. Als jenes Schreiben

an Babington in seine Hand kam, ließ er diesen sammt seinen Theilnehmern verhaften. Alle bekannten und wurden hingerichtet. Auf erhaltene Anzeige von Marien's Mitwissenschaft um Babington's Verschwörung ließ Elisabeth die Geheimschreiber Maria's gefangen setzen und ihre Papiere wegnehmen, darunter noch weitere Briefe sich befanden. Die Schreiber bekannten ohne Folter, daß Maria Stuart mit Babington Briefe gewechselt und die in Rede stehenden dictirt habe. Als das Richtercollegium niedergesetzt war, erklärte Maria, daß sie sich vor kein Gericht stellen werde, außer vor ein freies Parlament. Dennoch ließ sie sich noch herbei, läugnete aber, Briefe an Babington geschrieben oder von ihm empfangen zu haben; dabei gab sie zu, zwar Hülfe bei fremden Mächten gesucht —, behauptete aber, sich nie in eine Verbindung gegen Elisabeth's Leben eingelassen zu haben.

Als das Schuldig gesprochen war, forderte Elisabeth das Parlament auf, andere Mittel zur Unschädlichmachung Marien's ausfindig zu machen, da dieses ihr widerstrebe. Allein Ober- und Unterhaus erklärte nach gepflogener Berathung einstimmig, es gebe kein anderes Mittel, die Ruhe des Landes und die Sicherheit der Königin zu gewährleisten, als die Vollziehung der Todesstrafe an der Gefangenen.

Auf die Vorstellung des französischen Gesandten, daß Blut um Blut schreie und daher die Könige von Frankreich und von Spanien diese That rächen würden, antwortete Elisabeth: „nur unschuldig vergossenes Blut schreie zum Himmel und führe in Elend, wie die Pariser Bluthochzeit beweise!" — Auch König Jakob VI, der im protestantischen Glauben erzogen worden war, intercedirte für seine Mutter, da weder Ehre, noch Nutzen deren Tod fordere. Alle diese Einreden bestärkten Elisabeth wirklich in ihrem Bedenken, und sie zögerte fort und fort mit der Vollziehung des Urtheils.

Ein Gerücht von ausgebrochenen Aufständen in Schottland und die gegründete Nachricht von furchtbaren Rüstungen Philipp's zum Zweck einer Landung in England, endlich eine neue Verschwörung gegen Elisabeth's Leben bewogen die Freunde und Räthe Elisabeth's, auf Marien's Hinrichtung zu bestehen, weil bei den wachsenden Gefahren von Außen und bei der beständigen Aufregung im Lande das Bestehen des Staats und der Kirche auf dem Spiele stehe. Noch immer aber konnte Elisabeth zu keinem Entschlusse kommen.

Den Zustand, in welchem Elisabeth zu dieser Zeit sich befand, schildert Raumer a. a. O. mit den Worten: „Die wehmüthige Erinnerung an den Tod ihrer Mutter und an die Gefahren ihrer Jugend; das natürliche Entsetzen, ein Bluturtheil über die nächste Verwandte, über eine Königin vollziehen zu lassen; der Gedanke an Mit- und Nachwelt, die Sorge um eigene Gefahr, die Pflichten gegen ihr Volk, die Anhänglichkeit an ihre Religion, — alles dieß, verbunden mit Abmahnen und Flehen von der einen Seite, mit heftigen Aufforderungen von der andern, setzte ihr Gemüth in einen so schwankenden Zustand, daß sie wollte und nicht wollte, vorschritt und zurücktrat, beschloß und wieder aufhob."

Da wurde ein neues Attentat entdeckt. Der Faden desselben lief in den Salon des französischen Gesandten zurück, der ein Anhänger der Guisen war. Dort hatte man in der Unterhaltung geäußert, es gebe, um Marien noch zu retten, kein anderes Mittel, als den Tod Elisabeth's. Dieses Wort theilte ein Beamter des Gesandten einem Menschen mit, der die Örtlichkeiten im königlichen Palast kannte und sich anheischig machte, Pulver unter Elisabeth's Wohnzimmer zu bringen und sie in die Luft zu sprengen.

Ehe aber die Sache reif war, kam man ihr auf die Spur, und nun ertheilte Elisabeth, in dieser Entdeckung „die Entscheidung Gottes" erblickend, ihre Einwilligung zur Hinrichtung.

„Ich nähre, rief sie aus, die Schlange, die mich vergiftet; um sie zu retten, würden sie mir das Leben genommen haben: soll ich mich zur Beute von jedem Bösewicht hergeben?!" Darauf ließ sie sich die schon von ihren Ministern lange her bereitgehaltene Vollmacht zur Hinrichtung bringen und — der täuschenden Stimme des im menschlichen Herzen versteckten und in unbewachten Augenblicken stets zu falschen Schritten rathenden „Sophisten" Gehör gebend — unterzeichnete sie „mit raschem, resoluten Federzug."

Noch aber widerstrebte ihr Gefühl und das Bild der Hinrichtung ängstigte sie in ihren Träumen. Sie übergab die mit dem großen Staatssiegel versehene Vollmacht dem Staatssecretär Davison mit dem ausdrücklichen Befehl, sie noch wohl zu verwahren und nicht aus den Händen zu geben: denn sie wolle nur in dem Falle Gebrauch gemacht wissen, wenn wieder ein Aufruhr ausbrechen oder wenn eine feindliche Landung Statt haben würde. So glaubte sie „die Sache noch in ihrer Hand zu behalten." Davison aber, der den innern Kampf der Königin kannte und daraus schloß, daß sie gern persönlich des Äußersten überhoben werden möchte, händigte die Vollmacht den übrigen Räthen aus, welche erklärten, die Königin habe das Ihre gethan, das Übrige wollten sie auf ihr Gewissen nehmen. Ohne Elisabethen etwas davon zu sagen, sandten sie den Blutbefehl an die Grafen von Schrewsbury, von Kent u. a. und am 16. Februar 1587 wurde Marien das Todesurtheil verkündigt. Nach wenigen Stunden fiel ihr Haupt unter dem Beil.

Maria vernahm das Urtheil gefaßt, ordnete ruhig ihre irdischen Angelegenheiten, vertheilte von ihrer Habe unter ihre Dienerschaft und nahm von jedem Einzelnen rührenden Abschied. Da man ihr, hart genug, den geistlichen Beistand eines katholischen Priesters verweigerte, sie aber, treu dem katholischen Glauben, den Beistand eines protestantischen Geistlichen nicht annahm, gieng sie im königlichen Schmuck, mit dem Rosenkranz in der Hand, ein Christusbild auf der Brust, zum Blutgerüst. Als ihre Frauen wehklagten, sagte sie zu ihnen: „Weinet nicht! das Ende meiner Leiden ist gekommen!" Mit der Betheurung, an den Verschwörungen gegen Elisabeth's Leben unschuldig zu sein, ließ sie sich die Haube von ihrem vor Gram gebleichten Haupthaare lösen, kniete nieder und bat um den Beistand des Geistes Gottes, um Verzeihung für ihre Feinde und um Segen für die Königin. Ihre letzten Worte waren: „In deine Hände empfehl' ich meinen Geist!" — Sie war 45 Jahre alt, als sie starb, und hatte davon zwanzig Jahre in der Gefangenschaft gelebt! Nach dem Bericht eines Augenzeugen war sie bei ihrer Hinrichtung ziemlich korpulent und hatte ein volles Gesicht mit einem Doppelkinn.

Als Elisabeth das Geschehene erfuhr, war sie anfangs sprachlos, dann brach sie in Thränen und Klagen aus. Denn jetzt erschien ihr Marien's Bestrafung in einem andern Lichte, und alle ihr vorher noch so triftig bewiesenen und als triftig erschienenen Gründe für dieselbe verschwanden vor der auf ihrem Gewissen liegenden Last. Denn waren auch ihre Räthe über ihren bedingten Befehl hinausgegangen, so hätten diese es doch nimmermehr gewagt, zur Ausführung zu schreiten, ohne die Voraussetzung von Elisabeth's nachfolgender Zustimmung, und diese Voraussetzung konnte sich nur auf, wenn auch vorübergehende, halb-

andeutende Äußerungen gründen, aus denen jener Schluß nahe lag. Elisabeth's Zorn über das Verfahren ihrer Räthe, von denen Davison Amt und Freiheit verlor, zeugt bloß davon, daß sie fühlte, auf ihrem glänzenden Leben liege fortan ein Schattenstreif, den ihre Räthe hätten abwenden können.

Daß einerseits Maria, wenn auch nicht aller Anklagen schuldig, am wenigsten der gegen Elisabeth's Leben, doch in vielen Beziehungen nicht unschuldig war, anderseits Elisabeth, wenn auch nicht entschieden und nicht unmittelbar den Tod ihrer Gegnerin gewollt, doch mittelbar denselben gestattet hat, kann das Urtheil des, keinem Parteistandpunct angehörigen, Beurtheilers sein. Legt man zur Minderung der Schuld beider — auf Seiten Maria's: Temperament, Erziehung, Sehnsucht nach Freiheit und fremde Einwirkung —, auf Elisabeth's Seite ihre gegründete Furcht vor der steigenden Gefahr für ihre Herrschaft — so ist es jedenfalls merkwürdig, daß Maria bei ihrer Läugnung auch der allgemeinen Mitwissenschaft um Darnley's Tod, trotz aller Reue und Büßung durch eine lange Gefangenschaft, „dem Richtschwert nicht entgeht"; daß dagegen Elisabeth, ungeachtet alles Suchens nach einem Ausweg, der das Leben ihrer Gegnerin erhalten und ihre eigene Sicherheit hätte gewährleisten können, sich das Loos über ihre Gegnerin, das sie noch festzuhalten wähnte, „aus den Händen entschlüpfen läßt und daher selber die argen Flecken nicht verwischen kann, die die Nachwelt nicht verwischen will, welcher hiedurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt." — Eine neueste Rechtfertigung Maria Stuart's (in Agnes Strickland's Leben der schottischen Königinnen, 1857), wornach sie völlig ohne Schuld gewesen wäre, gehört dem Parteistandpunct an.

6. Philipp's II Rüstungen gegen England. Die Armada. Elisabeth's Gegenvorkehrungen. Scheitern der Armada. Spanien's Machtrückgang. Franz Drake vor Lissabon. Eroberung von Cadix. Schädigung der spanischen Colonieen. Aufstand der Irländer unter Tyrone. Essex' Fehlgriff, Ungnade, Empörung und Hinrichtung. Elisabeth's Tod. Rückblick auf ihre Regierung. Die ostindische Handelscompagnie; Aufschwung der englischen Handelsmacht.

Bald nach Marien's Tod trat die Gefahr der von England's Hauptfeinde lange her besorgten Landung in nichtgeahneter Größe und Schnelligkeit hervor, und es schien, als ob dem englischen Königthum und Kirchenthum nur noch eine kurze Frist gegönnt wäre.

Der Beistand, welchen Elisabeth in Frankreich und in den Niederlanden den Protestanten bisher geleistet hatte, ließ dieselbe in den Augen des spanischen Philipp, der sich als Beschützer des Katholicismus ansah, als die Hegerin und Schützerin aller Ketzerei erscheinen. Die Hinrichtung Marien's und die Verheerungen, welche der kühne englische Weltumsegler Franz Drake im J. 1586 in den spanisch-westindischen Besitzungen anrichtete, bestimmten den König zur raschern Ausführung seines schon seit 1583 gehegten Plans einer Landung in England, mit welchem Königreich ihn Papst Sixtus V belehnt hatte, um dort aller Ketzerei für immer ein Ende zu machen und von der englischen Küste aus auch die Niederlande zu bezwingen. Unter dem Schein fortwährenden Friedens mit England und ausschließlicher Beschäftigung mit dem niederländischen Kampfe hatte Philipp auf allen Werften seines Reichs die Ausrüstung einer ungeheuern Flotte betreiben lassen.

Der neueste amerikanische Geschichtschreiber Motley (in seiner Geschichte der vereinigten Niederlande vom Tode Wilhelm's des Schweigsamen bis zur Synode von Dordrecht) weis't aus archivalischen Quellen (der Correspondenz Philipp's II mit Farnese) nach, daß dieser Herzog Alexander Farnese von Parma (XX. 3, 5. a. E.) der eigentliche Urheber des Plans einer Invasion in England war und auch dem Könige das Programm der Ausführung darlegte, welches Philipp pünctlich befolgte. „Drei Dinge", schrieb er seinem Monarchen, „sind zum Gelingen der Invasion nöthig: 1. das Geheimniß, 2. die Fortdauer der Unruhen in Frankreich und 3. ein Abkommen mit den Niederlanden. In erster Beziehung correspondirte Philipp über die Armada mit Niemanden, als mit Farnese, und ließ die Galeonen derselben ohne Angabe des Zwecks in Neapel, Sicilien, Spanien, Portugal (besonders in Cadix und Lissabon) bauen. Sie hatte die Bestimmung, die flachen Boote zu begleiten, welche Farnese in Flandern rüsten ließ. — In der zweiten Beziehung wußte Philipp die Unruhen in Frankreich lebhaft zu unterhalten: denn das Haus Guise stand längst im spanischen Sold (gegen Heinrich III). Was es auf sich hatte, daß die dritte Farnesische Bedingung sich nicht erfüllen ließ, indem die Niederländer sich nicht zu einem Abkommen (auf Philipp's Clauseln hin) bringen ließen, wird sich gleich zeigen. — Zur Unterhaltung des Geheimnisses der Rüstung diente es auch, daß Farnese mit Elisabeth scheinbare Friedensunterhandlungen anknüpfte und sie, um die Königin recht in Sicherheit zu wiegen, auch dann noch fortführte, als die Rüstungen längst im Gange waren, ja selbst noch, als die Flotte im Auslaufen war. Von allen Seiten her erfuhr zwar die Königin längst von den großen spanischen Vorbereitungen; Minister Walsingham legte ihr sogar die genauesten Angaben von den feindlichen Vorbereitungen vor und ließ nicht ab, seine Gebieterin zu warnen und zu Gegenvorbereitungen zu vermögen. Allein Elisabeth wollte lange nicht an einen Krieg glauben, indem sie vor den — Kosten desselben zurückschreckte, weil (wie Motley aus verschiedenen andern Zügen nachzuweisen sucht), Kargheit in finanzieller Hinsicht zu ihren Fehlern gehört habe. Sie führte die Friedensunterhandlungen auch da noch fort, als sie durch Maria Stuart's Hinrichtung gleichsam die gesammte katholische Welt herausgefordert hatte und ihr nichts übrig blieb, als sich auf den äußersten Kampf gefaßt zu machen.

Als endlich Elisabeth durch ihren Botschafter in Rom hinter den Ernst jener spanischen Rüstungen kam, ließ sie durch Franz Drake, der eben von seinem Zerstörungszug aus Westindien zurückkehrte, eine Recognoscirung an Spanien's Küsten vornehmen. Derselbe zeigte sich keck vor Lissabon und Cadix, jagte die spanischen Galeonen unter den Schutz der Strandbatterieen und vernichtete zum Theil durch Brand alle Fahrzeuge, die sich nicht retten konnten.

Als der Papst von diesem Handstreich Drake's erfuhr, äußerte er: König Philipp sei ein armer Tropf und der Spinnrocken der Königin Elisabeth mehr werth, als sein Degen. Der spanische Gesandte vergaß nicht, diese Äußerung seinem Herrn zu berichten.

Daher glaubte Philipp nun nicht länger zögern zu dürfen, obgleich der Herzog von Parma und der Admiral Santa Croce die Ausführung für verfrüht erklärten, weil man ohne die Beruhigung der Niederlande nicht zum glücklichen Ziel gelangen könnte. Der Bau der Flotte wurde beschleunigt und die Armada aus allen Häfen des Mittelmeeres in Lissabon zusammengezogen und ihre 100 Segel mit 12000 M. der berühmten spanischen Infanterie bemannt. Eben so zogen zur Bemannung der übrigen Schiffsmacht 19000 M. aus Italien, Castilien, Aragonien, aus Burgund und „dem Reich" — die besten Truppen der damaligen Zeit — herbei, so daß die gesammte Flottenmacht aus 150 Schiffen mit

2680 Kanonen, und noch vielen kleinern Fahrzeugen, und ihre Bemannung aus 8000 Matrosen und 31000 Soldaten bestand. Die ganze Flotte war mit allem Kriegsbedarf reichlich versehen und selbst eine Schaar Mönche und Geistliche („meist Portugiesen, welche Philipp entfernen wollte") fehlte nicht, um in England den alten Kirchenglauben zurückzuführen. Jedermann war überzeugt, daß es vor dieser „unüberwindlichen Armada" für England keine Rettung gebe. — Papst Sixtus V versprach eine halbe Million Goldes, sobald die spanische Flotte in einem der englischen Häfen gelandet — und noch eine halbe, wenn London erobert wäre. Auch erneuerte er den Bannfluch über Elisabeth und forte Jeden auf, die Ketzerin lebend oder todt auszuliefern.

Erst in dieser letztern Zeit hatte Elisabeth ernstliche Gegenanstalten begonnen. Sie zagte aber nicht, entschlossen, lieber mit dem Schwert in der Hand zu sterben, als Schmach zu leiden, und erklärte theils in begeisternden Liedern, theils in einem eigenen Aufruf ihrem Volke, in welche Fesseln die Spanier das freie England schmieden wollten; — und eben so aufopfernd boten Katholiken, wie Protestanten (nur wenige, für spanische Restauration Schwärmende, wurden in's Innere des Landes verwiesen) Gut und Blut, Hand und Habe zur Vertheidigung der englischen Freiheit und (auf Seiten der Protestanten) zur Aufrechthaltung ihres Glaubens. Von allen Seiten zogen die Edelleute an der Spitze ihrer Pächter und Hintersassen in's Feld; selbst ein Viscount Montague, der einst im Oberhause sich allein dem Suprematseid entgegengesetzt und seitdem in religiöser Beziehung sich zurückgehalten hatte, zog mit seinen Söhnen und Enkeln aus: denn, sagte er, seine Königin wolle er gegen jeden Angreifer vertheidigen, sei er König oder Papst! In gleichgesinnter Weise zogen Tausende zu Pferd und zu Fuß den Ufern der Themse oder den Küsten des Meeres zu. Und so war in kurzer Zeit durch aufopfernden Patriotismus eine mit tüchtigen Seeleuten bemannte, von bewährten Seehelden geführte Flotte und eine wohlgerüstete, die Küste bewachende Mannschaft zur Stelle, und Elisabeth's hoher Sinn und Muth wußte Alle zur äußersten Anstrengung zu begeistern.

In unglaublich kurzer Frist waren 200 Schiffe (darunter 30 allein von der Stadt London und 43 vom englischen Adel) mit 15700 Matrosen ausgerüstet und standen unter dem Oberbefehl Lord Howard's (der Katholik war) und der ihm zugeordneten Flottenführer Hawkins, Forbisher und Franz Drake zur Vertheidigung bereit. Während die Südküste mit 25000 M., der Themseeingang mit 23000 M. (unter Leicester) gedeckt wurde, schützten 26000 M. (unter Hunsdon) die Königin, die im Prachtharnisch zu Roß bei Tilbury durch die Reihen ritt und durch eine verständige Rede das Heer zu entflammen wußte. Sie wurde allenthalben mit Freudengeschrei begrüßt, Psalmen ertönten und Elisabeth's Gegenwart erhöhte den Eifer des Gebets. (Motley a. a. O. weis't zwar nach, daß diese historisch-berühmte Rede an die Truppen erst etliche Tage, nachdem bereits die meisten Galeonen der Armada vom großen Sturm im Kanal beschädigt waren, gehalten wurde. Da aber Elisabeth noch keine Kunde davon hatte, so thut jener Nachweis dem Muth und Ruhm Elisabeth's bei ihren raschen Anordnungen der Küstenvertheidigung keinen Eintrag.)

Unterdeß war Philipp's Flotte mit ihren ungeheuern Galeonen, von deren verschiedenen Decken nach allen Seiten hin die Geschütze starrten, unter dem Herzog von Medina Sidonia, der dem eigentlich dazu auserlesenen bewährten, aber kurz zuvor gestorbenen Admiral Santa Croce im Oberbefehl gefolgt war, am 30. Mai 1588 von Lissabon ausgefahren, wurde aber, vom Sturm beschädigt, wieder eine Zeit lang im Hafen von Coruña zurückgehalten, so daß die Armada erst am 19. Juli den Kanal passirte. Zu seinem Schrecken gewahrte der Herzog, daß der Prinz von Parma in den Niederlanden, auf dessen Mitwirkung er gerechnet hatte, seine Rüstungen nicht völlig zu Stande gebracht hatte und überdieß von den Holländern am Auslaufen gehindert war. Unschlüssig, ob er einen Angriff auf London oder eine Seeschlacht wagen sollte, war er nur darauf bedacht, seine Riesenflotte beisammen zu halten und der ihm dort entgegensegelnden englischen Flotte den Wind abzugewinnen. Aber auf allen Seiten von den seegewandten englischen Schiffen angegriffen wurde seine Flotte nach wenigen Tagen so elend zugerichtet, daß sie auf der Rhede von Calais Schutz suchen mußte; aber Howard's ausgesandte Brander, dazu widrige Fluthen und Winde, brachten sie auch dort in so große Noth, daß Medina Sidonia, nachdem er seine auseinander gejagten Schiffe erst an Seeland's Küste wieder gesammelt hatte, sich entschloß, um Schottland herum — denn durch den Kanal durfte er es nicht wagen — nach Spanien zurückzukehren.

Allein furchtbare Stürme, die ihn bei den Orkneyinseln überfielen, zerstreuten die spanische Schiffe so, daß viele an Schottlands und Irlands Küsten scheiterten, manche bis Norwegen verschlagen wurden und nur wenige unbeschädigt mit ihrem Führer nach Spanien zurückkamen.

Jubel erfüllte ganz England und am 29. Nov. zog Elisabeth im Triumph zu London ein, wo der Tower noch heute die Siegeszeichen aufbewahrt, die an den Untergang der großen Armada erinnern, welchen der Sinnspruch auf einer holländischen Denkmünze: Afflavit Deus et dissipati sunt! (Gott hat sie angeweht und sie sind zerstreut worden) als ein Gottesgericht erkannte.

Mit dem Verlust dieser Flotte war Spanien's Weltmacht gebrochen und der Grund zu Englands mächtiger Stellung gelegt. Frei athmeten die Protestanten aller Länder wieder auf, und vor allen sahen nun die Niederländer, die sich nach Englands Fall würden nicht mehr haben halten können, einem günstigeren Ausgang ihres Kampfes entgegen; selbst katholische Mächte, welche spanischen Einfluß übel empfunden hatten, namentlich Frankreich, das unmittelbaren Vortheil aus dieser Katastrophe zog, freuten sich über die spanische Niederlage. Der Freudeneifer der Engländer war so groß, daß sie den Krieg fortsetzten. Zwar konnten sie Lissabon, das Franz Drake angriff, nicht erobern: dagegen fügten sie den spanischen Häfen und Colonieen (in Chili durch Hawkins, in Brasi-

lien durch Lancaster, an der Orinokoküste durch Walter Raleigh) großen Schaden zu. Der von Howard und Essex unternommene Zug, auf welchem Cadix erobert und geplündert wurde, hatte keine bleibenden Folgen.

Ob nun gleich Frankreich unter Heinrich IV mit Spanien den Frieden zu Vervins (1598) schloß, so setzten dennoch die Engländer auf Betrieb des Grafen Essex, wider des alten Burleigh's erfahrenen Rath, den Krieg mit Spanien fort. Da gelang es den Spaniern, die Irländer, bei denen die Reformation nicht hatte durchdringen können, und die den Druck der ihren katholischen Glauben beschränkenden englischen Gesetze schwer fühlten, 1596 zu einem Aufstande zu reizen, den der Graf Tyrone (eig. Hugh O'Neil von Tyr-Oen) leitete, der ein Mann von ausgezeichneten Gaben des Geistes und Characters war. Anstatt nun mit seinen frischen Kräften die Aufständischen in Ulster, dem Mittelpuncte ihrer Macht, anzugreifen und zu bezwingen (eine Vernachlässigung, die Essex früher an andern Feldherrn getadelt hatte), machte er zuerst einen Zug gegen Munster und Leinster, wobei er seine Kräfte zersplitterte, und als er nachher doch noch gegen Ulster anrücken wollte, gehorchten ihm seine Offiziere nicht. Darum schloß er, obgleich unterdeß die zur Unterstützung der Iren ausgesandte spanische Flotte abermals durch einen Sturm vernichtet wurde, voreilig mit Tyrone einen für England höchst nachtheiligen Vertrag, der diesem es möglich machte, sich mit Hülfe der Spanier fast der ganzen Insel zu bemächtigen, so daß ein neues englisches Heer Mühe hatte, die aufgestandene Insel wieder zu unterwerfen.

Irland war zwar schon seit mehreren Jahrhunderten von England abhängig, aber nie völlig unterworfen. Denn der Eigennutz und die Herrschsucht seiner Beherrscher verstand es nicht, die Beherrschten zu gewinnen. Als vollends der durch die Reformation hervorgerufene religiöse Gegensatz dazu kam und man den Irländern den Gottesdienst in englischer Sprache aufdringen wollte (die sie doch eben so wenig verstanden, wie die lateinische), erhielt ihre Abneigung gegen ihre Unterdrücker noch mehr Nahrung, und da der englische König außer den weltlichen Hoheitsrechten auch die geistlichen beanspruchte, schloßen sich die Irländer desto enger an den Papst an. Hatte auch Heinrich VIII einige irische Häupter zu gewinnen gewußt, so steigerte doch unter Eduard VI die Plünderung und Zerstörung von Kirchen und Heiligthümern den Haß der Iren auf's höchste. Die Regierung Maria's der Katholischen hob zwar diesen Druck, aber die Verordnung, daß im irischen Parlamente nichts zum Vorschlag und Beschluß kommen dürfe, was nicht vorher vom Könige und seinem Rathe gebilligt worden, unterhielt die Mißstimmung gegen die englische Regierung. Noch unter Elisabeth betrachteten viele, selbst gebildete Engländer, die Iren als „Wilde“, die man streng im Zaum halten, wenn nicht „ausrotten“ müsse! Kein Wunder, daß sich die irischen Großen so unbedingtem Gehorsam nicht fügen mochten und, als man sie zwingen wollte, heftig widerstanden, was stets herbe Bestrafungen, besonders Gütereinziehungen zu Gunsten englischer Großen, zur Folge hatte. Als Elisabeth von den Ungerechtigkeiten hörte, welche dabei von Seiten englischer Unterbeamten unterliefen, äußerte sie zu einigen Räthen: „Ich fürchte, man wird mir einen ähnlichen Vorwurf machen, wie Bato dem Tiberius; doch die Schuld ist Euer: Ihr habt Eure Schafe nicht den Schäfern, sondern den Wölfen vertraut.“ — Am gerechtesten wurden die Irländer von dem Lordstatthalter Parrot behandelt. Weil daher unter ihm

Gütereinziehungen selten vorkamen, so verdrängten ihn eigennützige Engländer, und als sein Nachfolger Fitzwilliam das alte Drucksystem zurückführte, so brachen wieder Empörungen aus, die der Papst sowohl, als Philipp II unterstützte. Die gefährlichste war eben jener Aufstand Tyrone's.

Der Graf Essex, der diesen Aufstand dämpfen sollte, war damals, neben dem jungen Robert Cecil Burleigh (William Cecil Burleigh's Sohn), der einflußreichste Mann am Hofe. Von seinem Stiefvater Leicester der Königin empfohlen, war er wegen seiner jugendlichen Schönheit und ritterlichen Kühnheit, so wie wegen seiner geistigen Bildung und seiner anmuthvollen Sitten bald so weit in ihrer Gunst gestiegen, daß sie ihn — sie war bereits bejahrt — mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit behandelte, so daß ehrenrührige Urtheile darüber gefällt wurden. Elisabeth hörte davon und ließ sich herab, sogar einem ausländischen Schriftsteller es zu verweisen, „daß er sich durch grundloses Gerede bethören lasse." Sie entfernte den Günstling darum nicht: denn „seine Hingebung erfüllte ein Bedürfniß ihres Herzens." Allein durch diese Bevorzugung ward sein jugendlicher Stolz und Ehrgeiz übermäßig gesteigert und sein Benehmen launenhaft und anmaßend. Als er daher einst bei einer Berathung über die Anstellung eines Lordstatthalters von Irland sich rechthaberisch betrug und ihr sogar verächtlich den Rücken kehrte, gab sie ihm im Zorn darüber eine Ohrfeige, so daß er, gleichfalls in der Aufwallung, an sein Schwert griff. Der darüber entstehenden Spannung folgte indeß bald wieder eine Aussöhnung; doch kehrte die alte Vertrautheit nicht mehr ganz zurück, zumal der Ehrgeizige wider den Rath seiner Freunde „nach überlegener Autorität" trachtete. Als nun Tyrone's Aufstand ausbrach und Essex in seinem Ehrgeiz den Oberbefehl über das Heer wünschte, bestimmten seine Gegner, um ihn vom Hofe zu entfernen, die Königin, ihn mit der Unterdrückung jenes Aufstandes zu beauftragen. Ungern that sie es, weil er ihr wegen seines eigenwilligen Characters dieser Aufgabe nicht gewachsen schien.

Weil sich nun Essex zu obgedachtem Vertrag mit Tyrone hatte verleiten lassen, ließ ihn Elisabeth, nach seiner Rückkehr nach London nicht vor sich. In dem Wahn, durch eine persönliche Unterredung die Königin wieder für sich gewinnen zu können, eilte er ohne ihre Erlaubniß nach dem Landhause, wo sie sich gerade aufhielt, stieg vor dem Thore vom Pferd und begab sich im Reisekleid, mit Staub bedeckt, in das Empfangszimmer, und als er sie da nicht fand, in ihr Kabinet, wo sie eben noch Toilette machte. In der ersten Überraschung empfieng und entließ sie ihn gnädig; schon nach wenigen Stunden aber gewann in ihr der Stolz der Königin die Oberhand; nach der Tafel ward er mit Vorwürfen überhäuft und am Abend verhaftet und dem Großsiegelbewahrer zur Obhut übergeben. Dennoch würde sie ihn begnadigt haben, wenn nicht die Klagen des ihm anhängigen Volkes, das sich wegen seiner Freigebigkeit und Ritterlichkeit einen gewissen Glauben an seine Tüchtigkeit nicht nehmen ließ, sie bestimmt hätten, eine genaue Untersuchung seiner Handlungsweise einzuleiten. Das Gericht fand ihn schuldig und sprach die Strafe der Amtsentsetzung aus.

Essex nahm nun zu den demüthigsten Bitten seine Zuflucht. Elisabeth wollte ihn aber nur stufenweise wieder zu Gnaden annehmen. Darüber ungeduldig erlaubte er sich Spott über ihre alternde Person und gieng in seiner leidenschaftlichen Unbesonnenheit so weit, daß er mit dem König Jakob von Schottland Verbindungen anknüpfte, die Unzufrie-

denen im Lande um sich sammelte und den Plan machte, durch Umänderung der Parlamentsverfassung die Königin zu zwingen, „seinem Willen gemäß zu regieren". Als ihn Elisabeth vor ihren Rath fordern ließ, weigerte er sich und nahm sogar in seinem befestigten Landhause die königlichen Abgeordneten gefangen. Darauf zog er mit 800 seiner Anhänger nach London, in dem Wahn, die Regierung der Königin auf leichte Weise stürzen zu können. Allein er täuschte sich: das Volk blieb der Königin treu und gegen den offenbaren Empörer theilnahmlos, so daß selbst seine Begleiter ihn verließen und er fliehen und sich, nachdem er sich noch eine Zeit lang in seinem Landhause vertheidigt hatte, ergeben mußte. Ein niedergesetztes königliches Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Anfangs wollte er sich nicht schuldig geben; durch geistlichen Zuspruch aber bewogen, demüthigte er sich und gestand seine Schuld. Nach einem innern Kampf und nur in der Überzeugung, daß es die Ruhe des Staates fordere, dem Rechte seinen Lauf zu lassen, bestätigte die Königin das Urtheil und am 25. Febr. 1601 fiel im Tower das Haupt dieses ehemaligen Lieblings unter dem Beil. Tyrone aber wurde begnadigt, weil er sich reuig der völligen Discretion der Königin unterwarf. — Nicht ganz zwei Jahre darauf, nachdem sie, nach noch einer Landung der Spanier in Irland, den Beschluß gefaßt hatte, den Krieg mit dieser Macht in größerem Umfange (durch ein Bündniß mit dem gesammten antispanischen Europa) wieder aufzunehmen und schon ein englisches Geschwader in Bereitschaft gesetzt war, die Küsten der pyrenäischen Halbinsel anzugreifen, starb Elisabeth am 3. April 1603, nach einer 45jährigen, für England ruhmreichen Regierung.

Schon einige Monate vor ihrem Ende zeigte ihre Äußerung gegen den französischen Gesandten Beaumont: „Ich bin des Lebens satt, da nichts mehr meinen Geist befriedigt und mir Vergnügen macht!" daß sie den rechten Lebenshalt nicht mehr fand. Nachdem sie bis in ihr 70. Jahr ununterbrochen gesund gewesen, fieng sie an, sich von den gerade eingetretenen Carnevalsfesten zurückzuziehen und in eine den Schlaf und Appetit raubende Krankheit zu verfallen, mit der eine tiefe Schwermuth verbunden war, zu der Manche den Grund in ihrem Verfahren gegen Essex suchten. Man wollte bemerkt haben, daß am Äschermittwoch, an welchem zwei Jahre zuvor Essex auf dem Schaffot umgekommen war, ein herzzerreißender Schmerz sie durchzuckt habe. Sie saß von da an Tag und Nacht auf einem Kissen auf dem Boden ihres Zimmers in tiefem Schweigen, mit dem Finger an dem Mund. Sie verschmähte Arznei zu nehmen, so daß Viele glaubten, es liege ihr nichts daran, länger zu leben. — Spätere Schriftsteller erzählen, Elisabeth habe dem Essex einst, als er noch in ihrer Gunst stand, einen Ring gegeben mit der Äußerung, daß, wenn er je in eine Gefahr oder Schuld gerathen sollte, ihm die Übersendung desselben Befreiung oder Vergebung bei ihr verschaffen werde. Diesen Ring nun habe Essex nach seiner Verurtheilung der Gräfin Nottingham zur Auslieferung an Elisabeth zustellen lassen; die Gräfin aber, von ihrem Gatten, einem Feinde des Essex, beredet, habe die Übersendung an Elisabeth unterlassen. Da habe die Königin, nachdem sie vergebens auf den Ring, als auf das Zeichen seines demüthigen Vergebungsgesuchs gewartet, im Unmuth über Essex's Starrsinn, das Todesurtheil unterzeichnet, sei aber nachher, als sie den wahren Hergang von der sterbenden Gräfin erfuhr, in jene Schwermuth verfallen. — Allein andere Schriftsteller halten diese Erzählung für eine romanhafte Erfindung.

Als die Königin aus jenem dumpfen Zustande zu sich kam und man sie zu Bette gebracht hatte, ließ sie nach zurückgekehrter heller Besinnung die Mitglieder des geheimen Raths vor sich kommen und erklärte, oder bezeichnete doch wenigstens deutlich, daß sie in König Jakob von Schottland ihren gesetzmäßigen Nachfolger erkenne. Darauf sammelte sie unter Beweisen großer Geduld und Standhaftigkeit ihre Sinne zu frommen Gesprächen und gab unter dem Gebete des an ihrem Bette knieenden Erzbischoffs von Canterbury ihren Geist auf.

Als Regentin gewährt Elisabeth eine bedeutende Erscheinung und selbst Gegner, wenn ihr Urtheil nicht durch Religionshaß getrübt war, haben ihr in dieser Beziehung eine hohe Stelle eingeräumt. Durch die Scharfsicht ihres Geistes und die Energie ihres Willens gewann England „seine natürliche Stellung in der Welt."

„Sie gehörte (nach Ranke) zu den Fürsten, die sich im Voraus über die Pflichten der Regierung einen Begriff gebildet haben. Vier Eigenschaften, sagte sie einmal, seien ihr dazu nothwendig erschienen: Gerechtigkeit und Mäßigung, Großmuth und Urtheil: — der beiden ersten dürfe sie sich rühmen; nie habe sie bei gleichem Recht Einen vor dem Andern begünstigt; nie habe sie einem ersten Bericht geglaubt, sondern bis zu voller Kenntniß an sich gehalten: — die beiden andern wolle sie sich nicht anmaßen, denn es seien Tugenden der Männer. Eben diese aber schrieb ihr die Welt in hohem Grade zu." — Dennoch dürfte man „das Ideal einer Herrscherin auch in Elisabeth nicht suchen. Niemand könnte die Härten in Abrede stellen, die unter ihrer Regierung selbst mit ihrem Vorwissen begangen worden sind." — „Gute Erfolge liebte sie sich selbst anzurechnen; Mißlingen schrieb sie ihren Ministern zu; den Haß für unliebsame oder ihr zweifelhafte Maßregeln sollten diese auf sich nehmen, und wenn sie dieß nicht ganz in Einklang mit ihrer Stimmung thaten, hatten sie ihren Tadel, ihre Ungnade zu befürchten: sie war nicht frei von den Unzuverlässigkeiten ihres Geschlechtes. Aber dagegen entfaltete sie auch wieder die liebenswürdige Aufmerksamkeit einer weiblichen Gebieterin. — Wie Harrington, der sie aus persönlichem Umgang kannte, sich ausdrückt: ihr Geist war zuweilen der Sommermorgenluft zu vergleichen, wohlthuend und erfrischend: sie gewann dann Aller Herzen durch liebliche und bescheidene Rede. Aber in demselben Grade abstoßend wurde sie in aufgeregten Zuständen, wenn sie in ihrem Zimmer auf und ab schritt, Zorn in jeder Miene, Wegwerfung in jedem Worte: man eilte, von ihr wegzukommen." — In ihrem Briefwechsel mit König Jakob von Schottland „wie spricht da jeder Satz eine mit der politischen vereinigte geistige und moralische Überlegenheit aus! Da ist kein überflüssiges Wort: alles ist Mark und Substanz; von Fürsorge und eingehendem Rathschlage geht sie zu herbem Tadel und ernstester Warnung über: sie ist gütig und scharf, wohlmeinend und rauh, aber fast noch mehr wegwerfend und rücksichtslos, als milde. Nie hatte ein Fürst von seiner Würde eine höhere Idee von der Unabhängigkeit, die derselben nach menschlichen und göttlichen Gesetzen gebühre, von der Pflicht des Gehorsams, welche jeden Unterthanen binde; sie ist stolz darauf, daß auf ihre Entschlüsse nie eine äußere Rücksicht einwirke, am wenigstens Drohung oder Furcht. Wenn sie sich einmal nach dem Frieden sehnt, so besteht sie darauf, daß es nicht aus Besorgniß vor dem Feinde geschehe, sondern bloß aus Abscheu vor dem Blutvergießen. — Das Ungeheure, das ihr (in der Rettung England's) gelungen ist, erfüllt sie mit einem unendlichen Selbstgefühl, das zugleich von Zuversicht auf den unfehlbaren Schutz der Vorsehung getragen wird." — Merkwürdig, wie sie an festlichen Tagen in ihrem Palast einherschreitet: voran Magnaten und Ritter in ihrer Ordenstracht mit entblößtem Haupte; dann die Träger der Insignien der Herrschaft, des Scepters, des Schwertes und des großen Siegels: sie selbst in ihrem mit Perlen und Edelsteinen übersäeten Schmuck; hinter ihr ihre Damen, die durch Schönheit und reiche Ausstattung glänzten: Einem oder dem Andern, der ihr vorgestellt wurde, reichte sie im Vorbeigehen ihre Hand zum Kuß als Zeichen ihrer Gnade, bis sie bei ihrer Kapelle ankommt, wo ihr die versammelte Menge ein God save the queen zuruft: sie erwiedert Worte herablassenden Danks. Elisabeth

genoß noch einmal die ganze Verehrung, welche man der höchsten Gewalt widmet. Mit Kniebeugung wurden die Speisen, von denen sie essen sollte, auf die Tafel gesetzt, auch wenn sie nicht zugegen war. Die Kniee beugend ward man ihr vorgestellt."

Obgleich selbständig in ihren Ansichten und Willensäußerungen, nahm sie doch stets große Rücksicht auf die Parlamente, daher ihr diese ebenfalls leichter zu Willen waren. Der Gerechtigkeit Gehör gebend verbesserte sie gerne etwaige Mißgriffe, die sie begangen. So hatte sie zum Schaden des Handels viele Monopole ertheilt, theils um damit zu belohnen, theils um den Finanzen aufzuhelfen; auf die Vorstellungen des Parlaments über die daraus für den Handel fließenden Nachtheile — versprach und gewährte sie Abhülfe. Um nicht immer zu Steuererhöhungen greifen zu müssen, deckte sie in dringenden Fällen einen Theil der Landesbedürfnisse durch den Verkauf von Krongütern, legte aber freilich dadurch den Grund zur Schwächung der königlichen Macht.

War auch Elisabeth von weiblichen Schwächen, besonders von einer gewissen Eitelkeit auf die äußere Erscheinung ihrer Person nicht frei, so zeichnete sich doch ihr Hof in Folge ihrer Haltung durch Sittlichkeit, Mäßigkeit und höhere Bildung auf das vortheilhafteste aus. Durch ihre persönliche Theilnahme am Betrieb der Wissenschaften entwickelte sich die geistige Ausbildung der Engländer schon zu einem bedeutenden Grade, indem nach ihrem Beispiele Alles am Hofe, wie im Reiche eine Richtung nach dem Höheren nahm. Hat doch unter ihr das englische Volk in dem Reformator der Philosophie Franz Bacon und in dem dramatischen Dichter Shakespeare zwei der größten Geister aus sich hervorgebracht, die auf weite Zeit hinaus befruchtende Keime der Bildung legten, ja von denen der zweite durch die Tiefe seines poetischen Genius unübertroffen dasteht. (S. unten Kap. 6, 5.)

Durch sie und unter ihr nahmen Handel und Gewerbe einen mächtigen Aufschwung. Durch den von ihr geschlossenen Handelsvertrag mit Rußland (1569) erhielt England fast den ausschließenden Handel dahin; englische Schiffe, von Franz Drake geführt, umsegelten die Erde; die englischen Colonieen in Nordamerika wurden durch Walter Raleigh wenigstens angebahnt; englische Schiffe fuhren, den Spaniern zum Trotz, 1591 um die Südspitze Afrika's herum nach Ostindien, und im Jahr 1600 wurde der Grund zur ostindischen Handelscompagnie gelegt, durch welche England in der Folge zu seinen jetzigen Riesenbesitzungen in Ostindien gelangte. Den Hanseaten wurden ihre Vorrechte in England beschränkt und, als Kaiser Rudolph II deßhalb den Handel der Engländer nach Deutschland untersagte, der Verkehr mit der Hansa aufgegeben. Der durch den Vertheidigungskrieg gegen Spanien geschaffene größere Flottenstand wurde beibehalten und theils zur Deckung der Küsten, theils zum Schutz der englischen Seeunternehmungen verwendet.

Die Folge aller dieser Anstrengungen und Unternehmungen war die

steigende Macht des Bürgerstandes, der sich in England zu einer größern Bedeutung als anderwärts erhob, zumal er einen großen Theil des niedern Adels in sich faßte, auch durch Burleigh's Bemühungen die königlichen Leibeigenen ihre Freiheit erhielten und als Freie die Kraft der Nation vermehrten. Daß sich der Bürgerstand dieser steigenden Macht bewußt war, zeigte sich, als sich im Jahre 1601 gegen die in unmäßiger Ausdehnung von der Regierung ertheilten Monopole, in Folge deren viele der nöthigsten Lebensbedürfnisse (wie Eisen, Öl, Essig, Kohlen, Leder, Glas) zu unerschwinglichen Preisen verkauft wurden, eine gewaltige Opposition im Parlamente erhob, welche von der Stimmung des ganzen Landes getheilt wurde. — Schon schien es, daß sich die glorreiche Laufbahn der Königin mit einer parlamentarischen Niederlage schließen würde, als sie mit sicherem Urtheil die Gefahr erkannte, sich auf die Seite des Parlamentes stellte, nach Abhülfe der Beschwerden diesem für seinen Eifer dankte und dadurch die Herzen des Volks von Neuem gewann.

Die Thätigkeit des englischen Gewerbstandes hob sich gleichfalls außerordentlich, da die vortheilhaften Handelsverhältnisse der Engländer die umlaufenden Baarschaften mehrten und dadurch die Preise der Waaren ungemein stiegen. Die Ausdehnung und Vervollkommnung der Manufacturen verschiedener Art vermehrte daher auch die Nachfrage nach fast allen landwirthschaftlichen Erzeugnissen. Besondere Bedeutung hatte die zunehmende Schaafzucht, welche fast ausschließlich die ausgebreiteten inländischen Wollmanufacturen mit dem rohen Material versorgen und noch auswärtigen Ländern von seinem Überfluß abgeben konnte. — In Schottland und Irland blieb auch im 16. Jahrhundert die Industrie noch zurück, da bei den Schotten der Luxus bei weitem weniger Eingang fand, als bei den Engländern, die Iren aber sich überhaupt — theils in Folge eines angebornen Hangs zur Unthätigkeit, theils in Folge verkehrter Behandlung von Seiten der englischen Regierung — noch in einem sehr rohen Zustande befanden.

3. Kapitel. Kampf der Niederlande mit Spanien um Religionsfreiheit.

1. Philipp II in Spanien. Umfang der spanischen Macht. Krieg mit Frankreich. Friede zu Chateau-Cambresis. Lage und Bestand der Niederlande. Verkehrte Behandlung derselben. Margaretha von Parma und Granvella d. J. Die Inquisition in Spanien. Letzter Besuch Philipp's in Belgien. Veränderung des niederländischen Bisthümerbestandes. Granvella Primas und Großinquisitor der Niederlande. Volksunruhen. Granvella's Entfernung. Oranien, Egmont und Hoorn im Staatsrath.

In der eben beendeten Darstellung der Reformationsperiode Frankreich's und England's ist oft die Rede gewesen von dem Bestreben König Philipp's II von Spanien, des damals mächtigsten Herrschers in Europa, sich als höchsten Beschützer und Förderer des tridentinischen Katholicismus zu beweisen und daher den protestantischen Glauben nicht nur in seinen Reichen, sondern auch in allen, seiner Macht irgend zugänglichen Ländern, in die derselbe eingedrungen war, mit allen ihm zu

zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Wie wenig ihm dieß in Frankreich und besonders in England gelang, haben wir bereits gesehen; und drang er auch in Spanien mit jenem Bestreben durch, so endete doch sein hartnäckig geführter Kampf mit den protestantischen Niederlanden nicht nur mit dem Verlust der reichsten Provinzen, sondern auch mit dem Verfall der spanischen Weltmacht.

Bei seinem Regierungsantritt umfaßte das Reich, welches ihm sein Vater Karl V abgetreten hatte, nicht nur das damals durch den Reichthum seiner Hülfsquellen und durch die selbstbewußte Kraft seiner Bewohner blühende Spanien, sondern auch das nach der Niederlage der Franzosen sich im Frieden wieder erholende, und durch strenge, aber gerechte Vicekönige regierte Neapel und Sicilien, so wie das von den Franzosen gesäuberte, nicht mehr wie sonst wiederstrebende Mailand, ferner die durch Thätigkeit, Klugheit und Bildung reichgewordenen Niederlande, endlich über dem Meere die durch ihre edlen Metalle das Mutterland bereichernden Königreiche Mexico und Peru.

Als Philipp II im J. 1556 die Regierung seiner Lande übernahm, sprach ihm Papst Paul IV, der durch die habsburgische Macht in seinem Streben, seiner Familie ein Fürstenthum zu gründen, behindert war, von Frankreich unterstützt, das Königreich Neapel ab, über das der päpstliche Stuhl die Oberherrlichkeit in Anspruch nahm. Die Entsendung des Herzogs von Alba mit einem Heere aber nöthigte bald den Papst von seiner Forderung abzustehen, und nun kehrte Philipp mit Hülfe England's, dessen Königin Maria, die katholische, seine zweite Gemahlin geworden war (seine erste war Maria von Portugal) seine Waffen gegen Frankreich und brachte dasselbe durch den Sieg bei St. Quentin, den ihm der Herzog von Savoyen und der Graf Egmont erfochten, in große Bedrängniß. Zwar eroberte nun Franz von Guise Calais; aber Egmont's Sieg bei Gräveling en 1558 (K. 1, 1.) führte zum Frieden von Chateau-Cambresis, in welchem das erschöpfte Frankreich die Eroberungen, die es in Savoyen gemacht hatte, herausgeben mußte. Zur Befestigung dieses Friedens nahm er, da unterdeß seine Gemahlin, die englische Maria, gestorben war, die Tochter des französischen König's Heinrich II, Namens Elisabeth, zur Gemahlin. Um diese Zeit stand Spanien auf dem Gipfel seiner Macht. Nach seiner Entfernung aus den Niederlanden, wo er jenen Frieden geschlossen hatte, begannen in diesem Lande die Verwicklungen, welche durch den Despotensinn dieses Fürsten für sie, wie für Spanien so verhängnißvoll werden sollten.

Die Niederlande, einst ein Bestandtheil Deutschland's, waren durch Karl V völlig zu einem „habsburgischen Kronland" gemacht worden, indem dieser ihnen, außer Westfriesland, Gröningen, Geldern und Zütphen, auch noch das uraltdeutsche Utrecht einverleibt hatte, so daß

jenes Land mit seinen herrlichen Häfen bereits dem deutschen Reiche gänzlich entfremdet war.

Die siebzehn Provinzen, aus denen zuletzt die Niederlande bestanden, waren die vier Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, die Markgrafschaft Antwerpen und die fünf Herrschaften Mecheln, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Gröningen. Jede dieser Provinzen hatte ihre, auf Herkommen und Gesetzen beruhende eigenthümliche Verfassung, die besonders in Flandern, Brabant, Limburg und Holland dem Volke große Freiheiten gewährte.

Nun hatte Philipp schon im Jahre 1549 und wiederholt im J. 1555 die Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und herkömmlichen Rechte beschworen; aber sein starrer Begriff von königlicher Gewalt, seine kleinliche Anwendung von Strenge und Gnade, sein beschränkter Sinn für eine andere, als spanische Nationalität, seine Unfähigkeit, sich zu einer freiern Anschauung zu erheben und, ungleich seinem Vater, jede Nation nach ihrer Art und Weise zu behandeln, entfremdete ihm die Herzen der Niederländer, die schon sein stets finsterer, wortkarger Ernst, seine pedantische, in Argwohn übergehende Vorsicht von vorn herein abstieß, zumal er nur Sinn für Spanien hatte und auch meist Spanier zu seinen Berathern nahm.

Er hatte zwar auch verschiedene löbliche Eigenschaften; sie wurden aber durch die entgegenstehenden um alle Frucht gebracht: sein scharfer Verstand verlor sich in todte abstracte Begriffe, nach denen er die Welt beherrschen und das Leben der ihm untergebenen Völker regeln wollte; über dem beständigen Abwägen aller Gründe und Gegengründe, aller Möglichkeiten und Eventualitäten gerieth er in den Fehler der Unentschlossenheit; sein wirklich rastlos thätiger Fleiß gieng in eine kleinliche, Alles selbst verrichten wollende Weitschweifigkeit, die ihn an einem rechtzeitigen Vorgehen und Entscheiden hinderte; die Ruhe und Mäßigung, die ihn in seiner äußern Haltung nie verließ, war mehr ein Ergebniß seines berechnenden kalten Verstandes, als eines siegreichen Kampfes mit den Aufwallungen eines warmen kräftigen Gemüths; seine Güte war mehr bloße Höflichkeit, hinter seinem Schweigen keine Tiefe; — die Strenge seiner ascetischen Lebensweise in seinen spätern Jahren ein Rückschlag seiner in der Jugend begangenen fleischlichen Sünden, die seine Gesundheit untergruben; seine argusartige, feingesponnene Staatskunst erschien nicht selten als ein in künstlichen Verstandesübungen sich umtreibendes, ja an Ränkeschmiederei streifendes Spiel; seine Hingebung endlich an die Religion äußerte sich vorzugsweise in schonungsloser Verfolgung der Ketzer, deren Ausrottung ihm die Ruhe der Staaten zu verbürgen schien.

Als er nach jenem Friedensschlusse mit Frankreich 1559 sich für immer aus den Niederlanden nach Spanien begab, setzte er zwar über die einzelnen Provinzen niederländische Große, wie namentlich den Prinzen Wilhelm von Oranien-Nassau über Holland, Seeland und Utrecht, den Grafen Egmont über Artois und Flandern und übergab die Leitung der

höhern Regierungsangelegenheiten einem aus niederländischen Herren (darunter Oranien und Egmont) zusammengesetzten Staatsrath; aber zum Statthalter einen Niederländer zu ernennen, wagte er nicht, und da man gegen einen Spanier, selbst gegen den Prinzen von Asturien Don Carlos, seinen übrigens noch zu jungen und unfähigen Sohn aus erster Ehe, protestirte, ernannte er endlich seine Halbschwester Margaretha von Parma, welche eine Tochter Karl's V, als eine Niederländerin erscheinen konnte, zur Statthalterin und stellte ihr den in seine Plane eingeweihten nachmaligen Cardinal Granvella als Rathgeber zur Seite.

Margaretha von Parma, die älteste Tochter Karls V, zuerst vermählt mit Alexander von Medici, dann, nach dessen Ermordung, mit dem jüngern Octavio Farnese, dem sie einen Sohn, Alexander Farnese, gebar, war wieder Wittwe und in einem Alter von 38 Jahren. Sie hatte einen mehr männlichen Character, der sich auch äußerlich durch einen Bartanflug und durch leidenschaftliche Jagdliebe zu erkennen gab. Dabei aber war sie verständig und geschäftsgewandt und im Grunde zu milder Gesinnung geneigt.

Anton Perenot von Granvella, der Sohn des berühmten Kanzlers Karl's V, damals noch Bischoff von Arras, war ein Mann von viel Talent, Beredtsamkeit und Geschäftsgewandtheit, so daß er sowohl Karl's, als Philipp's Gunst gewann. Einzig darauf bedacht, sich in derselben durch unbedingte Hingabe in den Sinn und Willen des Herrschers zu erhalten, war er ohne Größe und Tiefe des Characters und trug durch seinen Stolz gegen die niederländischen Großen viel zur nachherigen Verwirrung bei.

Vor seiner Abreise ermahnte Philipp die versammelten Stände zum Gehorsam gegen die Statthalterin und empfahl ihnen besondere Strenge gegen die Ketzer jeder Art: denn auch Calvin's Reformation hatte bereits von Frankeeich aus, trotz anhaltender Verfolgungen, an vielen Orten Eingang gefunden und dem rebellischen Wesen der Wiedertäufer, die besonders in diesem Lande wucherten, ein mäßigendes Gegengewicht gegeben; die Calvinisten waren aber dem Könige nicht weniger verhaßt, zumal sie sich, ungleich den Lutheranern, gern mit der Politik befaßten.

Als Philipp von den Ständen eine neue Steuer verlangte, verwilligten sie ihm dieselbe nur unter der Bedingung, wenn er die spanischen Beamten und Soldaten, die wider ihre von ihm beschwornen Freiheiten im Lande wären und es durch ihre Ausschweifungen beschwerten, entfernen würde. Philipp gerieth darüber in Unwillen und suchte Aufschub in dem Versprechen, die 3500 Spanier, welche zum Schutze der Statthalterin dienten, binnen sechs oder sieben Monaten zurückziehen zu wollen.

Ehe er noch mit der Flotte, die ihn sammt so vielen Reichthümern und Kunstschätzen, als er aus den Niederlanden mit fortbringen konnte, nach Spanien brachte, die galicische Küste erreichte, überfiel ihn ein Sturm, der fast seine ganze Flotte zerstörte, so daß er selbst kaum dem Tod entgieng. Überzeugt, daß ihn die Vorsehung nur darum erhalten habe, damit durch ihn die Ketzerei ausgerottet würde, begann er sogleich nach seiner Ankunft in Spanien durch die dort schon seit dem 13. Jahrhundert bestandene Inquisition (XVIII 8, 3.), die unter seinem Vater mäßig gehandhabt worden war, sein finsteres Werk. Allenthalben loderten bei

den Auto-da-Fe's wieder die Scheiterhaufen, auf denen ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht alle diejenigen, die nur der leiseste Verdacht der Ketzerei oder sonst freier Gesinnung traf, unter Hohn und Spott, oft zur Verherrlichung der Hoffeste, grausam verbrannt wurden.

So wurden, kurz vor seiner Ankunft, zu Valladolid in Gegenwart des Hofes 14 Spanier zum Theil aus den edelsten Familien, sammt dem ausgegrabenen Leichnam einer edlen Spanierin, in deren Haus eine lutherische Versammlung gehalten worden war, verbrannt. Unter jenen Edlen befand sich auch Don Carlos de Seso, ein Florentiner, der bei Karl V in hoher Gnade gestanden. Als derselbe bei seinem Gang zum Scheiterhaufen zum Könige sagte: So erlaubt Ihr, daß Eure unschuldigen Unterthanen verfolgt werden? — so gab ihm Philipp zur Antwort: „Und wär' es mein eigner Sohn, ich würde das Holz zum Scheiterhaufen tragen, wenn er ein Ketzer wäre, wie Du!" — Selbst Karl's V Beichtvater, Constantin Pontius, der zum Protestantismus neigte, wurde, nachdem er im Inquisitionsgefängniß gestorben war, wenigstens im Bilde verbrannt. — Sogar am Feste seiner Vermählung mit Elisabeth, das jetzt gefeiert wurde (Febr. 1560) ließ Philipp solche „Brautfackeln" anzünden! Der Großinquisitor (Fernando de Valdes, Erzbischoff von Sevilla) erhielt von ihm den Befehl zur Anwendung der äußersten Strenge.

Als sich späterhin Aragonien gegen die Inquisition erhob, unterdrückte Philipp mit einem castilischen Heere den Aufstand und vernichtete die letzten Reste altständischer Freiheiten, und während seiner langen Regierung legte sich der finsterste Despotismus wie ein erstickender Alp über die pyrenäische Halbinsel, von der zuletzt jede Spur volksthümlicher Freiheit verschwand.

Nachdem Philipp die versprochene Zurückziehung der Spanier aus den Niederlanden möglichst verzögert, aber endlich doch, selbst auf Granvella's Rath, den Befehl zur Einschiffung derselben hatte geben müssen, weil sonst weder Steuern, noch Anleihen bewilligt worden wären, gieng er selbst auf kurze Zeit nach Belgien, um sich unmittelbar über die politischen Verhältnisse daselbst zu unterrichten und die Opposition zu seinem Willen zu bringen. Unzufrieden mit dem Widerstand der Großen, besonders mit dem Prinzen von Oranien, kehrte er wieder nach Spanien zurück. Es war sein letzter Besuch in Belgien.

Als er sich am 20. Aug. 1559 in Vließingen zur Rückfahrt einschiffte, kehrte er sich am Einschiffungsplatz, bis wohin ihm eine große Anzahl flämischer Großen, die fremden Gesandten und der Herzog von Savoyen begleitet hatten, plötzlich gegen den Prinzen von Oranien um und machte ihm den Vorwurf, daß er der einzige Urheber des Widerstands wäre, den seine Maßregeln bis jetzt in den Generalstaaten erfahren hätten. Erstaunt über diesen unerwarteten Angriff, erwiederte der Prinz, daß die Opposition nicht als ein Act eines Einzelnen, sondern als ein Act der Staaten selbst zu betrachten sei. „Nein!" entgegnete Philipp gereizt, indem er ihn heftig bei der Hand ergriff und sie schüttelte, „nicht die Staaten, sondern Ihr, Ihr, Ihr!" — eine Rede, deren Bitterkeit sich dadurch vermehrte, daß das Wort Ihr im Castilischen schon an sich einen Anstrich des Verächtlichen hat. Der Prinz war so klug, darauf zu schweigen, fand aber nicht für nöthig, den König, wie die andern Herren, vollends an Bord des Schiffes zu begleiten. — Die spanischen Truppen verließen 1560 die Niederlande.

Bald darauf brachte seine mit dem Papste verabredete, aber ohne Anhörung der geistlichen und weltlichen Stände angeordnete Verände-

rung der niederländischen Bisthumseinrichtung das Land in die größte Aufregung. Bis dahin gab es daselbst nur vier Bisthümer, von welchen die drei südlichen (Arras, Cambray und Tournay) dem Erzbischoff von Rheims untergeordnet waren und das nördliche unter dem Erzbischoff von Köln stand. Um die Niederlande in kirchlicher Beziehung vom Auslande unabhängig zu machen und dem Katholicismus eine größere Stütze zu geben, schuf er nun 15 Bisthümer und über ihnen drei Erzbisthümer, (Mecheln, Cambray und Utrecht). Da nun die Ausstattung dieser vielen Bisthümer, so wie die Entschädigung der auswärtigen Erzbischöffe für die ihnen entzogenen Dependentien nur auf Kosten der niederländischen Stifts- und Klostergeistlichkeit geschehen konnte, deren Einbußen aber auch der Adel mit empfand, da seine jüngern Familienglieder in den vielen eingezogenen Abteien ihre Versorgung gefunden hatten: so entstand eine allgemeine Unzufriedenheit, zumal der verhaßte Granvella zum Erzbischoff von Mecheln und Primas der Niederlande mit doppelt so hohem Einkommen, als die beiden andern Erzbischöffe ernannt wurde.

Die Unruhe im Volke steigerte sich aber ganz besonders durch den naheliegenden und daher besonders vom Adel genährten Gedanken, daß es mit dieser Neuerung zugleich auf Einführung der spanischen Inquisition abgesehen sei. Daher erhoben sich allenthalben Protestationen, und weil der König auf dieselben nicht achtete, so nahm man die neuen Bischöffe an manchen Orten gar nicht auf, an andern behandelte man sie mit Hohn und Spott. Die Betheuerung der Statthalterin, daß man die Inquisition nicht einführen wolle, konnte nicht beruhigen, da kurz darauf Granvella durch eine neue päpstliche Bulle zum Cardinal erhoben und mit dem Titel Großinquisitor beehrt wurde und er nun als solcher bei der Verwaltung des Landes sich in seinem Diensteifer über alle Rechtsformen hinwegsetzte.

Da erklärten der Prinz von Oranien, der Graf Egmont und Admiral Hoorn mit andern Großen, daß sie dem Staatsrathe, worin ihre Stimmen kein Gehör fanden, nicht mehr beiwohnen könnten, und richteten eine Vorstellung an den König, in der sie, unter Versicherung ihrer Treue gegen den Thron, die Entfernung Granvella's als das einzige Mittel zur Beruhigung des Landes bezeichneten. Philipp gieng nicht darauf ein, sondern ließ, während er sie ersuchte, ihre Stellen im Staatsrathe wieder einzunehmen, auf Granvella's Rath neue Truppen in den Niederlanden werben und umgieng jede Berufung der Stände, auf welche jene drei Häupter der Opposition wiederholt drangen.

Noch hielt Philipp seine innersten Gesinnungen gegen den flämischen Adel zurück. Auf jene Erklärung Oranien's, daß er sich zurückziehen wolle, schrieb ihm der König (gleich als wolle er das rasche Wort, das ihm bei seiner Abfahrt in Vließingen gegen Oranien entfallen war, wieder gut machen) an den Prinzen selbst: „Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, ich hätte nicht volles Zutrauen in Euch. Sollte irgend Jemand suchen, Euch bei mir anzuschwärzen, so werde

ich nicht so leichtsinnig sein, ihm mein Ohr zu leihen, da ich so viele Erfahrung von Eurer Loyalität und Euren Verdiensten habe. — Dieß ist nicht die Zeit, daß Männer, wie Ihr, sich zurückziehen!" — Doch Oranien ließ sich nicht täuschen: er wußte, wie er mit ihm daran war. (W. Prescott's Gesch. d. Regierung Philipp's II.)

Wegen dieser Werbungen mehrten sich die drohenden Klagen im Volke so sehr, daß am Ende selbst Granvella den König um seine Zurückberufung bat und auch die Statthalterin auf dieselbe antrug, sei's daß sie nun den Grund des Hasses gegen ihn klar einsah und einen Aufstand besorgte, oder daß sie selbst sich von seiner Anmaßung befreien wollte.

Obgleich Philipp in seiner gewohnten Weise eine hinhaltende Antwort gab, entfernte sich nun doch Granvella (1564), ohne Zweifel mit des Königs geheimer Zustimmung, unter dem Vorwand eines Familienbesuchs in Burgund, aus dem Lande, und nun nahmen Oranien, Egmont und Hoorn unter erneuerten Versicherungen ihrer Treue gegen den König ihre Sitze im Staatsrath wieder ein und suchten durch unermüdete Thätigkeit und Fürsorge zu beweisen, daß sie der Landesberathung auch ohne Beihülfe eines Fremden gewachsen seien, so verschieden auch im Übrigen ihre Charactere waren.

Graf **Wilhelm** von Nassau, Fürst **von Oranien** (dessen uraltes Geschlecht diesen Beinamen von dem, in früher Zeit ihm durch Erbschaft zugefallenen Städtchen Orange im südlichen Frankreich erhalten hat), war am Hofe Karl's V aufgewachsen, dessen Vertrauen er in dem Grade gewann, daß er damals als erst 22jähriger Jüngling schon an die Spitze eines Heeres gestellt wurde. Als man ihn in Paris durch große Anerbietungen für Frankreich zu gewinnen suchte, erwiederte er, lieber sterben, als seinen Kaiser verlassen zu wollen. Auf seine Schultern gestützt, hielt Karl V jene Abdankungsrede an die Niederländer (XIX. 10, 4). Das Verhältniß, in das Oranien nun zu Philipp trat, konnte wegen der verschiedenartigen Characteranlage beider kein vertrauensvolles sein, und da auch die Interessen, welche beide vertraten (indem sich Oranien zum Protestantismus neigte), gänzlich verschieden waren, so ist das Urtheil der Geschichtsbetrachtung über Oranien ein sich widersprechendes, je nachdem es von dem einen oder dem andern Standpuncte ausgeht. Hält man jedoch den finstern „Argwohn", den despotischen „Eigensinn", die „kalte Gleichgültigkeit", die „unfruchtbar" sich abmühende Thätigkeit des Königs gegen die „scharfsinnige Vorsicht", „standhafte Beharrlichkeit", unerschütterliche Ruhe und unermüdete „zweckgemäße Thätigkeit" des Prinzen gegen einander, so ist nicht zu verkennen, bei wem die Überlegenheit des Geistes, ja auch die größere sittliche Würde zu suchen ist. Zog sich doch der spanische Herrscher vor jener unwillkührlich zurück, weil er sich durchschaut fühlte, und konnte er dieser doch nichts als den Haß und die Verstellung eines kleinlichen Gemüths entgegenstellen! Einem Philipp schien die Natur selbst in Oranien ein Gegengewicht aufgestellt zu haben. Seiner Devise gemäß (saevis tranquillus in undis) mitten unter den Stürmen, die ihm der Neid der Gleichgestellten, die Verfolgung der Höheren oder auch „das Murren der Untergebenen" bereitete, stets besonnen und ruhig, beharrlich und standhaft, hatte er immer die Gegenwart und Zukunft gleichmäßig, klar und fest im Auge und fand in seinem Geiste stets neue Mittel, wenn die ersten fehlgeschlagen waren, ohne daß er sich erlaubte, ein schlechtes zu gebrauchen. Obgleich von so vielen Gefahren umringt und daher meist ernst und schweigsam (weßhalb er den Beinamen „der Schweigende" erhielt), gieng ihm doch nicht jene heitere Milde ab, die aus dem Ernst, wie ein Sonnenblick aus dunklem Gewölke, hervorleuchtend gerade die Herzen der Menschen am meisten gewinnt.

Richard Lamoral, Graf von **Egmont**, der Sieger von Grävelingen, war im Felde muthig und tapfer, im Hause ein edler Gatte und sorgsamer Vater vieler Kinder, im Umgang

offen, heiter und arglos, im Handeln kräftig, aber nur das Gegenwärtige bedenkend und in Betreff der Zukunft und ihrer Beherrschung zu viel auf seine Kraft und auf seine Geltung bei Hofe, die ihm seine katholische Gesinnung erwarb, vertrauend.

Philipp von Montmorency, Graf von **Hoorn**, war ein kühner, tapferer Feldherr, von Character aber heftig und auch sonst hinter den beiden andern Häuptern zurückstehend.

2. Einführung des tridentinischen Ketzergesetzes. Widerspruch der Stände. Das Compromiß. Die Geußen. Das Gesetz der Moderatie. Bilderstürmereien. Vertrag der Statthalterin mit den Geußen. Veränderte Stellung der Parteien. Strenge Margarethen's. Belagerung und Beschießung von Valenciennes. Abstellung alles prot. Gottesdienstes. Neue Eidesleistung.

Als während des kräftigen und beruhigenden Einflusses, den die Thätigkeit dieser Männer zum Verdrusse der spanisch gesinnten Glieder des Staatsraths auf das Volk gewann, die Frage entstand, ob man nicht wenigstens in den Häusern Gewissensfreiheit gewähren und auf Besserung des Klerus dringen solle, so lud der König den Grafen Egmont zur persönlichen Berichterstattung nach Madrid ein, nahm ihn mit der schmeichelhaftesten Güte auf und suchte ihn durch Geld und andere Versprechungen für sich zu gewinnen; auf eine Milderung der Ketzerstrafen ließ er sich aber nicht ein, lieber wolle er hunderttausend Leben verlieren, als hierin nachgeben; der Staatsrath solle vielmehr überlegen, wie die Strafen zu verschärfen wären, um dadurch die Ketzerei mit der Wurzel auszurotten. Mit dieser Erklärung entließ er ihn und ertheilte den gleichen Befehl der Statthalterin, die aber es nicht wagte, ihn zu vollziehen, sondern die Sache einer geistlichen Versammlung zur Berathung vorlegte. Diese entschied sich für Annahme der tridentischen Kirchensatzungen und für die Vollziehung der in ihnen enthaltenen Gesetze gegen die Ketzer. Diesen Ausspruch bestätigte Philipp und drang auf ihre unbedingte Ausführung.

In den meisten Provinzen jedoch erhoben die weltlichen, wie die geistlichen Stände Widerspruch. Auch Oranien, Egmont, Hoorn und Graf Mansfeld erklärten sich gegen die unbedingte Annahme dieser Beschlüsse, da ja auch Neapel und Mailand sie gar nicht —, Deutschland und Frankreich nur bedingt angenommen hätten, und wollten die Sache an die Versammlung der Generalstaaten gebracht wissen.

Deßungeachtet kam die Inquisition in Gang: nicht Alter, nicht Geschlecht, noch Stand wurde geschont; alle sonst zum Schutze der Unschuld eingeführten Gerichtsformen wurden verletzt, verfängliche Fragen gestellt, Aussagen durch Martern erpreßt, Hinrichtungen auf Hinrichtungen durch Blutgerüst und Holzstoß vollzogen. Vergeblich reichten die Reformirten ihr Glaubensbekenntniß ein und gelobten Ruhe und Treue im bürgerlichen Verhalten. Philipp's Antwort enthielt abermals einen geschärften Befehl, keine Nachsicht zu üben, höchstens die Hinrichtungen mehr im Ge-

heimen vorzunehmen, damit die Standhaftigkeit der Ketzer nicht auch Andere zum Abfall verleite. Gegen die Bekanntmachung dieses Blutbefehls erklärten sich Oranien und seine Freunde, und selbst Viglius, ein dem König besonders ergebenes Staatsrathsmitglied, stimmte ihnen bei; dennoch gieng die Mehrheit des Staatsraths nicht darauf ein, so daß Oranien weissagend ausrief, nun werde bald ein großes Trauerspiel beginnen.

Da auch eine Protestation der vier flandrischen Hauptstädte, worin sie als deutsche Reichstheile auf den Passauer Vertrag und den Religionsfrieden hinwiesen, nichts half, so bildete sich unter dem Adel auf den Grund eines von dem Edlen von Marnix, Herrn von St. Adelgonde zu Breda, gemachten Entwurfes eine geheime Vereinigung, genannt das Compromiß (1566), worin man sich in einer Versammlung zu St. Trond verpflichtete, nichts gegen Gott, König, Staat und römische Kirche zu unternehmen, aber die Inquisition nicht zu dulden. So geheim man nun diesen Bund anfangs hielt, so wurde er doch durch den Beitritt vieler Edelleute, darunter sich auch der Bruder und der Schwager Oranien's befanden, so wie nachher auch vieler angesehener und reicher Bürger den Behörden bald bekannt. Da nun Margaretha befürchtete, diese Verbindung möchte eine Auflehnung gegen die königliche Gewalt bezwecken, so drang sie bei Philipp entweder auf kräftige Unterstützung durch eine Kriegsmacht oder auf Milderung der Inquisition. Zu gleicher Zeit verbot sie alle geheimen Verbindungen und berief eine Versammlung der vornehmsten Beamten des Landes. In derselben bewies Oranien mit beredten Gründen die Schädlichkeit der Inquisition und setzte die Annahme einer von den Verbündeten vorbereiteten Bittschrift durch, bei deren Übergabe der Parteiname Geußen aufkam, womit von da an die Verbündeten bezeichnet wurden.

Am 5. April 1566 nämlich zogen die Verbündeten, über 300 an der Zahl, ohne Waffen und in Ordnung zum Palast der Statthalterin in Brüssel, um ihre Bittschrift zu überreichen; den Zug schloßen, als die angesehensten, der Herr von Brederode, aus dem alten Geschlechte der Grafen von Holland, und Graf Ludwig von Nassau, Oranien's Bruder. Als bei ihrem Eintritt in den Schloßhof einige Hofleute Furcht äußerten, sagte Barlaimont, ein dem König unbedingt ergebenes Staatsrathsmitglied —: „Fürchtet euch nicht vor diesen Gueux (d. h. Bettlern), die man zur Strafe ihrer Frechheit niederhauen sollte!" — Nachdem sie bei einer zweiten Audienz die Antwort der Statthalterin, welche ihnen nur unbestimmte Hoffnung geben konnte, eingeholt hatten, versammelten sie sich vor ihrer Abreise im Hause des Grafen Culenburg zu einem Gastmahl, wobei man nach der Erwähnung der Barlaimontischen Äußerung im Übermuth der Lust den Schimpfnamen Gueux als Ehrennamen aufgriff, so daß man nachher eine Denkmünze prägen ließ, auf welcher der königliche Thron und ein von zwei in einandergeschlungenen Händen gehaltener Bettelsack abgebildet und die Inschrift zu lesen war: „Treue dem König bis zum Bettelsack!" Seitdem wurde das Wort Geußen ein Parteiname, welcher „aufreizte, vereinigte und zu kühnen Wagstücken antrieb."

Hierauf reis'ten zwei vaterlandsliebende Edelleute, der Baron Montigny (Hoorn's Bruder, ein Montmorency) und der Marquis von Berg,

von der Statthalterin veranlaßt, nach Madrid, und wagten es, vor dem Könige die gedachte Bitte umständlich zu begründen. Sie versicherten dem Könige im Fall der Gewährung die treueste Beiwirkung des Adels zur Aufrechthaltung der Ordnung, verhehlten aber auch die Gefahr nicht, welche das Beharren auf dem eingeschlagenen Weg mit sich führe; zwar werde auch im Verweigerungsfall der Adel keine Gewaltschritte thun, aber sich dann passiv verhalten. Der Erfolg dieser Sendung war, daß der König in einem Schreiben vom 31. Juli 1566 eine sogenannte Moderatie oder Mäßigung seines frühern Befehls erließ, welche den reuig zur Kirche zurückkehrenden Laien Verzeihung verhieß und, anstatt der Strafe des Feuers, für Geistliche und für Halter protestantischer Versammlungen, so wie für Verfasser protestantischer Bücher, den Strang, für andere Ketzer von Stand die Enthauptung, für Leute aus dem gemeinen Volk die Landesverweisung festsetzte, für alle aber ohne Unterschied die Einziehung ihrer Güter beibehielt.

Daß diese kümmerlichen Concessionen vom Könige nicht einmal aufrichtig gemeint waren, ist neuerdings durch Entdeckung eines Actenstückes aus den Archiven von Simancas bewiesen worden. Denn kaum waren die an die Statthalterin erlassenen Depeschen abgegangen, als Philipp einen Notar vor sich fordern ließ und in Gegenwart des Herzogs von Alba und zweier andern Zeugen (aus dem Stande der Rechtsgelehrten) feierliche Protestation einlegte, daß „das, was er in Bezug auf eine allgemeine Verzeihung zugestanden habe, nicht sein freier Wille gewesen wäre; er fühle sich daher dadurch nicht gebunden, sondern behalte sich das Recht vor, die Schuldigen zu bestrafen, besonders die Anstifter und Aufhetzer des Aufruhrs." — Zugleich beauftragte er seinen Gesandten in Rom, dem Papste (Sixtus V) zu erklären, daß der König in diesen Dingen nicht ohne den Rath des heil. Stuhls gehandelt haben würde, wenn Zeit zur Einholung gewesen wäre. Vielleicht aber sei es besser, daß es so gekommen: denn eine Abschaffung der Inquisition in den Niederlanden könne ja nicht ohne Bestätigung des Papstes eintreten, durch dessen Autorität sie errichtet worden. Dieß solle jedoch nur im Vertrauen gesagt sein. In Betreff der Edicte möge der Papst überzeugt sein, daß er, der König, nie einem Gedanken Raum geben werde, die Schuldigen zu begünstigen, indem er die Strafe ihrer Verbrechen auch nicht im geringsten vermindern werde. Dieß müsse aber eben so streng geheim gehalten werden. Seine Heiligkeit möge an der Bewilligung einer Amnestie keinen Anstoß nehmen: denn dieselbe werde den König zu nichts verpflichten, als wozu er ein Recht habe" 2c. Noch verabscheue er Gewalt, weil dadurch der Staat in Ruinen gestürzt werden könnte: er werde aber in eigner Person in die Niederlande gehen, um die Aufrührischen zu unterwerfen. Denn eher würde er hundert Leben und sein ganzes Reich verlieren, ehe er über Ungläubige herrschen werde." — Zu dieser von ihm oft verkündeten Reise kam es aber nicht, so daß sie selbst am Hofe zum Spott diente, indem der Infant Carlos auf ein Buch mit leeren Blättern als Titel: „Die große und bewunderungswürdige Reise König Philipp's" — und innen hinein als Inhalt schrieb: „Von Madrid nach Pardo; von Pardo nach Escurial; von Escurial nach Aranguez 2c."

Dieses (nicht einmal ehrlich gemeinte) Gesetz der Moderatie, das man im bittern Spott das Gesetz der Morderatie nannte, stieß allenthalben auf Mißtrauen, zumal sich unterdessen die Aufregung im Volke dadurch gesteigert hatte, daß der verbündete Adel, nachdem seine erste Demonstration so gut gelungen war, mehrfache bewaffnete Tagfahrten gehalten hatte. Daher brachte dieser neue Befehl die entgegengesetzte Wirkung hervor. Mit

jeder neuen Hinrichtung mehrte sich der Eifer der Protestanten im Abhalten und Besuchen religiöser Versammlungen, bei denen sie sich zum Schutze gegen gewaltsame Störungen bewaffnet einfanden.

Als in Antwerpen, dem Hauptherde der Unruhen, der Widerstand gegen die Inquisition bis zum Ungehorsam gegen die Behörden stieg, und diese sich zur Herstellung der Ordnung den Prinzen von Oranien erbaten, ließ er sich von der Statthalterin dahin senden und brachte die Erregten zur Mäßigung zurück.

Eben waren neue Anordnungen Philipp's eingelaufen, welche eine Milderung enthalten sollten, im Wesentlichen aber die Inquisition und die Gütereinziehungen bestehen ließen, — als in Flandern der durch die drohende Haltung des Adels, durch hitzige Prädicanten und durch die Inquisitionsverfolgungen bis zum Fanatismus gesteigerte Eifer des Volks zu Bilderstürmereien übergieng, die mit dem Umstürzen von Kreuzen begannen und binnen wenigen Tagen mit der gräulichen Verwüstung von 400 Kirchen und Klöstern endeten.

Der Anfang zu den Bilderstürmereien wurde zu St. Omer in Flandern gemacht. Am 14. Aug. 1566, dem Tage vor Mariä Himmelfahrt, brach dort ein bewaffneter Pöbelhaufe von etwa 300 M. in die Kirche, stürzte die Bilder um und zerstörte Alles, was irgend von Werth war. Da Niemand wagte, ihnen entgegenzutreten, wendeten sie sich nach Ypern und haus'ten in der dortigen Kathedrale ebenso. Durch den Zulauf andern Gesindels aus verschiedenen Städten verstärkt, fielen sie längs den Ufern der Lys in die Kirchen von Menin, Comines und anderer Orte. Und nun bemächtigte sich die Aufregung des ganzen Landes. Alles, was Kirche, Kapelle, Kloster hieß, war dem Verderben verfallen. Nachdem so der Sturm über Flandern gefahren und auch die blühenden Städte Valenciennes und Tournay verheert hatte, wendete er sich hinunter in das Brabantische und ersah sich zunächst Antwerpen zum Ziel. Dort verhinderte anfangs noch die Anwesenheit des Prinzen von Oranien am ersten Tage der Prozession jede Störung. Als der Prinz aber am folgenden Tage nach Brüssel berufen wurde, brach auch in Antwerpen der Bildersturm los. Veranlassung gab zunächst die Spottrede eines Menschen gegen eine Kerzenverkäuferin, die ihm dafür eine Schüssel an den Kopf warf. Nun brach die verhaltene Wuth des Fanatismus los: das Marienbild wurde der Kleidung beraubt und unter rohem Geschrei im Staub gerollt. Die Bildsäule des Erlösers wurde mit einem Strick umgestürzt und mit Beilen in Stücke zerschlagen; das Gleiche widerfuhr den Bildern der Heiligen. Die kostbarsten Malereien der flamländischen Kunst, mit welchen die 70 Altäre der Kathedrale geschmückt waren, wurden zerstört, die goldnen und silbernen Altargefäße geplündert, die Hostien mit Füßen getreten, die Kelche zum Gesundheitstrinken mißbraucht, das heil. Öl an die Schuhe geschmiert, die marmornen und alabasternen Ornamente und die feingearbeiteten Holzschnitzereien zerschlagen, so daß in wenigen Stunden der prächtige Dom mit seinen vielen Kunstdenkmälern vom rasenden Pöbel rein ausgeleert und vernichtet war.

Als die Zerstörer einige Tage darauf auch an die Zertrümmerung der königl. Wappen und der Schilde der Ritter vom goldnen Vließ gehen wollten, traten einige der in der Stadt befindlichen Ritter zusammen, traten, von wenigen Bürgern unterstützt, in den Dom, verhafteten ein Dutzend Aufrührer und zerstreuten die übrigen, worauf sie vor der Kirche einen Galgen errichteten und dadurch die Thäter vor ferneren Excessen abschreckten. — Nichts desto weniger verbreitete sich der Bildersturm auch in die nördlichen Provinzen. In Holland, Utrecht, Friesland — überall wurden Kathedralen, Kapellen, Klöster und Religionshäuser jeder Art, selbst Hospitäler eine Beute ruchloser Zerstörung. Und das Alles geschah in Zeit von 14 Tagen!

An diesen Gräueln betheiligte sich vorzugsweise niedriges, zudem meist fremdes, aus Frankreich und Deutschland herbeigezogenes Gesindel, während die große Mehrheit der protestantischen Bürger, von der Gefahr überrascht und von der Furcht betäubt, sich ruhig verhielt und den Frevel mißbilligte, die bessere protestantische Geistlichkeit aber sich durch Predigt und Schrift dagegen erklärte.

Als die Statthalterin in ihrer Bestürzung über diese Vorgänge Brüssel verlassen wollte, hielten Oranien und Egmont sie von diesem übereilten Entschlusse zurück und schlugen ihr, unter Beistimmung Hoogstraten's, als einziges Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung die Freigebung des protestantischen Gottesdienstes an bestimmten Orten und unter bestimmten Vorsichtsbedingungen vor. Von Noth und Gefahr gedrängt, schloß Margaretha, durch die Vermittlung Oranien's, Egmont's und Hoorn's, mit den Geußen, welche um diese Zeit, 3000 Mann an der Zahl, bewaffnet zu St. Trujen versammelt waren, einen Vertrag, vermöge dessen die Inquisition sollte abgestellt, Amnestie bewilligt, das Verfahren gegen die Ketzer gemildert und die protestantische Predigt an den bisherigen bestimmten Orten freigelassen werden; — dagegen sollten keine bewaffneten Zusammenkünfte und Aufzüge mehr gehalten, der römische Gottesdienst in keiner Weise gestört, Beistand gegen die Bilderstürmer geleistet und nichts gegen König, Staat und Kirche unternommen werden. Auch versprach Margaretha noch, die Einberufung der Stände bei dem Könige befürworten zu wollen.

Während sich über diesen Vertrag das ganze Land freute und Oranien, Egmont und Hoorn im Verein mit den meisten Verbündeten die Herstellung der Ordnung durch Güte und Strenge betrieben, namentlich in Antwerpen auf Oranien's Vermittlung alle Kirchen den Katholiken zurückgegeben wurden, beeilten sich auch andere Städte (in Holland und Friesland), ähnliche Verträge zu schließen, und Alles hoffte, daß die königliche Bestätigung erfolgen werde.

Schon ehe ein öffentlicher Entscheid des Königs erfolgte, legte Oranien, der allenthalben seine Späher hatte, in einer Zusammenkunft mit Egmont, Hoorn und andern Edlen zu Dendremonde (am 3. Oct. 1566) Briefe von Niederländern, die in Spanien lebten, zusammt einem aufgefangenen Schreiben des spanischen Gesandten zu Paris an die Statthalterin — vor, aus denen allen hervorgieng, daß der König heftig über den Vertrag zürne und unter dem Schein der Nachgiebigkeit das strengste Strafgericht über die Bundeshäupter und andere Oppositionsführer ergehen zu lassen vorhabe. Als Hoorn und Oranien's Bruder Ludwig in der Hitze gleich loszuschlagen riethen, drang Oranien darauf, sich noch ruhig zu halten, aber in der Stille Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen, da es allerdings besser sei, in dem Kampf für die Nationalrechte zu sterben, als durch Henkershand zu fallen. — Nur Egmont, der sich seit seiner Reise an den Hof im Gewissen mehr gebunden fühlte und wenig Voraussicht besaß, gieng nicht auf diesen Plan ein: er mißbilligte jede Concession und bestand darauf, daß man zunächst Alles thun müsse, um durch Unterdrückung der Aufstände des Königs Zorn zu entwaffnen und seine Gnade zu gewinnen. Doch rieth er dahin zu arbeiten, daß der König die Stände berufe oder selbst nach den Niederlanden komme. Dieser Meinung war auch

Hoorn und so hatte diese Zusammenkunft nur die Folge, daß Versuche gemacht wurden, weitern Unruhen vorzubeugen und die in sich getheilten Parteien der Opposition unter einander zu verständigen.

Inzwischen aber war durch alle diese Vorgänge die Stellung der Parteien eine andere geworden. Was den Geußenbund betrifft, so waren bereits die meisten Katholiken ausgetreten. Auch hatten die Verbündeten durch ihr Zusammenhalten mit dem hohen Adel und durch ihr strenges Verfahren gegen die Aufrührer das Vertrauen des Volkes nicht mehr. „Verlassen von vielen der eigenen Mitglieder, von den Reformirten mit Mißtrauen, von der Regentin mit Abscheu betrachtet, hörte der Bund von dieser Zeit an auf, noch irgend einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes zu üben." Anderseits trat die Statthalterin, nach eingetretener Ruhe, der Partei, welche ihr jene Concessionen abgerungen hatte, völlig ferne: denn auch sie konnte den Gedanken der Duldung nicht fassen, indem sie sagte, ehe sie einwillige, daß der König zwei Religionen im Staate gestatte, wolle sie sich lieber in zwei Stücke zerreißen lassen. Sie trat daher wieder der andern Partei näher, und wurde selbst gegen Egmont (der doch in seinen Provinzen Artois und Flandern gegen die Aufrührer so streng verfuhr, daß er alle frühere Popularität einbüßte und daß viele unschuldige Reformirte um ihrer persönlichen Sicherheit willen das Land verließen) so eingenommen, daß ihn ihre Kälte empfindlich kränkte, während Oranien und Hoorn längst wußten, wie sie mit ihr daran waren.

Margaretha wendete sich daher wieder an ihren alten Rathgeber, den von ihr früherhin oft bei Philipp verklagten Cabinetsrathspräsidenten Viglius, der nun, bevor er ihr rieth, sie fragte, ob sie des Königs Willen treu befolgen wolle? Auf ihre Bejahung dieser Frage sagte er: nun, so solle sie jedem Kabinetsrathsmitgliede die gleiche Frage vorlegen. Sie that's, und soll nur drei darunter gefunden haben, welche erklärten, „mit den Beschlüssen der Krone stehen oder fallen zu wollen." Dieß bestimmte sie jetzt, die Männer der Opposition, voran Oranien und Hoorn, dem Könige als „Feinde Gottes und der Kirche" anzugeben. Auch rieth sie ihm, dem Egmont nicht mehr zu trauen, da er sich öffentlich mit den Geußen vereinigt habe und seine ältere Tochter eine Hugenottin sei. — Während Egmont so einerseits sich verkannt fühlte, anderseits doch auch das Unrecht, das seinem Vaterlande vom Hofe angethan wurde, tief empfand, sah er sich in seiner Mittelstellung „hin- und hergezogen" und verlor so bei der Regierung, wie bei den Verbündeten das Vertrauen.

Weil sich an manchen Orten noch Widerstand zeigte und noch einzelne bilderstürmerische Bewegungen vorfielen, so ergriff die Statthalterin, noch ehe von dem Könige ein bestimmter Entscheid erfolgte, die strengsten Maßregeln bei der Unterdrückung dieser Bewegungen, ohne auf Oranien's erneuerte Vorstellungen, daß man doch die Niederlande, unbeschadet des königlichen Rechts, in der Religion dem deutschen Reiche gleich halten solle, zu achten.

Um die Autorität der Krone wieder herzustellen und in den Augen des Königs ihre Nachgiebigkeit wieder gut zu machen, gab sie ihren Zugeständnissen eine engere Deutung und untersagte in einer besondern Ver-

ordnung unter Androhung strenger Strafen die Taufen, Trauungen und Beerdigungen durch reformirte Geistliche. Sie zog geworbene Truppen ins Land und befahl den Gouverneuren der Provinzen neue Aushebungen zur Einlagerung in reformirt gesinnte Orte zu veranstalten.

Am schwersten trafen diese Maßnahmen die vom reformirten Geiste ganz durchdrungene Stadt Valenciennes, die, von einem französischen Geistlichen La Grange aufgeregt, gegen jene dem vorangegangenen Edict zuwiderlaufende Verordnung protestirte und, weil sie nicht nachgab, als Rebellin erklärt wurde. Über einen großen Theil der Bürgerschaft wurde die Strafe der Landesverweisung und Gütereinziehung ausgesprochen. Da ließ die Kaufmannschaft dieser Stadt auswärtige Truppen werben und stellte sie unter Brederode's Befehl, sandte aber auch eine Petition an die Regentin um Zurücknahme der vertragswidrigen Verordnung ein. Auf die Zurückweisung derselben ertönte hierauf im Lande der Ruf zu den Waffen, aus Städten und Dörfern kamen Bewaffnete herbei, und in mehreren Städten entbrannte der Kampf, zu dessen Unterdrückung Margaretha sogleich überall hin königliche Truppen entsandte.

Marnix, Herr von Toulouse, segelte mit 2000 Aufständischen die Schelde hinauf und landete beim Dorfe Anstruweel, zwei Stunden von Antwerpen. Es kam fast vor den Thoren dieser Stadt zu einem Treffen, und weil die Calvinisten Antwerpen's wegen befohlner Schließung der Thore jenen ihren Glaubensgenossen nicht zu Hülfe kommen konnten, so erlagen 1500 derselben im Kampfe mit den königlichen Truppen und 300, welche gefangen worden waren, wurden ohne Gnade niedergehauen. Dieses Unglück steigerte den Zorn der Calvinisten in Antwerpen auf's Höchste. Die ganze Nacht hindurch gab sich der Prinz von Oranien alle Mühe, ein Einverständniß unter den Calvinisten und Lutheranern zu erzielen und die Gemüther zu beruhigen. Am folgenden Morgen sah man auf dem Platz vor dem Rathhause die Calvinisten in Waffen aufgestellt und mit einer Kanone aus dem Arsenal versehen: ihnen gegenüber standen die zahlreichern Truppen des Prinzen, jedoch ohne Artillerie. Kein Theil wagte es, den „brudermörderischen“ Kampf zu beginnen. Da gelang es dem Prinzen, der sich mit wenigen Begleitern in die Reihen der Gegner wagte, durch ruhige Vorstellungen die Calvinisten zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, und durch einen gegenseitig beschwornen Vertrag die Ruhe in der Stadt herzustellen.

Unterdessen wurde Valenciennes förmlich belagert, und da sich die Stadt nicht ergab, erfolgte auf Margarethens Betrieb der Befehl, sie zu beschießen, den übrigens Philipp nur ungern ertheilte. Nach einem 32stündigen Feuer, vor dem der große Thurm und viele wichtige Gebäude in Trümmer sanken, ergab sich die Bürgerschaft. Die eifrigsten Geistlichen, darunter La Grange, nebst den Hauptführern, 36 Personen an der Zahl, wurden hingerichtet. Die Befestigungen geschleift, die Bürger geschatzt und ihrer Privilegien beraubt. Nach dem Fall von Valenciennes gaben bald auch die übrigen noch aufständischen Städte (mit Ausnahme von Antwerpen und einigen holländischen Städten) ihren Widerstand auf. Allenthalben wurden die reformirten Geistlichen verjagt und der protestantische Gottesdienst verboten.

Um nun die Feinde der Regierung noch genauer zu erforschen und dieselben wo möglich ganz zu entfernen, legte nun die Regentin dem hohen Adel und allen vornehmen Militär- und Civilbeamten einen neuen Eid auf, daß sie — bei Strafe der Amtsentsetzung — zur Ausrottung aller Ketzerei beihelfen und dem Könige unbedingten Gehorsam leisten wollten. Die Meisten schwuren; auch Egmont. Aber Oranien, Hoorn, Brederode und Hoogstraten weigerten sich, den Eid in dieser Fassung zu leisten, wobei insbesondere Oranien vorstellte, daß ja dieser Eid in seiner Folgerichtigkeit ihn zwingen würde, sein eigenes Weib (die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen) dem Mordbeil zu überliefern!

Als auf eine neue Beschwerdeschrift der Verbündeten, daß wider den geschlossenen Vertrag königliches Kriegsvolk im Lande geworben werde, von der Regentin die Antwort erfolgte, dieß geschehe, weil ja auch sie wider ihre Unterthanenpflicht eine Kriegsmacht rüsteten; es werde daher fortan jedes Widerstreben auf's strengste geahndet werden: so trieb zwar dieser Bescheid viele Geußen zur Unterwerfung, Manche aber auch zu erhöhtem Widerstand an.

3. Absendung eines spanischen Heers unter Alba. Auswanderungen. Oranien's Entweichung. Alba's Einzug. Egmont's und Hoorn's Verhaftung. Abgang der Statthalterin. Der Blutrath. Neue Auswanderungen. Die Buschgeußen. Einfall Nassau's. Hinrichtung Egmont's und Hoorn's. Mißglückter Einfall Oranien's.

Unterdessen hatten die Nachrichten von den sich drängenden Vorgängen in den Niederlanden am königlichen Hofe in Spanien große Bestürzung erregt: nur Philipp, den die erste Post davon krank in Segovia traf, behielt äußerlich seinen Gleichmuth, wiewohl ihn am meisten jener der Statthalterin abgetrotzte Vertrag schmerzte. Im Kabinetsrathe waren die Meinungen getheilt, und lange erwog der König bei sich, was er thun solle. Endlich faßte er, gegen die mildere Meinung seines Beichtvaters, so wie des Prinzen von Eboli und des Herzogs von Feria, — auf Alba's und Spinosa's Rath den Beschluß, weder irgend eine weitere Milderung zu gewähren, noch die Stände zu berufen, noch auch selbst in die Niederlande zu gehen, vielmehr ein Kriegsheer aufzustellen und die Niederlande mit Gewalt einer absoluten Herrschaft zu unterwerfen. Den Oberbefehl über dieses Heer erhielt nicht des Königs Sohn Don Carlos, der darnach strebte, sondern der Herzog von Alba.

Fernando de Toledo, Herzog von Alba, damals 59 Jahre alt, hatte unter Karl V 1524 den ersten Feldzug gegen Frankreich, 1531 den Zug gegen Soliman mitgemacht, hatte 1534 vor Tunis, 1536 im südlichen Frankreich, 1542 in Catalonien gefochten, 1546 als Oberfeldherr den schmalkaldischen Krieg geführt und 1555 als Vicekönig von Italien den Krieg gegen die Truppen und Verbündeten des Papstes, Paul's IV, glücklich geleitet, so daß er zu den berühmtesten und gefürchtetsten Feldherrn seiner Zeit gehörte. Thatkräftig und durchgreifend, aber dabei oft hart und rücksichtslos; besonnen und vorsichtig, aber dabei verstellt und in Hofkünsten geübt; fest, aber dabei eigensinnig; hochgesinnt, aber gränzenlos stolz — glaubte er ein

Volk, gleich einem willenlosen Heere, behandeln und weder auf die Rechte, noch auf die Eigenthümlichkeiten desselben Rücksicht nehmen zu müssen, einzig darauf bedacht, den unbedingten Willen seines Gebieters geltend zu machen. In Verfolgung Andersglaubender kannte er keine Schonung, vielmehr war er oft so grausam, daß er die Strafen durch Martern erhöhte. So hatte er einst einem Freunde Oranien's wegen eines Widerspruchs zuerst die Zunge ausschneiden und dann ihn verbrennen lassen. So rieth er dem Kaiser (Karl V) Gent wegen Ungehorsams vom Erdboden zu vertilgen, und als Oranien sich über diese Äußerung beim Kaiser beklagte und dieser den Herzog verweisend fragte, wie viele spanische Felle wohl nöthig wären, um solch einen gant (d. i. Handschuh) wieder zu machen, so warf Alba auf Oranien den tiefsten Haß, den auch Egmont zu fühlen bekam, auf dessen Feldherrnruhm Alba neidisch war. Gleich beim ersten Gerücht von Alba's Absendung erhielt der Prinz von dem Landgrafen Philipp von Hessen (einem Verwandten seiner Gemahlin) ein Schreiben, worin stand: „Hüte dich vor Alba! ich kenne ihn wohl!"

Bei dieser von Spanien aus drohenden Gefahr sahen viele niederländische Protestanten nach der Hülfe evangelischer Fürsten Deutschlands aus. Allein diese waren der lutherischen Reformation zugethan, und weil in den Niederlanden die Calvinisten die herrschende Partei waren und unter der Leitung des großen Consistoriums zu Antwerpen ein geschlossenes, gewissermaßen republicanisches Gemeinwesen bildeten, das im Gefühle seiner Macht es verschmähte, der kleinen lutherischen Partei daselbst Einräumungen zu gewähren, so ließen sich die lutherischen Fürsten Deutschland's zu keiner Hülfe herbei, sondern unterstützten nur unter der Hand die lutherischen Niederländer. Wilhelm von Oranien und sein Bruder Ludwig hätten es gerne gesehen, wenn die Calvinisten ihr Glaubensbekenntniß mehr der Augsburgische Confession genähert hätten. Der Oranier selbst neigte sich dem Lutherthum zu. Schon sein Vater hatte als Lutheraner gelebt und war als solcher gestorben, und von ihm war Wilhelm mit seinen Geschwistern im lutherischen Glauben erzogen worden; da er aber schon in seinem eilften Jahre an den kaiserlichen Hof kam, so folgte er in seiner Knabenunselbständigkeit dem am castilischen Hofe herrschenden katholischen Glauben und lebte darin bis zum Ausbruch der niederländischen Unruhen, wobei Philipp's Verfolgungssucht ihn an den Scheideweg stellte. Empört über die Rechtsbeeinträchtigungen und Märtyrerqualen, welche der Katholicismus über die von ihm Abweichenden verhängte, entschied er sich für den Protestantismus und zwar für den Glauben seiner Väter und seiner Kindheit, zumal auch seine Gemahlin, seine noch lebende Mutter und seine Geschwister, ja alle seine nächsten Verwandten, der Augsburgischen Confession zugethan waren. Doch war sein Übertritt zum Protestantismus noch kein förmlicher.

Wenn es gleich hieß, der König werde dem Heere bald nachkommen, um dann alles selbst zu ordnen, so verbreitete doch Alba's Namen Schrecken unter den Protestanten. Daher suchte Oranien, das Schlimmste voraussehend, den fast aufgelösten Geußenbund wieder herzustellen und den Egmont dafür zu gewinnen. Allein dieser gieng nicht darauf ein. Da der Prinz nun wohl erkannte, daß der erste Schlag gegen ihn und überhaupt gegen die Spitzen des Adels gerichtet sein werde, so beschloß er, um sich auf bessere Zeit zu sparen, das Land zu verlassen und machte davon bei der Statthalterin die Anzeige. Diese ließ ihn durch ihren Geheimschreiber Berty dringend ersuchen, im Lande zu bleiben. Er aber sprach sich offen über seine Beweggründe aus und blieb auf seinem Entschluß. Nur ließ er sich noch bereit finden, mit dem Grafen Egmont eine besondre Besprechung zu halten, von der Margaretha hoffte, sie werde einen Einfluß auf die Sinnesänderung des Prinzen haben.

Diese merkwürdige Zusammenkunft fand in Willbroek (einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel) im Beisein des Grafen Mansfeld und Berty's Statt. Als der Prinz auch ihm die Beweggründe seiner vorhabenden Entfernung mitgetheilt hatte und ihn ermahnte, ein Gleiches zu thun, so entgegnete Egmont: er vertraue der Milde des Königs, der mit Männern, die dem Lande die Ruhe wiedergegeben hätten, gewiß nicht hart verfahren werde. Dagegen bezeichnete der Prinz diese Hoffnung als eine Thorheit, die sich und Andere in's Verderben stürzen und den Spaniern zu einer Brücke dienen werde, über deren Eingang sie seinen Kopf aufstecken würden! — Unter Thränen und herzlichen Umarmungen verabschiedeten sich beide Männer, die sich von da an nie wieder sahen.

Tags darauf verließ Oranien die Niederlande und nahm in Dillenburg auf deutschem Boden seinen Aufenthalt. Seinem Beispiele folgten sein Bruder, Graf Ludwig, Herr von Brederode und sonst noch viele Edle, so wie auch eine große Anzahl anderer Niederländer, die man auf 100,000 angiebt. Von diesen Elementen des Widerstandes befreit, begannen nun sogleich neue stärkere Verfolgungen gegen die Protestanten, besonders in Antwerpen, Amsterdam, Ypern und in andern Städten, wo der Protestantismus sich festgesetzt hatte. Die Statthalterin verfuhr dabei mit der entschiedensten Strenge, um dem Könige melden zu können, daß nunmehr die Ruhe völlig hergestellt und er nun ohne Armee kommen könne, von deren Eintritt sie den schrecklichsten Bürgerkrieg besorgte. Der König aber gab ihr und ihren Räthen (selbst dem Viglius) einen Verweis, setzte fast alle den Protestanten gemachten Concessionen außer Kraft und beharrte auf dem Einrücken des Heeres: denn erst nach vollständig hergestellter Ordnung ließe sich väterliche Milde üben!

Bereits war Alba von Spanien aufgebrochen und zog — nicht durch Frankreich, denn Karl IX verweigerte in der Besorgniß vor einer Aufregung der Hugenotten den Durchzug — von Genua aus über die savoyischen Alpen durch die Freigrafschaft Burgund und langte mit einem stark angewachsenen Heere in den Niederlanden an, wo er am 28. August seinen feierlichen Einzug in Brüssel hielt. Auf Philipp's Befehl mußte ihm die Statthalterin die Militärgewalt über das Land abtreten, während nur die Civilgewalt (und diese mit Ausnahme der Hochverraths- und Ketzereiangelegenheiten) in ihren Händen blieb. Anfangs heuchelte Alba dem Egmont so viel Freundlichkeit, daß auch Hoorn sich am Hofe zu Brüssel einfand. Kurz darauf lud Alba (es war am 9. Septbr. 1567, dem zwölften Tag nach seinem Einzug) beide unter dem Vorwand, sich mit ihnen über die Landessicherung zu berathen, zu sich ein und behielt sie, sammt dem Bürgermeister von Antwerpen, Anton von Straelen, nach freundlichst gepflogener Berathung, gefangen zurück.

Verletzt durch dieses Willkührverfahren und längst der vielen Zurück-

setzungen überdrüssig, forderte hierauf die Statthalterin vom König ihre Entlassung und erhielt sie. Nachdem sie ihren Bruder noch einmal gewarnt und flehentlich gebeten hatte, das einst so blühende Land nicht in eine Wüste zu verwandeln, nahm sie von den Ständen und von ihren ehemaligen Räthen einen rührenden Abschied und verließ die Niederlande für immer, um den Rest ihres Lebens in Italien zuzubringen.

Froh, nun ungetheilt die Gewalt zu besitzen, ließ Alba auf Kosten des Landes da und dort Zwingvesten erbauen, legte den angeschuldigten Städten zur Strafe große Geldsummen auf und ließ in Antwerpen das culenburgische Haus, in welchem jene Bittschrift der Geußen unterzeichnet worden war, niederreißen und eine Schandsäule darauf errichten. Zugleich setzte er einen sogenannten „Rath der Unruhen" ein, den das Volk nur den Blutrath nannte, weil dessen zwölf Beisitzer, (die aus neun feilen Niederländern und drei hartherzigen, die Niederländer stolz verachtenden Spaniern bestanden) nicht nur über Aufruhr, Hochverrath und Ketzerei abzuurtheilen hatten, sondern, diesem anfangs ausgesprochenen Zwecke zuwider, bald auch so weit giengen, daß sie jede Beschwerdeführung, jede Berufung auf beschworne Landesrechte und Landesfreiheiten zu einem Hochverrath, jede protestantische Gedankenäußerung zu einer Ketzerei stempelten und in allen diesen Fällen, ja oft auf bloßen Argwohn hin ein Todesurtheil aussprachen, so daß Galgen, Rad und Beil aller Orten in beständiger Thätigkeit waren.

Sogar an den Landstraßen (wird nach der Antwerpener Chronik berichtet) „sah man auf Bäumen und an Pfählen viele Gehängte und Überreste von Verbrannten." Täglich erschreckten die Todtenglocken Jeden, der für sich nicht sicher war oder für einen Verwandten zu fürchten oder ihn zu betrauern hatte.

Da noch überdieß die Güter aller Verurtheilten sowohl, als aller Nichterschienenen zum Vortheil der Krone eingezogen wurden und weder deren Gattinnen, noch Kinder, noch Gläubiger etwas davon bekamen, so hatte die Habsucht nicht minder, wie die Rachsucht ein weites Feld. Vergebens warnte den König auch der ihm treue Viglius; vergebens erneuerte Kaiser Max II seine menschenfreundlichen Vorstellungen; vergebens rieth auch der Papst zur Milde. Philipp forderte erst jene Blutrichter zu einem Gutachten auf, und dieses fiel natürlich zu Gunsten des begonnenen Systems aus, indem sie geradezu alle Niederländer für Ketzer und Verräther erklärten.

Die nächste Folge war, daß abermals viele Tausende auswanderten, von denen alle, die keine Mittel zum Unterhalt in der Fremde hatten, sich durch Raub und Plünderung zu nähren suchten und unter dem Namen Buschgeußen oder wilde Geußen die größten Frevel verübten.

Auch Oranien und seine ausgewanderten Freunde wurden aufgefordert, sich vor den Blutrath zu stellen und wegen Hochverraths zu verantworten, und als sie sich weigerten, ein so illegales Gericht anzuerken-

nen, wurden ihre Güter eingezogen. Daher wandte sich Oranien klagend an Kaiser und Reich; dasselbe thaten auch Egmont und Hoorn, weil man in dem gegen sie anhängigen Proceß keinen ihrer Vertheidigungsgründe beachtete. Der Kaiser Maximilian nahm sich ihrer als Reichsglieder an; doch vergebens: alle Fürbitten von seiner und der deutschen Fürsten Seite, alle Berufungen auf die Landesgesetze von Seiten der Angeklagten halfen nichts. Denn weil so eben der Graf Ludwig von Nassau mit einem geworbenen Söldnerhaufen in's Land fiel, um Gröningen, Friesland und Neuholland zum Aufstand zu bringen, und die gegen ihn ausgesandten Spanier schlug, so entschied Alba rasch den ohnedieß nur zum Schein geführten Prozeß und ließ zum Zweck der Abschreckung die Grafen Egmont und Hoorn auf dem Marktplatz zu Brüssel — enthaupten und ihre Häupter auf Pfähle stecken!

Egmont's Gemahlin (die Schwester des Kurfürsten Friedrich's III von der Pfalz) warf sich, um ihres Gatten Leben flehend, dem Herzog Alba zu Füßen, und dieser entließ sie mit der zweideutigen Vertröstung: sie solle zufrieden sein, morgen werde ihr Gatte aus dem Gefängniß gehen! Auch der Bischoff Rithof, der dem Unglücklichen das Urtheil verkünden und ihn zum Tode vorbereiten sollte, flehte vergebens um das Leben desselben. Als Egmont um Mitternacht das Urtheil vernahm und es als unabwendbar erkannte, ergab er sich gleich in sein Geschick, beichtete und nahm das h. Abendmahl in katholischer Weise. Darauf schrieb er am Morgen noch einen rührenden Brief an den König und legte wenige Stunden darauf, seinen Geist Gott befehlend, das Haupt auf den Block. Das Volk empfand bei diesem Anblick das schmerzlichste Leid, und selbst die das Blutgerüst umgebenden spanischen Soldaten konnten sich der Thränen nicht enthalten. Er hinterließ drei Söhne und acht Töchter. Gleich nach ihm, noch an demselben Tage, wurde auch Hoorn mit noch 18 Edlen hingerichtet. — Auch Hoorn's Bruder, Montigny, der in Spanien in's Gefängniß geworfen worden war, wurde dort gefoltert und durch Gift getödtet.

Jenem Sieg der Oranier unter Ludwig von Nassau folgte jedoch bald darauf ihre Niederlage vor Gröningen, die so entschieden war, daß Graf Ludwig sich auf einem Kahn über die Ems retten mußte. Allein die grausamen Hinrichtungen und die schonungslosen Gütereinziehungen, die gräulichen Ausschweifungen der spanischen Soldaten, die rücksichtslosen Hemmungen des materiellen und geistigen Verkehrs erfüllten auch die ruhigsten Bürger mit solchem Abscheu vor Alba, daß es bald darauf dem Herzog von Oranien, der unterdeß förmlich zur reformirten Religion übergetreten war, gelang, mit Hülfe seines Bruders wieder ein Heer, 20,000 Mann stark, zusammenzubringen, mit dem er selbst über die Maas zog, um sein unterdrücktes Vaterland zu retten. Da aber Alba, wohl wissend, daß Oranien seine Truppen aus Mangel an Geld nicht lange werde zusammenhalten können, klüglich jeder Schlacht auswich, so sah sich Oranien wieder durch Mangel und Krankheiten genöthigt, seinen Rückzug durch die Picardie und Lothringen zu nehmen und sein Heer aufzulösen.

4. Alba's Steuergesetz und Verbot des englischen Handels. Oranien's Kleinkrieg zur See. Die Wassergeußen. Aufstand Holland's mit Seeland, Geldern und Friesland. Einnahme von Mecheln. Alba's vergebliche Anstrengungen. Seine Abberufung. Zuñyga y Requesens. Dessen Sieg über die Geußen, aber vergebliche Belagerung von Leyden. Oranien Statthalter von Holland und Seeland. Die Dordrechter Kirchenverhandlungen.

Triumphirend zog Alba wieder in Brüssel ein und fuhr fort Citadellen in den wichtigeren Städten zu bauen, um die Niederländer im Zaum zu halten. Weil nun zur Bestreitung der Kosten dieser Bauten, so wie der fortwährenden Unterhaltung des Heeres, die Gütereinziehungen, wegen der dabei obwaltenden Veruntreuungen und Verschleuderungen, nicht hinreichten, so verfiel Alba auf eine in den Niederlanden bis dahin unerhörte und völlig ungesetzliche Steuer, indem er den hundertsten Pfennig von allem Vermögen, den zehnten von allem Verkauften und den zwanzigsten von allem Ererbten forderte, und so das ganze Land um so mehr empörte, da diese Last eine fortlaufende sein sollte und offenbar allem Handel und Verkehr nachtheilig war. Mit Mühe erlangte man von ihm für die nächsten zwei Jahre eine Ermäßigung. Als nach deren Verlauf alle Stände und selbst alle seine Räthe gegen die wiederhervortretende Forderung des Zehnten und Zwanzigsten allgemeinen Einspruch thaten, setzte er diese Steuer durch ein Gesetz vom 31. Jul. 1571 ohne die Bewilligung der Stände fest und strafte alle beharrlich Widerstrebenden, wie z. B. die Stadt Utrecht, mit dem Verlust aller ihrer Freiheiten und ständischen Rechte.

Zwar verkündete Alba nun die längst erflehte Amnestie und ließ sich deßhalb in Antwerpen eine Bildsäule setzen, die ihn darstellte, „wie er die Ungeheuer des Aufruhrs und der Ketzerei mit Füßen tritt". Da aber von dieser Amnestie nicht nur alle Protestanten, sondern auch alle nur entfernt gravirten Katholiken ausgenommen waren, so herrschte aller Orten Unwille, Furcht und Entsetzen, und selbst die Katholiken, die sich seit der Bilderstürmerei von den Protestanten fern gehalten hatten, näherten sich denselben wieder. Da ereignete sich's, daß Alba mit England in Zwist gerieth, in Folge dessen er den in den Niederlanden so bedeutenden Handel nach England verbot, so daß von da an der englische Handel, der damals seinen Hauptzug nach Antwerpen und Dordrecht gehabt hatte, sich größtentheils nach Hamburg zog.

Dieser neue, den Wohlstand der Niederlande mit völligem Ruin bedrohende Schlag vermehrte die in den Gemüthern vorhandene Gährung. Die durch jene Steuer und dieses Handelsverbot in ihrem Vortheil schwer verletzten Kaufleute boten daher insgeheim dem Prinzen von Oranien die nöthigen Mittel zu einer neuen Erhebung gegen diesen Druck. Der Prinz hatte schon seit einiger Zeit, die Abwesenheit der mit den Türken beschäftigten spanischen Flotte klug benützend, Kaper-

briefe ertheilt und dadurch für die Spanier das Meer unsicher gemacht: nun, da er mit jenen Mitteln auch eigene Fahrzeuge ausrüsten konnte, erschien bald eine oranische Flotte und begann den „kleinen Krieg zur See". Bald darauf überfiel eine an der englischen Küste ausgerüstete zweite Flotte der Wasser- oder Meergeußen — wie man diese durch Wildheit und Zügellosigkeit gefürchteten Freibeuter nannte — unter Anführung des Grafen Wilhelm von der March das an der Maasmündung liegende Städtchen Brielle und nahm es sammt dem Hafen in Besitz.

Die Nachricht von diesem glücklichen Handstreich brachte eine Reihe holländischer Städte (darunter Vließingen, Leyden, Dordrecht, Haerlem 2c.) zum Aufstand, und alle erklärten in einer Zusammenkunft ihrer Abgeordneten zu Dordrecht (15. Jul. 1572), daß sie keinen andern Statthalter anerkennen würden, als den Prinzen Wilhelm von Oranien, der es früherhin gewesen war. Hierauf verbreitete sich der Aufstand nach Seeland, Geldern und Friesland: die meisten Städte (darunter Mons, Zwoll, Amesfoort 2c.) öffneten den Geußen ihre Thore. Oranien selbst überschritt an der Spitze von 24000 Mann den Rhein, drang nach der Eroberung von Roermonde über die Maas in Brabant ein und nahm Mecheln weg, konnte aber nicht verhindern, daß das von seinem Bruder Ludwig vertheidigte Mons wieder in Alba's Hände fiel.

Da sich Oranien in Folge der die Gegner ermuthigenden Nachricht von der pariser Bluthochzeit (K. 1, 5) in dem mehr spanisch-gesinnten, meist von Wallonen bewohnten Südbrabant nicht halten konnte, zog er sich nach Holland, während Geldern, Oberyssel und Friesland allmählich wieder den Geußen entzogen wurden. Desto fester hielten Holland und Seeland an Oranien und der Aufstand machte dort große Fortschritte. Obgleich Alba überall da, wohin seine Macht reichte, mit schonungsloser Härte verfuhr und besonders Mecheln, Zütphen, Narden, Haerlem furchtbar büßen mußten, so sah er doch kein Ende des Aufstandes ab, und als er Alkmar nicht erobern konnte und die Geußen seine Flotte besiegten, bat er selbst den König um seine Entlassung. Denn dieser hatte unterdessen endlich erkannt, daß Alba nicht für die Niederlande passe, und den Herzog von Medina-Celi mit einer Flotte dahin abgesandt. Da dieser aber sich nichts zu unternehmen getraute und gleich wieder nach Spanien zurückkehrte, so ernannte Philipp den Don Louis von Zunyga y Requesens, einen gemäßigteren Mann, zum Nachfolger. Nun kehrte Alba, mit dem allgemeinen Haß und Fluch der Niederländer beladen, am 2. Dez. 1573 nach Spanien zurück, einzig bedauernd, daß er gegen die Ketzer nicht noch strenger gewesen wäre.

Requesens ließ nun zwar zur allgemeinen Freude die Bildsäule Alba's wegnehmen, hob den Blutrath auf und verkündete eine weniger beschränkte

Amnestie; weil er aber dabei allen Protestanten die Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche zumuthete, auch keinen Steuernachlaß gewährte, so dauerte der schreckliche Krieg fort. Zwar siegten die Spanier 1574 auf der Moorwyker Heide, so daß drei der tapfersten Geußenanführer, die Brüder Ludwig und Heinrich von Nassau und der Pfalzgraf Christoph (ein Neffe der Gräfin Egmont), dabei umkamen; allein die Belagerung der Stadt Leyden mißglückte den Spaniern völlig und der bei dieser Noth bewiesene Muth der Bürger, so wie der Hochsinn, der sich nachher in der ihnen gelassenen Wahl der Belohnung aussprach, gereichte dieser Stadt zu immerwährendem Ruhme.

Unmittelbar nach dem Sieg auf der Moorwyker Heide nämlich empörte sich die spanische Soldateska wegen rückständigen Soldes und mit Mühe beschwichtigte man sie durch eine den Antwerpenern auferlegte Contribution. Gleich darauf ließen sie sich vor Leyden führen, das im Mai 1574 so eng umschlossen wurde, daß bald eine Hungersnoth in der Stadt entstand und viele Bürger ungestüm auf Übergabe drangen. Da trat der Bürgermeister Peter van der Werff kühn unter sie und sagte seinen Leib darbietend: „den mögt ihr zerfleischen und euch daran sättigen; aber von Übergabe lasset mich nichts mehr hören!“ Beschämt dadurch hielten sie aus, und Einer rief von dem Wall aus — den Feinden zu: „Wir haben zwei Arme, den linken zum Verzehren, wenn uns der Hunger dazu treibt, den rechten zur Führung des Schwerts.“ — Auch der Stadtcommandant Jan von Does, Herr von Nordwyk, und der Stadtschreiber van Houth ermunterten allenthalben zur Ausdauer in der Noth. Als sie auf's höchste gestiegen war, durchstachen sie die umliegenden Dämme, so daß die Meerfluthen eindrangen und nicht nur die Spanier sich gezwungen sahen, aus ihren Verschanzungen zu weichen, sondern daß auch ein Theil der Geußenflotte bis nahe an die Stadt segeln und sie mit Proviant versehen konnte. Jetzt gaben die Spanier die Belagerung gänzlich auf und zogen unter dem Jubel der Befreiten ab. Voll Bewunderung vor dem bewiesenen Heldenmuth der Stadt boten ihr Oranien und die Stände Holland's zur Belohnung entweder Zollfreiheit an oder das Recht, eine Universität zu gründen. Der uneigennützige, auf Besseres gerichtete Sinn der Bürger wählte das Letztere und am 6. Jan. 1575 wurde vom Prinzen Oranien und den Ständen „im Namen des Königs“ die Stiftungsurkunde der Leydner Universität ausgefertigt.

Weil die Unterhandlungen der Stände mit dem neuen Statthalter über Verminderung der Steuern, Aufhebung der Rechtsbeschränkungen und Einstellung der Inquisition zu keinem Ergebniß führten, und Requesens auf Abschlag künftiger Bewilligungen Steuern erhob, um seine Söldner befriedigen zu können, so entstanden im Volke die alten Klagen, und als die nichtbefriedigten Söldner sich empörten und die ärgsten Frevel verübten, stieg die Unzufriedenheit der Niederländer auf's höchste. Selbst des Kaisers Bemühungen, eine Verständigung zwischen den streitenden Theilen herbeizuführen, scheiterten nicht sowohl am guten Willen des Statthalters, als vielmehr an Philipp's beharrlicher Unduldsamkeit.

Dagegen schloßen sich Holland und Seeland immer enger an einander an, gaben dem Prinzen von Oranien (der 1575 auch in Seeland zum Statthalter gewählt wurde) volle Gewalt, ihre Freiheit zu schützen, und bewilligten ihm mit Freuden alle dazu erforderlichen Mittel. Eben so ordneten die Reformirten mit seiner Zustimmung ihre reli-

giösen Angelegenheiten auf der Versammlung zu Dordrecht (1574), welche ein eigenes — das dordrechter — Glaubensbekenntniß entwarf, den Heidelberger Katechismus annahm und die Wiedertäufer und Mennoniten als Secten ausschloß.

5. Die Holländer im Nachtheil. Requesens' Tod. Aufstand der spanischen Söldner: Plünderung Maestricht's und Antwerpen's. Der Genter Vertrag. Juan d'Austria. Das ewige Edict. Juan's Übergriffe. Widerstand. Oranien Statthalter von Brabant. Spaltung der Niederländer in vier Parteien. Juan's Tod. Alexander Farnese und die Südprovinzen. Die Utrechter Union.

Der Krieg währte indeß fort und verzehrte die Kräfte des Landes. Da England keine positive Hülfe gewährte, geriethen die Holländer in Nachtheil, und als es dem Requesens gelang, durch die Eroberung von Zierikfee die Seelande von Holland abzuschneiden, ja Oranien sogar daran war, mit dem Volke und aller beweglichen Habe nach Zerstörung alles Zurückgelassenen in einen andern Welttheil zu ziehen und dort ein neues freies Vaterland zu gründen, — da hob plötzlich der Tod des Statthalters Requesens, der an einer Seuche starb, die Noth der Niederländer. Denn ehe Philipp einen neuen Statthalter sandte, empörte sich ein Theil der spanischen Soldaten wegen rückständigen Soldes und verübte solche Gräuel, daß selbst der Staatsrath den Bürgern gestattete, sich gegen die Plünderungen und Gewaltthaten der Soldaten mit den Waffen zu vertheidigen. Weil nun aber die Niederländer dabei ebenfalls zu weit giengen, so vereinigte sich der bisher ruhig gebliebene Theil der Soldaten mit den Meuterern, und nun mehrten sich die Verheerungsgräuel in einem solchen Grade, daß die Abgeordneten protestantischer und katholischer Landschaften zum Zweck der Pacification zusammentraten. Doch konnte erst die Nachricht von der schrecklichen Plünderung und theilweisen Einäscherung Antwerpen's die paciscirenden Theile zu gegenseitiger Nachgiebigkeit geneigt machen.

Nachdem nämlich die spanischen Soldaten am 20 October Maestricht geplündert hatten, überfielen sie am 4. November Antwerpen, durchplünderten diese reiche Welthandelsstadt von Haus zu Haus, marterten ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes Unzählige zu Tode, um die Angabe verborgener Habe zu erpressen, und verursachten dabei einen Brand, der 500 Häuser in Asche legte. Noch während des Brandes fuhren sie fort, ihre Raub- und Mordlust zu befriedigen, so daß an 2500 Leute theils erschlagen, theils verbrannt, theils ertränkt wurden. Das Geraubte war von den Soldaten in kurzer Zeit verschwendet und verspielt, und so groß war der Schaden, den diese Stadt dadurch erlitt, daß ihr voriger Reichthum und ihre bis dahin behauptete Handelsgröße nie wiederkehrte: denn von da an zog sich allmählig der Haupthandel nach Amsterdam. War sie je in ihrem Widerstand gegen die spanische Herrschaft zu weit gegangen, so hat sie stark dafür gebüßt.

Gleich vier Tage nach diesem Unglück Antwerpen's vereinigten sich die Stände von Brabant, Artois, Flandern, Hennegau, Ryssel, Valenciennes, Douay, Orchies, Namur, Dornyk und

Utrecht mit dem Prinzen von Oranien und den Ständen von Holland und Seeland zu der sogenannten Genter Pacification (1576), worin sie sich Vergessenheit alles Vergangenen, gegenseitigen Beistand zur Unterdrückung des Soldatenübermuths, so wie überhaupt zur Entfernung der Spanier aus dem Lande, endlich gegenseitige Duldung bis zur Schlichtung der Religionsangelegenheiten auf einem Reichstag gelobten.

Als darauf der von Philipp gesandte neue Statthalter Johann von Österreich (Don Juan d'Austria), des Königs Halbbruder, ankam, wollte er jenen Vertrag nicht anerkennen, weil derselbe im Grunde Religionsfreiheit zulasse. Als jedoch mehrere katholische Bischöffe ihm vorstellten, daß die Niederländer in politischer Beziehung nie nachgeben —, die religiösen Differenzen der Protestanten aber es der Regierung leicht machen würden, allmählich doch an's Ziel zu gelangen, so bestätigte Johann den wesentlichen Inhalt des Genter Vertrags durch das sogenannte ewige Edict (edictum perpetuum), das dem Lande Ruhe zu versprechen schien.

Johann von Österreich, geb. 1545, war ein natürlicher Sohn Karl's V. Seine mütterliche Herkunft ist ein noch unaufgehelltes Geheimniß, obwohl man Barbara von Plombes, eine Deutsche, als seine Mutter nennt. Er war schön, blond, daher bei den Frauen beliebt, dabei tapfer, klug und voll hoher Plane, weßhalb er von seinem argwöhnischen Bruder möglichst niedergehalten wurde. Er hatte in Spanien auf Befehl des Königs einen Aufstand der unter dem Druck schwer leidenden Mauren durch einen zweijährigen Krieg gedämpft und sie 1570 wieder zur Unterwerfung gebracht; darauf war er den Venetianern, die in einem abermaligen Kriege mit den Türken (dem vierten) Cypern verloren hatten, zu Hülfe gesendet worden und hatte die Türken in der glänzenden Seeschlacht bei Lepanto 1571 so vollständig geschlagen, daß sie 200 Schiffe mit 35000 Menschen verloren, und Jedermann glaubte, die Türkenherrschaft in Europa werde nun bald ein Ende nehmen. Allein die schlechte Benützung dieses Sieges benahm den Venetianern wieder alle Vortheile, und Johann's vorübergehende Eroberung von Tunis blieb auch ohne Folgen, da Philipp es dort, wie hier, an nachhaltender Unterstützung fehlen ließ. (S. XX. 5, 3.)

Weil aber in der königlichen Bestätigung viele Puncte des ursprünglichen Genter Vertrags übergangen waren, hauptsächlich aber, weil keine Gewähr gegen Glaubensverfolgung gegeben war, so verweigerten Holland und Seeland auf Oranien's Betrieb die Anerkennung. Auch waren zwei bald nachher zu Antwerpen und Mecheln vorfallende Ketzerhinrichtungen nicht geeignet, das vorhandene Mißtrauen zu heben. Als sich Herzog Johann vollends in politischer Beziehung Übergriffe erlaubte, namentlich bei Amtsbesetzungen seine Gewalt zu erweitern und weitergehend sogar mit den noch nicht völlig entlassenen Truppen sich einiger Städte zu bemächtigen suchte, ja Namur mit List einnahm, so drangen die niederländischen Stände beim Könige auf seine Entfernung, beriefen den Prinzen von Oranien nach Brüssel und erwählten ihn zum Statthalter von Brabant. Zu gleicher Zeit trat England's Elisabeth bei Philipp für die Rechte der Niederlande ein und rieth ihm, an Johann's Stelle einen andern Generalstatthalter dahin zu senden.

An dieser Stelle hätten Viele gern den Oranien gesehen; allein ein Theil seiner Gegner unter dem niederländischen Adel rief den jungen Erzherzog Matthias, den Schwestersohn Philipp's und Bruder des damaligen Kaisers Rudolf II herbei, und dieser nahm (wider den Willen seines Oheims und Bruders) die ihm von den Ständen angebotene General-Statthalterschaft sammt den ihm gestellten Bedingungen an. Allein Philipp verweigerte die Bestätigung und hielt sich nicht mehr an den Genter Vertrag gebunden.

Plötzlich erhob Herzog Johann die Kriegsfahne, besiegte durch die Tapferkeit seines Generals Alexander Farnese 1578 ein ständisches Heer und eroberte mehrere Städte. Lange konnten die in sich gespaltenen Niederländer sich nicht einigen, und selbst der von Oranien betriebene Toleranzvertrag half nur wenig: denn der katholische Theil der Niederländer berief sogar den leichtsinnigen und unselbständigen Herzog von Anjou, den Bruder König Heinrichs III von Frankreich, zur Statthalterschaft, so daß es um diese Zeit in den Niederlanden vier einander entgegenstehende Parteien gab (die spanisch-katholische, die französisch-katholische, die oranische und die sog. gentische).

Da starb unerwartet der Herzog Johann, und nun ernannte Philipp den Sohn Margarethens, den obengenannten Alexander Farnese, Herzog von Parma, zum Generalstatthalter. Dieser, ein eben so großer Feldherr als kluger Staatsmann, trat gleich mit dem Zugeständniß auf, daß den Niederländern ihre ehemaligen Rechte und Freiheiten zurückgegeben und die spanischen Truppen entfernt werden sollten; nur bestand er auf Herstellung der alten Kirche, so daß sich sogleich alle wallonischen (südniederländischen) Provinzen an ihn anschloßen.

Motley in seiner oben angeführten Gesch. d. Niederl. &c. schildert den Prinzen Alex. Farnese von Parma, so: „ein dunkles südliches Antlitz, beweglich und aufgeweckt, kohlschwarzes kurzgeschornes Haar, ein Adlerprofil mit einem großen mächtigen, unruhigen Auge; ein Mann, der selten sich ausstreckte, immer gefaßt, niemals beunruhigt, beständig im Sattel mit dem Küraß am Leib, gereift, aber unversehrt von der Zeit."

Um daher größern Abfall von der vaterländischen Sache zu verhüten, brachte der unermüdet auf Einheit hinarbeitende Oranien zwischen den sieben vorzugsweise protestantischen Provinzen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Friesland und Gröningen 1579 die **Utrechter Union** zu Stande, welche die Grundlage der spätern Verfassung der vereinigten Niederlande wurde.

Die Grundbestimmungen der Utrechter Union bestanden in Folgendem: Alle sieben Landschaften bilden, unbeschadet der einer jeden eigenthümlichen Rechte und Gewohnheiten, ein Ganzes; Krieg und Frieden, allgemeine Auflagen, Gränzbefestigung, Vertragsschlüsse erfordern Stimmeneinheit; andere Angelegenheiten werden durch Stimmenmehrheit entschieden; die Religion wird frei gegeben und Gewissenszwang nicht geduldet; ein Jeder vom 18. bis zum 60. Lebensjahre ist zur Landesvertheidigung verpflichtet. Der Vertrag wurde von allen Behörden und Zünften beschworen und Salust's Sentenz „Concordia res parvae crescunt" zum Wahlspruch genommen.

Unter den übrigen Staaten bildete sich ebenfalls eine Einigung (die Utrechter), mit der Farnese zugleich durch Krieg und Unterhandlungen zum Ziel zu kommen suchte. Erst nach dem Fall Maestricht's — das er so schrecklich verwüstete, daß der reiche Handel dieser Stadt (sie hatte allein 1400 Tuchmacher) für immer geschwächt wurde, — fügten sich ihm die südlichen Provinzen, mit Ausnahme von Antwerpen, Gent, Ypern und Cambray, und erhielten gegen das Versprechen, nur die katholische Religion zu dulden, ihre alten Rechte zurück.

Daneben betrieb Farnese auch einen allgemeinen Frieden mit dem, ungeachtet jener beiden Einigungen noch bestehenden, Generalstaatencongreß. Allein die Unterhandlungen, die auf Kaiser Rudolf's Betrieb zu Köln Statt hatten, scheiterten, weil Philipp nicht nur auf Erhaltung aller seiner Rechte und auf ausschließlichem Bestehen der katholischen Religion (was die Protestanten zur Auswanderung genöthigt hätte), sondern auch auf gänzlicher Entfernung Oranien's bestand, den er sechs Monate vorher in förmliche Acht erklärt hatte.

6. Farnese's Kriegsglück. Lossagung der Union von der spanischen Krone: der Freistaat der Niederlande. Oranien's Ermordung. Moritz von Oranien. Farnese Herr von Antwerpen. Hülfe der Engländer. Philipp's Krieg mit England. Die Armada. Farnese's Tod. Moritz Generalstatthalter. Olden-Barneveldt. Philipp's Abtretung der Niederlande an den Erzherzog Albrecht. Unabhängigkeitsbehauptung der reformirten Provinzen.

Unterdeß hatte Farnese den Krieg, jedoch mit abwechselndem Glück fortgesetzt; als es ihm aber glückte, einige Staaten zur Wiederaufnahme spanischer Truppen zu bringen, so daß er nun an der Spitze von 60,000 Mann stand, und die alsbaldige Eroberung von Tournay und Breda zeigte, was noch zu befahren sei, — da thaten die sieben vereinigten Staaten den letzten, von Oranien schon länger her vorbereiteten Schritt und sagten sich in einer öffentlichen Urkunde v. 26. Juli 1581 förmlich von der spanischen Krone los. Sie gaben sich durch Aufstellung eines Präsidenten und Landraths eine republicanische Verfassung, schickten den Erzherzog Matthias fort und beriefen den schon genannten Herzog von Anjou zur Präsidentschaft. Da aber dieser die Erwartung, die man von ihm hatte, täuschte und weder Macht noch Einfluß gewann, ja nach einem mißglückten Versuch auf Antwerpen und andere Städte wieder nach Frankreich zurückkehrte: so war und blieb Oranien fortwährend die Seele der Union.

Indessen hatte Farnese die Verwirrung, zu welcher die Rathlosigkeit Anjou's geführt, klug benützt, und mehrere Unionsstaaten fiengen schon an zu wanken. Nur Oranien stand fest, und so lange er lebte, schien den Spaniern die Unterwerfung der Abgefallenen unmöglich. Da traf ihn am 10. Juli 1584 zu Delft ein tödtlicher Schuß von Mörderhand und mit seinem Tod schien seinen Gegnern Alles gewonnen!

Schon bei der Ächtung Oraniens hatte Philipp einen Preis von 25000 Ducaten auf seinen Kopf gesetzt. Kein Wunder, daß Viele, dadurch gereizt, diesen Preis zu verdienen suchten. Schon 1582 war der Prinz einmal meuchlings verwundet worden. Der in Staatssachen so vorsichtige Mann hielt es aber unter seiner Würde zur Sicherung seiner Person irgend eine Vorkehrung zu treffen. Da begab sich ein Mensch aus Delft, Namens Balthasar Gerard (von angesehenen Weltlichen und Geistlichen bestärkt) unter dem Vorwand, sich einen Paß geben zu lassen, in den Palast des Prinzen, und drückte, während er mit ihm sprach, eine Pistole auf ihn ab, die mit drei Kugeln geladen war. Sogleich stürzte Oranien nieder und konnte nur noch rufen: „Gott erbarme sich meiner und dieses armen Volkes!" Der Mörder wurde ergriffen und unter Martern hingerichtet. Obgleich selbst manche Spanier diese Meuchelthat mißbilligten, so priesen sie doch die meisten als eine Heldenthat: in vielen Städten stimmte man darob ein Te Deum an, und König Philipp erhob den Mörder sammt seinen Nachkommen in den Adelstand!

Allein die holländischen Stände erklärten standhaft und entschlossen, den Kampf fortsetzen zu wollen, und wählten mit Seeland den zwar erst 17jährigen, aber vielversprechenden Sohn Wilhelm's, den Prinzen Moritz von Oranien, zu ihrem Statthalter, wenn auch nicht mit so ausgedehnten Rechten, wie sein Vater hatte. Und das thaten sie, obgleich Farnese bereits durch die Einnahme Gent's fast ganz Flandern in seine Gewalt bekam, ja auch Brüssel endlich einnahm und schon Antwerpen bedrohte, das bisher zu den unirten Staaten gehalten hatte.

Die reißenden Fortschritte Farnese's, der 1585 nicht nur Mecheln, sondern auch Antwerpen eroberte, das sich durch Gianibelli's Kunst so lange standhaft vertheidigt hatte, bewogen nun England's Elisabeth, den dringenden Gesuchen der unirten Niederländer zu willfahren und ihnen gegen Verpfändung dreier Hafenstädte ein Hülfsheer unter dem Oberbefehl des Grafen Leicester zu schicken.

Aber unerachtet ihm die Niederländer mehr Statthalterrechte einräumten, als je vorher dem Prinzen von Oranien, so verstand er es doch nicht, ihr Vertrauen zu gewinnen; und da ihm nicht nur Holland und Seeland jede Einmischung versagten, sondern auch die übrigen Staaten seinem Streben nach absoluter Gewalt ihre Volksrechte entgegensetzten, so legte er am Ende des Jahres 1587 im Verdruß seine Statthalterschaft nieder und kehrte nach England zurück.

Der Beistand, den Elisabeth den Niederländern geleistet, verursachte jenen großen Krieg England's mit Spanien, dessen schon oben Erwähnung gethan wurde. Aber gerade dieser Krieg, der Spanien's Kraft durch die Ausrüstung der „unüberwindlichen Flotte" (K. 2, 6) beinahe ganz in Anspruch nahm, verschaffte den Niederländern Luft. Und da Philipp nach der Vernichtung seiner Armada und dem Scheitern seiner Unternehmung auf England fast alle Kräfte Spanien's erschöpft hatte, und überdieß sich durch Einmischung in die französischen Wirren in einen Krieg mit Frankreich verwickelte, so verloren seine Truppen in den Niederlanden eine Stellung nach der andern und konnten kaum die südlichen Staaten behaupten, zumal als nach Farnese's Tod (1592) Frankreich unter Heinrich IV

die nördliche Staatenrepublik unterstützte. Dazu kam, daß sich diese seit 1590 den durch Geisteskraft, Muth und Ausdauer zum Herrscher gebornen Prinzen Moritz zum Generalstatthalter — und durch den trefflichen Großpensionär (Landsyndicus) von Holland, Jan von Olden-Barnevelдt eine neue, den Statthalter weise beschränkende und zugleich innerem Zwiespalt vorbeugende Verfassung gegeben hatte.

Da auch die Nachfolger Farnese's — ein alter Graf Mansfeld, dann der Erzherzog Ernst von Österreich (Rudolph's II Bruder) und nach dessen Tode dessen Bruder der Kardinal-Erzherzog Albrecht — nichts ausrichteten, so entschloß sich Philipp (nach dem Frieden zu Vervins 1598, der dem spanisch-französischen Kriege ein Ende machte) die Niederlande, um sie seinem Hause noch zu retten, seiner 32jährigen staatsklugen Tochter Klara Eugenia in die Ehe mit jenem Albrecht zu geben. Die katholischen Landschaften waren mit diesem Regententausch zufrieden, da ihnen ihre Rechte und Freiheiten zugesichert wurden; die protestantischen aber beharrten auf ihrer Unabhängigkeit, weil ihnen keine Religionsfreiheit gewährt wurde und weil in dem Ehevertrag für den Fall der Kinderlosigkeit dieser Ehe der Rückfall der Niederlande an Spanien bedingt war.

7. Philipp's II Tod (Don Carlos). Philipp III und der Herzog von Lerma. Fortsetzung des Kriegs in den Niederlanden. Waffenstillstand.

Nicht lange nach dieser Wendung der Dinge starb Philipp II im Escurial (den 13. Sept. 1598) an einer schrecklichen Krankheit und mit dem peinigenden Gefühl, den Zweck seines Lebens und Strebens verfehlt zu haben. Denn wiewohl er mit seiner rastlosen, unermüdeten Selbstthätigkeit in Spanien viele löbliche Einrichtungen hervorrief und gemeinnützige Werke schuf, und mit seinem bedächtig abwägenden Sinn den Einzelnen sich gerecht zu erweisen suchte, so hat er doch mehr Leben getödtet, als geweckt, mehr Gutes vernichtet als geschaffen, und das billigste Urtheil kann ihn vor einem gewissen geheimen Grauen, das man vor der verschlossenen Tiefe seiner Despotennatur empfindet, nicht schützen.

In den letzten Jahren seiner Regierung war er in beständiger Verstimmung über das Mißlingen aller seiner weitangelegten Plane, so wie über die zunehmenden Qualen der Fußgicht, auch fast für Jeden unzugänglich und zu Mittheilungen in Geschäften, die er ohnedieß stets nur in stolzverschloßner Brust nach seinen eigenen Ansichten leitete und entschied, unaufgelegt. Allmählich brachen Geschwüre an verschiedenen Theilen seines Leibes aus; alles Brennen und Schneiden half nichts. Zuletzt öffnete sich die Brust an vier Stellen und herauskrochen Läuse und Würmer in zahlloser Menge, daß kein Mittel sie tilgen konnte und der pestilenzialische Gestank fast alle Wärter von ihm trieb. Drei und fünfzig Tage lang lag er in dieser Qual, bewies aber dabei große Ruhe und Geduld und soll gesagt haben, daß ihm alle diese Schmerzen nicht so empfindlich wären, als der Schmerz über seine Sünden. Er selbst gestand seinem Sohne Philipp, dem er das Reich hinterließ, daß er 600 Mill. Ducaten und 20 Mill. Menschen umsonst geopfert habe, und warnte ihn vor ehrgeizigen Planen. — Sein Sohn erster Ehe, Don Carlos, war schon 1568 gestorben. Das Verhältniß dieses Prinzen zu seinem Vater

und seiner Stiefmutter war folgendes: Als Kind schon zeigte Carlos eine heftige und grausame Gemüthsart, so daß er z. B. seine Freude daran hatte, Hasen lebendig zu braten, daß er einer Eidechse den Kopf abbiß rc. Obgleich schwächlichen und gebrechlichen Leibes (verwachsen und hinkend) war er doch so stolz, daß er vor seinem Vater nicht lange unbedeckten Hauptes stehen, und ihn nicht Vater, sondern nur nach Königsart Bruder nennen wollte. Als er auf der Universität von Alcalà war, wo er mit seinem Halbbruder Juan d'Austria und seinem Vetter Alexander Farnese studierte, stellte er einem Gärtnermädchen nach, fiel dabei die Treppe hinab gegen die Thüre des Hausgangs und verletzte sich die Hirnschale so, daß er trepanirt werden mußte. Seitdem nahm seine Bösartigkeit und tollsinnige Grausamkeit auffallend zu. So zwang er einen Schuster, der ihm die Stiefel nicht recht gemacht hatte, das daraus geschnittene und gekochte Leder zu essen; so wollte er einen Pagen, der nicht gleich kam, zum Fenster hinausstürzen; so drohte er den Herzog Alba zu erstechen, weil nicht er, sondern dieser in die Niederlande geschickt wurde rc. Er zog mit einer Bande junger ausgelassener Edelleute umher und fiel die Bürger mit dem Schwert an; er küßte die Weiber mit Gewalt und nahm keinen Anstand, selbst hochgeborne Damen mit den beschimpfendsten Namen zu belegen. Besonders aber haßte er seinen Vater — mit dem er in allen Lebensbeziehungen, besonders in der Religion und Politik, im vollsten Gegensatz stand, — auf's tiefste, und suchte gegen ihn heimliche Verbindungen in Spanien und in den Niederlanden anzuknüpfen; ja er soll ihm sogar nach dem Leben gestanden haben, was jedoch Philipp nachher selbst in Abrede stellte. Durch alles dieß Gebahren erschien er dem König als zur Thronfolge gänzlich unfähig. Plötzlich in der Nacht vom 18. auf den 19. Jan. 1568 trat Philipp geharnischt und im Gefolge einiger Großen in Carlos' Schlafgemach, ließ ihn gefangen nehmen, und erklärte öffentlich, daß die Pflicht gegen Gott und das Reich dessen strenge Festhaltung erforderten. Ungeachtet Papst, Kaiser und Fürsten sich für den Prinzen verwendeten, blieb Philipp doch unerbittlich. In seiner Haft überließ sich nun Carlos den heftigsten Ausbrüchen des Zorns und Wahnsinns, wodurch er sich, so wie durch das Unmaß in der Diät nach einem halben Jahre den Tod zuzog. Vor seinem Sterben machte er ein Testament und bat seinen Vater um Verzeihung. In der Nacht seines Todes erschien Philipp noch vor seinem Bette, gab ihm unbemerkt seinen Segen und entfernte sich weinend. Acht Wochen darnach starb auch die Königin, die sich früher viele Mühe gegeben hatte, den Sohn mit dem Vater zu versöhnen. Sie war eine Prinzessin von Frankreich, Namens Elisabeth, und hieß in Spanien Isabel de la Paz; sie lebte als (zweite) Gemahlin Philipp's II in Spanien in glänzender Verlassenheit, strotzend von Gold und von stummen Dienern umgeben, — eine „hinsterbende Blume im fremden Erdreich.“ (Daß Carlos mit ihr in einem Liebesverhältniß gestanden habe, entbehrt alles historischen Grundes.)

Philipp's II Sohn und Nachfolger **Philipp** III war ohne allen Kopf, unwissend, träge, unselbständig und von einem unfähigen, eigennützigen und bigotten Günstling, dem Herzog von Lerma, geleitet, so daß Spanien unter dieser Regierung mehr und mehr sank. Die Niederlande, nunmehr von Spanien unabhängig, blieben auch unter dem Erzherzog Albrecht in sich getheilt, indem die nördlichen auf seine Anerbietungen nicht eingiengen. Der Krieg dauerte daher fort, nahm aber durch den Sieg Moritzen's bei Niouport (1600) einen für die Union günstigen Fortgang, da Spanien wenig Hülfe senden konnte. Erst als der Tod der englischen Elisabeth den Frieden zwischen England und Spanien möglich machte und letzteres daher stärkere Hülfe zu senden vermochte, eroberte der spanische Feldherr Spinola das schon seit drei Jahren belagerte Ostende

(1604), wurde jedoch beim weitern Vordringen von Moritz glücklich aufgehalten.

Allmählich ermüdeten beide Theile: der König von Spanien sehnte sich nach dem Ende des fast 40jährigen Kriegs, und Spinola hatte kein Geld zur Befriedigung seiner aufrührerischen Söldner; die Niederländer wünschten ihr Errungenes zu sichern und die Kräfte, die ihnen der Landkampf kostete, lieber auf ihre Seeunternehmungen und auf den dadurch aufblühenden Handel zu verwenden. Schon seit 1607 erneuerten sich die Vergleichsvorschläge; allein Moritz, der im Frieden seine Bedeutung zu verlieren fürchtete, war noch dagegen. Erst zwei Jahre darnach kam es, auf Andringen Frankreich's und England's, zu einem Waffenstillstand, der den 9. Sept. 1609 zu Antwerpen auf zwölf Jahre geschlossen und von Frankreich und England verbürgt wurde.

Damit war schon viel gewonnen, und wenn auch das Errungene nachher noch einmal in einem zweiten harten Kampf in Frage gestellt ward, so hatte doch dieser erste und schwerste Kampf, welcher in den Niederlanden, wie in England, um die höchsten Güter des Lebens geführt wurde, die Bedeutung eines den Protestantismus (auch für Deutschland) rettenden Weltkampfs, dessen späterer günstiger Ausgang durch diesen Waffenstillstand vorangedeutet war. Obgleich derselbe im Grunde einem Frieden gleich kam, so konnten doch die Generalstaaten die diplomatische Anerkennung von Seiten der Höfe noch nicht erlangen. Das Band zwischen ihnen und dem deutschen Reiche bestand übrigens, wenn auch nur sehr locker, noch fort.

8. Philipp's III Mißregierung in Spanien. Völlige Vertreibung der Morisco's. Verfall der spanischen Macht. Aufschwung des holländischen Handels. Die ostindische Compagnie. — Kirchliche Spaltungen. Die Arminianer. Olden-Barneveldt und Hugo Grotius. Die Dordrechter Synode: die belgische Confession.

Unter der kopflosen Regierung Philipp's III und seines Günstlings, des Herzogs von Lerma, gerieth Spanien mehr und mehr in Verfall. Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen darnieder, weil Viele ihr Glück im Söldnerdienst oder, durch Auswanderung, in fremden Welttheilen suchten, am Hofe aber die unvernünftigste Verschwendung herrschte und verrückte Finanzoperationen (z. B. Lerma's Erhöhung des Kupfergeldwerths bis zum Werth des Silbers) das Land noch ärmer machten. Die mit gränzenlos-fanatischer Unbarmherzigkeit durchgeführte Vertreibung des letzten Restes der Mauren (Morisco's), deren zurückgehaltenes Vermögen den Staatsschatz füllen sollte, brachte das Land um mehr als eine halbe Million fleißiger Einwohner und gab große Strecken des Landes der Verödung preiß.

Die Morisco's in Spanien hatten sich aus Furcht vor der Inquisition alle den äußern Formen des Christenthums gefügt. Gerade dieser Zwang aber machte, daß sie meistens inner-

lich nur desto fester ihrem alten Glauben anhiengen. Daher drang der Erzbischoff von Valencia, Don Juan de Ribeira, theils von Religionseifer, theils von Habsucht getrieben, auf ihre Vertreibung und fand an vielen andern Gliedern des hohen Klerus — Unterstützung. Vergebens stellte der Adel von Valencia und Aragonien und selbst mehrere Glieder des königlichen Staatsraths vor, daß die Morisco's die fleißigsten und geschicktesten Unterthanen wären und daß ihre geringe Liebe zum Christenthum die Folge harter Behandlung und verkehrter Einwirkung der Geistlichkeit sei. Allein Lerma's Habsucht, des Königs Schwäche und die Zustimmung des Papstes (Paul's V) führte zum Beschluß der Ausführung des beantragten Gewaltstreichs. Nachdem in der Stille die Schiffe zu ihrer Fortschaffung in Bereitschaft gesetzt waren, erschien plötzlich der königliche Befehl an sämmtliche Mauren, sich bei Todesstrafe binnen drei Tagen zur Einschiffung nach Afrika zu stellen; nur Kinder unter vier Jahren durften zurückbleiben. Gold und Silber (in Metallen und Papieren), Edelsteine und andere Kleinodien und Kostbarkeiten mußten sie zurücklassen. Viele der Unglücklichen flüchteten sich in die Gebirge und wurden nachher „wie wilde Thiere" gejagt und geschossen; viele kamen während der Überfahrt durch Schiffbruch um, oder fanden ihren Tod durch die beutegierige Mannschaft; die in Afrika Angekommenen fielen zum Theil räuberischen Beduinen in die Hände, zum Theil erlagen sie dem Hunger und Durst. Die Überfahrt hatte den König 800000 Ducaten gekostet; das den Mauren abgenommene Vermögen wurde verschleudert, indem nur allein Lerma 250000 Ducaten aus der maurischen Beute bekam, und so hatte der Staat nur doppelten Schaden. — (Über Philipp's III Tod s. XXI, 6, 1.)

Selbst die südlichen Provinzen der Niederlande waren durch Steuer- und Kriegsdruck herabgekommen, und konnten sich zum alten Flor nicht mehr erheben. — Dagegen hatte der Wohlstand der freigewordenen nördlichen Provinzen noch während des Landkriegs durch weise Haushaltung und glückliche Seeunternehmungen einen zunehmenden Aufschwung genommen. Schon als noch Philipp II (nach seiner Besitznahme von Portugal 1580) dem Handel der Niederländer die portugiesischen Häfen verschloß, hatten sie, dadurch nicht entmuthigt, einen Theil ihrer Kraft auf die Eröffnung des Handelsverkehrs mit den überseeischen spanisch-portugiesischen Colonieen verwendet.

Nachdem sie nämlich, nach dem Beispiele der Engländer, zuerst durch Barends und Rypp in Begleitung des Jakob von Heemskerk eine nordöstliche, um Asien herumführende Durchfahrt nach Ostindien, wiewohl vergebens, aufgesucht hatten, dadurch aber auf die Entdeckung von Spitzbergen (1596) geführt wurden, schlugen sie durch Cornelius Houtmann 1595 den Weg um das Kap nach Ostindien ein, machten auf dieser Fahrt reichen Gewinn und setzten sich 1597 durch den erfahrnen Heemskerk auf den Molukken und Sundainseln fest, wo ihnen der Haß der Einwohner gegen ihre portugiesischen Unterdrücker behülflich war. — Die Gründung der holländisch-ostindischen Compagnie 1602 sicherte sodann jene Unternehmungen, durch welche die Holländer bald einen großen Theil der portugiesischen Besitzungen daselbst (darunter Amboina) in ihre Gewalt bekamen. — Der Mittelpunct des holländisch-ostindischen Handels wurde Batavia, das 1620 auf Java gegründet wurde. Nachdem sie den Portugiesen Ceylon und Malacca entrissen hatten, stifteten sie beim Wiederausbruch des Krieges mit Spanien die westindische Compagnie, welche einige, wiewohl nur vorübergehende Eroberungen in Brasilien machte, und an der Hudsonsbay, welche die Niederländer sammt dem Hudsonsfluß schon früher bei Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt entdeckt hatten, Colonieen gründete. — Auch auf dem Kap der guten Hoffnung legten sie eine Gründung an.

So kam es, daß nachher im Lauf des 17. Jahrhunderts die Holländer das erste Handelsvolk Europa's wurden. Der große Handel, den früher Antwerpen in der Hand hatte,

concentrirte sich jetzt in Amsterdam, dessen Schifffahrt sich über die fernsten Meere ausbreitete, so daß bisweilen im Amsterdamer Hafen an Einem Tage mehr Schiffe ankamen, als das Jahr Tage hat. Überhaupt wurden damals in den vereinigten Freistaaten mehr Schiffe gebaut, als im übrigen Europa zusammengenommen, indem sie selber gegen das Ende des 16. Jahrhunderts an 70000 Fahrzeuge besaßen.

Was die kirchlichen Verhältnisse der vereinigten Niederlande betrifft, so wurde im Beginn des 17. Jahrhunderts die calvinistische Grundlage des dortigen Protestantismus durch den aufkeimenden Arminianismus stark erschüttert. Denn der Streit zwischen den Arminianern oder Remonstranten mit den Contraremonstranten oder Anhängern der Prädestinationslehre führte zu Störungen der öffentlichen Ruhe, in Folge deren der verdiente Rathspensionär Olden-Barneveldt sein Leben auf dem Schaffot verlor und der gelehrte Hugo Grotius Rettung im Ausland suchen mußte. Bald jedoch kehrte der junge Staat wieder zur Besonnenheit zurück und gab das erste Beispiel einer allgemeinen Religionsduldung.

Es war nämlich unter den niederländischen Theologen ein Zwiespalt über die Prädestinationslehre entstanden, indem ein Theil derselben die strenge Lehre Calvin's und Beza's, (daß nämlich der göttliche Rathschluß zur Beseligung des einen und zur Verdammniß des andern Theils der Menschheit ein ewiger sei) durch einen Mittelweg zu mildern suchte. Der strengen Lehre gehörte damals auch Jakob Arminius (Harmensen), seit 1587 Pastor in Amsterdam, an: dieser, aufgefordert von Andern, sie zu vertheidigen, kam bei seiner neuangestellten Untersuchung allmählich dazu, nicht nur die absolute Prädestination gänzlich zu verwerfen, sondern sogar einen fast zum Pelagianismus hinneigenden Lehrbegriff festzustellen. Dadurch gerieth er in Streit mit dem streng calvinistischen Professor Gomarus in Leyden. Theologen und Nichttheologen nahmen an diesem Streit so hitzigen Antheil, daß die holländischen Stände zur Schlichtung desselben beide Wortführer zu einem Religionsgespräch nach dem Haag vorluden und nach der Abhaltung desselben Frieden und strenges Halten an der belgischen Confession und dem Heidelberger Katechismus geboten. Obgleich nun bald darauf Arminius starb, so trat doch durch seine Anhänger, die Arminianer, der Streit nun erst recht in's Leben. Sie reichten gegen jenen Beschluß der holländischen Stände eine sog. Remonstranz ein, wovon sie den Namen Remonstranten erhielten, während die strengen Calvinisten (Gomaristen) Contraremonstranten genannt wurden. Neue Religionsgespräche führten zu keiner Einigung, und da selbst zwei der angesehensten Staatsmänner, der schon genannte Rathspensionär Olden-Barneveldt und der als Jurist, Philosoph, Philolog, Historiker, Dogmatiker, Exeget und Apologet berühmte Hugo Grotius (Hugo de Groot, geb. 1583) sich für die Remonstranten erklärten, so streifte der Streit auch in's politische Gebiet über. Denn da Olden-Barneveldt an der Spitze der Gegner des Prinzen Moritz stand, der als Statthalter seine Rechte zu erweitern strebte, so benützte Moritz, minder groß, als sein Vater, diesen Religionsstreit zum Sturze jenes seines Hauptgegners. Er betrieb die Ausschreibung einer großen Synode zu Dordrecht, um die Verurtheilung der Remonstranten herbeizuführen, und als Barneveldt gegen die Einberufung stimmte, ließ er ihn und den Grotius verhaften, so daß die Entscheidung der Synode vorauszusehen war. Diese, repräsentirt durch abgeordnete Theologen aus allen reformirten Ländern, verwarf durch Stimmenmehrheit die Lehre der Arminianer oder Remonstranten, excommunicirte dieselben (d. 14. Jan. 1619) und bestätigte für die holländischen Reformirten die Confessio Belgica und den Heidelberger Katechismus. Hierauf ließ Moritz den 76jährigen Olden-Barneveldt, dem er doch selbst seine Erhebung zur Statthalterwürde zu danken hatte, am 13. Mai 1619 enthaupten, den Hugo Grotius aber zu lebensläng-

licher Gefangenschaft verurtheilen. Grotius wurde jedoch 1621 durch die List seiner Gattin (die ihm öfters Bücher in einer großen Kiste schickte und ihn zuletzt, in dieser Kiste verborgen, aus dem Gefängniß tragen ließ) gerettet, worauf er in Frankreich Aufnahme fand und später in schwedische Dienste trat. — Die Arminianer wurden allenthalben in den Niederlanden hart verfolgt und geriethen dadurch in einen immer tiefern Gegensatz gegen die Kirche und in der Folge mehr und mehr auf den Abweg des entschiedenen Pelagianismus, bis sie am Ende, beim flachsten Rationalismus angelangt, fast aller positiven Elemente verlustig giengen. — Die Beschlüsse der Dordrechter Synode fanden übrigens nicht in allen reformirten Kirchen gleichmäßige Aufnahme und unter den deutschen erkannten Brandenburg und Bremen sie nicht an. Jener Synode aber dankt es die holländische Kirche, daß sie noch den alten „echt kirchlich-reformirten" Grund bewahrt.

4. Kapitel. Die skandinavischen Reiche im sechszehnten Jahrhundert.

1. Der Unionskönig Christian II. Kriegszug gegen Steen Sture in Schweden. Niederlage und Fall Sture's. Christian's Krönung in Schweden. Das Stockholmer Blutbad. Beginn der Reformation in Dänemark. Gustav Wasa. Befreiung Schwedens. Aufstand der Dänen. Vertreibung Christian's. Friedrich I König in Dänemark. Gustav I Wasa König in Schweden. Auflösung der calmarischen Union.

Auch in den drei skandinavischen Reichen hatte sich die Reformation in Folge politischer Veränderungen festgesetzt.

Als im Jahre 1513 König Christian II (nach Johann's Tod XVIII. 9, 2) den Thron der durch die calmarischen Union vereinigten drei Reiche bestiegen hatte, machte er auf Antrieb des schwedischen, aber dänischgesinnten Erzbischoffs von Upsala, Gustav Trolle, einen Kriegszug gegen Steen Sture den Jüngern, der ein Jahr zuvor (1512) in der Reichsverweserschaft in Schweden, die sein Geschlecht seit 1471 an sich gebracht und mit geringen Unterbrechungen bis daher behauptet hatte, seinem Vater gefolgt war. Da Christian mit seiner Flotte Stockholm nicht einnehmen konnte, stellte er sich, als wolle er persönlich zu freundlicher Unterhandlung in die Stadt kommen und ließ sich zur Sicherheit seiner Person Geiseln geben, unter welchen sich auch Gustav Wasa befand, der mütterlicher Seits mit Sture verwandt war und gegen Christian gefochten hatte. Kaum aber hatte er sie in Empfang genommen, so segelte er mit ihnen nach Kopenhagen zurück. Darauf ließ er ein Heer in Schweden einrücken, das, wenn auch nicht im ersten, doch im zweiten Treffen den Steen Sture (bei Tiveda oder Bogesund in Westgothland) 1520 schlug, so daß er an seinen Wunden starb. Mit dem Tode dieses Mannes wich die Einigkeit unter den Schweden und sie verstanden sich zu dem Frieden von Upsala 1520, worin ihnen Christian II mit Eid und Handschrift völlige Amnestie verhieß. Deßungeachtet setzte er nach seiner Krönung in Schweden ein aus Dänen zusammengesetztes Ge-

richt nieder, um die freigesinntesten unter den schwedischen Unabhängigkeitsmännern verurtheilen zu lassen. Da die Richter über die Amnestirten ein Bluturtheil zu fällen sich scheuten, so suchten sie einen Ausweg und erklärten sie für Ketzer. Zufrieden damit, weil ja Ketzer die ärgste Strafe verdienten, ließ der König 94 der edelsten und angesehensten schwedischen Männer hinrichten. Dieß war das sog. Stockholmer Blutbad.

Unter den Hingerichteten befand sich auch Gustav Wasa's Vater. Einige Tage darauf erließ Christian wieder eine Sicherheit verheißende Erklärung, und als darauf diejenigen, die sich aus Furcht vor Bestrafung versteckt hatten, sich wieder hervorwagten, ließ er sie auch ergreifen, und nun erfolgten neue Verurtheilungen und Hinrichtungen, so daß drei Tage lang die verstümmelten Leichname auf dem Markt übereinander lagen, bis sie verbrannt wurden. Auch Steen Sture's Leiche ließ er ausgraben und verbrennen. Selbst Kinder ließ er köpfen.

Hierauf kehrte der tyrannische König im Wahn, dadurch Schweden zum unbedingten Gehorsam gebracht zu haben, nach Dänemark zurück und traf Anstalten, in Staat und Kirche wesentliche Änderungen vorzunehmen: denn er begünstigte nun, jedoch nicht aus religiösem Grunde, die auch in Schweden eindringende Reformation Luther's weil er sich sein früheres gutes Vernehmen mit dem päpstlichen Stuhle durch die Hinrichtungen so vieler schwedischen Bischöffe und anderer Geistlichen gestört hatte.

Zu dieser Störung hatte auch des Königs Verfahren gegen den Ablaßkrämer Arcimbold beigetragen, dem er die in Schweden zusammengebrachten Ablaßgelder abgenommen und sie zum schwedischen Krieg verwendet hatte. Er ließ sogar durch seinen Gesandten auf dem Reichstag zu Worms Luthern einen sichern Aufenthalt in seinem Lande anbieten. Von lutherisch gesinnten Rathgebern geleitet, machte er sich an eine neue kirchliche Gesetzgebung, schaffte viele Mißbräuche ab, gieng aber in seinen Neuerungen in Bezug auf Kirche und Schule so weit, daß sich die Geistlichkeit dagegen erhob. Da nun auch schwere Verwicklungen mit seinen Ständen hinzukamen und Kaiser Karl V sowohl, als auch Erasmus 1521 ihn von dem eingeschlagenen Wege abmahnten, auch darauf sein steigendes Zerwürfniß mit den Dänen und Schweden ihm das Bedürfniß einer Aussöhnung mit dem Papste fühlbar machte, so nahm die begonnene Reformation schon unter ihm wieder einen Rückgang.

Indeß hatte sich in Schweden die ewige Strafgerechtigkeit für so frevelhaft vergossenes Blut ein kräftiges Werkzeug in dem jungen, als Geisel nach Kopenhagen gebrachten, aber aus seiner Haft daselbst glücklich entkommenen Gustav Wasa ausersehen.

Verkleidet in Lübeck angekommen, hatte er sich durch seine eindringlichen Vorstellungen dieses Haupt der Hansa zum Beistand geneigt gemacht, so daß die Lübecker ihn nicht auslieferten, sondern nach Schweden entließen. Dort fand er das in alter Einfalt lebende Landvolk, obgleich es von seinem Adel stets bedrückt worden war, nicht geneigt, für die schwedische Unabhängigkeit etwas zu wagen, und selbst seine Verwandten riethen ihm dringend von jedem Unternehmen ab. Während sein Vater, sein Schwager und alle seine Freunde im Stockholmer Blutbad umgekommen waren, seine Mutter und Schwester in Ketten nach Dänemark abgeführt und auf seinen Kopf ein Preis gesetzt wurde, verzagte er nicht, sondern sann um so mehr auf Mittel, sein Vaterland zu retten. Er floh in's Innere zu den Dalekarliern, nahm bei einem reichen Bergmann, Namens Pehrson, Taglöhnerdienst; wurde von diesem als Universitätsfreund erkannt und, weil derselbe sich zu seinem Plan herzugeben nicht wagte, weiter befördert; wäre dann beinahe auf einem See beim Durchbrechen des Eises ertrunken; entkam darauf dem drohenden Verrath eines andern Jugendfreundes durch die Warnung der Frau desselben, fand

Aufnahme bei einem Kronschützen, Namens Elsson, und entgieng seinen nacheilenden dänischen Verfolgern nur auf folgende Weise: der Schütze fuhr ihn auf einem Wagen, in einem Fuder Stroh versteckt, weiter, und — als jene den Wagen erreichten und prüfend mit ihren Waffen in das Stroh stachen und den Verborgenen am Fuß verwundeten, daß das Blut ablief, brachte Elsson seinem Wagenpferde vorsätzlich eine Wunde bei, um den Verfolgern wegen der Blutspuren den Argwohn zu benehmen. Sie ließen nun ab und Gustav war gerettet.

Müde so vieler Irrsale, wagte er es nun, in der großen Landesversammlung der Dalekarlier zu erscheinen: er gab sich ihnen zu erkennen und suchte sie durch lebhafte Schilderung der königlichen Tyranneien für eine Erhebung zu gewinnen, konnte aber ihre Abneigung davor nicht überwinden. Schon wollte er daher Schweden verlassen, als andere Flüchtlinge eintrafen und seine Schilderungen von des Königs Grausamkeit bestätigten, so daß nun die Dalekarlier auf seinen Plan der Befreiung Schweden's eingiengen.

An der Spitze einer Schaar kühner Dalekarlier und verfolgter Flüchtlinge überfiel er Falun, schlug den gegen ihn mit Mannschaft ausgezogenen Erzbischoff Trolle und erklärte dem treulosen Könige offen den Krieg (1521). Noch aber waren viele Geiseln und alle festen Plätze in den Händen des Königs, und die Geldmittel, welche die Hanseaten leisteten, nicht hinreichend, folglich Gustav's Lage noch sehr gefahrvoll.

Da jedoch Christian, durch einen Hader mit seinen Ständen gehindert, seine Anhänger in Schweden nicht unterstützen konnte, Gustav daher bald auch Westeras und Upsala in seine Gewalt bekam und sogar Stockholm belagerte, so fielen ihm die meisten Schweden zu und ernannten ihn 1521 auf dem Reichstag zu Wadstena zum Reichsverweser. Noch aber widerstand Stockholm, weil dessen Vertheidiger von den Lübeckern unterstützt wurden.

Inzwischen aber war der König sowohl mit Lübeck und der Hansa, als auch mit seinem Oheim, dem Herzog Friedrich von Holstein, in Streit gerathen und nun erhoben auch die Dänen (deren Adel und Geistlichkeit er durch Auflagen, durch Vernichtung ihrer früheren Wahlrechte und durch andere Willkührhandlungen schwer verletzt hatte), wegen Bruchs seiner beschwornen Handveste einen Aufstand, setzten ihn ab und übertrugen die Krone dem Herzog Friedrich von Holstein. Christian, bisher trotzig und übermüthig, verlor den Muth und floh mit seiner Familie zu Schiffe nach den Niederlanden, so daß nun Kopenhagen sich den Aufständischen ergab und Dänemark sammt Norwegen dem neuen König Friedrich I huldigte, der sogleich die meisten Staats- und Kirchenverordnungen Christian's aufhob, die Rechte des Adels erweiterte und Norwegen für ein Wahlreich erklärte.

Als er darnach die Schweden aufforderte, zum Gehorsam zurückzukehren, weigerten sich diese, ermuthigt durch die unterdeß erfolgte Einnahme Stockholm's, und wählten auf dem Reichstag zu Strangenas am 7. Juni 1523 ihren Befreier Gustav zum König. Nicht ohne ernstes Bedenken nahm er die Krone an und hielt bald nachher seinen feierlichen Einzug in Stockholm, worauf sich ihm allmählich ganz Schweden unter-

warf. Vergebens suchte Friedrich seine Ansprüche an Schweden darzuthun; er mußte, da er keine Mittel hatte, sie geltend zu machen, im Frieden zu Malmö 1524 die Selbständigkeit Schwedens, so wie die Auflösung der calmarischen Union anerkennen.

2. Das Lutherthum in Schweden. Die beiden Peterson. Durchführung der Reformation. Erblichkeit der Krone. Grundlegung der Seemacht. Gustav's Tod.

Unter dem neuen Königshause Wasa sollte nun Schweden zu jener Macht erstarken, die es ihm möglich machte, späterhin so entscheidend für das Evangelium in die Schranken zu treten und dem Protestantismus seine im folgenden Jahrhundert wieder bestrittene Lebensberechtigung zu sichern. Dazu eben hatte es sich fügen müssen, daß Gustav Wasa als Geisel gerade nach Lübeck kam, wo er Luther's Lehre kennen lernte, und um dieselbe Zeit (1519) hatte ein schwedisches Brüderpaar Olav und Lorenz Peterson aus Örebro von Wittenberg her, wo sie studiert und Luthern gehört hatten, die reformatorischen Grundsätze in ihr Vaterland zurückgebracht, wo auch schon der gelehrte Lorenz Anderson, nachmaliger Kanzler des Königs, von der lutherischen Lehre angefaßt war. Die beiden Peterson — Olav, heftig und reizbar, Lorenz milder und gemäßigter — predigten sogleich gegen den Ablaß und gegen sonstige Mißbräuche der bestehenden Kirche, giengen aber, ungeachtet aller gegen sie sich erhebenden Verfolgungen, in ihren heftigen Angriffen gegen den Katholicismus so weit, daß, als es durch die Einmischung der Wiedertäufer in Stockholm zu Bilderstürmereien und andern Ruhestörungen kam, König Gustav die Wiedertäufer aus dem Lande weisen und dem Olav Mäßigung gebieten mußte (1524). Denn obgleich Gustav selbst mit Luther im Briefwechsel stand und die Ausbreitung der neuen Lehre wünschte, so wollte er doch jede Übereilung meiden, um sich seine Stellung zu dem unzufriedenen Klerus, der sich keine neue Besteuerung zur Linderung der Landesnoth gefallen lassen wollte, nicht noch mehr zu erschweren.

Um auf ruhigem Wege die Sache der Reformation in Gang zu bringen, ließ Gustav noch in dem gleichen Jahre ein Religionsgespräch zu Upsala zwischen Olav Peterson und dem katholischen Professor Galle halten, erklärte sich selbst aber noch nicht für die neue Lehre. Indeß gewann diese immer mehr Boden. Schon 1523 hatten die beiden Peterson die Bibel in's Schwedische übersetzt; Olav hielt die erste Messe in schwedischer Sprache; Luther's Schriften durften verbreitet werden, und auf dem Reichstag von Westeras 1527 brachte es Gustav, wiewohl gegen den ernsten Widerspruch der Geistlichkeit dahin, daß dem Könige das von ihm längerher erstrebte Recht der Einziehung der Kirchengüter zuerkannt wurde.

Daß Gustav dabei mit einem gewissen Eigenwillen verfuhr, ist nicht zu läugnen, und den standhaften Muth des Bischoffs Brask von Linköping, der solche starke Eingriffe in

das Eigenthum und Recht der Kirche nicht zugeben wollte, mußte selbst Gustav, so unangenehm ihm diese Opposition war, achten. Indeß die Kräfte des Landes waren durch die Kriege erschöpft, der Adel zurückgekommen, der Bürger und Bauer überbürdet, dagegen die Kirche im Besitz der meisten Güter, worunter viele Kronlehen waren, und daher glaubte Gustav durchgreifen zu müssen. Als die Geistlichkeit und selbst ein Theil des Adels beharrlich widerstand, so erklärte Gustav in höchster Gemüthsbewegung, auf diese Weise könne er nicht regieren: sie sollten einen andern wählen und ihn bloß für den Verlust seines älterlichen Vermögens, das er der Rettung des Vaterlands geopfert habe, entschädigen, dann wolle er das Reich verlassen und nie wiederkommen. Mit diesen Worten gieng er aus dem Saal und ließ die Versammlung in der größten Verwirrung zurück. Die Mehrzahl lenkte nun ein; einige Religionsgespräche gewannen viele der Gegner, besonders im Bauernstande, und nun wurde der König gebeten, wieder zu erscheinen. Es wurde ihm Alles bewilligt und selbst die Bischöffe erklärten sich nothgedrungen mit dem zufrieden, was ihnen der König lassen wollte. Ein Theil der Kirchengüter kam an die Krone, ein Theil an den Adel, und das Übrige, was die Geistlichkeit behielt, war doch noch so viel, daß unter den protestantischen Kirchen die schwedische noch heute eine der reichsten ist.

Nun erst ließ sich Gustav (am 12. Januar 1528) krönen und auf einer Kirchenversammlung zu Örebro durch seinen Kanzler Anderson 1529 das neue, auf die lutherisch-evangelische Lehre gegründete Kirchenwesen (das man aber als ein lutherisches zu bezeichnen noch vermied) entwerfen und durch den Reichstag 1531 bestätigen, wobei der Krone das Recht der Ernennung und Besoldung der Geistlichen übertragen wurde. — Noch gab es zwar Unzufriedene, im Adel und in der Geistlichkeit, die sogar mit einer neuen Königswahl umgiengen; sie fanden aber keinen Anhang. Erst später 1540, auf dem Reichstag zu Örebro, wurde die völlige Trennung vom Papstthum ausgesprochen und 1544 vom Reichstag von Westeras die lutherische Kirchenordnung förmlich eingeführt. Auf jenem erstern Reichstage wurde dem Könige für sein Haus auch die Erblichkeit der Krone, welche den Erschütterungen, die das Wahlkönigthum mit sich führt, vorbeugen sollte, feierlich zugesprochen und auf dem letztgenannten Reichstage bestätigt.

So wie Gustav früherhin mit der katholischen Geistlichkeit, so kam er jetzt auch öfters mit der protestantischen in Zusammenstoß, weil derselben das große Übergewicht der weltlichen Macht, das Gustav mit Strenge, ja oft mit Härte (die jedoch nicht an die Härte der meisten seiner damaligen Zeitgenossen auf Thronen reichte), erstrebte, mit Recht gefährdet erschien. Als Olav gegen Gustav's Verfahren öffentlich predigte und keiner Zurechtweisung Gehör gab, ließ der König ihn sammt dem Kanzler Anderson, der auf Olav's Seite war, vor ein besonderes Gericht stellen, und obgleich darin Olav's Bruder, der zum Erzbischoff von Upsala erhobene Lorenz Peterson, den Vorsitz hatte, so wurden doch die beiden Angeklagten zum Tode verurtheilt. Indeß begnadigte der König beide wieder. Dieß Beispiel war hinreichend, die Andern von jedem Widerstand abzubringen, und so wurde die schwedische Kirche, wiewohl ihre Bischöffe Reichsstände und Kirchenobere blieben, von des Königs Willen abhängig. Erst später bekam sie wieder eine unabhängigere Stellung.

Klug und scharfblickend, wie er in allen Beziehungen war, dabei streng gegen Andere, aber auch gegen sich selbst, wurde er gerade deßhalb vom Volke geliebt, dessen Wohlfahrt ihm daher auch eben so sehr am Herzen lag, als die Befestigung seines Kronrechts. Um den Grund zu

einer Seemacht zu legen und den schwedischen Handel zu fördern, suchte er den Hanseaten die ungemeinen Vorrechte, die sie sich, (namentlich die Lübecker) in Schweden verschafft und durch die sie bisher die Ausbildung des schwedischen Handels und Gewerbfleißes gehemmt hatten, allmählich zu entwinden. Als daher ein zwischen Dänemark und Lübeck ausbrechender Krieg, in welchem Gustav sich mit den Dänen verband, durch den Frieden zu Hamburg (1536) endete, gewährte er den Hanseaten geringere Privilegien, und drei Jahre darauf (1539) entzog er sie ihnen ganz, belegte ihre Waaren mit einem Zoll und schloß mit England und den Niederlanden einen Handelsvertrag. Auch mit Frankreich und Rußland beförderte er den Handelsverkehr. Im Innern sorgte er für Wege und Brücken, eröffnete Bergwerke und unterstützte Kunst und Wissenschaft.

Gegen das Ende seiner Regierung setzte er dem Vordringen der Russen, welche Finnland verheerten, dadurch eine Schranke, daß er selbst in ihr Land einfiel und sie zum Frieden von Moskau (1557) nöthigte. Drei Jahre darnach (1560) starb Gustav Wasa im 71. Jahre seines Lebens und im 37. seiner Regierung — nicht ohne düstere Ahnung, daß der Charakter seines Sohnes Erich dem Reiche Nachtheil bringen werde.

3. Friedrich I in Dänemark. Reichstag zu Odense: Duldung der Lutheraner. Christian's Gefangenschaft. Friedrich's Tod. Verzögerte Königswahl. Krieg der Hansa mit Dänemark. Jürgen Wullenweber. Christian III. Durchführung der Reformation. Friedrich III. Unterdrückung der Dithmarsen. Verlust Liefland's. Christian IV.

In Dänemark hatte nach des oberwähnten König Friedrich's I Thronbesteigung der vertriebene Christian II, heimlich unterstützt von König Heinrich VIII von England und von dem Kaiser Karl V (seinem Schwager), mit einem Söldnerheere Holstein angegriffen, aber, weil seine unbezahlten Söldner bald davon liefen, seinen Restaurationsversuch vor der Hand wieder aufgeben müssen. So lange Friedrich die Partei dieses seines Gegners noch nicht gewonnen hatte, mußte er seinen kirchlichen Reformplan noch aufschieben. Erst als seine Stellung sich mehr befestigt hatte, brachte er es auf dem Reichstag zu Odense (1527) dahin, daß den Lutheranern Duldung und gleiche Rechte mit den Katholiken im Reiche gewährt wurden.

Zu diesem günstigen Ergebniß trug besonders der Adel bei, den die Aussicht auf Einziehung der Kirchengüter reizte. — Man erlaubte den Mönchen und Nonnen, ihre Klöster zu verlassen, und gab den Geistlichen die Ehe frei. Der König gab mehrere der verlassenen Klöster als Lehen an Adelige und an Prälaten und ertheilte selber den Bischöffen das Pallium. Der dänische Reichstag von 1530 bestätigte das von dem standhaften Prediger M. Thauß (Thausen) übergebene evangelische Glaubensbekenntniß, das im Wesentlichen mit dem Augsburgischen stimmte. Doch mußte der König auch noch einigen Bilderstürmereien steuern.

Unterdeß hatte **Christian II** abermals, meist mit niederländischen Mitteln, ein Heer und eine Flotte aufgebracht. Er landete 1531 zu Opslo in Norwegen, und gewann zwar durch das Versprechen, die katholische Religion zu schützen, einen Anhang, verlor aber den Winter über seine Zeit mit Unterhandlungen, so daß mit dem Frühjahr die Annäherung einer dänischen Flotte und eines schwedischen Heeres ihn nöthigte, in einem Vertrage alle seine Ansprüche auf die Herrschaft aufzugeben und sich persönlich in Kopenhagen zum gütlichen Austrag des Streites zu stellen. Zwar hatte ihm der dänische Heerführer im Namen Friedrich's freies Geleite versprochen, allein nicht nur der dänische Reichstag, sondern auch Schweden und Lübeck drangen in den König Friedrich, **den Christian nicht wieder frei zu geben**. Sei es nun, daß die Unterhändler dem entthronten Fürsten mehr versprochen hatten, als der König im Sinne hatte, oder daß Friedrich wirklich seine Treue brach, — Christian wurde festgenommen und in dem Schlosse zu Sonderburg auf Alsen in Gewahrsam gehalten (1532).

Ein Jahr darauf starb **Friedrich I.** Seine Stände hatten ihm zwar versprochen, einen seiner Söhne als Thronfolger anzuerkennen, aber die Wahl war unbestimmt geblieben. Daher benützte die Geistlichkeit das **Interregnum**, und ließ sich vom Reichstag einen Theil ihrer verlornen Rechte wieder beilegen, um dadurch die Reformation zum Stillstand zu bringen; allein ihr mißglückter Versuch, den Prediger **Thauß** zu verbannen, zeigte ihnen, daß die Unterdrückung der Reformation so leicht nicht mehr möglich war.

Die durch fortdauernde Uneinigkeit sich verzögernde Königswahl suchte nun auch der Lübecker Bürgermeister **Jürgen Wullenweber**, ein ungemein kluger und energischer Mann, zu benützen, um das verlorne Gewicht der Demokratie, wie überhaupt die Macht der Hansa wieder herzustellen. Er verband sich mit den **katholischen** Bischöffen Dänemark's, gewann den Grafen **Christian von Oldenburg** für die Führung des Heers und zog mit ihm an der Spitze einer hanseatischen Heeresmacht gegen Dänemark aus. In Kurzem eroberte er **Blekingen**, **Laland**, **Falster**, einen großen Theil **Jütland's**, erschien vor **Kopenhagen** und zwang es, ihm die Thore zu öffnen und die im Hafen befindliche dänische Flotte auszuliefern, worauf ganz **Seeland** und **Schonen** ebenfalls in die Gewalt der Lübecker fiel.

Wullenweber, unterstützt von seinem staatsgewandten Freunde **Marx Meyer**, hatte gleich Anfangs sowohl die **Niederländer** (durch das Versprechen eines vierjährigen Friedens) — als auch den König **Heinrich VIII** zu Geldunterstützungen vermocht; den tüchtigen und gelehrten, aber unbemittelten Grafen **Christoph von Oldenburg**, einen Blutsverwandten Christian's III, des Herzogs von Holstein und Schleswig und Thronerben Dänemark's, gewann er durch das Versprechen einer großen Belohnung und durch die Hoffnung, daß nur auf diese Weise der Protestantismus aus der Gefahr des Untergangs und Christian II aus dem Gefängniß befreit werden könnte. Da die Geistlichkeit in Dänemark verhaßt, der Adel zwiespältig und das Volk dem gefangenen Könige geneigt war, so kam es, daß der Graf **Christoph**, obgleich Christian III Lübeck belagerte, jene reißenden Fortschritte machte.

Als nun aber der damals noch lebende Gustav I von Schweden mit Christian III ein Bündniß schloß und ihm Hülfe sandte, und nun der dänische Adel in dem Gefühl, daß er im Volke keine Stütze hatte, ungeachtet des Widerspruchs der Geistlichkeit rasch die Wahl Christian's III zum König durchsetzte, und selbst das belagerte Lübeck, das der Bedrängung durch die Belagerer müde war, dem neuen Könige zwar nicht als Könige, sondern nur als Herzog von Holstein, Frieden anbot, während der Krieg mit Dänemark fortdauern sollte, — da wandte sich das Blatt! König Christian III zog aus, schlug die lübischen Truppen, entriß den Gegnern Fühnen und begann die Belagerung Kopenhagens. Vergebens suchte Wullenweber Schweden von dem Bündnisse mit Dänemark abzubringen, und so blieb ihm nichts übrig, als sein Amt niederzulegen. Lübeck aber erkannte in dem (schon obenberührten) Frieden von Hamburg (1536) den Christian III als König von Dänemark und Norwegen an. Zwar vertheidigte Graf Christoph und der ihm seit einiger Zeit als Oberfeldherr vorgesetzte Albrecht von Mecklenburg die Stadt Kopenhagen noch vier Monate lang; endlich aber übergaben sie dieselbe, und kurz darauf zog Christian III in seinen ihm so lange vorenthaltenen Königssitz ein.

Die beiden kühnen Anstifter dieses angestrengten Kampfes der lübischen und hanseatischen Demokratie wider die Fürstenmacht hatten einen traurigen Ausgang. Wullenweber fiel in die Hände des Herzogs von Braunschweig, Meyer in die der Dänen und Schweden. Beide wurden wider das Gesetz gefoltert, dann geköpft und geviertheilt. Hätten sie gesiegt und dadurch die gesunkene Hansa wieder aufgerichtet, so würde es leicht um die Fürstenmacht im Norden geschehen gewesen sein. Nach dem Tode jener kräftigen Männer sank die Hansa immer tiefer, besonders seit dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Kriegs. Schweden aber ertrotzte sich fortan die Herrschaft im baltischen Meere. König Christian II entsagte der dänischen Krone erst im J. 1546 für sich und seine Erben und erhielt dann eine leichtere Haft, indem er den übrigen Rest seines Lebens ruhig in Seeland zubrachte. Er starb 1559, nachdem er 27 Jahre als Gefangener gelebt hatte.

Weil hauptsächlich die dänischen Bischöffe es gewesen waren, welche durch eigenmächtige Rücknahme ihrer frühern Rechte und durch die Verbindung mit der lübischen Demokratie das Reich in so große Gefahr gebracht hatten, ließ Christian III sie alle gefangen nehmen, und erst, als sie schriftlich ihrer ganzen vorigen Macht entsagt und dem Könige unbedingten Gehorsam geleistet hatten, gab er sie wieder frei. Ein Reichstag zu Odense, zu dem der König (allerdings ungesetzmäßig) die Geistlichkeit nicht zuließ, entzog nun den Bischöffen förmlich alle Gewalt und legte sie den weltlichen Ständen bei. Ein Theil des Kirchenguts aber sollte zur Tilgung der Schulden und zur Minderung der Steuerlast dienen; ein großer Theil der Kirchen- und Klostergüter fiel theils der Krone, theils dem Adel zu. Auf diese Weise nun gerieth die dänisch-lutherische Kirche mit ihrer Geistlichkeit in die völligste Abhängigkeit von der weltlichen Macht.

Um die evangelische Kirche Dänemark's im Innern zu ordnen, berief Christian III den Johann Bugenhagen, Luther's Freund, der schon in Braunschweig, in Hamburg, Lübeck und in Pommern die kirchlichen Einrichtungen gemacht hatte, und ließ durch ihn eine Kirchenordnung entwerfen, die, nachdem Luther und Melanchthon sie gebilligt hatten, auf dem Reichstag 1539 angenommen wurde. Von demselben Bugenhagen hatte Christian sich 1537 feierlich krönen lassen. In Norwegen gieng die Reformation anfangs nicht ohne Blut durch: seit 1537 aber fand auch dort die neue Kirche allgemeinere Anerkennung. Auch in Island begann nun die Reformation, die 1540 von dem Bischoff Einarsen betrieben und 1551 durchgeführt wurde. — Im ganzen dänischen Reich war das Lutherthum herrschend, daher wurde keine Secte geduldet, aber auch kein Versuch gemacht, den Katholicismus zurückzuführen. Im J. 1544 theilte Christian III Schleswig und Holstein mit seinem Bruder und erhielt vom Kaiser die Belehnung über Holstein. Die ganze übrige Regierung Christian's war milde und gemäßigt; in allen seinen Regierungshandlungen, so wie in seinem häuslichen Leben ließ er sich stets von seinem Glauben leiten, der aufrichtig und lauter war und ihm bis an sein Lebensende eine ungetrübte Heiterkeit verlieh. Er starb 1559 im 56. Jahr seines Lebens.

Der Sohn und Nachfolger Christian's III war Friedrich II, der gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1558) mit seinem Oheim Johann von Holstein-Gottorp die Dithmarsen (XIX. 9, 2) durch die blutige Schlacht bei Heide (Juni 1559) unterwarf, aber mit Schweden in einen Krieg (1563—70) gerieth, der ihm Liefland kostete. Er löſ'te Gothland von den Lübeckern ein und baute die Festung Kronenburg, wodurch er die Herrschaft über den Sund erhielt. Nach einer für Dänemark im Innern wohlthätigen Regierung starb er 1588.

Das kleine tapfere Volk der Dithmarsen hatte seit seiner Niederlage unter Waldemar II (also seit 1227) in einer von den dänischen Königen in vielen Verträgen anerkannten Unabhängigkeit gelebt. Zwar war König Christian I von dem Kaiser Friedrich III bei der Belehnung mit Holstein auch mit Dithmarsen belehnt worden: aber Papst Sixtus V hatte die Dithmarsen, als unter dem Schutze des Erzbisthums Bremen stehend, wieder freigesprochen, und als dennoch die Dänen das Ländchen in Besitz nehmen wollten, wurden sie 1500 bei Hemmingstadt so vollständig von den Dithmarsen geschlagen, daß sie die Unabhängigkeit derselben anerkannten und diese Anerkennung in noch sechs spätern Verträgen wiederholten. Erst unter Friedrich II fiel es dem Herzog Adolf von Holstein ein, die alte Niederlage zu rächen und 1559 in Verbindung mit dem Könige wider alles Recht die Dithmarsen plötzlich zu überfallen. Diese widerstanden mit alter Freiheitsliebe und Tapferkeit. Da aber die ihr Land sichernden Gräben und Moräste gerade ausgetrocknet waren und ihre drei Hauptorte gleich vom Feinde erobert und niedergebrannt wurden, so sahen sie, nur noch 4000 an der Zahl, sich gezwungen, die Waffen zu strecken. Herzog Adolf wollte sie alle mit Weib und Kindern hinrichten lassen; allein sein wackerer Feldherr (Ranzau) und König Friedrich, der ungern die Hand zu diesem Kriege geboten hatte, verhinderten es.

Sein Sohn Christian IV stand bis 1596 unter Vormundschaft, führte 1611 einen Krieg mit Schweden, der 1613 unter England's Vermittlung beigelegt wurde, und mischte sich in der Folge in die Angelegenheiten Deutschland's, deren nähere Betrachtung uns seiner Zeit wieder auf diesen Fürsten führen wird.

4. Schweden unter Erich XIV. Streit mit seinen Brüdern. Erich's Entthronung und Tod. Johann II. Unglücklicher Krieg mit Dänemark. Katholische Reaction. Johann's Tod. Sigismund in Polen. Karl von Südermanland in Schweden. Herstellung des Lutherthums. Karl IX König. Waffenstillstand mit den Polen. Tod Karl's IX. Gustav II Adolf. Friede mit Rußland; Waffenstillstand mit Polen.

In Schweden hatte Gustav's I Sohn aus erster Ehe, Erich XIV, 1560 die Nachfolge erhalten. Er besaß zwar treffliche Anlagen, aber eine ungezähmte Leidenschaftlichkeit, die späterhin in eine seiner Umgebung und dem Reiche schädliche Geisteszerrüttung übergieng. Da sein Vater Gustav durch die Ertheilung umfangreicher Kronlehen an die drei Söhne zweiter Ehe, (Finnland's an Johann, Ostgothland's an Magnus, Südermanlands an Karl) und durch allzu unabhängige Stellung derselben die Kronrechte geschwächt hatte, so schränkte Erich die Freiheiten derselben dahin ein, daß sie sich nie vom Reiche trennen, noch mit den Feinden des Landes sich verbinden dürften. Dadurch bekam er sie zu Feinden und gerieth durch sie in Verwicklungen, die ihm zuletzt die Krone, welche er 1569 seinem herrschsüchtigen Bruder Johann überlassen mußte, ja das Leben kosteten, das ihm dieser, aus Furcht vor einer Reaction, im Kerker nahm (1577).

Es hatte sich nämlich dem Erich ein Jahr nach seiner Thronbesteigung Esthland unterworfen; — weil aber der esthische Landmeister dieses Land bereits an Polen abgetreten hatte, so gerieth er mit dieser Macht —, zumal da sein feindlicher Bruder Johann der Schwiegersohn des Königs von Polen wurde, desgleichen mit Dänemark, das auch Anspruch auf Esthland machte, in einen Krieg. Erich schlug zwar die dänische Flotte, litt aber durch die Einfälle der Dänen in Schweden großen Nachtheil. Mit Polen gelang ihm ein Waffenstillstand und seinen Bruder Johann bekam er gefangen. — Schon als sein Vater noch lebte, hatte sich Erich aus Ehrgeiz um die Hand der Königin Elisabeth beworben, ward aber abgewiesen und gab sich nun einer Bauerntochter, Namens Katharina Mons, hin, mit der er sich nachher vermählte. Seitdem zeigten sich bei ihm Ausbrüche des Wahnsinns: er wurde argwöhnisch gegen seine Großen, von denen er glaubte entthront zu werden, und ermordete mit Beihülfe jenes Günstlings Peerson das ganze Geschlecht der Sture. In Folge der Gewissensbisse darüber verfiel er in noch tieferen Wahnsinn, der ihn jedoch durch die zweckmäßige Behandlung seiner Gemahlin einigermaßen verließ. Er suchte nun die Gunst des ihm abgewandten Adels durch große Geldgeschenke zu gewinnen, gab seinem Bruder die Freiheit und ließ seinem Günstling den Prozeß machen. Weil er den letztern aber wieder begnadigte und ihm den alten Einfluß ließ, überfiel ihn sein Bruder Johann mit Heeresmacht, zwang ihn, zu seinen Gunsten der Krone zu entsagen und hielt ihn in harter Kerkerhaft, bis er acht Jahre darauf, als sich zu Erich's Gunsten eine Aufregung im Lande zeigte, denselben im Gefängniß vergiften ließ.

Johann II mußte noch drei Jahre lang mit Dänemark Krieg führen und konnte sich nur durch Aufgebung aller Ansprüche auf Norwegen, Schonen, Gothland und andere streitige Landschaften den Frieden erkaufen. Glücklicher war er gegen Rußland, dem er Karelen und Ingermanland abnahm. Aus Neigung zur katholischen Religion, rief er die Katholiken in's Land, trat zuerst heimlich, dann öffentlich zur römischen Kirche über, und that ernste Schritte, auch sein ganzes Reich wieder an Rom zu ketten. Doch unterbrach ihn der Tod in diesem Bemühen und sein Sohn

und Nachfolger, Sigismund, den er hatte katholisch erziehen lassen und den die Polen zum König gewählt hatten, mußte das Lutherthum wieder ganz zurückkehren sehen und nach einem langen Kampf die schwedische Krone an seinen Bruder Karl von Südermanland überlassen (1602).

Durch Sigismund war nämlich dem lutherisch-gesinnten Theile der Schweden die Religionsgefahr so nahe getreten, daß sie sich noch zu Johann's Lebzeiten an dessen Bruder Karl von Südermanland anschloßen, der bereits seine Stände zum treuen Halten an der Augsburgischen Confession verpflichtet hatte. Eine allgemeine Erhebung stand bevor, als Johann 1592 starb. Bis sein Nachfolger Sigismund aus Polen zur Krönung herbeikam, führte mit dessen Willen Karl die Regierung in Schweden und benützte diese Zwischenzeit, um durch eine Versammlung der Reichsstände das lutherische Bekenntniß wieder festzustellen. Zwar wollte Sigismund (ein schwankender, von Jesuiten, Italienern und Weibern geleiteter Fürst) bei seiner Ankunft die Bestätigung versagen, erhielt aber die Krone nur unter dieser Bedingung. Da Sigismund fest entschlossen war, den Katholicismus wieder einzuführen, für jetzt aber nichts ausrichten konnte, so entfernte er sich nach Polen, ohne eine Anordnung zur Reichsverwesung zu hinterlassen. Da ernannten die schwedischen Stände den Herzog Karl zum Reichsvorsteher, und obgleich Sigismund dagegen protestirte, so mußte er es doch zulassen, daß die Beschlüsse von Upsala erneuert, die katholischen Priester vertrieben und der römische Katechismus bis auf die letzte Spur vertilgt wurde. Jetzt erst landete Sigismund mit 8000 M., mußte sich aber zu dem Vergleich von Linköping verstehen und demgemäß seinen Streit mit Karl der Entscheidung des Reichstags überlassen. Als er die Forderung der Stände, entweder in Schweden selbst die Regierung zu übernehmen oder ihnen seinen Sohn Wladislav zum lutherischen König zu geben, abschlug, erwählten die Stände den Herzog Karl abermals zum Reichsvorsteher und zwei Jahre darauf zum König. Doch nahm er Titel und Krone erst 1604 an.

Dieser Karl, in Schweden der Neunte, war ein einsichtsvoller, durch seinen standhaften Kampf für das Evangelium gestärkter und für das materielle und geistliche Wohl seines Landes besorgter Fürst. Sein Hinneigen zum Calvinismus zwar entzog ihm das Vertrauen der Geistlichkeit, und auch der Adel stand ihm oft entgegen, weil er ihn kräftig in Schranken hielt. Desto mehr hieng ihm der Bürger- und Bauernstand an, den er durch Förderung des Ackerbaus, Handels und Gewerbs begünstigte. Den Krieg mit Polen beendete er 1609 durch einen Waffenstillstand; im Kriege mit Rußland behauptete er Ingermanland und eroberte Groß-Nowgorod, obgleich er eines Schlaganfalls wegen nicht selbst die Kriegsleitung übernehmen konnte. Eben diese seine Krankheit benützend fiel der Dänenkönig Christian IV in Schweden ein, wurde aber von Karl's IX Sohn, Gustav Adolf, wieder daraus vertrieben (1611).

Noch in demselben Jahre 1611 starb König Karl IX, und in seinem Sohne Gustav II Adolf, der zwar erst 18 Jahre alt war, aber wegen seines ungewöhnlichen, reifen Verstandes und seiner vielversprechenden Herrschergaben von den Reichsständen mündig erklärt wurde, bestieg den schwedischen Thron ein Fürst, dem es beschieden war, Schweden's Macht auf den höchsten Gipfel zu heben und zugleich den evangelischen Glauben in Deutschland vom Untergang zu retten (XXI).

Bei seinem Regierungsantritt fand er die verschiedenen Stände mißvergnügt, den Schatz erschöpft, das Land in Krieg verwickelt. Aber unterstützt von seinem Talent und von dem Rathe des Reichskanzlers Axel Oxenstierna, des größten Staatsmannes seiner Zeit, erschrack er vor keiner dieser Schwierigkeiten. Den erneuten verheerenden Einfällen der Dänen in Westgothland — setzte er die Verwüstung von Schonen und Norwegen entgegen, so daß wenigstens durch England's Vermittlung und gegen einige kleine Opfer ein Friede mit Dänemark 1613 zu Stande kam. Einige Jahre darauf (1617) schloß er mit Polen einen zweijährigen Waffenstillstand und mit Rußland den Frieden zu Stolborn, der ihm Karelen, Ingermanland und Liefland sicherte. — Darauf benützte er die eintretende Ruhe zu Verbesserungen im Innern seines Landes, und vermählte sich 1620 mit der Prinzessin Eleonore von Brandenburg. — Der wieder ausbrechende Krieg mit Sigismund von Polen verschaffte ihm auch Kurland und einen großen Theil von polnisch-Preußen (1626), so daß Polen beim Kaiser um Hülfe ansuchte, die zwar gewährt wurde, aber so wenig ausrichtete, daß Sigismund gezwungen war, sich durch Vermittlung England's, Frankreich's und Hollands 1629 einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu verschaffen. — Der weitere Verlauf oder vielmehr der eigentliche Beginn von Gustav Adolf's Heldenleben wird uns bei der Wiederaufnahme des Fadens der deutschen Begebenheiten dieser Periode näher beschäftigen.

5. Kapitel. Polen, Rußland und die Türkei im 16. Jahrhundert.

1. Polen. Sigismund I. Unterdrückung der Reformation. Das Lutherthum in Preußen. Albrecht's Säcularisation in Preußen. Sigismund II August. Kriege mit Rußland und Schweden. Gleichstellung der Lutheraner und Katholiken. Erlöschen des jagellonischen Mannsstamms. Stephan Bathory Wahlkönig. Sigismund's III vergebliche Kriege mit Schweden und Rußland.

Nach der im Jahr 1501 erfolgten Wiedervereinigung Litthauen's mit Polen durch Johann I, Albrecht's Bruder und Nachfolger Alexander's (XVIII. 10, 1. a. E.) verheerten Tartaren das Land, wurden aber von dem litthauischen Statthalter Glinski wieder vertrieben. Nach Alexander's Tod 1506 kam dessen jüngster Bruder Sigismund I, mit einstimmiger Wahl der Polen und Litthauer, zur Regierung. Er trug zwar über die Russen und Wallachen mehrere Siege davon, so daß das polnische Reich wieder zu Glanz und Ansehen kam; doch konnte er wegen Mangels einer stehenden Kriegsmacht die ausgedehnten Gränzen seines von der Ostsee bis zu den Karpathen und dem schwarzen Meer, von den westlichen Ebenen der Weichsel bis zum Don reichenden Gebietes nicht gehörig sichern. Unter ihm fand die lutherische Lehre schon im J. 1518 hie und da Eingang in Polen und gewann sich mehr und mehr Anhänger, obwohl Sigismund alles that, sie zu unterdrücken. Aber in dem von Polen noch abhängigen, dem deutschen Orden gehörigen Preußen konnte Sigismund die Einführung des Lutherthums nicht hindern, weil dort der Hochmeister Albrecht von Brandenburg, dem er Preußen als weltliches Lehen zusprach, durch die Versammlung seiner Ordensstände

zu Königsberg die evangelische Kirchenordnung einführte (XIX. 5, 5). Von dort drang die Reformation auch in Liefland und Kurland ein.

Nach Sigismund's I Tode 1548 folgte sein schon früher auf seinen Betrieb gewählter Sohn Sigismund II August, der jedoch wegen seines Hangs zum sinnlichen Wohlleben wenig für das Reich that. Der Umstand, daß sich ihm der Schwertorden mit Liefland freiwillig unterwarf (1569) und dieses nun mit dem polnischen Reiche vereinigt erschien, verwickelte ihn mit Rußland und Schweden in neue Kriege.

Die Reformation wäre unter ihm in Polen, ungeachtet der eifrigen Gegenwirkung der Jesuiten, tiefer und nachhaltiger eingedrungen, wenn nicht die Lutheraner und Reformirten selbst einander so schroff entgegengestanden wären, obgleich Johann Laski (a Lasco) unermüdlich an ihrer Vereinigung arbeitete. Erst als nun auch die Secte der Unitarier (Socinianer) aufkam, schloßen die Lutheraner, Reformirten und böhmischen Brüder 1570 zu Sendomir eine Vereinigung, bei welcher jedoch jedem Theile seine eigene Confession gesichert blieb. Den also Vereinigten gelang es sodann, den Katholiken 1473 einen „ewigen Frieden" und Gleichheit der Rechte mit ihnen abzugewinnen.

Mit Sigismund II erlosch der jagellonische Mannsstamm, und von da an wurde Polen ein Wahlreich mit der Bestimmung, daß bei Lebzeiten eines Königs niemals sein Nachfolger gewählt werden dürfe. Der erste dieser Wahlkönige war der französische Herzog von Anjou, Heinrich von Valois (XX. 1, 6), der aber schon nach 5 Monaten Krone und Land im Stiche ließ und sich heimlich wieder auf den Weg nach Frankreich machte, wo er als Heinrich III den erledigten Thron bestieg. Die Polen wählten nun den Großfürsten von Siebenbürgen Stephan Bathory (1575) mit der Bedingung, daß er sich mit Sigismund's II 52jähriger Schwester Anna vermählte, um durch diese Einverleibung in den jagellonischen Stamm gleichsam enger an Polen's Interesse gekettet zu sein. Er nöthigte mit dem Schwert die Preußen, ihn als König anzuerkennen, entriß den Russen Liefland, das zurückgefallen war, und gab den Kosacken eine bessere Ordnung. Erst 1582 kam es zum Frieden mit Rußland.

Nach Stephan's Tode 1586 entstand ein Thronstreit zwischen dem Erzherzog Maximilian von Österreich und dem Kronprinzen Johann Sigismund von Schweden, einem Schwestersohne Stephan's und Enkel Sigismund's II. Dieser siegte und bestieg als Sigismund III den polnischen Thron. Von seinen Verhältnissen und Kriegen mit Schweden war oben (K. 4, 4) die Rede, und so wie er dort den Kürzern zog gegen seinen Bruder Karl von Südermanland (s. oben S. 4, 4), so erlitt er in seinen Kriegen mit den Russen und Türken ebenfalls nur Nachtheile. Unfähig, gutem Rath zu folgen, entfernte er die würdigsten Männer von sich, verfolgte beharrlich die Protestanten, machte sich durch gewaltsame Einführung deutscher Sitten verhaßt, und beleidigte die Magnaten so schwer, daß sich ein Theil der Polen im Aufruhr gegen ihn er-

hob. Kaum hatte er diesen unterdrückt, so verwickelte er sich wieder in einen Krieg mit den Russen. Er eroberte zwar Moskau (1610) und verschaffte seinem Sohne die russische Krone, sah aber kurz darauf dieselbe wieder von dessen Haupte fallen und mußte nach verschiedenen Wechselfällen den Plan zur Überwältigung Rußlands aufgeben.

2. Rußland: Wassilej I. Czar Iwan II. Parteikämpfe. Errichtung der Strelitzen. Eroberung von Kasan und Astrachan. Anfänge Sibiriens. Feodor I. Das Patriarchat von Moskau. Erlöschung des Mannsstamms Rurick's. Boriß. Die falschen Dmitrji's. Feodor II. Wassilej II. Vertreibung der polnischen Eindringlinge. Das Haus Romanow.

Nach dem Tode Iwan's I Wassiljewitsch, des mächtigen und glücklichen Großfürsten von Moskau (1505), vollendete sein Sohn Wassilej I Iwanowitsch, den Grundsätzen seines Vaters folgend, die Unterwerfung der noch übrigen russischen Theilfürsten. Sein Krieg mit Litthauen hatte 1522 einen Waffenstillstand zur Folge, wobei der Dnjepr als Gränze, Smolensk als russischer Besitz anerkannt wurde. Seine schweren, mit abwechselndem Glück geführten Kriege gegen den Tartar-Chan von Kasan führten 1530 zu einem Frieden, der dem Chan die Lehenspflicht auferlegte. Aber während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers Iwan's II des Schrecklichen (1534—84), für den seine ränkevolle Mutter Helena und sein Oheim Glinski die Vormundschaft führten, entzog sich Kasan (1537) wieder der russischen Oberherrschaft; und als nach dem Tode seiner Mutter die Partei Schuiskoy's ein blutiges Schreckensregiment führte und diese Parteiungen das Innere zerrissen, machten die Tartaren und die Polen vereinigte Einfälle, die mit Noth abgetrieben wurden, worauf sich der Parteienkampf im Innern wieder fortsetzte.

Da ergriff der 14jährige Großfürst, von der Glinski'schen Partei heimlich unterstützt, 1545 unerwartet die Zügel der Regierung, ließ die Häupter der Schuiskoy'schen Partei hinrichten, errichtete die Leibwache der Strelitzen (d. h. der mit Flinten Bewaffneten) und herrschte nun, um den Übermuth der Großen zu bändigen, mit so furchtbarer Strenge, daß Blut in Strömen floß.

Iwan II war in der Erziehung vernachlässigt worden. Bei einem scharfen Verstand und festen Willen hatte er eine glühende Einbildungskraft und gewaltige Leidenschaften, die er von seiner Mutter geerbt hatte: bei besserer Aufsicht und unter gehöriger Leitung hätte er ein großer Fürst werden können; allein seine Bojaren thaten nichts, um seinem Character eine bessere Richtung zu geben: im Gegentheil, sie fanden ihr Gefallen daran, wenn er „die Hofdiener mit Hunden hetzte oder zu Pferd über das gemeine Volk hinjagte; ja sie hatten ihn schon in seiner Kindheit an Hinrichtungen gewöhnt und sahen mit Freuden zu, wenn er ihren Nebenbuhlern die Köpfe abschlug". — Im Anfang seiner Regierung brachte er seine

Zeit in rauschenden Vergnügungen hin, „spielte mit den Beweisen seiner Gnade und seines Zorns“ und hörte nur auf Schmeichler und Ohrenbläser. Die Regierung überließ er noch den Händen der Glinski's, die sich aber durch Habsucht, Ungerechtigkeit und Grausamkeit den allgemeinen Haß des Volkes zuzogen.

Im J. 1547 ließ er sich feierlich krönen und nahm den Titel Czar an, womit man den Begriff eines Autokrator's oder unbeschränkten Herrschers verband. Nicht lange nach der Krönung trat am Hofe und im ganzen Reiche eine wohlthätige Änderung ein: denn der Czar fand einerseits an zwei trefflichen Männern, dem Jerei Sylvester von Nowgorod und dem Feldherrn Alexei Andaschew ausgezeichnete Regierungsstützen und weise Berather, anderseits an der verständigen und tugendhaften Anastasia Romanowna, eine Gemahlin, welche durch die Sanftmuth ihres Characters den rauhen und wilden Sinn des Czars zu mildern und zu zügeln wußte.

Den Anstoß zu Iwan's Sinnesänderung gab folgende Gelegenheit. Als ein großer Brand in Moskau vom Volke zu einem Aufstand gegen die Verwaltung der Glinski's benützt wurde, von denen einer, Namens Jurji, des Czars Oheim, sogar in einer Kirche ermordet wurde, so trat jener Sylvester hin vor den Czar, der mit Zittern die Klagen der Aufrührer anhörte, und erschütterte seine Seele vollends durch die Hinweisung auf den Zorn Gottes, wenn er nicht einen andern Weg der Regierung einschlüge und seine Günstlinge entfernte. Da erkannte Iwan den ganzen Abgrund des Übels und faßte den Entschluß, ein Vater seiner Unterthanen zu werden.

Als er den Aufruhr gedämpft hatte, berief er zunächst die Bischöffe und reinigte vor ihnen durch ein aufrichtiges Bußbekenntniß sein Gewissen, zog dann in ihrer Begleitung mit seinen Hofbeamten auf den Gerichtsplatz, schilderte der Versammlung in einer vom Herzen kommenden Rede die Unordnungen der früheren Zeit, verkündigte Amnestie und versprach hinfort ein gerechter Czar zu sein. Nachdem er aus seiner Hofumgebung die Ungerechten entfernt und mit besseren Beamten ersetzt hatte, schenkte er sein ganzes Vertrauen dem edlen Sylvester, der nun die Seele der Regierung und der Urheber aller wohlthätigen Plane Iwan's wurde. — Auch Andaschew weihte ihm seine uneigennützigen Dienste und förderte als geschickter Diplomat und Rechtsverwalter, desgleichen als Heerbefehlshaber das Wohl des Reichs.

Die Verbesserungen im Innern des Reichs betrafen 1. die Rechtspflege durch eine geordnete und vervollständigte Gesetzsammlung und durch ein im ganzen Reiche für die Criminalfälle eingeführtes Gerichtsbuch (Sudebnik); — 2. die Reinigung der Sitten durch Bekanntmachung einer Kirchenordnung (des Stoglaw) und durch die Hebung der Geistlichkeit, wie denn auch die Lutheraner sich in Moskau eine Kirche bauen durften; — 3) durch Errichtung von Unterrichtsanstalten, besonders von Volksschulen in den Städten, und Gründung einer Buchdruckerei in Moskau; — 4) durch eine verbesserte Heereseinrichtung mittels Errichtung der obgenannten Strelitzen als einer stehenden Mannschaft, Gewährung eines Kriegssolds für die Zeit des Feldzugs und Anlegung von Militärcolonieen. Im Fall der Noth konnte Rußland 300,000 Gerüstete in's Feld stellen.

Darauf wendete er sich gegen die auswärtigen Feinde, eroberte Kasan mit Sturm, tödtete alle Einwohner und führte den Chan gefangen nach Moskau, wo derselbe das Christenthum annahm und leidliche Haft erhielt. — Der Unterwerfung Kasan's folgte die von Astrachan, wodurch er das caspische Meer erreichte, und der Krim, wodurch er den Anfang zur einstigen Beherrschung des schwarzen Meers machte. — Als er sich gegen Esthland und Liefland wendete und ersteres sich den Schweden und Polen in die Arme warf, gerieth er mit Schweden und Polen in einen mehrjährigen Krieg, der 1561 durch einen Waffenstillstand unterbrochen wurde.

An 13 Jahre hindurch konnte Iwan II, verständig berathen von Sylvester und Andaschew und sittlich gehoben von seiner Gemahlin, für einen guten Monarchen und ruhmwürdigen Kriegshelden gelten, als der Tod Anastasia's (1560) bei ihm einen Rückfall in seine alte wilde Natur veranlaßte. Auf den Rath elender Ohrenbläser entfernte er jene beiden trefflichen Räthe, von denen er den ersten in ein Kloster verwies, dem andern eine Woiwodschaft gab, bis er ihn späterhin auch zur Haft bringen ließ, in der er starb. An ihrer Stelle umgab er sich nun mit unwürdigen Menschen, auf deren Betrieb er die Anhänger jener beiden mit Schwert und Haft auf das grausamste verfolgte, ja darauf ausgieng, sie alle auszurotten.

Um dieß besser bewerkstelligen zu können, stellte er sich, als wolle er dem Thron entsagen und zog sich nach dem jetzigen Alexandrow im Gebiet von Wladimir zurück mit der Äußerung, er könne die Anarchie der Bojaren nicht länger mehr ansehen. Als ihn die Geistlichkeit durch eine Abordnung angieng, zurückzukehren, willigte er unter der Bedingung ein, daß sie ihn nicht hindere, die Verräther zu bestrafen.

Während er nun die Leitung der innern Regierung dem oberwähnten gefangenen Chan (von Kasan) überließ, behielt er sich selbst 20 Städte mit Umgebiet unter dem Namen der Opritschnina zur Verwaltung vor und umgab sich mit Leibtrabanten, den sogenannten Opritschniks. Er wohnte dort zu Alexandrow mit seinen neuen Günstlingen in einem klosterähnlichen Palast und brachte die eine Hälfte des Tags mit ascetischen Übungen, die andere Hälfte mit Verhören und Hinrichten aller bei ihm durch seine Opritschniks verdächtigten Bojaren zu, die selbst das größte Verdienst nicht schützte; ja der Tyrann verschonte seinen eigenen ältesten Sohn nicht.

Als die Tartaren von Astrachan in Rußland einfielen, trat er wieder hervor und trieb sie zurück. Alsdann wendete er sich gegen die Polen und Schweden. Die nach dem Tode des Königs Sigismund August in Polen eintretende Zwischenregierung war seinen Waffen günstig und er entriß den Polen Polocz und Liefland. Als jedoch Stephan Bathory den polnischen Thron bestieg, drängte dieser geistkräftige Kriegsfürst die Russen zurück, nahm ihnen Polocz wieder und bedrohte selbst

Moskau (1579), sah sich aber durch die Tapferkeit der Einwohner von Pskow in seinem Siegeslauf gehemmt.

Aus steter Furcht vor Verrätherei und Empörung wüthete Czar Iwan allenthalben mit steigender Grausamkeit. So ließ er z. B. an 60,000 Einwohner von Nowgorod, die er des Einverständnisses mit den Polen beschuldigte, tödten, und in Moskau alle Verdächtigen mit wahrer Mordwuth zu Tode martern. Wie zur Strafe dafür fiel der Chan von Astrachan ein, verbrannte Moskau, und verheerte das Land furchtbar. Doch trieb ihn Iwan wieder zu Paaren, und selbst in den fortwährenden Kriegen mit den Tartaren, sowie mit den Schweden, Polen und Türken, in denen er oft nahe am Untergang war, gelangte er doch noch zu einem allgemeinen Frieden (1582), den ihm Papst Gregor XIII gegen das Versprechen, einen Krieg mit den Türken zu beginnen, vermittelte. Iwan überließ in diesem Frieden den Polen Liefland und den Schweden Esthland.

Zwei Jahre zuvor legte ihm die Eroberung, die ein vor seiner Ungnade entwichener Kosaken-Ataman, Namens Jermak Timofejew, jenseit des Ural gemacht hatte und die er dem Czar unterstellte, den Grund zur Ausdehnung des russischen Gebiets über Sibirien, dessen Besitz für Rußland's Herrschaft in Asien in der Folge so wichtig wurde.

Die donischen Kosaken, welche zu Andaschew's Zeiten den Russen eifrig gedient hatten, waren nach dessen Sturz sich selbst überlassen und ergaben sich einem Raubleben. Sie plünderten gewöhnlich die vom kaspischen Meere her nach Moskau ziehenden Carawanen, nahmen die dem Czar bestimmten Gelder weg und nöthigten mehr als einmal denselben, Truppen gegen sie zu schicken. Ihre Kühnheit gieng so weit, daß sie die Krim bedrohten, die Ukraine beunruhigten, bis an den Ural zogen und die Hauptstadt der Nogaier zerstörten. Unter ihren Ataman's zeichnete sich am meisten der oberwähnte Jermak aus, so daß besonders ihn die Ungnade des Czar's traf. Um derselben auszuweichen, machte er mit 300 seiner Kampfgefährten eine Unternehmung in das sibirische Reich: daselbst bestand er an den Ufern des Irtysch siegreiche Gefechte, nahm die Hauptstadt Isker ein, jagte den sibirischen Herrscher Kutschum in die Steppen und gründete eine Herrschaft, die vom Ural bis zum Irtysch reichte. Darauf sendete er seinen tapfersten Gefährten Iwan Kolzo nach Moskau und legte durch ihn (1583) das sibirische Königreich zu Iwan's Füßen. Dieser begnadigte ihn, verstärkte ihn durch eine Schaar Strelitzen und beauftragte ihn mit dem Oberbefehl über jene eroberte Provinz. Indeß gieng dieselbe wieder an Kutschum verloren und Jermak kam in diesem Kampfe um. Allein unter Iwan's Nachfolger wurde Kutschum wieder verjagt und Jermak's Eroberung durch Anlegung vieler Festungen dem russischen Reiche erhalten.

Obgleich ein Unmensch auf dem Thron, hob Iwan II doch Rußland's Macht und Wohlstand zu einer vorhin nicht gekannten Größe. Er starb 1584 nach einer 50jährigen Regierung. Von ihm an führen die Beherrscher Rußland's den Titel Czar und Selbstherrscher aller Reußen, den er sich im Gefühl seiner Kraft beigelegt hatte.

Sein Sohn und Nachfolger Feodor I war gutmüthig, aber schwachsinnig, wurde daher unter die Regentschaft seines Schwagers Boriß Gudunow gestellt. Dieser regierte mit Kraft, sicherte den Besitz Sibirien's durch Anlegung von Tobolsk, brachte dem bis gegen Moskau

vordringenden Chan der Krim eine Niederlage bei und schützte gegen die Einfälle desselben die russische Südgränze durch Verhaue. Er förderte die Civilisation durch Herbeiziehung von westeuropäischen Gelehrten und Künstlern, und machte die griechische Kirche in Rußland durch Errichtung eines eigenen Patriarchats in Moskau 1589 von dem Patriarchen in Constantinopel unabhängig, wiewohl Constantinopel fortfuhr, der Hauptquell der Bildung für die russische Kirche zu sein. Durch das Verbot des Bauernauszugs (1592), d. h. des freien Umherziehens der Landbauern von einem Gutsherrn zum andern (wodurch das Landvolk verhindert worden war, zu festem Sitze zu gelangen) kettete er die Bauern an einen bestimmten Gutsherrn, so daß ein Theil derselben einzelnen Privatleuten, ein Theil den Klöstern, ein Theil dem Czar „zugefestet" wurde.

Um aber sein eigenes Geschlecht auf den Thron zu bringen, ließ er (wenigstens ist dies die allgemeine Stimme seiner Zeitgenossen) den Prinzen Demetrius (Dmitrji), den Sohn des ältesten Bruders des Czars, ermorden und auch andere Glieder des Herrscherhauses starben auf verdächtige Weise dahin. Als nun im J. 1591 mit Feodor I der Mannsstamm Ruricks, der über 700 Jahre Rußland beherrscht hatte, erlosch, bestieg Boriß durch die Wahl der Bojaren den Thron und glaubte nun durch eine milde Regierung das Unrecht zu sühnen, durch das er sich die Krone verschafft hatte. Allein ihn und seinen Stamm traf durch das Auftreten eines falschen Demetrius das gleiche Geschick, das er dem Stamme Rurick's bereitet hatte, und die Verwirrung, welche das Erstehen von drei falschen Dmitrji's und das dadurch begünstigte Eindringen der Polen verursachte, brachte das Reich an den Rand des Untergangs.

Um nämlich seine Macht im Innern mehr befestigen zu können, schloß Boriß mit den Schweden und Tartaren einen Frieden und mit den Polen einen 20jährigen Waffenstillstand, und suchte nun das Volk möglichst zufrieden zu stellen dadurch, daß er auf unparteiische Rechtspflege hielt, Künste und Gewerbe unterstützte und eine ausbrechende Hungersnoth, die allein in Moskau 127,000 Menschen hinraffte, nach Kräften milderte. Bei allem dem aber konnte er die Liebe des Volkes nicht gewinnen, das in ihm stets den Vertilger seines uralten Herrscherhauses sah. Es stand in der Person eines dem Kloster entlaufenen Mönchs, eines gebornen Edelmanns, Namens Jachko Otrepiew, ein falscher Demetrius auf, um sein angebliches Recht auf den Thron geltend zu machen, fand, von den Polen unterstützt, wachsenden Anhang, und während des Kampfes gegen ihn ward Boriß wahrscheinlich vergiftet.

Es bestieg nun zwar Boriß' Sohn Feodor II den Thron; allein da seine Feldherrn zum falschen Demetrius übergiengen, ward Feodor von den Einwohnern der Hauptstadt erdrosselt. Die Moskowiter huldigten nun dem falschen Demetrius; weil er aber nun die Polen vorzog, ward er als Betrüger erkannt und in einer Verschwörung sammt seiner polnischen Umgebung ermordet. An seiner Statt erhoben die Bojaren 1606 einen Schuiskoi unter dem Namen Wassilji II zum Czar. Da sich aber gegen ihn andre falsche Dmitrji's nach einander erhoben, konnte er sich auch nicht halten: er wurde den Polen ausgeliefert, die ihn in ein Kloster steckten.

Um dieser Verwirrung ein Ende zu machen, wählten die Bojaren den Sohn des Königs von Polen, den Prinzen Wladislav. Darüber entzündete sich jedoch der heftigste Kampf, in welchem die Polen sogar Moskau eroberten und verbrannten.

Da standen endlich alle Russen für die Unabhängigkeit ihres Volkes und Landes auf, schlugen die Polen aus dem Lande hinaus, und beriefen, um die Ruhe im Reiche herzustellen, in einhelliger Wahl einen 16jährigen Seitenverwandten des Hauses Rurick, den hoffnungsvollen Michael Feodorowitsch Romanow 1613 auf den russischen Thron, und mit der von ihm gestifteten Dynastie gieng Rußland seiner höhern Bestimmung entgegen.

3. Das Osmanenreich im 16. Jahrhundert. Soliman II. Übermacht der Türken zu Wasser und zu Land. Soliman's Einfall in Ungarn. Zriny's Heldentod in Scigeth. Soliman's Tod. Selim II. Friede mit Österreich. Krieg mit den Venetianern. Eroberung von Cypern. Niederlage der Türken bei Lepanto durch Juan d'Austria. Murad III. Verfall der türkischen Macht. Mehemed III. Achmed I. Friedensvertrag mit Österreich.

Es ist mehrmals der Türkenkriege gedacht worden, welche Kaiser Karl V und sein Bruder Ferdinand mit dem rastlos anstürmenden Soliman II zu bestehen hatten (XIX. 5, 8; 8, 1; 5 u. 6.). Kaum hatte ihm der Kaiser 1547 den Frieden abgekauft, als der Sultan vier Jahre darauf von Neuem in Ungarn eindrang und Temeswar einnahm und nur der tapfere Widerstand Erlau's und anderer festen Städte ihn von weitern Fortschritten abhielt. — In dem darauffolgenden persischen Kriege eroberte Soliman Georgien, Wan und Mosul. Sein herrschsüchtiger Großwessir Rustan ließ es zu keinem Frieden mit Österreich kommen, und obgleich nach Rustan's Tode ein Friede zu Stande kam, so wurde er doch wie gewöhnlich gleich wieder gebrochen. Nicht nur war die türkische Landmacht in Europa und Asien meist siegreich, sondern es machte sich auch die türkische Seemacht, die nach Chaireddin-Barbarossa's Tode von dem Renegaten Draghut befehligt wurde, in dem mittelländischen, rothen und indischen Meere weit und breit gefürchtet. Sein Angriff auf Malta, das die Johanniter unter ihrem Großmeister La Valette tapfer vertheidigten, mißlang jedoch 1565, und Draghut selbst verlor dabei sein Leben. Daher brach Soliman im folgenden Jahre selbst mit einem glänzenden Heere von Konstantinopel auf und drang zunächst in Ungarn ein. Dort belagerte er die längst erstrebte Festung Scigeth. Obwohl der Heldentod des Grafen Niclas von Zriny sie nicht zu retten vermochte, so sollte doch auch Soliman ihres Falles nicht froh werden.

Vierzehn Tage lang hielt der tapfere Zriny die fortwährende Bestürmung der Stadt aus, dann zog er sich vor dem Eindringen des übermächtigen Feindes in die Citadelle zurück. Schon hatte er auch dort einen zweimaligen Sturm bestanden, als durch eine türkische Mine

eine Bresche gemacht wurde, und nun war auch die Veste nicht mehr zu halten. Da stürzte Zriny, entschlossen mit ihr unterzugehen, sich mit seiner Heldenschaar von 600 Tapfern in den Feind, während auf seinen Befehl der Pulverthurm in die Luft flog, von dessen Trümmern 3000 Feinde erschlagen wurden.

Als die Einnahme Scigeth's vollendet war, hatte auch Soliman kurz vorher in seinem Gezelt auf dem Krankenlager geendet! Der Großwessir hielt aber, aus Furcht vor einem Janitscharenaufstand, den Tod des Sultan's geheim, bis Soliman's Sohn und Nachfolger Selim III von Konstantinopel her im Lager ankam.

In Sultan **Soliman** dem Prächtigen, der 45 Jahre regiert hatte, besaßen die Osmanen den größten und glücklichsten ihrer Herrscher: nicht nur waren seine Kriegsthaten die glänzendsten, sondern es übertraf ihn auch keiner der Sultane in der Sorge für das Innere seines Reichs, sowohl durch Verbesserung der Gesetzgebung und Verwaltung, als auch durch Förderung der Wissenschaft und Kunst (d. h. der Baukunst). Indeß, obgleich Soliman die Türkenmacht auf ihren höchsten Gipfel hob, so war er es doch, der zugleich den Grund zum nachmaligen Verfall des türkischen Reichs legte, und zwar durch den Einfluß, den er seinem Harem (besonders der Sultanin Roxolane) auf die Regierung verstattete, durch die Verkäuflichkeit der Statthaltereien und höhern Staatswürden, durch den unmäßigen Luxus am Hofe und unter den Großen, und durch die unter ihm entstehende Sitte, den Divan auch in Abwesenheit des Herrschers sich versammeln und berathen zu lassen.

Nachdem Selim III, ein den sinnlichen Lüsten fröhnender Herrscher, den Tod seines Vaters bekannt gemacht und die aufrührerischen Janitscharen durch ein Thronbesteigungsgeschenk befriedigt hatte, schloß er mit Österreich (mit dem Kaiser Maximilian II) 1567 einen zwanzigjährigen Frieden, um eine in Arabien ausgebrochene Empörung dämpfen zu lassen; denn er selbst zog sich in das Innere seines Harems zurück und überließ seinem kraftvollen Wessir Sokolli die Leitung des Reichs. Nach einem unglücklichen Krieg mit den Russen, wobei der größere Theil seines Heeres bei einem Sturm auf dem schwarzen Meere untergieng, so wie nach der endlichen Dämpfung des arabischen Aufstandes entrissen die Türken den Venetianern die Insel Cypern, wobei 20,000 Christen niedergemetzelt und überhaupt die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt wurden. Da sie auch die übrigen venetianischen Besitzungen, besonders die jonischen Inseln und die dalmatische Küste angriffen, so schloß Venedig mit Spanien, dem Papst, Savoyen und den Maltesern ein Bündniß, in Folge dessen diese vereinigte christliche Macht mit 205 Schiffen unter der Anführung des schon oben (K. 3, 5) näher erwähnten Johann von Österreich (Juan d'Austria) die in der Bucht von Lepanto liegende, 300 Segel starke, türkische Flotte angriff und sie den 7. Oct. 1571 fast ganz vernichtete, so daß ganz Europa das Ende der Türkenherrschaft nahe glaubte. Allein so groß dieser Sieg und die Freude darüber war, so wenig Folgen hatte er durch die Uneinigkeit der Verbündeten, also daß sich Venedig den Frieden und die Rückgabe wenigstens der türkischen Eroberungen in Dalmatien erkaufen mußte (1573).

Nach dem Tode Selim's, der an den Folgen der Trunkenheit starb, begann das türkische Reich unter seinem schwachen, von Weibern und Günstlingen geleiteten Sohne Murad III (1574—95) zu sinken. Die Kriegszüge der Türken gegen das persische Reich waren lange nur von vorübergehenden Siegen und Eroberungen begleitet, und wenn dennoch 1590 ein für die Türken vortheilhafter Friede zu Stande kam, so war daran nur die Thronbesteigung des persischen Schachs Abbas des Großen Schuld, der, um einen andern gefürchteten Feind, die Usbeken, nachdrücklicher bekämpfen zu können, den Türken einige Gränzgebietstheile abtrat.

Die Nothwendigkeit, die stets unruhigen Janitscharen zu beschäftigen, führte 1595 zu einem neuen Krieg mit Österreich, der von Murad und seinem noch schlechtern Sohn und Nachfolger Mehemed III, welcher mit der Ermordung seiner 19 Brüder den Thron bestieg, mit abwechselndem Glücke geführt und durch gegenseitige Schwächen und Mißgriffe in die Länge gezogen wurde. Dabei offenbarte sich der Verfall der türkischen Regierung immer mehr. Ungeachtet der unmenschlichen Grausamkeit und blutigsten Strenge, mit welcher Mehemed verfuhr, nahm doch die Zügellosigkeit im türkischen Heere zu. Eben als wieder ein Krieg mit Persien ausbrach, starb der Sultan (1603) und sein Sohn, der junge Achmed I, war nicht im Stande, der Verwirrung in seinem Reiche ein Ende zu machen. Endlich kam wieder ein Friede mit Österreich (1606) zu Stande, der darum merkwürdig ist, weil die türkische Pforte zum erstenmal mit einer europäischen Macht einen Vertrag mit völlig gegenseitiger Gleichstellung schloß und den Anspruch auf einen Tribut aufgab, — ein sicheres Zeichen von dem begonnenen Eintritt des Verfalls der einst so gewaltigen Türkenmacht. Denn auch mit Persien mußte sie 1612 Frieden schließen und dem Schach Abbas alles Eroberte zugestehen. Nichts desto weniger sollte sie noch lange von Zeit zu Zeit eine Weck- und Schreckstimme Gottes für die mit sich selbst uneinige Christenheit sein.

Die weitere Betrachtung der türkischen Angelegenheiten kann nun füglich eine Zeit lang zurücktreten, um unsern Blick den wichtigeren Begebnissen zuzuwenden, in welchen sich die Weiterentwicklung der christlichen Staaten Europa's darstellt.

6. Kapitel. Rückblick auf die Reformationsfortschritte dieses Zeitraums. Verbreitung des Christenthums in der Heidenwelt.

So hatte denn die Kirchenreformation theils in der lutherischen, theils in der reformirten Bekenntnißform in den meisten Ländern Europa's Eingang gefunden und würde sich noch weiter verbreitet haben, wenn sie nicht

in Spanien und in Italien durch die Inquisition vertilgt, in Frankreich durch den Rücktritt Heinrich's IV aufgehalten, in den Niederlanden durch die abgegränzte Scheidung der Nord- und Südprovinzen zum Stillstand gebracht, in Polen durch die rechtswidrigen Gewaltschritte Sigismund's III größtentheils verdrängt — und in Deutschland selbst theils durch die gegenreformirenden Bemühungen der katholischen Fürsten, theils durch die Zerwürfnisse der Protestanten unter einander selbst gestört —, überall aber in diesen Ländern durch die vom Tridentiner Concilium hervorgebrachte Neubelebung der römischen Kirche in Folge der einmüthigen und thätigen Bestrebungen ihrer Congregationen, vor allen des Jesuitenordens, zum Theil wieder vernichtet, zum Theil gehemmt worden wäre.

Im Allgemeinen hielt der Norden Deutschland's, wie Europa's fest an der errungenen Überzeugung und dorthin konnte auch die Propaganda der römischen Kirche keinen festen Fuß mehr setzen, so oft und viel sie es auch versuchte. Daher setzte sie ihre nie aus den Augen gelassene Aufgabe, das Kreuz in heidnische Länder zu tragen, mit erneuertem Eifer fort, nachdem die Verbreitung desselben in der letzten Zeit des Mittelalters in dem Grade zurückgetreten war, in welchem sich die ganze alte Kirche zuletzt der Verweltlichung hingegeben hatte. Und da ihr auf jenem äußern Felde der Protestantismus, welcher in den Heimathländern seiner Entstehung noch lange zu viel mit sich selbst zu thun hatte, nicht begegnen konnte, so entsprach den erneuten Bemühungen ihres Bekehrungseifers ein verhältnißmäßiger Erfolg.

Getrieben von dem Verlangen, die einheimischen Verluste durch auswärtige Erwerbungen zu ersetzen; unterstützt sowohl von ihrem noch immer starken äußern Bestand und größerem Reichthum, als auch von einer aus den Predigerorden vorhandenen ansehnlichen Zahl geübter, zu dergleichen Missionen brauchbarer Mönche; endlich angespornt von dem durch die Jesuiten entstandenen Wetteifer der geistlichen Orden untereinander, fieng die römisch-katholische Mission an, sich lebendiger zu regen, als je. Und da meist nur die katholisch gebliebenen Staaten durch die Länderentdeckungen und durch den damit verbreiteten Handel in unmittelbar äußerem Verkehr mit dem fernen Auslande standen und dort Schutz gewähren konnten, so war auch der Missionsweg dahin für die römische Kirche bereits ein mehr gebahnter. Nimmt man hinzu, daß die katholischen Cultusformen für die Sinne der Heiden viel Anziehendes, für einen Theil unter ihnen auch sogar etwas scheinbar Verwandtes haben, deßgleichen daß die Anbequemungsmethode dieser Kirche durch den Jesuitismus eine beträchtliche Erweiterung erhielt, daß folglich auch die ersten Anforderungen der katholischen Missionspädagogik an zu bekehrende Heiden mehr äußerlicher Art waren: so ist offenbar, daß es den ausgesendeten Heidenboten der römischen Kirche an einem sichtlichen Er-

folg nicht fehlen konnte, der schon im 16. Jahrhundert von beträchtlichem Umfang war.

Wie das Christenthum der Spanier in Westindien oder Südamerika gepflanzt wurde und welche Wirkungen die dort angewandte Bekehrungsart hatte, ist schon oben (XIX 1, 4. a. E.) angegeben worden. Lagen auch viele Hindernisse in der Rohheit der Volkssprachen und in der geistigen, wie sittlichen Herabgekommenheit der Ureinwohner, so fällt doch die größte Schuld der Verderbniß des Christenthums daselbst auf die unmenschliche Habgier der dahin gekommenen europäischen Christen, gegen die selbst die bessere Geistlichkeit nichts vermochte. Nur wo dort der geistliche Einfluß einzig und allein auf noch freie Stämme wirken konnte, machte die Entwilderung durch das Christenthum bessere Fortschritte, so wie auch das Werk des edlen Las Casas (XIX. 1, 4) jedes Christenherz erfreuen mußte.

Auch in Ostindien hat portugiesischer Eigennutz den Missionsbemühungen der Franciscaner (in Goa) viele innere Hindernisse entgegengestellt, bis der erste Jesuitenmissionär Franz Xavier nach Goa kam und von dort aus als „der Apostel der (Ost) Indier" durch seine aufopfernde Selbstverleugnung und glühende Liebesthätigkeit das katholische Missionsfeld bis Japan erweiterte, ja das Kreuz unter den höchsten Gefahren schon nach China zu tragen im Begriff war, als der Tod die Thätigkeit dieses ehrwürdigen Glaubensboten unterbrach. Nichts desto weniger verfolgten nachher seine Ordensgenossen, von denen ihm bereits fünf durch den Märtyrertod vorangegangen waren, den von ihm gezeigten Weg, und noch gegen das Ende jenes Jahrhunderts bereitete Matteo Ricci in China die Glanzperiode der jesuitischen Missions-Wirksamkeit vor, die sich im folgenden Jahrhundert daselbst eröffnen sollte.

Franz Xavier (Franziscus Xaverius), Sohn eines navarresischen Edelmannes, geb. 1506 auf dem Familienschloß Xavier, war einer jener sechs Freunde, mit denen Ignaz Loyola den Jesuitenorden stiftete (XIX. 11, 3). Nachdem Xavier mit ihm eine Zeit lang in Rom gewirkt hatte, gieng er auf die Einladung des portugiesischen Königs Johann III nach Lissabon, von wo er 1541 als apostolischer Nuncius mit zwei Begleitern auf der Flotte des Vicekönigs nach Ostindien gesandt wurde. In Goa vom dortigen Bischoff unterstützt, arbeitete er an den sehr verdorbenen europäischen Einwohnern, indem er theils in einem Lehrer-Seminarium die Jugend heranbildete, theils auf den Straßen mit dem Glöcklein in der Hand das Volk zur Anhörung seiner Predigten um sich sammelte; und so durch begeisterte Reden und merkwürdige Heilungen so viele Heiden zur Taufe brachte, daß oft seine Arme davon erschöpft waren. Gleichen Erfolg hatte seine Wirksamkeit in andern portugiesischen Districten, wiewohl es auch an Verfolgungen nicht fehlte, indem z. B. auf Ceylon einmal über 5000 seiner Getauften von einem dortigen König getödtet wurden. Allenthalben auf dem Festlande, wie auf den Inseln stiftete er christliche Gemeinden und führte dabei stets die strengste ascetische Lebensweise. Nachdem er allenthalben Missionsgehülfen angestellt hatte, begab er sich 1549 mit einem von ihm getauften Japanesen von Malacca aus auf einem chinesischen Schiffe nach Japan und bewirkte dort während fast kaum dritthalb Jahren in den verschiedenen Provinzen dieses Kaiserthums zahlreiche Bekehrungen. Diese gelangen dort um so leichter, weil die japanesischen Reli-

gionsgebräuche mit den römischen Cultusformen manche Ähnlichkeit hatten. An diese Gebräuche sich anschließend, bequemte er sich zu den Vorstellungen und Gewohnheiten der Einwohner und hatte daher von den heidnischen Priestern wenig Hindernisse zu befahren. — Hierauf richtete sich sein Blick nach China, wohin jedoch jedem Portugiesen der Eintritt bei Todesstrafe verwehrt war. Daher gieng er nach Goa zurück und bewog den Vicekönig, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, mit welcher er gehen wollte. Auf Malacca aber, wo das Schiff anlegte, hintertrieb der dortige Gouverneur die Fortsetzung der Gesandtschaftsreise, und so schiffte sich Xavier allein auf einem portugiesischen Schiffe nach der Insel Sancian in der Nähe von Macao, wo er mit den dortigen Kaufleuten unterhandelte, wie er unerkannt über die chinesische Gränze gebracht werden könnte. Da aber ergriff ihn ein Fieber, das seinem liebethätigen Leben 1552 ein Ende machte. Er starb mit den Worten: „Herr, auf dich habe ich gehofft, laß mich nicht zu Schanden werden!" — Es wird berichtet, daß Xavier mit eigener Hand eine halbe Million Heiden getauft habe. Zu bemerken ist, daß er, um die Bekehrten am Abfall zu hindern, 1550 die Einführung der Inquisition in jenen Ländern veranlaßt hat. Den Katechismus des Canisius hat er in's Malabarische übersetzt. Im J. 1622 wurde er vom Papst Gregor XV canonisirt und vom Papst Benedict XIV zum Schutzheiligen von Indien erhoben.

Sein Werk in Indien setzte zunächst der Jesuite Robert Nobili fort, der in der Anbequemungsweise so weit gieng, daß er in der Art eines indischen Weisen auftrat und seine christliche Lehre den Indiern unter dem Namen einer verbesserten Brahmanenlehre beibrachte! Xavier's Neffe Hieronymus bekehrte die Familie des Königs von Akbar, dessen drei Prinzen auf weißen Elephanten zur Kirche ritten, wo sie mit großem Gepränge die Taufe empfiengen. — In China verschaffte sich 1552 der Jesuite Ricci vorzüglich durch seine Kenntniß der Mathematik Eingang und wußte gleichfalls durch die von seinem Orden angenommene Accommodationsmethode den Chinesen das Christenthum so annehmlich zu machen, daß schon 1611 die erste christliche Kirche in Nanking eingeweiht wurde, von der aus sich das römische Christenthum bald in die fünf nächstgelegenen Provinzen verbreitete. (Vom Fortgang und Zerfall der Jesuitenmission in jenen Ländern s. die folgende Periode.)

7. Kapitel. Europäische Bildung in Wissenschaft und Kunst im 16. Jahrhundert.

1. Der Staat und das monarchische Princip. Der Macchiavellismus. Die Rechtspflege. Vermehrte Anwendung des römischen Rechts (Cujacius und Godofredus.)

Welch' einen durchgreifenden Einfluß die Reformation auf das Gesammtleben der Menschheit hatte, wie tief sie in die Staatenverhältnisse aller davon berührten Länder eingriff; welch' einen mächtigen Umschwung der Ideen auf jedem Gebiete des geistigen und materiellen Lebens sie hervorbrachte, — hat uns der bisher aufgezeigte Gang derselben dargethan. Sehen wir ab von dem kirchlichen Gebiete, das wir nach seiner hellen, wie nach seiner dunkeln Seite im genauen Zusammenhang mit dem politischen, so weit es eine allgemeine Weltschau gestattet, in Betrachtung zogen, so sind, bevor wir den Faden der Weltereignisse des 17. Jahrhunderts aufnehmen und fortführen, noch einige andere Culturseiten zu betrachten, die im Laufe des 16. Jahrhunderts zur Weiterentwicklung kamen.

Und weil unterdeß die Völker des europäischen Culturbestandes, in dieser Beziehung zu größerer Mündigkeit heranreifend, mehr und mehr aus der Abgeschlossenheit ihrer Sondernatur herausgetreten und durch gegenseitige Theilnahme an den höchsten Lebensgütern im Bereiche der Wissenschaft und Kunst, wie durch die Concurrenz des bereits in die weitesten Fernen der Erde reichenden materiellen Verkehrs einander näher gerückt waren und bereits in größerer Gemeinschaftlichkeit den Culturboden der Menschheit bebauten: so können von nun an auch in der Darstellung die sich ergänzenden Ergebnisse der, einem nationalverschiedenen Boden entsproßten Bildungsbestrebungen zusammengestellt erscheinen.

Gehen wir zunächst von dem aus, was mit dem Worte Staat bezeichnet wird, so zeigt sich, daß das im Mittelalter in Deutschland vorherrschende aristokratische Princip allmählich durch die errungene volle Landeshoheit der Fürsten und durch die, nach der Unterdrückung des Faustrechts gewonnene größere Unumschränktheit der Regierungen sich mehr und mehr in das monarchische Prinzip umgestaltete, welches späterhin die Grundlage des gesammten europäischen Staatslebens werden sollte, wenn auch in mannichfaltiger Abstufung seines Umfangs. Auch hiezu hat die Reformation mitgewirkt, indem sie, vorzüglich in den evangelisch-lutherischen Ländern, eine nähere Anschließung des Volks an die Obrigkeiten und Fürsten bewirkte und diesen durch die Säcularisationen zugleich die Mittel gab, ihre Macht zu befestigen, wiewohl die Kirche dabei zu kurz kam und in manchen Ländern, wo die Gütereinziehungen in rein weltlicher Absicht geschahen, zur Ohnmacht herabgebracht ward. — Auch selbst das vorherrschend demokratische Element in der Verfassung der deutschen Reichsstädte des 15. Jahrhunderts trat hie und da wieder etwas zurück, seit Karl V den Patriciern (nach dem schmalkaldischen Krieg) wieder einen größeren Antheil am Regiment verschaffte.

Die aufkommende, vom monarchischen Princip getragene Staatskunst hat in den Lehren des Florentiners **Macchiavelli**, die er in seiner Schrift: „der Fürst“ niederlegte ihren ersten bewußten Ausdruck gefunden; aber so gut das Buch und sein Zweck gemeint sein mochte, eine so schlimme Anwendung und Wirkung hatte es zur Folge, so daß eine aller tiefern Moral entkleidete Bestrebung, sich des Gehorsams der Regierten zu versichern, fortan mit dem Namen Macchiavellismus bezeichnet wurde. — Um das Paradoxe dieser Schrift und die entgegengesetzten Urtheile, die sie und ihr Verfasser erfuhren, zu begreifen, ist zunächst eine kurze Angabe der Lebensumstände des letztern nöthig.

Nicolo di Bernadi dei Macchiavelli, geb. 1469 zu Florenz aus edlem Geschlechte, ausgezeichnet durch außerordentliche Geistesgaben, war Staatssecretär der florentinischen Republik und vielmaliger Gesandter derselben am päpstlichen, kaiserlichen und französischen Hofe und durch seine klugen Rathschläge dem Freistaate von großem Nutzen. Als Gegner des mediceischen Hauses aber wurde er 1512 auf Betrieb Lorenzo's (XVIII. 12, 2.) seines Amtes entsetzt und — wegen angeschuldigter Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Cardinal Giovanni Medici — verbannt. Nach der Erwählung dieses letztern zum Papst wurde Macchiavelli zurückberufen. Um wieder Einfluß zu gewinnen schrieb er sein Werk il Principe, das

er dem Lorenzo widmete und wurde dafür zum Rathgeber des Cardinals Julius Medici angenommen. Abermals der Theilnahme an einer Verschwörung gegen diesen bezichtigt, mußte er wieder in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurücktreten. Doch als gedachter Cardinal unter dem Namen Clemens VII den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde Macchiavelli wieder in Staatsgeschäften gebraucht. Wegen dieser Hingebung an die Mediceer verlor er aber das Vertrauen der dieselben hassenden Florentiner und starb von ihnen verkannt und verschmäht den 22. Juni 1527, ohne das geringste Vermögen zu hinterlassen. Außer dem angegebenen, in classischem Styl geschriebenen Tractat ist unter andern Werken von ihm auch seine florentinische Geschichte von Wichtigkeit.

Einer der neuesten Beurtheiler Macchiavell's, der englische Geschichtschreiber Macaulay, sucht mit vielem Scharfsinn die in der genannten Schrift des geistreichen Italieners niedergelegte verwerfliche Moral dadurch erklärlich zu machen und zu entschuldigen, daß er sagt, man müsse den großen Florentiner als den Sohn seiner verderbten Zeit und insbesondere Italiens fassen, wo man „durch den Handel im Besitze des Reichthums, der Macht, der Wissenschaft, des Geschmacks und aller Bequemlichkeit und Zierden des Lebens aus Mangel an Zeit und Kraft die Vertheidigung des Vaterlands Söldnern überließ und nicht Kriegstapferkeit, sondern Scharfsinn und List zum Ehrenpunct machte, so daß, während in Deutschland Schwäche, Betrug und Verstellung als schmähliche Laster galten und die Ausschweifungen des Trotzes und der Kühnheit entschuldigt wurden, in Italien dagegen alle Verbrechen, welche Selbstbeherrschung, Gewandtheit, schnelle Beobachtungsgabe, schöpferische Einbildungskraft und tiefe Menschenkenntniß verlangten, höchst milde beurtheilt wurden.“ Aus diesem Gesichtspunct müsse man auch den Macchiavelli und sein Werk beurtheilen. Nicht beizustimmen sei allerdings der wunderlichen Meinung derer, welche die im „Principe“ niedergelegte Unmoral „als Gegengift ihrer selbst“ betrachtet wissen wollten; auch habe er sich damit nicht (?) dem Lorenzo zur Wiederverwendung in Staatsgeschäften und zum Rathgeber bei Ausführung jener Vorschriften empfehlen wollen, die demselben die Erwerbung einer großen Macht in Italien sichern sollten. Einzig und allein die „Verschiedenheit der moralischen Ansicht und des moralischen Werth's in den verschiedenen Zeiten müsse den Maaßstab zur Beurtheilung eines Mannes hergeben; denn staatsmännische Größe könne nicht mit dem Maaß gemeiner Moral gemessen werden!!“ —

Mit Recht sagt dagegen ein Beurtheiler dieser Macaulay'schen Vertheidigung, „daß man zwar eben sowohl die Größe des Ziels, das sich Macchiavelli in der Freiheit, der Macht, dem Glücke seines Vaterlandes gesteckt hatte, als auch die Größe der Gaben dieses Mannes bewundern könne, daß aber beides uns nicht berechtige, die Mittel zu billigen, die er zur Erreichung seines Zieles vorschlägt; und habe sein Zeitalter in Macchiavelli's Grundsätzen, auf die er jene Mittel gründe, nichts Auffallendes gefunden, so sei eben auch das Zeitalter zu beklagen, wenn dieß das allgemeine Gefühl gewesen wäre“. So ist's.

Die besser geordnete Rechtspflege durch das Aufkommen eines gelehrten Richterstandes ließ kein Faustrecht mehr einreißen, und gewährte dadurch dem öffentlichen Verkehr mehr Sicherheit, zumal auch in das Dunkel des Criminalrechts ein Lichtstrahl fiel, seit die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V (daher auch die Carolina genannt) erschien, mit der übrigens die Lehrer des römischen Rechts nichts weniger als zufrieden waren, so daß in einzelnen deutschen Landen noch umfassendere Verordnungen über Verbrechen und deren Bestrafung erschienen. Übrigens blieb allenthalben die Tortur, wiewohl hie und da gemildert, noch in Anwendung, wie auch die abscheulichen Hexenprozesse (XIX. 3, 1) noch an der Tagesordnung.

Das römische Recht hatte allenthalben eine vermehrte Anwendung

gefunden, erhielt aber in Deutschland vorzüglich durch das Lehnwesen, — in Frankreich außerdem noch durch die Praxis der verschiedenartigen Mittel- und Untergerichte, so wie durch die Parlamentsbeschlüsse und königlichen Ordonnanzen seine Einschränkung; in England konnte es dagegen als geltendes Recht gar nicht festen Fuß fassen, da die Einrichtungen des Parlaments und die dabei befolgten altgermanischen Rechtsgebräuche (in den Friedensgerichten, Geschwornengerichten 2c.) vorherrschten.

Zu den berühmtesten Erklärern des römischen Rechts in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört Cujacius (eigentlich Jaques Cujas) geb. zu Toulouse 1520 und gest. 1590 zu Bourges, welcher durch scharfsinnige Vergleichung von 500 Handschriften die römischen Rechtsquellen berichtigte und den Grund zu einer systematischen Rechtswissenschaft legte. Auch Dionysius Gothofredus (Denis Godefroy), ein vertriebener Protestant, geb. zu Paris 1549, gest. 1622 zu Straßburg, machte sich durch sein Corpus juris civilis um die Rechtskunde verdient.

2. Die classische Philologie des 16. Jahrhunderts in Italien, Frankreich und Deutschland. Das deutsche Schulwesen: die Schulen Trotzendorf's, Neander's und Sturm's. Die Jesuitenschulen.

Die classische Philologie hatte sich noch immer vorzugsweise in Italien der meisten Pflege zu erfreuen und ein Paulus Manutius, Petrus Victorius, Fulvius Ursinus und Muretus waren daselbst große Zierden, während sie in Frankreich, wo sie von Franz I viel Unterstützung fand, in Wilhelm Budäus, den beiden Scaliger (Vater und Sohn), in Robert Stephanus, in Lambinus, Pithöus und Casaubonus Sterne erster Größe aufzuweisen hatte.

Paulus **Manutius** (Sohn des XIX. 2, 3 a. E. erwähnten Aldus Manutius, genannt der Ältere) war ein gelehrter Buchhändler zu Venedig, ausgezeichnet durch seinen classischen Styl. Sein Sohn Aldus der Jüngere war auch ein Wunder der Gelehrsamkeit und dabei doch so arm, daß er die mit unglaublichen Kosten zusammengebrachte Bibliothek seiner Väter, 8000 Bände stark, an die Stadt Pisa verkaufen mußte, deren Zierde sie jetzt ist.

Petrus **Victorius** (gest. 1585 zu Florenz), war ein gelehrter Commentator des Aristoteles.

Fulvius **Ursinus** (geb. 1530), der gelehrte Bibliothekar des Cardinals Alexander Farnese, legte eine bedeutende Sammlung von Alterthümern und Handschriften an, welche letztere er bei seinem Tode (1600) der vaticanischen Bibliothek vermachte.

Muretus (eig. Marc Antoine François geb. in Muret bei Limoges), lernte ohne Lehrer Griechisch und Latein, hielt im 18. Jahr Vorlesungen über Cicero und Terenz und hatte später als Lehrer der Philosophie an einem Collegium zu Paris selbst den König und die Königin zu Zuhörern. Von Gegnern verfolgt, fand er in Rom bei dem Papst und den Cardinälen ehrenvolle Aufnahme, erhielt die Priesterwürde mit reichen Pfründen und lehrte Philosophie und Theologie. Er starb 1585. Unter allen neuern Lateinschreibern steht er durch Correctheit, Leichtigkeit, Geschmack und Gelehrsamkeit oben an.

Wilhelm **Budäus** (Budé), geb. zu Paris, Bibliothekar und vertrauter Secretär (auch Gesandter) des Königs Franz I, besaß eine große Gelehrsamkeit, besonders in der griechischen Sprache. Einst war er in Geschäften außer seinem Hause: da kam ein Bote und meldete ihm, in seinem Hause sei Feuer ausgebrochen. „Um das Häusliche bekümmere er sich nicht, antwortete er, der Bote solle es seiner Frau sagen."

Julius Cäsar **Scaliger,** geb. zu Venedig, war ein großer Gelehrter, der sich aber durch seine Freimüthigkeit und leicht verletzliche Eitelkeit viele Feinde machte. Er hinterließ philologische, philosophische und naturhistorische Schriften. — Sein Sohn Joseph Justus Scaliger, geb. 1540, hatte zwar weniger Geist, als sein Vater, aber noch mehr Kenntnisse: er ist der Begründer der wissenschaftlichen Chronologie und starb als Professor in Leyden 1609.

Robert **Stephanus** (eig. Estienne) aus der schon oben XIX. 2, 3 genannten Buchdrucker- und Gelehrtenfamilie in Paris, wandte so große Sorgfalt auf die Correctur seiner Werke, daß er jeden Bogen öffentlich aushängen ließ und auf jeden Fehler, den man finden würde, einen Preis setzte. Wegen des Drucks einer calvinischen Bibelübersetzung in den Verdacht der Ketzerei gerathen, mußte er nach dem Tode des Königs Franz I, der ihn lange geschützt hatte, nach Genf fliehen, wo er 1559 starb. — Sein Sohn Heinrich Stephanus bereis'te ganz Europa, um alle neuern Hauptsprachen zu lernen und gab selbst-emendirte griechische Classiker heraus, gerieth aber durch seinen Thesaurus linguae graecae in Schulden und dadurch in ein herumschweifendes Leben, bis er im Hospital zu Lyon 1598 starb.

Lambinus, ein großer Philologe und Kritiker an einem Collegium zu Paris, starb über der Nachricht von dem Tode seines Freundes, der in der Bartholomäusnacht ermordet worden.

Petrus **Pithöus** (eig. Pithou), ein genauer Kenner der Alten, dabei berühmter Rechtsgelehrter, rettete sich mit Noth aus der Bartholomäusnacht, wurde katholisch und vertheidigte wenigstens muthig die gallicanischen Freiheiten. Man nennt ihn den französischen Varro.

Isaac **Casaubonus** (Casaubon), geb. zu Genf 1559, Philolog, Philosoph, Jurist und Orientalist, war Bibliothekar in Paris unter König Heinrich IV und zu London unter Jakob I, wo er 1614 starb. Er galt für den größten Gelehrten seiner Zeit.

Daß besonders in Deutschland die Reformation sich die wesentliche Verbesserung und Hebung des Schulwesens angelegen sein ließ, davon zeugen Luther's und besonders Melanchthon's Bemühungen, die bereits oben erwähnt wurden. Auch die Universitäten Deutschland's mehrten sich noch durch das Bestreben der Fürsten, welche dadurch vorzüglich der Kirche zu Hülfe kommen wollten. So wurde 1527 Marburg, 1544 Königsberg, 1548 Jena, 1576 Helmstädt gestiftet, und bis zum Jahre 1633 zählte Deutschland 27 Universitäten. In allen Gebieten des Wissens verließ der durch die Reformation angeregte Geist der Deutschen die Überlieferung, welche im Laufe der Zeit sehr viel Unechtes aufgenommen hatte, und trat überall selbständig an die Quellen der Belehrung, die das verschüttete Alterthum bot; ja er gieng selbstforschend über dieselben hinaus, um eigenkräftig zur Erkenntniß des Wesens der Dinge fortzuschreiten.

Nächst der Theologie wurden auch in den Schulen Deutschlands hauptsächlich die philologischen Studien mit Eifer betrieben, weil sie da als Schlüssel zur tiefern Erfassung der h. Schrift und zugleich als Grundlage der allgemeinen Bildung höheren Grades betrachtet wurden. Neben und nach den oben (XIX. 2, 2) schon erwähnten Gelehrten Hermann van dem Busche, Erasmus, Eobanus Hessus, Melanchthon, Camerarius haben auch andere Männer die Sprachwissenschaft und das Schulfach zu fördern fortgefahren, ganz besonders ein Trotzendorf, Neander, Sturm, Konrad Geßner, Georg

Fabricius, Xylander, Sylburg, Taubmann u. a. vorzüglich aber der bedeutende Philologe Justus Lipsius.

Valentin Friedland **Trotzendorf**, geb. 1490 zu Görlitz, ein Schüler Luther's und Melanchthon's, war Rector der Goldberger Schule, die durch ihn und seine feste Schulordnung einen weit verbreiteten Ruf und Schüler aus vielen Ländern erhielt. Von ihm sagte Melanchthon, er sei zum Regieren in der Schule geschaffen wie der ältere Scipio Africanus zum Heerführer.

Michael **Neander**, geb. zu Sorau 1525, ebenfalls ein Schüler Luther's und Melanchthon's, war Rector der Klosterschule zu Ilfeld (Ihlefeld) am Harz, die durch ihn das beste Seminar im Lande wurde.

Johannes **Sturm**, geb. zu Schleiden in der Eiffel 1507, gebildet in der Schule der Hieronymianer, studierte Philologie und Philosophie zu Löwen, dann Medicin zu Paris und las dort über die Klassiker, organisirte dann in Straßburg das neue Gymnasium, das unter Kaiser Max II die Rechte einer Academie und ihn, den Sturm, zum Rector perpetuus erhielt. Als solcher wirkte er mit großem Erfolg, bis er als 76jähriger Greis in Folge der dort zwischen den Lutheranern und Reformirten ausgebrochenen Streitigkeiten seine Ämter verlor. Er starb im 82. Jahre 1589. Er stand als Schulmann bei Kaisern und Königen und selbst bei den Engländern, Ungarn und Polen in großem Ansehen. Als Ziel der Bildung stellte er Frömmigkeit, Kenntnisse und Redekunst hin. — (Siehe über Trotzendorf, Neander und Sturm: Karl v. Raumer's Pädagogik I.)

Konrad **Geßner**, geb. zu Zürich 1516 wurde wegen seiner vielseitigen Kenntnisse für den größten Polyhistor gehalten und mit dem Beinamen der „deutsche Plinius" beehrt. Er war zuerst Schulmann in seiner Vaterstadt, dann Professor der griechischen Sprache in Lausanne, darauf Doctor der Medicin in Basel und zuletzt Professor der Ethik und Physik in Zürich, wo er 1565 an der Pest starb. Sein bekanntestes Werk ist die Historia animalium oder Naturgeschichte der Thiere.

Georg **Fabricius** (eig. Goldschmied), geb. zu Chemnitz 1516, gestorben zu Meißen 1571 als Rector der dortigen Fürstenschule, gab lateinische Gedichte und einige, besonders die sächsische Geschichte betreffende Werke, heraus.

Wilhelm **Xylander** (eig. Holtzmann), geb. zu Augsburg 1531 war Professor der griechischen Sprache zu Heidelberg, wo er 1576 verschiedene griechische Schriftsteller (die moral. Schriften des Plutarch, den Strabo, Dio Cassius, Pausanias rc.) in's Lateinische übersetzte.

Friedrich Sylburg, geb. bei Marburg 1536, zuerst Schulmann, dann Privatgelehrter in Frankfurt und Heidelberg, ist der Herausgeber des Pausanias, Dionysius von Halikarnaß, des Theodoret, Clemens Alexandrinus und anderer alter Schriftsteller.

Friedrich Taubmann, geb. 1565 zu Wonsees (Wunsiedel) bei Baireuth, Professor der Philologie und Dichtkunst zu Wittenberg, suchte das zu seiner Zeit gesunkene philologische Studium wieder zu heben und geißelte mit dem treffendsten Witz die Gebrechen seiner Zeit. (Man sammelte viele seiner Witzreden, untermischte sie mit andern, ihm mit Unrecht zugeschriebenen, oft unsaubern Späßen, woran sein gebildeter Geist und sittenreiner Character keinen Theil hatte, und gab sie unter dem Titel Taubmanniana heraus.) Er edirte unter Andern auch den Plautus und Virgil.

Justus **Lipsius**, (eig. Joost Lipß) geb. bei Brüssel 1547, kam als Secretär des Cardinal's Granvella nach Rom, wo er dem Studium der Alten lebte, lehrte dann zu Löwen, Jena, Cöln, Leyden, an welchem letztern Ort er die reformirte Confession annahm, bis er in Folge von Streitigkeiten wieder zur katholischen Kirche zurücktrat und zu Löwen als k. spanischer Historiograph 1606 starb. Er gab den Tacitus, Seneca, Plautus, Vellejus rc. heraus und schrieb selbst viele Schriften.

Trotzendorf's, Neander's und Sturm's Schulen wurden bei den deutschen Schuleinrichtungen des 16. Jahrhunderts zum Muster genommen. Namentlich ist die württem-

bergische Schulordnung, die einen Theil der sog. großen Kirchenordnung des Herzogs Christoph aus dem Jahr 1559 ausmacht, der Sturm'schen nachgebildet. Die von diesem Fürsten in Württemberg gestifteten protestantischen Klosterschulen sorgten besonders für gründliche Heranbildung von Geistlichen. Auffallende Ähnlichkeit mit diesen württembergischen Klosterschulen findet sich in der sächsischen Schulordnung derselben Zeit; doch waren die sächsischen Fürstenschulen (zu Meißen, Grimma und Schulpforte) nicht bloß für künftige Theologen, sondern für Studierende jeder Gattung gestiftet. In jenen, wie in diesen Schulen herrschte der Geist deutscher Gründlichkeit und evangelischer Zucht.

Die Schulen der Jesuiten entsprachen von Anfang an der Richtung dieses Ordens, dessen Zweck im Allgemeinen in der „Bekämpfung des Protestantismus mit den Waffen der Wissenschaft und insbesondere der Pädagogik" bestand. Haben auch die Jesuitenschulen der damaligen Zeit in der äußern Organisation ihrer Anstalten rücksichtlich der Lehrmethode und des Gelehrsamkeitsbestrebens mit Sturm's Schuleinrichtung sehr Vieles gemein gehabt, so waren sie doch im Innersten von ihr wesentlich verschieden. Der 1588 entworfene und 1599 veröffentlichte jesuitische Lehrplan wurde die Grundlage aller folgenden jesuitischen Lehranstalten, in denen derselbe nur erweitert und den jedesmaligen Zeitanforderungen angepaßt erscheint. Die Grundsätze der Lehre und Zucht in diesen Schulen waren von denen der protestantischen Schulen eben so verschieden, wie die Principien der in dem Katechismus des Pater Canisius einerseits und der in den Katechismen der Reformatoren anderseits niedergelegten Glaubenslehren.

3. Die Philosophie im 16. Jahrhundert: Petrus Ramus; Theophrastus Paracelsus; Jakob Böhme; Giordano Bruno. Die Arzneikunde und die Naturwissenschaften. Mathematik und Astronomie: Copernicus, Tycho de Brahe, Galilei, Kepler.

Die nach Überwindung der Scholastik durch die Reformation aufgekommene Philosophie kämpfte besonders durch Petrus Ramus die Aristotelik danieder, schlug aber anderseits durch Theophrastus Paracelsus in Naturphilosophie über und beugte durch Jakob Böhme in Theosophie ab, während der Engländer Franz Bacon sie durch seinen kritischen Verstand auf den nüchternen Weg der Empirie (Erfahrung) führte, auf dem sie der Naturlehre zur Ausbildung verhalf. — Der Schulphilosophie jener Zeit schnurstraks entgegen wirkte gleichfalls der theistisch gefärbte Pantheismus des Italieners Giordano Bruno, dessen Lehre mit der platonisch-cabbalistischen Philosophie des Raymundus Lullus († 1315) in Vielem übereinstimmte. — Im Gegensatz gegen alle mehr oder minder positive Philosophie stellte der Franzose Montaigne ein System des Zweifels auf, indem er in seinen „Versuchen" die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß und die Unzulänglichkeit der Vernunft darthat, so daß er am Ende selbst an seinen Zweifeln verzweifelnd wieder zum Glauben an die Offenbarung zurückkehrte.

Petrus **Ramus** (eig. Pierre la Ramée), geb. 1502 in der Grafschaft Vermandois, bestritt die aristotelische Philosophie mit solchem Aufsehen, daß seine Gegner das Verbot erwirkten, daß er nicht mehr gegen Aristoteles schreiben und lehren durfte. Indeß hob der Cardinal von Lothringen das Verbot wieder auf, und König Heinrich II ernannte den Ramus zum Professor der Philosophie und Beredsamkeit (1545). Als Theilnehmer an den damaligen Religionsunruhen sah er sich genöthigt nach Deutschland zu flüchten, wo er in Heidelberg zur reformirten

Religion übertrat. Späterhin wieder nach Frankreich zurückgekehrt, fiel er in der Bartholomäusnacht unter den Streichen seiner Gegner. Sein Lehrbuch der Logik wurde lange in Deutschland's Schulen zum Grund gelegt.

Theophrastus Paracelsus (eig. Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim), Arzt und Alchemist, geboren zu Maria-Einsiedeln 1493, führte lange das Leben eines fahrenden Scholasticus, war kurze Zeit Professor in Basel, zog in Deutschland und der Schweiz umher, that bald da, bald dort auch Feldwundarzneidienste und wurde zuletzt in Salzburg angestellt, wo er 1541 warscheinlich an den Folgen eines Sturzes starb. — Sein ganzes Wesen war excentrisch, seine Bildung ohne positiven Wissensgrund. Die Gelehrsamkeit und Schulweisheit seiner Zeit verachtend, stellte er ein eigenes, in wunderliche Wortgebilde gehülltes phantastisches System auf, das eine allgemeine Wissenschaftslehre, eine allgemeine Naturlehre und eine in biblisch-kirchliches Gewand gekleidete Theosophie enthielt. Dieses sein sogenanntes System sowohl, als auch vorzüglich seine chemischen Geheimmittel und damit gemachten, als Wunder gepriesenen Curen verschafften ihm ungemein viele Anhänger, auch unter den Fürsten, selbst unter einem Theile der Gelehrten. So unwissenschaftlich seine Wissenschaft war, so hatte sie doch einen großen Einfluß auf die practische Medicin, in welcher durch ihn die Anwendung einfacher Pflanzenmittel hinter die auf chemischem Wege gewonnenen Heilmittel zurückgestellt wurde.

Jakob **Böhme**, geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, Schuhmacher in letzterer Stadt und erster „Philosoph in Deutschland", beschäftigte sich schon als Knabe mit Ergründung des „wahren" Glaubens, hatte auf seiner Wanderschaft verschiedene Visionen und behauptete nach seiner letzten Vision in den innersten Grund der Dinge eingeführt worden zu sein, worauf er das von ihm Erschaute und Erkannte in ein Werk niederschrieb, das er „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang" betitelte. Von dem Görlitzer Hauptpastor öffentlich angegriffen und als Irrlehrer verdammt, ward ihm das Bücherschreiben verboten; indeß erhielt er von seinen Anhängern in Schlesien und in der Lausitz dringende Aufforderung zum Schreiben nebst vielen Unterstützungen zu seinem Unterhalt, so daß er das Schuhmacherhandwerk aufgab und seine Schrift: „von wahrer Buße und Gelassenheit" schrieb, worauf er aus Görlitz verwiesen wurde. Nachdem er eine Zeit lang in Dresden vom Consistorium aus persönlichem Wohlwollen geduldet worden war, kehrte er wieder nach Görlitz zurück. Dort aber starb er kurz darauf (1624). — Seine Lehre ist eine in Eins verbundene Natur- und Religionsphilosophie, insofern sich bei ihm Kosmophysik und Anthropophysik oder Naturwelt und Menschenwelt als ein Prozeß des Offenbarwerdens der Gottheit in der Welt darstellt, das sich zunächst in physischer (creatürlicher) Weise vollbringt, aber zum Ziel die Vollendung der innenweltlichen Daseinsform Gottes zu reingöttlicher Darstellung „in überweltlich-werdenden Menschen" hat. Ihm nach ist also Gott, ohne selbst böse zu sein, der Grund alles Bösen und Guten, weil er in seinem Wesen „Feuer und Licht, die bittere und süße Qualität, jedoch in vollkommener Einheit und Temperatur enthält"; aber „diese Qualitäten sind in den von ihm ausgeflossenen Creaturen nicht in jener ursprünglichen Einheit geblieben, sondern haben sich in ihnen getrennt" und so sei das Böse entstanden. Nach dieser dualistischen Anschauung richtete sich auch Böhme's Ansicht von der christlichen Offenbarungslehre, dergemäß sich Gott, seinem überweltlichen An-sich-sein nach, in Christo persönlich darstellte, aber noch gebunden an die naturweltliche Gottesoffenbarung, deren allmähliche Überwindung und Verklärung in die reingöttliche das Endziel ist. Dieser Mysticismus J. Böhme's fand viele Anhänger, deren manche im 17. Jahrhundert als Stifter separatistischer Secten hervortraten. Übrigens war Böhme's Frömmigkeit ungeheuchelt und das Heil der Kirche lag ihm ernstlich am Herzen, obgleich sie seine theophysikalen Speculationen als Häresieen ansehen mußte.

Giordano **Bruno** (Jordanus Brunus), geb. zu Nola im Neapolitanischen, war zuerst Dominicaner, verließ aber den Orden und begab sich, um den Verfolgungen, die ihm seiner Lehre wegen drohten, zu entgehen, 1580 außer Lands und lehrte an verschiedenen Orten, zuletzt unan-

gefochten in Padua, wurde aber 1598 doch noch von der Inquisition ergriffen, zu Venedig und Rom prozessirt und im J. 1600 verbrannt. Begabt mit lebhafter Phantasie und grübelndem Scharfsinn benützte er die Lehre der aristotelischen, stoischen und platonischen Philosophie und stellte eine, jedoch aller wissenschaftlichen Methode ermangelnde „theistisch-modificirte" All-Eins-Lehre auf, die sich zwar von den Emanationsvorstellungen des Neuplatonismus (XII. 10, 7) frei hielt, aber von der Kirchenlehre in allen Beziehungen abwich. Denn er sowohl, als Paracelsus, hob die Naturoffenbarung vor der Schriftoffenbarung hervor in der Meinung, jene schließe die geheimnißreichen Tiefen des Göttlichen „in höherer Geheimwissenschaft" auf.

Michael de **Montaigne**, geb. 1533 zu Perigord, gest. zu Bordeaux 1592, gebildet durch das Studium der Alten und auf Reisen, voll feiner Menschenkenntniß und klarverständigen Geistes, aber von leichtem, frivolem Character, Skeptiker in der Theorie, Epicureer in der Praxis, schrieb seine obbezeichneten Essais in einem Sinne, den Nicole, einer seiner Gegner, durch die Hinweisung auf Pred. Sal. 2, 22—24 ganz richtig bezeichnet. Er ist in Frankreich der Vorläufer der im 17. Jahrhundert zur Herrschaft gekommenen Philosophie des Unglaubens.

Francis Bacon, Baron von Verulam und Vicomte von St. Albans, Sohn des Nikolaus Bacon (XX. 2, 3), war geboren den 22. Febr. 1561 und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Geist und Kenntnisse so sehr aus, daß er von der Königin Elisabeth bemerkt, und von ihr nur der „junge Siegelbewahrer" genannt wurde. Es gelang ihm aber erst unter Jakob I eine bedeutendere amtliche Stellung zu erhalten, nachdem einige seiner philosophischen Schriften erschienen waren, wovon folgende die bedeutendsten sind: The advancement of Learning 1605, Novum organon ꝛc. 1619, und seine Essays ꝛc. — Er wurde 1613 zum Procurator, 1616 zum Großsiegelbewahrer, 1619 zum Kanzler und 1621 zum Vicomte erhoben, — in demselben Jahre aber von persönlichen Feinden der Bestechung überwiesen, verurtheilt und in Folge dessen aller seiner Ämter und Würden beraubt und starb arm und verlassen 1626. — Mag man auch mit Grund zu seiner Entschuldigung anführen, daß zu jener Zeit die Annahme von Geschenken bei den hohen Beamten der Krone allgemein, ja daß sie beim Könige und seinen Günstlingen in weit verwerflicherem Grade vorkam, so kann dieß doch nicht zu seiner Rechtfertigung dienen, weil er selbst diesen Mißbrauch in den stärksten Ausdrücken öffentlich gerügt hatte, — wie denn überhaupt das Streben nach weltlicher Ehre und irdischem Glanze mit seiner staatsmännischen Weisheit und philosophischen Erkenntniß um so mehr in offenbarem Widerspruche stand, je mehr diese zugleich mit einer weitgeförderten christlichen Überzeugung verbunden waren, wie er sie in seiner noch vorhandenen confession of faith niedergelegt hat. Ein englischer Biograph bemerkte, er hätte mit Cardinal Wolsey sagen können:

„Had I but serv'd my God with half the zeal
I serv'd my king, he would not in mine age
Have left me naked to mine enemies."

(Hätte ich meinem Gott mit nur halb so viel Eifer gedient, als meinem Könige, so würde er mich nicht in meinem Alter meinen Feinden bloßgestellt haben.)

Abgesehen aber von seiner politischen Laufbahn wird er als Mitbegründer der auf Erfahrung und Thatsachen beruhenden neueren Wissenschaft immer in der Geschichte eine ehrenvolle Stelle einnehmen, wenn auch nicht in der Weise, wie Charles de Remusat in seinem neuen Werk über Bacon sie ihm zuspricht, indem er den Menschen vom Staatsmann und beide vom Philosophen zu trennen sucht.

So wie sich die Arzneikunde durch einen Deutschen, den obgenannten Paracelsus, in Bezug auf chemische Heilmittel erweiterte, so bekam sie durch die Italiener Cardanus und Vesal in Bezug auf Anatomie, und durch den Engländer Harvey in Bezug auf den Kreisumlauf des Bluts, den dieser entdeckte, ein erweitertes Feld. — Während die Ma-

thematik als Grundlage der Naturwissenschaften gleichfalls durch Cardanus, Neper und Harriot weiter gebildet wurde, vervollkommnete sich unter den Naturwissenschaften, vorzüglich die Astronomie durch das von Copernicus neu aufgestellte System, welches durch Tycho de Brahe, Galilei und Kepler weitere Bestätigung und Ausbildung erhielt besonders seit Johnsen (1690) zu Middelburg in Holland das Fernrohr erfand. Diese Fortschritte in der Astronomie bewogen den Papst Gregor XIII 1582 eine Verbesserung des julianischen Kalenders vornehmen zu lassen, — eine Verbesserung, die aber von den Evangelischen nicht sobald angenommen wurde, bis sich zuerst die Deutschen im J. 1700, die Engländer und Schweden vollends erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts zur Annahme des gregorianischen Kalenders verstanden, während die Russen und Griechen sich noch heute an den alten julianischen halten. — Nachdem Fr. Bacon von Verulam durch die Entdeckung des Gesetzes der Bewegung die Physik zum Fortschritt gebracht hatte, ward sie durch Torricelli's Erfindung des Barometers und durch Gilbert's Beobachtungen des Erdmagnetismus beträchtlich erweitert.

Hieronymus **Cardanus** (Geronimo Cardano), geb. 1501 zu Pavia, berühmter Mathematiker, Philosoph und Arzt, führte als ein umfassender, aber excentrischer Geist und leidenschaftlicher Character ein vielbewegtes, unstätes Leben, worin er bald arm, bald reich, bald berühmt und geehrt, bald verachtet und verfolgt erscheint. Er starb 1576 zu Rom. Er trug zur Ausbildung der Algebra ein Wesentliches bei, und in der Lehre von den cubischen Gleichungen stellte er eine eigene, die cardanische Formel auf.

Andreas **Vesal** (Vesalius), geb. 1513 zu Brüssel, begleitete das Kriegsheer Karl's V in Italien als Feldarzt bis 1537 und lehrte nachher als Professor der Anatomie zu Padua, Pisa, Bologna und Basel. In der Folge wurde er erster Chirurg am Hofe Karl's V und Philipp's II. In Spanien von der Geistlichkeit verfolgt, fiel er in die Hände der Inquisition; doch entzog ihn Philipp II den Gerichten und legte ihm eine Büßungsreise nach Jerusalem auf. Bei seiner Rückkehr scheiterte er bei Zante und starb auf dieser Insel im Elend 1564.

John **Neper** (auch Nepper, eig. Napier), Baron von Marchiston, in Schottland, geb. 1550, ist der Erfinder der Logarithmen.

Thomas **Harriot**, geb. zu Oxford 1560, gest. 1621 zu London, stellte als Mathematiker in der Lehre von den Gleichungen einen eigenen, nach ihm benannten Satz auf.

Nicolaus **Copernicus** (eig. Kopernik), geb. 1473 zu Thorn, lehrte eine Zeit lang Mathematik und Astronomie in Rom, wo man ihn selbst seinem Vorgänger Regiomontanus gleichschätzte, und wurde darauf Canonicus am Dome zu Frauenburg, woselbst er in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebte und als Erfinder des copernicanischen Weltsystems, das 1543 zuerst zu Nürnberg unter dem Titel De orbium coelestium revolutionibus Libri VI. im Druck erschien, eine neue Epoche der Astronomie begründete.

Tycho de Brahe, aus einem altadeligen Geschlechte, das Schweden viele Staatsmänner, Feldherren und zwei Könige (Waldemar und Magnus Ladislaus) gab, wurde 1546 im Knudstrop auf Schonen geboren und studierte zu Kopenhagen, wo ihn der Eindruck einer großen Sonnenfinsterniß für das Studium der Astronomie bestimmte. Er erbaute sich eine eigene Sternwarte und begründete seinen Ruf zuerst durch die Entdeckung eines Sterns. Darauf erhielt er von seinem König Friedrich II die Insel Hveen mit dem Schlosse Uranienburg, behufs der Einrichtung einer Sternwarte, zum Geschenk und errichtete daselbst eine astronomische Anstalt, die sich 21 Jahre lang erhielt. Als ihm nach König Friedrich's Tode seine Feinde im

Adel und in der Geistlichkeit die fernere Ausübung seiner Wissenschaft in Uranienburg unmöglich machten, folgte er dem Rufe Kaiser Rudolph's II, der ihm in Prag (an dessen Universität schon im vorigen Jahrhundert Peurbach und Regiomontanus das Studium der Astronomie geweckt hatten) ein Schloß mit Sternwarte schenkte, die er aber zwei Jahre darauf mit einer von ihm selbst in einem andern eigenen Hause eingerichteten vertauschte. Nicht lange darauf aber starb er 1601 bei einem Gastmahle durch das Springen der Blase wegen Harnverhaltung. Obgleich das von ihm aufgestellte scharfsinnige, aber unhaltbare Sonnen- und Planetensystem aufgegeben wurde, so nimmt er doch, nach Lalande's Zeugniß, einen sehr hohen Platz in der Astronomie ein, da Kepler und Newton auf der Grundlage seiner Beobachtungen ihre höheren Entdeckungen machten.

Galileo **Galilei**, aus einem florentinischen Adelsgeschlechte, geb. zu Pisa 1564, Professor der Mathematik daselbst, wurde durch die Schwingungen einer Lampe im Dom daselbst auf die Gesetze vom Pendel geleitet, die späterhin seinen Sohn und Huygens auf die Erfindung der Pendeluhren brachten. Er erfand auch die hydrostatische Waage, verbesserte das Thermometer, und machte sich durch seine Gesetze vom Fall berühmt, auf welche ihn seine (auf dem schiefen Thurm zu Pisa) angestellten Versuche brachten. Weil er aber dadurch die aristotelische Philosophie angriff, so mußte er vor seinen Feinden nach Padua weichen, wo er weiterführende Beobachtungen über den Magnetismus anstellte und höchst wichtige astronomische Entdeckungen machte (z. B. die Berge im Mond, einen Jupiterstrabanten, den Saturnring und die Sonnenflecken entdeckte). Von Cosmo III nach Pisa zurückberufen, bestätigte er dort durch die Beobachtung der Lichtabwechselung im Mars und in der Venus das copernicanische System, gerieth aber dadurch mit der Geistlichkeit, besonders mit den Jesuiten, in Streit, wurde 1533 vor die Inquisition gefordert und mußte seine, wie man damals glaubte, der Bibel widerstreitende Behauptungen knieend abschwören und auf unbestimmte Zeit seiner Freiheit verlustig gehen. Bis an sein Ende mit astronomischen Untersuchungen beschäftigt, starb er blind und taub 1642.

Johann **Kepler**, geb. 1571 zu Weil im Württembergischen, gebildet zu Maulbronn und Tübingen, gieng von dem theologischen zum astronomischen Studium über und wurde 1594 Professor der Mathematik und Moral zu Grätz, sah sich aber als Protestant weder hier, noch in Ungarn, noch in Steyermark sicher. Er mußte im Aug. 1600 Grätz für immer verlassen. Von Tycho de Brahe eingeladen, fand er in Prag als dessen Gehülfe (bei der Ausarbeitung der rudolfinischen Tafeln) und dann als kaiserlicher Mathematicus einigen Schutz, aber nicht hinreichendes Brot, da er seine Besoldung hier so wenig, als nachher in Linz erhielt, wo ihm Kaiser Matthias und nachher Kaiser Ferdinand eine Anstellung gab. Nachdem er eine Zeit lang Wallenstein's astronomischer Berather gewesen war, hielt er sich zuletzt meist in Sagan auf, und als er endlich seine so oft vergebens geforderten Gehaltsrückstände zu Regensburg in Empfang nehmen sollte, starb er daselbst 1633. Seine Berechnung der Planetenbewegungen, die mit dem Namen „keplerische Gesetze" bekannt sind, haben eben sowohl, als sein christlicher Glaube, den er unter allen Verfolgungen und Anfeindungen behauptete, die Probe bestanden. Denn Mannesfestigkeit und Wahrheitstreue verläugnete er selbst nicht in den auch über ihn gekommenen religiösen Stürmen jener Zeit, und jeden Zweifel daran scheucht allein schon sein Schreiben v. 9. Sept. 1700 an Mästlin zurück: „Dieß (nämlich seine Vertreibung von Grätz) ist wohl ein schwer Unglück; aber ich weiß jetzt, wie süß es ist, für den Glauben, zu Gottes Ehre, mit einem Häuflein Brüder Schaden und Schmach zu erleiden, Haus und Hof, Freunde und Vaterland zu verlassen. Wenn Martyrerthum und Verlust des Lebens so sich verhalten, daß mit der Größe des Unglücks auch die Freudigkeit steigt, dann ist es leicht für den Glauben in den Tod zu gehen." (Vgl. Allg. Ztg. Beil. 244 v. J. 1852.) — Seine Mutter wurde der Hexerei beschuldigt und starb im Gefängniß!

Die Verbesserung des Kalenders ergab sich darum als nothwendig, weil sich bei der im J. 1582 angestellten Prüfung des julianischen Kalenders zeigte, daß jährlich 11 Mi-

nuten, 14 Secunden und 30 Tertien zu viel eingeschaltet worden waren, daß also nach je 312 Jahren ein Tag zu viel herauskam, folglich im oben benannten Jahre das Neujahr um 10 Tage später fiel, als das wirkliche Sonnenjahr anzeigte. Es mußten daher, um die Richtigkeit herzustellen, diese zu viel eingeschalteten Tage aus- — und in 400 Jahren drei Schalttage weggelassen werden, so daß nun dreimal hintereinander das hundertste Jahr ein gemeines Jahr, das viertemal aber ein Schaltjahr wurde.

Das Feld der Geschichte haben in dieser Periode angebaut in Deutschland Sleidan durch seine Geschichte des schmalkaldischen Kriegs, Hugo Grotius (XX 3, 8) durch seine Beschreibung des niederländischen Freiheitskriegs —, in Italien der schon oben erwähnte Machiavelli durch seine florentinische Geschichte, der Florentiner Guicciardini († 1540) durch seine Geschichte Italiens während des französischen Eroberungszugs Karl's VIII, Paolo Sarpi durch seine freimüthige Geschichte des tridentinischen Concils, welche auch Pallavicini, aber mehr vom päpstlichen Standpunct aus, beschrieb, endlich Cäsar Baronius durch seine kirchenhistorischen Annalen; — in Spanien Mendoza durch seine Beschreibung des Kriegs Philipp's III gegen die Mauren — in Frankreich Comines, Froissart, Brantome, de Thou, Mezérai; — in England Harrison.

Sleidanus (eig. Johann Philipson), geb. 1509 zu Schleiden bei Köln, trat zuerst in französische Dienste (unter Franz I), bekam 1542 eine Professur der Rechte in Straßburg, wurde öfters in Staatsgeschäften gebraucht und wohnte auch als protestantischer Abgeordneter dem tridentinischen Concil bei. Er starb 1556 zu Straßburg und hinterließ unter Anderm einen lateinischgeschriebenen „Commentar vom Stand der Religion und des Staates der Deutschen unter Karl V.“

Paolo **Sarpi**, auch Fra Paolo genannt, geb. 1552 zu Venedig, der gelehrte Servitenordensgeneral und unerschrockene Vertheidiger der Republik Venedig in ihrem Streit mit Papst Paul V, war eben dieser seiner Freimüthigkeit wegen öfters den Dolchen gedungener Banditen ausgesetzt, deren fünfe ihm einst drei Wunden beibrachten, von denen er aber wieder genaß. Er starb 1623.

Des Baronius, Cardinals und Bibliothekars der Vaticana (gest. 1706) kirchenhistorisches Werk verlangt streng sichtende Ausscheidung des Unwahren vom Wahren. — Zur Aufstellung einer Kirchengeschichte im protestantischen Sinn hatten sich noch keine festen Grundsätze der Kritik gebildet. Die ersten Beiträge gaben Flacius und seine lutherischen Freunde (1559—1570). Auch Lucas Osiander schrieb einen kirchenhistorischen Auszug (1592—1604); eine Geschichte der reformirten Kirchen schrieb Serranus, desgleichen Beza.

Die französische Geschichtschreibung gefiel sich vom Anfang an im Schmuck der Rhetorik. Dabei aber zeichneten sich die Franzosen, namentlich in ihren Memoiren, frühe durch feine Beobachtung der Charactere und Sitten aus, wie man besonders aus Philipp de Comines' Characterschilderung Ludwig's XI wahrnehmen kann. — Froissart's (1533—1601) größeres historisches Werk (Chronik von Frankreich, England, Schottland, Spanien und der Bretagne) nähert sich fast der epischen Dichtung. In der Biographie des Ritters Bayard herrscht dagegen die naive Art der älteren Chronistik vor. — Selbst Brantome's Manier hat bei aller cynischen Frechheit, womit er den sittenlosen Hof Karl's IX und Heinrich's III schildert, eine ähnliche Unbefangenheit. — **Thuanus** (Jac. Aug. de Thou), geb. 1558 zu Paris, unter Karl IX Parlamentsrath, unter Heinrich III und IV Staatsrath und Parlamentspräsident, und unter Ludwig XIII Finanzdirector, war Mitarbeiter an dem Edict von Nantes und

schrieb die Geschichte seiner Zeit (in 133 Büchern), die ihm von Rom aus vielen Verdruß zuzog. Zuletzt gab er auch Memoiren heraus und starb 1617. — Mezérai gab eine freimüthige Geschichte der französischen Monarchie.

Der Engländer Harrison verfaßte 1587 aus schriftlichen Urkunden die erste „Geschichte England's." — Walter Raleigh, der im Lauf der Geschichte mehrgenannte englische Seeheld, begann während einer 15jährigen Gefangenschaft, die ihm die Anschuldigung der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Jakob I zuzog, eine allgemeine Weltgeschichte zu schreiben, setzte sie aber aus Mangel an Theilnahme nicht fort. (Sein Haupt fiel 1621 nach einer mißglückten Entdeckungsreise unter dem Beil. S. XXI. 7, 2.)

4. Die Dichtkunst im 16. Jahrhundert. — Die deutsche Dichtkunst. Verschwinden der altdeutschen Sagendichtungen. Die Volksdichtung: Hans Sachs. Dramatische Anfänge. Allegorische Satire. Fabel und Lehrgedicht. Die Satiriker Seb. Brant, Th. Murner, Fischart. Schwänke des Eulenspiegel ꝛc. Das evangelische Kirchenlied. Die Prosa Luther's und Seb. Frank's.

Den Schatz der poetischen Literatur, so wie die Erzeugnisse der bildenden Kunst des 16. Jahrhunderts betrachten wir am besten in einer Rundschau nach den in dieser Periode geistig hervorragenden Nationen und heben zunächst mit der deutschvaterländischen Dichtkunst an.

In Deutschland hatte das mächtige Ringen der einbrechenden neuen Zeit, das in allen Gebieten des Wissens, Könnens und Lebens eintrat, zwei neue, gleich auf das kräftigste und eigenwüchsigste auftretende Erscheinungen zur Folge, indem einerseits an dem längst abgelaubten Baum der poetischen Literatur der Fruchtknoten der Komik und Satire aufbrach und von der Scheidung des Alten und Neuen zeugte. War in dieser Periode von der alten Dichterherrlichkeit nichts mehr wahrzunehmen, ja fast alle Erinnerung daran erloschen, so war daran nicht die Reformation schuld: denn diese fand bereits nichts von dieser Herrlichkeit altdeutscher Literatur mehr vor, weil letztere mit dem längst eingetretenen Fall des Nationalbewußtseins und mit dem Verlust unserer politischen Größe dahin war, und was das 16. Jahrhundert noch vollends wegstreifte, waren nur welk gewordene Blätter und faulgewordene Früchte. Daß aber an deren Stelle noch lang keine neuen Blätter und Blüthen sich zeigen wollten und die traurigste Dürre und Öde auf unserm nationalliterarischen Felde eintrat, daran ist das schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts emporgeschossene, im 16. Jahrhundert Alles überwuchernde Schlinggewächs römisch-griechischer Sprachgelehrsamkeit und die daraus Nahrung ziehende „theologische Streitgelehrsamkeit", keineswegs die Reformation als Glaubensreinigung schuld. Gerade das sog. goldne Zeitalter der Philologie schadete — durch seine, lange Zeit hindurch ausschließliche, despotisch waltende Herrschaft — der Wiedererzeugung einer neuen selbständigen nationalen Poesie auf weit hinaus; wiewohl freilich später es sich wiederum ergeben wird, daß ohne diese vorangegangene klassisch-philologische Entwicklung keine zweite klassische Periode einheimischer

Sprach- und Geist-Entwicklung hätte Statt finden können, wie sie in der Folge wirklich eintrat. Aber leider gieng durch das Sich-übernehmen mit heidnisch-philologischem Büchergeist erst der Ausbruch einer irrsinnigen, wahnwitzigen Geschmacksperiode voraus, für welche es keine gesunde, echte Poesie geben konnte, ja diese ihr sogar zum Spott dienen mußte.

Bevor aber auch die allein noch sich regende Volkspoesie (die Kunstpoesie war schon seit mehreren Jahrhunderten abgestorben) den Todesstreichen der Gelehrsamkeit erlag, bewegte sie noch einmal mit verdoppelter Lust und Laune die Flügel ihrer innersten volksthümlichen Kraft ohne sich viel aus dem Spott der Gelehrsamkeit zu machen oder auch ohne sobald die tiefe Schnittwunde der kirchlichen Spaltung zu fühlen, welche durch das Gesammtleben der Nation hindurchgieng. Doch dauerte dieß nur bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, von wo an die religiöse Getrenntheit auch auf dem Gebiete der Poesie völlig eintrat und die dichterische Kraft sich zu jener Zeit nur noch im protestantischen Norden regte.

Nachdem das vaterländische Epos selbst in seinen besten Erzeugnissen, dem Nibelungenliede und der Gudrun, dem Dasein und Verständnisse nach in gänzliche Vergessenheit gerathen war, und höchstens das Heldenbuch (XVI 8, 4. XVIII 14, 2) von den Gelehrten nur noch als ein Curiosum nicht sowohl gelesen, als vielmehr bemitleidet wurde, so verschwanden gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die deutschen Sagendichtungen von den Bücherbrettern der Gebildeten und konnten nur noch als „Volksbücher" auf kleinstädtischen Krammärkten gefunden werden. Dagegen brachte die Volksdichtung noch auf dem Gebiete der Erzählung, wenn gleich nicht hochpoetische, doch manche gesunde und eigenthümliche Leistungen zu Stande, durch welche besonders der schon in der vorigen Periode beim Aufgang der Reformation genannte Nürnberger Meistersänger Hans Sachs (XIX 4, 4) hervorragt, wiewohl auch ihn in der Folge die gelehrte Zunft auf lange in Verachtung brachte.

Hans Sachs, geb. 1494 zu Nürnberg, Schuhmachermeister daselbst, hatte von dem Leinenweber Nunnenbeck die Anfangsgründe der Meistersängerkunst gelernt, die er von seinem 21. Jahre an 60 Jahre hindurch mit unermüdlicher Hingabe übte und in ihrer Sphäre zur zur vollen Ausbildung brachte. Als seine 7 Kinder und seine Frau gestorben waren, schritt er im 66. Jahr zur zweiten Ehe, in der er (bis zu seinem Tode 1576) lebte.

Aus der Schule seiner Jugendzeit her mit den Anfängen des Lateins bekannt, auf seinen Gesellenwanderungen durch Deutschland mit frischen Anschauungen und mannichfachen Kenntnissen bereichert, die er sein langes Leben hindurch unermüdlich eifrig durch Lesen altdeutscher Dichtungen und durch Lesen von Übersetzungen lateinischer und griechischer Geschichten und Gedichte, so wie italienischer Novellen zu ergänzen und zu erweitern suchte, fand er in seinen Feierstunden in Bearbeitung des gefundenen Stoffs und in eigenen, aus seiner Beobachtung des bürgerlichen wirklichen Lebens entnommenen Hervorbringungen seine Freude und bei der Bürgerschaft und Meistersängerzunft seiner Vaterstadt lebhafte Anerkennung. Wenn auch seine große Belesenheit, in der er manchen Gelehrten übertraf, ihn öfters verlockte, nicht ungern sein gelehrtes Wissen zu zeigen, so überwog bei ihm doch der naturfrische, volksthümliche Sinn, der ihn zu einem so achtbaren Volksdichter machte. Die Nürnberger Singschule, seine Bekannt-

schaft mit Werken der Alten und seine lebendige Theilnahme an der Kirchenverbesserung gaben ihm zwar die Richtung auf das didactisch-ernste; sein von Natur heiterer Sinn gefiel sich aber auch im Spiel des Witzes, des Scherzes und launigen Spottes, — ja „die Unbefangenheit, in welcher das Volk mit heiligem Namen und Geschichten — spielt," findet sich bei aller Strenge des Glaubens auch bei ihm.

Seine glückliche Gabe bestand in einer schnellen und sichern Auffassung des Gegebenen, in einer ungezwungenen, lebendigen Darstellung und in einer heitern, stets Maaß und Ziel beobachtenden Laune. Diese Eigenschaften traten besonders in seinen weltlichen Erzählungen (von ihm theils „Historien und Geschichten", theils „Fabeln und Schwänke" genannt), hervor, welche besser als seine geistlichen Stücke sind, denen das Handwerksmäßige des Meistersangs allzusehr anklebt. Die folgende gelehrte Dichterzeit fieng an, ihn zu verachten, obgleich er ihre Koryphäen alle an gesundem Gefühl und natürlich treffendem Ausdruck übertraf, so daß in der neuern Zeit erst Göthe wieder auf seinen Werth aufmerksam machen mußte. Die Fruchtbarkeit der Hans-Sachs'schen Muse erkennt man daraus, daß er im Ganzen 208 Komödieen und Tragödieen, 1700 Schwänke und 4200 Meisterschulgesänge producirt hat. Er wurde 82 Jahre alt; zwei Jahre vor seinem Tode verlor er Gehör und Sprache, und rührend war es (wie einer seiner Freunde berichtet) den Greis mit schneeweißem Haupthaar und Bart an seinem Pult vor einem großen Buche sitzen zu sehen, wie er noch den ihn Besuchenden mit seinem milden Greisenantlitz freundlich ansah, bis er am 25. Januar des genannten Jahres sanft entschlummerte.

Die dramatische Poesie fand zu jener Zeit in Hans Sachs wenigstens einen Mann, der den Versuch machte, dieselbe aus der Dürftigkeit der Stoffe und Rohheit der Form heraus auf „das Feld einer Kunstübung nach antiker Art" zu versetzen, indem er sich bemühte, die Erwerbnisse der neuen Gelehrsamkeit, soweit sie ihm erreichbar waren, der heimathlichen Literatur anzueignen. Allein er hatte bei aller Belesenheit zu wenig Bildung und „zu wenig Bewußtsein von dem Maaße und Ziele seiner eigenen Kraft", als daß er das deutsche Drama, selbst nicht in der seinem Naturel verwandtern Komödie, geschweige in der Tragödie, nach dem Muster der Alten hätte zu gestalten vermocht. Einen bessern Ansatz zur Entwicklung des Drama machte er in seinen durch lebhaften Dialog und rasche Handlung sich auszeichnenden Fastnachtspielen, in denen er zum Stoff die deutsche Heldensage verwendete. Diese Versuche, worin ihm Jacob Ayrer, auch ein Nürnberger, glücklich nachstrebte, hätten zu früherer gesunder Entwicklung der dramatischen Poesie bei den Deutschen führen können, wenn sie nicht durch das Gebahren der Gelehrsamkeit und durch das von ihr geförderte Eindringen fremder Stoffe, so wie durch die theologischen Streitkämpfe jener Zeit verdrängt und unterdrückt worden wären.

Das Thierepos in seiner Hauptrepräsentation, dem Reinecke Fuchs (XVI. 8, 5. XVIII. 14, 2), erhielt sich fortwährend in der Gunst der Menge, entwickelte sich aber in diesem Zeitraume zur allegorisch-satirischen Dichtungsgattung, die als „Mittelglied" zwischen Epos und Fabel, besonders den Froschmäuslerkrieg Rollenhagen's, Fischart's Flohhatz, Spangenberg's Ganskönig, den Ameisen- und Mückenkrieg von

Christoph Fuchs und ähnliche theils satirische, theils bloß komische Gedichte lieferte.

Georg Rollenhagen(geb. 1542 zu Bernau in der Mark, zuerst Rector in Halberstadt, dann seit 1569 in Magdeburg, wo er 1609 starb), wollte in seinem Froschmäusler, dem er die homerische Batrachomyomachie zum Grunde legte, eine Art „Weltspiegel“ geben, darin seine in Menschen verkleideten Frösche und Mäuse über weltliche und geistliche Dinge in lebhaften, anschaulichen Schilderungen, in reiner Sprache und leichtem Versbau verhandeln. Er nimmt darin, der Zeitstimmung gemäß, eine polemische Richtung.

Die Lehrfabeldichtung fand an Burkard Waldis einen durch lebendige, launige Darstellung ausgezeichneten Pfleger, aus dessen Schatz die spätern Fabeldichter reichlich schöpften. In der übrigen Lehrgedichtgattung verdienen nur Fischart's Ehezuchtbüchlein und Ringwald's „Lautere Wahrheit“ und „Warnung des treuen Eckart“ erwähnt und als treffliche Sittenschilderungen gerühmt zu werden.

Burkard Waldis, geb. um 1490 zu Allendorf in Hessen, war anfangs Franciscaner in Riga, reiste nach Rom und war nachher in Nürnberg beim Cardinal Campeggio. Dann trat er zur evangelischen Lehre über, gerieth aber in moskowitische Gefangenschaft, aus der er erst nach dritthalb Jahren erlös't wurde und nach Riga zurückkehrte. Dort wurde er Zinngießer und machte mit seiner Waare weite Reisen zu Wasser und zu Land. Noch in Riga begann er die Bearbeitung des Äsop in vier Büchern, jedes zu 100 Fabeln (darunter viele nach andern Quellen). Im Jahr 1544 wurde er in Hessen Pfarrer zu Abterode, und starb um 1556.

Bartholomäus Ringwaldt, geb. 1530 zu Frankfurt a. d. O., zuletzt Prediger zu Langfeld in der Neumark, wo er 1600 starb, schrieb außer jenen Lehrgedichten zahlreiche geistliche Lieder.

Die eigentliche satirische Dichtung, zu welcher ein Zeitalter von so schroffen, in allen Beziehungen des Lebens sich kundgebenden Gegensätzen, wie das 16. Jahrhundert war, gleichsam von selbst herausforderte, schlug zuerst in dem schon XVIII. 14, 2. vorübergehend erwähnten Narrenschiff Sebastian Brant's den ersten allgemein treffenden Ton an, worauf sich in Thomas Murner's Narrenbeschwörung und Schelmenzunft der angeregte religiöse Gegensatz der Zeit noch schneidender und derber vernehmen ließ, bis in dem schon genannten Fischart „das größte komische und satirische Talent des Jahrhunderts“ auftrat, und in seinem Gargantua und Pantagruel nicht nur die beiden Vorgenannten, sondern auch sein französisches Vorbild an Fülle und Reichthum des Witzes und der Laune weit hinter sich zurückließ.

Sebastian Brant, geb. 1458 zu Straßburg, lebte und lehrte bis 1501 in Basel, worauf er nach Straßburg berufen ward, wo er 1503 Syndicus (Stadtschreiber) dieser Reichsstadt wurde und 1521 starb. Sein „Narrenschiff“ so benannt, weil „der Narren so viel seien, daß Karren und Wagen sie nicht zu fahren vermöchten, daher er ein Schiff habe ausrüsten müssen, sie alle (113 Sorten) unterzubringen“, stellt in dem zwar rauhen elsassischen Dialect und in oft ungefügen kurzen Reimpaaren, aber in treffenden Zügen die mannichfaltigen Thorheiten seiner Zeit strafend zur Schau. Er redete einfach und verständig die Sprache des Volks und stellte einen Zeitspiegel auf, der so scharf und richtig wiedergab, daß diese Dichtung „neben dem Reinecke lebendig blieb und erst mit der Zerstörung der Volksliteratur aufhörte“.

Thomas Murner, geb. 1475 zu Oberehingen bei Straßburg und in der Franciscanerschule dieser Stadt erzogen, zog anfangs als fahrender Schüler durch Frankreich, Deutschland und Polen, studirte dann in Paris Theologie und in Freiburg die Rechte, wurde 1506 vom Kaiser Maximilian I zum Dichter gekrönt, lehrte dann in Krakau Logik, kam nach Rom und Venedig und kehrte nach Straßburg zurück. Von da wurde er als Gegner Luther's durch den König Heinrich VIII nach England berufen, von wo er 1523 wieder zurückkehrte. Aber vom Straßburger Rath verfolgt und vor den aufständischen Bauern 1526 weichend, gieng er nach Luzern und erhielt dort eine Predigerstelle, mußte sich aber nach dem Kappeler Treffen (worin Zwingli fiel) auch aus Luzern flüchten und wendete sich nach der Pfalz, wo ihn der Kurfürst Friedrich III zu Heidelberg aufnahm. Sein Todesjahr ist unbekannt. In seinen 50 Schriften, darunter die meisten als Streitschriften erschienen, findet sich ein scharfer Witz und eine rücksichtslose Derbheit, die sich nicht selten zu einer groben Bissigkeit steigert! Von „unruhigem, fast wildem Character" trieb er sich unstät umher, voller Entwürfe und Pläne, voll Hochmuth und Dünkel überall Streit und Händel anspinnend. — Außer den oben genannten Werken schrieb er auch eine Satyre auf Luther, dessen Reformation überhaupt viele satyrische Schriften Für und Wider hervorrief. Unter den an Zahl und Bedeutung damals geringen Vorfechtern der römischen Kirche war Murner der wirksamste.

Johann **Fischart**, geb. zwischen 1545 und 1550 zu Mainz, daher sein Beiname Mentzer, war Reichskammergerichtsadvocat zu Speyer und zuletzt Amtmann zu Forbach (bei Saarbrücken), wo er 1589 starb. Er schrieb theils Satiren auf kirchliche Verhältnisse, darunter seinen weltberühmt und allbekannt gewordenen „Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms" (1579) und sein „vierhörniges Jesuiterbüchlein" (1550); theils Satiren weltlichen Stoffes, wie sein gegen die astrologische Modethorheit gerichtetes Buch: „Aller Practik Großmutter", sein „podagramisches Trostbüchlein", ganz vorzüglich aber seine freie, selbständige Umarbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais, worin Fischart das ganze Nationalleben des 16. Jahrhunderts wiederspiegelte und alles hineinlegte, was „in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, in Spott und Scherz, in Anecdote und Sprüchwort, in Gesang und Lied damals noch im deutschen Volke vorhanden war". Die Schwierigkeiten, welche seine von ihm geschaffenen Sprachunwörter, in denen sich übrigens ein merkwürdiges Sprachgenie zeigt, so wie die Menge seiner oft nicht mehr zu entziffernden Zeitanspielungen und Zeitbeziehungen dem Verständniß des Lesers in den Weg legen, veranlassen ein verschiedenes kritisches Urtheil über dieses sein Hauptwerk, das Vilmar (in s. Nat. Lit.) eine Welt nennt, „voll unerschöpflichen Reichthums, man mag es vom Gesichtspuncte der satirischen und komischen Kunst oder vom Standpuncte des Geschichtsforschers, zumal des Culturhistorikers betrachten. Mit beizender Lauge übergießt er die Thorheiten der Zeit — die Schwelgerei und Trunksucht, die Kleiderpracht und unvernünftige Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit, die Händel- und Prozeßsucht — und so fort „in den lebendigsten, wahrsten Gestalten, voll des frischesten unmittelbarsten Lebens." Die Sprache behandelt er auf die freiste, fast „despotische" Weise: „zu den seltsamsten Begriffen muß sie ihm neue Wörter, zu den abenteuerlichsten Einfällen nie gehörte Satzgefüge, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen die halsbrechendsten Perioden liefern." — Was seine seltsamen, abenteuerlichen und ungeheuerlichen Wortgebilde („Wortkobolde") betrifft, so hat er „die Narren seiner Zeit, die Narren aller Welt in diese Wörter gebannt und diese Narren führen nun in diesen Wörtern den grandiosesten Fasching auf, so daß man mittanzen muß den tollen Wörtertanz — man mag wollen oder nicht: denn man fühlt es wohl, daß hier nicht ein Narr, sondern ein Meister der Narren zu uns, ja zu dem eignen Narren in uns spricht." — Eben so ist Fischart's Styl dem Geiste seiner Satire ganz angemessen: „in der Regel eine lange Reihe Vordersätze, die priamelartig auf einander gehäuft werden und in der lebhaftesten Bewegung der Komik reimend aneinander schlagen, bis sie endlich in einen scharf zugespitzten, oft unerwarteten Schlußsatz auslaufen. Bald schießt er wie eine Harpune pfeilschnell dahin, eine lange Reihe von Wörtern und Sätzen in schnurrendem Wirbel hinter sich

herziehend; bald gaukelt er links und rechts und rechts und links sich wendend, plötzlich verschwindend und eben so plötzlich wieder auftauchend,, wie ein Gnome, vor uns herum: bald erhebt er sich stolz und kühn mit edler Stirn und mit durchdringendem Blick uns fesselnd, um im nächsten Augenblick am Boden zu liegen und sich im Sande zu kugeln; bald schmiegt er sich traulich und mit lächelndem kindlichen Munde kosend an uns an, um im Momente zurückzuspringen und uns anzugrinsen; bald sieht er uns wehmüthig innig an, um alsbald in ein helles Gelächter auszubrechen; bald ist er ehrbar, ernst und trocken, bald muthwillig bis zur Ausgelassenheit und Ungezogenheit: er hat alles, weise Narrheit und närrische Weisheit, Zorn und Sanftmuth, Milde und Strenge, Weichheit und Härte, nur Eins hat er nicht — Thränen:" — denn er ist ein „durchaus seiner selbstbewußter, scharfverständiger, seinen Stoff mit strenger Herrschaft meisternder" Satiriker. — Auch in der Erzählung ragte er durch sein „Glückhaftes Schiff" (eine poetische Beschreibung der Reise der Züricher Schützengilde nach Basel) vor Andern hervor. Es erkennt ihm auch W. Wackernagel (in seiner Gesch. d. deutschen Lit.) einen „seltenen Reichthum an Geist und Kenntnissen zu, der ihn überall, wo er nur anrühren mochte, gleich aus dem Vollen schöpfen ließ", und bemerkt, daß sich bei Fischart „für die Geschichte des 16. Jahrhunderts eine Fundgrube öffnet, die noch unbefahren und auf lange hin nicht auszubeuten ist."

Von den zahlreichen Anecdoten- und Schwänkesammlungen jenes Jahrhunderts mögen hervorgehoben werden der Pfaffe vom Kalenberg und Peter Leu, beide in Reimen, besonders aber der Eulenspiegel, dieser „Held der Handwerker- und Landfahrerwitze", die Schildbürger, diese „Helden der Stadtverwaltungswitze", und Johann Faust, der „Held der Witze des Aber- und Wunderglaubens" als die drei stehenden Figuren des Volkswitzes und die epischen Gestalten, „um die sich zuletzt die vereinzelten lächerlichen oder abenteuerlichen Sagen gleichsam krystallisirt sammelten."

Die meisten Eulenspiegelstreiche rühren aus frühern Zeiten und Büchern her, wiederholten sich an andern Gestalten und hefteten sich mit neuen Einfällen vermehrt an die Person eines Bauernburschen Namens Till aus Kneitlingen im Braunschweigischen. Der Namen Eulenspiegel, welcher daher kommt, daß Till mit einer Eule und einem Spiegel konterfeit wird und so als das Bild eines thörichten Weisen gilt, wurde erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts allgemein. Er war das am meisten verbreitete Volksbuch.

Das Buch der Schildbürger, auch Lalenbuch genannt, heftet alle Streiche der Verkehrtheit, Unbehülflichkeit und lächerlichen Großthuerei klein- und großstädtischer Bürger und Magistrate an die Stadt Schilda im Torgauer Kreise, wie denn anderwärts auch noch andere Städte (z. B. Schöppenstädt) sich diesen Abderitenruhm zuzogen.

Die seit alten Zeiten umlaufenden Geschichten von wunderbaren magischen Künsten, die man naturkundigen Männern verschiedener Zeiten, z. B. einem Albertus Magnus, Simon Magus, Cornelius Agrippa von Nettesheim, Papst Sylvester II, Paracelsus u. A. beigelegt hatte, heftete theils die Tradition, theils Absichtlichkeit an den Namen eines landfahrenden, für einen Zauberer oder Schwarzkünstler geltenden Mannes, Namens **Johann Faust,** der nach Einigen um das Jahr 1530 zu Kundlingen in Schwaben geboren war und seine übernatürlichen Kräfte einem „Bündnisse mit dem Teufel" verdankt hätte, der in Faust's schwarzem Hunde verborgen gesteckt. Die erste Sammlung dieser Zauberschwänke unter Dr. Faust's Namen entstand in Oberdeutschland, verbreitete sich rasch nach Niederdeutschland und drang auch nach England.

Die deutsche Lyrik dieser Periode erzeugte hauptsächlich das auf späte Zeit hinaus mit segensvoller Kraft wirkende evangelische Kirchen-

lied, das als das herrlichste Kleinod der Kirche und lebendigste Zeugniß von dem tiefen Glauben, der noch in vielen Gemüthern fest stand, die größte Betonung auf die eigene Erfahrung vom Elend der Sünde und vom Heil der Gnade legt. Nachdem Luther in eignen Liedern, nachher Burkard Waldis (aus Hessen) durch Umbildung aller Psalmen in Lieder mit würdiger, oft edler Sprache, desgleichen Paul Melissus durch Umdichtung der ersten 50 Psalmen vorangegangen waren, wurden eine beträchtliche Zahl weltlicher Volkslieder in geistliches Gewand „umgekleidet" und zwar mit Beibehaltung des Tons und Tacts, ja der ganzen an den Text sich anschließenden Melodie, und so der Volksgesang durch das Evangelium geheiligt."

„Das evangelische Kirchenlied spricht nur das Erfahrne und Erlebte aus, was alle andern in gleicher Weise erlebt und erfahren haben; rasch und bewegt, wie der Augenblick der lebhaftesten Empfindung die Seele erschüttert, wird darin das wirklich erlebte Herzleid der Sünde in tiefen Schmerzenslauten, die wirklich erfahrene Errettung, die himmlische Herzensfreude, das „Du bist mein und ich bin dein, uns soll der Feind nicht scheiden" in hohen Jubeltönen tief aus Herzensgrund ausgesungen. Das Stillstehen und Rückblicken, das Schildern und Ausmalen, der figürliche Ausdruck und die Lehrhaftigkeit sind dem echten evangelischen Kirchenliede eben so fremd, wie dem alten, volksmäßigen Epos und dem weltlichen Volkslied auf ihrem Gebiete." (Vilmar.) — Welch' eine Macht das Kirchenlied in Bezug auf die Reformation selbst war, ist bereits oben (XIX. 5, 6) erwähnt worden. Die besten Lieder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind, außer denen von Luther, die von Paul Speratus, N. Decius und Paul Eber, aus der zweiten Hälfte die von Nic. Hermann, J. Ringwaldt, Helmbold, Nicolai, Pappus, Knoll und Herberger.

Eine weitere großartige Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur jener Zeit ist die durch Luther in seiner Bibelübersetzung (XIX 4, 9) geschaffene, die norddeutsche Weichheit mit süddeutscher Härte verschmelzende neuhochdeutsche Sprache und Stylart der Prosa, die demnach, was ihr an Kraft und Kernhaftigkeit, Gewicht und Schwunghaftigkeit noch heute inne wohnt, diesem schöpferischen Geiste zu danken hat. Anderseits ist aber auch nicht zu verkennen, welch einen schätzbaren Beitrag zur Ausbildung des prosaischen Styls die Zartheit und Schmiegsamkeit der Sprache eines noch übrigen Zweiges der beschaulichen Mystik, besonders in den historischen und theologischen Schriften Sebastian Frank's, hinzugebracht hat.

Sebastian **Frank**, geb. um 1500 zu Donauwörth, ein zwar protestantischer, aber durch seine der Beschaulichkeit zugewandte religiöse Richtung mit den Reformatoren in Streit lebender Geistlicher, der nach öftern Ortswechsel zuletzt sich um 1545 in Basel als Buchdrucker und Verleger niederließ. Er hat unter andern Schriften auch die erste Weltgeschichte in deutscher Sprache verfaßt und eine Sammlung deutscher Sprüchwörter mit sinniger Auslegung hinterlassen. In seinen theologischen Schriften, vorzüglich in seinen Paradoxen, stellt er zuerst ein „Muster des philosophischen Styls" auf. (In Anlegung einer Sammlung des reichen Schatzes deutscher Sprüchwörter, dieser Goldkörner deutscher Volksweisheit, war ihm schon Joh. Agricola von Eisleben, Luther's Schüler und Gehülfe, vorangegangen.)

5. Italienische Dichtkunst. Ritterpoesie: Ariost, Tasso. — Spanische Dichtkunst, Lyrik und Drama: Lope de Vega. — Portugiesische Poesie: Camoens. — Französische Dichtkunst: Rabelais, Malherbe, Jodelle. — Englische Dichtkunst: Edmund Spencer, Shakespeare.

In der Literatur Italiens ist auf dem Felde der Dichtkunst, welche im 16. Jahrhundert dort ihre zweite classische Periode (ihr buon seculo) feierte, die romantische Ritterpoesie durch Ariost und Tasso, den Schöpfer eines reinen Geschmacks in Sprache und Gesinnung, zur Vollendung gekommen, und hat auf das italienische Volk, zum Theil selbst in seinen niedern Schichten, einen bildenden Einfluß geübt. — Auch die Comödie (del arte) und die Satire, welche beide vorher einen rohen Geist bekundeten, desgleichen das Lehrgedicht und die Schäferpoesie erhielten eine veredelte Richtung und Haltung, wiewohl es daneben in beiden ersten Gattungen an Frivolität nicht fehlte. Mit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts führte die Erschlaffung der Nation zur bloßen Nachahmung und das allgemeine Sittenverderbniß zur Scham- und Geschmacklosigkeit in der Literatur.

Ariost (Lodovico Ariosto), geb. 1474 zu Reggio aus edler Familie, verrichtete eine Zeit lang im Dienste des Cardinals Hippolyt von Este Gesandtschaftsgeschäfte, trat dann in die Dienste des Herzog Alfons I von Ferrara, wo er 1533 starb. Einnehmend schon von Gestalt und Wuchs, besaß er feine, liebenswürdige Sitten, einen reichen, erfinderischen Geist und feurige Phantasie, — Eigenschaften, die sich in seinem vorzüglichsten Dichterwerke dem Orlando furioso (rasenden Roland), wiederspiegelen, welches in 51 Gesängen 1516 im Druck erschien und (wie Bojardo's Orlando inamorato, an den er sich anschließt,) den Stoff aus dem Sagenkreise Karl's des Großen entlehnte. Der reiche Wechsel der Charactere und Handlungen, der glänzende Reichthum an Erfindungen, die Anmuth der erzählenden Darstellung und die Kunst der Verkettung und Verflechtung der Episoden erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des „Göttlichen", wie er denn unzweifelhaft unter die großen Meister des Gesangs gehört. (Die neueste Übersetzung des rasenden Roland ist von Karl Streckfuß.)

Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorrento, aus altadeligem Geschlechte, Sohn des epischen und lyrischen Dichters Bernardo Tasso, dessen Ruhm er bald verdunkelte, indem er sich schon in seinem 17. Jahre durch ein episches Gedicht "Rinaldo" und nachher durch sein „befreites Jerusalem" (dem das „eroberte" folgte), den Namen des größten epischen Dichters Italien's erwarb. Er fand bei Ausarbeitung desselben zuerst die Aufmunterung des Herzogs Alfons I von Ferrara, dessen beide schöne Schwestern Lucrezia und Leonora den Dichter gleichfalls durch ihre Gunst beglückten. Nachdem er als Hofcavalier den Cardinal Ludwig von Este nach Paris begleitet hatte, wo er am Hofe Karl's IX mit Auszeichnung behandelt wurde, trat er in die Dienste des Herzogs Alfons, dessen Gunst ihm (besonders nach der guten Aufnahme seines dramatischen Schäfergedichts Aminta, das der Oper ihren Ursprung gab) viele Neider erweckte. Als er 1575 sein großes Epos vollendet hatte, machte ihn das verschiedene Urtheil seiner Freunde darüber ängstlich, und weil sein Werk wider seinen Willen gedruckt wurde, so mehrte sich der Kummer seines reizbaren, durch geheime (platonische) Liebe zur Prinzessin Leonore eingenommenen Gemüths, obwohl er zur Verdeckung seiner Leidenschaft eine andere Leonore, die Gräfin Sanvitali, in Gedichten pries, und versetzte ihn in eine so aufgeregte Stimmung, daß er sich auf allen Seiten von Neidern und Verläumdern verfolgt glaubte und einst im Zimmer der Herzogin gegen einen Hofcavalier den Degen zog. Der Herzog ließ ihn verhaften, gab ihn aber bald wieder frei mit der Bedingung, sich ärztlich behandeln zu lassen. Als es mit ihm besser

wurde, nahm ihn der Herzog auf eine Lustreise mit, konnte ihn aber nicht beruhigen und übergab ihn den Franciscanern zu Ferrara zur Bewahrung. Er entfloh aber und suchte an verschiedenen Orten eine Zuflucht, konnte aber nirgends Ruhe finden, so Viele sich auch bemühten, ihm Ehre anzuthun. Als er zuletzt wieder nach Ferrara zurückkehrte und am fürstlichen Hofe nicht vorgelassen wurde, steigerte sich seine krankhafte Einbildung zu solchem Mißmuth, daß er in die heftigsten Schmähungen gegen das herzogliche Haus ausbrach. Nun ließ ihn der Herzog in's Hospital bringen und als einen Wahnsinnigen behandeln. Dadurch wurde sein Geist noch umdüsterter, wiewohl er in freieren Momenten sich in den herrlichsten Dichtungen und Betrachtungen ergoß. Fortgesetzte Beeinträchtigungen durch den widerrechtlichen Druck seines Werks, so wie heftige literarische Angriffe der Anhänger der Dichtungen Ariost's, die er aber mit Würde abwies, vermehrten seine Leiden. Erst nach fast siebenjähriger Haft und nur auf dringende Fürbitten mächtiger Fürsten gab ihn der Herzog frei und überließ ihn seinem Schwager, dem Herzog von Gonzaga, bei dem Tasso in Mantua Ehre und Vertrauen fand. Nach dem Tode desselben hielt er sich abwechselnd in Rom, Neapel, Florenz auf, fand überall ehrenvolle Aufnahme, aber nirgends hinreichende Unterstützung. Kränkelnd nach Mantua zurückgekehrt, vollendete er dort sein „erobertes Jerusalem", worauf ihm der neue Papst Clemens VIII, ein früherer Gönner von ihm, die Ehre der feierlichen Dichterkrönung auf dem Capitol zuerkannte. Als aber die Zeit derselben herbeikam, starb Tasso zu Rom am 25. April 1595 an einem heftigen Fieber. Er wurde prachtvoll bestattet und ihm von einem Cardinal ein noch heute bewundertes Denkmal errichtet. — Von seinem Hauptwerke sagt übrigens Friedrich Schlegel: „Tasso gehört im Ganzen zu denjenigen Dichtern, die mehr sich selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als daß sie im Stande sind, eine Welt in ihrem Geiste aufzufassen und sich sebst darin zu verlieren und zu vergessen." Dem innersten Wesen nach ist er allerdings ein mehr subjectiver, als objectiver, mehr lyrischer, als epischer Dichtergeist.

Die spanische Literatur, auf deren Entwicklung im 14. und 15. Jahrhundert wir XVIII. 8, 2 a. E. einen Blick geworfen haben, erhielt im 16. Jahrhundert ihre erste classische Ausbildung und hatte in der Poesie zu Trägern den Sonetten- und Canzonendichter Boscan († 1544), die Meister im Schäfergedicht Garcilaso de la Vega und Montemayor, die Odendichter Herrera und Louis Ponce de Leon; in der den Spaniern eigenthümlichen romanischen Schauspieldichtung den erfindungsreichen Lope de Vega und den Lustspieldichter Lope de Rueda; den Novellen- und Romandichter Cervantes, durch welchen die spanische Prosa ihre Vollendung erhielt.

Don Felix **Lope de Vega** Carpio, geb. 1562 zu Madrid, eine Zeit lang Secretär des Herzogs von Alba, dann Theilnehmer an der Expedition der Armada, zuletzt Secretär der Inquisition und Priester, hatte als Spanien's fruchtbarster Dichter eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, außerordentliche Mannichfaltigkeit der Intrigue, große Bilderfülle und ungemeine Leichtigkeit in der Sprache, welcher er jedoch, gehindert durch unaufhörliche Production, nicht die nöthige Mühe der Glättung und Reinigung widmete. Er schrieb 1800 Theaterstücke und 400 Frohnleichnamsfestspiele, so daß Fürsten und Volk ihn fortwährend mit Ehren überhäuften und man ihn nur das Wunder der Natur und Literatur nannte. Zuletzt zog er sich in klösterliche Einsamkeit zurück und starb 1635. Die durch ihn gehobene Dramatik der Spanier erreichte erst nach ihm durch Calderon die höchste Stufe der Ausbildung. (S. unt. XXI.)

Miguel **Cervantes** Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Henarez, nahm in Italien Kriegsdienste, verlor bei Lepanto den linken Arm, gerieth Corsaren in die Hände und kehrte nach erlangter Freiheit in sein Vaterland zurück, wo er zu Sevilla bei einem kleinen Amte seiner von Jugend auf in ihm lebendigen Neigung zur Dichtkunst lebte. Er schrieb in allen Gattungen

der Poesie mit Beifall aufgenommene Werke; doch übertraf er vorzüglich in der Novellendichtung alle seine Vorgänger und Nachfolger, und sein Roman Don Quixote de la Mancha, worin er die Phantasterei des damaligen Ritterthums auf das witzigste verspottete, zugleich aber auch ein treues Bild des Weltlebens entfaltete, erwarb ihm bei der Nachwelt einen unvergänglichen Ruhm. Unter seinen 30 Dramen ist das Trauerspiel Numancia das beste. Er starb zu Madrid 1616.

Die portugiesische Literatur trat nach den unbedeutenden Versuchen, welche von höfischen Dichtern, darunter auch von einigen Königen, ausgegangen waren, zugleich mit dem Glanz des portugiesischen Entdeckungsruhms (XIX. 1.) in das Stadium ihrer höhern Bildung, deren Blüthe fast den größten Theil des 15. Jahrhunderts hindurch dauerte, und durch die Dichter Saa de Miranda und Antonio Ferreira, ganz vorzüglich aber durch Camoens, den Verfasser der Lusiade, ihren Gipfel erreichte, wovon sie mit der über Portugal hereinbrechenden Herrschaft der Spanier (v. 1580—1640) wieder herabsank.

Louis de **Camoens**, geb. zu Lissabon um 1524, Sohn eines im Schiffbruch umgekommenen Schiffscapitäns, ausgestattet mit großen Naturgaben und getrieben von feuriger Liebe zu seinem Vaterlande, trat zuerst als lyrischer Dichter auf. Eine leidenschaftliche Neigung zu einer Palastdame verwickelte ihn in Streitigkeiten, die ihn bestimmten, Dienste auf einer gegen Marocco ausgesandten Flotte zu nehmen. Die Gefahren steigerten seine Dichterkraft, welche mitten in den Schlachten thätig war. Als er vor Ceuta durch einen Pfeil ein Auge verlor und nach seiner Rückkehr weder eine Belohnung, noch Anerkennung seines Talents fand, schiffte er sich 1550 nach Indien ein, erreichte Goa und, ergriffen von dem Anblick des Schauplatzes der Heldenthaten seines Volks, beschloß er dort den Ruhm derselben durch ein Epos zu verherrlichen. Zwar zog er sich durch eine Satire, die er über die in der portugiesischen Verwaltung Indien's eingerissenen Mißbräuche schrieb, die Verbannung nach Macao zu, benützte aber dort seine unfreiwillige Muße zur Ausarbeitung seiner Lusiade, welche Vasco de Gama's Entdeckungsfahrt zum Gegenstand hat und unter ihren Episoden auch die Geschichte von Inez de Castro (XVII. 7, 3) enthält. Der Zauber seiner Stanzen entzückte sein Volk und Hoch und Nieder lernte und sang sie. Zurückgerufen aus seiner Verbannung, litt er unterwegs Schiffbruch, rettete aber, die Handschrift seines Gedichts beim Schwimmen über die Fluthen emporhaltend, diesen Schatz und sein Leben. Nach verschiedenen andern in Goa erlittenen Unannehmlichkeiten kehrte er 1569 nach Lissabon zurück, wo er an dem edlen König Sebastian einen großen Gönner fand. Nach dem Falle dieses Königs und dem Untergang seines Vaterlands (1578) gerieth Camoens in solche Armuth, daß sein Diener des Nachts in den Straßen für ihn bettelte, bis ein Hospital ihn aufnahm, worin bald darauf dieser Heros der portugiesischen Literatur unter rührenden Dichterklagen 1579 das Ende seiner Leiden fand.

In Frankreich hatte die Literatur besonders seit Franz I durch dessen freigebige Unterstützung und Begünstigung der griechischen und römischen Classiker, wie auch durch die Einführung der französischen Sprache in das öffentliche Geschäftsleben einen bedeutenden Aufschwung genommen. In ihr spiegelt sich der französische Character jener Zeit mit seinem Streben nach Klarheit, Geistreichheit und gefälliger Leichtigkeit, aber auch mit seinem Mangel an Tiefsinn und sittlichem Zartgefühl vollkommen ab. Rabelais in der Satire, Ronsard und Malherbe in der lyrischen, Jodelle in der dramatischen Poesie sind die Hauptrepräsentanten dieser französischen Literaturperiode der Poesie.

Lange hatte man an Ritterromanen Geschmack, doch lag ihnen noch der Chronikenstyl zu Grunde. Sie giengen dann durch die Novellendichter in den historischen Roman über, aus welchem die vielen galanten Intriguen- und Hofgeschichten hervorgiengen, an denen die französische Literatur einen so traurigen Reichthum besitzt. — Im satirischen Roman glänzt Franz Rabelais (geb. 1483 zu Chinon, gest. 1553 zu Paris, zuerst Mönch, dann Professor der Medicin zu Montpellier, zuletzt Canonikus und Pfarrer) in seinem Gargantua und Pantagruel, durch die Ungeheuerlichkeit seines Witzes und seiner Laune, womit er die Thorheiten seiner Zeit, besonders die Gebrechen der Kirche und der Staatsverwaltung geißelte. — (S. oben K. 7, 4. a. E. bei Fischart). Was die andern Zweige der Poesie betrifft, so kehrte nach dem Abblühen der provençalisch-lyrischen zwar noch einmal durch das in Franz I wieder auflebende Ritterthum der Geschmack an dieser Romantik zurück, wurde aber nachher durch die mit Katharina von Medici aus Italien kommende Sonettendichtung überwogen. Der sinnlich wüste Geist der beiden Marot vergiftete nur zu bald die Literatur, und erst Jodelle, besonders aber Ronsard (geb. 1525, gest. 1585), gehoben durch die Gunst von vier französischen Königen und von seiner Zeit „Fürst der französischen Dichter" genannt, lenkte die Poesie wieder auf etwas Edleres und Besseres; doch litt sie bei ihm stark an Künstelei und Phrasenprunk. Erst mit Franz de Malherbe (geb. 1555 zu Caen, gest. zu Paris 1627), ausgezeichnet durch Klarheit der Ideen und glückliche Wahl der Gleichnisse, hob sich die französische Lyrik in die Sphäre des Classischen. — Nachdem die Anfänge der dramatischen Kunst lange in den Händen von Farçen- und Possenspielern waren, welche durch Unanständigkeiten und persönliche Satiren öffentliche Ärgernisse veranlaßten, wurde sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Etienne Jodelle (geb. 1532, gest. in Armuth 1573) geregelt, indem dieser in seinen Dramen eine strenge Beobachtung der aristotelischen drei Einheiten einführte, alles Unwahrscheinliche ausschloß und griechisch-römische Stoffe bearbeitete, aber auch wunderlich genug die antiken Personen in modern-französischem Gewande mit übertriebenem rhetorischen Pathos einführte. Treulich folgten ihm seine Freunde (das französische Siebengestirn), unter denen La Peyrouse in seiner Medea den gereimten Alexandriner aufbrachte und Garnier es wagte, auch noch andere Nationen, als Griechen und Römer, auf die Bühne zu bringen, Pierre de la Rivey aber das Lustspiel anbaute.

Auch in der englischen Literatur gieng die eigentliche Bildung erst von der Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Classikern aus, nur mit dem Unterschiede, daß der aus der insularischen Lage und aus den Jahrhunderte-langen Verfassungskämpfen hervorgegangene, fast bis zur Starrheit gehende Freiheits- und Selbstständigkeitssinn der Engländer eine vorherrschende Richtung auf das Practisch-brauchbare im Leben und eine Abneigung gegen unfruchtbare Theorieen und Speculationen erzeugte, welche sie nach der einen Seite hin vor verkehrter Auffassung der altclassischen Bildung, anderseits vor der Annahme französischer Geschmacksverfeinerung bewahrt hat, wenn auch dabei eine Einseitigkeit im englischen Charakter, wie im englischen Schriftwesen hervortrat, in so fern eine gewisse Herbigkeit und Strenge der feinen Geschmacksbildung im Wege stand. — Die erste Periode der eigentlich englischen Literatur fällt ebenfalls in das 16. Jahrhundert: doch sind aus ihr für die Poesie nur Spencer und Shakespeare zu nennen, von welcher aber letzterer als ein allen überlegener Riesengeist seines Volks für alle Zeiten dasteht.

Edmund Spencer, geb. 1550, ernannter Hofpoet der Königin Elisabeth, gest. 1599, hob die lyrische Poesie durch seine Idyllen, vorzüglich aber durch sein allegorisches Rittergedicht „Fairy Queen", darin eine mehr veredelte Sprache und ein sittlicher Geist wahrzunehmen ist.

William **Shakespeare**, geb. 1564 zu Stratford in der Grafschaft Warwyk, der größte dramatische Dichter England's, ja der germanischen Welt, war der Sohn eines Wollhändlers und Friedensrichters. Über seine Jugendzeit herrscht viel Ungewißheit. Er wurde in seinem 25. Jahre Mitglied der Londoner Schauspielergesellschaft und erhielt bald durch seine eigenen Schauspiele zwar nicht den ungetheilten Beifall der damaligen Kritiker, aber die Gunst des Volks in solchem Grade, daß die Königin Elisabeth ihn ihrer Aufmerksamkeit würdigte, zumal er ein einnehmender Gesellschafter und stets schlagfertigen Witzes und gefälliger Laune war. Im J. 1610 gestattete ihm König Jakob I die Errichtung einer neuen Bühne mit so großen Begünstigungen, daß er in Kurzem sehr wohlhabend wurde. Doch drei Jahre darauf zog er sich auf das Land zurück, wo er im Schooße seiner Familie einige glückliche Jahre der Ruhe verlebte, aber schon 1616 in noch kräftigem Alter starb und durch seinen Tod das ganze Land in Trauer setzte. Nichts desto weniger wurde er erst mehr als hundert Jahre darnach durch ein Nationaldenkmal in der Westminsterabtei geehrt, wie ihm denn überhaupt weniger die wahre Liebe zur Kunst, in der er groß war, als vielmehr der englische Nationalstolz diesen Tribut erwies.

Die Größe seiner Kunst besteht sowohl in der Composition, insbesondre in der harmonischen Unterordnung der Theile unter das von der Hauptidee getragene Ganze, als auch in der scharfen Characterzeichnung und wahrheitgemäßen Färbung, kurz in der Beherrschung aller zur vollkommenen Ausführung nöthigen Mittel. Ist auch seine Sprache nicht allenthalben correct und wegen Gedrängtheit öfters dunkel, so ist doch sein Ausdruck eben so meisterhaft im Starken und Erhabenen, als im Lieblichen und Zarten. Dem Inhalt nach spiegeln sich in seinen Dramen „die Eigenheiten seines Landes wie der Fremde, die Gebräuche, Sagen und Vorstellungen des Volks" wieder, von der Hofumgebung an bis herab zu den eigentlichen Gewohnheiten und Sprechweisen des Handwerks- und Gewerbstandes. Seine Menschenkenntniß erstreckte sich auf die geheimsten Winkel und Falten des Herzens und befähigte ihn, seinen Characteren die vollste Wahrheit aufzudrücken. „Jede seiner Gestalten ist (nach Göthe's Ausdruck) eine Uhr mit krystallenem Zifferblatt und Gehäuse, welche die Stunden richtig weis't und zugleich das innere Getriebe wahrnehmen läßt, wodurch dies bewerkstelligt wird." — „An Kraft ein Heros, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Genius höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Überlegenheit und ist anspruchslos wie ein Kind." (Schlegel.) Das Alles kann mit Recht von der großen dramatischen Kunst und von der tiefen Seelenkunde dieses mächtigen Dichtergeistes gelten, in dessen Bewunderung alle seine Beurtheiler übereinstimmen. In Bezug aber auf Shakespeare's Religiosität und insbesondre in Betreff seines Christenthums ist er auf die entgegengesetzteste Weise beurtheilt worden. Pope fand sein Moralsystem sehr weltlich und auf keinen Offenbarungsbegriffen ruhend; ein anderer Engländer klagt ihn sogar des Atheismus, der Religionsspötterei und Lästerung an; Grundtwig wirft ihm Indifferentismus vor, wenigstens stehe er mit Einem Fuße außer der Kirche; Vischer erkennt ihn als Pantheisten, Gervinus stellt ihn als unabhängig von aller positiven Religion dar. Ein Anderer nennt ihn den „Herold der modernen Humanitätsbegriffe, des absoluten Menschengeistes, des immanenten Gottes." — Ulrici (über Shakespeare's dramatische Kunst 1847) glaubt dagegen, daß man Shakespeare's Weltanschauung als eine christliche gelten lassen müsse, weil in ihr sittliche Nothwendigkeit und menschliche Freiheit, beide unter göttliche Leitung gestellt, in voller beiderseitiger Berechtigung und gegenseitiger Durchdringung sich zusammenschließen; „der tiefe ethische Ernst seiner Natur, das lebendige Bewußtsein und der eifernde Zorn über die Herrschaft, welche das Böse über den Menschen zu gewinnen vermag, und der eben so nothwendige Glaube an eine sittliche Nothwendigkeit und an eine strafende Gerechtigkeit Gottes" — geben in den Augen dieses Beurtheilers diesem Dichter seinen Standpunct noch innerhalb der Peripherie des Christenthums. — Nach

Julius Müller verdanken Shakespeare's Trauerspiele ihre große Wirkung zum großen Theile ihrem sittlichen Geiste, der ernsten ethischen Auffassung menschlicher Dinge, wie sie nicht bloß in den edlen, tiefen Gedanken, die er seinen handelnden Personen in den Mund legt, sondern vornehmlich als objective, die Zeichnung der Charactere in ihrem innern psychologischen Zusammenhang, wie den Entwicklungsgang der Handlung bestimmende Macht sich offenbart." — Weitergehend bemerkt Kreyssig, daß bei Shakespeare oft und nachdrücklich eine gewisse Ehrfurcht vor kirchlicher Frömmigkeit zu Tage tritt. — Nirgends freilich wird bei diesem Dichter eine Person um ihrer Religiosität willen mit Vorliebe behandelt. Erscheint er auch den politischen und religiösen Strömungen seiner Zeit gegenüber parteilos, so ist doch — wie der Verfasser der „Betrachtungen über die religiöse Bedeutung Shakspeare's" (1858) bemerkt, — der vorzugsweise religiösgefärbte Zeithintergrund überall zu erkennen; nirgends opfere er ein wirklich religiöses Interesse seinem Witze; auch sei zu beachten, daß er überall an der Lehre vom göttlichen Rechte der monarchischen Obrigkeit festhalte; — was insbesondre das Christenthum betreffe, so setze er es unbefangen in Allem voraus und zwar so unbefangen, daß selbst die auf antikem Boden wandelnden Gestalten (heidnischen Personen) sich nicht davon losmachen könnten. Von dieser Voraussetzung zeugten bei ihm die zahllosen Anspielungen auf biblische Stellen, Vorstellungsweisen und Beispiele. Aber nicht bloß das Christenthum im Allgemeinen sei der ganze Hintergrund der Shakespearischen Welt, sondern es sei dieser Hintergrund noch in specie der confessionell-protestantische. Die Welt Shakespeare's sei wesentlich dieselbe, welche zugleich Voraussetzung und Object der evangelischen Heilspredigt von der Gnade ist: er lege in manches Wort einen energischen Accent auf den in seiner protestantisch-evangelischen Tiefe gefaßten Begriff der Sünde. — Auch den Vorwurf, als verläugne Shakespeare (in spinozistischer Weise) die Objectivität der sittlichen Gegensätze, weis't der ungenannte Kritiker mit den Worten zurück: „daß es im Grunde nichts Gutes und nichts Böses gebe, sondern alles darauf ankomme, wie man die Sache betrachte, für diese Losung der Pseudo-Genialität, die für ihre raffinirten Passionen eine exceptionelle Beurtheilung in Anspruch nimmt, — hat Shakespeare nie die Feder ergriffen. Er hat die Poesie nach keiner Seite hin prostituirt." — Namentlich sei das Shakespearische Stück „Maaß für Maaß" gegen die katholische Werkheiligkeit gerichtet, gegen welche ja auch das Lebensprincip der evangelischen Kirche gerichtet sei; es lehre, daß nur für wahre Herzensbuße der Himmel geöffnet sei und kein Werkdienst ihn aufschließen könne.

So gewiß man dem Allen nach zugeben muß, daß Shakespeare weder indifferent, noch irreligiös ist, auch keineswegs allgemein-christlichen Beziehungen aus dem Wege geht, und so unbedenklich man beistimmen mag, daß bei ihm das Christenthum eine Voraussetzung ist: so gewiß erscheint dasselbe bei ihm doch nur „im Hintergrund", der nirgends zum Vordergrund wird, und der wahre, tiefe Adel der Seele, zu dem der positive christliche Glaube erzieht, stellt sich bei ihm „in eine unbestimmte, zumeist ganz verschwindende Ferne" zurück. — Und so steht es doch fest, daß die Gedankenwelt dieses Dichterheroen vorherrschend dem Irdischen angehört, und mit dem Himmlischen und Göttlichen, welches manche andere große Dichter über ihre Dichtungen ausgegossen oder diesen zur Folie gegeben haben, in keinem unmittelbaren Verkehr steht. Allein um seiner tiefen Seelenkunde willen sind seine Dramen, deren man 43 zählt, mit Recht des ernstesten Studiums werth, das auch wirklich eine Shakespeare-Literatur erzeugt hat. Unter seinen Trauerspielen sind Romeo und Julie, Othello, Hamlet, Macbeth und König Lear, und seinen Schau- und Lustspielen „Ende gut, Alles gut", „Wie's euch gefällt", der Kaufmann von Venedig", „die lustigen Weiber von Windsor", „der Sommernachtstraum" und „der Sturm" die berühmtesten. Von seinen historischen Dramen umfassen acht beinahe ein Jahrhundert der englischen Geschichte (von König Richard II an bis König Richard III). — Unter seine vorzüglichsten Erklärer und Übersetzer gehören Aug. Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck.

6. Die übrigen Künste im 16. Jahrhundert. Die italienische Baukunst: Michel Angelo; Palladio. Die italienische Bildhauerkunst: Michel Angelo, Benvenuto Cellini. Die italienische Malerei: Leonardo da Vinci, Correggio; Michel Angelo, Raphael, Tizian, Paul Veronese, Tintoretto. — Die niederländische Malerei: Quintin Messys; die oberdeutsche Malerei: Martin Schön, die beiden Holbein; die fränkische Malerei: Wohlgemuth, Albrecht Dürer, Lucas Cranach. — Die Tonkunst der niederländischen Schule: Orlando di Lasso; der italienischen Schule: Palestrina.

Von den übrigen Künsten gelangte in diesem Culturzeitraum die Baukunst und Bildhauerkunst vorzüglich in Italien — die Malerei und Musik in Italien und Deutschland zu einer vorher nicht gekannten Ausbildung.

Die italienische Baukunst strebte mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts einer größeren, den antiken Bauformen entnommenen, aber durchaus selbständigen angewandten Reinheit des Styls zu und suchte dabei eine große malerische Massenwirkung zu erzielen. Besonders war Rom, wo zu jener Zeit der päpstliche Hof (durch Julius II und Leo X) einen größeren Glanz entwickelte, der Mittelpunct baukünstlerischer Bestrebungen. Zur vollkommenen Ausbildung wurde diese Kunst vorzüglich durch Michel Angelo und Palladio gefördert. Den Übergang aus dem zwar noch nicht so geregelten, aber in gewisser Hinsicht poetischeren lebenswarmeren, darum anmuthigeren Baustyl des 15. Jahrhunderts zu dem freilich kälteren, aber classischen des 16. Jahrhunderts bildete Bramante, und zur höchsten Ausbildung förderten ihn Michel Angelo und Palladio jener durch überwältigende Großartigkeit, dieser durch würdevolle Schönheit.

Donato Lazzari, genannt **Bramante**, (geb. 1444, gest. 1514) führte zu Mailand, im Dienste Ludwig Sforza's, Kirchenbauten aus, baute in Rom mehrere Paläste in mehr antikem Styl und erhielt die Leitung des Neubau's der Peterskirche, zu der er einen Plan gemacht hatte. — Zu seinen Geistesverwandten und Schülern gehören Peruzzi, Raphael Santi, Giulio Romano, Antonio Sanzello.

Michel Angelo Buonarotti, geb. 1474 bei Canossa, Bildhauer, Architect und Maler, ein genialer, frei nach Willkühr schaffender und umgestaltender Feuergeist, dem seine vielseitige Meisterschaft und großartige Persönlichkeit den höchsten Ehrenplatz in der damaligen Kunst erwarb. „Die Einheit in dieser bewundernswürdig reichen, fast alle Zweige des menschlichen Könnens und Wissens umspannenden Thätigkeit gab sein gediegen ausgearbeiteter, nach dem Maßstabe eines Helden zugeschnittener Character. Stürmisch und leidenschaftlich in seinem Wollen und Dichten, eben so wenig unbekannt mit persönlichen Leiden, die ihn namentlich als Künstler hart trafen, wie mit tragischen Conflicten, als es sich darum handelte, zwischen dem kunstliebenden Fürsten und dem bedrohten Vaterlande zu wählen; als Künstler stolz und vor keiner irdischen Größe sich beugend; als Freund der zartesten Regungen fähig, als Mensch erhaben denkend und einsam lebend: so schauen wir die persönliche Erscheinung des großen Florentiners und finden darin den Schlüssel zur Erkenntniß des Characters seiner Werke. Die ruhige Schönheit und Anmuth, den ungebrochenen Frieden zu schildern, in lyrischen Zügen sich zu ergehen, am glänzenden äußeren Schein der Dinge zu verweilen, war nicht seine Sache: er hatte nur Sinn für das dramatisch Erhabene, für die Schilderung eines großartig bewegten Lebens, für das energische Erfassen der Grundzüge, welche hinter der zufälligen äußeren Erscheinung der Dinge lauschen.

Dieß erklärt Michel Angelo's Größe als Bildhauer und das vorherrschende plastische Element in seinen Malerwerken, seine Bedeutung als Freskomaler, seine geringe Liebe zur Ölmalerei." (A. H. Springer.) Unterstützt vom großen Mediceer Lorenzo und von einer Reihe von Päpsten, besonders von dem ihm geistesverwandten Julius II, schuf er in den drei erwähnten Gebieten der Kunst noch heute angestaunte Werke. Doch veranlaßte die Kühnheit und Gewaltigkeit, mit der er in seinen Schöpfungen schaltete, bei seinen Nachahmern, die sich im Übermaaß der äußerlichen Gestaltung gefielen, die nachmalige Ausartung der Kunst. Von ihm als Architecten rührt unter andern zu Rom die Anlage des Capitols her; sein Hauptbauwerk ist aber die Peterskirche, welche von ihm nach seinem eigenen Plan bis zur Wölbung der Kuppel (die 10 Jahre nach seinem Tode vollendet wurde) mit einer die größten Hindernisse überwindenden Energie ausgeführt wurde. Er starb zu Rom 1563, wurde aber zu Florenz in der Kirche Santa Croce beigesetzt.

Antonio **Palladio** von Vicenza (1518—1580) ist neben Michel Angelo wohl der einflußreichste Meister der modernen Architectur. Seine Werke haben (nach Kugler) „ein Gepräge von Würde, das nicht bloß in den antiken Formen liegt, sondern die Schönheit der Verhältnisse und der Anordnung zum Grunde hat." Außer vielen Palästen und Villen wurde von ihm die Erlöserskirche in Venedig, das olympische Theater in Vicenza und eine schöne, aber unvollendete Halle in Venedig gebaut. Auch seine Schule hielt lange an reinen Linien und geschmackvoller Einfachheit fest.

Die Sculptur oder Bildhauerkunst wurde um diese Zeit vorzüglich in Florenz, Venedig und Neapel gepflegt. In ihr war gleichfalls Michel Angelo groß, zumal er im Grunde diesen Zweig der Kunst anfangs zu seinem Hauptberuf ersehen hatte. Seine plastischen Werke haben ein eigenthümliches gewaltiges Gepräge, wiewohl sein Streben nach großartigem Eindruck nicht selten der Wahrheit ermangelte.

Von ihm ist z. B. die Gruppe der Maria mit Christus im Schooße (in der Peterskirche). Als Meisterwerke aber werden gerühmt seine Statue des in tiefem Sinnen dasitzenden Lorenzo de Medici, Herzogs von Urbino, in einer Sacristei zu Florenz, und sein auferstandener Christus zu Rom. — Zu seinen Nebenbuhlern und doch Nachfolgern gehört Benvenuto Cellini (1500—1572), dessen Werke übrigens von Selbständigkeit zeugen, aber in Anordnung und Styl einen mehr „decorativen Character" haben. Berühmt von ihm sind das Basrelief einer Nymphe zu Fontainebleau, die Bronzestatue des Perseus und die Bronzestatue Cosimo's I.

Die Malerei in Italien entfaltete ihre ganze Blüthe im 16. Jahrhundert, indem reichbegabte Künstler zum Theil die Vorzüge der vorangegangenen Malerschulen verbanden und mit originellem Geiste durchdrangen. Diese Glanzperiode ist durch die großen Namen eines Leonardo da Vinci, Correggio, Michel Angelo, Raphael und Tizian bezeichnet. — Auch Tintoretto und Paul Veronese müssen noch mit hohen Ehren genannt werden.

Leonardo da Vinci, geb. 1452 in der Nähe von Florenz, gest. 1519, fällt seiner Thätigkeit nach zwar größtentheils noch in's 15. Jahrhundert, ragt aber mit seiner universellen Entwicklung über die Künstler jener Periode weit hinaus und leitet mit seinen freien, umfassenden Bestrebungen „das 16. Jahrhundert ein". In allen Künsten und Wissenschaften erfahren, von echt practischer Kraft getrieben, wußte er seine Gebilde mit Geist und Leben zu beseelen und über sie „einen weichen Schmelz" der Vollendung auszugießen. Da er auch in andern Zweigen der bildenden Kunst thätig war, so sind von ihm nicht viele Gemälde vorhanden. Sein Meisterwerk ist das Abendmahl in Ölfarbe auf der Wand eines Refectoriums zu Mailand, das aber wegen mehrfacher Übermalung, Herstellung und Wiederverderbung kaum mehr genießbar ist.

Er hatte auch große Verdienste um Naturforschung, Geometrie und Anatomie, um Verbesserung der Öltechnik, um die Luftperspective, um das Colorit. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung liegt darin, daß er (nach Springer) „die ganze bisherige Kunstentwicklung organisch verband."

Antonio Allegri, genannt **Correggio,** (1494—1534), hervorgegangen „aus derjenigen Richtung der lombardischen Schule, die nachher von ihm ihr bestimmtes Gepräge erhielt", ein Schüler Ferrari's, war „mit dem tiefsten, feinsten Empfindungsvermögen" begabt, das sich in seinen Gemälden ausdrückt, in welchen er „die vollste Inbrunst der göttlichen, wie irdischen Liebe", „die seligste Lust" mit dem „erschütterndsten Schmerz" darzustellen und über alle seine Gestalten eine wunderbare Verklärung auszugießen vermochte. Seine Gestalten (urtheilt Springer) treten aus dem Kreise der ruhigen Empfindung und des gemessenen Ausdrucks heraus, geben sich unbeschränkt einer begeisterten Aufregung, einer jubelnden Bewegung hin und athmen eine leidenschaftliche Innigkeit, welche, wenn sie auch oft der objectiven Wahrheit zu nahe tritt, doch niemals ohne ergreifenden Eindruck bleibt. Seine technische Meisterschaft beruhte besonders auf der Kunst des zauberisch wirkenden Helldunkels. Seine berühmtesten Fresko-Gemälde sind die Himmelfahrt Christi und Mariä, die Madonna mit dem Kinde; von seinen vielen Ölgemälden, außer mehreren Heiligenfamilienstücken, die „Nacht" d. i. die Anbetung der Hirten (jetzt in Dresden), die Ausstellung Christi vor Pilatus, die Kreuzabnahme, die Erziehung des Amor, der Ganymedesraub u. a.

Michel Angelo legte es in der Malerei zwar mehr auf plastische, als auf malerische Wirkung an, brachte aber darin seine freisten und edelsten Leistungen hervor, darunter die vollendetste sein Deckengemälde in der sixtinischen Capelle ist: denn sein jüngstes Gericht an dem Altar derselben Capelle, steht, ungeachtet der kunstreichen Ausführung und ergreifenden Gewalt, jenem nach. — Die Nachfolger seines Styls verfielen in manierirte Übertreibung. Unter ihnen ist Vasari als Verfasser von Künstlerbiographieen zu nennen.

Raphael Santi von Urbino, geb. d. 6. Apr. 1483, gest. d. 6. Apr. 1520, ein Schüler des Perugino zu Perugia, vereinigte die Vorzüge der umbrischen und florentinischen Schule und verstand es, „die göttliche Schönheit, die seiner innern Anschauung vorschwebte, dem Auge der Menschen zu offenbaren. Die Schönheit der Form, als Ausdruck eines lauteren Zustandes der Seele, das harmonische Gleichmaaß der innern und äußern Existenz, die hohe und ungetrübte Ruhe des Gemüths, die aus solchen Verhältnissen hervorgeht, bildet den eigentlichen Grundzug in Raphael's Kunst; seine Werke tragen das Gepräge der gediegensten Vollendung des Styls; sie stehen in ihrer Form der Antike zur Seite, aber sie sind zugleich von dem milden Geist des Christenthums beseelt, und umgekehrt zeigen sie das tiefsinnige Streben des letzteren zur klarsten classischen Ruhe umgestaltet." (Kugler.) — Die diesem Kunstgenius eigenthümliche „Grazie verbindet sich mit epischem Reichthum und dramatischem Leben; inhaltsvolle Gedanken durchziehen die Gruppen und die einzelnen Gestalten und geben selbst ausgedehnten Bilderkreisen eine innere Einheit". (Springer.) — Die Bewunderung für ihn wird noch durch die Betrachtung seiner Productivität erhöht; die Zahl seiner Werke, „welche die gesammte Stoffwelt ausbeuten, und keine, auch noch so geheime Falte der Phantasie bei ihm unvertreten zeigen", geht weit über ein halbes Tausend hinaus. Unter seine vorzüglichsten Werke gehören die Krönung Maria's und die Vermählung Maria's, Christus am Ölberg, die Grablegung; aus seinem letzten zwölfjährigen Aufenthalt in Rom unter Julius II und Leo X seine Freskomalereien in den Stanzen des Vaticans (d. i. in den Prunkgemächern des päpstlichen Palastes) und die Ausmalung der Loggien des Vaticans (d. i. der durch ihn vollendeten Arkaden, die den Zugang zu den Stanzen bilden); — das Tafelgemälde der sixtinischen Madonna (jetzt in Dresden). — Über Raphael s. Passavant's Werk, 1839. — Unter seinen vielen Schülern war der bedeutendste Giulio Romano, durch den er auch viele seiner Entwürfe ausführen ließ.

Tizian, eig. Tiziano Vecellio aus Cadore, (1477—1576) „der König der Maler" brachte die venetianische Schule zur Vollendung. Er erreichte die antike Kunst in dem „hohen bedürfnißlosen Genügen des Daseins und in der Läuterung" des Sinnlich-Körperlichen; er

theilte seinen Gebilden „die volle Wärme des Lebens" mit und stattete sie mit dem „vollen Zauber des Lichtes und der Farbe" aus. „Die Geschichte seines Lebens ist (nach Springer) auch schon die Geschichte der venetianischen Kunst. Nur der Mann, welcher mit Kaisern und Königen im Briefwechsel stand und hoch genug auf der socialen Stufenleiter gerückt war, um die Würde eines Grafen des lateranensischen Palastes führen und für seinen Freund (Pietro Aretino) wegen des Cardinalshutes unterhandeln zu können, — nur dieser feine, kluge Weltmann war im Stande, die Portraitbilder zu Werken wahrhaft geschichtlichen Inhalts zu erhöhen, sie eben so scharf psychologisch zu zeichnen, wie ihnen das Gepräge edler, sicherer Ruhe zu verleihen. Nur der eigene Genuß eines glänzenden, glücklichen Lebens befähigte ihn zu den glänzenden Farbenschilderungen eines genußvollen, über den Kreis der Gewöhnlichkeit weit hinausgerückten Daseins, — wie auch nur der Mann, der es liebte, mit schönen Frauen und heitern Freunden beim üppigen Mahle zu weilen, während das Auge über das Meer und die Inseln schweifte und Musik und Gesang von den fernziehenden Gondeln das Ohr beseligte, die Züge jener feinen Sinnlichkeiten treffen konnte, die an seinen Frauengestalten und mythologischen Bildern bewundert wird." Darum ist es auch begreiflich, daß bei Tizian das religiöse Element, wenigstens in seinen tiefinnerlichen Beziehungen, mehr zurücktritt und er in seinen religiösen Bildern mehr durch einen freieren Ton, oder durch dramatisches Leben, oder durch den Ausdruck eines befriedigten Daseins zu wirken sucht. Zu seinen besten religiösen Bildern gehört Christus mit dem Zinsgroschen; berühmt auch sind seine heil. Conversationen, die Himmelfahrt Mariä, die Grablegung Christi, die himmlische und die irdische Liebe, die drei Lebensalter; — am zahlreichsten freilich sind seine sinnlichen mythologischen Bilder, unter denen Venus und Adonis, Bacchus und Ariadne besonders bewundert werden.

Paolo **Veronese** (eig. Caliari, 1528—1588), auch aus der venetianischen Schule, faßt die Natur in voller Unmittelbarkeit auf und stellt in seinen Bildern „das Leben in seinen sinnlich-glänzenden Festseiten" mit der größten „Meisterschaft des Colorits" und mit geistreichem Pinsel dar. Von ihm sind zu erwähnen: die Hochzeit zu Cana, Christus am Tische des Levi, Christus am Tische des Simon ꝛc.

Tintoretto (eig. Jacopo Robusti, 1512—1594), gleichfalls aus der sich durch Anschließen an die Natur und durch Fülle des Lebens auszeichnenden venetianischen Schule. In seinen Darstellungen herrscht leidenschaftliche Bewegung und dunkleres Colorit, als bei Tizian.

Auf die nordischen Malerschulen des 16. Jahrhunderts hatte die italienische, insbesondre römische, unverkennbaren Einfluß, wiewohl diese das Eigenthümliche der germanisch-nationalen Richtung wesentlich nicht änderte. Die flandrische Malerschule, deren Künstler zumeist Brabanter waren, hatte vorzüglich an Quintin Messys einen durch Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Meister, während sein Schüler Johann Mabuse und dessen Schüler Johann van Schorel sich weit mehr dem italienischen Styl zuwandten und die niederländisch-italienische Richtung darstellten. Nennenswerth ist noch der XVIII. 14, 2. a. E. erwähnte Hans Hemmling (aus der Eyk'schen Schule) durch seine Vorliebe für ausführliche Schilderung.

Quintin **Messys** (1450—1529), genannt der „Schmied von Antwerpen", weil er in seiner Jugend Grobschmied war, ergriff aus Liebe zur Tochter eines Malers, der sie nur wieder einem Maler geben wollte, die Malerei und übertraf darin bald alle seine niederländischen Zeitgenossen. Seine Bilder sprechen durch heiter-unbefangene Auffassung des Lebens an. Er verschmähte die kleinen Details der flanderischen Schule und suchte durch mächtige, ausdrucksvolle Formen zu wirken. Sein Hauptwerk ist eine Kreuzabnahme als Altarbild im Antwerpener Museum; auch ein Christus- und ein Marienkopf von ihm zeugen von großer Schönheit und Milde. Sehr beliebt ist sein Genrebild: die beiden Geizhälse.

Von Hemmling sind als echt vorhanden und im Johanneshospital zu Brügge bewahrt die Anbetung der h. drei Könige und sechs Bilder aus der Legende der h. Ursula, die „in der einfachen Klarheit der Erfindung, in der zarten, ausdrucksvollen Ausführung und in der Schönheit des Colorits ihres Gleichen suchen". Er ist auch als Miniaturmaler ausgezeichnet.

In Norddeutschland zeichneten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die sich der flandrischen Schule anschließenden Maler von Calcar aus. In ähnlicher Richtung arbeiteten die Meister der kölnischen und der westfälischen Schule. Auch in Oberdeutschland, d. i. in Schwaben, Elsaß und der Schweiz, war der niederländische Einfluß bemerkbar, beließ aber den dortigen Malerschulen ihren eigenthümlichen, klaren, gemüthlichen und von sittlichem Gefühl durchdrungenen, auf ruhig harmonische Gesammtwirkung zielenden Character. Aus ihnen gehören noch dem 15. Jahrhundert an Lucas Moser von Wil, Martin Schön (Schongauer) zu Colmar und Hans Holbein der Ältere in Augsburg. Der Preis gebührt aber dem Sohne des letzteren, dem jüngern Hans Holbein, einem der vorzüglichsten Maler des 16. Jahrhunderts.

Hans Holbein der Jüngere (geb. zu Augsburg 1498, gest. 1554) anfangs in Augsburg, dann in Basel und in der letztern Zeit seines Lebens besonders in England thätig, erreichte unter allen deutschen Malern eine „so vollendete künstlerische Durchbildung sowohl in der Klarheit und Würde der Form, wie in der einfachen Schönheit des Colorits, daß er hierin mit den italienischen Zeitgenossen, namentlich mit den Meistern der Lombardei, auf gleicher Stufe steht." Obgleich ihn das Studium oberitalischer Meister fesselte, so erhielt er sich doch seine völlige Freiheit und Originalität. — Besonders berühmt ist unter seinen großen Compositionen „der Todtentanz" (ausgeführt in Holzschnitten nach seinen Zeichnungen), worin „der tragische Humor und die vernichtende Ironie, die solcher Darstellung gebühren, alles überbieten, was in ähnlicher Weise je geleistet worden ist." (Kugler.) Einen großen Theil seines Fleißes wendete er auf das Portraitiren.

Die fränkisch-deutsche Malerschule, deren Hauptsitz Nürnberg war, hatte zwar nicht den milden Ausdruck und das weiche Colorit der oberdeutschen Schule, erstrebte aber eine entschiedene und mannichfaltige Characteristik durch scharfbestimmte Formenzeichnung. Sie beginnt mit Michael Wohlgemuth († 1519), ist aber da noch etwas handwerksmäßig zugeschnitten; sie entfaltete sich erst durch seinen Schüler Albrecht Dürer zu ihrer hohen Bedeutung, weniger zwar durch eine „höhere Läuterung der Formen", als durch die Gabe der genausten Nachbildung des Gegebenen und Wirklichen, vorzüglich aber durch den ihm eigenen Adel frommer Gesinnung und sittlichen Bewußtseins, so wie durch den Reichthum an Ideen. — Durch Lucas Cranach reichte die fränkische Schule nach Sachsen hin und erhielt durch ihn das Gepräge des Gemüthlichen und Humoristischen und dadurch Volksthümlichen, dabei mit protestantischem Character.

Albrecht Dürer, geb. zu Nürnberg 1470, gleichgroß als Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Formenschneider, gieng nach überstandner Lehre auf die Wanderschaft durch Deutschland und Elsaß, heirathete nach seiner Rückkehr eines Mechanikers Tochter, die ihm nachher durch ihr

unfreundliches Wesen das Leben sauer machte. Im J. 1505 gieng er, von Wilibald Pirkheimer unterstützt, nach Venedig und Bologna, wo er den Neid und die Bewunderung Vieler erregte. Nur leise berührt von dem Einfluß der italienischen Kunst (denn der formellen Schönheit widmete er geringe Beachtung), kehrte er im zweiten Jahre nach Nürnberg zurück, und erreichte den Gipfel seiner Meisterschaft, um derentwillen ihn Kaiser Maximilian I zum Hofmaler und in den Adelsstand erhob (1520). Nachdem er noch einmal die Niederlande besucht hatte, wo ihm allgemeine Verehrung entgegenkam, starb er 1528 noch in der besten Kraft seiner Jahre. In seiner Kunst wie in seinem Leben war der Deutsche und der Christ innigst vereinigt. — Er war der Erste in Deutschland, der die Regeln der Perspective und der Proportionen des menschlichen Körpers nach den Gesetzen der Mathematik lehrte und für die Zeichen- und Malerkunst ein förmliches System entwarf. Als Maler folgte er indeß nicht ausschließlich der Natur, sondern in der Formengebung oft mehr einem subjectiven Gedankenspiel und auch bei der Farbengebung mehr den Eingebungen seiner Phantasie, als der wirklichen äußeren Erscheinung. Denn Dürer „überragt die meisten Künstler durch die unerschöpfliche Fülle seiner dichterischen Gedanken und seinen tiefen Humor." — Seine Künstlergröße zeigte sich auch in seinem Drang nach Fortschreiten und in seinem „unablässigen Streben nach Vollendung. Er erkannte in seinem Alter noch, daß doch die „Simplicität" das höchste Ziel der Kunst sei und verdammte selbst seine ältern bunten Bilder." Unter seinen größern Gemälden sind die bedeutendsten seine Anbetung der Könige (jetzt zu Florenz), seine heil. Dreifaltigkeit (in Wien), vor allen aber seine in Venedig gemalte und 1852 in Prag wieder aufgefundene Maria mit dem Christuskind, das an geistliche und weltliche Mächte, an Männer und Frauen jedes Alters und Standes Kränze von blühenden Rosen austheilt. Seine Portraits, deren er sehr viele malte, haben täuschende Ähnlichkeit und „alle Leidenschaften waren in der Gewalt seines Pinsels." Seine schriftlichen Werke wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. — Von seinen Schülern und Nachfolgern sind Hans von Culmbach und Hans Scheuffelein die bekanntesten.

Lucas Cranach (eig. Lucas Sunder (?) aus Cranach 1472—1553), erhielt seine Bildung in Franken und trat in die Dienste des sächsischen Hofes zu Wittenberg, wo er nachher Luther's vertrauter Freund wurde. Auch theilte er freiwillig mit dem Kurfürsten Johann Friedrich die Gefangenschaft. In der äußeren Auffassung und Behandlung der Kunst mit Dürer verwandt, aber an Ernst und Tiefe des Geistes ihm nachstehend, zeichnet er sich in seinen Werken einerseits durch eine heiterspielende Naivetät, anderseits aber auch durch eine absichtliche Aufnahme der religiösen Zeitrichtung in seine Productionen; — desgleichen durch volksthümlichen Humor aus, wiewohl er sich auch zu großartigen Darstellungen erheben konnte. Von seinen Altarbildern sind hervorzuheben das Abendmahl, die Taufe, die Beichte, die Predigt; desgleichen die Kindersegnung Christi.

In der Tonkunst, die man bereits im 15. Jahrhundert in den Niederlanden, in Frankreich und Spanien wissenschaftlich betrieben hatte, war fortwährend die Kirchenmusik noch vorherrschend, in deren Vervollkommnung die flamändische Schule durch Orlando di Lasso vorangieng, worauf sie in Italien durch Palestrina einen hohen Grad von Ausbildung erhielt. An den Höfen kam die sogenannte Kammermusik auf, bis die Erfindung der Oper, welche von Italien ausgieng, den Anfang zur neuen, durch die Instrumentalmusik getragenen Vocalmusik machte.

Orlando di Lasso, geb. 1530 zu Bergen (oder Mons) im Hennegau, gest. 1594 als Capellmeister des Herzogs Albrecht V von Bayern in München, setzte durch seine geistlichen und weltlichen Compositionen ganz Europa in Staunen, und seine mit kostbaren Malereien geschmückten Manuscripte (darunter die sieben Bußpsalmen) werden noch in München aufbewahrt.

Palestrina, eig. Perluigi, geb. 1529 zu Palestrina, dem alten Präneste (daher sein Beiname il Prenestino), der berühmteste Meister der alten römischen Tonschule, brachte in der Kirchenmusik eine große Reform hervor. Es war nämlich die Tonkunst überhaupt damals in Italien durch Künstelei und Leerheit so ausgeartet, daß Papst Marcell II im Begriff war, sie aus der Kirche zu verbannen. Da arbeitete der junge Palestrina eine sechsstimmige Messe aus und bat den Papst, sie am Ostersonntag 1555 aufführen zu dürfen. Diese unter dem Namen Missa Papae Marcelli noch vorhandene Kirchenmusik ergriff durch ihre Würde und einfache Schönheit die Hörer so, daß der Papst von seinem Vorhaben abstand und daß seitdem die Musik ein wesentliches Stück des katholischen Cultus ausmacht. Palestrina wurde in der Folge Capellmeister an St. Peter und sein Styl siegte selbst über den der vorhin erwähnten flamländischen Tonschule. Er starb 1594 und wurde mit großer Pracht in der Peterskirche beigesetzt. Noch wird alljährlich sein achtstimmiger Gesang mit dem Stabat mater in der sixtinischen Capelle aufgeführt.

Nachdem wir uns an den zum Theil heitern Blüthen und lachenden Früchten des culturgeschichtlichen Lebens dieser Periode einigermaßen erholt haben, wendet sich die ernste Betrachtung wieder der Weiterentwicklung der Staatengeschichte zu und nimmt zunächst den Faden bei Deutschland, wo er uns bis in das letzte Viertheil des 16. Jahrhunderts hineingeleitet hat, wieder auf, um ihn von da an ununterbrochen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts fortzuführen.

Einundzwanzigstes Buch.

Deutschland und die übrigen europäischen Staaten in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und der englischen Thronumwälzung.

---

1. Kapitel. Deutschland's politischer und religiöser Zustand von Maximilian II bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.

1. Fortgesetzter Confessionsstreit unter den Protestanten. Maximilian's II Begünstigung des Lutherthums gegen den Calvinismus. Vermehrung der Protestanten in Österreich. Toleranz des Kaisers. Sein Tod.

Kehren wir bei der Wiederaufnahme der staatengeschichtlichen Betrachtung nach Deutschland zurück, das wir im Laufe des letzten Viertels vom 16. Jahrhundert verlassen haben, so fällt unser Blick gleich wieder auf die Wirren, welche der heftige Eifer der Lutheraner gegen die Calvinisten und Kryptocalvinisten (d. i. versteckten Anhänger der reformirten Lehre), so wie umgekehrt der Angriffseifer der Calvinisten gegen die Lutheraner in manchen Ländern hervorbrachte, besonders in der Pfalz, wo Kurfürst Friedrich III seit 1563 die reformirte Lehre eingeführt hatte. (XIX. 11, 2. a. E.)

Solche Spaltungen der Protestanten konnten keinen Kaiser, auch wenn er dem evangelischen Glauben so nahe stand, wie Maximilian II, irgend vermögen, sich für die Reformation zu erklären, weil er, wenn er sich auch für das an Zahl und Macht stärkere Lutherthum entschieden hätte, außer den Katholiken, auch die Calvinisten gegen sich gehabt hätte. Zwar ermahnte Maximilian den vorhingenannten calvinistischen Friedrich von der Pfalz wirklich, — nicht etwa katholisch, sondern wieder lutherisch zu werden; ebenso forderte er die oberpfälzischen Landstände auf, die Anmuthung des Kurfürsten zur Annahme des Calvinismus, welcher dem allgemeinen Religionsfrieden zufolge nicht zuläßig sei, fest zurückzuweisen und in ihrer „ruhmwürdigen, gottseligen Meinung" beim Gebrauch der Augsburgischen Confession standhaft zu beharren. Allein seine Mahnung wurde nicht befolgt.

Eben die dem Proteſtantismus günſtige Stimmung dieſes Kaiſers hatte nicht bloß in Böhmen und deſſen Nebenländern Schleſien und der Lauſitz, ſondern auch in Öſterreich das Übergewicht des Proteſtantismus bedeutend verſtärkt. Schon unter Kaiſer Ferdinand I war es ſo weit gekommen, daß die meiſten und angeſehenſten Mitglieder des öſterreichiſchen Herren- und Ritterſtandes in den Landen ob und unter der Ens ſammt einer beträchtlichen Zahl von Städten und Marktflecken proteſtantiſch waren und man ſelbſt in Wien keine katholiſchen Proceſſionen mehr hielt. Sogar an der Univerſität Wien war die Mehrzahl der Profeſſoren proteſtantiſch; der Adel ſendete ſeine Söhne häufig nach Wittenberg und Roſtock. Als darauf Maximilian II den öſterreichiſchen Adelsherren die Erlaubniß ertheilte, auf ihren Gütern die proteſtantiſche Religion, jedoch nur nach der Augsburgiſchen Confeſſion und unter der Bedingung auszuüben, daß die römiſche Kirche nicht beeinträchtigt, noch geſchmäht werde: ſo faßte man die beſte Hoffnung, eine eigene, vom Kaiſer beſtätigte Conſiſtorialordnung zu bekommen, und ſchon war Chyträus, ein berühmter lutheriſcher Theologe aus Roſtock, berufen, dieſelbe zu verfaſſen. Allein der Kaiſer nahm wegen der zunehmenden, durch die Flacianer erweiterten Spaltung unter den Proteſtanten, Anſtand, das Werk des Chyträus zu genehmigen. Doch blieb es wenigſtens bei der, den Proteſtanten ertheilten, auf die Schlöſſer, Häuſer und Güter des Herrenſtandes jener Lande beſchränkten Erlaubniß freien Gebrauchs der Augsburgiſchen Confeſſion und der von Chyträus verfaßten, aber von den kaiſerlichen Räthen hie und da abgeänderten Agende. — (Hätte der Kaiſer eine proteſtantiſche Kirchenbehörde in ſeinem Namen und unter der Autorität ſeiner Regierung in's Leben treten laſſen, ſo daß er die biſchöfliche Gewalt übernommen und ſie durch ein Conſiſtorium ausgeübt hätte, — eine Maßregel, zu der ſich aber damals noch kein katholiſcher Landesherr zu verſtehen wagte — und hätte er nicht die Gemeindevorſtände für ſich walten laſſen, ſo wäre nachher in Öſterreich keine kirchliche Anarchie eingeriſſen und es wäre in Folge derſelben kein ſo arger Rückſchlag möglich geweſen, wie er unter Ferdinand II eintrat. Es mußten erſt noch zwei Jahrhunderte vergehen, bis jene Maßregel in Öſterreich und Bayern ergriffen wurde! — ſ. K. A. Menzel, V.)

So günſtig indeß Max II den Proteſtanten ſich zeigte, ſo ſehr war ſeine den Jeſuiten ergebene Gemahlin Maria (eine Tochter Kaiſer Karl's V) den ſpaniſchen Grundſätzen in Bekämpfung des Proteſtantismus geneigt und eifrig bemüht, in ihren Kindern gleichen Eifer für die römiſche Kirche und gegen die Proteſtanten zu erwecken. Dieſes Familienverhältniß, verbunden mit der Politik des Kaiſerthums, das an der römiſchen Kirche noch immer ſeinen meiſten Halt hatte, und mit der entmuthigenden Betrachtung der Zerklüftung des Proteſtantismus, welche durch die ungemeſſenſten Ausfälle flacianiſch geſinnter Prediger auf die Katholiken vermehrt wurde, beſtimmte den Kaiſer wieder einzulenken, und nur dahin zu arbeiten, daß die im Religionsfrieden gegebene Grundlage erhalten bliebe: denn er hatte für ſich die Überzeugung, daß Katholicismus und Lutherthum, wenn ſie ſich in den geſetzlichen Schranken bewegten, friedlich neben einander beſtehen könnten.

Welche edle Geſinnung dieſer milde, einſichtsvolle, aber damals viel verkannte und von den verſchiedenen Parteien bedrängte Kaiſer bei den in Frankreich und in den Niederlanden ausgebrochenen Religionskämpfen zu Gunſten der verfolgten und unterdrückten Proteſtanten an den Tag gelegt hat, wurde ſchon oben an verſchiedenen Stellen hervorgehoben. Als er eben den Reichſtänden, welche durch ihren Sprecher, den Kurfürſten Friedrich III von der Pfalz, ſtarke Oppoſition gebildet hatten, den Reichstagsabſchied v. 1576, in welchem er bei den Beſtimmungen des Religionsfriedens einfach beharren zu wollen erklärte, vorleſen ließ, ſtarb er (d. 12. Oct.) ganz unerwartet im 50. Jahre ſeines Alters.

Seine Geſinnung läßt ſich beſonders aus den Sprüchen erkennen, die er eigenhändig (in lateiniſcher Sprache) auf ſeinen Tiſch geſchrieben hatte. Darauf las man unter andern: „Gott wird's verſehen!" — „Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſein!" — Höre, ſiehe, ſchweige, wenn du im Frieden leben willſt." — „Wie es dem HErrn gefällt, ſo geſchieht's: der Name des HErrn ſei geprieſen!" — „Haben wir Gutes aus der Hand des HErrn empfangen, warum ſollten wir nicht auch das Schlimme hinnehmen?" — „Ziehe das Heil der Seele Allem vor, alles Übrige iſt Eitelkeit! denn Alles vergeht, die Liebe Gottes ausgenommen!" — „Vergebens ehren ſie mich, indem ſie Menſchengebote lehren." — Bemerkenswerth iſt auch, daß er (gleich Ferdinand dem Erſten) zum Leibarzt und Vertrauten den Proteſtanten Krato hatte.

2. Rudolf II. Gegenreformatoriſche Beſtrebungen. Größere Einigung der Lutheraner: das Torgauer Buch; die Concordienformel. Beſchränkung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in Öſterreich. Steigende Spannung zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken. Gebhard's von Köln mißglückter Reformationsverſuch. Vordringen des Calvinismus. Verdrängung und Wiederherſtellung des Lutherthums in Sachſen. Calviniſtiſche Reaction in der Pfalz durch Heinrich IV von Frankreich.

Maximilian's II Tod war ein Unglück für das Reich: denn ſein kurz zuvor zum König gewählter und gekrönter Sohn Rudolf II, der am Hofe Philipp's II in Spanien war erzogen worden, war nicht geeignet, den von Maximilian angeſtrebten Standpunct feſtzuhalten. Lieber mit Alchymie und Aſtrologie beſchäftigt, überließ er die Regierungs- und Staatsangelegenheiten Andern und bekümmerte ſich wenig um das, was die Reichsſtände in ihren Territorien vornahmen, zufrieden, wenn nur dem Proteſtantismus kein Vorſchub geſchah.

Daß mit dem Tode Friedrich's III von der Pfalz, welcher ſchnell nach Max ſtarb, die Hauptoppoſition gegen das Haus Öſterreich wegfiel, ſo wie daß deſſen Sohn und Nachfolger Kurfürſt Ludwig VI das Lutherthum (1575) wieder in die Pfalz zurückführte und ſich in reichsſtändiſchen Sachen an die dem Kaiſer ergebenen Kurfürſten von Sachſen und von Brandenburg anſchloß, war Urſache, daß nur eine Zeit hindurch die beiden Hauptreligionsparteien im Reiche ſich in der Stellung hielten, in welche ſie der Religionsfriede (von 1530) geſetzt hatte. Auch trug die von lutheriſchen Theologen zu Stande gebrachte **Concordienformel** weſentlich dazu bei, den größten Theil der Lutheraner, auf eine Zeit lang wenigſtens, wieder feſter zu vereinigen.

In dem gleichen Jahre 1576 nämlich wurde in Sachſen, um die dortige lutheriſche Kirche von dem in derſelben weitverbreiteten Kryptocalvinismus zu reinigen, mit Bewilligung des eifrig lutheriſchen Kurfürſten Auguſt auf der kurſächſiſchen Synode zu Torgau (am 28. Mai), auf der auch mehrere berühmte auswärtige Theologen, darunter der Tübinger Kanzler Jakob Andreä, der gelehrte braunſchweigiſche Superintendent Chemnitz und der ſchon genannte Chyträus, zugegen waren, eine neue Friedensformel, das ſog. Torgauiſche Buch entworfen, das allen Anforderungen der Anhänger des ſtrengen Lutherthums genügen ſollte. Da aber dieſe Torgauiſche Formel von heſſiſchen, anhaltiſchen, holſteiniſchen und pommer'ſchen Theologen Widerſpruch erfuhr, ſo brachten mit Bewilligung des Kurfürſten von Sachſen die Theologen Andreä, Selneccer und Chemnitz 1577 bei einer Zuſammenkunft

mit *Chyträus*, *Musculus* und *Körner* im Kloster *Bergen* bei Magdeburg eine neue *Concordienformel* zu Stande, die im Jahr 1580 (als am 50 Jahrestage der Augsburgischen Confession) zu Dresden unter dem Titel *Concordia* im Druck bekannt gemacht wurde. — Sie umfaßte das apostolische, nicänische und athanasianische Glaubensbekenntniß, die unveränderte Augsburgische Confession, die Apologie, die schmalkaldischen Artikel, Luther's großen und kleinen Katechismus und die *neue Einigungsformel*. Weil nun diese letztere die lutherische Lehre mit der größten Schärfe faßte, so nahmen einige weniger streng-lutherische Reichsstände, wie *Hessen*, *Pommern*, *Holstein*, *Anhalt*, *Magdeburg*, *Nürnberg*, sie nicht an, ja die *deutschen Calvinisten*, die dazumal unter den Fürsten nur den Bruder des Kurfürsten Ludwig VI von der Pfalz, *Johann Casimir* zum Vertreter hatten, glaubten sich sogar *durch ein Bündniß mit Frankreich, England und den Niederlanden* dagegen sichern zu müssen. Indeß wurde die Concordienformel dennoch binnen sechs Jahren von *96 lutherischen Reichsständen unterschrieben*.

Inzwischen aber fiengen *Rudolf* und in seinem Namen sein religionseifriger Bruder *Ernst* von Österreich und sein Oheim *Ferdinand* von Tyrol und Vorderösterreich an, in den österreichischen Landen diejenigen Regierungs- und Landesstellen, welche unter Max II mit Protestanten waren besetzt worden, an Katholiken zu verleihen und, in Folge heftiger Ausfälle eines *flacianischen* Predigers, dem Adel den bisher gestatteten lutherischen Gottesdienst zu beschränken, ja denselben in *Wien*, *Linz* und andern österreichischen Städten, wo er allerdings wider die gesetzliche Bestimmung und nur in Folge von Maximilian's Nachsicht gehalten worden war, ganz zu untersagen. *Dadurch stieg die Spannung zwischen Protestanten und Katholiken* im hohen Grade, obwohl im Grunde die Assecuranz-Acte Maximilian's, dem Wortlaute nach, noch ungestört blieb. Doch suchte jeder Theil dem andern, wo er konnte, Boden abzugewinnen, und begreiflich ist es, daß, weil die Protestanten in rein lutherischen Ländern und Reichsstädten keinen katholischen Cultus duldeten, auch die Katholiken in ihren Ländern und Reichsstädten den Protestanten die freie Religionsübung versagten.

So hatte in *Aachen* schon 1560 der katholische Stadtrath das Begehren einiger protestantischen Bürger nach freier Religionsübung abgewiesen und ein Statut gemacht, daß nur Katholiken in den Rath und in die Stadtämter erwählt werden sollten. Allmählich mehrte sich dort die protestantische Bürgerzahl durch niederländische Auswanderer, so daß 1568 dennoch mehrere Protestanten in den Rath gelangten. Diese verlangten nun eine eigne Kirche, und als sie ihnen abgeschlagen wurde, richteten sie sich selbst einen Gottesdienst ein. Deßhalb ließ auf Betrieb der Katholiken der Herzog *von Jülich*, als Vogtherr der Stadt, einen protestantischen Prediger verhaften. Deßungeachtet beharrten die Protestanten bei ihrem Gottesdienst; auch setzten sie bei der nächsten Wahl den zwei katholischen Bürgermeistern zwei protestantische entgegen und bemächtigten sich 1581 des Stadtregiments. Die Sache kam vor den *Kaiser*, der, ungeachtet die Kurfürsten von *Brandenburg* und *Sachsen* sich der Protestanten annahmen, dieselben für Empörer erklärte und die Reichsstädte auf den Religionsfrieden verwies.

Der im geistlichen Vorbehalt jenes Friedens vorgesehene Fall, daß geistliche Fürsten, welche ihren Stand verlassen würden, auch ihr Amt verlieren sollten, war bis dahin noch nicht *förmlich* vorgekommen, insofern katholische Bischöffe selbst ihren Stand nicht verlassen hatten und nur entweder die Domcapitel selbst protestantische Fürstensöhne zu Bischöffen oder Administratoren gewählt oder (wie es damals in Meißen der Fall war) die Bischöffe ihr Stift einem weltlichen

Landesherrn übergaben, oder auch den Protestantismus in ihrem Lande begünstigt hatten, aber ohne selbst protestantisch zu werden. Zwar hatte Kurfürst Hermann von Köln (1547) sein Erzstift reformiren wollen, war aber gleich abgesetzt worden. Nun aber, 28 Jahre darnach, trat mit dem sechsten Nachfolger desselben, dem Erzbischoff Gebhard (aus dem Hause Truchseß von Waldburg) der im Vorbehalt erwähnte Fall ein. Er lebte nämlich mit einer Gräfin von Mansfeld in einem verbotenen Verhältniß und wurde von deren Brüdern gezwungen, ihr die Ehe zu versprechen. Darum faßte er nun den Plan, sein ganzes Erzstift zu reformiren. Da er aber Widerstand befürchtete, umgab er sich in Bonn mit geworbenen Kriegsvölkern und trat endlich auf Befragen seines Domcapitels mit der Erklärung hervor, daß er dem Capitel zwar das Recht, nach seinem Tode einen andern Erzbischoff zu wählen, nicht nehmen wolle, daß er aber selbst zum Protestantismus (nach dem calvinischen Bekenntniß) übertreten und im Lande den Katholiken und Protestanten gleiche Religionsübung gewähren wolle. Nach Zurückweisung einer päpstlichen Ermahnung schritt er zur Verehelichung und hoffte durch diesen entschiedenen Schritt den Beistand der protestantischen Reichsstände zu gewinnen. Als nun der päpstliche Bann erfolgte und das Kölner Domcapitel einen andern Bischoff, den Prinzen Ernst von Bayern, wählte, der den Gebhard mit spanisch-niederländischen Truppen bedrängte, da verwendeten sich allerdings die drei lutherischen Kurfürsten für Gebhard, aber ohne den rechten Nachdruck, weil sie nicht gewillet waren, um Gebhard's calvinistischer Reformation willen, die Vortheile des Religionsfriedens durch einen Krieg (wozu der damals noch calvinistische König Heinrich IV von Frankreich sie aufforderte) auf das Spiel zu setzen. Vergebens suchte Gebhard seine (allerdings schon in ihrem Ursprung nicht eben reine) Sache noch mit den Waffen in der Hand durchzufechten, konnte aber, obgleich ihm der Pfälzer Johann Casimir zu Hülfe zog, aus Mangel an Geld das Feld nicht halten, und zog sich, da ihn weder Oranien, noch England unterstützen wollten, nach Straßburg zurück, wo er als protestantischer Domdechant noch 16 Jahre lebte, ohne seinen früheren Ansprüchen zu entsagen. — In Straßburg nämlich enthielt das Domcapitel schon vor dem Religionsfrieden eine Anzahl protestantischer Domherren, die sich darnach auf 16 feststellte und dadurch der Anzahl der katholischen gleichkam. Daß dennoch die katholischen daselbst vom Reichsregiment begünstigt wurden, zeigt folgender Vorfall. Im Jahr 1592 traf die Bischoffswahl einen protestantischen Domherrn: sogleich setzten die katholischen einen andern entgegen; darüber kam es zur Fehde, und als sich endlich beide Theile dem Ausspruch eines Schiedsgerichts unterwarfen, wurde dem Katholiken der Bischoffsstuhl zugesprochen.

Die durch die Concordienformel neu gestärkte lutherische Partei kam jedoch bald darauf in Nachtheil, als nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz der noch unmündige Sohn desselben Friedrich IV, seinen Oheim, den Pfalzgrafen Johann Casimir zum Vormund erhielt, der ihm einen reformirten Lehrer gab und durch Vertauschung lutherischer Beamten mit reformirten eine kirchliche Reaction anbahnte, die dem Lande schwere Noth bereitete. — Eine noch größere Aussicht auf Ausbreitung erhielt der Calvinismus nach dem Tode des eifriglutherischen Kurfürsten August von Sachsen, indem der neue Kurfürst Christian I, veranlaßt durch seinen calvinisch-gesinnten Kanzler Crell, den Calvinismus begünstigte.

Doch scheiterte das Bestreben dieser neuen am Hofe herrschenden Partei an der am Lutherthum festhaltenden Stimmung des Volkes, das sich die Crell'schen Neuerungen nicht gefallen ließ. Nichts desto weniger schloß Crell eine calvinistische Verbindung mit Frankreich und England

und schickte sogar sächsische Söldner dem König Heinrich IV von Frankreich zu Hülfe. Schon sahen sich die sächsischen Calvinisten als Sieger, da starb unerwartet Christian I (1592): die Crell'sche Partei wurde gestürzt, Crell selbst hingerichtet, das Lutherthum wieder hergestellt und jeder Calvinist vom Volke allenthalben mit einer Wuth verfolgt, daß selbst obrigkeitliche Mandate zur Mäßigung ermahnen mußten.

Auch in der Pfalz starb Johann Casimir bald darauf, und es schien, als ob auch dort das Lutherthum wieder emporkommen würde; allein der junge Kurfürst Friedrich IV wies alle Aufforderungen, zum Lutherthum zurückzutreten, zurück und strebte dabei nach der Oberleitung des protestantischen Reichstheils. Es gelang ihm zwar auf dem Convent zu Heilbronn, mehrere protestantische Fürsten zu dem Beschluß zu bringen, dem Kaiser auf dem bevorstehenden Reichstag ihre Stimme zu einer Türkenhülfe zu versagen, wenn er nicht ihren Beschwerden abhelfen werde; allein die engverbundenen lutherischen Fürsten (darunter auch der Herzog von Braunschweig, der als Bischoff von Halberstadt so eben daselbst das Lutherthum eingeführt hatte) leisteten siegreichen Widerstand, so daß dem Kaiser die Reichshülfe bewilligt wurde.

3. Gegenreformation in Steyermark, Kärnthen, Krain und Österreich. Maximilian von Bayern. Der Schlag gegen Donauwörth. Der Reichstag von Regensburg und die Restitutionsclausel. Die protestantische Union.

Auch die Reibungen zwischen den Katholiken und Protestanten steigerten sich. Da der Protestantismus in den mittleren Fürstenthümern die Alleinherrschaft, in den kaiserlichen Erbfürstenthümern wenigstens noch das Übergewicht hatte, so war der Jesuitismus um so thätiger und bei der Zerspaltung der Protestanten um so glücklicher in seinem Streben, der römischen Kirche die Oberhand zu verschaffen: namentlich sah er es dahin ab, die gebildeten Stände, ganz besonders aber fürstliche Häupter dafür zu gewinnen, weil von diesen oft die kirchliche Richtung des ganzen Landes bestimmt wurde. Was bis dahin noch kein protestantischer Fürst gethan hatte, nämlich förmlich zum Katholicismus überzutreten, das that jetzt der junge Markgraf Jakob von Baden-Durlach; er convertirte sammt seinem Hofprediger, entließ die evangelischen Geistlichen und war schon im Begriff, sein Fürstenthum zu katholisiren, als er erkrankte und starb (1590).

Die heftigen Angriffe der Münchner und Kölner Jesuiten hoben nun den seit 80 Jahren geführten Kirchenstreit zu einem höheren Grad der Erbitterung, zumal die Behauptung hervortrat, daß durch das Tridentinum der Religionsfriede aufgehoben sei. Die Grundsätze, welche dem von den Jesuiten in Ingolstadt erzogenen Erzherzog Ferdinand über die Unzulässigkeit eines gemischten Religionswesens beigebracht worden waren, ließen ihn nach seinem Regierungsantritt in Steiermark, Kärnthen und Krain leicht einen Vorwand zur Gegenreformation finden. Sein unnachsichtliches Vorschreiten in Schließung der protestantischen Kirchen und Schulen und in Zurückweisung der darüber sich be-

schwerenden Landstände, sowie sein erfolgreiches Bemühen, den katholischen Gottesdienst völlig zurückzuführen und jeden dabei sich regenden Widerstand gewaltsam zu unterdrücken, fand bei seinem Bruder, dem Erzherzog Matthias und dem Bischoff Clesel in Ober- und Niederösterreich theilweise Nachahmung.

Ferdinand, im strengkatholischen Glauben erzogen und von Natur festen, entschlossenen Characters, handelte bei seinen Bemühungen, seine Lande zu entprotestantisiren, ganz nach seiner innersten, ihm von den Jesuiten von seiner Kindheit an beigebrachten Überzeugung von der Heilsamkeit seines Verfahrens. Er äußerte selbst, daß er diese harten Maßregeln nur aus Liebe zu den Irrenden ergreife, denen er willig sein Leben opfern würde, wenn er wüßte, daß er sie durch seinen Tod auf den rechten Glaubensweg bringen könnte.

Desgleichen versuchte es der damals 25jährige Herzog Maximilian von Bayern, welcher ebenfalls bei den Jesuiten seine Bildung erhalten hatte, aber mit selbständiger Festigkeit und ausgezeichneter Regierungstüchtigkeit ausgestattet war, den protestantischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg zum Katholicismus zu bekehren, wiewohl bis dahin noch vergebens.

Kein Wunder, daß die Stellung der Confessionen zu einander immer feindseliger wurde. Besonders war dies in den Reichsstädten der Fall. Als daher in der protestantischen Reichsstadt Donauwörth, der Abt eines katholischen Klosters eine außer Gebrauch gekommene Procession erneuern und sie durch diese Stadt hindurch vornehmen wollte, untersagte der Magistrat dieselbe, und als sie auf eine Verfügung des Reichshofraths dennoch gehalten wurde, entstand ein Volkstumult. Darauf schickte Maximilian von Bayern eine Commission in diese Stadt und brachte unter Anwendung von Truppen den Donauwörther Magistrat zur Abschließung eines Vergleichs, den aber der große Bürgerrath widerrief. Darauf wurde die Stadt vom Kaiser in die Acht erklärt und — da sie von auswärtigen Glaubensgenossen verlassen blieb — von 6600 bayerischen Executionstruppen umlagert, zur Übergabe gezwungen und nicht nur der Reichsunmittelbarkeit, sondern auch des protestantischen Gottesdienstes beraubt, an dessen Stelle der katholische zurückgeführt wurde. Die Stadt selbst blieb in den Händen Bayern's zum Ersatz für die Kosten der Executionstruppen (1607).

Gerade dieser gegen den Protestantismus geführte Schlag, der, wie Maximilian von Bayern hoffte, alle Anhänger desselben entmuthigen sollte, weckte den unter den Protestanten matt gewordenen Gemeingeist wieder auf. Entrüstet über das Verfahren gegen Donauwörth traten sie auf den Reichstag, den der Kaiser 1608 nach Regensburg berief, mit ihren Beschwerden auf und wollten, wenn nicht alle Hofprocesse gegen sie abgestellt und der Religionsfriede ihnen aufs Neue bestätigt würde, keine Türkenhülfe leisten. Da man ihnen diese Forderung nur unter der Bedingung zugestehen wollte, wenn sie alle seit dem Passauer Vertrage

wider die Bestimmung des Religionsfriedens eingezogenen Kirchengüter herausgeben würden, so machte diese Restitutionsclausel einen so verwirrenden Eindruck, daß der Reichstag ohne Reichsabschied auseinandergieng.

Da Kursachsen, das von Anfang an zur Verständigung gerathen, sich aus Anhänglichkeit an das Kaiserthum der Opposition nicht anschloß, so benützte der Kurfürst Friedrich IV von der Pfalz diesen Umstand zur Übernahme der Leitung der protestantischen Sache und schloß auf dem Convent zu Ahausen (im Ansbachischen) die sogenannte Union (4. Mai 1608), deren erste Mitglieder, außer Kurpfalz, der Fürst Christian von Anhalt, der Herzog Johann Friedrich von Württemberg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst von Brandenburg-Ansbach und der Markgraf Georg Ferdinand von Baden, also zum Theil calvinistische, zum Theil lutherische Fürsten waren. Der Zweck des Bundes war, die Protestationen auf den Reichstagen gemeinschaftlich zu betreiben, die Hoheit und Freiheit der deutsch-protestantischen Stände zu wahren und sich im Fall eines gemeinsamen Angriffs gemeinsam zu vertheidigen, in welcher letztern Beziehung sogleich mit Frankreich und England Verbindungen angeknüpft wurden. Auch fünfzehn Reichsstädte, darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg traten der Union bei.

4. Der Jülichische Erbschaftsstreit. Besetzung Jülich's durch Brandenburg und Neuburg. Bündniß der Union mit Frankreich. Die katholische Liga. Tod Friedrich's IV. Frieden der Union mit der Liga. Übertritt des Herzogs von Neuburg zum Katholicismus. Ausgang des Jülichischen Erbschaftsstreites.

Bald sollte sich's zeigen, ob dieser Bund einen Halt in sich hätte. Im März des folgenden Jahres 1609 starb der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Berg und Cleve (dem auch die Mark und Ravensberg gehörte), kinderlos und das nächste Successionsrecht stund aus einem von Karl V bestätigten Hausvertrage (nach welchem die Erbfolge auch auf Töchter übergehen sollte) dem Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg zu, welcher die Tochter der ältesten, an den Herzog Albrecht Ferdinand von Preußen vermählt gewesenen Schwester des Erblassers, Anna, zur Gemahlin hatte. Nun aber machte zugleich der obgenannte Pfalzgraf von Neuburg, der Gemahl der jüngern Schwester des Erblassers, Anspruch auf die Jülichische Erbschaft, aus dem Grunde, weil Anna's Mutter „vor Erledigung der Erbschaft“ gestorben war. — Auch das sächsische Haus trat mit einem Anspruch auf diese Erbschaft hervor, weil es, ehe Karl V jenes jülichische Hausgesetz bestätigte, eine Lehensanwartschaft erhalten hatte, welche durch jenes später ertheilte Recht nicht habe aufgehoben werden können; und dabei rechnete Sachsen auf die Unterstützung des Kaisers.

Da nun die beiden Nächstbetheiligten fürchteten, es möchte eine Sequestration über die Erbschaftslande verhängt werden und der Rechtsstreit vor dem Reichsgericht kein Ende nehmen, so kamen Brandenburg und Neuburg im Dortmunder Receß überein, das strittige Land gemeinschaftlich zu besetzen und zu regieren, bis sie sich über die Art und Weise der Auseinandersetzung geeiniget hätten. Natürlich erklärte der Kaiser diese eigenmächtige Besitzergreifung für einen Bruch des Reichsrechts und ernannte den Erzherzog Leopold von Steyermark, der zugleich Bischoff von Straßburg und Passau war, zum Sequestrator. Dieser besetzte sogleich die Stadt Jülich mit Waffengewalt.

Da trieb der Kurfürst von der Pfalz, um die Festsetzung eines Habsburgers am Niederrhein, wo derselbe von den spanischen Niederlanden her Unterstützung hätte erhalten können, zu verhindern, die Union in undeutscher Weise zu einem förmlichen Bündniß mit Heinrich IV von Frankreich (11. Febr. 1610), der vor Begierde brannte, Österreich's Macht zu brechen und Deutschland mittelst einer neuen quasirepublikanischen Verfassung dem Einflusse Frankreich's zu unterwerfen. (S. XX. 1, 11.) Während die Unirten die geistlichen Stifter in Franken und am Rhein, angeblich zur Aufrechthaltung des Landfriedens, brandschatzten und das Bisthum Straßburg besetzten, drangen die Franzosen am Niederrhein vor und belagerten Jülich.

Schon im Juli des vorangegangenen Jahres hatte der oberwähnte Herzog Maximilian von Bayern zu München als Gegengewicht gegen die protestantische Union eine katholische Liga gebildet, deren erste Glieder die drei geistlichen Kurfürsten und die Bischöffe von Augsburg, Würzburg, Passau, Regensburg und Constanz waren, denen sich in der Folge der Erzherzog Ferdinand von Steyermark anschloß. Darum forderte der Kaiser, welcher unterdeß den Kurfürsten von Sachsen mit dem Jülichischen Erbe belehnt hatte, die Liga zur Hülfe auf. Diese aber zauderte, weil sie keine große Lust hatte, zu Gunsten eines Protestanten einzuschreiten. Plötzlich änderte sich die Lage der Dinge in anderer Weise: Heinrich IV in Frankreich wurde ermordet, die „possedirenden" Fürsten eroberten mit französischer Hülfe die Veste Jülich und kurz darnach, den 19. Sept. 1610, starb eben so unerwartet Friedrich IV von der Pfalz und hinterließ einen noch minderjährigen Sohn, der unter die Vormundschaft des Herzogs Johann I von Zweibrücken gestellt wurde. Durch alle diese Umstände verlor die Union ihre Triebkraft und Kriegslust und schloß am 24. Oct. Frieden mit der Liga.

Die beiden possedirenden Fürsten wollten sich nun dadurch vergleichen, daß der junge Pfalzgraf von Neuburg die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg heirathen sollte. Weil aber bei einer Zusammenkunft in Düsseldorf der Pfalzgraf auf der vollständigen Abtretung des Landes bestand, der Kurfürst ihm aber nur die Verwaltung desselben überlassen wollte, so entstand darüber ein heftiger Wortwechsel, in welchem der Pfalzgraf, vom Wein erhitzt, den Kurfürsten beleidigte, so daß dieser ihm einen Schlag in's Gesicht gegeben haben soll, der die Folge

hatte, daß der Pfalzgraf nun dem Herzog Maximilian von Bayern sich näherte und unter Eingehung einer Ehe mit der Schwester desselben zur katholischen Kirche übertrat, somit die Partei der Liga verstärkte und hinwiederum von ihr Unterstützung erhielt. Dadurch hielt sich Johann Sigmund von Brandenburg genöthigt, ebenfalls nach fremder Hülfe sich umzusehen, die er an der Union zu finden hoffte. Um die Unterstützung derselben desto leichter zu gewinnen, trat er, ohnedieß schon länger her calvinisch gesinnt, in Berlin förmlich zu den Reformirten über (25. Dec. 1616). Dieser Schritt war für die lutherische Kirche, deren Hauptstütze seit einem halben Jahrhundert, nächst dem sächsischen Hause, das brandenburgische gewesen war, für die spätere Zeit verhängnißvoll, wie sich denn auch im ersten Augenblick in Berlin ein Aufruhr erhob und an vielen Orten in Brandenburg und Preußen wenigstens eine heftige Aufregung zeigte, die aber an dem Verhältnisse nichts änderte, weil Sigmund sich enthielt, seinen Unterthanen seinen Glauben aufzuzwingen. Der Jülichische Erbschaftsstreit sollte nun mit den Waffen ausgemacht werden. Der Kurfürst erhielt oranische, der Pfalzgraf spanische Hülfe (unter Spinola); da aber beide bald einsahen, daß das Land unter dem Druck fremder Kriegsvölker ganz zu Grunde gerichtet sein würde, so schloßen sie unter England's Vermittlung 1624 zuerst den Vertrag zu Xanten, sodann 1627 den Theilungsvergleich zu Düsseldorf, nach welchem Brandenburg Cleve, Mark und Ravensberg, Neuburg Jülich und Berg erhielt. Doch kam er nur theilweise in Ausführung, da die Spanier sowohl, als die Oranier noch verschiedene feste Plätze besetzt hielten.

Der Kurfürst Johann Friedrich, der noch bei Lebzeiten seines Schwiegervaters, des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, vom König Sigismund von Polen 1612 die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen erhalten hatte, war schon 1619 gestorben, nachdem er kurz zuvor die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm hinterlassen. Bei seinem Sterben erklärte er, daß er im Glauben seines Vaters sterbe. Georg Wilhelm war dagegen so eifrig reformirt gesinnt, daß er sich mit lauter calvinischen Räthen umgab. Dadurch entstand große Unzufriedenheit im Lande, die er dann dadurch zu entfernen suchte, daß er einen Katholiken zum Kanzler nahm, dem sich die Lutheraner lieber fügten, als einem Calvinisten.

5. Rudolf II im Streit mit seinen Brüdern. Abtretung von Österreich, Mähren und Ungarn an seinen Bruder Matthias. Rudolf's Bestreben, sich Böhmen durch den Majestätsbrief zu erhalten. Böhmen's Abfall zu Matthias. Rudolf's Noth und Tod. Matthias Kaiser, Ferdinand Erzherzog in Österreich und König von Böhmen.

Kaiser Rudolf II war wohl ein guter Pferdekenner, ein eifriger Gemälde- und Antiquitätensammler, ein leidenschaftlicher Alchymist und Astrolog, dabei ein mäßiglebender rechtschaffener Mann — aber zum Regieren hatte er durchaus kein Talent. Konnte er doch nicht einmal in seinen Erblanden die Ordnung erhalten. Ungarn besonders litt schwer unter so schwachem Regiment, so daß sich daselbst eine Partei sogar mit den Türken verband. Erst als sein älterer Bruder Matthias — es war dies schon im Jahre 1606 — in einer Familienzusammenkunft die übrigen Erzherzöge vermochte, ihn (den Matthias) als Haupt des Hauses anzuerkennen, eilte Rudolf die Ungarn dadurch zu befriedigen, daß er ihnen Religions- und politische Freiheit zugestand.

Er war nie persönlich in Ungarn, hatte die wichtigsten Stellen unbesetzt gelassen, auf die wenigsten Beschwerden und Anfragen Bescheid gegeben und seine Truppen darin nach Willkühr schalten lassen. Dafür hatte er es sich thätigst angelegen sein lassen, den Protestantismus,

welchen Maximilian II dort geduldet hatte, zu unterdrücken, so daß eben jene obgenannten Unruhen ausbrachen. Als ihm nämlich der Führer der Oppositionspartei Stephan Bocskai deßhalb in Wien Vorstellungen machen wollte, wurde derselbe gar nicht vorgelassen, und als er stundenlang in den Vorzimmern der Minister warten mußte, so daß die Pagen, die daselbst Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen, eilte er im Unmuth nach Ungarn zurück, rief das Volk zur Vertheidigung seiner Rechte und Freiheiten in die Waffen und machte sich zum Herrn von Siebenbürgen und Oberungarn, und Rudolf — mußte es geschehen lassen.

In der Besorgniß nun, der kinderlose Rudolf möchte seine Erbländer nicht ihnen, sondern ihrem Vetter Ferdinand von Steyermark zuwenden, hatte Matthias schon 1608 eine Conföderation der ungarischen und österreichischen Stände veranlaßt zum Zweck der Aufrechthaltung der mit den Ungarn und Türken eingegangenen, aber von Rudolf nicht anerkannten Verträge. Da der Kaiser vergebens die Aufhebung der Conföderation verlangt hatte, rüstete er zum Krieg; allein Matthias rückte bereits gewaffnet in Mähren ein und Rudolf mußte sich zu einem Vergleich verstehen (17. Juli 1608), worin er Mähren, Österreich und Ungarn an seinen Bruder Matthias abtrat.

Um sich nun wenigstens Böhmen zu sichern, das Matthias auch aufwiegelte, wollte Rudolf mit Hülfe der dortigen katholischen Partei, an deren Spitze der Kanzler Zdenko von Lobkowitz und die Grafen Slawata und Martinitz standen, die Protestanten unterdrücken; da aber diese sich bewaffneten, gab der Kaiser nach, und stellte ihnen auf ihr festes Andringen den sogenannten Majestätsbrief aus, wodurch ihnen, als Bekennern der Augsburgischen Confession, freie Religionsübung gestattet wurde. (Auch die mit den Böhmen verbündeten Schlesier erhielten einen, wiewohl etwas beschränkten Majestätsbrief.) Weil aber seine Soldtruppen das böhmische Land drückten, riefen die böhmischen Stände seinen Bruder Matthias herbei und hielten den Rudolf so lange wie einen Gefangenen, bis Matthias mit einem Heere eingerückt war (1611), worauf sie diesen zu ihrem König wählten. Im höchsten Zorn darüber fluchte Rudolf der Stadt Prag und den Böhmen. Noch baute er auf die Treue der Schlesier, fand sich aber auch in ihnen getäuscht, und während er nun auf die Hülfe des sächsischen Kurfürsten Christian's II aussieht, stirbt dieser. Zuletzt wandte er sich an die deutschen Kurfürsten um Unterstützung, da er, seiner Länder beraubt, kaum standesmäßig leben könne. Allein diese machten ihm Vorwürfe, daß er ihren Rath nicht früher gehört hätte, und drangen in ihn, einen Tag zur Wahl eines Nachfolgers im Reiche festzusetzen, sonst müßten sie es thun. Kaum hatte Rudolf ihn ausgeschrieben, als er, ohne ihn zu erleben, an einer Krankheit starb, die der Kummer über seine Verlassenheit tödtlich machte (d. 20. Jan. 1612).

Wie drückend ihm sein Regentenberuf, dem er nicht gewachsen war, vorkam, zeigt seine Äußerung auf dem Sterbebette: Als ihn in seiner Jugend sein Vater aus Spanien abgerufen habe, um nach Deutschland zurückzukehren, habe er eine solche Freude empfunden, daß er die fol-

gende Nacht kein Auge zugethan; warum er sich nicht jetzt weit mehr noch freuen solle, in das himmlische Vaterland zu reisen, wo kein Wandel des Glücks und kein Unfall mehr zu fürchten sei.

Da in diesen Zeiten die Kaiserkrone kein so wünschenswerthes Gut erschien, so erhielt der alte Matthias dieselbe 1612 ohne Widerspruch. Weil auch er kinderlos war und seine zwei noch übrigen Brüder schon früher die Kaiserwürde ausgeschlagen hatten, es aber galt, die Kaiserkrone bei Österreich zu erhalten: so ließ er sich von ihnen bereden, seinen kräftigern Vetter Ferdinand, den schon oben erwähnten von den Protestanten gefürchteten Erzherzog von Steyermark, Kärnthen und Krain, zu seinem künftigen Nachfolger anzunehmen und ihm einstweilen Österreich sammt den Kronen von Böhmen und Ungarn zuzuwenden.

Da sich nun aber die protestantischen Stände in Böhmen von diesem Fürsten nichts Gutes erwarteten, vielmehr ebenfalls die Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit befürchteten, so suchten sie seine Wahl zum böhmischen König zu hintertreiben. Es gelang ihnen aber nicht: Ferdinand wurde gewählt und, nachdem er die Freiheiten der Böhmen beschworen hatte, gekrönt. Hierauf reis'te Matthias ab, um nun auch in Preßburg persönlich die Wahl Ferdinand's zum König von Ungarn zu betreiben. Vorher aber bestellte er in Prag eine kaiserliche Statthalterschaft, die aus sieben katholischen und drei protestantischen Mitgliedern bestand, welche während seiner Abwesenheit Böhmen verwalten sollten.

Während dieser seiner Abwesenheit, als er sich eben in Wien befand, ereignete sich ein beklagenswerther Vorfall in Böhmen, welcher die nächste Veranlassung zu einem, Deutschland bis in sein tiefstes Innere zerreißenden Religions- und Bürgerkrieg wurde.

2. Kapitel. Der dreißigjährige Krieg. Erste Periode: der böhmisch-pfälzische Krieg.

1. Die Religionsparteien in Böhmen. Matthias von Thurn. Der Kirchenbaustreit. Aufstand der Böhmen. Ferdinand; Cardinal Clesel. Die Kaiserlichen in Böhmen. Ernst von Mansfeld in Pilsen. Tod des Kaisers Matthias. Graf Thurn vor Wien. Ferdinand's Bedrängniß und Rettung.

Die gegenseitige Spannung zwischen den Evangelischen und Katholischen hatte besonders durch die Feier des Reformationsjubiläums im J. 1617 neue Nahrung erhalten und den längstaufgehäuften Zündstoff der Parteiwuth gemehrt. Das kursächsische Ausschreiben zu dieser Feier hatte den unmäßigsten Ton angeschlagen, der durch alle evangelischen Gemeinden hindurch einen verdreifachten Nachhall fand und den alten Haß bis auf den tiefsten Grund erregte. Die Jesuiten, als Anwälte der katholischen Kirche, blieben das Echo nicht schuldig und hielten sich auch da nicht

zurück, wo, wie besonders in Böhmen, die Protestanten in überwiegender Zahl neben ihnen lebten: ihre Drohungen, daß die Ketzer mit Feuer und Schwert, Galgen und Rad auszurotten seien, verbunden mit heftigen Äußerungen auch anderer Katholiken, entflammten den Grimm der böhmischen Utraquisten, die ohnedieß gegen den Hof Ferdinand's voll Mißtrauen waren, noch mehr.

Alle Bestrebungen Ferdinand's, die in Böhmen durch die ständische Opposition geschwächte königliche Gewalt wieder zu stärken, wurden zugleich als Religionsunterdrückung gedeutet und als ein Eingriff in die durch den Majestätsbrief errungenen Religionsfreiheiten dargestellt. Denn das Beispiel der Gegenreformation in Steyermark stand jedem böhmischen Protestanten frisch vor Augen, und Umstände — wie die Entsetzung des Grafen Matthias von Thurn vom Burggrafenamt von Karlstein, womit die Bewahrung der Reichskleinodien und des Majestätsbriefes (den eben er vor Andern dem Kaiser abgerungen hatte) verbunden war, so wie ferner die Heranziehung eines spanischen Heers in österreichische Dienste, mit dessen Hülfe König Ferdinand einen etwaigen Aufstand unterdrücken wollte, um dann, wie Manche glaubten, jene lästigen Freiheiten abzuschaffen und so die Gegenreformation durchzuführen; endlich die Aufnahme zweier, den Protestanten so verhaßter Männer, wie die Grafen Martinitz und Slawata, in die Zahl der Statthalter — waren nicht geeignet, die Gemüther zu beruhigen.

Von Jaroslav von Martinitz und Wilhelm von Slawata war es bekannt, daß sie früher gegen eine allgemeine Amnestie gesprochen und für Vertreibung aller Protestanten gestimmt haben sollten; — von Slawata insbesondere, der von den Utraquisten zu den Katholiken übergegangen war, erzählte man sich, daß er seine protestantischen Unterthanen in die katholische Kirche zu gehen gezwungen habe. Gegen Martinitz war besonders der Graf Thurn aufgebracht, weil man die ihm abgenommene Burggrafenstelle dem Martinitz gegeben hatte, und umsonst suchte man ihn durch eine andere Hofstelle zu beschwichtigen.

Die Gelegenheit zum Ausbruch des verhaltenen Grolls sollte bald kommen. In dem Majestätsbriefe war zwar den protestantischen Gliedern des Herren- und Ritterstandes, so wie den Städten Prag, Kuttenberg und „allen andern Städten gesammt und sonders" die Erlaubniß eingeräumt, Kirchen und Gotteshäuser aufbauen zu lassen, und in einem nachträglichen Vergleiche war diese Befugniß auch auf die Bewohner königlicher Städte ausgedehnt worden. Gleich anfangs nun hatten sich die katholischen Stände verwahrt, daß diese Freiheit nicht auf das unter ihrer Herrschaft stehende Gebiet ausgedehnt werde. Die Protestanten dagegen hielten sich an den obenerwähnten allgemeinen Ausdruck und behaupteten, daß auch alle geistlichen Ortschaften nach böhmischer Landesordnung mit zu den königlichen Gütern gehörten und daß die böhmische Geistlichkeit überhaupt keinen besonderen Stand ausmache. Daher hatten sie in der Stadt Klostergrab, die dem Erzbischoff von Prag gehörte, und in der Stadt Braunau, die dem dortigen Abt unter-

geben war, eine Kirche angelegt, ohne auf die Klagen dieser beiden Grundherren zu achten. Sowohl Kaiser Rudolf, als Kaiser Matthias hatten wider die Protestanten entschieden und die Einstellung des Bau's befohlen. Weil nun aber die Protestanten dennoch den Bau fortsetzten und nun auch Ferdinand gegen sie entschied, so ließ der Erzbischof von Prag die eben fertig gewordene Kirche in Klostergrab von Grund aus niederreißen und durch eine kaiserliche Commission die Kirche zu Braunau schließen.

Hierauf hielten die utraquistischen Stände durch Ausschreiben eine Zusammenkunft in Prag, wozu sie sich durch einen Artikel des Majestätsbriefs zur Wahrung ihrer Rechte befugt hielten. In dieser Versammlung wurde beschlossen, zuerst die Statthalter um Aufrechthaltung des Majestätsbriefs und um Losgebung einiger gefangener Braunauer anzugehen. Weil aber diese Statthalter eine unbefriedigende Antwort ertheilten, wendeten sich die utraquistischen Defensoren in einer besondern Bittschrift an den Kaiser, der sie jedoch keiner Antwort würdigte, sondern in einem Rescript an die Statthalter die Beschwerdeführer wegen unbefugter Versammlung mit Untersuchung bedrohte und ihnen jede weitere Zusammenkunft und Anwaltschaft für fremde Unterthanen verbot.

Dieser Bescheid erhöhte die Mißstimmung und obgleich einige katholische Hofbeamte die Äußerung fallen ließen, daß man den utraquistischen Häuptern an die Köpfe gehen werde, so hielten die Utraquisten doch an sich und reichten bei den Statthaltern eine neue Schrift ein, worin sie das Versammlungsrecht in Anspruch nahmen und versicherten, in ihren Zusammenkünften weder bisher etwas wider des Kaisers Person oder Rechte gethan zu haben, noch künftig thun zu wollen.

Als nun am 21. Mai 1618 eine von ihnen schon vorher ausgeschriebene neue Zusammenkunft der utraquistischen Stände in Prag gehalten wurde, erhielten sie von den Statthaltern eine Vorladung, sich in der Kanzlei auf dem Schlosse (dem Hradschin) einzufinden, um den Inhalt eines neu eingelaufenen kaiserlichen Schreibens zu vernehmen. In der Meinung, es werde ihnen eine Antwort auf ihre jüngste Vorstellung an den Kaiser ertheilt werden, begaben sich drei Abgeordnete, begleitet von einer großen Anzahl Ständegliedern in die Kanzlei, wo ihnen der Oberstburggraf von Sternberg ein in fast furchtsamem Tone abgefaßtes kaiserliches Schreiben vorlas, das ihnen gebot, ihre Zusammenkunft aufzuschieben und keine Veranlassung zur Ordnungsstörung zu geben.

Der Unwille, welchen dieses verhängnißvolle Schreiben erregte, wurde durch die Nachricht vermehrt, daß die Schloßwache verstärkt und vom Prager Stadtrath den Gemeindeältesten die Theilnahme an der Versammlung untersagt, ja auf ihre Protestation das Rathhaus gesperrt wurde. Die argwöhnische Äußerung eines Ständeglieds, das Schreiben sei nicht vom Kaiser ausgegangen, sondern von den Statthaltern unterschoben worden,

wurde, ihrer Unwahrscheinlichkeit ungeachtet, geglaubt, und mit dem Beschlusse, am folgenden Tage die Statthalter desfalls zur Rede zu setzen, gieng die Versammlung auseinander.

Am 23. Mai befanden sich vier von den katholischen Statthaltern, nämlich der Oberstburggraf von Sternberg, Dippold von Lobkowitz, Jaroslav von Martinitz und Wilhelm von Slawata, auf der Kanzlei, als um die Mittagszeit die Utraquisten, bewaffnet und in großer Zahl, mit drohenden Mienen in das Sitzungszimmer drangen. Einer unter ihnen, Paul von Rziczan, stellte als Wortführer den Oberstburggrafen wegen des Verfahrens der Stadtmagistratur zur Rede, und forderte die Statthalter auf, zu erklären, ob das kaiserliche Schreiben auf ihr Anrathen und mit ihrer Bewilligung ergangen sei?

Auf Sternberg's ruhige Antwort, in ersterer Beziehung sei ihm nichts bekannt, er werde aber dem Stadtrath etwaige Ungebühr verweisen; in der andern Beziehung verpflichte ihn sein Eid, aus dem geheimen Rath nichts mitzutheilen, — entspann sich ein Wortwechsel, bei dem ein Utraquist die Grafen Slawata und Martinitz geradezu Urheber des harten königlichen Schreibens nannte. Der Streit erhitzte sich am Ende so, daß Graf von Thurn, Colonna von Fels und Wilhelm von Lobkowitz laut erklärten, es bleibe ihnen zu ihrer Sicherheit nichts übrig, als sich solcher Feinde mit Gewalt zu entledigen, worauf Wilhelm von Ruppa rief: „Werft sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinaus!" Sogleich führten Thurn, Fels und Wilhelm v. Lobkowitz den Sternberg und Dippold von Lobkowitz, auf deren Leben es nicht abgesehen war, in ein Nebenzimmer, und als sie wieder zurückgekehrt waren, ergriff Wilhelm v. Lobkowitz mit den Worten: „Nun wollen wir mit unsern Religionsfeinden rechtschaffen umgehen!" den Martinitz und drängte ihn mit Hülfe von noch vier andern an das Fenster, das in den 28 Fuß tiefen, übrigens trockenen Burggraben gieng. Umsonst flehten die Unglücklichen, welche jetzt erkannten, daß man ihnen an das Leben wolle, man möchte sie sich doch zum Tode vorbereiten lassen. Unter Hohn und Spott wurde Martinitz, der sich laut Jesu und der Jungfrau Maria empfahl, häuptlings zum Fenster hinausgestürzt. Hierauf erfolgte plötzliche Stille, da selbst die Thäter über ihre That erschracken. Als aber Graf Thurn, auf Slawata deutend, rief: „da habt ihr den andern!" ward derselbe zu einem andern Fenster hinausgeworfen, und als er in seiner Angst sich an eine eiserne Fensterstange anklammerte, hieb man ihm mit seinem eigenen Schwert so lange in die Hand, bis er losließ und hinabstürzte. Und weil der statthalterische Geheimschreiber Fabricius hatte abwehren wollen, ward auch er ergriffen und zum Fenster hinausgeworfen. — Aber wunderbarer Weise kamen alle drei mit dem Leben davon, und nur Slawata hatte lange mit den davon erhaltenen Kopfwunden zu thun.

Martinitz fiel auf einen weichen, mit vielen Papierschnitzeln bedeckten Platz des Bodens, ohne verletzt zu werden: aber Slawata stieß mit dem Kopf zuerst an einem untern Fenstergesimse auf und fiel dann mit dem Kopf auf einen Stein, der am Boden lag, so daß er bewußtlos in seinen Mantel verwickelt dalag. Obgleich ihnen Schüsse nachgesendet wurden, davon drei den Martinitz streiften, wälzte sich dieser doch hin zu dem unglücklichen Slawata, machte ihm den Kopf frei und bestrich seine Wunden mit einem Balsam, den er bei sich zu tragen pflegte. Aus einem benachbarten Hause ließ sodann ein Geistlicher eine Leiter in den Graben hinabstellen, auf der sie durch einige treue Diener, ohngeachtet noch fallender Schüsse, in jenes Haus gebracht wurden, wo Slawata bei einer Gräfin Lobkowitz, der Gemahlin des Kanzlers, Verpflegung fand. Zwar kam nun Graf Thurn selbst und forderte die Auslieferung desselben, aber die muthige Frau verweigerte sie standhaft. Später erhielt Slawata gegen einen Revers, daß er sich nicht rächen und das Land verlassen wollte, seine Freiheit. Martinitz entkam verkleidet nach Regensburg. Fabricius hatte keinen Schaden genommen und war vom Graben aus durch das offene Schloßthor entflohen. Er kam nach Wien und berichtete dem Kaiser das Vorgefallene.

Diese frevelhafte Gewaltthat, welche die utraquistischen Stände in einer Vertheidigungsschrift selbst als einen „aus gemeinsamem Beschluß hervorgegangenen Act der Selbsthülfe" darstellten, war das Zeichen zu dem unheilvollsten Krieg, der je auf deutschem Boden geführt wurde, und der 30 Jahre hindurch dessen Innerstes in einer Weise durchwühlte, daß die Folgen zum Theil fort und fort empfunden werden.

Da die Statthalter sich stille verhielten (Sternberg und D. v. Lobkowitz ohnedieß noch gefangen gehalten wurden), so konnten die utraquistischen Stände leicht die Staatsgewalt an sich ziehen. Unverweilt nahmen sie die Schloßbesatzung in Vereidigung, bemächtigten sich der Krongefälle, setzten den Grafen von Thurn wieder in das Karlsteiner Burggrafenamt ein und stellten dreißig Directoren (zehn aus jedem der drei Stände) an die Spitze der Reichsverwaltung. Zugleich forderten sie die Protestanten in Schlesien, Mähren, der Lausitz, Österreich und Ungarn auf, ihnen zur Vertheidigung ihrer Rechte beizustehen. Zu allen diesen Schritten war die Haupttriebfeder der Graf Thurn, den man auch zum Befehlshaber der aufzustellenden Kriegsmacht wählte.

Um auch den katholischen Theil des böhmischen Volkes zu gewinnen, ließen die Leiter der Bewegung die Beschlüsse der letzten Ständezusammenkunft, welche sub utraque d. h. im Namen der Utraquisten gefaßt worden waren, nun als sub una et utraque gefaßte, d. h. als auch mit von den katholischen Ständen ausgegangene Beschlüsse bekannt machen, und stellten in einer Rechtfertigungsschrift die an Martinitz und Slawata verübte Gewaltthat als eine Handlung gerechter Bestrafung, und ihre eigenmächtige Verwaltungsanordnung, als eine nöthige, durch frühere Beispiele gerechtfertigte Defension dar, und schloßen mit der Versicherung der Treue gegen den Kaiser, dem sie diese Schrift zusandten.

Ohne eine Antwort darauf abzuwarten, verwiesen sie, dem König Ferdinand zum Trotz, die Jesuiten als „Friedensbrecher und Störer des Gemeinwohls" aus dem Lande und legten auf die Güter, Collegien

und Einkünfte derselben Beschlag. Und als die Jesuiten nach ihrer Entfernung in wohlberechnetem ruhigem Tone sich gegen alle wider sie vorgebrachten Beschuldigungen vertheidigten, beschuldigten die utraquistischen Böhmen sie der Heuchelei und fanden in der Zustimmung der Protestanten der obgenannten Nebenländer eine ermuthigende Beruhigung. Auch die pfälzisch-calvinistische Union erwachte aus ihrer Unthätigkeit und zerstörte in einem Überfall einen vom Bischoff von Speyer im Flecken Udenheim angefangenen und sie bedrohenden Festungsbau.

In vielen Orten Deutschland's wurde bereits Kriegsvolk für die Böhmen geworben, und in den österreichischen Erblanden, wie im Reiche zeigte der Protestantismus seine Sympathieen mit den Böhmen. Des Kaisers Lage war bedenklich: von Spanien und dem Papste war wegen weiter Entfernung auf rasche Hülfe nicht zu rechnen, und Herzog Maximilian von Bayern war wegen der Einschreitung des Kaisers gegen die Liga und Union noch kalt und verstimmt.

Unter diesen Umständen wollte der von Truppen und Geld entblößte Kaiser Matthias nachgeben; allein Ferdinand, eben so fest in seiner Glaubensansicht, wie in seiner Willensmeinung, erließ alsbald ein Schreiben an die böhmischen Stände, worin er die an den beiden Statthaltern verübte That als ein „Unrecht vor Gott und Menschen" bezeichnete, und ihnen befahl, alle bis jetzt von ihnen getroffenen Anordnungen ab- und einzustellen und das schon geworbene Kriegsvolk abzudanken, widrigenfalls er die ihm von Gott gegebenen Mittel zur Aufrechthaltung seiner königlichen Autorität gebrauchen werde, aber dabei Gott zum Zeugen nehme, daß er an den Bedrängnissen, die aus Empörung und Krieg kämen, keine Schuld haben werde. Zugleich untersagte er in einem Schreiben an die Kurfürsten alle Werbungen im Reich, soweit sie für die Böhmen galten.

Obgleich der Kaiser ohne Ferdinand's Zustimmung einen Friedensunterhändler nach Prag sandte, war man dort doch keineswegs gesonnen, den erhaltenen Befehlen Gehör zu geben, vielmehr zog Graf Thurn mit dem vorhandenen Kriegsvolk aus und unterwarf die dem Kaiser bis dahin treu gebliebenen Städte Krummau und Budweis, während Pilsen standhaft seine Angriffe zurückschlug. Da Cardinal Clesel, des Kaisers rechte Hand, noch immer einem entschiedenen Einschreiten abhold war, so ließ ihn Ferdinand, der unterdeß in Preßburg zum König von Ungarn gekrönt worden war, in den Gemächern der Hofburg festnehmen und unter Bedeckung nach Innsbruck abführen. Fortan mußte der kranke Matthias in Alles willigen, was Ferdinand wollte.

Kaiser Matthias lag gerade an der Gicht krank, als ihm Ferdinand persönlich die Entfernung Clesel's anzeigte. Erröthend hüllte sich der Kaiser in seine Bettdecke, während die Kaiserin offen zu Ferdinand sagte: „Ich sehe, mein Mann lebt Euch zu lang!" — Späterhin bekannte Matthias, daß, so schwer ihn die Böhmen gekränkt, doch seine Verwandte es ihm

noch ärger gemacht hätten. Hatte er es aber vorher seinem Bruder Rudolf besser gemacht? — In Betreff Clesel's sei hier nur erwähnt, daß er der Sohn eines lutherischen Bäckers in Wien war, in früher Jugend zum Katholicismus übertrat, darauf in Innsbruck Theologie studierte, in der Folge durch die Empfehlung der Jesuiten Dompropst in Wien und Kanzler der Universität wurde. In dem Streit Rudolf's mit Matthias hielt er es mit letzterm, gewann dessen Vertrauen und erhielt in Folge desselben die Bischoffs- und zuletzt die Cardinalswürde. Als Matthias Kaiser wurde, war Clesel der eigentliche Leiter der Regierung und als solcher ein steter Gegner der harten Maßregeln Ferdinand's; daher dieser sich auf solche Weise des unbequemen Mannes entledigte. — Übrigens war Clesel stolz auf seine Verdienste und daher weder bei den Großen, noch beim Volke beliebt. Indeß nahm sich der Papst seiner an und zog ihn unter dem Vorwand, seine Sache von einer Cardinalcommission untersuchen zu lassen, nach Rom. In der Folge, als Ferdinand Kaiser wurde, durfte Clesel wieder nach Wien in sein Bisthum zurückkehren, wo er in Ansehen lebte und selbst manchmal von Ferdinand um Rath angegangen wurde. Er starb 1630.

Unverzüglich rückten nun auf Ferdinand's Befehl zwei Heere — das eine (schon früher zu diesem Zweck geworben) unter dem Grafen Boucquoi, einem Brabanter, das andere unter Heinrich Dampierre, einem Lothringer, — in Böhmen ein, stießen aber bei vielen Städten auf Widerstand, so daß sie nur langsame Fortschritte machten. Doch fanden sich dadurch die böhmischen Directoren bewogen, den Kaiser demüthig um Einstellung der Feindseligkeiten und um die Vergunst einer Vermittlung zu bitten.

Matthias machte die Auflösung der eigenmächtigen Regierung zur Bedingung und übertrug in einem vertraulichen Schreiben dem Kurfürsten von Sachsen die vermittelnde Unterhandlung, die zu Pilsen Statt haben sollte. Unvorsichtiger Weise gab das sächsische Ministerium von jenem Schreiben den Böhmen eine Abschrift, und weil sie darin als ungehorsame und widerspenstige Unterthanen bezeichnet worden waren und sie auch noch aus andern Ausdrücken schloßen, daß keine Amnestie, vielmehr Bestrafung eintreten werde, so erklärten sie, die Waffen nur dann niederlegen zu wollen, wenn auch das kaiserliche Heer abgedankt würde; zugleich weigerten sie sich, in dem von Prag zu entfernten und ganz katholischen Pilsen zu erscheinen. Besonders trieben die Urheber des Prager Attentats, im Gefühl, von Anfang an zu weit gegangen zu sein, zum unbedingten Widerstand an.

Vor Allem erneuerte man die Bündnisse mit den benachbarten Provinzen, besonders mit Schlesien, wo der Herzog Johann Christian von Liegnitz und Brieg, der Gemahl der durch ihre fromme Mildthätigkeit, so wie durch ihren erleuchteten Geist berühmten Herzogin Dorothea Sibylla, zwar ungern in die Waffen trat, aber, ungeachtet er die Unthat der Böhmen mißbilligte, doch zum Schutz der protestantischen Religion sich der Hülfeforderung nicht entziehen zu dürfen glaubte.

Auch mit der Union stand man längerher in geheimer Unterhandlung, und Kurpfalz, dessen junger Fürst Friedrich V in der Politik von dem ehrgeizigen Christian von Anhalt geleitet wurde, ergriff

diese Gelegenheit mit Begierde, seinen Einfluß in der protestantischen Welt zu verstärken. Christian von Anhalt begab sich persönlich zu dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen, um diesen aufstrebenden Fürsten durch die Aussicht auf den Kaiserthron auf die Seite der Union zu ziehen. Gieng dieser auch, durch die Umstände verhindert, nicht ganz auf diesen Plan ein, so wurden doch mit seinem Gelde einige tausend Söldner angeworben, und unter der Führung des Grafen Ernst von Mansfeld den Böhmen zu Hülfe geschickt, die, weil die Union nicht offen zu handeln wagte, ihn zum Obersten seines Regiments und zum General der böhmischen Artillerie ernannte.

Ernst von Mansfeld war der natürliche, nachher legitimirte Sohn des Grafen Peter Ernst, Statthalters von Luxemburg. Er war im katholischen Glauben erzogen, dabei im Feld aufgewachsen, und hatte schon als Jüngling im niederländischen Kriege der Krone Spanien's —, und im ungarischen Kriege dem Kaiser Rudolf II wichtige Dienste geleistet. Da ihm aber der Kaiser die versprochene Erbfolge in seinen väterlichen (niederländischen) Besitzungen vorenthielt, trat Mansfeld zum Protestantismus über und in die Dienste der Union, und ward seitdem ein unversöhnlicher Feind des österreichisch-habsburgischen Hauses. „In seinem kleinen, unansehnlichen Körper wohnte eine eherne Seele." Er vermochte es, die widerspänstigen Schaaren im Zaum zu halten, wie er denn einmal unter einen Haufen von 600 gegen ihn sich zusammenrottenden Söldnern muthig hineinritt, ihrer 11 erschoß, 26 verwundete und so die Tollen zur Ordnung brachte. Dessenungeachtet war er der Abgott seiner Soldaten, weil er stets freigebig all sein erbeutetes Geld verschwenderisch unter sie austheilte, so daß, obgleich er selbst keinen Fuß breit Landes zum Eigenthum hatte, er doch „mächtiger als ein König" erschien und allenthalben gefürchtet war, zumal ihm auch bei Unterhandlungen ein scharfer Verstand und in den verzweifeltsten Fällen eine ungemeine Verschlagenheit, so wie eine Menge von Auskunftsmitteln zu Gebote stand.

Durch weitere Werbungen verstärkt, rückte Mansfeld vor Pilsen und eroberte es mit Sturm. Da die kaiserlichen Heere weder Neuhaus nehmen, noch Budweis wieder erobern konnten, und Boucquoi einen Theil seines Heeres in's Österreichische zurückverlegen mußte, so ließ sich der kaiserliche Hof, unter Sachsens Vermittlung, zu Unterhandlungen in Eger herbei, bei denen sich auch die böhmischen Abgeordneten einfanden, aber nur, um auf der Erneuerung des Majestätsbriefs, auf der Zurücknahme des Befehls der Kirchenniederreißung und Kirchenschließung, auf der Gestattung von Versammlungen protestantischer Stände, auf der ewigen Verbannung der Jesuiten aus Böhmen und auf dem Rechte der Vertheidigung ihrer Freiheiten mittelst Aufstellung eines ständischen Heeres zu bestehen. Ehe es indeß zur wirklichen Verhandlung kam, starb Kaiser Matthias (im März 1619) am Schlag.

Sogleich ergriff Ferdinand als designirter Nachfolger Besitz von seinen Erblanden und bestätigte in einem Manifest den Böhmen ihre „allgemeinen Landesprivilegien." Der Umstand aber, daß dieses Patent an die ehemaligen, zum Fenster hinausgeworfenen Statthalter gerichtet war, ließ die Böhmen erkennen, daß Ferdinand nicht gewillet war, sich ihren übrigen Forderungen auch nur im Geringsten zu fügen. Und aller-

dings verharrte Ferdinand muthig bei seiner Ansicht, obwohl seine meisten Erblande im Aufstand waren, selbst Niederösterreich die Huldigung verweigerte, das Land ob der Ens sich geradezu mit den Böhmen verband, ferner Fürst Bethlen Gabor in Siebenbürgen im Begriff war, in Ungarn einzufallen, Graf Thurn aber mit 6000 M. Mähren zur Empörung brachte und bereits gegen Wien im Anzug war, wo sich Ferdinand gerade befand.

Hätte Thurn die Stadt Wien sogleich angegriffen, so war's um Ferdinand geschehen. Anstatt dessen unterhandelte Thurn erst mit den österreichischen Ständen über ihren offenen Anschluß an Böhmen. Er gewann zwar den protestantischen Theil; der katholische aber ließ sich nicht bewegen. Jener sandte eine Deputation von 16 Edelleuten an Ferdinand in die Burg, um demselben die Einwilligung zu ihrem Beitritt in den böhmischen Bund abzuverlangen. Standhaft aber verweigerte Ferdinand dieselbe, obgleich die Forderungssteller ihm mit unanständigem Drängen ganz nahe an den Leib rückten. Schon faßte ihn einer der Edelleute mit drohenden Gebärden bei den Knöpfen seines Wamses und wollte ihn zur Unterschrift zwingen, — als plötzlich Trompeten schmetterten und 500 Kürassiere (welche, von Dampierre aus Krems dem Kaiser zu Hülfe gesendet, durch ein unbewachtes Thor in die Stadt gedrungen waren) in die Burg einrückten und so den König aus seiner großen Bedrängniß retteten. Denn nun schlich sich ein Abgeordneter nach dem andern davon und viele vom Adel und der Bürgerschaft flüchteten sich in das Lager Thurn's, der nun die eigentliche Belagerung begann, aber von der treuen Bürgerschaft den tapfersten Widerstand erfuhr. Als vollends die Nachricht von einer Niederlage Mansfeld's bei Budweis und von weitern glücklichen Fortschritten des kaiserlichen Heeres anlangte, fand Thurn für gut, die Belagerung Wien's aufzugeben und nach Böhmen zurückzueilen.

Es hatte nämlich Boucquoi, welchem die Wiedereroberung von Budweis gelungen war, das er mit 8000 Mann besetzt hielt, durch Verstärkungen aus Flandern und Ungarn (selbst aus Böhmen hatte ihm Albrecht von Wallenstein 1000 Kürassiere zugeführt) das Übergewicht über das ihm gegenüberstehende böhmische Heer bekommen, so daß dieses den Mansfeld aus Pilsen zu Hülfe rief. Um daher die Vereinigung Mansfeld's mit jenem böhmischen Heere zu verhindern, zog Boucquoi von Budweis aus und besiegte den Mansfeld bei dem Städtchen Teyn so gänzlich, daß dieser sein Gepäck und Fußvolk verlor und sich nur mit seiner Reiterei durchschlug. Die Folge war, daß Boucquoi gleich mehrere Städte und bald darnach drei böhmische Kreise in seine Gewalt bekam. Doch mußte er vor dem rückkehrenden Thurn sich wieder mehr auf seine Gränzstellung zurückziehen.

2. Kaiser Ferdinand I. Abfall der Böhmen und Wahl Friedrich's V von der Pfalz zum König von Böhmen. Ferdinand's Bund mit Spanien, Bayern und Sachsen. Maximilian. Einrücken in Oberösterreich und Böhmen. Friedrich's Unklugheit im Kabinet und im Feld.

Wenige Tage nach Wien's Entsetzung eilte Ferdinand nach Frankfurt, wohin unterdeß die Kaiserwahl anberaumt worden war. Gerne

hätte Kurpfalz diese Wahl bis zur Beendigung des böhmischen Handels hinausgezogen, um die Zwischenzeit zur Hintertreibung der Wahl Ferdinand's desto erfolgreicher zu benutzen. Vergebens suchte Friedrich V den Herzog Maximilian zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen, um dadurch einen förmlichen Bruch Bayern's mit Österreich zu bewirken und so sich den Weg zur böhmischen Krone zu erleichtern, nach der er schon länger her trachtete. Allein Maximilian gieng nicht darauf ein. Auch die übrigen katholischen Fürsten forderten Beschleunigung der Wahl und Kurfürst Johann Georg von Sachsen trat ihnen bei. Daher mußte die Wahl vor sich gehen.

Auf der Reise nach Frankfurt verständigte sich Ferdinand zu München mit seinem Schwager Maximilian dahin, daß dieser, im Fall die Union offen für die Böhmen auftreten würde, mit der ganzen Macht seines Hauses für Österreich eintreten wolle. Bereits hatten sich die katholischen und drei protestantische Wähler nach langen Verhandlungen dahin geeinigt, daß nur in einem katholischen Oberhaupte die Gewähr für den Fortbestand der Reichsverfassung liege, und so wurde, ohngeachtet der anfänglichen pfälzischen Umtriebe und böhmischen Protestationen, König Ferdinand am 28. August 1619 einstimmig zum Kaiser gewählt und am 9. Sept. gekrönt.

Aber während ihm die kaiserliche Krone zufiel, verlor er die böhmische. Denn die in Frankfurt abgewiesenen Böhmen hatten bereits am 18. Aug. den Ferdinand „als Erbfeind des evangelischen Glaubens und als Sclaven Spanien's und der Jesuiten" des böhmischen Thrones verlustig erklärt und aus vier zu demselben vorgeschlagenen Candidaten (Dänemark, Savoyen, Sachsen und Pfalz) das Haupt der Union, den Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz (einen Tag vor der Kaiserwahl) mit großer Stimmenmehrheit zum König von Böhmen gewählt.

Friedrich V, das Haupt der Union, Eidam des Königs Jacob's I von England und ein Neffe des Moritz von Oranien, hatte allerdings eine nicht unbedeutende Hausmacht, aber in seinem Geiste nicht die nöthigen Eigenschaften, die zu einer weisen Staatslenkung befähigen, da fürstliche Freigebigkeit und lebenslustige Gesellschaftsgewandtheit dazu nicht ausreichen. Anfangs unschlüssig wegen der Kronannahme, fragte er Andere um Rath: selbst viele Mitglieder der Union riethen ihm ab; Maximilian, den er auch fragte, warnte vor der Erschütterung, welche die Losreißung Böhmen's von Österreich für Deutschland mit sich führen würde; Friedrich's eigene Mutter, Luise Juliane, die Tochter Wilhelm's von Oranien, beschwur ihn, davon abzustehen, da seine Kräfte seinen Feinden nicht gewachsen seien! — Allein Friedrich's Gemahlin, die stolze und ehrsüchtige Elisabeth, die als Königstochter gern auf ihres Gatten Haupt auch eine Königskrone gesehen hätte; — ferner sein politisches Orakel, Christian von Anhalt, dessen Ehrgeiz sich dabei einen größeren

Spielraum versprach, endlich sein Hofprediger Abraham Scultetus, der die Verbreitung und Befestigung des Calvinismus dabei im Auge hatte, überwanden mit ihren Vorstellungen alle seine Zweifel, und der Eitle nimmt die unheilvolle Krone an, empfängt nach seinem feierlichen Einzug in Prag am 31. Oct. 1619 die Huldigung der Böhmen, späterhin auch die der Schlesier und Mähren, und wird am 4. Nov. mit ungemeinem Pompe gekrönt.

Viel zu spät, nur acht Tage vor seiner Krönung, erließen die Kurfürsten ein förmlich abmahnendes Schreiben an Friedrich, die Krone doch ja nicht anzunehmen. Die weissagenden Worte dieses Schreibens giengen nur zu genau in Erfüllung! Fremde, heißt es darin unter den Abmahnungsgründen, werden sich einschleichen, und das Reich den Ausländern zu einem Raubhaus hinstellen, und die deutsche Freiheit in Knechtschaft verwandeln, ja Fürsten und Herren würden sich im Bruderkrieg untereinander so zu Grunde richten, daß von Manchem kaum der Name und das Gedächtniß übrig bleiben dürfte! Der Pfalzgraf solle doch um eines bloßen Scheinvortheils willen nicht wider Gottes und der Liebe Gebot mit dem Kaiser, den er mit erhoben, dem er Ehrfurcht schuldig und auch verwandt sei, eine blutige Fehde beginnen, „deren Ausgang sie nicht erleben würden und die ihn und sie alle in unabsehbares Elend und Unglück stürzen müßte." — Von Friedrich's Gemahlin Elisabeth erzählte man, daß sie alle jene Warnungen mit der schnöden Entgegnung zurückgewiesen habe: „Lieber mit einem Könige Sauerkraut essen, als mit einem bloßen Kurfürsten den delicatesten Braten!" — Allein Ranke in s. Engl. Gesch. d. 16. u. 17. Jahrh. findet überhaupt für die gewöhnliche Angabe, daß sie ihren Gemahl zur Annahme der böhmischen Krone getrieben habe, keine Bestätigung: sie habe auf eine Anfrage ihres Gemahls geantwortet: „sie sehe in der Wahl ein göttliches Geschick, wolle er sie annehmen, was sie seiner Erwägung anheimstelle, so sei sie ihrerseits entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen, was daraus erfolgen könne." „Halte man es (fügt Ranke bei) für keine Maske, wenn der Fürst und die Fürstin zugleich das Interesse der Religion hervorhoben: so war die Zeit überhaupt, so war besonders die Partei gesinnt, der sie angehörten." — König Jacob trank zwar einmal auf das Wohl des Königs und der Königin von Böhmen, aber zu einer öffentlichen Anerkennung dieses Schrittes seines Schwiegersohns war er nicht zu bringen; vielmehr erklärte er bei verschiedenen Gelegenheiten, daß Österreich in seinem Rechte, die Pfalz aber der angreifende Theil sei. Überdieß wollte er es auch nicht zu einem Bruche England's mit Spanien kommen lassen, das natürlich sogleich seine Waffen mit Österreich vereinigte.

Obgleich Dänemark, Schweden, Holland und die Union den neuen König anerkannten, so begann doch die Schwierigkeit seiner Lage bald herauszutreten. Um ein großes Heer zu unterhalten, bedurfte er des Beistandes aller Unionsglieder; aber nicht alle kamen zu der nach Nürnberg ausgeschriebenen Berathung der Unirten, und die, welche kamen, giengen unverrichteter Sache auseinander und verstanden sich bloß dazu, die Pfalz — im Falle des Angriffs durch fremde Völker — zu vertheidigen.

Unterdeß hatte aber auch der umsichtige Herzog Maximilian die Liga erneuert und sie zu dem Entschluß der Unterstützung Österreich's bewogen, an dessen Gränzen bereits Bethlen Gabor, von den Türken unterstützt, mit einem Heere stand, nachdem er Ober-Ungarn und einen Theil von Nieder-Ungarn erobert hatte. Noch aber zauderte Maximilian

aus Politik seine letzte Entscheidung zu geben, bis der aus Frankfurt zurückkehrende Kaiser Ferdinand ihm nicht nur die Oberleitung der Liga mit unbeschränkter Gewalt einräumte, sondern auch das Versprechen gab, die pfälzische Kur auf Bayern überzutragen und einen förmlichen Vertrag einzugehen, der dem Herzog alles gab, wornach er seit Jahren in der Stille getrachtet hatte.

Dieser Münchner Vertrag gesteht dem Herzog von Bayern, als dem Oberhaupt der Liga, eine so unumschränkte Gewalt zu, daß selbst weder der Kaiser, noch sonst ein Glied des kaiserlichen Hauses in seine Anordnungen etwas zu reden haben sollten. Die wesentlichsten Vertragspuncte waren: Der Kaiser geht ohne Wissen und Willen des Herzogs (aber auch dieser nicht ohne Wissen und Willen des Kaisers) mit dem Feinde weder Frieden, noch Waffenstillstand, noch sonst Unterhandlungen ein; — — der Kaiser verspricht, den Herzog für alle Unkosten und Verluste zu entschädigen und ihm bis zur wirklichen Leistung der Entschädigung seine Länder und Güter pfandweise einzuräumen, für etwaigen Territorialverlust insbesondere aber ein gleiches Quantum österreichischer Lande zu geben; ja alle habsburgischen Länder, die der Herzog vom Feinde zurückerobern würde, sollte er bis zum Ersatz der Kriegskosten zur Nutznießung behalten dürfen. Auch sollten alle kaiserlichen Generale über alle Plane und Unterhandlungen vorher mit dem Herzog Rücksprache nehmen.

Um diesen hohen Preis kaiserlicher Beschränkung ward Maximilian's Hülfe gewonnen! Bis diese Hülfe eintreten konnte, suchte Ferdinand einstweilen sein Österreich dadurch zu behaupten, daß er durch 8000 Kosacken, die ihm sein Schwager Sigismund von Polen zuschickte, die Protestanten dieses Landes von jedem Gelüste einer Verbindung mit den Böhmen abschreckte.

Indessen begann der Herzog seine Rüstungen, um im folgenden Jahre den Schlag auf Friedrich und die Böhmen ausführen zu können. Zunächst bestimmte er die Glieder der Liga bei einer Zusammenkunft in Würzburg zur Aufstellung einer ansehnlichen Kriegsmacht, wozu die Bundesglieder nicht nur die nöthige Mannschaft stellten, sondern auch in ihren Gebietstheilen eine Landwehr errichteten, um damit die Ausfälle im Heere sogleich decken zu können.

Auch auswärtige Mächte wurden theils zu Geld-, theils zu Heeresleistungen gewonnen: der Papst gab sogleich 100,000 Kronen und versprach das Doppelte im Laufe des Krieges, den er als einen Kreuzzug gegen die Ketzer ansah. Spanien, dessen Beistand übrigens nur dem energischen Auftreten des bayerischen Gesandten in Madrid, des Grafen Khevenhiller (desselben, dessen Lebensbeschreibung Maximilian's die Hauptquelle der Geschichte dieser Periode ist) zu danken war, versprach durch ein Heer von den Niederlanden aus die Kurpfalz besetzen zu lassen. — Der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen, ohnedies auf Friedrich eifersüchtig, ließ sich durch den Eifer seines Hofpredigers zu solchem Haß gegen die Reformirten bewegen, daß er sich lieber mit den Katholiken verband, zumal ihm diese den Besitz der beiden Lausitzen in Aussicht stellten, wogegen er sich anheischig machte, von Norden her in Böhmen

einzufallen. — Endlich hatte man auch durch Lockungen und Drohungen einen Theil der Unionsglieder dahin gebracht, ihr Oberhaupt preiszugeben und mit der Liga den Ulmer Friedensvertrag zu schließen, worin man sich gegenseitigen Durchzug zu gestatten versprach, und festsetzte, daß zwar die Pfalz unter dem Schutze der Union stehen, Böhmen aber und die böhmische Sache die Union nichts angehen sollte.

Die Unirten hatten nämlich ein schwaches Heer aufgebracht, das unter der Anführung des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach nach Ulm vorrückte, so daß man bald ein Treffen erwartete. Aber auf Antrieb Frankreich's, das von einem Sieg der Reformirten in Deutschland eine Stärkung der Hugenotten in Frankreich befürchtete, zugleich auch bewogen durch die Furcht vor den aus den Niederlanden anrückenden Spaniern, giengen sie den oberwähnten Ulmer Vergleich ein und machten dadurch dem Herzog Maximilian den Rücken frei.

Nach vollendeten Vorbereitungen setzte sich Maximilian mit der Liga im Juni 1620 über Günzburg in Bewegung und stand bereits im Juli mit dem Hauptheere, das sich auf 30,000 Mann belief, an der bayrisch-österreichischen Gränze. Anstatt aber auf Ferdinand's Wunsch gleich nach Böhmen zu ziehen, rückte Maximilian erst in Oberösterreich ein, um es als Unterpfand für bereits aufgewandte Kriegskosten zu besetzen.

Unterdessen war Ferdinand wieder in einer ähnlichen Bedrängniß gewesen, wie früher. Thurn hatte sich nämlich mit Bethlen Gabor, der sich inzwischen in Presburg zum König von Ungarn hatte wählen lassen, vereinigt und war mit ihm im Anzug gegen Wien, das somit unvermeidlich verloren schien. Zum Glück für den Kaiser fiel anhaltendes Regenwetter ein, das in Verbindung mit dem Mangel an Lebensmitteln, Munition und Geld den Grafen Thurn und Bethlen Gabor zu einem unvermutheten Abzug zwang. Zwar verharrten die Österreicher noch in ihrer aufständischen Bewegung, aber die erwähnten Kosacken hielten sie durch ihre Grausamkeiten vom Ausbruch zurück und zwangen sie noch vor Maximilian's Ankunft zur Huldigung gegen den Kaiser, der ihnen ihre Religionsfreiheiten zusicherte. Nichts desto weniger weigerte sich ein Theil der protestantischen Opposition (zu Reez) der Huldigung, weßhalb Ferdinand den Herzog Max ermahnte, gegen die Protestanten im Lande ob der Ens streng zu verfahren und zum Beispiel für Andere die Rädelsführer der Abgefallenen zu bestrafen.

Mittlerweile hatte Friedrich in Böhmen die Dornen der neuen Krone schon kennen lernen und ihre Empfindung durch seine Unklugheit vermehrt. Die Böhmen hatten sich geschmeichelt, der Pfälzer werde mit unerschöpflichen Schätzen kommen und sie der Steuern entheben, die sie an Österreich gezahlt hatten. Bald aber war das mitgebrachte Geld vom neuen Hof im Wohlleben vergeudet. Denn der erst 23jährige leichtsinnige König ergab sich, ungeachtet der ernsten Zeit, fast bloß den Ergötzungen des Tanzes und der Jagd, den Freuden der Gastmäler und öffentlichen Aufzüge, und er, wie sein ganzer Hof gab dabei in Benehmen und Tracht, im öffentlichen und kirchlichen Leben jenen leichten pfälzischen, dem französischen Wesen nahe kommenden Ton kund, an dem der ernste Böhme großen Anstoß nahm. Besonders wurden die Huldigungsfeierlichkeiten in Schlesien und Mähren mit der größten Verschwendung

begangen. Dadurch wurde das ohnedieß so lange her ausgesogene Land vollends ruinirt. Und da die englischen Sterlinge, auf die man gehofft, ausblieben, auch die böhmischen Stände wenig Lust bezeugten, die Steuerkassen zu füllen, so fehlte es dem Heere und den Festungen bald am Nothwendigsten. Daher suchte sich der Soldat durch Erpressungen zu entschädigen und mehrte dadurch den anarchischen Zustand.

Besonders sahen sich Thurn und Mansfeld, die gehofft hatten, auf den neuen König entscheidenden Einfluß zu bekommen, in ihren Erwartungen getäuscht, da bei Friedrich der Fürst Christian von Anhalt Alles galt und er und andere deutsche Günstlinge die Böhmen um die gehofften Vortheile brachten. Durch solche Zurücksetzung im Cabinet sowohl, als im Feld fühlte sich der böhmische Adel gekränkt und wendete sich, aus Eifersucht gegen die bevorzugten Deutschen, mehr und mehr vom Hofe ab.

Dazu kam, daß Friedrich auch in kirchlicher Beziehung die gröbsten Mißgriffe machte. Obgleich er den drei anerkannten Confessionen bei seiner Krönung freie Glaubensübung zugesichert hatte, und es die gewöhnlichste Klugheit gebot, die Lutheraner und Katholiken in Böhmen zu schonen, ließ sich doch Friedrich durch den blinden Eifer seiner puritanischen Gemahlin und seines calvinischen Hofpredigers Scultetus verleiten, gleich von vorn herein, nicht nur den Katholiken die Domkirche in Prag für den reformirten Gottesdienst wegzunehmen, und dabei einen rohen Bildersturm zuzulassen, sondern auch den Lutheranern, obwohl sie in Böhmen die Mehrzahl der Protestanten ausmachten, mit Abschaffung ihrer Kirchengebräuche zu drohen; desgleichen in Schlesien den Reformirten das bis dahin ihnen vorenthaltene Recht der Gemeindenbildung zu ertheilen, wodurch den Lutheranern großer Abbruch geschah. Dadurch erwachte allenthalben der seit einiger Zeit eingeschlummerte Parteienhaß zwischen Lutheranern und Calvinisten mit neuer Stärke und mehrte das allgemeine Wirrniß im Lande.

Bei der Bilderstürmerei in der Domkirche, bei der selbst ein Herzog von Weimar zugegen war, enthielt man sich auch nicht des Hohns und Spottes. So schrie Einer bei der Zertrümmerung eines Crucifixes höhnend: „er mag sich selber helfen, wenn er Gottes Sohn ist!" Ein schönes Altarbild von Lucas Cranach wurde herabgeworfen und zu Grunde gerichtet; auch viele andere religiöse Kunstgegenstände wurden zerschlagen und verbrannt. — Auch nicht eine leise Erinnerung an den alten Gottesdienst wurde geduldet; keine Glocke durfte mehr geläutet werden, Altäre wurden mit Tischen, die goldnen und silbernen Gefäße mit hölzernen vertauscht, und bei der Feier des neuen Gottesdienstes, insbesondre des h. Abendmahls, selbst jene Würde und Feierlichkeit unterlassen, mit der doch die Calvinischgesinnten unter den böhmischen Utraquisten ihren Gottesdienst begiengen.

4. Maximilian in Böhmen; die Lausitz von den Sachsen, die Pfalz von Spinola besetzt. Die Schlacht am weißen Berg. Friedrich's V Flucht und Ächtung. Unterwerfung der Böhmen. Rückberufung der Jesuiten. Kampf und Frieden mit Bethlen Gabor.

Nachdem der Herzog Maximilian zu Linz sich als pfandinhabender Statthalter Ober-Österreich's von den vergebens sich weigernden Ständen hatte huldigen und sie dem Bunde mit Böhmen hatte entsagen lassen, zwang er auch den niederösterreichischen Oppositionsrest zur Unterwerfung, enthielt sich aber weislich der ihm von Ferdinand angerathenen Religionsverfolgung, die nach seinem Abzug leicht hätte neue Gährungen anfachen oder auch die Wohlhabenden zur Auswanderung vermögen — folglich ihm die Pfandnutzbarkeit hätte mindern können.

Darauf rückte das vereinigte kaiserliche und ligistische Heer in Böhmen ein, worauf die in Österreich noch stehende böhmische Heeresabtheilung sich nach Mähren zurückzog. Eine Aufforderung an Friedrich, die Krone niederzulegen, und ein Manifest an die Böhmen, das ihnen im Fall der Unterwerfung die kaiserliche Gnade anbot, wurde von dem König und den Ständen mit der Erklärung zurückgewiesen, daß sie „Gut und Blut für ihre Sache einsetzen" wollten. Friedrich selbst hatte sich auch wirklich schon länger her persönlich zum Heere begeben; von böhmischen Herren und Rittern fanden sich aber, als es zur Entscheidung kam, kaum acht ein und diese thaten nach Gutdünken.

Bereits stand auch Kursachsen, das sich weder durch schwedische, noch englische Bemühungen von dem Bündnisse mit dem Kaiser abziehen ließ, gerüstet an der Nordgränze und fiel am 5. October 1620 mit 15,000 Mann in die Lausitz ein, vertrieb den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, der sie vertheidigen sollte, eroberte Bautzen und nahm das Land in Besitz. — Schon im August hatten die Spanier unter Spinola mit 25,000 M. angefangen, die Pfalz zu besetzen, und weder die schwache Union rührte sich zu ihrer Vertheidigung, noch konnte der englische König Jacob I, unterstützt von Frankreich, den in so großem Vortheil stehenden Kaiser zu einem Vergleich bewegen, zu dem auch Friedrich in seiner blinden Zuversicht sich nicht geneigt zeigte.

Den Böhmen blieb nun nichts übrig, als die eindringenden Feinde durch Hin- und Hermärsche zu ermüden. Dadurch, so wie durch Mangel, schlimme Jahreszeit und Seuchen erlitt namentlich das österreichische Heer unter Boucquoi schwere Verluste, und die Zuchtlosigkeiten seiner Soldaten, die sich für mangelnden Sold durch Rauben und Morden, Sengen und Brennen zu entschädigen suchten, mehrten das allgemeine Elend, während das gut bezahlte Heer der Liga doch im Ganzen strengere Mannszucht hielt, aber ebenfalls durch Mangel, Seuchen und Verluste litt.

Ohne auf Boucquoi's Vorschlag zu einem Zug nach dem weniger ausgesaugten Mähren, einzugehen, beschloß nun Herzog Max unmittelbar

auf Prag, als den Herd der ganzen Bewegung, loszugehen und dadurch eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Nach einem eilftägigen vergeblichen Verweilen vor Pilsen, das Mansfeld noch besetzt hielt (ungeachtet er von Friedrich vernachlässigt und vom Kaiser durch Versprechungen gelockt wurde), so wie nach Zurückweisung eines Unterhandlungsversuchs, zu dem sich König Friedrich persönlich in des Herzogs Lager begeben wollte, — brach das ligistische Heer (d. 22. Oct.) gen Prag auf.

Eine Zeit lang zog das böhmische Heer, geführt vom Prinzen Christian, Friedrich's Hauptfeldherrn, neben dem ligistischen her und suchte ihm durch unaufhörliche Angriffe Abbruch zu thun. Als es nicht mehr zweifelhaft war, daß es auf Prag abgesehen sei, (was Graf Thurn durchaus nicht hatte glauben wollen), eilte Prinz Christian mit dem Heere den Vorsprung zu gewinnen und langte nach einem beschwerlichen Nachtmarsche auf grundlosem Boden am 7. Nov. auf dem vor Prag liegenden sog. weißen Berg an, wo das Heer ein Lager aufschlug und den Feind erwartete.

Die böhmische Heeresstellung war im Rücken durch die Stadt —, zur Rechten durch den mit vielen Truppen besetzten königlichen Park, zur Linken durch einen steilen Abhang gedeckt. Die dem Angriff ausgesetzte, gleichfalls ziemlich steile Vorderseite wurde nur durch Verschanzungen verwahrt, die jedoch schwach waren, da Friedrich aus Sorglosigkeit nichts vorgesehen hatte und auch die Böhmen, wie immer, den erhaltenen Befehlen wenig oder nicht gehorcht hatten. Als sich am 8. November frühmorgens die Nebel getheilt hatten, ließ Prinz Christian das nur 21,000 M. starke böhmische Heer, das um ein Drittheil schwächer als das gegnerische, und überdieß durch die Anstrengungen der Märsche und Nachtwachen erschöpft und entmuthigt war, in einen Bogen sich aufstellen. Bald nachdem auch die böhmische Nachhut, von den Bayern verfolgt, das Lager auf dem weißen Berg erreicht hatte, — erschien Herzog Max mit dem ligistischen Heere — es war 9 Uhr Morgens — im Angesichte des böhmischen Heeres, während Boucquoi mit den Kaiserlichen noch zurück war. Vergebens drang Prinz Christian darauf, die Bayern sogleich anzugreifen und, ehe die Kaiserlichen kämen, zu vernichten. Der Graf von Hohenlohe, der Reiterführer, widerstand aber diesem Rathe, und während dieses Streites gieng der günstige Angriffsmoment verloren: denn gegen Mittag langte auch Boucquoi an und bezog den rechten Flügel des vereinigten Heeres, während Max und Tilly den linken ordneten. Zwar wollte der stets bedenkliche Boucquoi nicht zu einem Angriff stimmen; allein Max und Tilly bestanden darauf, und der letztere übernahm den Oberbefehl des Vordertreffens; Max und Boucquoi nahmen ihren Stand beim Hintertreffen. Es war Sonntag und man pflegt zu erinnern, daß der Evangelientext dieses Tages die Stelle enthält: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist."

Um Mittag zwischen 12 und 1 Uhr begann die Schlacht am weißen Berg, „an der Stelle, auf welcher die Böhmen zuerst Friedrichen als König begrüßt hatten", und ehe eine Stunde vergieng, war der Sieg für die Verbündeten entschieden: ein Theil des böhmischen Heeres deckte die Wahlstatt, der andere löste sich in volle Flucht auf und ließ Lager, Geschütz und Gepäck in den Händen der Sieger.

Der Verlauf der Schlacht war folgender: Ein lebhaftes Kanonenfeuer empfieng die bergan rückenden Katholiken, so daß ein Wanken in ihren Reihen bemerklich wurde, und Prinz Christian den Feind zu werfen befahl. Dieser aber hielt Stand, da das schlecht gerichtete

Geschütz meist über die Köpfe weggieng. Plötzlich ergriff Thurn's Regiment die Flucht und entmuthigte dadurch die böhmische Reiterei, bis der Sohn des Prinzen Christian mit seiner Reiterabtheilung hervorbrach und durch einen heftigen Ansturm die kaiserliche Reiterei zum Weichen brachte. Allein Tilly entsandte sogleich bayrische Hülfe; die Anstürmenden wurden geworfen; der junge Fürst stürzte verwundet zu Boden, raffte sich zwar wieder auf, wurde aber auf der Flucht mit vielen Andern von wallonischen Reitern gefangen. Auch die Mähren unter dem Grafen Schlick fochten herzhaft. Allein 6000 aller Zucht entwöhnte Ungarn, die das Hintertreffen ausmachten und einige Tage vorher schon eine Schlappe erhalten hatten, flohen ohne Schwertschlag und rissen die noch Übrigen mit in die Flucht. Zwar suchten Prinz Christian, Graf Thurn und Andere die Fliehenden wieder zum Angriff vorzuführen; allein sie liefen hinter ihnen wieder davon, so daß (wie Prinz Christian dem König berichtete) „ein Alexander, Julius Cäsar und Karl der Große solch Volk nicht hätte zum Stehen bringen können." — Unter den Todten auf der Wahlstatt lag auch Graf Heinrich von Pappenheim, den ein Soldat aus den Händen der Croaten rettete; für todt aufgehoben genaß er wieder und ward späterhin als Reiterführer lange der Schrecken der kaiserlichen Feinde. Unter den 500 Gefangenen befand sich auch Graf Schlick.

Friedrich, der gleichfalls Tags zuvor aus dem Felde in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, hatte Vormittags in der Hofkirche dem Gottesdienst angewohnt, und saß eben, während vor Prag's Thoren seine Krone auf dem Spiele stand, mit seiner Gemahlin bei der Mittagstafel, als er die Nachricht von der begonnenen Schlacht erhielt. Er eilte hinaus zu den Wällen; aber ehe er noch das Thor erreichte, kam ihm Prinz Christian ohne Hut mit der Hiobspost der verlorenen Schlacht entgegen, während viele Offiziere die Schanzen herauf kletterten, um sich in die Stadt zu retten. In der Bestürzung schickte nun Friedrich an den Herzog von Bayern und bat ihn um einen Waffenstillstand auf 24 Stunden, erhielt ihn aber nur auf acht Stunden, während welcher sich doch kein Rath für ihn fand. Denn obgleich sein Heer nur geschlagen, nicht vernichtet war, überdieß Mansfeld noch viele Plätze inne hatte, auch ein ungar'sches Hülfsheer anrückte, dazu Prag, ungeachtet der Vernachlässigung seiner Werke, bei entschiedenem Muth wohl hätte vertheidigt werden können, indem Winter, Hunger und Seuche dem ebenfalls geschwächten Feinde keine lange Belagerung gestattet hätten: so ließ ihm doch das nun hervortretende Gefühl, „daß sein Königthum keinen sichern Grund in dem Glauben (des Volks) an seine Rechtmäßigkeit" habe, nicht den mannhaften Muth zu, es mit Selbstaufopferung zu behaupten; und selbst der, welcher ihn am meisten angetrieben hatte, nach dieser Höhe zu greifen, trieb ihn auch jetzt am hastigsten zum Aufgeben derselben an. Mit Zurücklassung von Krone und Scepter, die schon gepackt waren, floh Friedrich am folgenden Morgen mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Christian nach Schlesien. Da er jedoch dort keine Hülfe fand, weil sich die Schlesier gegen Bestätigung ihres Majestätsbriefs dem Kaiser unterwarfen, begab er sich in der Hoffnung auf Unterstützung von Seiten der nordischen Mächte, insbesondre Dänemark's, nach Berlin, und da ihm seine Wünsche nicht gewährt wurden, nach Holland, beladen

mit der Reichsacht, welche der Kaiser am 29. Januar 1621 über ihn und seinen Anhang aussprach.

Die Sieger ließen es an Spott nicht fehlen: man nannte Friedrichen hinfort nur den Winterkönig, und an dem Hause des englischen Gesandten in Wien fand sich ein Zettel angeklebt, worauf in Form eines Steckbriefs stand, es sei ein König verloren gegangen; wer ihn finde, erhalte eine große Belohnung! — Friedrich's Gemahlin, die stolze Elisabeth, mußte es demnach erleben, daß ihr Gemahl nicht nur die ihm vorzüglich von ihr aufgedrängte Krone, sondern auch seine Erblande verlor und sich vergebens zu der demüthigenden Erklärung getrieben sah, sich um den Preis der Begnadigung zum persönlichen Fußfall und zur Abbitte vor kaiserlicher Majestät verstehen zu wollen. — (Dr. Eckenberg in seinen Hermäen I. macht darauf aufmerksam, daß diese stolze Fürstin noch den schrecklichen Tod ihres Bruders, König Karl's I von England und den Sturz des englischen Königthums durch Cromwell's Republik erlebte, ja die Drangsale des 30jährigen Kriegs, an dessen Beginn sie Mitschuld hatte, überlebte; — daß sie anderseits aber auch die Rückkehr ihres Neffen, Karl's II, auf den englischen Thron sah und durch die Vermählung ihrer beiden Töchter die Ahnfrau des Kaiserhauses Österreich-Lothringen und dadurch auch von Toscana, Modena, von beiden Sicilien, von der Königin Isabella von Spanien, der Maria da Gloria in Portugal, ferner des französischen, des dänischen, des britischen und preußischen Königsstammes, so wie durch letzteres auch des russischen Czarengeschlechtes wurde.)

Drei Tage nach der Schlacht huldigte Prag und am vierten meldete Maximilian dem Papste den Ausgang der Sache mit den Worten: „Ich kam, sah und — Gott siegte!" Auch die Stände Böhmen's schwuren nun dem Kaiser, als succedirendem Könige in Böhmen, nachdem sie zuvor demüthige Abbitte gethan und alle Conföderationsurkunden ausgeliefert hatten. Darauf übergab der Herzog die Verwaltung Böhmen's dem vom Kaiser ernannten Statthalter, Fürsten Karl von Lichtenstein, die militärische Bewachung Prag's aber dem Tilly mit einem Theile des ligistischen Heeres und kehrte nach München zurück.

Die erste Handlung der kaiserlichen Verwaltung in Böhmen war die Zurückrufung der Jesuiten, die sogleich wieder in ihre Güter eingesetzt wurden. Ehe man aber weitere Schritte zur Unterdrückung des Protestantismus zu thun wagte, wollte man erst das Land von den feindlichen Heeren befreien. Denn Boucquoi hatte sich nach Mähren gewendet, brachte es zur Unterwerfung und zog dann nach Ungarn zur Bekämpfung Bethlen Gabor's. Mansfeld's Truppen durchzogen von Pilsen und andern festen Plätzen aus das Land, um diejenigen zu strafen, die dem Ferdinand gehuldigt hatten. Schon gieng er damit um, Prag zu überfallen, als der Kaiser eine ungeheure Summe auf seinen Kopf setzte und Maximilian auf Ferdinand's Bitten Verstärkungen sandte. Da, als eben Mansfeld im Reiche bei einer Versammlung der Unirten war, fiel Pilsen durch Bestechung in kaiserliche Hände, worauf allmählich auch die noch übrigen Plätze theils mit den Waffen, theils durch Bestechung eingenommen wurden.

Die Bekämpfung Bethlen Gabor's, den der Graf Thurn unterstützte, kostete viele Mühe und dem Kaiser anfangs die besten Feldherren: Dampierre fiel bei Presburg, Boucquoi bei Neuhäusel. Zwölfhundert Ortschaften giengen in Rauch auf und Bethlen Gabor

streifte wieder bis vor Wien. Nach der Unterwerfung Mähren's aber schlug Wallenstein den Markgrafen von Brandenburg und verheerte Ungarn dergestalt, daß viele Magyaren von Bethlen Gabor abfielen und dieser genöthigt war, mit dem Kaiser Frieden zu schließen und dabei auf die Krone Ungarn's zu verzichten. Er begnügte sich mit dem lebenslänglichen Genuß von sieben Gespannschaften und mit dem Titel und der Würde eines Reichsfürsten.

4. Gegenreformation in Böhmen. Pater Lemmermann. Hinrichtung der 27. Vertreibung der prot. Prediger und Lehrer. Gütereinziehungen. Conversionszwang. Vernichtung des Majestätsbriefs. Gegenreformation in Oberösterreich.

Inzwischen hatte Ferdinand zunächst in Prag die längst beabsichtigte Gegenreformation beginnen und mit der politischen Bestrafung Hand in Hand gehen lassen. Zuerst wurden alle calvinistischen Prediger verbannt und sämmtliche Schulanstalten mit Einschluß der Universität der Leitung der Jesuiten übergeben. Die lutherischen Prediger wurden anfangs, aus Rücksicht auf Kursachsen, noch belassen. Von Friedrich's Anhängern wurden sodann 48 der angesehensten Prager und 30 vom Lande gefangen. Anfangs war Ferdinand geneigt, kein Bluturtheil zu fällen, wie er denn auch in Mähren sich dessen enthalten hatte; allein die Vorstellungen seines Beichtvaters, des Jesuiten Lemmermann, daß durch ein abschreckendes Beispiel dem Ketzerwesen gesteuert werden könne, und die Versicherungen der früher mißhandelten Statthalter, daß der böhmische Trotz nur durch den Henker gebrochen werden könne, machten ihn anderes Sinnes, und am 21. Juni 1621 wurden sieben und zwanzig jener Gefangenen hingerichtet, die andern mit Gefängniß gestraft, von allen aber die Güter eingezogen und dieselben den Jesuiten zur Entschädigung gegeben.

Die Hinrichtung der Unglücklichen hatte vor dem Prager Rathhaus Statt, auf deren Altan der kaiserliche Statthalter in stolzer Richterhaltung saß. Alle starben mit dem größten Zeugenmuthe. Der erste, der an die Reihe kam, war der Graf Joachim Andreas Schlick, ehemaliger Oberstlandrichter Böhmen's und Landvogt der Lausitz. Er war gerade in Sachsen abwesend, als die andern in Prag gefangen wurden; allein der Kurfürst von Sachsen hatte ihn, auf Antrieb seines Hofpredigers Hoe von Hohenegg, ausgeliefert. Vor der Hinrichtung rief er laut: „Zerreißet diesen Leib in tausend Stücke, durchwühlet meine Eingeweide, ihr werdet nichts Anderes finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Religion und Freiheit hat uns das Schwert in die Hand gegeben; weil aber Gott dem Kaiser den Sieg verliehen hat, so geschehe des Herrn Wille!" — Es wurde ihm zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen. Unter den Hingerichteten befand sich auch der Universitätsrector Jessenius von Jessen, ein berühmter Arzt, dem vor der Hinrichtung die Zunge ausgeschnitten wurde, weil er in den böhmischen Unruhen oft durch seine Beredsamkeit das Volk angefeuert hatte; sein Leichnam wurde mit vier Pferden zerrissen und die Stücke an Pfählen in den Hauptstraßen ausgehängt. — Der Stadtschreiber Winitz wurde vorher mit der Zunge an den Galgen genagelt und in dieser schmerzhaften Stellung mußte er mehrere Stunden aushalten, bis ihn der Todesstreich traf!

Nach der Bezwingung Ungarn's hatte Ferdinand in Böhmen ganz freie Hand. Nachdem vollends der päpstliche Legat Caraffa dem Grund=

satz Geltung verschafft hatte, daß der Kaiser das Recht habe, den Glauben seiner Erblande festzusetzen, wurden auch die deutschlutherischen Prediger nicht mehr geduldet: sie erhielten am 28. Oct. 1621 den Befehl, Prag zu verlassen. und selbst Kursachsen's Verwendung konnte ihnen nicht helfen, die Schadenfreude der Calvinisten sie auch nicht trösten. Bald darauf erfolgte die Austreibung aller lutherischen Prediger aus allen böhmischen Orten, und gewöhnlich wanderten auch viele glaubenstreue Bürger mit ihnen in die Verbannung. Auch aus den Rathscollegien wurden die protestantischen Mitglieder, so wie aus der Universität die protestantischen Professoren abgedankt und durch katholische ersetzt.

Darauf erschien eine kaiserliche Aufforderung, daß alle, die sich der Theilnahme an der Rebellion bewußt wären, sich selbst stellen und auf erfolgte Abbitte Vergebung erlangen sollten; wer nicht erscheinen würde, müßte den Tod gewärtigen. Da stellten sich 780 meist aus dem Adelsstande: sie erhielten zwar Vergebung, wurden aber alle mit dem ganzen oder theilweisen Verlust ihrer Güter gestraft. Obgleich sämmtliche Confiscationen, wie Manche annehmen, 24 Millionen Thaler betrugen, so fiel doch der geringste Theil dem kaiserlichen Fiscus zu, dessen Erschöpfung sie hatten abhelfen sollen: das Meiste erhielt der katholische Adel zur Belohnung seiner Dienste, und der große Reichthum mancher dieser Standesherren (eines Wallenstein, Lichtenstein, Dietrichstein ꝛc.) hatte in dieser Erwerbsart seinen Grund.

Da aber ungeachtet der Vertreibung der Prediger und Schullehrer die große Mehrzahl des Volks noch an dem protestantischen Bekenntniß hieng, so wurden auch die protestantischen Bürger und Bauern Böhmen's und der ihm einverleibten Länder zum Katholicismus genöthigt, und wer sich nicht zum Religionswechsel verstehen wollte, mußte das Land verlassen.

Die Zwangsmittel zur Katholisirung waren verschieden. So erschien ein Befehl, daß ein Nichtkatholischer weder das böhmische Bürgerrecht bekommen, noch ein Gewerbe treiben, noch heirathen, noch testiren dürfe. Kein Protestant durfte bei Verlust seines Eigenthums einem Geistlichen bei sich Aufenthalt gewähren, noch seinen Kindern protestantischen Unterricht ertheilen lassen. Kein katholischer Geistlicher durfte einen Protestanten beerdigen. Protestantische Arme wurden aus den Hospitälern gestoßen, wenn sie nicht katholisch werden wollten. Priester giengen von Haus zu Haus und verzeichneten diejenigen, welche nicht katholisch werden wollten, und da sich sehr Viele deß weigerten, so wurden sie, um kein Aufsehen zu machen, allmählich in Haufen von 50 und 60 aus dem Lande geschafft. Die Vermöglichen wanderten aus, die Armen blieben zurück und wurden katholisch. — Auf dem Lande verfuhr man mit weniger Schonung: die Einwohner mancher Dörfer und Städte wurden durch Soldateneinlagerungen zum Übertritt oder zur Auswanderung genöthigt, Widerspänstige in's Gefängniß geworfen. In Lissa zündeten daher die Bürger ihre Häuser selber an und entflohen. Als die Stadt Parachatitz den Soldaten die Thore schloß und sich um ihres Glaubens willen vertheidigte, wurde sie erstürmt und ihre Einwohnerschaft niedergemacht, so daß 1660 Todte in den Gassen herumlagen. — Viele Bauern flüchteten sich in die Gebirge, lebten dort verborgen und pflanzten ihren Glauben auf ihre Nachkommen fort. Mit der steigenden Verfolgung rotteten sie sich in Haufen zusammen

und vergalten ihren Verfolgern mit großen Grausamkeiten, für die sie aber mit eben so grausamem Tode büßen mußten.

Im Jahr 1627 ließ Ferdinand seinen Erbprinzen zum König von Böhmen krönen und erklärte bei dieser Gelegenheit, daß der Majestätsbrief Rudolf's sammt der bisherigen freien Königswahl forthin ungültig sei, und daß keine anderen, als katholische Unterthanen geduldet werden sollten. Die ihren Glauben nicht lassen wollten, bekamen sechs Monate Frist, binnen welcher sie ihre Güter verkaufen durften, dann aber das Land verlassen mußten. — Also kam Ferdinand's Gegenreformation zu Stande. Man rechnete, daß an 3000 Familien, darunter 185 Adelsgeschlechter, auswanderten und auf diese Weise bewiesen, daß ihnen der Glaube über Vaterland und Besitzthum gieng; denn sehr viele von ihnen verließen ganz arm oder mit großem Güterverlust ihre angestammte Heimath.

Die Ausgewanderten suchten und fanden Zuflucht in Sachsen, Brandenburg, der Schweiz und Siebenbürgen. Auf lange hinaus aber war durch diese Katastrophe Böhmen's Wohlstand gelähmt und Kunst und Wissenschaft aus Böhmen verscheucht. Auf ganz gleiche Weise, wie Böhmen, wurde Oberösterreich wieder in die katholische Kirche zurückgetrieben. Die Strenge und Härte, womit dieß geschah, rief hartnäckige Aufstände hervor, die nur im Blute erstickt wurden. — In Schlesien und der Lausitz konnten nur die dem Kaiser unmittelbar untergebenen Orte zur Bekehrung gebracht werden, da sich in Schlesien die protestantischen Herzoge von Liegnitz, Brieg, Bernstedt, Wohlau ꝛc. ihre landesherrlichen Rechte vorbehalten hatten, — den Lausitzern aber Kursachsen ihre bürgerlichen Rechte verbürgt hatte.

5. Der Krieg in der Pfalz: Prinz Christian von Braunschweig-Halberstadt. Die Seegeberger Convention. Auflösung der Union. Christian in Niedersachsen und Westfalen; Mansfeld in der Oberpfalz und in Franken. Maximilian mit der Oberpfalz belehnt. Mansfeld in der Unterpfalz und im Elsaß. Tilly's Niederlage bei Wiesloch; seine Siege bei Wimpfen und Höchst. Christian's und Mansfeld's Rückzug nach den Niederlanden. Übertragung der Kur auf Maximilian. Beibehaltung des ligistischen Heers.

Obgleich die über Friedrich V verhängte Acht im Grunde der gesetzlichen Formalität ermangelte, hüteten sich doch die meisten Fürsten, besonders Brandenburg und Sachsen, für ihn irgend eine Verwendung eintreten zu lassen. Nichts desto weniger wiegte sich der Vertriebene, von Theologen und Sterndeutern gehalten, in den schönsten Hoffnungen von seiner baldigen Wiederherstellung. Auch schloß sich bald der Prinz Christian von Braunschweig, Administrator des Bisthums Halberstadt, an ihn an, aber keineswegs aus religiösen Gründen, sondern theils aus einer phantastisch-ritterlichen Galanterie gegen Friedrich's Gemahlin, theils und vorzüglich aus der Besorgniß, der Kaiser möchte den „geistlichen Vorbehalt" gegen ihn geltend machen und das von ihm verwaltete Bisthum einem katholischen Fürsten übertragen.

Von ihm getrieben, traten die Stände des niedersächsischen Kreises zusammen und beschloßen in der Seegeberger Versamm-

lung, die Sache des Pfälzers zu der ihrigen zu machen, daher sich mit Christiern (Christian) von Dänemark (XX. 4, 3. a. E.) zu verbinden, ein Heer von 20,000 M. zu Fuß und 6000 Reitern aufzustellen und sich an die Union anzuschließen. Die Verfolgung, welche gerade zu dieser Zeit über die Böhmen ausbrach, bestärkte die Verbündeten nur noch mehr in ihrem Vorhaben. Zwar veranlaßte die schlimme Nachricht von der erfolgten Selbstauflösung der Union manchen Verbündeten wieder zum Austritt aus der Seegeberger Verabredung; indeß schienen doch wenigstens außer dem Halberstädter Christian der König von Dänemark, der Herzog Christian d. Ä. von Celle und der Herzog Otto von Wolffenbüttel derselben noch treu zu bleiben. Allein als der Kaiser dem Dänenkönig für seine beiden Söhne einige von ihm begehrte Domkapitel versprach, trat Christiern IV aus dieser Verbindung zurück und bewies dadurch, daß es ihm im Grunde nicht um eine Unterstützung Friedrich's oder gar der protestantischen Sache, sondern nur um seine eigene Vergrößerung auf Kosten Deutschland's zu thun war.

Die Union nahm in folgender Weise ihr definitives Ende: am 12. Sept. 1621 schloßen die unirten Fürsten mit Spinola in der Pfalz eine Übereinkunft, worin sie sich verbindlich machten, dem Friedrich weder unmittelbaren, noch mittelbaren Beistand zu leisten, sich nicht mehr als Union zu constituiren, noch sonst ein Bündniß gegen den Kaiser einzugehen, und erhielten dagegen von dem Spanier das Versprechen, daß er keinen von ihnen feindlich behandeln wolle. So wurde denn der pfälzische Kurfürst von der Union, deren Oberhaupt er seit eilf Jahren gewesen war, preißgegeben und verläugnet.

Nichts desto weniger aber blieben der Halberstädter Christian und der Markgraf Friedrich von Baden, unterstützt mit holländischem Gelde, in den Waffen und suchten zu Friedrich's Gunsten weitern Anhang zu gewinnen. Einstweilen begann Christian, ein von Natur wilder und ausgelassener, leichtsinniger und übermüthiger Mann, den Krieg in Deutschland damit, daß er die geistlichen Stifter in Niedersachsen und Westfalen plünderte und dabei das Anzünden der Städte und Dörfer durch eigens angestellte Brandmeister kunstmäßig betrieb.

Als er im Dom zu Paderborn die silbernen Bildsäulen der Apostel fand, rief er lachend: „Was macht ihr hier, da geschrieben steht: Geht in alle Welt! wart', ich will euch hinausschicken!" und ließ daraus Thaler prägen mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" Er verübte an Frauen und Geistlichen die schändlichsten Gräuelthaten und pflegte sich derselben an offener Tafel zu rühmen.

Gleichfalls wohl mit holländischem Gelde warb Mansfeld, der nach dem Verluste Böhmen's im Auftrage Friedrich's V die Oberpfalz besetzt hielt, ein ansehnliches Heer, und ihm schloßen sich die Herzoge Friedrich und Wilhelm von Weimar an, welche bisher schon nebst ihrem ältern Bruder Johann Ernst für Friedrich V in Böhmen und in den Niederlanden thätig gewesen waren.

Obgleich die Liga jene Sammlung des mansfeldischen Heeres so nahe an der böhmischen Gränze hätte vereiteln können, so geschah es doch nicht. Erst Ende Mai's brach Tilly aus Böhmen nach der Oberpfalz auf, konnte aber gegen Mansfeld, der die katholischen Stifter in Franken ausbeutete, ohne Verstärkung aus Bayern nichts ausrichten. Diese gewährte jedoch Herzog Maximilian erst, nachdem ihm der Kaiser sein früher gethanes Versprechen erfüllte und ihn, wenn auch einstweilen insgeheim, am 22. Sept. 1621 mit der Oberpfalz belehnte und rücksichtlich der ihm in Bezug auf die Oberpfalz aufgetragenen Achtsvollstreckung entschädigende Vortheile gewährte.

Jetzt erst bot Maximilian seine Bayern auf, nahm Cham, Amberg und andere Plätze ein, vereinigte sich dann mit Tilly und der Liga und trieb den Mansfelder so in die Enge, daß dieser, um sich aus der Umstellung zu retten, sich erbot, mit seinem Heere zum Kaiser überzugehen. Während der Unterhandlungen aber entkam Mansfeld in einer stürmischen Nacht mit seinen Truppen nach der Unterpfalz, aus welcher Spinŏla nach Flandern abgerufen worden war, indem dort nach dem Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes der Holländer mit Spanien die Erneuerung des niederländischen Krieges bevorstand.

Man gab dem Herzoge schuld, daß er den Mansfeld absichtlich habe entschlüpfen lassen, weil, wenn Mansfeld's Unterwerfung vom Kaiser angenommen worden wäre, der Krieg zu Ende gewesen wäre, was den Herzog um seinen Lohn gebracht, und den Kaiser in seiner Aussicht, seine Macht im Reiche herzustellen, gehindert hätte. Der Herzog suchte daher jenen Verdacht in einem besondern Schreiben an Kurmainz von sich abzuwälzen.

Nach Mansfeld's Abzug ließ sich Maximilian in der Oberpfalz huldigen: denn bereits war es im Werk, daß er gegen Räumung des ihm verpfändeten Oberösterreich's die Oberpfalz eigenthümlich bekommen solle.

Eben belagerte der an Spinŏla's Stelle in der Unterpfalz befehligende spanische Feldherr Cordŏva das damals feste Frankenthal, als Mansfeld nach der Besetzung Mannheim's das bedrängte Frankenthal rettete, worauf er den Herbst und Winter hindurch, seinem Grundsatz gemäß, „der Krieg müsse den Krieg ernähren", die Bisthümer Speyer und Straßburg schrecklich brandschatzte, ohne daß die Ligisten und Spanier ihm Einhalt zu thun vermochten.

Schon war eine Vereinigung des Halberstädter Christian, der mit 20,000 M. in Westfalen schrecklich hauste, und des Markgrafen Georg Friedrich von Baden, der mit 15,000 M. in seinem Lande zum Losschlagen bereit stand, mit dem Mansfeld, der im Elsaß sein Heer auf 20,000 M. vermehrt hatte, im Werk. Gelang diese Vereinigung, so war Tilly verloren, und da auch andere protestantische Fürsten rüsteten, und Friedrich V von Holland her verkleidet sich in Mansfeld's Lager einfand, um dem Ganzen durch seine Gegenwart und durch seinen kurfürstlichen Namen einen Zusammenhalt zu geben: so erhoben sich für den Kai-

ser die größten Gefahren. Daher trat Tilly zunächst dem Mansfeld entgegen, um jede Vereinigung zu hindern. Allein Mansfeld schlug den Tilly bei Wiesloch (1622) und verschaffte dem Kurfürsten auf kurze Zeit den Wiedereintritt in seine Erblande.

Leicht hätten die Verbündeten den geschlagenen Feind, der bis Heilbronn am Neckar zurückgewichen war, vernichten können, da sie ihm doppelt überlegen waren; allein, sei's, daß sich die Feldherren nicht vertrugen oder daß die Verpflegung ihrer Heere auf Einem Raum zu schwierig war, sie trennten sich wieder, — Mansfeld, um die Spanier aufzuhalten und die Bergstraße wieder zu erobern, der Markgraf, um den Tilly am obern Neckar zu beobachten und, wo möglich, Württemberg zum Anschluß zu gewinnen.

Eiligst rief Tilly die Spanier herbei, und als diese ungefährdet in Tilly's Lager bei Wimpfen anlangten, brach Tilly sogleich gegen den Markgrafen los und schlug ihn den 6. Mai 1622 in der Schlacht bei Wimpfen so auf's Haupt, daß derselbe nur durch den freiwilligen Heldentod der vierhundert Pforzheimer vom eigenen Untergang gerettet wurde.

Ein furchtbares Geschützfeuer eröffnete die Schlacht und fünf Stunden lang wurde mit abwechselndem Glücke und unglaublicher Erbitterung gestritten. Ein auffliegender Pulverwagen brachte das badische Heer in Verwirrung, und selbst die angestrengteste Tapferkeit des Markgrafen konnte die Niederlage nicht abwenden. Als er in der äußersten Noth war, umgaben ihn die getreuen Pforzheimer mit ihrem Bürgermeister Deimling und starben alle tapfer fechtend den Tod für ihren Fürsten. (Diese Heldenthat pflanzte sich nur durch mündliche Tradition fort, bis später Markgraf Karl Friedrich ihr Andenken erneuerte.)

Dieser Sieg Tilly's hinderte den Abfall des südwestlichen Deutschland's. Nach einem kurzen Zug Mansfeld's mit dem Markgrafen in's Elsassische, um dort seinen vom Bischoff von Straßburg (einem Erzherzog Leopold) bedrohten Waffenplatz Hagenau zu retten, was auch gelang, — eroberten die Verbündeten (von Mannheim aus) Darmstadt, um dem anrückenden Halberstädter Christian freien Paß zu machen. Diese Vereinigung zu hindern und zugleich den Mansfeld vom Elsaß abzuschneiden, rückte nun Tilly gegen Mannheim, so daß Mansfeld zum Schutze Mannheim's zurückeilte, wogegen nun Tilly, an den Main rückend, den Halberstädter bei Höchst, das dieser nach einem Raubzug durch Fuld und Würzburg eingenommen hatte, überraschte und auch ihm eine schwere Niederlage beibrachte, aus der Christian nur mit einem Theile der Reiterei entkam, um sich mit Mansfeld zu vereinigen.

Allein Friedrich's V Sache war zu Ende. Der Markgraf von Baden, dieß erkennend, dankte sein Heer ab und blieb vom Kaiser unbelästigt; selbst Friedrich verließ nun die Pfalz wieder: Mansfeld und Christian aber, dem Tilly ausweichend, zogen unter gräulichen Verheerungen in's Elsassische, während Tilly Heidelberg und Mann-

heim eroberte und die Pfalz unter seinem zuchtlosen Heere nicht minder zu seufzen hatte.

In Heidelberg ward auch die berühmte Bibliothek geplündert: viele Bücher wurden verderbt oder um einen Spottpreis verkauft. Die wichtigsten Werke schenkte Herzog Maximilian auf Anhalten des Nuntius Caraffa dem Papste; ein Theil wanderte nach Wien. Erst im Jahre 1815 wurde ein Theil davon von Rom wieder an die Universität Heidelberg zurückgegeben.

Nunmehr erkannte Friedrich V, daß er mit dem Mittel der Waffen nicht mehr zu seiner Pfalz gelangen könne. Er befolgte daher den Rath seines Schwiegervaters und suchte des Kaisers Verzeihung dadurch zu erlangen, daß er den Mansfeld aus seinem Dienst entließ und die Verbindung mit ihm und dem Christian von Halberstadt aufgab. Dagegen erklärte nun Mansfeld gegen Tilly, er und Christian seien bereit, in des Kaisers Dienste zu treten, wenn man ihren Heeren den rückständigen Sold gewähre, wo nicht, wenigstens die Acht aufhöbe und Amnestie ertheile, wogegen sie das Reich verlassen wollten. Da man sie aber keiner bestimmten Antwort würdigte, fanden beide es gerathener, den deutschen Boden zu verlassen. Sie zogen eiligst durch Lothringen und Flandern unter gewohnten Brandschatzungen und Mordbrennereien, schlugen sich bei Fleurus durch das spanische Heer hindurch und erreichten mit den Trümmern ihrer Heere das holländische Gebiet, um in die Dienste der niederländischen Union zu treten.

Die Unterhandlungen Friedrich's und seiner Freunde führten jedoch nicht zum erwünschten Ziele: alle seine und seines Schwiegervaters Schritte waren vergebens; und keiner der deutschen Fürsten wagte es, sich seiner anzunehmen. Und nun drang Herzog Maximilian, gestützt auf die großen Dienste, welche er durch seine Waffen dem Kaiser geleistet, mit dem größten Nachdruck auf die öffentliche und förmliche Übertragung der Kur an sein Haus. Da Ferdinand die Gründe dieser Forderung nicht in Abrede stellen konnte, so ward ihm nach Zurückweisung aller von Spanien und England erhobenen Einsprüche, auf dem Kurfürstentag zu Regensburg die pfälzische Kurwürde feierlich verliehen, und am 25. Februar 1623 verrichtete bei der Festtafel der neue Kurfürst zum erstenmal dem Kaiser den Dienst des Erztruchseßenamts.

Die Einwendungen mancher deutschen Fürsten gegen die Übertragung der Kur an Bayern wußte der Kaiser auf verschiedene Weise zu entkräften. Dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der dagegen war, sprach er in dem Marburger Erbtheilungsstreit desselben mit Hessen-Kassel zum Nachtheil des letztern die ganze Erbschaft zu und fesselte ihn dadurch für immer an die kaiserliche Partei. Um Kursachsen's Einwendungen verstummen zu machen, trat der Kaiser ihm die pfandweise überlassene Ober- und Niederlausitz in förmlichen Besitz ab und gab ihm auch Anwartschaft auf noch einige andere Herrschaften.

Doch erhielt der Herzog von Bayern die pfälzische Kurwürde (auf Kursachsen's ausdrückliche Forderung) damals nur auf Lebenszeit, und ausdrücklich wurden den Kindern Friedrich's V ihre Rechte vorbehalten, wenn der Beschluß einer spätern Reichsversammlung solche anzuordnen für gut finden sollte. Diese Clausel genehmigte der Kaiser in der Ab-

sicht, daß Maximilian die Erblichkeit der Kur, nach der er strebte, durch neue außerordentliche Verdienste um Österreich erkaufen sollte. Auf die Einwendungen des Kurfürsten von Brandenburg wurde kein Gewicht gelegt. — Die Übertragung der Kur an Bayern hatte auch die Folge, daß im Kurfürstencollegium die Stimmen der Protestanten fortan auf nur zwei beschränkt wurden, so daß der Papst, der dem Herzog zur Erreichung dieses Ziels mit Eifer behülflich war, dieses Ereigniß festlich begieng und man in katholischen Landen den Herzog den „neuen Vorkämpfer Rom's gegen die Ketzer Deutschland's" nannte und bereits die Vernichtung des Lutherthums prophezeihte.

Nach dem Schlusse der allgemeinen Reichsverhandlungen wurde ein Bundestag der Liga gehalten, auf welchem beschlossen wurde, das ligistische Heer unter Tilly, der für seine Verdienste in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, an der niedersächsischen Gränze stehen zu lassen, nicht um angriffsweise zu verfahren, sondern um theils die Ruhe in den aufgeregten Gegenden herzustellen, theils und vorzüglich aber, um den von Norden her auf's Neue drohenden Angriffen Mansfeld's und Christian's eine zeitige und kräftige Abwehr entgegensetzen zu können.

3. Kapitel. Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs: der niedersächsisch-dänische Krieg.

1. Christian's und Mansfeld's Einfall in Nordsachsen. Tilly's Sieg bei Stadtlohn. Christian's und Mansfeld's Rückgang nach Holland. Bethlen Gabor's Einfall in Ungarn. Tilly's Repristinationen in Norddeutschland. Vereinigung Dänemark's, England's und der Niederlande gegen die Liga. Christiern IV nieders. Kreisoberst. Christian's und Mansfeld's Werbungen.

Mansfeld und Christian hatten unterdeß den Holländern zur Entsetzung von Bergen op Zoom geholfen, aber überall im Lande mit ihren Raubschaaren so gewüstet, daß man dieselben zu entfernen suchte. Nicht ohne holländischen Antrieb und Geldbeistand fiel daher Mansfeld brandschatzend und plündernd in Ostfriesland ein und erzwang sich von da aus vom Grafen von Oldenburg Geld und freien Durchzug. Christian dagegen fiel in's Osnabrückische ein, nahm untern andern Hameln, Rinteln und Höxter weg und hoffte auf den Anschluß anderer protestantischen Mächte des Nordens, wie denn der Herzog Wilhelm von Weimar, unterstützt von seinem in holländischen Diensten stehenden ältern Bruder Johann Ernst, eine neue protestantische Union zu Stande zu bringen suchte. Allein er scheiterte an dem Widerstande Kursachsens, und nun schloß er sich mit seinen Truppen sammt seinem Bruder Bernhard an den zu Rinteln stehenden Halberstädter Christian an. Das Gleiche that auch der Herzog von Altenburg.

Unterdeß hatten sich die niedersächsischen Stände gerüstet, um Mansfeld's Einbruch in's Oldenburgische zu verhindern, und da sie wohl

sahen, daß, wenn man den Christian in seiner jetzigen Stellung gewähren ließe, der Krieg durch einen Angriff der Liga sich nach Norddeutschland ziehen würde, so nahmen sie den Halberstädter mit seinem Heere auf ein Vierteljahr in ihre Dienste mit der Bedingung, daß er nur vertheidigungsweise zu Werke gehen und sich nicht mit dem Mansfelder verbinden sollte.

Nur der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, der auch gerüstet hatte, aber es mit dem Kaiser hielt, wollte mit Christian nichts zu thun haben und brachte nach Ablauf jenes Vierteljahrs den größten Theil der niedersächsischen Stände zu dem Entschluß, den Christian nicht länger auf ihrem Boden zu dulden. Vergebens suchte Christian sich durch Abtretung seiner Halberstädter Pfründe an seinen Vetter, den Herzog von Braunschweig-Celle, den Beistand seiner Namensvettern zu gewinnen: es blieb ihm nichts übrig, als Nordsachsen zu verlassen, da eben auch Tilly zu seiner Vertreibung durch das Land des Landgrafen von Hessen-Kassel gegen ihn im Anzug war. Eben als er sich wieder nach Holland zurückziehen wollte, ereilte ihn Tilly und schlug ihn den 6. Aug. 1623 bei Stadtlohn (im Münster'schen) in einer dreitägigen Schlacht so, daß Christian's Heer sich völlig zerstreute und er selbst nur mit wenigen Begleitern nach Holland entkam.

Mansfeld hielt nun allein noch das Feld und vertheidigte sich gegen Tilly mit Hülfe der Holländer in Emden so glücklich, daß Tilly von ihm abließ und im Westfälischen die Winterquartiere bezog. Das ausgeplünderte Ostfriesland konnte aber den Mansfeldischen keinen Unterhalt gewähren, und so sah sich Mansfeld genöthigt, mitten im Winter seine Truppen abzudanken und sich gleichfalls wieder nach Holland zu begeben, wo er in Grafenhaag mit Friedrich V, mit Christian, mit Bernhard von Weimar und andern deutschen Herren zusammentraf und mit ihnen auf neue Plane sann.

Unterdeß hatte auch der unstäte Bethlen Gabor, aufgereizt von dem alten Grafen Thurn und dem Markgrafen von Jägerndorf, die bei ihm eine Zuflucht gefunden hatten, und unterstützt mit holländischem Geld und türkischer Hülfe, den Frieden gebrochen und wieder einen Einfall in Ungarn gemacht, nahm Tyrnau ein und brach mit 60000 M. in Mähren ein, wo ihm der Kaiser nur 12000 M. unter dem Grafen Montenegro und dem Albrecht von Wallenstein, der kurz zuvor zum Herzog von Friedland erhoben worden war, entgegenstellen konnte. Schon war das kleine Heer umringt und schien verloren, — als Bethlen Gabor plötzlich einen Waffenstillstand gewährte und bald darauf den Nicolsburger Frieden erneuerte (1624), worauf er sich wieder nach Siebenbürgen zurückzog, — sei's weil er den Kaiser nur hatte schrecken und dahin bringen wollen, daß der Kaiser ihm seine älteste Tochter zur Ehe geben sollte, sei's weil das Gerücht gieng, die Liga werde ihm in den Rücken fallen.

Weil nun Tilly im Hessen-Kassel'schen die säcularisirte Abtei Heersfeld wieder der katholischen Kirche zurückgab und überhaupt dieses Land so streng behandelte, daß der Landgraf dasselbe nicht nur, sondern auch die norddeutschen Fürsten zum Kampf reizte; — weil Tilly ferner im

Halberstädtischen das lutherische Domkapitel, das für das Bisthum Hildesheim den Sohn Christiern's IV von Dänemark gewählt hatte, wegen dieser Eigenmächtigkeit strafte und nach Verjagung des dänischen Prinzen die eingezogenen geistlichen Güter wieder den Katholiken zurückgab; — weil er ferner dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Grafen von Hanau ebenfalls mehrere geistliche Güter abdrang und den Katholiken übergab; — endlich weil die ligistische Bundesversammlung den Beschluß faßte, das Heer der Liga zu ähnlichen Repristinationen beisammen zu halten, ja aus dem bisherigen Vertheidigungskrieg in einen Angriffskrieg gegen die opponirenden norddeutschen Fürsten überzugehen: so konnten auch entferntere Gegner der katholischen Partei sich nicht dabei beruhigen.

Zunächst war es der König *Christiern* IV von Dänemark, der, erbittert, daß ihm das Bisthum Hildesheim entgieng, diesmal mit größerem Ernst anfieng zu den Waffen zu treiben. Auch andere auswärtige Mächte, und zwar nicht nur protestantische, wie Holland, England, Schweden, sondern auch katholische Mächte, wie Frankreich, Savoyen, Venedig — und der Papst, erkannten wohl, daß die siegreichen Bewegungen der Liga zu einer Wiederherstellung der kaiserlichen Macht führen könnte, die ihrem politischen Interesse zuwider lief. Und so entstand *der europäische Bund zu Gunsten der protestantischen* Reichsfürstenmacht wider das Haus Habsburg, indem *England*, die vereinigten *Niederlande* und *Dänemark* im Haag übereinkamen, den Angriffen der Liga durch Aufstellung eines Heeres entgegen zu treten, welches Dänemark mit englischem und holländischem Gelde sollte anwerben lassen. Dazu wurde nun *Mansfeld* und *Christian*, die bei diesen Umtrieben die Haupturheber waren, ausersehen, und ersterer, mit einem englischen Generalpatent versehen, eröffnete auf englischem Boden seine Werbungen, während Christian sie in Frankreich betrieb, und beide dann ihre neuen Söldnerschaaren in Bergen op Zoom vereinigten, um auf den ersten Wink dem Dänenkönige die Hand zu bieten, der sich unterdeß von der niedersächsischen Kreisstandschaft, welche bisher eine bewaffnete Neutralität beobachtet hatte, zum *Kreisobersten* hatte wählen lassen und die Zusammenziehung der Kreiscontingente betrieb.

Bei dem oberwähnten Bunde der protestantischen Mächte war *Frankreich* eine wiewohl nur verdeckte Triebfeder, indem es, damals von *Richelieu* geleitet, nur insgeheim beitrat und so, während es die Protestanten in seinem eigenen Innern verfolgte, die Protestanten in Deutschland unterstützte. Weil sich aber bald darauf die Hugenotten in Frankreich erhoben, so trat Richelieu, noch ehe es in Deutschland zum Schlagen kam, wieder aus jenem Bündnisse zurück, so daß die dadurch wieder hergestellte Einheit der katholischen Mächte bald darauf zu neuen Siegen derselben führte. (S. Kap. 3, 7. a. A.)

2. Aufstellung eines kais. Heeres durch Wallenstein. Rüstungen Christiern's IV und norddeutscher Fürsten. Beginn des Kriegs durch Tilly's Einnahme von Höxter. Wallenstein in Niedersachsen, Mansfeld's Niederlage bei Dessau. Sein Zug nach Mähren und Ungarn. Mansfeld's Tod. Wallenstein und Bethlen Gabor. Gabor's Tod. Christian's Tod.

Im Angesicht solcher gegen die Reichseinheit und das Reichsoberhaupt gerichteten Umtriebe beschloß der Kaiser, der bisher gegen seine Gegner viele Nachsicht geübt hatte, mit strengerm Nachdruck aufzutreten, um die Früchte der glücklich begonnenen Herstellung der Kaisermacht nicht wieder zu verlieren, welcher er auch durch die Aufstellung des Grundsatzes der Einheit seiner Erbstaaten eine gute Grundlage zu geben bestrebt war.

Kaiser Ferdinand hatte nämlich schon am 10. Mai 1621 ein Hausgesetz unterzeichnet, worin er nach vorausgeschickter Erklärung, im römisch-katholischen Glauben leben und sterben zu wollen, für seine Erbstaaten das Recht der Erstgeburt in dem Kaiserhause und für jeden nachgebornen Prinzen einen Jahresgehalt nebst einer vom jeweiligen Kaiser zu bestimmenden Gutsherrschaft festsetzte, die nach dem Tode des Nutznießers wieder an das Haupt des Hauses zurückfallen sollte. Nach dem Aussterben des herrschenden Hauses sollten die Erblande an den nächsten Verwandten, gleichfalls nach dem Rechte der Erstgeburt, übergehen. Doch wurde dieses Hausgesetz schon nach einigen Jahren durch des Kaisers Bruder den Erzherzog Leopold, verletzt, welcher Veranlassung zu einer Theilung (durch Abtretung von Tyrol, Breisgau und Elsaß an denselben) gab.

Wohl führte im Grunde Kurfürst Maximilian durch seine Stellung an der Spitze der Liga, wie überhaupt durch seine von einem festen, umsichtigen Character gestützte und dabei von einem wohlgeordneten Staatshaushalt getragene Bedeutung „das große Wort" im Reich, das freilich zuletzt auch der Kaisergewalt zu gute kam. Indeß fühlte sich der Kaiser durch die Abhängigkeit von der Liga doch beengt. Als daher Maximilian, der den vom Norden drohenden Sturm mit den alleinigen Kräften der Liga abzuwenden sich nicht getraute, dem Kaiser den Vorschlag machte, ein eigenes kaiserliches Heer aufzustellen, so gieng Ferdinand bereitwillig darauf ein. Doch war er, wie fast alle deutschen Fürsten, Maximilian ausgenommen, in steter Finanznoth und hätte entweder seine schon durch den böhmischen Krieg entkräfteten Erblande noch schwerer belasten oder auf den ganzen Plan verzichten müssen, wenn er nicht in Albrecht von Wallenstein, der sowohl durch Reichthum, als Unternehmungsgeist und Feldherrntalent bereits ein großes Ansehen hatte, den Mann gefunden hätte, der dem Mansfelder und Halberstädter in der von ihnen betriebenen Kriegsführungsweise die Spitze bieten konnte.

Albrecht Wenzeslaus Eusebius **von Waldtstein,** gewöhnlich Wallenstein genannt, geboren den 15. Sept. 1583 zu Hermanic (als „Siebenmonatkind"), der jüngste Sohn eines begüterten böhmischen Edelmanns, verlor mit seinem 10. Jahre die Mutter, im 12. den Vater und kam dann zu seinem Oheim Albrecht Slawata, der ihn nachher in ein Jesuitencollegium zu Olmütz that, wo er für den Katholicismus erzogen wurde. Darauf wurde er auf Reisen (durch Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien) geschickt und vollendete seine Studien zu Padua und Bologna, wo er besonders Mathematik, Astro-

logie und Kriegswissenschaften betrieb. In sein Vaterland zurückgekommen, nahm er Dienste im kaiserlichen Heere, das damals in Ungarn gegen die Türken focht. Nach Beendigung dieses Kriegs diente er unter Dampierre gegen die Venetianer mit solcher Auszeichnung, daß er zum Oberst eines Dragonerregiments ernannt und in den Grafenstand erhoben wurde. Da er von einem Oheim 14 Güter erbte und eine reiche Heirath getroffen hatte, ward es ihm möglich, im böhmischen Krieg ein Kürassierregiment auf eigene Kosten auszurüsten, womit er Mähren unterwerfen half und dann in Ungarn gegen Bethlen Gabor focht, so daß ihm der Kaiser zur Entschädigung an der nördlichen Gränze Böhmen's die Herrschaft Friedland verlieh, die er dadurch vergrößerte, daß er aus dem Vermögen seiner ersten Frau von dem Kaiser, der Geld bedurfte, mehr als 60 der den böhmischen Protestanten entrissenen Güter um einen Spottpreis kaufte. Bereits 1623 hatte ihn der Kaiser in den Fürstenstand erhoben und 1624 gab er ihm auch den Titel eines Herzogs von Friedland. Die kluge Verwaltung dieser Güter mehrte seinen Reichthum und verschaffte ihm einen Theil der Mittel zu seinem weiteren Emporkommen.

Anfangs wollte man ihn nur 20,000 M. werben lassen; allein so Wenige, meinte er, würden nur genöthigt sein, vom Brandschatzen zu leben: mit 50,000 M. aber getraue er sich, jede Forderung durchzusetzen. Als nun Wallenstein's Werbefahnen in Böhmen, Franken und Schwaben aufgepflanzt wurden, zog sein wohlbekannter Name die keckten und beutelustigsten Leute an und in kurzer Zeit war ein beträchtliches Heer beisammen, über das ihm der Kaiser den Oberbefehl mit ausgedehnten Vollmachten übergab.

Mit großem Scharfblick wußte Wallenstein die Tüchtigsten für die Officiersstellen herauszufinden und mit seiner Kraft und Strenge die Widerspänstigsten im Gehorsam zu halten, den man ihm aber auch darum gerne leistete, weil er das Verdienst freigebig belohnte. Seine lange, hagere Gestalt, mit dem schwarzen, kurzgeschnittenen Haare, den scharlachrothen Hosen und rothem Mantel, dem ledernen Wams, spanischen Halskragen und dem Klapphut mit der rothen Feder; seine geheimnißvolle Miene, sein argwöhnischer Blick — seine ganze Erscheinung hatte für Jedermann etwas Unheimliches und fast Grauenerregendes.

Während Wallenstein noch mit seinen Werbungen beschäftigt war, begannen die Feindseligkeiten im nördlichen Deutschland. Christiern IV hatte die Herzöge von Braunschweig-Wolffenbüttel, von Mecklenburg, von Holstein-Gottorp und den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg (Bruder des Kurfürsten und Administrator des Erzbisthums Magdeburg) vereinigt; auch trat der Herzog Johann Ernst von Weimar, so wie sein Bruder Bernhard und der Herzog von Altenburg in seine Dienste. Dagegen erklärten sich der Kurfürst von Sachsen, der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Lüneburg neutral, der Herzog von Braunschweig-Celle aber hielt es offen mit dem Kaiser, was den Dänenkönig in seinen Operationen merklich hemmte.

Nachdem sich das dänische Heer bei Itzehoe gesammelt hatte, um von Holstein aus in's Bremische und von da Weser-aufwärts zu rücken, brach mit dem angehenden Frühling des Jahres 1625 Christian von Halberstadt in das Clevische ein, und Mansfeld bezog ein verschanztes

Lager zwischen Wesel und Rees. Es war ihr Plan, falls sich Tilly, der im Hessen-Cassel'schen stand, durch die Dänen von den Pässen am Rhein weglocken ließe, vom Landgrafen von Hessen-Cassel unterstützt, die Pfalz zu besetzen; wendete sich aber Tilly sogleich gegen Mansfeld und seinen Genossen, so stand dem Eindringen der Dänen in's obere Deutschland nichts entgegen.

Allein Tilly gewann die, mit ihrem (außer Landes befindlichen) Fürsten uneinigen hessischen Stände und verpflichtete sie, kein fremdes Kriegsvolk in ihr Land aufzunehmen; und so konnte er nun, im Rücken gedeckt und den Dänen zuvorkommend, nach der Weser ziehen, wo er rasch das zu Braunschweig-Wolffenbüttel gehörige feste Höxter nahm. Dies erklärte der Dänenkönig für eine Feindseligkeit gegen den niedersächsischen Kreis, rückte die Weser hinauf und besetzte Hameln, auf dessen Walle er aber mit seinem Pferde in eine tiefe Grube stürzte, so daß er drei Tage ohne Bewußtsein lag und auf sechs Wochen unfähig wurde, das Commando zu führen, sein Heer aber in der Bestürzung sich bis in das Gebiet von Verden zurückzog.

Sogleich rückte Tilly vor, nahm Hameln und andere Orte und belagerte Nienburg, wobei das Landvolk Niedersachsens seinen Haß gegen die Ligisten in argen Grausamkeiten äußerte, und auch diese es an schrecklicher Rache nicht fehlen ließen. — Unterdeß war der Dänenkönig genesen und nach wieder übernommenem Commando abermals gegen Tilly aufgebrochen, der nun die Belagerung von Nienburg aufgeben und sich mit Verlust über Minden zurückziehen mußte.

Plötzlich erschien Wallenstein, der von Franken aus durch Hessen gezogen war und dort die Versuche des Landgrafen, seine Stände wieder für sich zu gewinnen, zu nichte gemacht hatte, mit seinem auf 30,000 M. geschätzten Heere in Niedersachsen; Zigeunerbanden, welche kundschaftend und raubend vor ihm herzogen, zeugten von der bunten Zusammensetzung seines Heeres, dem es auch noch sehr an Geschütz und gutberittener Reiterei fehlte. Anstatt sich aber, wie man erwartete, mit Tilly zu vereinigen, zog er in's Halberstädtische, um seine noch zuchtlosen Schaaren erst an seine Person zu gewöhnen und den darunter befindlichen Protestanten die Gelegenheit abzuschneiden, in's dänische Lager überzugehen.

Indeß hatten Christian und Mansfeld, denen Tilly ihren Plan verrückt hatte, ihre Stellung nicht behaupten können: ersterer stieß nach dem Verlust des größten Theils seiner Mannschaft zu den Dänen, letzterer zog in das Gebiet von Bremen.

Unter abwechselndem Glück schleppte sich der Krieg vollends durch das Jahr 1625 hindurch, ohne daß ein Theil wesentliche Fortschritte machte, wobei aber gerade das Land am meisten ruinirt wurde.

Mit Anfang des Jahres 1626 wurden auf Betrieb Kursachsens, das durch die Macht, die der Kaiser zu entwickeln begann, in Sorgen gerieth,

auf einem Friedenscongresse zu Braunschweig Unterhandlungen angeknüpft, die sich aber bald zerschlugen, weil die Dänen sich als Sieger gebärdeten und verlangten, daß Tilly und Wallenstein den niedersächsischen Boden räumen sollten, diese dagegen die Dänen und deren Bundesgenossen als Rebellen behandelten und nicht weichen wollten.

Nachdem Mansfeld sein Heer durch neugeworbene Schotten und Holländer verstärkt und wieder bis auf 12,000 gebracht hatte, brach er im Februar 1626 aus seinem Winterlager bei Lübeck hervor, zog durch Mecklenburg und Brandenburg in's Anhaltische, besetzte Zerbst und griff bei Dessau den Wallenstein an, der sich dort an der Elbbrücke verschanzt hatte, erlitt aber nach dreimaligem vergeblichen Ansturm eine so schwere Niederlage, daß er sich in die Mark Brandenburg flüchten mußte.

Vor dem zweiten Sturm auf die Dessauer Schanzen hatte Mansfeld durch den Zuzug des Markgrafen von Brandenburg (des Administrators von Magdeburg) Verstärkung erhalten und erneuerte mit 18,000 M. den Sturm. In der Nacht zuvor aber hatte Wallenstein, ohne daß es Mansfeld gewahr wurde, gleichfalls kaiserliche Verstärkung unter dem Grafen Schlick an sich gezogen, dann persönlich die Reiterei über die Brücke geführt und sich mit ihr im Walde in einen Hinterhalt gelegt. Als daher Mansfeld nach mißlungenem zweiten Sturm den Rückmarsch antrat, brach Wallenstein aus dem Hinterhalt hervor und Schlick machte zu gleicher Zeit einen Ausfall aus den Schanzen, so daß Mansfeld, von zwei Seiten angegriffen, 6000 Todte und 2000 Gefangene zurückließ. Wallenstein verfolgte seinen Sieg nicht, weil er in seiner damaligen Stellung nicht nur Kursachsen, das ihn das Dessauische zu räumen aufforderte, sondern auch Thüringen, wo sich ein neues Heer bilden wollte, im Zaum halten mußte.

Schnell sammelte Mansfeld, dieser unermüdliche Partisan, ein neues Heer, zu welchem, auf Befehl des Dänenkönigs, Herzog Johann Ernst von Weimar mit 5000 M. stieß, und drang von Brandenburg aus durch Schlesien nach Mähren vor, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, der mit einem großen Heere von Christen und Türken in Ungarn eingerückt war, um dem Mansfeld die Hand zu bieten.

Dies zu verhindern, brach nun auf des Kaisers Andringen Wallenstein selbst, nachdem er dem vom Dänenkönig bedrohten Tilly 7000 M. abgegeben hatte, mit 30,000 M. in Eilmärschen durch die Lausitz, Schlesien und Mähren nach Ungarn auf. Obgleich ihm seine Absicht nicht gelang, so rückte er doch dem Bethlen Gabor so nahe auf den Leib, daß er nur noch vier Meilen von dem Lager desselben stand und dieser sich nur durch List aus seiner Klemme retten konnte.

Da sich nämlich Bethlen Gabor von einem Berge aus von der Überlegenheit des Feindes überzeugt hatte, bat er zum Schein um einen kurzen Waffenstillstand und gab zu erkennen, daß er zum Frieden geneigt sei. Wallenstein gieng auf seine Bitte ein; aber in der Nacht ließ Bethlen Gabor mehr Lagerfeuer als gewöhnlich anzünden und durch leichte Reiter unterhalten, während er „unter dem Doppelschutze der Dunkelheit und des Waffenstillstands" glücklich auf und davon zog.

Der Krieg in Ungarn schleppte sich indeß ohne Ergebniß hin, bis Bethlen Gabor mit dem Kaiser abermals Frieden schloß.

Schon vorher aber hatte Mansfeld im Unwillen über die Friedensunterhandlungen seine Truppen entlassen, sein Geschütz verkauft und sich 1000 Ducaten vom Bethlen geborgt, um in Dalmatien ein Schiff nach England zu besteigen, wo er neue Unterstützung zur Fortsetzung des Kriegs gegen den Kaiser zu bekommen hoffte: da, in dem bosnischen Dorfe Urakowicz (unweit Sarajewo) unterlag der rastlose Kriegsmann den unausgesetzten Strapatzen. — Fünf Monate zuvor war bereits auch Christian von Braunschweig-Halberstadt in der Blüthe seiner im wüsten Kriegsleben nur zu schnell verbrauchten Jahre gestorben, — und drei Jahre darauf setzte der Tod auch dem unruhigen Leben Bethlen Gabor's eine Gränze, so daß der Kaiser sich wenigstens von diesen drei rastlosen Feinden seiner Macht und seines Glaubens befreit sah.

Mansfeld starb an der Lungensucht den 20. Nov. 1626 in einem Alter von 45 Jahren. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich wappnen und erwartete, auf zwei Adjutanten gestützt, stehend den Tod. — Auch sein tapferer Kampfgenosse, Herzog Ernst von Weimar, starb wenige Wochen darauf zu St. Martin an den Folgen der Überanstrengung. — Nachdem Bethlen Gabor die letzten drei Jahre wenig mehr unternommen und ausgerichtet hatte, starb er 1629 an der Wassersucht. Er war kinderlos. Während seines sturmbewegten Lebens hatte er in 42 Schlachten gefochten. Obgleich ein eifriger Calvinist, galt ihm doch stets sein Vortheil höher, als sein Glaube, von dessen Beschaffenheit man sich einen Begriff machen kann, wenn man lies't, daß er sich einst in einem Gottesdienst zu Preßburg eine katholische Messe lesen, darauf eine calvinische und unmittelbar darauf eine lutherische Predigt halten ließ. Fast alle europäischen Mächte, die wider Habsburg standen, bewarben sich um seine Gunst: fast von allen erhielt er Geld und alle täuschte er in ihren Erwartungen, da er launisch und unzuverlässig war. Seine Politik war ein Schaukelsystem, durch das er sich gegen Österreich auf der einen Seite und gegen die Türkei auf der andern Seite zu erhalten suchte. Sein Streben war die Walachei und Moldau mit seinem Siebenbürgen zu vereinigen, und weil er dazu den Kaiser brauchte, so ließ er es mit diesem nie auf's Äußerste kommen, und schloß daher mehrmals, ohne seine errungenen Vortheile zu verfolgen, einen unerwarteten Frieden mit ihm.

Christian von Braunschweig's letzte Thaten bestanden darin, daß er vom dänischen König mit einem Heere an die Gränze von Hessen-Kassel geschickt wurde, um den Landgrafen Moritz, der, obgleich des Kaisers Feind, doch nicht offen für die Verbündeten auftreten wollte, aber doch immer Hülfe verlangte, zum redlichen Anschluß zu vermögen. Obgleich Christian an der Gränze hin und her zog, ja einmal sogar vor Kassel vorbei in's Hersfeldische rückte, so war doch der Landgraf nicht zu bewegen. Um nun nicht durch Tilly von Niedersachsen abgeschnitten zu werden, zog er sich wieder zurück. Als er sodann nach Wolffenbüttel kam, raffte ihn ein schon länger in ihm zehrendes Fieber hinweg. Er starb den 16. Juni 1626, erst 27 Jahre alt, an den Folgen seiner wilden Lebensart. Doch hatte er sich stets durch einen unversieglichen Muth und eine gewisse ritterliche Geradheit und Offenheit ausgezeichnet. Auf seinem Todbette prophezeihte er dem Dänenkönig eine schwere Niederlage.

3. Tilly's Brandschatzungen in Nordsachsen. Niederlage Christiern's bei Lutter am Barenberg. Unterwerfung der meisten niedersächsischen Stände. Die Dänen an der Elbe; ihr Rückzug nach Holstein. Abfall der dänischen Verbündeten zum Kaiser.

Nach Christian's Abzug war Tilly wieder gegen die Weser vorgerückt und acht Tage nach Christian's Tod erstürmte er Minden, dessen

tapfere Bürgerschaft großentheils niedergemetzelt wurde, nöthigte dann den Landgrafen von Hessen-Kassel zum Abstehen von allen feindseligen Schritten gegen den Kaiser, brandschatzte Göttingen und wollte eben Nordheim nehmen, als er durch das anrückende Heer des Dänenkönigs davon abgezogen ward. Christiern's Feldzugsplan war schon durch Mansfeld's Niederlage bei Dessau verrückt worden, und des Königs Stand hatte durch des Halberstädter's Tod einen empfindlichen Stoß erlitten. Eigensinnig, wie er war, und den Rath Verständiger mißachtend, war er nicht zum Leiter einer Unternehmung geeignet, die so große Verwicklungen bot und überdieß bei ihm einen faulen Grund hatte.

Nach dem Abzuge Wallenstein's nach Ungarn, wagte der Dänenkönig es, von seinem bisherigen Vertheidigungsverfahren zum Angriff überzugehen. Seine Absicht war in Thüringen einzufallen und den Krieg in die Länder der Liga zu spielen. Da stieß er bei Duderstadt auf Tilly's Völker. Anstatt aber die von Eilmärschen Ermüdeten rasch anzugreifen, verlor er bei ihrem Anblick den Muth und dadurch die Schlacht bei Lutter am Barenberg (im braunschweigischen Harzbezirk), so daß er mit Noth der Gefangenschaft entgieng und ganz Nordsachsen dem Heere Tilly's preisgeben mußte.

Es waren die von Wallenstein vor seinem Abzug nach Ungarn an Tilly überlassenen Reiter unter Dufour, welche gleich anfangs den König zurückdrängten, so daß er am 26. August 1626 das Städtchen Lutter erreichte, das in einem waldigen Thal mit nur zwei Ausgängen liegt. Der König wollte, wie „von einer bösen Ahnung getrieben", gleich weiter ziehen; allein Erschöpfung seiner Truppen und das zurückgebliebene Gepäck nöthigten ihn zum Verweilen. Noch am Abend rückte ihm Tilly dicht auf den Leib und ließ das Geschütz bis zur Dunkelheit spielen. Am Morgen wollte der König weiter ziehen, aber das Gewirr der Wagen und Menschen stockte in dem Hohlwege, der aus dem Thale nach Neuwallmoden führt. Von der Seite und von vorn angegriffen, bildete Christiern in der Eile seine Schlachtordnung — konnte sie aber mit seiner Nachhut in keine Verbindung setzen. Nichts desto weniger schien sich im Anfang die Schlacht gegen Tilly zu wenden, als plötzlich Dufour im Rücken der dänischen Reiterei erschien, die, schon ermattet, geworfen wurde, worauf Tilly das erste und zweite Treffen der Dänen überwältigte. Christiern ward auf der Flucht von einem Haufen Reiter umringt. Schon wollte ihn einer ergreifen, als ein Diener des Königs den Angreifer niederstreckte. Beim Weiterfliehen stürzte des Königs Pferd und blieb liegen; sein Stallmeister gab ihm das seine und so entkam Christiern mit nur wenigen Reitern nach Wolffenbüttel.

In Folge dieser Niederlage unterwarfen sich die meisten niedersächsischen Stände. Nur die beiden Herzoge von Mecklenburg hielten sich noch zu den Dänen, weil Christiern sich in ihrem Lande festsetzte. Der Landgraf von Hessen-Kassel wurde genöthigt, die Regierung seinem Sohne abzutreten. Auch in andern Theilen Deutschlands wurde der Rückschlag empfunden, und machte sich besonders in den schon oben (K. 2, 4.) im Voraus erwähnten gegenreformatorischen Schritten des Kaisers in Böhmen Österreich und Schlesien nur zu fühlbar.

Nichts desto weniger machte Christiern während des Winters 1626 auf 1627 neue Anstrengungen. Nachdem er theils mit eigenem, theils mit

französischem und englischem Gelde durch Werbungen in Deutschland, England, Schottland und Frankreich ein Heer von 30,000 Mann aufgebracht hatte, besetzte er damit eine befestigte Linie zwischen der Weser und Wümme, während der in seinen Diensten stehende Markgraf von Baden-Durlach Brandenburg deckte. Als hierauf letzterer von dem Herzog Georg von Lüneburg angegriffen und bedrängt wurde, kam ihm Christiern selbst zu Hülfe, mußte sich aber ebenfalls vor dem Herzog zurückziehen und that das in solcher Eile, daß er beim Besteigen eines Elbeschiffes in den Fluß fiel und mit Mühe vom Wassertod gerettet wurde.

Jetzt erschien Tilly an der Elbe und trieb die Dänen nach Holstein zurück, wohin sich der König schon zurückgezogen hatte. Da sich auch der Markgraf von Baden vor dem Herzog von Lüneburg dahin zurückziehen mußte, so fielen auch die noch übrigen Verbündeten von den Dänen zum Kaiser ab, selbst die beiden Herzoge von Mecklenburg, ohne daß dieser Übertritt das ihnen zugedachte Schicksal hätte abwenden können.

4. Wallenstein in Schlesien und in den Marken. Besetzung Mecklenburg's. Vereinigung mit Tilly. Verheerung von Holstein, Schleswig, Jütland. Befreiung Pommern's. Wallenstein Herzog von Mecklenburg und Admiral der Ostsee. Vergebliche Belagerung von Stralsund. Eroberung von Wismar. Der Lübecker Friede.

Unterdeß hatte Wallenstein, der sich wegen seiner Verluste in Ungarn persönlich vor dem Kaiser verantworten mußte, ebenfalls neue Rüstungen gemacht, dabei aber wegen seiner ausgedehnten Werbungen in protestantischen, wie in katholischen Ländern Deutschland's die Eifersucht der Liga erregt, so daß diese schon damals anfieng, dem Kaiser ernste Vorstellungen gegen Wallenstein zu machen. Allein weder der Kaiser, der ganz unter Wallenstein's Einfluß stand, noch Wallenstein, der bereits ein weiteres Ziel im Auge hatte, ließen sich dadurch irre machen. Schon hatte Wallenstein Schlesien gesäubert und besetzt, und rückte nun, immer weiter greifend, in Brandenburg ein, nahm Mecklenburg in Beschlag und ließ einen Theil seiner Truppen sogar in den schwäbischen Kreis einrücken.

Schon nach der Besetzung Schlesien's erhielt er vom Kaiser an Zahlungsstatt für aufgewendete Kriegskosten das Herzogthum Sagan und die Herrschaft Priebus, anfangs als freies Eigenthum, dann — auf Wallenstein's Wunsch, der seine Ergebenheit gegen den Kaiser vor der Welt zeigen wollte, — als Lehen mit dem Recht, letztwillig darüber zu verfügen. — Der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der früherhin den Winterkönig Friedrich und nachher die Dänen heimlich unterstützt hatte, suchte jetzt eine Verständigung mit dem Kaiser; aber ehe noch seine Anträge an denselben gelangten, rückte Wallenstein in sein Land ein, ließ sich mehrere feste Plätze, Pässe und Zeughausvorräthe übergeben und behandelte durchweg den Kurfürsten so, daß man sah, es sei von kaiserlicher Seite auf die Demüthigung und Erniedrigung des kurfürstlichen Hauses abgesehen. — Die mecklenburgischen Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht konnten natürlich keinen Widerstand leisten und verließen ihr Land.

Nachdem sich Wallenstein durch die Besetzung der Marken seinen Rücken gedeckt hatte, zog er nach der untern Elbe und vereinigte sich in Lauenburg mit Tilly. Bei dieser Zusammenkunft der beiden Feldherren zeigte es sich schon deutlich, daß sie in die Länge sich nicht mit einander vertragen würden: denn Wallenstein, der mit fürstlicher Pracht auftrat, wollte die entscheidende Stimme im Kriegsrath führen und den Führer der Liga als seinen Untergebenen behandeln, wogegen Tilly, dessen Einfachheit einen abstechenden Gegensatz bildete, bei allen äußern Ehren, die er dem Friedländer erwies, doch seine Selbständigkeit behauptete und den Ansprüchen Wallenstein's mit so unerschütterlicher Ruhe entgegentrat, daß er seine und seines bayrischen Gebieters Würde aufrecht erhielt und es dahin brachte, daß alle Beschlüsse von beiden gemeinschaftschaftlich ausgiengen.

Vergebens suchte nun König Christiern zu unterhandeln; denn die Bedingungen, welche ihm die beiden Feldherren setzten, waren zu drückend, als daß er hätte darauf eingehen können. Die vereinigten Heere rückten vor, drängten die Dänen zurück, besetzten Holstein und durchzogen, nach der Einnahme von Rendsburg, unter den ärgsten Verheerungen ganz Schleswig und Jütland. Ein Theil, der sich allenthalben flüchtenden Dänen mußte sich auf der Nordspitze Jütland's ergeben, der andere erreichte mit Noth die Insel Fühnen, wohin sich der König geflüchtet hatte: das dänische Landheer war aufgelöst und nichts half es dem Könige, daß er seine Generale zur Rechenschaft und Strafe zog. Kaum gelang es dem Markgrafen von Baden, sich zu rechtfertigen, und unwillig trat er aus dem dänischen Dienste zurück.

Bei der Besetzung der eingenommenen Länder kam es zwischen Wallenstein und Tilly zum Zerwürfniß. Tilly wollte nämlich einen Teil des ligistischen Heeres gleichfalls in's Mecklenburgische verlegen, um Wallenstein's Plan, sich dieses Land vom Kaiser als Lehen geben zu lassen, im Auftrag seines Herrn zu verhindern. Allein Wallenstein hintertrieb es, und Tilly mußte, vom Kaiser aufgefordert, Bremen und die Weser besetzen, was ihm übrigens persönlich lieber war, weil er dort allein schalten und walten konnte.

Wallenstein's Heer cantonnirte in Jütland, Schleswig, Holstein, in Pommern, Mecklenburg und im Brandenburgischen, und seine Regimenter übten Brandschatzungen und Bedrückungen aller Art in unerträglicher Willkühr. Nur Mecklenburg, das er schon als sein behandelte, ließ er mehr schonen. Am meisten drückte er die brandenburgischen Lande, während Wallenstein dem Kurfürsten förmlich verbot, von seinen eigenen Unterthanen Steuern zu ziehen. Überhaupt glaubte er, alle jene Reichsfürsten als Rebellen gegen den Kaiser behandeln und ihnen durch Aussaugung ihrer Unterthanen die Mittel zum Widerstand benehmen zu müssen. Pommern ließ er, ungeachtet der Bitten und Gegenvorstellungen des Herzogs Bogislav's XIV, darum besetzen, weil er schon damals befürchtete, von Schweden her in seinen Unternehmungen gestört zu werden. Auch suchte er zum Schutze gegen sie und gegen die Dänen sich an den

Küsten jenes Landes eine Flotte zu gründen, durch die er sich zum Herrn der Ostsee zu machen gedachte.

Überhaupt wurden während dieses Krieges im Reiche von den Feldherren und Kriegsanführern die schrecklichsten Erpressungen verübt. Was die gemeinen Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Muthwillen. Die Officiere lebten im Überfluß und die Generale schwelgten mit fürstlicher Pracht, indeß viele Leute auf dem Lande zum Theil mit Wurzeln ihr Leben fristeten, zum Theil vor Hunger starben. Ganze Städte und Dörfer wurden oft aus bloßem Muthwillen in Asche gelegt, ganze Districte verödet. Die Contributionen, die oft unter den unerhörtesten Peinigungen erhoben wurden, liefen zusammengerechnet in ungeheure Summen, und betrugen z. B. in Hessen 7 Mill. Gulden, in Pommern (ja nur im Fürstenthum Stettin) 10 Mill., in Brandenburg binnen drei Jahren 20 Mill., und so verhältnißmäßig in den verschiedenen Ländern und Städten, auf welchen der Kriegsdruck lag.

Der Beginn des Jahres 1628 hob ihn wieder eine Sprosse höher auf der Leiter der Macht und Ehre, die ihm seine „Sterne" versprachen: denn bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Ferdinand in Böhmen verlieh ihm dieser das Herzogthum Mecklenburg als Pfandschaft für die im kaiserlichen Dienst aufgewendeten Kriegskosten, während ein anderer kaiserlicher Beschluß die beiden vertriebenen Herzöge ihrer Länder verlustig erklärte. Es war am 19. Jan. 1628, als Wallenstein die ersehnte Ehre genoß, sich in Gegenwart seines Kaisers mit dem reichsfürstlichen Hut zu bedecken, und gleich darauf ward er von ihm auch zum „General (Admiral sagte man damals noch nicht) des oceanischen und baltischen Meeres" ernannt.

Um sich die Küsten zu sichern, mußte Arnim, Wallenstein's vertrauter Unterfeldherr und kaiserlicher Feldmarschall, sich der Reichs- und Hafenstädte Wismar und Rostock bemächtigen, und er selbst schickte zugleich sich an, Stralsund in Pommern zu belagern, um diese reiche und mächtige Hansestadt, von wo aus die Dänen oder Schweden ihn leicht aus Mecklenburg hätten vertreiben können, in seine Gewalt zu bekommen. Allein die muthige und tapfere Bürgerschaft dieser Stadt weigerte sich fest, wallensteinische Besatzung aufzunehmen, und setzte allen seinen Anstrengungen den standhaftesten Widerstand entgegen.

Stralsund liegt an der Meerenge, welche die Insel Rügen vom Festland trennt und kaum eine Stunde breit ist. Seine beiden Landseiten sind von einem 300—600 Schritte breiten See geschützt, der durch Dämme in zwei Theile und zugleich vom Meere geschieden ist. Sie war wohl befestigt und der Boden um diese Befestigungen herum fast ganz eben. Die Insel Rügen und die zwischen ihr und der Stadt liegende flache Insel Dänholm war von wallensteinischen Truppen besetzt. Die Zahl der Einwohner belief sich auf 18,000. Der Rath war furchtsam und gab anfangs in vielen Stücken den feindlichen Anforderungen nach. Allein die Bürgerschaft war desto muthiger und zwang den Rath, nichts mehr ohne ihren Willen zu thun. Nachdem es gelungen war, die Belagerer von dem Dänholm zu vertreiben, schwur die gesammte Bürgerschaft feierlichst, ihr Augsburgisches Bekenntniß sowohl, als ihre bürgerliche Freiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Doch wollten sie vorher noch einmal in Güte unterhandeln. Weil aber Wallenstein unbedingte Unterwerfung verlangte und drohte, von der Stadt nichts übrig zu lassen und sollten 500,000 seiner Soldaten vor ihr fallen und er selbst dabei umkommen müssen: so wandten sie sich an den

Kaiser, der seinem Feldherrn den schriftlichen Befehl ertheilte, die Belagerung aufzuheben. Als die Abgeordneten Stralsund's dem Wallenstein in Prenzlau den kaiserlichen Bescheid vorzeigten, rief er aus: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, müßte es herunter!" — Unterdessen war dänische Hülfe zur See bei der Stadt angelangt, so daß im Vertrauen darauf die Stadt vom General Arnim die Räumung Pommern's verlangte. Dieser antwortete mit zwei Stürmen auf die Stadt. Vor dem dritten Sturm erschien auch eine vom schwedischen König Gustav Adolf gesandte Flotille von 8 Schiffen mit schwedischen Truppen und einem schwedischen Gesandten, durch welchen nun die Stralsunder mit dem Schwedenkönig ein Bündniß abschloßen (den 5. Juli 1628). Zwei Tage darauf erschien Wallenstein selbst im Lager und befahl sogleich, die Stadt auf zwei Seiten zu bestürmen und ihr mehrere Werke wegzunehmen. Schon wollte der Rath capituliren, da verbot die Bürgerschaft den Abschluß der Unterhandlungen, weil er ohne die Einwilligung der Könige von Dänemark und Schweden nicht gültig sein könne. Da nun furchtbares Regenwetter das ganze kaiserliche Lager versumpfte und neue dänische sowohl, als schwedische Hülfe ankam, auch die muthigen Bürger Ausfälle über Ausfälle machten, deren einer ihm sein bestes Regiment, das Tiefenbachische, kostete: so verließ Wallenstein das Lager und begab sich nach Güstrow. Arnim versuchte zwar noch zwei Stürme, allein auch diese mißglückten.

Mit dem Verluste von 12,000 M. mußte Wallenstein die Belagerung Stralsund's aufheben und allgemein war bei den deutschen Fürsten die Freude über diese Demüthigung des hochmüthigen Friedländers. Nicht lange, so bemächtigte sich Christiern der Insel Usedom, landete an der pommer'schen Küste und eroberte Wolgast. Doch Wallenstein nahm ihm diese Stadt wieder ab, die Dänen flohen auf ihre Schiffe und Christiern kehrte nach Kopenhagen zurück. Wallenstein aber rückte nach der Unterwerfung der Stadt Wismar in Holstein ein, wo er wieder mit Tilly, der unterdeß Stade erobert hatte, zusammentraf und dort die letzten festen Plätze wegnahm, Glückstadt ausgenommen, das unbezwungen aus dem dänischen Kriege hervorgieng.

Bereits hatte der dänische Krieg vier Jahre gedauert und das nördliche Deutschland schrecklich verheert, so daß Jedermann daselbst nach Frieden verlangte. Auch die Glieder der Liga wünschten Frieden, da sie nicht länger für die Vergrößerung des Kaisers und seines Feldherrn die Kräfte ihrer Länder verbrauchen wollten. Daß selbst Wallenstein zum Frieden mit Dänemark sich neigte, kam daher, daß er darauf bedacht war, sich dadurch einen weit gefährlichern Feind vom Halse zu halten. Denn noch während der Belagerung von Stralsund hatte Christiern von Dänemark ein Bündniß mit dem Schwedenkönig Gustav Adolf geschlossen, der im Kriege mit Polen Liefland erobert hatte und darauf ausgieng, den Polen die westlichen Ostseeprovinzen wegzunehmen (XX. 4, 4 a. E.); und auch England, Frankreich und die vereinigten Niederlande zeigten sich zu kräftigerer Beschützung Dänemark's geneigt. Da ihm nun die wichtige Verbindung Schweden's mit Dänemark den Besitz von Mecklenburg zu gefährden schien, so knüpfte Wallenstein mit Dänemark Unterhandlungen an und brachte — eben als der Kaiser ein Edict gegen die Protestanten erließ, von dessen schlimmen Eindruck

Wallenstein Nachtheil befürchtete — am 22. Mai 1629 rasch den Lübecker Frieden mit Dänemark zum Abschluß, der dem Dänenkönig keinen Verlust an Land, wohl aber an der Ehre kostete.

Vor dem Abschluß hatte Christiern noch einmal das bisher ihm so ungünstige Glück der Waffen versucht, um den Kaiser, der allein die Fortsetzung des Kriegs zu wünschen schien, zur Ermäßigung seiner Forderungen zu zwingen. Mehrere glückliche Landungen auf Jütland und eine Angriffs-Demonstration auf die Stadt Schleswig bewirkten, daß selbst Wallenstein und Tilly dem Kaiser riethen, den Dänenkönig nicht auf's Äußerste zu treiben. — In dem Friedensvertrag versprach der Dänenkönig, sich nicht mehr an den deutschen Angelegenheiten zu betheiligen, außer so weit er als holsteinischer Reichsstand dazu berechtigt war, — ferner an die Nebenlinie Schleswig-Holstein mehrere Inseln und streitige Herrschaften abzutreten. Dagegen erhielt er seine dänischen Lande zurück, die alsbald von den kaiserlichen Soldheeren geräumt werden sollten. Mecklenburg und die Pfalz wurden im Vertrage gar nicht erwähnt und erschienen demnach der Willkühr des Kaisers preißgegeben. Wallenstein aber erhielt nun Mecklenburg, das ihm bisher nur pfandweise zustand, durch einen kaiserlichen Gnadenbrief in der Form eines Reichslehens, und die Einreden der vertriebenen Herzoge fanden keine Beachtung. Ihre Preißgebung war eben die geheime Bedingung des Friedens, zu deren Annahme Wallenstein den Dänenkönig sowohl durch das Lockmittel der Länderrückgabe, als auch durch mehrere Schreckmittel brachte: denn erstens erregte er in ihm die Sorge, die mit seiner unglücklichen Kriegführung unzufriedenen dänischen Stände würden ihn absetzen und den Kaiser zu ihrem Könige wählen; zweitens drohte er ihm, der Kaiser werde der Hansa so große Vortheile einräumen, daß dadurch dem dänischen Staatsschatz die Haupteinkommensquelle verstopft werden würde; endlich ließ er die Drohung fallen, der Kaiser werde dem Schwedenkönig zum Frieden mit Polen verhelfen und demselben die Eroberung Norwegen's überlassen.

5. Bestrebungen zur Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt mittels Begünstigung des niedern Adels, der Zünfte und des Bauernstandes. Frankreich's (Richelieu's) Gegenstrebung durch Unterstützung der protest. Reichsstände und der Liga. Das Restitutionsedict. Beibehaltung des ligistischen und kaiserlichen Heeres. Vollstreckung des Edicts. Widerstand Magdeburg's.

Durch solche und ähnliche Täuschungsmittel wußte sich Wallenstein das Herzogthum Mecklenburg theils zu erschleichen, theils zu ertrotzen. That er dieses allerdings vorzugsweise in seinem persönlichen Interesse, so arbeitete er doch dabei zugleich dem Kaiser in die Hände, nämlich zur Ausführung eines tieferliegenden Planes, der die Umgestaltung Deutschland's durch Einschränkung und Verminderung der Reichsstände und somit die Wiederherstellung einer ausgedehnteren Kaisergewalt zum Ziele hatte, wobei man sich von Seite einer gewissen Partei am Hofe vorzüglich auf die untern Stände — auf den niedern Adel in den Fürstenthümern, auf die Zünfte in den Städten und auf den Bauernstand in seinen den kaiserlichen Heeren zuströmenden Söhnen — zu stützen gedachte.

Daß man da, wo man in den Fürsten auf Widerstand stieß, der Ritterschaft wieder eine größere Selbständigkeit zu geben und durch den Gegensatz zu ihren Fürsten die Macht der letztern zu brechen trachtete, zeigte die Behandlung Hessen-Cassel's, Mecklenburg's, der welfischen Lande und Pommern's. Um die Liga zu schwächen und gewissermaßen ohnmächtig zu machen, suchte ihr der kaiserliche Hof die besten Officiere und Generale abzuspannen; selbst den

alten Tilly und den jungen Pappenheim (den „Kopf" und die „Faust" des ligistischen Heerkörpers) suchte man durch das Anerbieten von Herzogthümern (Calenberg und Wolfenbüttel) von der Liga abzuziehen und an den Kaiser zu fesseln. Doch wankten beide in ihrer Treue gegen ihren angestammten bayrischen Fürsten nicht einen Augenblick. Ja Wallenstein soll, wie es in einem Gutachten der ihm widerstrebenden Reichshofrathsglieder heißt, geäußert haben, „man brauche keine Fürsten und Kurfürsten mehr; es sei Zeit, denselben das Gasthütel abzuziehen; gleich wie in Hispanien und Frankreich nur Ein König sei, also solle auch in Deutschland nur Einer Herr allein sein." Eben so äußerte sich der kaiserliche Gesandte, Graf Schwarzenberg, an zwei bayerische Bevollmächtigte, daß der Kaiser die eroberten geistlichen Herrschaften an verdiente Staatsdiener zu geben beabsichtige (wodurch sie die reichsstandschaftliche Eigenschaft verlieren sollten).

Was die Städte betrifft, so waren sie (namentlich die oberdeutschen) als die Hauptagenten der kirchlichen Bewegungen in vielfacher Opposition gegen den Kaiser; wie denn auch die protestantische Union zumeist aus dem Säckel der Städte ihren Bestand schöpfte. Daher rieth der unbekannte Herausgeber einer 1621 erschienenen Flugschrift, man solle die Macht der stets mit den Fürsten verbundenen Patrizier dadurch brechen, daß man den Zünften (also der Demokratie) gleichen Zutritt zum Rath und zu den Ämtern öffne, und so „den Fehler Karl's V (der die zur Übermacht gekommenen Zünfte wieder eingeschränkt hatte), wieder gut machen." Jedenfalls that man Alles, um die niedersächsischen Städte für den Kaiser zu gewinnen, und Hamburg, Bremen, Lübeck ließen sich am Ende des dänischen Kriegs darum lieber zum Kaiser hinüberziehen, weil sie von diesem weniger, als von ihren fürstlichen Nachbarn für ihre Freiheiten fürchteten.

Daß die Söhne der Bürger und Bauern aus allen Gauen Deutschland's haufenweise zu den Fahnen des Friedländer's strömten, deutet auf einen „Umschwung in den Gesinnungen des niedern Volks", das nicht mehr rein um des Glaubens willen um seine Fürsten sich stellte, sondern dem an Macht wachsenden Kaiser mehr zutraute, als seinen sie auspressenden Fürsten, — wiewohl allerdings der Hauptantrieb zu jenem Zuströmen des Proletariats die Beutegier und die Lust nach dem hohen Solde war, den der Friedländer zu geben pflegte. Merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Stelle aus einer andern Flugschrift jener Zeit, worin dem Kaiser gerathen wird, „sich auf den gemeinen Pöbel zu stützen, als worin eines Monarchen wahre Stärke bestehe."

Um von Bayern die Rückerstattung des ihm verpfändeten Oberösterreich's (Landes ob der Ens) zu erlangen, erregte man nicht nur die Stände dieses Landes gegen den bayrischen Statthalter, sondern bestärkte auch die Bauern in ihren Klagen über den bayrischen Druck. Dadurch bewogen, verstand sich Maximilian zur Herausgabe des Landes, und dafür wurde ihm nun (im Februar 1628) die Oberpfalz, die er bereits auf Lebzeiten inne hatte, sammt den auf der rechten Seite des Rheins gelegenen Ämtern der Unterpfalz für die Summe von 15 Millionen Gulden erb- und eigenthümlich übergeben. Doch behielt er sich für den Fall, daß er aus der Pfalz verdrängt werden sollte, den Wiedereintritt in seine Rechte auf Oberösterreich vor.

Die Art und Weise, wie der Kaiser und seine Rathgeber die kaiserliche Vollgewalt anstrebten, rief nur zu bald einen Gegenstoß hervor. Das bereits aller Orten sichtbare Wachsthum der kaiserlichen Macht erregte die Eifersucht und Furcht der deutschen Fürsten, selbst der katholischen; vor allen aber war es das stets auf Österreich eifersüchtige, vom Cardinal Richelieu klug gelenkte Frankreich, das die Wiedervereinigung, ja Vernichtung des habsburgischen Hauses zu seinem Hauptstreben machte.

Dieses Ziel sollte aber zunächst nicht mit den Waffen, sondern auf ruhigerem Wege erreicht werden, nämlich einerseits durch eine tödtliche Ver-

feindung des Kaisers mit allen protestantischen Reichsständen, sowie durch eine Trennung der katholischen Reichsstände von ihm, anderseits durch Entziehung seiner in Wallenstein sich darstellenden Hauptstütze, und zwar beides mit Benützung der „Gottesfurcht und Frömmigkeit des Kaisers".

Um den ersten der angegebenen Zwecke zu verfolgen, wurden die deutschen geistlichen Kurfürsten, deren eigenes Interesse dem Rathe Richelieu's entgegenkam, dahin bestimmt, bei dem Kaiser auf einen allgemeinen Befehl an die protestantischen Fürsten und Stände zur Herausgabe der seit dem Passauer Vertrag eingezogenen unmittelbaren Kirchengüter und Stifter zu dringen. Es war vorauszusehen, daß sich dann nicht nur alle protestantischen Stände gänzlich von dem Kaiser abwenden, sondern daß auch die katholischen Stände von dem Augenblick an, wann sie wieder zum Besitz der Kirchengüter kämen, sich von dem Kaiser trennen würden, da ja dann namentlich die Liga alles hätte, um dessentwillen sie es sich so viel Geld und Blut hatte kosten lassen. Aber die also den Protestanten abgenommene Beute sollte nicht etwa den katholischen Ständen Deutschland's oder gar dem Kaiser zu Gute kommen, sondern dem französischen Könige, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als nach dem durch Wallenstein's Entfernung erfolgenden Sturz des Kaisers — sich zum deutschen König wählen zu lassen.

Der erwähnten Forderung der geistlichen Fürsten schloßen sich auch die übrigen Glieder der Liga, insbesondere der Kurfürst von Bayern an. Obgleich diese Forderung ganz in des Kaisers Sinn war und er bei der Ausführung sogar einen Theil der rückzuerstattenden Kirchengüter für sich zu behalten gedachte, so wollte er doch nicht eher darauf eingehen, als bis er mit Hülfe der Liga die Dänen vollends besiegt hätte. Allein die Fürsten drangen (durch die im Febr. 1629 auf dem Ligatag zu Heidelberg gefaßten Beschlüsse) mit solcher Entschiedenheit darauf, daß er schon zwei Monate vor dem Abschluß des Lübecker Friedens das verhängnißvolle Restitutionsedict unterzeichnete (6. März 1629).

Dieses Edict enthielt außer der oben angegebenen Forderung noch folgende: alle unmittelbaren, gegen den geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter sollten wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden; die katholischen Reichsstände sollten das Recht haben, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen oder im Widersetzungsfall aus dem Lande zu entfernen; die Wohlthat des Religionsfriedens sollten nur die Katholiken und Anhänger der unveränderten Augsburgischen Confession genießen, Calvinisten und andere Protestanten aber als Sectirer im Reiche nicht zu dulden sein.

Das **Restitutionsedict** veranlaßte mehr als alle anderen Maßregeln die Verlängerung des unseligen Kriegs. Denn um dasselbe zur Ausführung zu bringen, behielt der Kaiser, gleich der Liga, die auf Deutschland lastenden Heere bei und regte dadurch seine in- und auswärtigen Feinde zum Äußersten auf. Für den Augenblick jedoch rührte sich Niemand: der Eindruck dieses Edicts war betäubend, zu-

mal die Execution durch den kaiserlichen sowohl, als durch den ligistischen Feldherrn streng und hart in's Werk gesetzt wurde.

Selbst der vom Krieg doch noch wenig berührte Kurfürst von Sachsen wagte es nicht, sich dagegen zu erheben, obgleich derselbe dadurch, daß des Kaisers Sohn, Leopold, bisheriger Bischoff von Straßburg und Passau, den fettesten Theil der restituirten Stifter erhielt, — nämlich nicht nur die Bisthümer Bremen und Halberstadt, sondern auch das Erzbisthum Magdeburg, — auf's bitterste beleidigt wurde, weil sein eigener Sohn schon vom Magdeburger Domkapitel zum Erzbischoff erwählt worden war, und der Kurfürst nun auch durch den Verlust der eingezogenen Bisthümer Meißen, Merseburg und Naumburg bedroht war.

Bei der Vollstreckung des Edicts überschritten die damit beauftragten Commissarien gar häufig die Gränzen ihrer Vollmacht und nahmen oft sogar solche Güter zurück, die schon vor dem Passauer Vertrag in protestantische Hände gekommen waren. Je schwächer ein Reichsstand war, desto mehr mußte er sich gefallen lassen. Am schlimmsten kamen daher die Reichsstädte davon.

Die erste Reichsstadt, deren evangelische Prediger fortgejagt und deren Bürgerschaft sich wieder dem katholischen Bischoff unterwerfen mußte, war Augsburg, die Wiege des lutherischen Bekenntnisses: ein vor dem Rathhaus aufgerichteter Galgen und andere Strafandrohungen unterstützten die Forderung des Religionswechsels. — Vergebens sandte die damalige vormundschaftliche (und darum schwache) Regierung in Württemberg dem kaiserlichen Beichtvater, Pater Lemmermann, eine Ladung des besten Neckarweins: die protestantischen Geistlichen mußten katholischen Priestern und friedländischen Reitern weichen, und die Klöster und Abteien wieder katholische Prälaten aufnehmen. So gieng es allenthalben in allen deutschen Reichslanden.

Nur die Stadt Magdeburg widersetzte sich der Ausführung des Restitutionsedicts mit der größten Festigkeit. Da sie dem Wallenstein, der ihr schon zwei Jahre zuvor eine Kriegszahlung von 130,000 Thalern auferlegt hatte, eine neue Zahlung von 60,000 Thalern, womit sie die Einlagerung eines Regiments abkaufen sollte, verweigerte, so ließ er durch Croaten die Umgebung der Stadt verheeren und darauf die Belagerung beginnen; er konnte aber die tapfer sich wehrende Stadt so wenig wie Stralsund erobern und mußte ihr durch Vermittlung der Hansa einen Vergleich gewähren.

6. Die Liga. Die Spannung zwischen Maximilian und Wallenstein. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Klagen über Wallenstein's Übermuth und Bedrückungen. Absetzung Wallenstein's. Suspension der Edictsvollziehung.

Die Ausführung des Restitutionsedicts war übrigens die letzte Thätigkeit, welche die Truppen der Liga und des Kaisers gemeinsam verrichteten: denn bald sollten sie einander gegenüber stehen. Die oberwähnten Beschlüsse der Liga giengen darauf hinaus, den Kaiser zur Entlassung seiner Völker zu bestimmen, und wenn sie selbst durch Abdankung einiger

Mannschaft mit dem guten Beispiel vorauszugehen schien, so war das wirklich nur Schein. Denn bald war das ligistische Heer auf 33,000 M. ergänzt, und von solchen handgreiflichen Gründen unterstützt, erklärte die Liga dem Kaiser, daß die längere Dauer des Kriegs den Untergang des deutschen Vaterlandes nach sich ziehen würde, daß aber ein Friede, nach welchem alle Welt sich sehne, nur vom Kaiser unter Mitwirkung der Kurfürsten, als der natürlichen geheimen Räthe des Kaisers, gültig und dauernd abgeschlossen werden könnte, weßhalb der Kaiser einen Kurfürstentag anberaumen müßte.

Diese Forderung, die der Kaiser anfangs von sich wies, betrieb Kurfürst Maximilian mit besonderem Nachdruck und konnte dabei auf die geheime Unterstützung Frankreich's und selbst auf die des Erzherzogs-Erzbischoffs Leopold rechnen. Wallenstein erkannte wohl, daß es dabei im Grunde auf seinen Sturz abgesehen sei, und die Spannung zwischen ihm und dem Haupt der Liga wuchs mit jedem Tage. Alles in Deutschland sah damals mit Ängstlichkeit auf den Entschluß des Kaisers: denn mit der Unterdrückung der Fürstenaristokratie sah man im Geiste einen Militärdespotismus aufkommen, wie er in Deutschland nie da war. In- und auswärtige Mächte schienen wider den Kaiser verschworen: die Liga stand schlagfertig, Sachsen veranstaltete Werbungen, Dänemark schien auf Erneuerung des Krieges zu denken, Schweden nahm mehr und mehr eine drohende Kriegsstellung gegen Deutschland an, Frankreich und die Niederlande stunden auf der Lauer.

Wallenstein richtete sein Hauptaugenmerk auf die Bewegungen des schwedischen Königs, den er mit Recht für seinen gefährlichsten Gegner hielt: denn Gustav Adolf hatte nach Abschluß des polnischen Friedens die Besatzung von Stralsund bis auf 9000 M. verstärkt und die Häfen von Rostock und Wismar gesperrt, also daß der „General des baltischen Meeres" kein Schiff auslaufen lassen konnte. Daher suchte dieser wenigstens die pommerschen und mecklenburgischen Küsten möglichst zu decken, um einen etwaigen Landungsversuch des Schwedenkönigs zu verhindern.

Bei der Wahrnehmung solcher Gefahren willigte der Kaiser in das Begehren der Liga und schrieb den verlangten Kurfürstentag auf den 5. Juni 1630 nach Regensburg aus, auf dem er vor Allem die Erwählung seines erstgeborenen Sohnes Ferdinand zum römischen König durchzusetzen hoffte. In Person erschienen, außer dem Kaiser, die drei geistlichen Kurfürsten und der Kurfürst von Bayern nebst vielen andern hohen Reichsständen. Nur die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg blieben weg und schickten bloß Gesandte, um dem Kaiser ihre durch das Restitutionsedict erlittene Kränkung fühlen zu lassen. Auch viele Mächte des Auslands waren durch Gesandte vertreten; selbst der französische Gesandte wußte sich (als Vermittler des weiter unten zu erwähnenden mantuanischen Erbschaftsstreits) in diese deutsche Fürstenversammlung einzuschleichen, welche — eben in Folge französischer Trennungskünste — die letzte war, auf welcher die deutsche Einheit vertreten war!

Merkwürdig einmüthig und theils auf französischen Rückhalt bauend, theils aber auch vom Gefühl für Recht und Ordnung geleitet, traten katholische, wie protestantische Reichsstände mit der Erklärung hervor, daß an den unerhörten Kriegsbedrückungen, die der Kaiser selbst in einer seiner Propositionen an die Stände erwähnt hatte, einzig und allein der neue Herzog von Mecklenburg (Wallenstein) Schuld sei, dem man eine so ungemessene Gewalt eingeräumt habe: denn sein Kriegsvolk vorzüglich verheere das allgemeine deutsche Vaterland auf's gräulichste; seine Willkühr lege ohne Befragung der Stände den Ländern und Städten die unerhörtesten Schatzungen und Steuern auf, seine und seiner Befehlshaber Pracht und Verschwendung gienge in's Gränzenlose, sein herrischer Übermuth und anmaßender Stolz gegen die Fürsten sei vollends unerträglich. Aus diesen Gründen verlangten die Kurfürsten, unter dem Vorgang Bayern's, daß der Kaiser den Herzog von Friedland verabschieden und sein Kriegsvolk abdanken solle.

Wie gerecht die Beschwerden über Wallenstein's Prachtliebe und Verschwendung waren, ersieht man am Besten aus dem neuerdings von Helbig im Dresdener Archiv aufgefundenen Bericht des kurfürstlichen Geschäftsträgers Lebzelter, der 1629 in das Hauptquartier Wallenstein's nach Halberstadt gesandt worden war. Zu des Herzogs Hofstaat gehörten 46 Heerwagen je zu 6 Pferden, 46 Kaleschen je zu 4 Pferden, 7 Leibkutschen je zu 6 Pferden, im Ganzen also 502 Wagenpferde und dazu noch 120 Reitpferde, ohne die Maulthiere und Sänftenpferde; ferner die obern Hofcharchen mit 110 Pferden; die andern Hofadeligen mit ebenfalls 110 Pferden; die zur Tafelbedienung gehörigen obern Beamten mit Officiersrang und 117 Pferden, die übrige höhere Hofdienerschaft mit 32 Pferden, endlich 16 Edelknaben. Dann erst kam die untergeordnete Dienerschaft: Kammerdiener, Zahlmeister, Garderobemeister, Kammer-Fouriere, Kanzlisten, Kammerheizer, Portiers, Musikanten, Hofmeister, Fecht-, Tanz-, Voltigiermeister für die Edelknaben, Bereiter, Silberdiener, Schirrmeister, Wagen- und andere Handwerksmeister, 15 Köche, Kellner, Lakaien u. s. f. zusammen wieder über 100 Personen, ohne die 50 Trabanten und 100 Leibcroaten. Der Aufwand auf Speis' und Trank überstieg gleichfalls alles erdenkliche Maaß. Hält man dagegen den einfachen Hofstaat eines kaiserlichen Erzherzogs und selbst des Kurfürsten von Sachsen, so ist das Streben der deutschen Fürsten, den Hochmuth des Emporkömmlings zu demüthigen, begreiflich und mehr als gerechtfertigt.

Die von allen Ständen eingereichten Beschwerdeschriften enthielten auch die schwersten Klagen über die Bedrückungen der wallensteinischen Soldateska. In der pommer'schen Beschwerdeschrift hieß es: die Soldaten störten nicht bloß häufig die Gottesdienste, sondern beraubten auch die Kirchen, ja die Gräber, mißhandelten besonders das weibliche Geschlecht auf thierische Weise, und schonten selbst todte Jungfrauen nicht; sie nähmen den Leuten das Hemd vom Leibe und das letzte Stück Brod vom Munde, so daß Manche, um sich des Hungers zu wehren, Baumrinde und Gras und das Fleisch gefallener Thiere, ja das Fleisch ihrer Kinder und menschlicher Leichname gegessen hätten.

Der Kaiser, betroffen durch die Einstimmigkeit der Fürsten, gab nun zu verstehen, daß er den Wallenstein aufgeben wolle, wenn man in die Erwählung seines Sohnes Ferdinand zu deutschen Könige willigen werde. Allein auch in diese Forderung giengen sie nicht ein, weil bei ihnen der Beschluß, des Kaisers Macht zu schwächen, fest stand.

Dagegen hatte sich Wallenstein, der von allen Schritten seiner Gegner unterrichtet war, die kühnsten Plane zur Befestigung und Erweiterung der kaiserlichen Macht auf Kosten der Fürsten ausgedacht und einerseits nicht nur gegen einen Einfall der Schweden Vorkehrungen getroffen, sondern auch gegen die in der Champagne zu einem Einfall in Deutschland bereit stehenden Franzosen seine Truppen am Rhein und im Elsaß zusammengezogen; anderseits im Schwäbischen gegen die bayrische Gränze hin Truppenansammlungen veranstaltet, so daß Kurfürst Maximilian es für gut fand, Truppen um Regensburg zu sammeln, um gegen einen etwaigen Angriff des Friedländers gedeckt zu sein.

Da nun der Kaiser fühlte, daß die Fürsten, falls er auf Wallenstein's Beibehaltung bestände, auf die Seite von Frankreich und Schweden getrieben würden, und ein Kaiser ohne eine Stütze an den Ständen ohnmächtig, der einzige Wallenstein aber ihm eine zweideutige Stütze sein würde, so gab er nach, jedoch mit der Äußerung, daß er für das Unglück nicht stehen wolle, das aus Wallenstein's Absetzung entspringen werde.

Es wurden nun zwei kaiserliche Abgesandte an den Herzog von Friedland nach Memmingen geschickt, wo er sich damals aufhielt, um ihm den Absetzungsbefehl auf's glimpflichste beizubringen. Wider alles Erwarten fügte sich der gefürchtete Feldherr in das Unvermeidliche und erleichterte dadurch das Herz des Kaisers, und indem er sich unverzüglich in stolzer Ruhe auf seine Güter in Böhmen zurückzog, triumphirten die Fürsten laut und glaubten für immer von diesem ihnen so gefährlichen Friedländer befreit zu sein. Seine Bitte an den Kaiser, ihm wenigstens Mecklenburg zu belassen, genehmigten sie nicht, weil die entsetzten Herzöge keines Verbrechens überwiesen seien.

Als die kaiserlichen Abgesandten sich unter vielen Entschuldigungen ihres schwierigen Auftrags entledigten, fiel ihnen Wallenstein in's Wort und sagte, indem er auf eine Tafel zeigte, worauf sein eigenes Horoscop, sowie das des Kaisers und des bayrischen Kurfürsten verzeichnet war: aus diesem Sternenstand könnten sie sehen, daß er ihren Auftrag zuvor gewußt hätte und daß der Spiritus des Kurfürsten von Bayern den des Kaisers beherrsche; daher er dem Kaiser keine Schuld gebe; nur thue es ihm wehe, daß kaiserliche Majestät sich seiner so wenig angenommen habe: doch werde er Gehorsam leisten. Darauf stellte er den Gesandten ein Fest an und beschenkte sie fürstlich. — Wie gefaßt Wallenstein bei der Nachricht von seiner Enthebung vom Obercommando war, ersieht man aus seinem Schreiben an Collalto Memmingen v. 23. Aug. 1632: „Aus Beilag wird der Herr Bruder sehen, was man zu Regensburg concludirt hat, welches mir von Grund meiner Seele lieb ist, dieweil ich dadurch aus einem großen Labyrinth kommen werde.“ (Dudik's Wallenstein nach den Acten des k. k. Kriegsarchiv's in Wien, 1858). — Gewiß hätte er nicht so ruhig gehorcht, wenn er nicht aus den Umständen vorausgesehen hätte, daß bald wieder eine Zeit kommen werde, in der man seiner bedürfen würde. — Die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg verwies der Kaiser auf den Weg Rechtens, und so blieb Wallenstein für jetzt noch im Besitze Mecklenburg's.

Da der zu befürchtende Krieg mit Schweden die fernere Beibehaltung und darum auch die gemeinsame Oberleitung eines Heeres nöthig machte, der Kaiser aber nicht den Kurfürsten Maximilian, welchen die Ligisten vorschlugen, — die Fürsten dagegen nicht des Kaisers Sohn, den seine Räthe vorschlugen, annehmen wollten, so vereinigte man sich endlich in der Person des greisen Tilly, der jedoch diesen zweiseitigen Posten un-

gern annahm. Das kaiserliche Heer wurde allmählich vermindert und den Generalen Mäßigung empfohlen.

Zugleich wurde die Vollziehung des Restitutionsedicts vor der Hand suspendirt, um die Protestanten in etwas zu beruhigen. Nichts desto weniger sanken bei der Betrachtung der mächtiger als je dastehenden Liga und der noch immer bedeutenden Macht des Kaisers, ihre Hoffnungen auf bürgerliche und religiöse Freiheit immer tiefer. Denn so lange das Restitutionsedict nicht völlig zurückgenommen war, blieben sie fortwährend mit den größten Nachtheilen bedroht, und eine gütliche Lösung, obgleich sie der Reichstag in Aussicht gestellt hatte, war bei dem errungenen Übergewichte der Katholiken und bei dem entschlossenen Eifer des Kaisers sehr ungewiß. In ihrer traurigen Lage, aus der sie keinen Ausweg sahen, ahneten sie nicht, wie nahe ihnen der Retter war.

7. Frankreich's Eifersucht auf das vorwaltende Ansehen der spanisch-österreichischen Macht. Der mantuanische Erbschaftsstreit und sein ungünstiger Ausgang für den Kaiser.

Um den innern Grund dieses überraschenden Umschwungs der Dinge und seiner Folgen zu erkennen, sind die Fäden, welche den politischen Einschlag zu dem Gewebe dieses Religionskrieges bilden, und von denen uns einzelne schon oben in die Augen fielen, im Zusammenhang aufzuzeigen.

Die große Einmüthigkeit, durch welche der Katholicismus seit dem Tridentiner Concilium, vorzüglich in Folge der Bemühungen der Jesuiten, das Übergewicht über den Protestantismus erstrebte, war durch Frankreich's Eifersucht auf das vorwaltende Ansehen der spanisch-österreichischen Macht gestört worden. Schon damals, als die Liga gegen Mansfeld und Christian von Halberstadt in der Pfalz siegreich focht, war es Frankreich, welches — obgleich es die Protestanten in seinem Innern verfolgte — doch die auswärtigen protestantischen Mächte, (Dänemark, Holland, England) insgeheim zur Unterstützung Mansfeld's und Christian's aufstiftete. Zwar ließ Frankreich, weniger auf die Vorstellungen des Papstes, als weil sich gerade die Hugenotten in Frankreich wieder erhoben, in der nachdrücklichern Betreibung dieser Verbindung nach, und so kam es, daß sowohl die katholische Sache in Deutschland, als auch das österreichisch-habsburgische Haus zu jener großen Übermacht gelangte. (S. K. 3, 1. a. E.)

Als aber Richelieu, der damals unter Ludwig XIII die Geschicke Frankreich's leitete, nach der Bekämpfung der Hugenotten durch die Einnahme von Rochelle (s. unt. Frankreich) wieder freie Hand gewonnen hatte und auch der Papst vor den Fortschritten der kaiserlichen Macht erschrack, da brachte ein Ereigniß in Italien die beiden katholischen Hauptmächte Europa's, Frankreich und Österreich, auf's Neue zu einem feind-

lichen **Zusammenstoß**, der durch eine engere Verbindung Richelieu's mit den deutschen, vom Kaiser und Wallenstein bedrohten Fürsten den obengeschilderten Umschwung der Dinge herbeiführte. Es war dieß **der mantuanische Erbschaftsstreit**, in Folge dessen der Kaiser mit Frankreich, das im Einvernehmen mit dem Papst **Urban** VIII für den erbberechtigten **Herzog von Nevers** in die Schranken trat, auf italischem Boden in einen Krieg verwickelt wurde, der ihm keinen Gewinn brachte und ihn nöthigte, **den Herzog von Nevers mit Mantua zu belehnen.**

Es war nämlich im J. 1627 Herzog **Vincenz** II von **Mantua** und **Montferrat**, aus dem Hause **Gonzaga**, gestorben ohne gesetzliche Leibeserben zu hinterlassen. Aus einer Nebenlinie (von der Schwertseite) aber, deren Stifter ein halb Jahrhundert zuvor nach Frankreich gezogen und dort in den Besitz der Herzogthümer **Nevers** und **Rethel** gekommen war, hatte Herzog **Karl von Nevers das nächste Anrecht auf Mantua**. Er schickte daher seinen Sohn **Karl von Rethel** kurz vor dem Tode des Herzogs Vincenz nach Mantua, um sich der Erbschaft zu versichern. Dort aber befand sich eine Nichte des Sterbenden, **Maria von Gonzaga**, die gleichfalls Erbansprüche machte. Um Zwiespalt zwischen beiden Prätendenten zu verhindern, ward eine Heirath beschloßen und nach erhaltener päpstlicher Dispensation **vermählte sich Karl von Rethel mit Maria** noch in der Nacht, da Vincenz starb, und setzte sich andern Tags, **ohne den Kaiser, als Lehnsherrn, zu befragen**, in den Besitz von Mantua. Noch waren drei andere minderberechtigte Prätendenten, darunter der **Herzog von Savoyen**, vorhanden. Für den letztern trat der **spanische Hof** auf, der als **Herr von Mailand und Neapel** nach Erweiterung seiner Macht in Italien trachtete und sich dieselbe durch Frankreich, den Lehnsherrn des Herzogs von Nevers, nicht schmälern lassen wollte. Die übrigen italienischen Mächte, selbst **Venedig** und **Genua**, waren auf Seite des Herzogs von Nevers.

Da **Mantua** ein deutsches Reichslehen war, so stand im Grunde dem **Kaiser** die Entscheidung zu. Der spanische Hof suchte ihn also für Savoyen's Ansprüche zu gewinnen und da der Kaiser dem spanischen Hof für frühere Dienste verpflichtet war, neigte er sich, ungeachtet Pater Lemmermann und die Jesuiten alles aufboten, ihn abzuhalten, zu Gunsten Savoyen's, und lud den Herzog von Nevers vor seinen Lehnsrichterstuhl. Da ließ **Richelieu** ein Heer von 25,000 M. in Italien einrücken, das den **Herzog von Savoyen bei Susa schlug** und ihn zwang, **zum Bunde Frankreich's zu halten.**

Nun sah sich der **Kaiser** genöthigt, **gleichfalls ein Heer** von 20,000 M., das ihm Wallenstein, damals noch Oberbefehlshaber der kaiserlichen Kriegsmacht, zu diesem Zwecke abließ, unter dem Grafen **Collalto**, **Aldringer**, **Gallas** und andern Führern, in die **Lombardei** einrücken zu lassen, die nun unter diesen zuchtlosen Horden Wallenstein's auf das gräßlichste zu leiden hatte. Die Franzosen mußten den Kaiserlichen weichen und wurden in Mantua und Casale eingeschlossen. **Mantua** wurde sodann von den **Deutschen erstürmt** und drei Tage lang schrecklich verwüstet. Darauf kam es — gerade zur Zeit des obenerwähnten Regensburger Reichstags — 1630 zu einem **Friedensvertrag**, in welchem der Kaiser dem Herzog von Nevers das Herzogthum Mantua zuerkannte, sich aber das Besatzungsrecht in Mantua ausbedingte. Allein **Richelieu** verweigerte die Bestätigung, und da auch Spanien mit dem Vertrage nicht zufrieden war, so dauerte der Krieg noch bis in das folgende Jahr fort, bis 1631 der **Friede von Chierasco** zu Stande kam, in welchem Frankreich **einen kleinen Theil von Savoyen** und dadurch einen **Paß nach Italien** bekam, **Savoyen** dafür aber durch einen Theil von Montferrat beschwichtigt wurde, indeß **der Kaiser leer ausgieng** und nun doch **den Herzog von Nevers mit Mantua belehnen** mußte.

4. Kapitel. Der dreißigjährige Krieg. Vierte Periode: der schwedisch-deutsche Krieg.

1. Schweden die einzige noch ungeschwächte protestantische Macht. Gustav Adolf's Stellung zu Schweden und Deutschland. Sein Abschied von den schwedischen Ständen. Axel Oxenstierna.

Noch vor dem Ausgang des mantuanischen Erbschaftsstreites wendete sich Frankreich, um den Kaiser durch anderwärtige Beschäftigung von Italien abzuziehen und ihm überhaupt einen Pfahl tief in's Fleisch zu stoßen, — nicht ohne Zulassung des römischen Stuhl's — in noch bestimmterer Weise, als es schon geschehen war, an die allein noch ungeschwächte protestantische Macht, nämlich an Schweden, dessen König Gustav Adolf nicht lange vorher glänzende Siege über den König Sigismund von Polen erfochten hatte, von denen schon oben in der schwedischen Geschichte die Rede war. (XX, 4, 4.) Um den Schwedenkönig zu einem Einfall in Norddeutschland zu vermögen, vermittelte Richelieu's Politik den schon obenerwähnten sechsjährigen Waffenstillstand zwischen den Polen und Schweden und versprach ihm Hülfsgelder zur Führung des Krieges in Deutschland.

Gustav Adolf war ohnedieß längst zu einem Angriff auf die kaiserliche Macht in Deutschland entschlossen, weil er theils durch die Unterstützung, welche der Kaiser 1626 den Polen gegen ihn geleistet hatte und durch die ungerechte Vertreibung seiner Verwandten, der mecklenburgischen Herzöge, so wie durch die Zurückweisung seiner Gesandten von der Theilnahme am Abschluß des Lübecker Friedensvertrags gereizt, theils von einem warmen Eifer für den evangelischen Glauben, dessen wachsende Unterdrückung in Deutschland ihn empörte, beseelt, theils endlich auch von einer weit aussehenden Staatskunst geleitet war, die es ihm sowohl zur Aufrechthaltung der protestantischen Sache, als auch zur Befestigung und Ausdehnung seiner Macht nöthig erscheinen ließ, einen bleibenden Fuß in Deutschland zu fassen.

Allerdings waren in Deutschland selbst noch „Freiheitskräfte genug", um den absolut monarchischen Strebungen des Kaisers und Wallenstein's entgegenzutreten, und somit auch die Unterdrückung der evangelischen Kirche ohne schwedische Beihülfe abzuwenden; allein diese Kräfte waren durch entgegengesetzte Interessen zersplittert, und wenn auch die Katholiken an Bayern einen Einigungspunct hatten, so fehlte dieser doch den deutschen Protestanten gänzlich, da sie damals unter sich keine Persönlichkeit hatten, deren unwiderstehlichem Geiste sich alle untergeordnet hätten.

Es wird sich uns das Ziel dieser seiner mit der Religion verwebten Politik im Verlau der Darstellung der folgenden Begebenheiten näher herausstellen.

Er beschleunigte daher die Wegräumung der Hindernisse, die ihm noch im eignen Lande bei der Ausführung seines Planes entgegenstanden, in-

dem er sowohl seinen vorsichtigen Kanzler Axel Oxenstierna, der übrigens sein innigster Vertrauter war, als auch seine Reichsstände von der Nothwendigkeit und Ausführbarkeit dieser Unternehmung überzeugte. Gustav Adolf war damals noch in der Kraft seiner Jahre. Seinem Heldengeiste diente ein kräftiger Körper zum Träger: er war sehr hoch von Wuchs und von ebenmäßigen Gliedern, (obwohl späterhin etwas beleibt), hatte eine breite Stirne, eine Adlernase, große (graue) Augen, eine wohltönende Stimme und neben einem Ehrfurcht gebietenden Ernst eine Vertrauen erweckende Freundlichkeit und Herzensgüte. In seinen Kriegen (mit Dänemark, Rußland und Polen) hatte er stets die größte Tapferkeit und den furchtlosesten Muth, bei allen seinen Anordnungen und Unterhandlungen ungemein scharfen Verstand, umsichtige Thätigkeit und Wachsamkeit bewiesen. Eben so groß als Staatsmann, wie als Feldherr (als welcher er unter die acht*) größten der Weltgeschichte gehört) war er zugleich ein warmer Verehrer der Wissenschaften, sprach vier Sprachen mit großer Fertigkeit, spielte trefflich die Laute, hatte theologische Einsicht und einen frommen lebendigen Herzensglauben. Sein Auszug in den deutschen Krieg war auch weniger das Werk reifer Überlegung, als vielmehr „das Werk eines begeisterten Gedankens, einer Eingebung", wie Oxenstierna behauptete, der mit seiner größern Ruhe und Besonnenheit „das aufblitzende Feuer des Königs oft mäßigte".

Denn die Gründe, auf die er sich beim Abwägen seiner geringen Streitkräfte gegen die achtmal größeren seines Gegners stützte, fußten mehr auf dem Boden der bloßen Wahrscheinlichkeit, als der verbrieften Gewißheit. Er hoffte, daß Polen ruhig bleiben, das eifersüchtige Dänemark ihn nicht hindern, die deutschen Fürsten, aus Begierde nach des Kaisers Demüthigung, ihm sogleich zufallen würden. Nur die eine Annahme konnte als richtig berechnet gelten, daß nämlich die Spannung Bayern's mit dem Kaiser ihm die Möglichkeit der Überwältigung des letztern sehr nahe legte. Und gewiß, ohne die damalige drohende Stellung Bayern's und der Liga gegen den Kaiser hätte der Schwede es nie wagen können, einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen. — Übrigens wußte Gustav Adolf wohl, daß er den Kurfürsten von Bayern, der als Inhaber der Pfalz nicht in die Wiedereinsetzung Friedrich's V — und als Vorkämpfer des römischen Stuhls nicht zur vollen Zurücknahme des Restitutionsedicts die Hände bieten würde, gleich bei seiner Landung zum ersten Gegner haben werde, da Tilly oft laut geäußert hatte, er wünsche nur darum länger zu leben, um mit Schweden bis auf den Tod zu kämpfen. Auch erkannte Gustav Adolf klar, daß Richelieu ihn nur als Werkzeug zur Schwächung des Kaisers benützen wollte, nicht aber ihm zur wirklichen Erhebung des Protestantismus über den Katholicismus und zur Schmälerung Bayern's, als eines Bundesgenossen Frankreich's, die Hand bieten werde. — Bei England und Schottland konnte er nur auf Geldunterstützung hoffen, die ihm auch während des Kriegs geleistet wurde: denn Holland namentlich fürchtete, im Falle Gustav Adolf Herr von Deutschland würde, für seine errungene Unabhängigkeit. — Auch die Hoffnung auf den alsbaldigen Beitritt der protestantischen Fürsten Deutschland's mußte sich ihm aus vorläufigen Versuchen, sie für sich zu gewinnen, sehr herabstimmen, da Kurhessen und Weimar ganz gelähmt, Branden-

*) Alexander, Hannibal, Julius Cäsar, Gustav Adolf, Türenne, Prinz Eugenius, der alte Fritz, Napoleon I.

burg und Sachsen aber es — und wohl mit Recht — für einen Verrath am Reich hielten, sich einem Fremden zu untergeben, dessen tiefere Absichten sie nicht kannten. — Nichts desto weniger folgte Gustav Adolf seinem innern Triebe und schreckte selbst vor der Ahnung eines tragischen Ausgangs nicht zurück.

Ehe Gustav Adolf wirklich aufbrach, unterhandelte er zwar noch mit dem Kaiser, stellte ihm aber solche Bedingungen, von denen selbst Oxenstierna gar nicht zweifelte, daß sie der Kaiser verwerfen werde, so daß man sah, daß diese Verwerfung nur einen Grund mehr für schwedische Einmischung in deutsche Angelegenheiten abgeben sollte.

Nach vollendeten Rüstungen berief Gustav Adolf im Mai 1630 die Stände seines Reiches, ließ sie seiner einzigen, damals vierjährigen Tochter Christine als künftiger Königin Schwedens huldigen und übergab während der Minderjährigkeit derselben die Regentschaftsverwesung einem von seinem treuen und weisen Oxenstierna geleiteten Reichshofrathe. Dann nahm er seine Tochter auf den Arm und empfahl sie den Versammelten mit so rührenden Worten, daß jedes Herz bewegt wurde und er selbst mit Mühe zu der Schlußrede sich faßte, in der er einem jeden der drei Stände seine Pflichten vorhielt und einen rührenden Abschied nahm.

In Bezug auf den Zweck seiner Unternehmung sagte er: er rufe Gott den Allmächtigen zum Zeugen an, daß er nicht leichtsinniger Weise in den Krieg ziehe, sondern daß es, außer den vom Kaiser erfahrenen Beleidigungen, vorzüglich die Unterdrückung seiner evangelischen Glaubensgenossen sei, welche ihn in die Waffen getrieben habe. Er kenne die Gefahren, denen sein Leben ausgesetzt sei und glaube sogar, daß er in diesem Vertheidigungskampfe sterben werde. „Ich rufe Euch", schloß er die Rede mit Thränen in den Augen, „ein herzliches Lebewohl zu — vielleicht auf immer; vielleicht sehen wir uns jetzt zum letztenmal! — Das Schluchzen der Versammlung milderte sich erst, als er wieder das Wort zu einem Gebet nahm, das mit den letzten Versen des 90. Psalms schloß: „HErr, kehre dich zu uns und sei deinem Knechte gnädig. Überschütte uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir dich rühmen und fröhlich sein unser Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern! Der HErr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!"

2. Gustav Adolf's Landung auf deutschem Boden. Sein Manifest. Anschluß Pommern's. Gustav Adolf in Stettin und im Mecklenburgischen. Der Subsidientractat mit Frankreich. Pommern in schwedischer Gewalt. Geheimer Anschluß Lüneburg's und Hessen-Cassel's. Der Leipziger Convent.

Der Zeitpunct zur Überfahrt nach Deutschland konnte nicht besser gewählt sein, da der Kaiser und die Kurfürsten noch zu Regensburg tagten, ein Theil der kaiserlichen Truppen am Rhein und im Elsaß gegen die Franzosen aufgestellt war, Wallenstein mit einem andern Theile im Schwäbischen, Tilly aber mit der Hauptkraft der Liga in der Oberpfalz einander argwöhnisch beobachteten, in Pommern und den Umlanden zwar noch an 30,000 Kaiserliche, aber weit vertheilt und unter unfähigen Führern (Conti und Savelli) standen, die in den ausgesaugten Ländern unter ihren zusammengelaufenen Söldnerhaufen keine Mannszucht zu halten vermochten.

Es war am 24. Juni alten Styls, am Johannistag, als an dem Tage, da gerade 100 Jahre zuvor das Augsburgische Glaubensbekenntniß vor Kaiser und Reich übergeben worden war, als Gustav Adolf mit zwar nur 15,000 Schweden, die aber keine Söldner, sondern lauter landeseingeborne, in Waffen und Mannszucht erprobte Kriegsmänner waren, auf einer Flotte von 28 Fregatten und vielen Transportschiffen während eines Donnerwetters auf der Höhe der Insel Usedom vor der Peenemündung erschien.

Nach der Landung auf dieser Insel fiel der König im Angesichte des Heeres auf seine Kniee, dankte Gott in lautem Gebet für die glückliche Überfahrt und bat um Segen zu seinem Zug, den er zur Ehre Gottes und zum Trost der bedrängten Kirche unternommen habe. Als den Soldaten und Officieren um ihn herum bei diesem Gebet die Thränen kamen, sagte er: „Weinet nicht, sondern betet auch von Grund des Herzens: je mehr Betens, je mehr Sieg; denn fleißig gebetet, ist halb gestritten und gesiegt!" Dann nahm er selbst einen Spaten und warf die Erde auf, um seinen Soldaten in der Schanzarbeit mit gutem Beispiel vorzugehen.

Nach vollendeter Ausschiffung und Verschanzung der Nordküste dieser Insel ließ er unter Trommelschlag im Lager ausrufen, daß „kein Soldat bei Todesstrafe sich unterstehen solle, ein Haus zu zerstören oder anzuzünden, noch irgend einen Einwohner zu beleidigen oder zu berauben."

Darauf wandte er sich gen Wolgast auf der nahen Insel Wollin, zog, allenthalben die Kaiserlichen vertreibend, über eine die Insel Wollin und das Festland verbindende Brücke und betrat die pommer'sche Küste.

In dem Manifest, das er zugleich an die Deutschen erließ und worin er die Gründe seines Auftretens zu rechtfertigen suchte, verwahrte er sich auf's feierlichste, daß er die Waffen keineswegs zum Nachtheil des deutschen Reichs ergriffen habe, sondern in der Absicht, die Rechte der Kurfürsten und die allgemeine Freiheit zu vertheidigen. Der Eindruck, den diese Erklärung auf die deutschen Fürsten machte, war groß, indem er an der bisherigen Unzufriedenheit der Fürsten und Völker über den wallensteinischen Druck eine Stütze fand. Dennoch wagte es noch kein Landesfürst, dem Schwedenkönig zu trauen und so leichthin das politische Band zu zerreißen, das die deutschen Fürsten an den Kaiser band.

Hierauf brach der König gegen Stettin auf und vermochte die Abgeordneten dieser Stadt durch leutselige Behandlung zur Öffnung ihrer Thore, so daß nun der gebrechliche Herzog Bogislav von Pommern, der schon früher durch Bitten und Vorstellungen beim Könige vergebens alles aufgeboten hatte, sein armes Land vor der schwedischen Landung zu bewahren, sich genöthigt sah, in ein förmliches Bündniß mit dem Könige zu treten und so der erste unter den deutschen Fürsten zu sein, der den Kaiser aufgab. Freilich hatten die Heere desselben sein Land so lange her auf das unmenschlichste behandelt, und bezeichneten eben jetzt ihren Rück- und Abzug vor den Schweden mit himmelschreienden Gräuelthaten, wie das besonders in der Stadt Pasewalk der Fall war, deren sämmtliche Einwohner durch völlige Ausziehung, Schändung, Ermordung, Verbrennung jämmerlich um's Leben kamen. Er glaubte darum nur einen mildern Oberherrn gegen einen harten eingetauscht zu haben. Und wirklich sollte bald auch das übrige Deutschland den großen Abstand kennen lernen, der

in Bezug auf Menschlichkeit zwischen Gustav Adolf und den kaiserlichen Feldherren, zwischen den streng disciplinirten Schweden und den zuchtlosen kaiserlichen Söldnerhaufen Statt hatte.

Gleich bei der Besetzung Stettin's durften die Schweden sich nicht bei den Bürgern einlagern, sondern mußten in Zelten liegen. Der König selbst bezog das ihm angebotene Schloß nicht, sondern schlief an Bord eines Oderschiffes: „denn, sagte er, ein Pelzmantel für den General und Stroh für die Soldaten sind treffliche Betten für die Leute eines Königs, der in einer Hängematte schlafen kann." — Die Vertragsartikel des zwischen Schweden und Pommern errichteten ewigen Bündnisses sind übrigens der erste Beweis, daß Gustav Adolf nicht einzig und allein um der Religion willen, sondern auch mit der Absicht beibenden Fuß zu fassen, den Krieg unternahm.

Nachdem der König die Kaiserlichen aus Stargard und Wolgast vertrieben hatte, rückte er in das Mecklenburgische ein, theils um den vertriebenen Herzögen ihr Erbland wieder zu verschaffen, theils um von dort aus den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg zu unterstützen, welcher, seit ihn der Kaiser aus dem lutherischen Bisthum Magdeburg vertrieben hatte, bei den Schweden Hülfe gesucht und sich auf die Nachricht von Gustav's Landung sogleich nach Magdeburg zurückbegeben hatte, wo er sich von einem neugewählten Magistrat der Stadt als Bisthumsadministrator anerkennen ließ und den Schweden einen Bund anbot. Gustav Adolf sandte ihm den kriegserfahrenen Obersten Dietrich von Falkenberg, damit dieser die Stadt gegen einen etwaigen Angriff gehörig vertheidigen und sie ihm seiner Zeit zur Verfügung stellen möchte.

Allein so wie die Bewegung des Herzogs Franz Karl von Lauenburg an der untern Elbe zu Gunsten der mecklenburger Herzöge nicht glückte, sondern an Pappenheim's raschem Gegenwirken scheiterte, so nahmen auch des Markgrafen Versuche, die Bürger zu Magdeburg zur Anwerbung einer Kriegsmacht zu bewegen, keinen Fortgang, zumal derselbe in seiner Ungeduld, sich baldigst in den Besitz des ganzen Erzstiftes zu setzen, wider des Königs Rath seine eigenen Kriegsleute im Lande vertheilte, wo sie meist vom Feinde aufgehoben wurden, anstatt daß er sie mit allen aufzubringenden Vorräthen in der Stadt hätte concentriren sollen. Als die Gefahr, durch Tilly's Heer eingeschlossen zu werden, für Magdeburg immer näher rückte, schickte der Markgraf Boten über Boten an den König um Hülfe. Allein dieser durfte Pommern, das noch großentheils von Kaiserlichen besetzt war, — durfte seine Stellung an der Oder, wo ohnedieß Stettin schon mehrmals angegriffen wurde, durfte auch seine Verbindung mit Preußen, woraus er fortwährend Verstärkungen zog, nicht aufgeben, mußte also Magdeburg sich selbst überlassen, ja sogar wieder aus Mecklenburg zurückgehen, um erst Pommern vollends zu erobern.

Mit dem Ende des Jahres 1630 befand sich, mit Ausnahme von Colberg und Greifswalde, ganz Pommern sammt einem Theile der Neumark in seiner Gewalt. Zwar war nun in diesen Gegenden die

kaiserliche Nordarmee überwunden, aber das größere ligistische Heer unter Tilly hatte er noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Dazu kam, daß ihn Geldmangel drückte, da die versprochenen Sendungen aus Schweden und Holland nur unregelmäßig einliefen, so daß er genöthigt war, den Getreidehandel in Schweden zu einem Kronmonopol zu machen, um die verschiedenen Heere aufzubringen, mit denen er das kommende Jahr den Feldzug eröffnen wollte.

Erst jetzt, im Januar 1631, schloß Richelieu durch den französischen Gesandten Charnacé in Gustav's Hauptquartier zu Bärwalde (nördlich von Küstrin, jenseits der Oder) endlich den lange her unterhandelten Subsidientractat ab, kraft dessen (nach Gejer) der König von Schweden für das verflossene Jahr 120,000 Thlr. und für jedes der folgenden fünf Jahre 400,000 Thlr. bekommen sollte, wogegen er 30,000 M. zu Fuß und 6000 zu Pferd stellen, in den eroberten Landen die katholische Religion frei lassen und die Neutralität der Liga beachten sollte, wenn diese selbst sie zu halten sich erbiete — (wozu sich diese aber nicht verstand).

Die Aussichten des Königs waren auch darum noch sehr im Unklaren, weil die Fürsten, die sich ihm bis dahin angeschlossen hatten, selbst hülflos waren und von seinen Kräften zehrten, und wenn auch der Herzog Georg von Lüneburg (aus Verdruß, daß er für seinen früheren Abfall von der protestantischen Sache von seinem Anschluß an den Kaiser keinen Vortheil gehabt hatte) sich an den Schweden anschloß, so that er es doch vorerst nur heimlich. Auch die Landgräfin Juliane von Hessen-Cassel gieng für ihren Sohn Wilhelm einstweilen nur ein heimliches Bündniß mit dem König ein. (Erst im Aug. 1631 schloß Wilhelm dasselbe endgültig ab.)

Nichts desto weniger zeigte sich unter der protestantischen Bevölkerung schon eine so große Sympathie für Gustav Adolf, daß gegnerischer Seits Viele, darunter selbst Tilly, dem Kaiser riethen, den Krieg mit den Schweden durch einen Vertrag zu beenden. Allein Ferdinand (der beim ersten Auftreten Gustav Adolf's gesagt haben soll: „Da haben wir halt ein Feindl mehr!") ließ sich nicht irre machen. — Selbst der Kurfürst Johann Georg I von Brandenburg (obwohl des Königs Schwager (denn seine Schwester Eleonore war Gustav's Gemahlin) zog es vor, neutral zu bleiben und schloß auf den Rath seines klugen Kanzlers, des Grafen Schwarzenberg, im Febr. 1631 mit den obersächsischen Ständen auf einem Convent in Leipzig einen Vertrag, worin man sich verpflichtete, kein Bündniß mit dem Schweden, als einem Fremden, einzugehen, dagegen ein Heer aufzustellen, um sich gegenseitigen Beistand zu leisten und der Ausführung des Restitutionsedicts nöthigenfalls mit Gewalt sich zu widersetzen.

3. Gustav Adolf in Frankfurt a. d. Oder. Magdeburg's Gefahr. Schwedische Besatzung in Spandau. Magdeburg's Fall.

Unterdessen hatte Tilly, um Zeit zu gewinnen, dem König von Schweden einen Waffenstillstand angeboten, wurde aber abschläglich be-

schieden: daher wendete er sich nach Frankfurt a. d. O. und versah diese Stadt mit Vertheidigungsbedarf. Ohne sich um ihn zu bekümmern, bereitete sich Gustav Adolf zu einem Schlag auf Mecklenburg, vertrieb dort die Kaiserlichen aus den festen Plätzen, nöthigte den ehrlosen und habsüchtigen Savelli zu kapituliren und war nahe daran, ganz Mecklenburg zu gewinnen, — als Tilly mit der gesammten kaiserlichen und ligistischen Heeresmacht langsam das kurbrandenburgische Land durchzog, um zu verhindern, daß sich Kurfürst Georg Wilhelm, ermuthigt durch die Fortschritte der schwedischen Waffen, an die Schweden anschließe, darauf Neubrandenburg erstürmte und sich dann nach Mecklenburg wendete, um eine Vereinigung Gustav's mit seinem Feldmarschall Horn zu verhindern. Da ihm dieß aber nicht gelang, zog er plötzlich nach der Elbe ab, um Magdeburg, das schon seit dem Anfang des Jahres von einem Heerhaufen unter Pappenheim eingeschlossen war, durch eine förmliche Belagerung zur Übergabe zu bringen und dadurch die Elbe zu behaupten. Eiligst aber rückte Gustav Adolf vor Frankfurt an der Oder, nahm diese Stadt am 3. April mit Sturm und sicherte sich dadurch Rücken und Flanke.

Nur ein fester Entschluß des vorhin genannten obersächsischen (Leipziger) Convents durch rasche Aufstellung eines Neutralitätsheeres hätte nun den Siegeslauf der Schweden hemmen können. Allein einerseits die Characterschwäche des Kurfürsten Johann Georg, der gleichmäßig von Eitelkeit und Furcht, von Jagdlust und Trunkliebe beherrscht und der Spott seiner Zeitgenossen war (Kurfürst Maximilian ließ ihn als Bacchus, auf einem Bierfaß reitend, malen), anderseits die im Grunde ehrenwerthe Anhänglichkeit, welche derselbe, der traditionellen Politik seines Hauses gemäß, ungeachtet aller erlittenen Religionsverfolgungen, für das Haus Habsburg empfand, ließ es nicht zur Ausführung des Conventsbeschlusses kommen, da der Kaiser die Bewaffnung verbot, und so blieb der Leipziger Convent ohne Früchte. Ein Glied nach dem andern trat davon ab, und die süddeutschen Stände (in Schwaben und Franken) wurden vom Kaiser mit Gewalt gezwungen, aus dem Verein zu treten. — Ohnedieß scheint es, daß der Kurfürst von Sachsen sich des Leipziger Convents nur zum Schreckmittel gegen den Kaiser habe bedienen wollen, um sich die vom Restitutionsedict bedrohten sächsischen Bisthümer Meißen, Merseburg und Naumburg und seinem Sohne die Aussicht auf das Erzbisthum Magdeburg zu erhalten. Und umgekehrt diente jener protestantische Convent dem Kaiser dazu, den Kurfürsten von Bayern durch die Hindeutung auf die Möglichkeit eines allgemeinen protestantischen Aufstandes zur ernstlichen Übernahme des Kriegs gegen den Schwedenkönig zu bewegen, dem derselbe bisher absichtlich ausgewichen war. Denn hätte die Liga gleich nach Gustav's Landung den Kaiser ernstlich gegen die Schweden unterstützt und nicht die Schweden zur Schwächung des Kaisers benützen wollen, so wäre Gustav Adolf anfangs leicht wieder aus dem Reiche vertrieben worden. Hatte doch Tilly, der stets dem fremden Eindringling entgegenzutreten wünschte, sich nur ungern dem ihm gebotenen Zögerungssystem gefügt und deßhalb einmal sogar seinen Oberbefehl niederlegen wollen! Das Versprechen der Franzosen, den König zur Neutralität gegen Bayern und die Liga zu vermögen, wurde nicht gehalten, und so sah sich Kurfürst Maximilian einerseits von den Franzosen, auf die er traute, verrathen, anderseits vom Kaiser, den er schwächen wollte, überlistet und so endlich in den Kampf gezogen: denn auf dem Ligatag zu Dinkelsbühl, den Max Ende Mai's berief, war Verstärkung des Bundesheeres und Krieg beschlossen worden.

Da die Gefahr Magdeburg's, das von Tilly bedrängt wurde, von Tag zu Tag wuchs, so drang Gustav Adolf, um diese Stadt zu

retten, in den Kurfürsten von Brandenburg, den Schweden die Festung Spandau — und in den Kurfürsten von Sachsen, die Festung Wittenberg zu öffnen: denn ohne diesen festen Rückhalt in den beiden Kurländern konnte er die Oder nicht verlassen und sich vorwärts wagen, weil er sonst, wenn er bei Magdeburg den Kürzern gezogen hätte, unfehlbar verloren gewesen wäre.

Da der zunächst aufgeforderte Kurfürst Georg Wilhelm, von seinem Kanzler Schwarzenberg bestärkt, sich weigerte, so zog Gustav Adolf an der Spitze seines Heeres nach Köpenick, und da er den Kurfürsten in einer persönlichen Zusammenkunft vor Berlin nicht bereden konnte, so rückte er mit 1000 Musketieren in dessen Residenz und brachte ihn so nach langem Sträuben zu der Einwilligung, daß schwedische Besatzung auf so lange nach Spandau gelegt werden dürfte, bis Magdeburg entsetzt und die Elbe geschlossen oder der König, im Fall eines Unglücks, seine Person in Sicherheit gebracht haben würde. Als sich der König hierauf nach Sachsen wandte, verweigerte ihm Kurfürst Johann Georg sowohl die Einräumung Wittenberg's, als auch den Durchmarsch durch sein Land. Unter solchen Verzögerungen verstrich die Frist, binnen welcher Magdeburg hätte gerettet werden können: denn schon am 10 (20) Mai 1631 war dieser wichtige Platz von Tilly und Pappenheim erstürmt, schrecklich geplündert und in einen Aschenhaufen verwandelt worden.

Die Eroberung und Zerstörung Magdeburg's ist ein tragischer Moment in der Geschichte des 30jährigen Kriegs. Daß der Bisthums-Administrator Christian Wilhelm seine Truppen in der Stadt zu concentriren versäumt, — und daß die mit ihm und unter sich uneinige Bürgerschaft aus Geiz nicht hinreichende Mannschaft angeworben hatte, wurde oben erwähnt. Ja die Habsucht mancher Bürger trieb sogar mit der Noth der Stadt ihren Wucher, indem sie den Soldaten ungesunden Trank und dem schwedischen Obersten nicht hinreichenden Schießbedarf gab. — Die ganze Besatzung bestand nur aus 2000 M. zu Fuß und 250 Reitern. Da man damit die weitläuftigen Außenwerke nicht alle besetzen konnte, so ließ Falkenberg, als Tilly im April die ernstliche Belagerung begann, mit voller Zustimmung des Kriegsraths, die Vorstädte Sudenburg und Neustadt zerstören. Als die Noth wuchs und auch die Bürger sich genöthigt sahen, an der Vertheidigung der Stadt bewaffneten Antheil zu nehmen, luden die Reichen diesen Dienst meist auf die Ärmeren, die noch dazu auf die gefährlichsten Posten gestellt und selten abgelös't, daher zuletzt des Dienstes müde wurden. Dazu kam, daß die Belagerer durch Verräther von Allem unterrichtet wurden, was in der Stadt vorgieng. Nur ein Theil der Bürgerschaft that seine Schuldigkeit; vor Allen aber thätig war der unermüdete Falkenberg mit seinen Hauptleuten. Mit Umsicht machte er, als auch die übrigen Außenwerke gefallen waren, die letzten Anordnungen zur Vertheidigung. Jede feindliche Aufforderung zur Übergabe wurde standhaft abgelehnt.

Die Nachricht, daß Gustav Adolf zum Entsatz kommen wolle, erhielt den Muth der Belagerten aufrecht, trieb aber auch die Belagerer zu beschleunigten Anstrengungen. Besonders betrieb Pappenheim eine rasche und gewaltsame Einnahme der Stadt, während Tilly, theils aus Abneigung gegen Pappenheim, weil dieser aus dem Dienst Kurbayern's in den des Kaisers getreten war, theils in der Absicht, diese Stadt mit ihren starken Befestigungen zu einem Hauptwaffenplatz zu machen, eine minder gewaltsame Einnahme vorgezogen hätte. Kaum hatte sich Pappenheim in den Trümmern der Neustadt

festgesetzt, so überschüttete er drei Tage hindurch die Stadt mit Tausenden von Kugeln. Zwar stürzte die ihm gegenüberstehende Stadtmauer zusammen, aber der dahinter befindliche Erdwall blieb unbeschädigt; auch die Wirkung glühender Feuerkugeln wurde durch gute Löschanstalten vereitelt. Doch ließ Pappenheim während der Beschießung in den Erdwall Stufen hauen und alles zu einem Hauptsturm vorbereiten. — Plötzlich verstummte das Geschütz der Belagerer und ein Theil davon wurde sogar zurückgezogen, so daß die Belagerten glaubten, man wolle die Belagerung aufheben, weil der König zum Entsatz nahe. Wirklich hielt Tilly in der Nacht darauf Kriegsrath, und äußerte Zweifel, daß ein gegen die Morgenzeit hin unternommener Sturm gelingen werde. Doch Pappenheim bestund auf dem Sturm: — man stritt hin und her, bis ein wälscher Offizier, der früher in den Niederlanden gefochten hatte, auftrat und sagte, durch einen Morgenangriff sei auch Mastricht erobert worden, weil da viele Vertheidiger sich durch Ruhe von der Nachtwache zu erholen pflegten. Dieser Grund schlug durch, und noch in der Nacht wurden die Vorbereitungen zum Sturm vollendet. Aber als schon das Zeichen durch einen Kanonenschuß gegeben werden sollte, hielt Tilly abermals einen Kriegsrath, der zwei Stunden dauerte, und bot Alles auf, die Ausführung zu hintertreiben! Er wurde jedoch abermals überstimmt. Gerade diese Verzögerung aber gereichte den Bürgern zum Verderben; sie wurden noch sicherer, so daß sich die meisten nach 5 Uhr in ihre Häuser begaben, um der Ruhe zu pflegen. Erst nach 7 Uhr Morgens begann der allgemeine Sturm und zwar an vier Orten zugleich. Pappenheim eröffnete noch vor dem verabredeten Zeichen den Sturm. Rasch nahmen seine Leute den hohen Wall ein und fanden nur an der Brustwehr einigen Widerstand. Bald aber trieben die Pappenheimer die Wallbesatzung vor sich her, und drangen, als diese sich durch eine kleine Mauerpforte retten wollte, mit ihr in die Stadt ein. Auf diesen Lärm eilte Falkenberg, der auf dem Rathhaus war, mit zusammengeraffter Mannschaft sogleich entgegen, während die Sturmglocken tönten und der Donner des feindlichen Geschützes die schlafenden Bürger weckte und nach den Orten der Gefahr trieb. Zwar brachte Falkenberg die Eingedrungenen wieder zum Weichen; aber eben, als er sich nach einer andern Seite wendete, wo der Herzog von Holstein die sog. hohe Pforte eingenommen hatte, wurde Falkenberg von einer Kugel getödtet, und nach ihm fielen bald auch mehrere seiner tapfersten Hauptleute. Sein Fall entmuthigte die Bürger und Soldaten, und unaufhaltsam drangen die Pappenheimer in die die Stadt. Noch einmal drängte die Bürgerschaft dieselben zurück, und brachte ihnen einen starken Verlust bei, bis endlich Tilly, der bis dahin an sich gehalten hatte, größere Massen anstürmen ließ, auch Pappenheim selbst mit seiner Reiterschaar einbrach, so daß nun Siegesgeschrei die Stadt erfüllte und der Gräuel der Verwüstung in den Straßen und Häusern allgemein wurde. Kein Alter und Geschlecht wurde verschont: denn die durch den Widerstand erbitterten Soldaten, denen ohnedies längst die ihnen als stete Rebellin geschilderte Stadt verhaßt war, gaben wenig Pardon, und besonders verübten die vielen unter ihnen befindlichen Wälschen und andere Ausländer die ärgsten Grausamkeiten, so daß weder Pappenheim, noch andere Generale der Wuth der Unmenschen Einhalt thun konnten. Auf allen Straßen sah man Kinder neben ihren ermordeten Ältern liegen und jämmerlich schreien. Kleine Kinder wurden von Kroaten gespies't und zerrissen, mißbrauchte Jungfrauen in's Feuer geworfen; denn als Pappenheim ein dem Wall nahestehendes, strategisch hinderliches Haus wegbrennen ließ, trieb der Wind das Feuer weiter, und da unversehens an mehreren Orten zugleich Feuer ausbrach, so stand gegen Mittag die Stadt auf allen Seiten in Flammen, so daß die Sieger zu plündern aufhören mußten, und sich größtentheils vor der Hitze auf den Wall zurückzogen. Wer vor Plünderungsgier zurückblieb, fand zum Theil mit den Einwohnern den Tod in den Flammen. Die Feuersbrunst dauerte bis zum andern Morgen, und von der mächtigsten Stadt Deutschland's blieben nur an 140 Hütten am Fischerufer sammt etlichen Häusern, dem Dom und dem Liebfrauenkloster stehen. Von 35,000 Einwohnern blieben nur 15,000 am Leben: die andern hatte Schwert, Feuer und Schrecken getödtet. Die Ver-

heerung war so schrecklich, daß Pappenheim in seinem Bericht an den Kaiser sagte: „seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung sei solch' ein Sieg nicht gesehen worden." —

Als das Feuer niedergebrannt war, setzten die Soldaten das Plündern in den rauchenden Trümmern fort; sie machten besonders in den Kellern an vergrabenen Schätzen und Kostbarkeiten noch ungeheure Beute, und praßten drei Tage lang von den dort vorgefundenen Vorräthen an Wein und Lebensmitteln.

Unter den Gefangenen befand sich der Administrator Christian Wilhelm, der nach verzweifelter Gegenwehr verwundet, überwältigt und] unter arger Mißhandlung den Wall hinab in's Lager geschleppt wurde, wo Tilly ihn, als den Anstifter von Magdeburg's Unglück, mit strengen Vorwürfen überhäufte. Er ward als Gefangener nach Wien gebracht und, weil er dort zur katholischen Kirche übertrat, nach einem Jahre wieder frei gegeben und späterhin mit einer Entschädigung abgefunden.

Was die Zerstörung der Stadt durch Feuer betrifft, das in auffallender Weise an verschiedenen Orten zugleich ausbrach und sich so unglaublich schnell über die ganze Stadt verbreitete, — so bezeichnet der (von G. Th. Rudhart neuerdings mitgetheilte) Originalbericht Tilly's an den Kurfürsten von Bayern diesen Brand als ein großes Unglück und erwähnt, daß, nach der Aussage der Gefangenen, die Besatzung selbst das Feuer eingelegt habe, um den Gewinn dieser festen und wichtigen Stadt für den Sieger unbrauchbar zu machen. Denn daß Tilly die Stadt, die ihm einen so guten Waffenplatz hätte abgeben können, absichtlich sollte zerstört haben, ist völlig unwahrscheinlich und ihm auch von den damals Lebenden nicht aufgebürdet worden. Auch wird erwähnt, daß während der Belagerung viele Bürger in ihren Kellern Pulver aufbewahrt hatten, das die Verbreitung des Feuers vermehrt haben mochte.

Die Antwort, welche Schiller in seiner Beschreibung des 30jährigen Kriegs dem Tilly, den einige Offiziere gebeten hätten, den Gräueln Einhalt zu thun, in den Mund legt: „Mordet und brennet noch eine Stunde, dann will ich mich besinnen!" stammt aus einer unzuverlässigen Quelle, in der noch überdies bei jenen Worten der Zusatz steht „wenn's wahr ist!" Es war nur Parteigeist, der sich nachher solcher Anschwärzungen gegen einen Mann zu Schulden kommen ließ, der zwar gleich allen andern Feldherrn jener vom rohen Soldatengeist beherrschten Zeit von Gustav Adolf's hoher Menschlichkeit weit entfernt war, der aber doch alle andern ligistischen und kaiserlichen Generale an Selbstenthaltsamkeit, Uneigennützigkeit und menschlichem Gefühl ungemein beschämte. Das erkennt man aus folgenden Zügen: Gegen tausend Personen, meist Weiber, Greise und Kinder, hatten sich in den Dom geflüchtet und schwebten zwei Tage lang in Todesangst, bis Tilly bei seinem ersten Betreten der Stadt die Kirche öffnen und den Unglücklichen Gnade verkünden und Brod reichen ließ. Den gefangenen Soldaten machte Tilly den Vorwurf, daß sie sich nicht besser gewehrt und das Unglück von der Stadt abgewendet hätten. Indem er dann mit einem Gefolge von Offizieren durch die Straßen ritt, suchte er allenthalben nach Möglichkeit der Noth abzuhelfen. Am „alten Ring" begegnete er dem Pater Sylvius, einem damals bekannten wackern Geistlichen, um den sich viel Volks, Schutz suchend, drängte. Diesem wünschte Tilly Glück zu seiner Rettung, reichte ihm die Hand und rief ihm zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, so Viele du kannst dem Verderben!" Er stieg dabei vom Pferde, hob einen kleinen Knaben, der an der Brust seiner getödteten Mutter lag, in die Höhe und sagte: „das sei meine Beute!" und dabei liefen dem greisen Kriegsmann Thränen über das Angesicht. (S. Bensen: das Verhängniß Magdeburg's, p. 487 vgl. Khevenhüller XI. pag. 1813. A. Mentzel in s. neust. Gesch. d. Deutsch. setzt zu diesem Characterzug hinzu: „Aber diesen Feldherrnthränen ist der Ruf der Thränen des Xerxes, des Scipio, des Titus nicht zu Theil geworden!" Der Parteigeist kommt immer wieder auf Schiller's Mährchen von Tilly's Grausamkeit zurück! — Noch Einiges über Tilly's Character s. Kap. 2, 5.) —

Bis dahin war das Heer der Liga unter Tilly stets geordneter gewesen, als das kaiserliche, besonders unter Wallenstein: erst durch den Magdeburger Raub sank die Kriegszucht im ligistischen Heere auf einen so tiefen Grad, weil von da an die Sucht, sich durch Raub zu bereichern, mehr und mehr im ligistischen Heere um sich griff.

4. Anschluß Brandenburg's an Schweden. Gustav Adolf's Lager bei Werben. Mecklenburg schwedisches Lehen. Offener Anschluß Hessen-Cassel's. Bernhard von Weimar. Kursachsen durch Tilly bedrängt; Anschluß Kursachsen's an Schweden. Die Schlacht bei Breitenfeld.

Nach Magdeburg's Fall gelang es dem König endlich den Kurfürsten von Brandenburg auf schwedische Seite zu bringen, doch nicht ohne eine gewisse List und Gewaltsamkeit, da der Kurfürst eben so wenig dem Kaiser untreu sein, als sein Land in Gefahr sehen wollte, und am 20. Juni (n. St.) 1631 wurde das Bündniß zwischen dem brandenburgischen Kurstaat und Schweden unterzeichnet, in Folge dessen dem König Spandau und Küstrin auf die Dauer des Krieges überlassen wurde.

Da nämlich durch Magdeburg's Fall der Grund der Einräumung Spandau's wegfiel, so verlangte der Kurfürst die Herausgabe dieser Festung. Als ihm aber der König erklärte, daß er dann sich aus der Mark an die Oder zurückziehen werde, so bat ihn der Kurfürst zu bleiben, aus Besorgniß, sein Land möchte dann von Tilly's Truppen besetzt und ausgebeutet werden. Auf die Erklärung des Königs, daß er nur unter der Bedingung eines engern Bündnisses bleiben könne, äußerte der Kurfürst, er sei dazu geneigt, müsse aber zuvor den Rath Kursachsen's und die Beistimmung der niedersächsischen Stände einholen. Darauf verlangte der König, Spandau wenigstens so lange behalten zu dürfen, bis er sein Heer an die Oder zurückgeführt oder sonst sich gegen Tilly gesichert hätte. Allein der Kurfürst bestand auf der Räumung Spandau's. Da zog Gustav die schwedische Besatzung zwar aus dieser Festung, rückte aber mit dem Heere gen Berlin und ließ vor dem Brandenburger Thor Geschütz aufpflanzen und es gegen das kurfürstliche Schloß richten. Da fügte sich der Kurfürst, wiewohl mit innerem Widerstreben, und gieng das schwedische Bündniß ein. Bei dem Feste, womit dasselbe gefeiert wurde, feuerten die Kanoniere des Königs jene Geschütze ab, vergaßen aber sonderbarer Weise vorher die Ladung herauszunehmen, so daß ein Theil der Kugeln das kurfürstliche Schloß und andere Häuser beschädigten. Daher sagt man, jenes Versehen sei in Folge geheimer Verabredung geschehen, damit er Kursachsen und dem Kaiser sagen könne, er sei auf's ernstlichste gezwungen worden.

Von Magdeburg aus, wo Pappenheim im Lager zurückblieb, war unterdeß Tilly über den Harz nach Thüringen gezogen, brandschatzte Erfurt und begann eben das hessen-cassel'sche Gebiet verheerend anzugreifen, als Gustav Adolf, der inzwischen durch die endliche Eroberung von Greifswalde ganz Pommern in seine Gewalt bekommen und auch festen Fuß auf dem linken Elbufer gefaßt hatte, gegen Magdeburg heranzog. Weil nun aber Tilly, von Pappenheim benachrichtigt, sogleich aus Thüringen aufbrach und mit einem weit stärkeren Heere auch gegen Magdeburg heranrückte, so bezog Gustav Adolf, dessen Heer sich durch die Besatzungen, die er allenthalben in den eroberten Plätzen zurücklassen mußte, sehr verringert hatte, bei Werben (an der Einmündung der Havel in die Elbe) ein ungemein festes Lager, das dem Anzug des größten Heeres trotzen konnte. Vergebens stürmte Tilly dieses schwedische Lager; vom Mangel bedroht und von schwedischen Streifparteien gedrängt, entschloß er sich, die Altmark, die er nun sechs Jahre lang inne gehabt, gänzlich zu verlassen. Dadurch wurde es dem Könige möglich, Mecklen-

burg, das bisher noch für den Friedländer verwaltet worden war, zu erobern und dieses Herzogthum seinen alten Gebietern feierlich zurückzugeben. Doch mußten die beiden Herzöge fortan den Schwedenkönig als ihren Oberlehnsherrn erkennen.

Jetzt schloß sich auch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel offen an Gustav Adolf unter Bedingungen an, die zwar den Landgrafen znm schwedischen Vasallen machten, ihm aber dagegen Aussicht auf Eroberungen in ligistischen Ländern gewährte! Auch Herzog Bernhard von Weimar, der ohne Landgebiet war und nur vom Kriegsdienste lebte, trat, gelockt durch das Versprechen, die Bisthümer Würzburg und Bamberg unter dem Titel eines Herzogthums Franken zu bekommen, nunmehr in schwedische Dienste, befreite sogleich als rascher und entschlossener Kriegsführer Hessen-Cassel von einem Einfall der Kaiserlichen, brandschatzte mehrere kurmainzische Städte und bezog ein festes Lager bei Rothenburg.

Durch solche Bundesgenossen und Erfolge verstärkt, brach nun Gustav Adolf von Werben auf, um sich gegen Tilly zu wenden, der — auf der einen Seite von der untern Elbe und Mecklenburg abgeschnitten, auf der andern aus dem Brandenburgischen durch die dortigen schwedischen Besatzungen ausgeschlossen, auf der dritten Seite durch Hessen's Abfall und Bernhard's Züge bedroht, — keinen andern freien Ausweg, sich in Mitteldeutschland zu halten, mehr hatte, als in den sächsischen Kurstaat einzuzurücken, was er auf Befehl des Kaisers that, um der Neutralität dieses zweideutigen Kaiserfreundes ein Ende zu machen.

Diese bedrängte Lage Tilly's war das Ergebniß der wohlberechneten Kriegskunst Gustav Adolf's. „Mit großer Feinheit hatte er Knoten um Knoten geschürzt, bis das Netz vollendet war. Ohne Sachsen's Beistand wollte er nicht schlagen, weil seine Erbmacht nicht ausreichte; mit guten Worten den Kurfürsten zu gewinnen, war ihm trotz vieler Versuche mißlungen; Gewalt durfte er wegen seiner eigenthümlichen Stellung nicht brauchen, weil er als Freund der Protestanten nach Deutschland kam und weil schwedische Thätlichkeiten den Kurfürsten in die Arme des Kaisers geführt hätten. Also blieb dem Könige nur der Ausweg übrig, den Feind als Werkzeug seiner Plane zu gebrauchen und ihn auf Kursachsen zu werfen, wodurch Johann Georg gezwungen wurde, schwedische Hülfe anzurufen und auf seine bisherigen Plane einer selbständigen Rolle zu verzichten." (Gfrörer in s. Leben G. A.) Es ist wohl nicht richtig, wenn Dudik darzuthun versucht, der Kurfürst habe eine Verbindung mit den Schweden längst vorbereitet: er hatte vielmehr stets den dringenden Rath seines Feldmarschalls Arnim, der ihm diese Verbindung als eine Nothwehr vorstellte, theils aus Furcht, theils aus Loyalität zurückgewiesen.

Da der Kurfürst Johann Georg die von Tilly erhaltenen Aufforderungen zur Öffnung seines Landes abschlug, zog Tilly, von Wollmirstädt aus, über Halle und rückte, während Pappenheim Merseburg überrumpelte und die Umgegend brandschatzte, vor Leipzig, das er alsbald zur Übergabe zwang. Jetzt erst schickte der Kurfürst in der Angst Boten über Boten an den König nach Altbrandenburg, um ihn auf jede Bedingung hin zum Beistand gegen Tilly's landverderbliche Schaaren zu bewegen.

Gustav Adolf stellte mäßige Bedingungen, und der Kurfürst überließ sich, sein Land, seine Soldaten und Festungen dem Oberbefehl des Königs auf die Dauer des Kriegs.

Nach erfolgter persönlicher Zusammenkunft des Königs mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Kurfürsten von Brandenburg bei Wittenberg, und nach der Vereinigung des sächsischen Heeres mit dem schwedischen bei Düben wurde in einem großen Kriegsrath die Frage aufgeworfen, ob man erst Halle nehmen, Merseburg zurückerobern und so den Tilly umzingeln, oder ob man geradezu auf Leipzig losgehen und ihn aus seiner dortigen fast unangreifbaren Stellung werfen solle. Der König war für den ersten Plan, weil im Fall der letztere mißglückte, der Verlust einer Feldschlacht ihn um alle bisherigen Vortheile, jene beiden Fürsten aber um ihre Kurhüte bringen könnte. Aber der Kurfürst von Sachsen, ängstlich besorgt, daß sein Land unter der Last zweier so großer Heere zu Grunde gehen möchte, drang mit Bitten und Flehen auf die schnellste Entscheidung durch eine Schlacht.

Nach einem ernsten Bedenken entschloß sich Gustav Adolf zu einer Schlacht, und während der Kurfürst von Brandenburg nach Berlin zurückkehrte, weil er sein Heer nicht bei sich hatte, brachen der König und der Kurfürst von Sachsen mit dem vereinigten Heere von Düben auf und zogen in steter Schlachtordnung der Ebene von Leipzig zu, wo es am 7. Sept. (a. St.) 1631 zu der Entscheidungsschlacht bei Leipzig oder eigentlich Breitenfeld kam, in welcher Gustav Adolf durch eine neue, von ihm erfundene Schlachtordnung und durch die standhafte Tapferkeit seiner Schweden einen Sieg erfocht, der ihm ganz Deutschland öffnete und dem Kaiser fast alle Vortheile des ganzen Krieges entriß.

In Klein-Wolcka, drei Stunden von Leipzig, versammelte Gustav Adolf die Befehlshaber und Hauptleute und hielt eine ermuthigende Anrede an sie, worin er ihnen nicht verhehlte, daß sie es mit einem tapfern und sieggewohnten Feinde zu thun haben würden, daß es aber die Ehre und Lehre Gottes gelte, der ihnen, wenn sie ihre Pflicht thun würden, ihren Arm stärken und den Sieg in Gnaden verleihen würde. Auch ritt er im Lager umher und sprach den gemeinen Soldaten Muth ein. Am andern Morgen rückte er dem Feinde zwei Stunden näher und stieß am Loberbach auf dessen Vorhut, die aus 2000 von Pappenheim geführten Kürassieren bestand. Tilly hatte keine Schlacht annehmen wollen, aber wider dessen ausdrücklichen Befehl ließ sich Pappenheim mit dem Feind ein, den er am Übergang über jenen Bach hindern wollte. Als er im Gedränge war, verlangte er von Tilly noch 2000 Kürassiere, welche dieser ihm mit den Worten des höchsten Unwillens zusendete: „Dieser Mensch wird mich noch um Ehre und guten Namen, den Kaiser aber um Land und Leute bringen!" — Nach einem heftigen Widerstand wurde Pappenheim zurückgedrängt, so daß nun Gustav Adolf zwischen zwei Dörfern seine kunstreich ausgedachte Schlachtordnung aufstellen konnte. Sie bildete zwei Treffen, jedes mit einer Reserve, also vier Linien, in welchen Fußvolk und Reiterei geschickt abwechselten, um der überlegenen kaiserlichen Reiterei den Vortheil abzugewinnen. (Sein Grundsatz war, eine Schlachtordnung müsse „einem wohlgeordneten Körper gleichen, von dessen Gliedern nicht nur jedes sich selbst, sondern auch die andern gleichzeitig schützen könnte." Daher stellte er kleine Abtheilungen von Musketieren neben die Schlachthaufen der Pikeniere

und mischte wieder die ersteren unter die Reiterei, indem zwischen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme von 150 bis 200 Musketieren gelassen wurden. Pike, Muskete, Pistole, Säbel und die Wucht des Schlachtrosses mußten sich gegenseitig unterstützen.) — Den rechten Flügel der Schweden befehligte General Baner, den linken Feldmarschall Horn, das Centrum General Teufel. Gustav Adolf selbst, auf einem Schimmel, in ledernem Koller, mit weißem Hut und grünen Federn, nahm einen Standort, von dem aus er sich rasch dahin wenden konnte, wo Pappenheim, der am meisten zu fürchtende, sich hinrichten würde. — Das sächsische Heer, absichtlich durch einen Zwischenraum von dem schwedischen getrennt, war an das andere Dorf sich anlehnend, in zwei Treffen aufgestellt, davon das erste von Arnim, das zweite von dem Kurfürst befehligt wurde.

Die kaiserlich-ligistische Schlachtordnung dehnte sich von Seehausen bis zum Dorf Breitenfeld hin und bildete nur Eine Linie mit vielen schwerfälligen Vierecken von tiefer Stellung: auf dem linken Flügel stand Pappenheim dem Könige gegenüber, auf dem rechten Graf Fürstenberg den Sachsen genüber, das Centrum hielt Tilly. Die Losung der Kaiserlichen war „Jesus Maria!", die der Schweden, „Gott mit uns!" — Den Schweden war Wind und Staub im Gesicht; doch waren sie mit Hinzurechnung der Sachsen dem Gegner an Zahl überlegen. Bis gegen Mittag dauerte das Vorspiel der Kanonade. Um 2 Uhr griff sodann Pappenheim in einem Reitersturm die Schweden an und suchte sie zu überflügeln, aber eine wohlausgeführte Schwenkung hinderte ihn daran; siebenmal erneuerte er den Ansturm, der aber stets an der vereinten Wirkung der Reiterei, des Fußvolks und leichten Geschützes der Schweden abprallte.

Dagegen waren unterdeß die Sachsen, welche anfangs gegen Fürstenberg Stand gehalten, durch Tilly's eingreifendes Mitteltreffen geworfen worden: der Kurfürst selber war einer der ersten auf der Flucht und machte erst in Eilenburg Halt. In die dadurch entblößte Flanke der Schweden drangen nun die Kaiserlichen ein; allein Gustav Adolf ließ sogleich durch sein zweites Treffen die Lücke decken, und nun erfolgte ein mörderischer Kampf, wobei den Schweden ihre größere Übung im Feuerrohr und ihr überall hin leicht zu bewegendes Geschütz zu Statten kam. Da gelang es dem General Baner, den rechten Flügel der Kaiserlichen zu überwältigen, worauf Gustav Adolf die Anhöhen bei Breitenfeld gewann und mit der dort erbeuteten Batterie, so wie mit der Reiterei den Feind in die Flucht schlug. — Selbst Tilly, der schon mehrere Wunden erhalten hatte, floh und wurde von einem rheingräflichen Rittmeister, der wegen seiner Größe der „lange Fritz" hieß, verfolgt. Derselbe schlug den Tilly, um ihn lebendig zu fangen, mit umgekehrter Pistole mehrmals auf den Kopf und würde ihn übermocht haben, wenn nicht der Herzog Rudolf Max von Lauenburg den Verfolger durch den Kopf geschossen hätte. Tilly zog sich in ein Viereck zurück, das sich in einem langen Wäldchen so lange tapfer wehrte, bis der Einbruch der Dunkelheit ihm den weitern Rückzug nach Halle möglich machte, wo bald auch Pappenheim eintraf, der zuletzt das Schlachtfeld verlassen hatte. Unter den 9000 Todten, welche den Wahlplatz bedeckten, befanden sich 700 Schweden und 2000 Sachsen. — Mit dieser Schlacht verlor der greise Tilly den Ruhm seiner Unbesiegbarkeit, den er bisher behauptet hatte. Von den 9000 gefangenen Kaiserlichen traten die meisten in schwedische Dienste, so daß des Königs Heer nach der Schlacht stärker war, als zuvor.

5. Der Kurfürst von Sachsen gegen Schlesien und Böhmen. Gustav Adolf in Franken. Schwedische Landesregierung in Würzburg. Gustav Adolf Herr der mainzischen und pfälzischen Lande. Einzug der Sachsen in Prag. Gustav's Verträge mit den weimar'schen, hessischen und welfischen Landen.

Die Folgen dieses wichtigen Sieges entwickelten sich schnell. Zunächst fiel Merseburg, Halle, Erfurt in Gustav Adolf's, — Leipzig in

des Kurfürsten Hände. Der Fürst von Anhalt und der Herzog von Weimar schloßen ein Bündniß mit dem König, der dem erstern die Statthalterschaft über das Erzstift Magdeburg, dem letztern die Statthalterschaft über Thüringen gab. Während nun der Kurfürst von Sachsen, wiewohl ungern, die Bewältigung Schlesien's und Böhmen's übernahm, zog der König es vor, sich vor Allem durch die Eroberung der fränkischen und rheinischen Bisthümer auch in Süddeutschland einen festen Boden zu gewinnen. Denn mehr und mehr reifte in ihm der Plan, die alte deutsche Verfassung umzugestalten und sich zum Herrn Deutschland's zu machen, wie er denn auch wirklich schon den Kurfürsten dahin zu stimmen gesucht hatte, seiner Zeit bei der Wahl eines deutschen Königs ihm die Stimme zu geben!

Nachdem Gustav Adolf durch vorausgeschickte Gesandte die größeren und kleineren protestantischen Reichsstädte, deren Bürger allenthalben begeistert in ihm den Kriegs- und Glaubenshelden bewunderten, zu einem Bündniß mit Schweden gebracht hatte, zog er selbst von Erfurt aus durch den Thüringer Wald, nahm Königshofen, den Schlüssel des Würzburger Bisthums, weg und rückte über Schweinfurt vor Würzburg.

Da der Bischoff mit seiner Landesregierung in Eile sein Stift verlassen hatte, so öffnete diese Stadt dem Könige die Thore und mußte sich nach dem Fall der Veste Marienberg die Einsetzung einer schwedischen Landesregierung gefallen lassen. Doch blieb allenthalben der katholische Gottesdienst unangetastet.

Die Besatzung des festen Schlosses Marienberg, das jenseits der Mainbrücke die Vorstadt deckte, leistete tapfern Widerstand, wurde aber gänzlich niedergemacht und nur der Commandant unter der Bedingung geschont, die verborgenen bischöfflichen Schätze anzuzeigen. Die Beute an Gold, Silber und Kleinodien war unermeßlich, da der Bischoff auf seiner eiligen Flucht das Wenigste hatte mitnehmen können. Den größten Theil davon überließ der König den Soldaten. Dieser Umstand, so wie der Überfluß, den man an Korn, Wein und anderen Vorräthen in allen Plätzen Frankens, das vom Krieg noch wenig gelitten hatte, vorfand, trug nicht wenig zu dem allmählichen Verfall der Kriegszucht im schwedischen Heere bei. Was der König von der Beute behielt, verwandte er auf Vermehrung seines Heeres.

Unterdeß hatte Tilly die Trümmer seines Heeres gesammelt und auf des Kaisers Befehl aus mehreren nord- und mitteldeutschen Plätzen Verstärkungen an sich gezogen, womit er das Hessenland schwer drückte. Obgleich er sich nun auf die Nachricht von Gustav Adolf's Fortschritten aufmachte, um Würzburg zu befreien, so setzte der König doch in Ruhe seine Eroberungen fort, überzeugt, daß ihn Tilly sobald nicht angreifen werde. Auch hatte dieser wirklich von seinem Kurfürsten Maximilian den Befehl erhalten, keine Schlacht mehr zu wagen, was diesem Feldherrn, der gern seine Kriegsehre wieder hergestellt hätte, um so mehr leid that, da sein Heer durch einen Zuzug des Herzogs von Lothringen weit stärker, als das schwedische war. Weil er also Würzburg nicht mehr

retten konnte, so besetzte er wenigstens die am Rhein, Unter=Main und Neckar liegenden Städte.

Von Würzburg aus zog Gustav Adolf, alle Orte auf beiden Ufern des Mittelmain's im Fluge nehmend, durch Frankfurt, das, durch seine Drohungen geschreckt, die Thore öffnete, nach Castel am Rhein, „in dessen Fluthen sich zum erstenmal schwedische Waffen spiegelten". Der Erzbischoff von Mainz war mit seinen Schätzen nach Köln geflohen, und hatte sein Land etlichen tausend Spaniern zur Vertheidigung überlassen, denen die Schweden unter hessischem Beistand verschiedene Orte am rechten Rheinufer wegnahmen.

Während Gustav Adolf damit umgieng, Mainz zu nehmen, machte Tilly eine rasche Wendung gegen Nürnberg, um diese Stadt zu gewinnen, ward aber von den entschlossenen Bürgern durch glückliche Ausfälle daran gehindert, und als er einen Hauptsturm vorbereitete, flog durch die Treulosigkeit eines seiner eigenen Soldaten all sein Pulvervorrath in die Luft, so daß er die Belagerung aufgeben mußte, und sich über Nördlingen nach der Donau zog.

Nachdem sich Gustav Adolf am rechten Ufer des Rheins festgesetzt hatte, erzwang er sich unter großen Schwierigkeiten — denn die Spanier hatten alle Rheinschiffe zerstört, — den Übergang bei Oppenheim, nahm diese Stadt im Sturm, wobei 500 Spanier über die Klinge springen mußten, und erschien am 19. Dezember vor der Stadt Mainz, brachte den spanischen Befehlshaber durch Drohungen zur Übergabe und ließ die Domkirche zum evangelischen Gottesdienst einrichten. In Kurzem fielen alle mainzischen und pfälzischen Orte auf beiden Ufern des Rheins, selbst Mannheim, den Schweden zu, so daß nun auch die Bischöffe von Speyer und Worms mit Gustav Adolf ein Bündniß eingiengen. Überhaupt fanden sich jetzt bei dem schwedischen König, der bald in Mainz, bald in Frankfurt sein Hoflager hielt, die Gesandten der meisten deutschen Fürsten und ausländischer Höfe ein, gleich als sähen sie ihn bereits als den Gebieter von Deutschland an.

Während dieser Eroberung Gustav's am Rhein brachte Feldmarschall Horn, den der König zum Statthalter in Franken ernannt hatte, andere Theile Franken's und Schwaben's in seine Gewalt und kehrte wieder nach Würzburg zurück. — Im Norden fielen nun auch Rostock und Wismar in die Hände der Schweden. Auch zwang General Baner den Pappenheim, das Lager bei Magdeburg zu verlassen, das nachher sich aus seinen Trümmern, jedoch langsam und kümmerlich, wieder erhob.

Auch der Kurfürst von Sachsen machte Fortschritte. Nachdem er sich der festen Plätze in der Lausitz versichert hatte, ließ er den Feldmarschall Arnim in Böhmen einrücken. Als derselbe vor Prag erschien, wichen die Kaiserlichen aus der Stadt, worauf die Bürgerschaft capitulirte, und Johann Georg dann selbst seinen Einzug hielt, aber gegen Alles, was darin dem Kaiser und Wallenstein gehörte, äußerst schonend verfuhr. Überhaupt betrieb er den Krieg lau, aus Besorgniß, der Kaiser möchte, falls er wieder emporkommen würde, Rechenschaft fordern.

Da in Folge des schwedischen Waffenglücks das Heer der Liga bis auf 5000 M. zusammengeschmolzen war, suchte das bayerische Cabinet, auf den Grund seines mit Frankreich insgeheim abgeschlossenen Bündnisses, Hülfe gegen die Schweden, und als diese abgeschlagen wurde, bat es um Verwendung bei Gustav Adolf, daß derselbe der Liga Neutralität zugestehen möchte.

Der König stellte aber so hohe Bedingungen, daß Kurfürst Maximilian nicht darauf eingehen konnte, sondern die Fortsetzung des Kriegs beschloß, um die Sache der katholischen Kirche und des deutschen Reichs aufrecht zu erhalten. Auch Friedrich V, der zu Frankfurt den König um Herstellung seines pfälzischen Besitzes bat, konnte nichts ausrichten, obwohl er fort und fort seine einzige Hoffnung auf den Schwedenkönig setzte, der jedoch selber im Sinne hatte, die Pfalz zu seinen Eroberungen am Main und Rhein zu schlagen. Dagegen schloß Gustav mit den weimar'schen, hessischen und welfischen Landen ähnliche Verträge, wie schon mit andern deutschen Fürsten, die in Abhängigkeit von Schweden gekommen waren: denn jeder derselben versprach sich vom Könige ein Stück von dessen Eroberungen.

6. Gustav Adolf's Aufbruch vom Rhein. Gustav Adolf in Nürnberg. Erstürmung von Donauwörth. Der Lechübergang. Tilly's Tod. Gustav Adolf in Augsburg. Vergeblicher Sturm auf Ingolstadt. Gustav Adolf in München. Bayern fast ganz in schwedischer Gewalt.

Der Feldzug des Jahres 1632 wurde damit eröffnet, daß Feldmarschall Horn Bamberg einnahm, dessen Bischoff nun den Kurfürsten von Bayern bestimmte, dem Tilly, der bei Nördlingen stand, den Befehl zu geben, das Bisthum von den Schweden zu reinigen. Dieser brach in der Mitte Februar's mit 20,000 M. und vielem Geschütz auf und nahm durch einen plötzlichen Überfall den Schweden Bamberg wieder ab. Auf die Nachricht hievon verließ Gustav Adolf, der eben einen Angriff auf Heidelberg machen wollte, die Rheingegenden, nachdem er dort den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zur Deckung des Oberrheins — und den Herzog Bernhard von Weimar zu weitern Eroberungen am Mittel- und Unterrhein zurückgelassen und beide unter den Oberbefehl Oxenstierna's gestellt hatte.

Nachdem er bei seinem Aufbruch aus Frankfurt ein Gesetz zur Sicherheit der Heerstraßen erlassen und sich dadurch die Herzen der zur Frankfurter Messe reisenden Kauf- und Gewerbsleute gewonnen hatte, zog er über Aschaffenburg und Kitzingen, wo er sich mit Horn vereinigte, und gelangte mit einem Heere von 40,000 M. nach Nürnberg, wo ihn die Bürgerschaft mit jubelnder Begeisterung empfieng und der Rath ihn mit kostbaren Geschenken beehrte, wogegen der König dieser Reichsstadt die in ihrem Gebiet liegenden deutsch-ordischen, so wie auch mehrere bambergische Besitzungen in einem Schenkungsbriefe zusprach.

Statt sich nun, wie man erwartete, gegen Tilly nach Ingolstadt zu wenden, bog er nach Donauwörth ab, erstürmte diese einst von Bayern den Protestanten entrissene Stadt und richtete dort die lutherische Religion wieder ein. Um nun aber weiter in Bayern einzudringen, mußte erst noch der Übergang über den Lech erkämpft werden, hinter welchem Tilly mit dem bayerischen Heere eine starke Stellung genommen hatte.

Tilly hatte alle Brücken über diesen Fluß bis Augsburg hinauf abbrechen und alle Übergangsplätze besetzen lassen. Der Kurfürst selbst, dem für sein Erbland bange wurde, hatte sich mit seiner Landwehr im Lager Tilly's eingefunden.

Schon hatten sich Ulm und viele andre Städte an der Donau den Schweden ergeben, als diese, mit den reichen Vorräthen jenes Landes versehen, am Ufer des reißenden Lech anlangten, dessen Bett von Frühlingsgewässern höher als sonst angefüllt war. Ungeachtet der strengen Wache Tilly's beschloß Gustav Adolf, im Angesichte des Feindes über den Fluß zu gehen.

Unter dem Schutz eines furchtbaren Kreuzfeuers, das drei schwedische Batterien eröffneten und das dem Feinde jenseits im Walde verderblich war, wurde eine Brücke geschlagen, über welche das Fußvolk mit dem leichten Geschütz rückte, während die Reiterei eine Furth zum Übergang fand. In dem heftigen Kampfe, der sich nun entspann, mußte Tilly, der viel zu wenig Geschütz bei sich hatte, der Übermacht weichen. Da fuhr eine Falkonetkugel daher und zerschmetterte ihm das rechte Bein über dem Knie. Bei dem nun erfolgenden Rückzug über Neuburg führte das Heer seinen greisen, zum Tod verwundeten Feldherrn in einer Sänfte mit nach Ingolstadt, wo er eine schmerzliche Operation ausstand, die ihn jedoch nicht retten konnte.

Er starb am letzten April 1632, nachdem er kurz zuvor seinem Kurfürsten in treuem Diensteifer noch gerathen hatte, Regensburg wohl zu halten, weil sonst „die Kaiserkrone zusammt dem bayrischen Kurhut auf dem Spiele stehe". Mit dem Worte „Regensburg" auf den Lippen verschied er.

Tilly, der Schöpfer des bayerischen Kriegswesens, der Sieger in 36 Schlachten, war, als er starb, 73 Jahre alt und bis zum letzten Augenblicke Soldat im ganzen Sinne des Worts, daher ihn Gustav Adolf nur den „alten Korporal" zu nennen pflegte. Über ihn, als Feldherrn, äußerte sich Richelieu in seinen Memoiren so: Tilly siegte stets über seine Gegner; nur gegen den Schwedenkönig konnte er nichts ausrichten, sei es, daß er selbst weniger geschickt, als Gustav Adolf, und daß seine Soldaten weniger tapfer waren, als die Schweden, oder sei es, daß das Glück alte Feldherrn weniger begünstigt, als junge. — Tilly hatte eine magere Gestalt, mittlere Größe, gerunzelte Stirn, graues, borstiges Haar, ernsten, oft finsteren Blick, lange Nase, hohle Wangen und spitzes Kinn mit langem Knebelbart. War also sein Äußeres rauh und abschreckend, und ließ er auch, gleich den andern Kriegsführern jener Zeit (Gustav Adolf ausgenommen) bei aller Strenge gegen den Ungehorsam, seinen Soldaten oft zu sehr den Zügel: so war er doch einer der ehrenwerthesten Feldherren jener Zeit. Denn nicht nur war er stets nüchtern und enthaltsam im Genuß (wie er denn niemals betrunken gesehen ward, noch je ein Weib berührte), sondern auch so uneigennützig, daß er es durchaus verschmähte, sich mit Geld und Gütern zu bereichern oder Titel und höhere Würden anzunehmen. Die 60,000 Thaler, die er hinterließ, vermachte er den Überresten jener Regimenter, die bei Breitenfeld so aufopfernd für ihn gestritten hatten. Wie ungleich war er hierin dem Wallenstein!

Nach dem Lechübergange bei Rain zog Gustav Adolf vor Augsburg. Da aber diese Reichsstadt nicht gut befestigt war und der König, ungeachtet die bayerische Besatzung zu feuern begann, absichtlich keine Beschießung zuließ, so öffnete sie willig ihre Thore, durch welche der König seinen feierlichen Einzug hielt. Die Bürgerschaft, die größtentheils evangelisch und schwedisch gesinnt war, huldigte förmlich der Krone Schweden's; auch gab der König nicht undeutlich zu verstehen, daß er diese Stadt, als die Wiege des lutherischen Glaubens, zur Hauptstadt seiner künftigen Herrschaft in Deutschland machen wollte.

Dahin deutete man auch eine Denkmünze, die ihm die Bürgerschaft schlagen und mit der Umschrift versehen ließ: Gustava et Augusta caput religionis et regionis: Gustavsburg, Augsburg, Hauptstadt der Religion und des Landes (oder Reiches?). — Den Vorwurf, den ihm damals Viele machten, er führe diesen Krieg nicht zur Rettung Deutschland's, sondern um sich selbst zu bereichern, suchte er in einer zu Augsburg gehaltenen Rede zu widerlegen, worin er Gott zum Zeugen anrief, daß er den Krieg nicht zu seinem eigenen Vortheil, sondern für die Wohlfahrt des deutschen Reichs, für seine eigene Sicherheit und zur Beschränkung der Übermacht Habsburg's unternommen habe.

Die Bittvorstellung des französischen Gesandten, er möchte Bayern Neutralität gewähren, wies der König mit Höflichkeit zurück, und als der Gesandte mit einem französischen Heere drohte, das sein Herr gegen Schweden senden werde, antwortete der König, die französische Majestät brauche sich nicht so weit zu bemühen, er werde alsdann selbst mit 100,000 M. nach Paris ziehen und dort mit ihm die Sache in's Reine bringen.

Nach einem vergeblichen Sturm auf das wohlbefestigte Ingolstadt, wobei eine 24pfündige Kartätschenkugel seinem Roß durch den Leib fuhr, so daß man ihn mit Blut und Staub bedeckt unter dem Pferde vorziehen mußte, wollte sich der König Regensburg's bemeistern; allein, eingedenk der Ermahnung Tilly's hatte der Kurfürst Maximilian diese wichtige Reichsstadt bereits durch eine Überrumpelung der Thorwache in seine Gewalt gebracht. Daher drang nun Gustav Adolf in Altbayern ein. Um den ihm abgewandten Geist des katholischen Volkes zu gewinnen, schärfte er seinem Heere die Beobachtung strengster Mannszucht ein und handhabte sie auf das unnachsichtlichste. Deßungeachtet wollte sich das bayerische Landvolk, — von seinen Priestern gelehrt, in Gustav Adolf den Antichrist zu sehen, — nicht ruhig geben, sondern übte an einzelnen Schweden oder an kleinen schwedischen Abtheilungen, einen maaßlos grausamen Fanatismus, den die Schweden anfangs ertrugen, bis ihnen endlich die Geduld brach und sie Gleiches mit Gleichem vergalten: doch suchte der König der Grausamkeit beider Theile Einhalt zu thun.

Die eingenommenen Städte Landshut, Freising u. a. wurden verschont, aber gebrandschatzt. Als daher Gustav Adolf vor München erschien, übergab ihm der erschrockene Stadtrath auf den Knieen die Schlüssel der Stadt. Doch der König hielt als schonender Sieger seinen Einzug in Bayern's Hauptstadt und benahm durch die strengste Mannszucht und größte Leutseligkeit den Bürgern die Furcht vor ihm.

Als sich der König die prachtvollen Gemächer des kurfürstlichen Schlosses zeigen ließ und hörte, daß der Kurfürst selbst den Bauplan entworfen habe, sagte er: könnte ich diesen Baumeister haben, wollte ich ihn nach Stockholm schicken. „Davor wird sich derselbe hüten!" antwortete der Schloßvogt, der ihn herumführte, und diese Antwort eines treuen Dieners gefiel dem Könige. — Als Gustav Adolf beim Besuche des Zeughauses vom Geschütz nur die Lafetten und keine Stücke vorfand, ließ er (denn die Ursache war ihm verrathen worden) den Fußboden aufbrechen und fand darunter 240 Kanonenläufe verborgen, davon einer mit Ducaten angefüllt gewesen sein soll. Er ließ diese Geschütze nach Augsburg bringen. — Beim Besuch der Jesuitenkirche empfieng ihn der Pater Rector mit einer lateinischen Anrede, die der König in der gleichen Sprache erwiederte. Da er bei allen Gelegenheiten die Katholiken in Ausübung ihres Gottesdienstes rücksichtsvoll behandelte und einmal beim Weggehen aus einer katholischen Kirche sogar Geld unter

das Volk auswerfen ließ, so nahm er auf kurze Zeit die Münchner für sich ein. Doch mußte der Stadtrath 300,000 Thaler Contribution zahlen.

Während dieß in Bayern geschah und auch alle übrigen bayrischen Städte bis auf Ingolstadt in schwedische Hände fielen, hatte am Rhein die gegenseitige Eifersucht zwischem dem Herzog Bernhard von Weimar und dem Herzog von Birkenfeld und der Ungehorsam beider gegen Oxenstierna einen Aufstand der Bauern in Oberschwaben verursacht; doch ward er gedämpft und der König, der deßhalb nach Memmingen sich begeben hatte, fand für gut, dem Herzog Bernhard mehr Gewalt einzuräumen.

7. Maximilian's Hülferuf an den Kaiser. Wiederauftritt Wallenstein's. Vertreibung der Sachsen aus Böhmen. Vereinigung des kais. und bayr. Heers. Gustav Adolf's Rückgang aus Bayern. Sein Lager bei Nürnberg. Wallenstein's Verschanzung bei Zirndorf. Vergeblicher Sturm der Schweden auf diese Schanze.

Unterdessen hatte der Kurfürst Maximilian zu Regensburg standhaft die letzte Kraft in Behauptung dieses wichtigen Platzes aufgeboten. Als aber der Feind fast ganz Bayern inne hatte, faßte er in seiner Noth den demüthigenden Entschluß, zu der Hülfe des Kaisers, dessen Macht er zu mindern getrachtet, und des Friedländers, dessen Absetzung er bewirkt hatte, seine Zuflucht zu nehmen.

Der Kaiser war nämlich mit Wallenstein in steter Verbindung geblieben, hatte ihn öfters um sein Gutachten gefragt, ja ihn zu einer geheimen Unterhandlung mit Dänemark gebraucht, und schon mit dem April 1631 begannen die ersten Versuche des Kaisers, ihn wieder in seine Dienste zu ziehen. Der Verlust der Leipziger Schlacht und die dadurch erlittene Minderung des kaiserlichen Heeres hatte am Hofe zu Wien das Verlangen nach Wiederaufstellung eines neuen Heeres und nach der Wiedereinsetzung Wallenstein's erregt, und obgleich Kurfürst Maximilian sie widerrieth, wurden doch die Verhandlungen mit Wallenstein angeknüpft. Aber der stolze Mann wollte sich so leichten Kauf's nicht dazu verstehen.

Wallenstein hatte seit seiner Absetzung theils zu Gitschin, theils auf seinen mährischen Schlössern, theils und vorzüglich in Prag in fürstlicher Pracht gelebt. Sein Prager Palast enthielt die kunstvollsten Ausschmückungen: an der Decke des Festsaals hatte er sich als Triumphator malen lassen „auf einem mit vier Sonnenrossen bespannten Wagen und einem Stern über seinem lorbeerbekränzten Haupte". Eine eigene Leibwache diente zu seinem Schutz, 60 in Gold und blaue Seide gekleidete Edelknaben, vier Kammerherrn und 12 Ritter bildeten seine nächste Umgebung; 300 Rosse in seinem Marstall fraßen aus marmornen Krippen. In Wien unterhielt er einen eigenen Gesandten. Die Einkünfte aus seinen vielen Gütern in Böhmen, Mähren und Schlesien und aus dem Herzogthum Mecklenburg, dazu die vielen im dänischen Krieg erpreßten Millionen hatten seinen Reichthum in's Unglaubliche gemehrt.

Als ihm der Kaiser den ersten Antrag zur Wiederaufstellung eines Heeres und zur Übernahme des Oberbefehls machen ließ, entschuldigte er sich mit Fußgicht. Hierauf ließ sich der Kaiser zu Bitten herab; vergeblich. Erst nach der Einnahme von Prag durch die Sachsen, wobei er selbst aus Prag hatte weichen müssen, verstand er sich dazu, dem Kaiser binnen drei Monaten ein Heer von 400,000 M. aufzustellen, lehnte je-

doch den Oberbefehl ab, innerlich entschlossen, ihn nur mit den unbeschränktesten Vollmachten zu übernehmen.

Wie durch einen Zauber war das Heer geschaffen; denn sogleich sammelten sich freiwillig seine alten Obersten und Hauptleute um den Herzog und warben theils aus eigenen Mitteln, theils aus Wallenstein's geöffneten Säckeln sich ihre Heerhaufen. Da sah man Söldner der verschiedensten Nationen und Bekenntnisse den Fahnen Wallenstein's zuströmen.

So sammelte sein Schwager, Graf Terzka (Terzky) 4000 Kosacken aus Rußland, Graf Merode einen Haufen Wallonen in den Niederlanden, der Kroatenoberst Isolani einen Heerhaufen in Ungarn. Da Wallenstein die höchsten Stellen im Heere mit seinen Anhängern besetzte, so waren sie dadurch an seine Person gefesselt, und da sie ihre Werbe-Auslagen auf Wallenstein's Namen machten, so bewirkte er dadurch, daß man nur ihm den Oberbefehl geben konnte, da sie sich keinen andern hätten gefallen lassen. Doch da die Aufstellung eines so großen Heeres ungeheure Summen kostete, so mußten auch ordentliche und außerordentliche Steuern in den Erblanden ausgeschrieben werden; auch der Adel öffnete seine Schätze und des Kaisers Sohn (Ferdinand, König von Ungarn) gieng mit gutem Beispiel voran. Selbst Spanien sagte Geldsendungen zu; doch blieb's mehr bei Versprechungen.

Als das Heer schlagfertig dastand, ließ er sich erst noch durch drei nacheinander an ihn abgesandte Botschaften erbitten, den Oberbefehl anzunehmen und zwar unter unerhörten Bedingungen, die „den Herrn zum Knecht, den Knecht zum Herrn" machten, und darum auch den Grund zum künftigen Sturz des übermüthigen Unterthans in sich zu bergen schienen. (S. jedoch K. 5, 1. a. E.)

Die wichtigsten dieser Bedingungen sind: der Herzog hat als oberster Feldherr des Kaisers unbeschränkte Vollmacht, und weder der Kaiser, noch sein Sohn dürfen sich beim Heere einfinden. Als Belohnung erhält der Herzog ein österreichisches Erbland, ferner die Oberlehnsrechte über alles zu erobernde Land und beim Frieden die Sicherung des Herzogthums Mecklenburg. Nur der Herzog darf Güter im Reich einziehen; der Kaiser kann höchstens Begnadigung am Leben, nicht aber an den Gütern eintreten lassen. Der Kaiser gewährt alle zur Führung des Kriegs nöthigen Geldmittel und hält seine Länder dem wallensteinischen Heere zum Rückzug offen. — „Schwer," sagt Richelieu, „ist zu entscheiden, ob man diese Zumuthung eines Unterthanen an seinen Herrn unverschämt nennen oder ob man behaupten solle, daß sie bei der damaligen Lage des deutschen Reichs zum Wohl des Kaisers selbst nothwendig waren." (S. Kap. 5, 1. a. E.) — Obgleich dieser zwischen dem Kaiser und dem Herzog zu Znaim geschlossene Vertrag ein Geheimniß bleiben sollte, so wurde er doch in Kurzem offenkundig: denn eine geheime Partei am Hofe scheint von Anfang an aus dem Inhalt dieses Vertrags die Waffen zu seinem künftigen Fall zubereitet zu haben.

Kaum wieder an der Spitze der kaiserlichen Heeresmacht, begann Wallenstein mit Schwert und Unterhandlung sein Ziel zu verfolgen. Anstatt aber zuerst die Schweden aus Bayern zu vertreiben, wandte er sich nach Böhmen gegen die Sachsen. Da der Kurfürst Johann Georg ohnehin nur mit halbem Herzen den Krieg führte und sein Feldherr Arnim Unterhandlungen zugänglich war, so gelang es dem Herzog, das schwachbesetzte Prag leicht zu erobern, Eger zu besetzen und so in ganz kurzer Zeit Böhmen von den Sachsen zu befreien. Wiederholte Bitten Maximilian's bewogen den Kaiser, den Herzog von Fried-

land zur Befreiung Bayern's aufzufordern. Allein Wallenstein, noch erfüllt vom Rachegefühl gegen den Kurfürsten, zögerte lange und hatte seine Schadenfreude über die demüthigen Briefe, die derselbe an ihn um Beschleunigung der Hülfe sandte.

Endlich nachdem in einem Vertrage festgesetzt worden, daß den Oberbefehl über das bayrische und kaiserliche Heer der Herzog führen, — der Kurfürst aber nur dann befehligen solle, wann die Bayern allein in's Gefecht kommen würden, erfolgte im Juni 1632 die Vereinigung zu Eger, worauf das an 60,000 Mann starke Gesammtheer sich durch die Oberpfalz nach der Donau bewegte.

Gustav Adolf hatte zwar versucht, jene Vereinigung zu verhindern, indem er seine Besatzungen aus den bayrischen Plätzen zog, einen Theil unter Bernhard und Baner zur Deckung Schwabens und Bayern's zurückließ, und mit dem Hauptheere von 20,000 Mann über Nürnberg nach Sulzbach eilte: aber es war ihm nicht gelungen. Im Grunde gebot ihm nun die eigene Sicherheit, eine feste Stellung an der Donau oder am Main zu nehmen, wo er noch andere zerstreute Truppen hätte zusammenziehen können; allein um von der bedrohten Stadt Nürnberg das Schicksal Magdeburg's abzuhalten, eilte er dahin zurück und schlug in den Umgebungen dieser ihm ergebenen Reichsstadt ein befestigtes Lager auf, an dessen Verschanzung die Bürgerschaft selbst Hand anlegte: denn die Stadt hatte sich dem Könige ganz zur Verfügung gestellt und wenn auch nicht in seine tiefern Plane gewilligt, doch in ihm die einzige Schutzwehr des evangelischen Glaubens und Bürgerthums erkannt.

Des Königs Beredsamkeit suchte vor Allem den Magistrat von Nürnberg zu einem Bündniß mit Schweden zu bestimmen und aus den mit den Nürnbergern gepflogenen Unterhandlungen gieng deutlich hervor, daß er die alte deutsche Reichsverfassung zum Untergang reif und sich berufen hielt, eine neue aufzurichten und zwar durch die (protestantischen) Stände selbst, die unter sich ein neues Haupt wählen sollten, wobei er allerdings an sich dachte. Unter allen Ständen wollte er sich besonders auf die Reichsstädte, diese Repräsentanten des Bürgerthums und der Geldmacht, stützen und zunächst mit Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Erfurt ein Bündniß eingehen.

Das schwedische Lager zog sich beinahe um die ganze Stadt Nürnberg und war mit einem tiefen und breiten Graben umgeben. Auf die Schanzen und Stadtthürme waren 300 Feuerschlünde gepflanzt. An Vorräthen von Korn und anderer Nahrung für die Menschen fehlte es nicht, nur an Viehfutter, das daher oft weit und stets unter Gefahren herbeigeschafft werden mußte. Da sich das Lager mehr und mehr mit Truppen und jede der Vorstädte mit Schutz suchendem Landvolk füllte, so war täglich eine unermeßliche Menge von Menschen und Vieh zu ernähren, was in die Länge Mangel erzeugen mußte.

Inzwischen hatte Wallenstein den König von Schwaben und Bayern abgeschnitten und rückte mit seinem mehr als dreifach stärkeren Heere bereits über Neumarkt heran, überschritt die Rednitz, besetzte zwei Stunden von Nürnberg die Anhöhen bei Zirndorf und schlug daselbst auf der sog. „Alten Veste" (welche im großen Städtekriege 1388 geschleift worden war) ein festes Lager auf, von dem aus er die Stadt

und das schwedische Lager übersehen und dem Gegner wenigstens an der Nord- und Ostseite die Zufuhr erschweren konnte. Aus Scheu vor der überlegenen Kriegskunst des Königs hütete er sich, das schwedische Lager zu bestürmen, sondern beschloß, es sammt der Stadt auszuhungern.

Täglich geriethen die von beiden Seiten auf Streifereien und Fouragierung ausgesandten Truppenabtheilungen aneinander und fochten mit abwechselndem Glück. Hätte Gustav Adolf das Lager Wallenstein's früher gestürmt, ehe dieser noch die Veste Lichtenau unversehens wegnahm, die seiner Stellung eine größere Stütze gab, — so würde er nicht auf so lange zur Defensive herabgedrückt worden sein, da er auf einen verstärkenden Zuzug der Seinen, welche noch am Rhein, an der Maas, an der Oder, am Bodensee, am Lech und Inn mannichfach zu kämpfen hatten, nicht so bald rechnen konnte.

Mit Schmerz sah der König, wie Wallenstein, der sich in keiner Weise aus seiner Höhenverschanzung herauslocken ließ, seine Schaaren weit und breit auf Rauben und Plündern, Sengen und Brennen aussandte, so daß dadurch die Noth der Umgegend von Tag zu Tag stieg, zumal auch in seinem eigenen Heere, in welchem die alten genügsamen Schweden gar sehr zusammengeschmolzen waren, vorzüglich die deutschen Truppen unter ihren deutschen Führern anfiengen, sich, ungeachtet des strengsten Verbotes, Bedrückungen und Mißhandlungen des Landvolks zu erlauben. Empört darüber ließ der König eines Tags alle deutschen Generale und Hauptleute vor sein Zelt kommen und hielt ihnen wegen ihrer schlechten Mannszucht eine furchtbare Strafrede, wobei er ihnen theils zu bedenken gab, daß sie einst vor Gottes Thron darüber Rechenschaft geben müßten, anderntheils ihnen drohte, daß wenn sie nicht gehorchten, er sie durch seine Schweden und Finnen würde zusammenhauen lassen. Alle Anwesenden waren über diesen Zornausbruch des Königs wie erstarrt. Ja er packte mit eigner Hand einen Korporal, der einem armen Bauern eine Kuh geraubt hatte, bei den Haaren und übergab ihn dem Profosen mit den Worten: „Es ist besser, ich strafe Dich, als daß Gott nicht allein Dich, sondern auch mich und uns alle um Deinetwillen strafe!" — Dennoch machten diese deutschen Truppen bald darauf wegen rückständigen Solds einen Aufstand, den er nur durch ein Gelddarlehen von der Stadt stillen konnte.

Endlich war es seinem Kanzler Oxenstierna gelungen, dem Könige eine Verstärkung von 30,000 Mann zuzuführen, wobei es unbegreiflich war, daß Wallenstein nichts that, die Vereinigung der schwedischen Truppen zu verhindern. Jetzt versuchte es der König durch ein heftiges Geschützfeuer den Feind aus seinem Lager zu treiben, und da derselbe fort und fort unbeweglich auf seiner Anhöhe blieb, so beschloß er endlich einen Hauptsturm auf Wallenstein's Lager zu unternehmen. Aber jeder Angriff auf den engen Zugängen war vergebens: mächtige Batterien spieen auf allen Seiten Feuer und Tod um sich, und am Abend mußte Gustav Adolf, ungeachtet Bernhard von Weimar eine wichtige Höhe erobert hatte, mit einem Verlust von 2000 seiner Tapfersten, sich in sein Lager zurückbegeben. (S. Dr. Fronmüller's Gesch. Altenberg's und der Alten Veste bei Fürth, so wie der zwischen Gustav Adolf und Wallenstein dort vorgefallenen Schlacht.)

8. Aufbruch Gustav Adolf's von Nürnberg nach Bayern; Abzug Wallenstein's nach Sachsen. Gustav Adolf's Eilzug nach Thüringen. (Der Bund der vier oberdeutschen Kreise mit Schweden.) Gustav Adolf bei Naumburg; Wallenstein bei Leipzig. Die Schlacht bei Lützen. Gustav Adolf's Tod. Bernhard von Weimar.

Da das Elend der durch so große Heere ausgesogenen Umgegend von Tag zu Tag stieg und Hunger und Krankheiten die Menschen auf dem Lande überfiel: so beschloß der König, der Noth ein Ende zu machen, und brach (am 76. Tage der Einlagerung) mit seinem Heere von Fürth und Nürnberg, wo er den Oxenstierna mit einer Besatzung zurückließ, auf, zog in Schlachtordnung und mit klingendem Spiel vor Wallenstein's Lager vorüber und wendete sich über Neustadt an der Aisch nach Windsheim, wo er eine Zeit lang hielt, eines Angriffs gewärtig.

Sechs Tage darauf steckte Wallenstein sein eignes Lager in Brand, ließ alles in der Umgegend noch vollends verwüsten und zog mit Hinterlassung vieles Geräthes eiligst auf der entgegengesetzten Seite nach Forchheim ab. So giengen zwei der mächtigsten Heere, die sich seit Langem entgegenstanden, auseinander, gleich einem „Gewitter", das sich zu theilen scheint, um sich anderwärts „doch noch zu entladen".

Auf die Nachricht von Wallenstein's Abzug theilte Gustav Adolf sein Heer, entsandte mit einem Theile den Herzog Bernhard nach Franken und wandte sich mit dem Hauptheil über Rothenburg gen Donauwörth, um den Krieg nach Bayern zu spielen und dadurch den Wallenstein von Sachsen abzuhalten. Allein dieser mied es, ihm nach Bayern zu folgen, sondern wendete sich nach Sachsen, um den Kurfürsten Johann Georg vom schwedischen Bündnisse zu trennen. Der Herzog Bernhard folgte den Bewegungen Wallenstein's und Maximilian's so lange, bis diese, aufgehalten durch die vergebliche Berennung des Coburger Schlosses, ihm den Vorsprung lassen mußten, auf dem er ihnen den Weg nach Thüringen verlegte. Während aber Maximilian sich von Wallenstein trennte und die Oberpfalz hinunter nach Regensburg zog, brach Wallenstein unter Sengen und Brennen, Plündern und Brandschatzen über Kronach in Sachsen ein, wo er sich bei Merseburg mit Pappenheim vereinigte. Auf den dringenden Hülferuf des bedrängten Kurfürsten von Sachsen ließ daher der König sein Heer in Eilmärschen nach Thüringen aufbrechen, begab sich dann noch einmal nach Nürnberg und von da mit Oxenstierna nach Arnstadt, wo er sich mit dem Herzog Bernhard vereinigte.

Von hier aus betrieb der König eine Vereinigung Schweden's mit den süddeutschen Protestanten durch einen Bund der vier oberdeutschen Kreise (des schwäbischen, fränkischen und der beiden rheinischen), und bereits sollte eine Versammlung der Abgeordneten jener Kreise zu Ulm Statt finden, wohin nun Oxenstierna vom König gesandt wurde, um die Sache zum Abschluß zu bringen. Beim Abschied von seinem Könige in Arnstadt ahnete Oxenstierna nicht, daß er ihn zum Letztenmal gesehen habe.

Nachdem Gustav Adolf zu Erfurt eine Musterung seines Heeres, das sich auf 20,000 Mann belief, gehalten hatte, nahm er von seiner Gemahlin, die ihm bis Erfurt entgegengeeilt war, unter seltsamen Ahnungen zärtlichen Abschied und empfahl sie dem Rathe der Stadt, im Fall ihm etwas Menschliches begegnen sollte. Als er in Naumburg einzog, nahm ihn das Volk als seinen Retter mit so großem Enthusiasmus auf, daß es die Hände gegen ihn ausstreckte, zum Theil auf die Kniee stürzte und den Saum seines Gewandes oder seine Stiefel küßte. Betroffen über diese fast abgöttische Verehrung äußerte sich Gustav gegen seinen ihm zur Seite einziehenden Hofprediger: er fürchte, Gott möchte ihn wegen der Thorheit dieser Leute strafen und ihn empfinden lassen, daß er nur ein schwacher sterblicher Mensch sei.

Da der König nicht im Sinne hatte, sobald eine Schlacht zu liefern, so schlug er bei Naumburg ein festes Lager und wartete auf die Ankunft des Herzogs von Lüneburg und seiner Truppen: allein diesen hielt der Kurfürst von Sachsen davon ab, indem er, aus Furcht, der Kaiser möchte die Oberhand wieder bekommen, sein altes Bestreben, eine Mittelpartei zu bilden, wieder aufnahm und dabei sich auf Lüneburg stützen wollte.

Wallenstein, überrascht durch die wunderschnelle Erscheinung des Königs, den er sich noch an der Donau gedacht hatte und der ihm nun in der Besitznahme Naumburg's zuvorgekommen war, zog sich nach Weißenfels zurück und machte Anstalten, in und um Leipzig das Winterquartier zu beziehen. Auf das Andringen Pappenheim's, der stets nach einer mehr selbständigen Stellung trachtete, gestattete er demselben, der von den Schweden bedrängten Stadt Köln mit 8 Regimentern zu Hülfe zu ziehen, befahl ihm aber, vorher Halle und die Moritzburg wegzunehmen. Er selbst schob dann einen Theil seines übrigen Heeres gegen Lützen vor.

Als Gustav Adolf diese beiden Umstände erfuhr, beschloß er sogleich eine Schlacht und brach gegen Wallenstein auf, der auf die Nachricht hievon sogleich Eilboten an Pappenheim sandte und ihn zur schleunigsten Rückkehr entbieten ließ. Ehe aber derselbe noch anlangte, standen die beiden feindlichen Heere bei Lützen einander gegenüber und die verhängnißvolle Schlacht begann.

In der Nacht vor der Schlacht hatte Wallenstein nichts Eiligeres zu thun, als vollends die noch entfernteren Theile seines Heeres durch Signale herbeizuziehen und hinter den vertieften Gräben der Landstraße Brustwehren für die Musketiere und vor denselben an der Straße Kanonen aufführen zu lassen. Sein auf 25,000 M. sich belaufendes Heer bildete zwei Treffen; das Centrum enthielt große Vierecke Fußvolks und war rechts und links durch schwere Reiterei und diese durch Kroatenschwärme gedeckt. Der rechte Flügel lehnte sich an die Stadt und an die davor befindlichen Windmühlen, bei denen das übrige Geschütz stand; der linke Flügel streckte sich von der Landstraße in's Feld hinaus. — Die Schweden, auch in zwei Treffen geordnet, standen jenseits der Landstraße, auf jedem Flügel 12 Reiterregimenter, untermischt mit Fußvolk; den rechten führte Gustav Adolf, den linken Herzog Bernhard. Im Cen-

trum stand der Kern des Fußvolks, gleichfalls durch Reiterei gestützt und von den Generalen Brahe und Knipphausen befehligt.

Während der Nacht entwarf der König in seiner Kutsche mit dem Herzog Bernhard (der seinen Bruder, den Herzog Wilhelm von Weimar, welchen der König zu seinem Generallieutenant gemacht hatte, vertrat) und mit dem General Knipphausen den Plan zum Angriff auf Wallenstein's Linien und beauftragte für den Fall, daß ihm etwas begegnen sollte, den Herzog Bernhard mit dem Oberbefehl; alsdann wartete er noch, bis der Morgennebel, der die ganze Gegend einhüllte, fallen würde. Man wollte ihm einen Harnisch bringen, aber er zog bloß Tuchkleidung und darüber ein ledernes Koller an, weil ihm seit einer frühern Verwundung ein Panzer lästig war. Als es heller ward, stieg der König zu Pferd, die Trompeten bliesen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!", das Heer sank auf die Kniee zum Morgengebet und sang den 67. Psalm. Darauf ritt der König durch die Reihen und feuerte sie durch Reden zum tapfern Kampf an, worauf die Kriegsleute mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf antworteten. Als um 11 Uhr der Nebel völlig gefallen war und Bernhard und die übrigen Führer des Königs letzte Befehle erhalten hatten, sagte Gustav Adolf mit emporgehobenem Blick: „Nun walt's Gott! Herr Jesu, Jesu hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!" und mit über seinem Haupt geschwungenem Schwerte rief er das Commandowort: Vorwärts!

Beim ersten Angriff brachten die Schweden den linken feindlichen Flügel, welcher längs der Landstraße postirt war, ungeachtet des furchtbarsten Geschützfeuers, das sie aus den Gräben empfieng, zum Weichen und gewannen die Landstraße. Auch das Fußvolk des kaiserlichen Centrum's war schon zum Theil gesprengt; da brach plötzlich die feindliche Reiterei aus dem Centrum hervor und warf das schwedische Fußvolk über die Straße zurück. Um die Ordnung herzustellen, sprengte der König an der Spitze eines Reiterregiments so rasch gegen den Feind, daß ihm nur Herr von Truchseß, der Edelknabe Leubelfing (eines Nürnberger Patriciers 18jähriger Sohn) mit zwei Leibknechten folgen konnten. So gerieth er mit seinem kurzen Gesicht bei ohnedieß wieder aufsteigendem Nebel mitten unter die feindlichen Reiter: da traf ein Pistolenschuß sein Pferd in den Hals und ein zweiter zerschmetterte dem König den linken Arm. Eben wollte ihn der Herzog von Lauenburg aus dem Gefecht geleiten, als ein kaiserlicher Reiter, den Niemand für einen feindlichen hielt (es soll ein Obristlieutenant von Falkenberg gewesen sein), auf zehn Schritte herankommend, den König durch den Rücken schoß, daß er vom Pferde stürzte. Während des Herzogs Stallmeister den Thäter tödtete und der Herzog floh, stürmten feindliche Reiter daher, unter deren Schüssen Gustav Adolf sein Leben vollends verhauchte.

Als der König vom Pferde gestürzt war, versuchte es der treue Edelknabe, der allein bei ihm aushielt, den die Hände nach ihm ausstreckenden König fortzubringen, war aber nicht im Stande, den schweren Mann vom Boden aufzuheben. Da sprengten etliche feindliche Kürassiere heran und fragten, wer der Verwundete wäre. Der Page wollte aus edlen Rücksichten es nicht sagen: da gab sich der König selbst zu erkennen, aber kaum hatte er seinen Namen genannt, als ihn ein Kürassier mit dem Pistol durch den Kopf schoß. Auch der Edelknabe wurde schwer verwundet und machte, als er etliche Tage später in Naumburg an seinen Wunden erlag, auf dem Sterbebette vor Zeugen obige Aussage. Auch hat man noch urkund-

lich einen Brief, worin der Vater dieses Jünglings den ganzen Hergang genau erzählt. (S. Gfrörer's a. a. O.)

Herzog Bernhard hatte eben auf dem linken Flügel beim Ansturm auf die Batterie an den Windmühlen einen blutigen Kampf zu bestehen, als er den Tod des Königs erfuhr. Knipphausen rieth zum Rückzug; aber Bernhard rief die Schweden zur Rache auf und bei diesem Ruf, wie bei dem Anblick des die Reihen hinunterrennenden blutigen Pferdes des Königs stürzten sich Reiter und Fußvolk so wüthend auf den Feind, daß dieser seine Stellung an der Landstraße aufgab und sich in wilde Flucht ergoß, deren Verwirrung durch das Auffliegen mehrerer kaiserlicher Pulverwägen noch vermehrt wurde.

Da in diesem Augenblicke erschien Pappenheim, von Halle herkommend, auf dem Schlachtfeld, befahl den Flüchtenden sich zu sammeln und stürmte mit seinen frischen Reitern in den rechten Flügel ein. Mitten im Kampf aber ward er von zwei Kugeln tödtlich verwundet, daß er weggetragen werden mußte. Nichts desto weniger warfen seine Reiter und das unterdeß von Wallenstein gesammelte Fußvolk die Schweden wieder über die Landstraße zurück. Hier aber hielten sie mauerfesten Stand und konnten nicht weiter zum Weichen gebracht werden, obgleich viele der tapfersten Offiziere (darunter Graf Brahe) getödtet wurden. Da, gegen Sonnenuntergang, rückte die zweite schwedische Linie unter Knipphausen vor, gewann zum drittenmale die Landstraße und zwang die Kaiserlichen das Feld zu räumen. Doch konnte Wallenstein einen ziemlich geordneten Rückzug bewerkstelligen, auf dem er in der Nacht zu Leipzig ankam.

In dieser Nacht verschied auch auf der Pleissenburg der zum Tod verwundete Pappenheim, der tapferste und kühnste Reiterführer im 30jährigen Krieg. An seinem Leibe entdeckte man mehr als 100 Narben, von denen auch sein Gesicht wie zerfetzt war. Seine gränzenlose Kühnheit und Freigebigkeit hatten ihn zum Abgott seiner Soldaten gemacht. Ihn allein stellte man im Felde dem Schwedenkönig gleich und fand, daß diese beiden Vorfechter ihrer Kirchen in Einem Jahre geboren waren und beide in derselben Schlacht den gleichen Tod fanden.

Auf dem Schlachtfede lagen auf beiden Seiten 9000 Todte. Den Leichnam Gustav Adolf's fand man ganz von Kleidung entblößt, mit 9 Wunden bedeckt, von Hufen zertreten und entstellt und mit dem Gesicht zur Erde gekehrt. Man brachte ihn auf einem Rüstwagen in das nahe Dorf Meuchen, wo man genöthigt war, seine Eingeweide auszunehmen und zu begraben. Von da wurde der Leichnam in einem schnell gezimmerten Sarge nach Weißenfels gebracht, wo er einbalsamirt und sein ungewöhnlich großes Herz in einer goldenen Kapsel verwahrt wurde, die seine untröstliche Gemahlin zu sich nahm. In Wittenberg wurde der Leichnam eine Nacht in der Kirche ausgestellt und Jedermann fand, daß sich das Antlitz noch ganz ähnlich sah. Von da wurde er nach Wolgast gebracht und erst im folgenden Jahre in Stockholm feierlich beigesetzt.

Gustav Adolf's Tod versetzte das ganze protestantische Deutschland in die tiefste Bestürzung und Trauer. Dagegen ließ Kaiser Ferdinand, ungeachtet er beim Anblick seines blutigen Kollers, das ihm nach Wien gesandt wurde, sehr bewegt war, gleich als über den größten Sieg, an allen Orten ein Te Deum anstellen: denn mit dieses Gegners Tode war allerdings für die Katholiken und für den Kaiser die größte Gefahr verschwunden.

Doch auch für Deutschland, wie für den König selbst kann sein Tod wohl ein Glück genannt werden, weil ohne Zweifel bei „längerem Leben sich der Retter Deutschland's (und des evangelischen Glaubens) in einen Eroberer, der Ruhm in Schande, die Theilnahme in Haß verwandelt haben" und Deutschland eine Provinz Schwedens geworden sein würde.

Oxenstierna äußerte 12 Jahre später im versammelten schwedischen Reichsrathe: „König Gustav Adolf hat kurz vor seinem Tode mit Seufzen bekannt, daß er nichts Anderes wünsche, als Gott möchte ihn von hinnen nehmen, dieweil er einen Krieg mit seinen Freunden, (insbesondere den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und andern hohen Reichsfürsten) ihrer großen Untreue wegen voraussehe; ein solcher Kampf schmerze ihn um so mehr, da die Welt die wahre Ursache desselben nicht errathen werde." Sein Plan eines Bündnisses mit den Reichsstädten und den vier oberdeutschen Kreisen, dessen oben gedacht ist, hätte ihn nothwendig zu einem Bruch mit den Fürsten und dieser zu einer Verbindung mit der niedern Ritterschaft, dem Bürgerthum und der Bauernschaft geführt, auf welche Elemente sich stützend in unabwendbarer Gradbeschleunigung eine radical-sociale Umwälzung hätte erfolgen und aus derselben in Folge eines natürlich eintretenden Umschlags eine Despotie hätte hervorgehen müssen, vor welcher Deutschland sollte bewahrt werden.

Eben aus dem Grunde, sich bei seinem Plan einer Umgestaltung der in seinen Augen unbrauchbar gewordenen deutschen Verfassungsform weniger auf die Fürsten, die ihm gerade deßhalb mißtrauten, als auf andere, ihm geneigtere Elemente zu stützen, kam es, daß er dem ehemaligen Kurfürsten Friedrich V, der ihn in den letzten acht Monaten fast überall hin begleitet hatte, seine ehemalige Pfalz in geschmälertem und von Schweden abhängigem Zustande zurückgeben wollte. So ungern sich Friedrich in diese Bedingung fügte, so war er doch froh, nicht ferner als ein Herr ohne Land unstät und flüchtig umherziehen zu müssen. Für Keinen war daher der Tod Gustav Adolf's ein härterer Schlag, als für Friedrich V. Wirklich wurde er davon so sehr ergriffen, daß er erkrankte und 13 Tage nach Gustav's Tode, erst 36 Jahre alt, in's Grab sank. Er starb den 29. Novbr. 1632.

5. Kapitel. Der dreißigjährige Krieg. Fünfte Periode: das Mißgeschick der schwedischen Waffen.

1. Oxenstierna's Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland. Das Heilbronner Bündniß. Bernhard in Regensburg. Wallenstein unthätig in Schlesien. Seine Unterhandlungen mit den Sachsen, mit Frankreich und mittelbar mit den Schweden. Sein Versuch, Sachsen und Schweden zu trennen. Wallenstein in Böhmen. Sein Versuch, sich seines Heeres zu versichern. Wallenstein's Absetzung und Ächtung. Sein Aufbruch nach Eger. Ermordung Wallenstein's.

Nach des König's Tode wurde in Schweden Gustav's siebenjährige Tochter Christine unter der Vormundschaft des Reichsrath's zur Königin erklärt. Der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna, der langjährige Freund Gustav Adolf's und Vertraute seiner Plane, überkam die besondere Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland mit fast unbeschränkter Vollmacht. Derselbe beschloß im Namen des Reichsraths und nach einer Berathung mit den schwedischen Generalen die Fortsetzung des Kriegs. Eine nähere Vereinigung mit Sachsen und Brandenburg aber

gelang ihm nicht: denn der Kurfürst von Sachsen trachtete selbst nach der Oberleitung des deutschen Protestantismus, und der Kurfürst von Brandenburg konnte seinerseits zu keinem Entschluß kommen.

Nur jenes von Gustav schon angebahnte Bündniß mit den vier oberdeutschen Kreisen, in denen fast überall schwedische Besatzungen lagen, brachte Oxenstierna, unter Beihülfe des französischen Gesandten, am 23. April 1633 zu Heilbronn am Neckar zu Stande. In diesem Vertrag wurde der schwedischen Krone das Directorium zugestanden, ihrem Vertreter aber, dem Oxenstierna, ein ständiger Beirath zugegeben; in Ulm sollte gemeinsam berathen und beschlossen werden, und nur in Kriegssachen Schweden die letzte Entscheidung haben. Dagegen bestätigte Oxenstierna im Namen Schweden's denjenigen deutschen Fürsten, welchen Gustav Adolf geistliche Landestheile als Entschädigung versprochen hatte, ihre Anwartschaften; auch der Wittwe Friedrich's V sprach er für ihren älteren Sohn den Besitz der Unterpfalz zu, jedoch mit Ausnahme von Mannheim und unter der Bedingung freier Religionsübung für die Lutheraner.

Daß der Kurfürst von Sachsen mit dem Heilbronner Bündniß nicht zufrieden war, läßt sich erachten, und weil der Kurfürst von Brandenburg wegen der Hoffnung auf eine Verbindung seines Sohnes mit Christine von Schweden sich mehr dem schwedischen Interesse zuneigte, so entstand zwischen beiden Kurfürsten eine merkliche Kälte.

Da Oxenstierna nur Staatsmann und nicht auch Feldherr war, so wurde es ihm schwer, das sogenannte schwedische, meist aus Deutschen bestehende Heer zu unbedingter Hingebung zu bewegen. Das Heer wollte wissen, für wen es Eroberungen machen und wie ihm der Sold und die gemachten Eroberungen zugesichert werden sollten. Oxenstierna konnte die Kriegsobersten nur dadurch zufrieden stellen, daß er ihnen versprach, Gustav Adolf's Zusage zu erfüllen und einen Theil der Eroberungen als schwedische Lehen an sie mit der Verpflichtung zu übergeben, daß sie den Soldaten ihre Soldrückstände auszahlen sollten. Dem Herzog Bernhard von Weimar insbesondere mußte er den von ihm bereits thatsächlich übernommenen Oberbefehl über das Heer überlassen und ihm Bamberg und Würzburg unter dem Titel eines „fränkischen Herzogthums" (am 10. Juni 1633) zu Lehen geben, in das er ihn sogleich einweisen ließ.

Auch die übrigen Hauptführer erhielten Güter und Herrschaften im Werth von fast 5 Mill. Gulden, und zwar nicht als schwedische Lehen, sondern als unmittelbare Erblehen mit der Verpflichtung, für die Bezahlung ihrer Soldaten Sorge zu tragen. Das Heer, damals 24,000 M. stark, mußte der Krone Schweden Treue schwören und erhielt vom Bunde eine Geldsumme ausbezahlt.

Unmittelbar darauf zog Herzog Bernhard mit dem Heere nach Regensburg, zwang die bayerische Besatzung zur Übergabe und ersah

sich diesen Platz zum Mittelpunct für die Gründung einer selbständigen Macht, von dem aus er gegen Bayern und Österreich zu operiren gedachte. Auch der Führer des verbündeten Heeres in Nordwestdeutschland, Herzog Georg von Lüneburg, strebte nach einer von Schweden unabhängigen Stellung: er und der Herzog Bernhard schienen nur so lange an Schweden halten zu wollen, bis sie, dem Kaiser gegenüber, einen festen, politisch und confessionell gesicherten Standpunct gewonnen hätten.

Das fühlte Oxenstierna wohl und erkannte mehr und mehr, daß sich die von Gustav Adolf angestrebte Lehenshoheit oder Reichsvogtei über Deutschland nicht durchführen lassen werde. Um so mehr war es daher sein Bestreben, zur Entschädigung dafür wenigstens die norddeutschen Küstenländer für Schweden zu erwerben. Und so trat das anfangs mehr ideale und kirchliche Ziel, um dessentwillen doch der Krieg begonnen worden war, bereits zurück und gieng in den folgenden Perioden des Kriegs in ein rein politisches über, indem es sich von nun an blos um Territorialbesitz und andere Vortheile handelte.

Auf der andern Seite suchte sich auch Wallenstein eine reichsfürstliche Selbständigkeit, die ihm in Mecklenburg wieder entzogen worden war, auf Kosten der kaiserlichen Erbländer zu erringen, von denen ihm ja eines in seiner Bestallung zum Generalissimus in Aussicht gestellt worden war. Weil er aber bereits fühlte, daß man am Hofe längst bereute, ihm eine so große Macht eingeräumt zu haben, und daß eine Partei daselbst mit Unterstützung der Jesuiten ihm entgegenarbeitete, so faßte er den Entschluß, sich mit Hülfe der Gegner seines Kaisers eine feste Stellung zu verschaffen.

Da er nach der Schlacht bei Lützen den Siegern Sachsen hatte überlassen und sich nach Böhmen zurückziehen müssen, so wollte er zunächst durch terroristische Bestrafung derjenigen Offiziere, deren Mißverhalten er den Verlust der Schlacht zuschrieb, die erlittene Schmach decken und zugleich zeigen, daß er unumschränkter Herr des Heeres sei. Aber gerade dieser Umstand mußte den Hof noch schmerzlicher an die Einbuße so bedeutender Kronrechte erinnern, deren er sich an Wallenstein entäußert hatte.

Wallenstein ließ nämlich zu Prag im Jan. 1633 durch ein niedergesetztes Kriegsgericht 11 hohe Offiziere und 4 Reiter enthaupten, sieben Offizieren den Degen zerbrechen und von vierzigen die Namen an den Galgen schlagen. — Viele darunter hatten hohe Verwandte in Wien, deren Klagen die Erbitterung gegen ihn vermehrten.

Anstatt nun die Zerrissenheit unter den schwedischen Verbündeten zu kräftigem Handeln zu benützen und besonders nach dem Heilbronner Bündniß dem nach Bayern vordringenden Herzog Bernhard entgegenzutreten, rückte Wallenstein im Mai aus Böhmen nach Schlesien und blieb dort völlig unthätig, obgleich die feindlichen Heere ebenfalls in Schlesien eindrangen, das nun vom Kriegsdruck und zum Theil von der Pest schwer zu leiden hatte. Scheinbar in den Wunsch des Kaisers eingehend, der mit Sachsen und Brandenburg, aber nicht mit den Schweden und

Franzosen Frieden schließen wollte, unterhandelte nun Wallenstein mit den beiden ersten über einen Frieden. Da diese sich aber nicht darauf einließen, faßte er den Entschluß, sich den Schweden und Franzosen zu nähern und schloß zum Zweck unbehinderter Unterhandlung mit Arnim, dem Führer des sächsischen Heeres, im Juni einen 14tägigen Waffenstillstand, wobei er sich gegen Arnim, mit dem er stets auf freundschaftlichem Fuße stand, persönlich äußerte, er habe die Absicht, einen allgemeinen Frieden zu schließen, und werde den Kaiser, falls derselbe nicht darauf eingehen wolle, schon zu zwingen wissen: dann sollten die Verbannten restituirt und die Jesuiten „zum Teufel gejagt" werden. — Daß er damals auch mit Frankreich unterhandelte, beweisen die von dem franz. Gesandten de Feuquières mit seinem Könige gewechselten Schriften.

Feuquières, der damals auf einer Reise zu den norddeutschen Fürsten, die er für das Heilbronner Bündniß zu gewinnen suchte, sich in Dresden aufhielt, berichtete seinem Könige, es sei der Graf Kinsky, Wallenstein's Vertrauter, zu ihm gekommen und habe ihm eröffnet, daß Wallenstein mit der Absicht umgehe, dem Kaiser, seinem Herrn, den Rücken zu kehren, in kaiserlichen Landen selbst die ihm versprochene Schadloshaltung zu suchen und sich zum König von Böhmen zu machen. (Ranke zweifelt, daß Kinsky diesen Plan als förmlich beschlossen dargestellt habe.) Feuquières habe es indeß für rathsam gehalten, dem Kinsky noch einen Aufsatz in die Feder zu dictiren über die Beweggründe, die den General zu diesem Entschluß definitiv bestimmen könnten. — Hierauf bezeugte Ludwig XIII in einem Schreiben v. 19. Juni desselben Jahres dem Wallenstein sein Wohlgefallen an dessen Bestrebungen, einen allgemeinen Frieden im Reich und in der Christenheit herzustellen, und verspricht, seine ganze Macht anwenden zu wollen, ihm zum Besitz der Krone Böhmen's zu verhelfen, ja ihn noch höher zu bringen. — Ob Wallenstein selbst auf die böhmische Krone angetragen, oder ob Frankreich ihn mit derselben gelockt habe, und ob Wallenstein darauf eingieng, das läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden.

Diese Verhandlungen zwischen Wallenstein ruhten sodann bis zum Anfang des Jahres 1634, wo sie erneuert wurden. Doch war da der französische Hof nicht mehr so geneigt, wie das erstemal, „auf Wallenstein's Vorschläge einzugehen, namentlich sich wegen der böhmischen Krone zu verpflichten. Aber mit dem General in Verbindung zu treten, waren die Franzosen auch dießmal bereit, selbst für den Fall, der sehr möglich schien, daß er sich noch nicht offen vom Kaiser losreißen dürfte. Auch dann wollten sie ihm ansehnliche Geldmittel zufließen lassen, wofern er verspreche, die von ihnen eingenommenen oder unter ihrer Protection befindlichen Orte nicht anzugreifen, noch die von ihm selbst abhängigen Truppen zu den Spaniern stoßen zu lassen, vielmehr bei den Friedensverhandlungen die Vermittlung des Königs von Frankreich zur Anerkennung zu bringen; dagegen werde dieser dann auch der Ansprüche Wallenstein's nicht vergessen, sondern ihm zu einem Äquivalent seines früheren Besitzes an Land und Leuten verhelfen." (Ranke a. a. O. II. 436 ff.)

Oxenstierna aber warnte seine evangelischen Verbündeten vor Wallenstein's Anschlägen, und als sie auf des letztern Vorschlag, ihm Breslau, Schweidnitz und Glogau einzuräumen, nicht eingiengen, machte Wallenstein am Tage nach dem Ablauf des Waffenstillstands einen Angriff auf Schweidnitz, der jedoch mißlang, gleich allen seinen weitern Bemühungen, die Verbündeten zu entzweien. Darauf schloß er am 2. August mit Arnim einen neuen Waffenstillstand auf einen Monat, und um den Kanz-

ler darüber zufrieden zu stellen, reis'te Arnim selbst zu demselben nach Gelnhausen und legte daselbst neue Vorschläge Wallenstein's vor, welche den Wunsch desselben nach einer Verbindung mit den Schweden, so wie die näheren Bedingungen enthielten.

In der neuesten Zeit (1852) hat der böhmische Professor Dudik, der im Namen des mährischen Landesausschusses 1850 zur Erforschung der im 30jährigen Krieg von den Schweden mit fortgeschleppten Archive nach Stockholm gesendet wurde, zunächst über die Katastrophe Wallenstein's neue Urkunden entdeckt, namentlich mehrere bis jetzt unbekannte Briefe von Oxenstierna an Herzog Bernhard, von Kinsky an Oxenstierna und an den Markgrafen von Brandenburg, von Ilow (oder Illo, auch einem Vertrauten Wallenstein's) an den Herzog Albrecht von Lauenburg, — Briefe, die vom September 1633 bis zum Febr. 1634 reichen. Aus dem Briefe Oxenstierna's (vom 2. Sept.) an den Herzog Bernhard geht hervor, daß Feldmarschall Arnim damals dem Oxenstierna Anträge machte, welche den Abfall Wallenstein's vom Kaiser in Aussicht stellten: „denn da der Kaiser zwar mit Sachsen und Brandenburg, aber nicht mit Schweden und Frankreich Frieden machen wolle, und Wallenstein nicht mehr im Vertrauen des Wiener Hofs stehe, so sei er entschlossen, sich mit den Schweden zu vereinigen, wenn er wüßte, daß sie ihn unterstützen würden! Wallenstein wolle seine Armee von verdächtigen Offizieren reinigen; dazu brauche er diesen monatlichen Waffenstillstand; alsdann wolle er ihm (dem Arnim) sechs Regimenter anvertrauen, sich dann nach Böhmen zurückziehen und von dort aus in Österreich und Steyermark einrücken; Bernhard solle Bayern ruiniren; Horn solle die Österreicher und der französische König die Spanier in Italien angreifen. — Als Wallenstein diese Plane, von denen Arnim sprach, in Pilsen entwarf, hatte man in Wien noch keinen festen Gedanken gefaßt, den Wallenstein zu beschränken.

Obgleich nun Oxenstierna an das verrätherische Vorhaben Wallenstein's zu glauben begann, so rieth doch Bernhard, noch zuzuwarten, als wenn die Sache sie (die Schweden) nichts angienge. Auch Wallenstein, obgleich von Arnim vorwärts gedrängt, zögerte noch; „seine Forderungen, die Schweden sollten in das Passauer Waldviertel, in's Land ob der Ens, nach Eger und Pilsen rücken, erschienen dem Herzog Bernhard zu viel": Bernhard verlangte daher, Wallenstein solle den Schweden erst mehrere Festungen, darunter Pilsen, einräumen.

Nun sprang Wallenstein wieder ab und machte noch einen Versuch, die Sachsen von den Schweden zu trennen. Er brach daher den Waffenstillstand und bedrohte unter schrecklichen Verheerungen Sachsen mit einem Einfall. Bestürzt ließ Arnim einen Theil seines Heeres unter dem Grafen Thurn zur Deckung des Oderübergangs bei Steinau zurück und suchte mit seinem Hauptheere dem Wallenstein den Vorsprung abzugewinnen. Plötzlich aber wandte sich Wallenstein, überfiel das kleine schwedische Heer bei Steinau und zwang es, sich zu ergeben und bei ihm Dienste zu nehmen.

Dem Grafen Thurn aber gab er die Freiheit unter der Bedingung, daß er an die schwedischen Befehlshaber der schlesischen Festungen Befehle zur Übergabe derselben ausfertigen solle. Der Feige that's und schloß damit seine Kriegslaufbahn: denn von dem Lebensende dieses Hauptanstifters des 30jährigen Kriegs schweigt die Geschichte.

Hierauf ließ Wallenstein verschiedene feste Plätze in Sachsen und in der Mark Brandenburg besetzen, um durch Einschreckung besonders den

brandenburgischen Kurfürsten zu einem Separatfrieden zu bewegen. Da aber erhielt er vom Kaiser den Befehl, dem von Bernhard bedrängten Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu kommen. Er sandte jedoch nur den General Aldringer nach Bayern ab und bezog wieder ein festes Lager bei Fürth, kehrte aber bald darauf (im Dec. 1633) wieder nach Böhmen zurück und besetzte Pilsen. Wiewohl man in Wien mit dieser Belästigung eines kaiserlichen Erblands nicht zufrieden war, so erfolgte doch des Kaisers Genehmigung, aber nur eine geringe Geldsendung zur Befriedigung des Heeres. — Da er sich mehr und mehr überzeugte, daß es seine Gegner in Wien auf seinen Untergang abgesehen, so suchte er sich auf eine schlaue Weise der Treue seiner Unteranführer zu versichern, um den Oberbefehl mit Gewalt zu behaupten.

Er berief nämlich die Obersten seiner Regimenter und ließ durch einen seiner Vertrauten, den Feldmarschall Ilow, ihnen eröffnen, daß er um seiner Feinde am Hof willen das Commando niederzulegen gedenke: sie sollten sich mit ihren Geldforderungen an den Kaiser halten. Erschrocken darüber, baten die Obersten den Herzog, bei der Armee zu bleiben. Wallenstein versprach wenigstens noch so lange zu bleiben, bis er überzeugt wäre, daß für ihren Unterhalt gesorgt sei. Auf diese Antwort stellte Ilow den Obersten vor, daß es nun an ihnen sei, den Herzog durch die Erklärung zu erfreuen, daß sie sich nicht von ihm trennen lassen wollten. Auf ihre Zustimmung entwarfen Ilow und Terzka eine Erklärung, daß sie dem Wallenstein, so lange er in des Kaisers Dienste bleiben oder der Kaiser seine Dienste gebrauchen werde, bis zum letzten Blutstropfen treu bleiben, und einen Jeden, der dieß nicht thue, als ehrlosen Mann an Hab und Gut, Leib und Leben bestrafen wollten, — und legten diese Erklärung bei einem Banket am 12. Jan. 1634 zur Unterschrift vor. Ein Theil der Obersten verweigerte die Unterschrift; die übrigen zogen ihre Degen für Wallenstein und unterschrieben. — Man erzählte, es sei die Erklärung mit der Klausel, die sich auf den Dienst des Kaisers bezieht, vor Tisch vorgelesen, nach Tisch aber ein anderes Exemplar ohne jene Klausel zum Unterschreiben vorgelegt worden. Doch ziehen Andere dieses Factum in Abrede, weil es in der Folge im Laufe des Prozesses nicht erwähnt wurde, und keiner der Angeklagten sich darauf berufen hat.

Diesen die Treue Wallenstein's höchst verdächtigenden Vorgang, über den er für seine Person das tiefste Schweigen beobachtete, theilte einer der Unterzeichner, der italienische Graf Octavio Piccolomini, seinen Freunden am Wiener Hofe mit. Von Wallenstein's Gegnern deßhalb auf's Äußerste gedrängt, unterzeichnete nun der Kaiser, wiewohl ungern, am 24. Jan. ein Patent, durch welches die Armee ihrer Pflichten gegen den Oberfeldherrn entbunden und das Commando an den Grafen Gallas übertragen wurde, der damals in Linz stand. Er erhielt es mit der Weisung, es noch geheim zu halten und mit seinen Generalen zu überlegen, wie man sich des Friedländers und seiner beiden Vertrauten, Ilow's und Terzka's, todt oder lebendig bemächtigen könne. Man mußte jedoch mit großer Vorsicht verfahren, da man die Untreue des Feldherrn nicht in ihrem vollen Umfange in's Publikum bringen konnte und die Stimmung seines Heeres an vielen Orten noch gefährlich war. Um den Herzog von Friedland in einer gewissen Sicherheit zu erhalten und ihn an etwaigen Gegenanstalten zu hindern, erhielt er eine kaiserliche Voll=

macht, sich mit Sachsen und Brandenburg auf neue Friedensverhandlungen einzulassen.

Indeß erhielt Wallenstein dennoch Kunde von diesem Patent. Sogleich berief er seine Anhänger nach Pilsen und ließ sie dort eine Protestation gegen jenes Patent unterzeichnen, der er auch die seinige sammt der Versicherung seiner wanklosen Treue gegen den Kaiser und die Religion beifügte. Diese Protestation schickte er durch zwei zuverlässige Geschäftsträger nach Wien, um sie unmittelbar an den Kaiser abzugeben; allein die Boten wurden unterwegs von Piccolomini angehalten und so gelangten die Papiere nicht an ihre Bestimmung.

Als hierauf ein zweites kaiserliches Patent erschien, das ihn für einen Verräther erklärte; ferner, als ihm die Regimenter in Prag und in seiner Nähe den Gehorsam aufkündigten; endlich als Piccolomini selbst wider ihn im Anzug war: da verließ Wallenstein Pilsen (d. 23. Febr.) und zog, nur von Ilow, Terzka, Kinsky und Neumann mit zehn treugebliebenen Reiter-Compagnieen begleitet, in die böhmische Gränzfestung Eger ein, um von da aus seine Verbindung mit den Schweden und Sachsen in's Werk zu setzen.

Auf seine deßhalb an den Herzog Bernhard ergangene Aufforderung, sich mit seinem Heere der böhmischen Gränze zu nähern, zauderte dieser, weil er dem Friedländer immer noch nicht traute, und erst als Arnim mit den sächsischen Truppen in Böhmen einrückte, entschloß sich Bernhard, „die Herren in Eger aus ihrer Noth zu retten" und sie sammt ihrem Heeresrest in die schwedische Armee aufzunehmen, in der Hoffnung, dann mit den Sachsen den Krieg nach Böhmen zu spielen. Ehe sich aber Bernhard in Bewegung setzte, war Wallenstein's Stern, den er so oft in abergläubischem Sinne mit seinem Astrologen Sena befragt hatte, in schwarzer Nacht untergegangen: denn schon am 25. Febr. 1634 wurde Wallenstein zu Eger ermordet, zum Glück aber nicht von deutschen, sondern von wälschen Händen, und auf vorzugsweisen Betrieb der sogenannten „spanischen" Partei.

Als Wallenstein in Eger eingerückt war, nahm er seine Wohnung im Hause des Bürgermeisters. Die Besatzung der Citadelle befehligte der Oberst Gordon, ein Schotte, den Wallenstein einst zum Inhaber eines Regiments gemacht hatte und auf dessen Treue er sich daher verlassen zu können glaubte. Unter den Offizieren, welche dem Wallenstein nach Eger gefolgt waren, befand sich der Oberst Buttler, ein Irländer, der den Generalen Gallas und Piccolomini versprochen hatte, ihnen den Wallenstein lebendig oder todt zu liefern. Das Letztere dünkte ihm das Sicherste: er gewann den Gordon und noch einen Schotten, Namens Leßlie, für sein Vorhaben. Gordon lud die vertrauten Freunde Wallenstein's zu einem Abendessen ein, bei welchem dieselben von 30 in's Geheimniß gezogenen Dragonern niedergehauen wurden. Darauf gieng Buttler mit noch zwei Hauptleuten (Macdonald und Geraldin) und einer Anzahl Dragonern in die Stadt hinab und besetzte die Wohnung Wallenstein's, der bereits schlief. Darauf drang Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern in's Vorzimmer und stieß einen Kammerdiener nieder, der sie zurückweisen wollte. Von dem Lärm geweckt, sprang der Herzog aus dem Bett und im Hemd an's Fenster, um die Schild-

wache zu fragen, was es gäbe. Da in diesem Moment erbrachen die Dragoner seine Thüre, und Deveroux gieng mit vorgehaltener Hellebarde und mit den Worten auf ihn zu: „Bist Du der Schelm, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Schweigend empfieng Wallenstein den tödtlichen Stoß und wälzte sich röchelnd in seinem Blute.

Als der Kaiser dieses traurige Ende seines Generalissimus erfuhr, ward er bis zu Thränen gerührt und befahl 3000 Seelenmessen für ihn zu lesen. Denn die Ermordung Wallenstein's war vom Kaiser weder direct, noch indirect befohlen worden: es war eine in Buttler's undankbarer Seele entsprungene That. Aber (sagt Professor A. Wolf in seinem Referat über Dudik's neueste Urkundenforschungen) „die Macht der Thatsachen wirkte so überzeugend, daß es vollkommen gerechtfertigt erscheint, wenn (nachher) der Kaiser die That als einen Act der Justiz erklärte und auf sich nahm." — Auch nach Chemnitzens Bericht an den schwedischen Reichskanzler war die Absetzung Wallenstein's, als Reichsverräthers, durch die Macht des Gesetzes, des Rechts und der Nothwendigkeit begründet, „da sein Abfall nicht mehr ein Project oder bloßer Versuch, sondern volle That war."

Man hat den Grund zu seinem Fall schon aus seinen hochgeschraubten Forderungen bei der Wiederannahme des Obercommando herleiten wollen. Allein Dudik in seiner Darstellung nach den Acten des k. k. Kriegsarchivs in Wien (1858) weis't nach, daß wenn Wallenstein sein gegebenes Wort, den Kaiser zu retten, lösen sollte, jene exorbitanten Vertragsbedingungen bei seiner Erfahrung von der Schwerfälligkeit der hofkriegsräthlichen Administration sowohl, als bei der Langsamkeit der Stände, und der unsichern Haltung der deutschen Reichsfürsten und Städte, nothwendig gewesen wären, und daß darin der Grund zu seinem tragischen Ende nicht zu suchen sei. „Diese Bedingungen nöthigten ihn nicht zum gefährlichen Spiel, sie hätten ihn vielmehr von demselben abhalten sollen. Der Kaiser legte ein unbedingtes Vertrauen in Wallenstein's Hand; er gab ihm alle nur möglichen Mittel, um dieses Vertrauen nur rechtfertigen zu können: ein Mann von Herz und Gefühl ehrt aber ein solches Vertrauen selbst im eigenen Nachtheile. Doch eine solche Characterhöhe wird man je kaum in Wallenstein finden; — nicht Liebe zu seinem gottesfürchtigen Regenten, sondern bloß das eigene Ich bildete den Anfangs- und Ausgangspunct aller seiner Unternehmungen. Dieses Ich hieß ihn den ehrlichen Tilly ruiniren, auf daß die Gegner seine Entfernung vom Armee-Obercommando recht bitter empfinden möchten; dieses Ich spannte seine Kraft auf's Höchste, als ihn der Kaiser bat, sich der Sache wieder anzunehmen und er sich hiezu, wir sagen gerne, erhandeln ließ." — Die Ursache zu Wallenstein's Fall liegt also nicht sowohl in dem Unmaaß dessen, was er vom Kaiser verlangte, als vielmehr in dem ehrgeizig-selbstsüchtigen Mißbrauch dessen, was er erlangte. — (Daß er von da an, selbst mit persönlichen Opfern das Unglaubliche leistete und „dem Kaiser nicht sowohl durch sein Feldherrntalent, obwohl ihm auch dieses nicht abzusprechen ist, als vielmehr durch seine Organisirungsgabe half", hat Dudik im angeführten Werk vollständig nachgewiesen.)

Es war von Wallenstein schon gefehlt, daß er die Militärdictatur, die man ihm in der Zeit der Gefahr zugestanden hatte, auch nach der Beseitigung dieser Gefahr beibehielt: denn nun gerieth er in eine unnatürliche Stellung, aus der es ihn herauszutreten drängte: aber zur Unterordnung zurückzukehren, litt sein Ehrgeiz und seine abergläubische Meinung von seiner höhern Bestimmung nicht. Nun blieb er lange in den Mitteln zur Erreichung dieses Ziels schwankend, bis er, durch die Schritte seiner Gegner am Hofe gedrängt, aus dem Schwanken heraustrat und die That des Abfalls begieng, für die ihn das blutige Loos traf. Nur bekam der Act der Gerechtigkeit durch die Art der Vollziehung die Form eines feigen Justizmords.

Was übrigens die Beschuldigung betrifft, als habe Wallenstein nach der Krone Böhmen's gestrebt, so ist zu beachten, was die Jesuiten, denen man hauptsächlich seinen Sturz schuld gab, in ihrer Historia (Societatis Jesu in Bohemia) drucken ließen: „Niemand

soll übel von Wallenstein sprechen: er wäre ein Thor gewesen, wenn er nach der böhmischen Krone gestrebt hätte, da er wußte, daß er nicht über zwei Jahre mehr zu leben hatte." Wallenstein litt nämlich zu Pilsen an den heftigsten Gichtschmerzen, die er durch tägliches Schwitzbad zu mildern suchte; auch hatte er sich aus Geschwüren an den Beinen große Stücke wilden Fleisches wegschneiden lassen müssen. Nichts desto weniger geht aus den oben K. 5, 1. mitgetheilten Verhandlungen hervor, daß in der Seele des Ehrgeizigen mehrmals der Gedanke aufgestiegen, sich aus den österreichischen Erblanden gerade Böhmen als die ihm in seinem Bestallungsvertrag in Aussicht gestellte Entschädigung beizulegen.

Von des Herzogs Mitschuldigen wurde nur der Herzog Heinrich Julius von Lauenburg freigegeben; die übrigen wurden gefangen oder hingerichtet. Wallenstein's Güter wurden eingezogen und größtentheils an seine Feinde verschenkt.

2. König Ferdinand (Gallas). Bernhard in Franken, Bayern und Schwaben. Die Schlacht bei Nördlingen. Bernhard's Flucht nach Lothringen. Vertrag der Heilbronner Verbündeten mit Frankreich. Die Franzosen im Elsaß. Separatfrieden Kursachsen's mit dem Kaiser. Beitritt der meisten Verbündeten. Bernhard's Vertrag mit Frankreich.

Nachdem auch das Heer von Verdächtigen gereinigt und die Soldaten durch theilweise Soldauszahlung zufrieden gestellt waren, übergab der Kaiser seinem Sohne, dem König Ferdinand, dem Namen nach, — in der That aber dem Grafen Gallas — den Oberbefehl über das kaiserliche Heer.

Während unterdeß Herzog Bernhard durch unnütze Hin- und Herzüge in Franken und Schwaben die Zeit verlor, hielt der Reichskanzler einen Bundestag in Frankfurt zu dem Zweck, auch die norddeutschen Kreise Westfalen, Nieder- und Obersachsen mit dem Bunde heranzuziehen und eine Entschädigung für die Krone Schweden festsetzen zu lassen. Allein hierin trat ihm Kursachsen —, und als er Pommern als Entschädigung bezeichnete, vorzüglich Kurbrandenburg entgegen, das bei dem nahen Aussterben des pommer'schen Herzogshauses eine Anwartschaft auf dieses Land hatte.

Das Glück der kursächsischen Waffen unter Arnim, der den Kaiserlichen bei Leipzig eine schwere Niederlage beibrachte und von Schlesien wieder als Befreier begrüßt wurde, war daher den Schweden um so unangenehmer, da die Schlesier sich ihrem Bunde hatten anschließen wollen und nun sich an Kursachsen hielten. Dazu kam, daß, als Bernhard und Horn einen verheerenden Zug nach Bayern machten und Landshut nahmen, hinter ihnen Regensburg an die Kaiserlichen verloren gieng, die nun in Vereinigung mit den Bayern (unter Johann von Werth) und mit einem so eben aus Italien gekommenen, nach den Niederlanden bestimmten Heere am 6. und 7. Sept. 1634 unter Gallas' Oberleitung den Schweden in der Schlacht bei Nördlingen, in die sich Bernhard's Hitze wider den weiseren Rath des Generals Horn einließ, eine so gänzliche Niederlage beibrachten, daß die Sieger darin eine Vergeltung für Lützen sahen und sagen konnten „Cannas pensavimus“.

Auf die Nachricht von dem Verluste Regensburg's hatten sich nämlich Bernhard und Horn getrennt, jener um zwischen dem Main und der Donau den Feind abzuhalten, dieser um an der Tyroler Gränze ein aus Italien nach den Niederlanden ziehendes spanisches Heer in den Alpen aufzuhalten. Auf die Botschaft, daß die Kaiserlichen von Donauwörth aus die feste Stadt Nördlingen bedrohten, vereinigten sich jene beiden schwedischen Generale bei Günzburg wieder und riefen noch ein drittes, vom Rheingrafen Otto Ludwig befehligtes Heer vom Oberrhein her zur Verstärkung herbei, da sie mit ihren Truppen den Kaiserlichen nicht gewachsen waren. Ohne aber das Eintreffen dieser Verstärkung abzuwarten, drang Bernhard auf eine Schlacht, um das zwar tapfer sich vertheidigende, aber dem Falle nahe scheinende Nördlingen zu retten. Vergebens stellte Horn vor, daß der Rheingraf in kurzer Frist eintreffen werde, und warnte vor einer Übereilung; aber Bernhard blieb auf seiner Meinung und so ward die Schlacht beschlossen. — König Ferdinand's Heer war 40,000 Mann, das schwedische nur 30,000 Mann stark; jenes enthielt meist altgediente Soldaten und Offiziere aus Wallenstein's Schule, dieses bestand zum Theil aus zusammengelaufenen, eilig geworbenen Truppen; jenes hatte eine einheitliche Leitung, bei diesem waren die Feldherrn getheilter Ansicht. — Am ersten Tag, an welchem die Spanier noch nicht eingriffen, blieb die Schlacht unentschieden; am zweiten Tag aber gaben die Spanier unter ihrem Cardinal-Infanten den Ausschlag.

Die Folgen dieser Niederlage waren zunächst, daß 12,000 der Besiegten das Schlachtfeld deckten, der schwedische Feldmarschall Horn aber mit noch drei andern Generalen und 6000 Soldaten gefangen wurden, 300 Fahnen, 80 Kanonen und 1200 Pferde in die Hände der Kaiserlichen fielen und der Rest des Heeres sich erst bei Heilbronn und Frankfurt sammelte; daß ferner Herzog Bernhard sich nach Lothringen ziehen, der junge Herzog Eberhard von Württemberg und der Markgraf Friedrich von Baden nach Straßburg fliehen mußten; daß Franken und Schwaben von den Kaiserlichen besetzt wurden und durch Kroaten und anderes kaiserliches Volk dieselben Drangsale erleiden mußten, von denen bisher Sachsen und Schlesien heimgesucht waren.

Der härteste Schlag aber, der in Folge der Nördlinger Schlacht die schwedische Sache traf, war der reifende Abfall Sachsen's, dessen Kurfürst sich zu Unterhandlungen über einen Separatfrieden mit dem Kaiser entschloß und daher, ungeachtet er noch sein Heer mit den Schweden unter Banér in Böhmen einfallen ließ, doch in einen Sturm auf Prag nicht einwilligte, so daß sich die beiden Heere wieder aus Böhmen zurückzogen.

In dieser ungünstigen Lage warfen sich die Schweden und ihre Heilbronner Verbündeten dem Könige von Frankreich in die Arme, und boten ihm gegen einige Tonnen Goldes das dem österreichischen Kaiserhause gehörige Elsaß, so weit es erobert war, als Unterpfand bis zum Frieden an, in welchem Frankreich es wieder zurückgeben sollte! Da der französische König schon längst nach diesem Lande strebte, so zog Richelieu noch vor Abschluß des Vertrags schon einen Theil von Elsaß an sich. Bei dem Abschluß des Vertrags selbst machte sich Frankreich verbindlich 12,000 M. bei dem Bundesheere zu unterhalten, eine halbe Million Livres als Subsidien zu zahlen und eine Reservearmee

zur Aushülfe in Nothfällen am Rhein aufzustellen; dagegen bedang es sich Sitz und Stimme im Bundesrath, den Besitz des ganzen Elsaßes mit allen Festungen, und freie Ausübung der katholischen Religion in diesem Lande, zusammt dem Recht der Forderung aus, daß kein Verbündeter sich ohne Beistimmung Frankreich's in Unterhandlungen mit dem Kaiser einlassen sollte.

Da aber dem Reichskanzler Oxenstierna diese Anforderung zu schmachvoll und nachtheilig für Schweden, wie für Deutschland erschien, so verweigerte er seine Unterschrift, obgleich alle übrigen Verbündeten sie gaben! Darnach schloß er mit Frankreich durch Hugo Grotius (XX. 3, 8. g. E.) den Sondervertrag von Compiegne v. 4. Apr. 1635, konnte aber im Wesentlichen weder für sich noch für seine Verbündeten günstigere Bedingungen erhalten.

Da aber die Franzosen, welche damals den Schweden und Deutschen an Kriegskunst nachstanden, am Rhein wenig ausrichteten, zumal Richelieu sich noch scheute, mit dem Kaiser offen zu brechen: so gelang es den Kaiserlichen, sich der Festung Philippsburg, — und den Spaniern, sich der Stadt Trier zu bemächtigen und den Kurfürsten von Trier, der seine Festungen den Franzosen eingeräumt hatte, gefangen zu nehmen. Diesen Umstand benützte sodann Frankreich, um an Spanien (und dadurch indirect an Österreich) den Krieg zu erklären.

Unterdeß waren die geheimen Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen so weit gediehen, daß am 30. Mai 1635 der Separatfriede zu Prag zu Stande kam, durch den sich Kursachsen von Schweden trennte und außer der Bestätigung des Passauer Vertrags und des Augsburger Friedens auf 40 Jahre den ruhigen Besitz der seit 1627 eingezogenen geistlichen Güter und die Ober- und Niederlansitz als Mannslehen erhielt.

Der Kurfürst Johann Georg war nie von Herzen mit den Schweden verbunden, weil er sie stets als anmaßliche Eindringlinge und lästige Bundesgenossen betrachtet hatte und von jeher in dem Kaiser „den natürlichen Gebieter und den Beförderer seines Hauses" verehrte. Obgleich ihm sonach die Politik höher zu gelten schien, als die Confession, und er deßhalb oft von seinen bisherigen Verbündeten harte Vorwürfe bekam, so war ihm doch die Erhaltung des Protestantismus nicht gleichgültig, und besonders kann den Feldmarschall Arnim in dieser Beziehung kein Vorwurf treffen. — Obgleich anderseits die Jesuiten dem Kaiser stets anlagen, den Krieg bis zur Vernichtung des Protestantismus fortzusetzen, so ließ sich doch Kaiser Ferdinand II hierin nicht unbedingt von ihnen leiten: denn Erfahrung hatte ihn milder gestimmt.

Da in diesem Vertrage den übrigen mit Schweden verbündeten deutschen Ständen der Beitritt offen gelassen war, ja Sachsen sich verpflichtet hatte, sie im Weigerungsfalle in Verbindung mit dem Kaiser dazu zu zwingen, so traten, nach der Auflösung des Frankfurter Bundesraths, alle protestantischen Fürsten und Städte dem Frieden bei, mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Cassel, der jedoch mit dem Kaiser Unterhand-

lungen anknüpfte, so wie mit Ausnahme des Markgrafen von Baden und des Herzogs von Württemberg, welche beide übrigens gerne den Frieden angenommen hätten, wenn sie als Landesflüchtige zugelassen worden wären. Nur Bernhard von Weimar, der den Verlust seines gehofften fränkischen Herzogthums nicht verschmerzen konnte und sich durchaus eine Herrschaft erstreiten wollte, schloß mit Frankreich am 27. Oct. 1635 einen Vertrag zu St. Germain en Laye, worin ihm zum Unterhalt eines Heeres von 12,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern jährlich vier Millionen Livres und in einem geheimen Artikel Elsaß mit Hagenau als eine Landgrafschaft zugesagt wurde.

3. Erneuerung der Kriegsflamme durch Frankreich. Verlängerung des Waffenstillstands der Schweden mit Polen. Banér's Einfall in Sachsen und Sieg bei Wittstock. Gallas und Johann de Werth's Einfall in Frankreich. Ferdinand's II Tod. Ferdinand III. Verschärfung der Religionsedicte. Verderblicher Character des Kriegs.

Ohne Frankreich's weitere Einmischung und Bernhard's Ehrgeiz wäre vielleicht die Kriegsflamme in sich zusammengesunken: denn auch in Schweden war die Ansicht vorherrschend, der Krieg habe durch den Abfall der protestantischen Bundesgenossen seinen Zweck verloren. Da nun zugleich der Ablauf des von Gustav Adolf mit den Polen abgeschlossenen Waffenstillstandes nahe und wieder ein Krieg mit den Polen zu befürchten war, so war der schwedische Reichsrath und selbst Oxenstierna gleichfalls für einen Frieden mit dem Kaiser gestimmt, wenn er mit Anstand und zum wenigsten gegen eine Entschädigung in Geld erlangt werden könnte.

Als die deßhalb mit Sachsen (und durch dasselbe mittelbar mit dem Kaiser) eingeleiteten Verhandlungen auf Schwierigkeiten stießen, schrieb Oxenstierna selbst unmittelbar an den Kaiser, aber es erfolgte (sei's durch einen „diplomatischen Mißgriff" oder durch sonst ein Mißgeschick) — keine Antwort, obgleich der Kaiser sich während dieser Verhandlungen zu einer Geldentschädigung an Schweden gern bereit erklärt hatte. Das Ausbleiben dieser Antwort trug viel bei, daß sich der traurige Krieg noch auf weitere fünfzehn Jahre verlängerte. Zwar erklärte der Kurfürst von Sachsen im Namen des Kaisers, daß der Friede auch für Schweden gelten und dasselbe anderthalb Millionen Entschädigung erhalten solle. Aber Oxenstierna antwortete nun gleichfalls nicht. Denn da unterdeß der Waffenstillstand mit Polen unter Frankreich's Vermittlung auf 26 Jahre verlängert worden war und die Bestimmungen des Prager Friedens, an die man die Schweden binden wollte, dem Reichskanzler für die Krone Schwedens zu nachtheilig und unehrenhaft erschienen, so beschloß er den Krieg mit Deutschland fortzusetzen, zumal Frankreich nicht unterließ, ihn in diesem Beschluß zu stärken.

Indeß hatte Oxenstierna Magdeburg, wo das Heer anfieng, schwierig zu werden, verlassen und sich über Mecklenburg nach Schweden

begeben, um dort die Kriegspartei zu stärken; Feldmarschall **Banér** aber war mit dem treuen Theile des Heeres die Elbe hinunter nach Lüneburg gezogen, von wo aus er dann plötzlich über die Sachsen herfiel, die sich mit den Brandenburgern vereinigt hatten, sie zurücktrieb, in die Mark eindrang und den Kurfürsten in Berlin bedrohte: dann, als der Kurfürst von Sachsen demselben zu Hülfe eilte, sich rasch gen Magdeburg und über die Elbe wandte und das **Sachsenland** zur Strafe für des Kurfürsten Abfall **schrecklich verheerte**.

Einige Monate lang suchten die beiden feindlichen Heere einander Vortheile abzugewinnen. Schon hatten die Sachsen Magdeburg weggenommen und schon gedachte der Kurfürst, der selbst mit im Felde war, die Schweden nach der Ostsee zu drängen und so aus dem Reiche zu treiben, als ihn **Banér** bei der märkischen Stadt **Wittstock** am 4. October 1636 zu einer **Schlacht** nöthigte, welche die erbittertste im ganzen Kriege war. Noch war am Abend des blutigen Tags der Sieg unentschieden, als in der Nacht ein bloßes Schreckgerücht die Sachsen bewog, den Rückzug anzutreten, der durch die schwedische Verfolgung in völlige Flucht übergieng.

Da sich das protestantische Volk in Deutschland die Meinung nicht nehmen ließ, der Kurfürst sei durch den Frieden mit dem Kaiser der guten Sache des Evangeliums untreu geworden, so erregte die sächsische Niederlage mehr Schadenfreude, als Mitleid; aber weder der Kurfürst von Sachsen, noch der Kurfürst von Brandenburg ließen sich dadurch bewegen, den Schweden für etwas Anderes, als für einen Reichsfeind anzusehen. — Anderseits bewog eben dieser schwedische Sieg bei Wittstock den Landgraf von **Hessen-Cassel**, seine mit dem Kaiser begonnenen Friedensunterhandlungen abzubrechen und **ein ähnliches Bündniß mit Frankreich** einzugehen, wie Herzog Bernhard.

Während in Folge dieses Siegs ganz Brandenburg, Sachsen, Thüringen und ein Theil von Franken den Schweden offen stand und besonders Sachsen unter den Verheerungen und Brandschatzungen Banér's schwer leiden mußte, kam an der Westgränze des Reichs der **Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser zum offenen Ausbruch**. Bald gelang es dem Grafen **Gallas**, **Mainz zu erobern** und zum kaiserlichen Hauptwaffenplatz zu machen und nun sollte ein Versuch gemacht werden, **in Frankreich selbst einzudringen**, um dasselbe zum Frieden zu nöthigen.

Ein kaiserliches Heer unter **Johann von Werth** fiel im Juli 1636 von den Niederlanden aus ein, und drang in die **Picardie** vor, mußte sich aber vor dem herbeieilenden Herzog **Bernhard** wieder zurückziehen; mit einem zweiten kaiserlichen Heere drang **Gallas** (dem sich der von Bernhard vertriebene **Karl von Lothringen** anschloß) im October vom Elsaß aus **gegen Dijon** vor, mußte aber wegen eintretender schlimmer Witterung mit Verlust seines Geschützes wieder zurückgehen und gab den Gedanken, Frankreich in seinem Innern zu bekriegen, auf.

So viele Sorgen der Kriegsstand dem Kaiser machte, so bekam er doch auf dem Reichstag zu Regensburg die frohe Beruhigung, daß sein Sohn, der bisherige König von Ungarn und Böhmen, am 22. Dezember desselben Jahrs einmüthig zum römischen König erwählt und als Ferdinand III gekrönt wurde. Kaum aber war der alte Kaiser wieder nach Wien zurückgekommen, als er am 15. Februar 1637 im 59. Jahre seines Alters starb, ohne das Ende dieses traurigen Krieges erlebt zu haben, dessen verderbliche Wirkungen er nach dem Maaße seiner Einsicht und Kraft zu mildern bestrebt war.

Auf dem Sterbebette betheuerte er, „daß er bei allen seinen Handlungen nur die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche vor Augen gehabt habe.“ Der katholische Geschichtschreiber M. J. Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen V. 15, der dem Character dieses Kaisers großes Lob ertheilt, sagt, daß dessen Grundsatz: „der Zweck wahrer Staatsklugheit sei die Erhaltung und Mehrung der Ehre Gottes, zwar an sich ein guter wäre, aber sich in den Händen eines klugen Casuisten und fanatischen Beichtvaters leicht in das Gegentheil verkehre und dem Staate Unheil bereiten könnte.“ — Der Glanz seiner im Übrigen vortrefflichen Eigenschaften, darunter besonders seine Gatten- und Vaterliebe, seine Mäßigung im Glück, seine Standhaftigkeit im Unglück, seine Friedensliebe und sein mitleidiger Sinn hervorzuheben sind, wurden nur durch die kurzsichtige Einschränkung seines Christensinns auf die römische Kirchenform getrübt. Seine Wiedereinführung des alten Kirchenthums durch gewaltsame Mittel, die ungesetzliche Art der Bestrafung Friedrich's V und der Cabinetsstreich des Restitutionsedicts waren Mißgriffe, welche großen Jammer über Millionen gebracht haben und zwar allerdings in seinem ungeheuchelten religiösen Glauben begründet, aber nicht geeignet waren, den Grund dieses Glaubens als den allein richtigen zu documentiren.

Galt auch sein Sohn Ferdinand III, der bei seiner Thronbesteigung 29 Jahre alt war, für selbständiger und von den Jesuiten unabhängiger, und wurde auch seine mitleidige Gesinnung gegen Akatholiken gerühmt, so erneuerte er doch für Österreich die strengen Religionsedicte seines Vaters, ja er verschärfte sie sogar, und wandte auch in Schlesien in Bezug auf das Landvolk, das sein Vater in religiöser Beziehung noch geschont hatte, gewaltsame Mittel zur Kirchenumgestaltung an. Auch in kriegerischer Beziehung täuschte er die Hoffnung Vieler von ihm: denn da er seit der Nördlinger Schlacht, der er noch persönlich beiwohnte, nicht mehr im Feld erschien, sondern die Heerführung Männern überließ, von denen keiner dem Herzog Bernhard und dem schwedischen Feldherrn Baner gewachsen war: so nahm der Krieg einen immer verderblicheren Character für Deutschland an, das durch die Habsucht und Zerstörungswuth, durch die Grausamkeit und Wollust, durch die Mordlust und Willkührlaune der stets hin- und herziehenden Soldateska auf das entsetzlichste verwüstet und von so schrecklichen Gräueln befleckt wurde, daß Banér selbst gestand, es wäre kein Wunder, „wenn sich die Erde öffnete und durch Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergessene Frevel verschlänge“.

Theils die Klageschriften der Landstände an ihre Regierungen oder an Kaiser und Reich, theils verschiedene, den Nothstand Deutschland's schildernde Druckschriften jener Zeit geben von dem damals allenthalben herrschenden Elend eine nur zu traurige Veranschaulichung. Fast

allenthalben, wo der Krieg wüthete, blieb das Feld unangebaut, weil es an Saatkorn, Zugvieh und Menschenhänden fehlte; die Dörfer stunden leer, weil alles in die Städte flüchtete oder das Kriegshandwerk ergriff, das noch am ersten nährte. Der Hunger trieb zu der unnatürlichsten Nahrung: man verzehrte Aas, selbst menschliche Leichname, ja im Magdeburgischen sollen hie und da Menschen getödtet und gegessen worden sein. Jahrelang aufgehäufter Unrath in den Häusern erzeugte schädliche Ausdünstungen, durch welche die Krankheiten und Seuchen vermehrt wurden, welche die Menschen in Massen dahin rafften, so daß an manchen Orten die Menschen haufenweise in große Gruben geworfen wurden. — Die Hungersnoth war in manchen Gegenden, besonders Sachsen's und Hessen's, so groß, daß man Kirchhöfe umwühlte, um Leichname zur Stillung des Hungers zu bekommen, und da oder dort „der Bruder die Leiche der Schwester, die Tochter die der Mutter verzehrte; daß Altern ihre Kinder schlachteten und ganze Banden sich zusammenthaten, um Jagd auf Menschen wie auf wilde Thiere zu machen." — Schlimmer noch als diese durch die Noth erzeugten unnatürlichen Gräuel waren die Schändlichkeiten, ja Teufeleien, welche die durch langjähriges Kriegshandwerk verwilderten Soldatenhorden an armen Bewohnern von Dörfern und offenen Städten verübten. Daß viele dieser Unglücklichen lebendig gebraten, oder verstümmelt, oder sonst auf gräßliche Weise zu Tode gemartert wurden, daß man ihnen z. B. die Augen ausgestochen, Nasen, Ohren, Arme, Beine, Brüste abgeschnitten, Schwefel in alle Körperöffnungen gesteckt und angezündet, die Fußsohlen aufgeschnitten und mit Salz bestreut, Jauche in den Mund bis zum Zerplatzen geschüttet; daß man Kinder in Stücken gehauen, oder an die Wand geschmettert oder gebraten, ganz besonders aber das weiblische Geschlecht auf die unmenschlichste Weise zu Tode mißhandelt hat, — das sind nur einige wenige Andeutungen von den gen Himmel schreienden Unthaten, welche besonders in dem letzten Jahrzehnd dieses schrecklichen Krieges an der Tagesordnung waren.

4. Banér gegen Gallas an der Elbe und Oder. Bernhard am Rhein gegen Johann de Werth. Eroberung von Breisach. Bernhard's Tod. Baner gegen Erzherzog Leopold Wilhelm in Böhmen und Thüringen. Der Reichstag zu Regensburg. Baner's Tod.

Die verderblichen Hin- und Herzüge der zur Schmach Deutschland's meist aus Deutschen bestehenden Heere fremder Mächte sollen hier nicht in's Einzelne verfolgt werden, zumal sie oft nur den Zweck hatten, die Armee zu ernähren und sie darum aus ruinirten Gegenden in bessere zu führen, bis diese gleichfalls ausgesaugt waren. Doch ist nöthig, wenigstens im Allgemeinen die Unternehmungen Banér's und Bernhard's, dieser beiden durch Kriegskunst und Glück gleich ausgezeichneten Feldherren, bis zum Ende ihres noch kurzen Laufes zu begleiten.

Nach der Schlacht bei Wittstock drang Banér in Sachsen ein, eroberte Torgau und belagerte Leipzig, konnte aber selbst nicht durch absichtlich-schonende Freigebung gefangener sächsischer Offiziere die Treue des Kurfürsten gegen den Kaiser wankend machen.

Als er daher die Belagerung Leipzig's wegen herbeikommenden Entsatzes aufgeben mußte, verheerte er das sächsische Land auf das schrecklichste, bis Gallas mit 60,000 M. gegen ihn anrückte. Einer so starken Heeresmasse war Baner mit seinem kleinen Heere nicht gewachsen. Daher wich er über die Oder, und als ihm dort der Weg in die Neumark verlegt wurde, stellte er sich, als wolle er durch Polen abziehen. Kaum

hatten die Kaiserlichen wieder die Oder verlassen, so kehrte er über dieselbe zurück und erreichte unaufgehalten Pommern, dessen letzter Herzog ohne Erben gestorben war, und behandelte dieses Land, ungeachtet des Einspruchs, den der Kurfürst von Brandenburg erhob, als schwedisches Besitzthum. Während sich der Kurfürst mit kaiserlichem Gelde zum Krieg rüstete, rückte Gallas in Pommern ein, um daraus die Schweden zu vertreiben, die sich nach Stralsund zurückzogen. Anstatt sie aber dorthin zu verfolgen, hielt sich Gallas mit der Belagerung von Anklam auf, und da er es nicht erobern konnte, verließ er Pommern wieder, angeblich weil das Land das große Heer nicht ernähren könnte, und zog sich in's Mecklenburgische und Lüneburgische.

Plötzlich brach Banér, von Schweden aus gestärkt, aus Stralsund hervor, eroberte die verlornen Plätze wieder und trieb den Gallas bis Magdeburg zurück; drang dann wieder in Sachsen ein und schlug die sächsische Armee bei Chemnitz (im Juni 1638) bis zur völligen Vernichtung, worauf er sich nach Böhmen wandte und vor Prag erschien.

Ob er gleich, um die Böhmen zu gewinnen, seinen Soldaten die strengste Mannszucht anbefahl, so konnte er doch, zumal sein Befehl nicht gehalten wurde, das Volk nicht zum Anschluß an Schweden bewegen, so daß er es, da auch Mangel im Heere eintrat, für gerathen fand, nach Sachsen zurückzugehen, um sich dort mit dem Herzog Bernhard zu vereinigen, der vom Rhein her die Hand ihm zu bieten vorhatte.

Herzog Bernhard, dem Frankreich den eigenthümlichen Besitz der Landgrafschaft Elsaß zugesagt hatte, war der Ansicht, daß er damit nicht gegen das Wohl des deutschen Reiches handle: denn ihm erschien der Kaiser vielmehr als Feind des Reichs, an dem er das von demselben mißhandelte ernestinische Sachsen rächen wollte, das er wieder emporzubringen sich berufen glaubte. Sein Character als Kriegsführer und Mensch gewährt übrigens in der allgemeinen Verwilderung jener Zeit das Bild einer achtungswürdigen Persönlichkeit, deren sittliche Würde, seine Bildung und fürstliche Selbständigkeit selbst den Franzosen imponirte und auch dem französischen Hofe Achtung einflößte.

Ranke a. a. O. schildert ihn so: „In Herzog Bernhard lebte noch der volle religiöse Eifer seiner Altvordern, bekräftigt durch das Beispiel des protestantisch-frommen Schwedenkönigs. Auch er ließ in seinem Lager täglich zweimal Betstunde, häufig regelmäßigen Gottesdienst halten. Unter dem Absingen geistlicher Lieder beim Hall ihrer Feldmusik gieng es gegen den Feind; mit dem Feldgeschrei „Immanuel oder Gott mit uns!“ griff man an. In dem heißesten Kampf hörte man den Herzog den göttlichen Namen anrufen. Man erzählt, wenn eine dringende Gefahr eintrat, mitten in der Schlacht, habe er sich einen Augenblick von den Seinen entfernt, um in der Stille zu beten. Nach der Schlacht hat er wohl einen Verwundeten, Sterbenden mit Bibelsprüchen getröstet, bis er seinen Geist aufgab. Davon war er in seiner Seele durchdrungen, daß er die rechte Partei habe und eine gute Sache verfechte. Mitten in den Gefahren und Bedrängnissen erwartete er immer den Ausschlag Gottes. — Der wildeste aller Kriege hatte ihn nicht verwildert. Er liebte weder, noch begünstigte er Ausschweifungen; er leuchtete durch eine

in allen Zeiten seltene Sittenreinheit hervor; am französischen Hofe fand man mit Erstaunen, daß der tapfere Kriegsfürst zugleich ein gebildeter feiner Mann war, der mit den Italienern in gutem Betragen wetteiferte. — Wie ihm bei seinem fürstlichen Selbstgefühl Alles daran lag, nicht als in einem persönlichen Dienstverhältniß stehend betrachtet zu werden, so ließ er es sich nicht nehmen, sich in Gegenwart des Königs zu bedecken, als dieser selbst es that. Der Cardinal (Richelieu) hat ihm das zugestanden (pour l'honneur de la maison de Saxe)."

Nachdem Bernhard mitten im Winter (von 1637 auf 38) den Spaniern die Franche-Comté entrissen, dann im Laufe des letzten Jahres das von Johann von Werth befehligte ligistische Heer bei Rheinfelden geschlagen und diesen berühmten Feldherrn gefangen nach Paris geschickt, — ferner Freiburg erobert und zwei kaiserliche Heere vernichtet hatte, zwang er noch im Dez. (am 19.) desselben Jahres die wichtige Rheinfestung Breisach, den Schlüssel zu Oberdeutschland, durch Hunger zur Übergabe und ließ sich von den Einwohnern huldigen, weil er gedachte, sich diesen Platz, der von den Spaniern als die das Elsaß und Lothringen zugleich beherrschende Akropole, von den Franzosen aber als Stützpunct eines zu gewinnenden Einflusses auf das innere Deutschland betrachtet wurde, zum Grundstein seines an diesem vielbestrittenen Gränzlande zu gründenden Herzogthums „Sachsen-Breisach" zu machen.

Den Franzosen war jedoch die Aufstellung eines unabhängigen Fürstenthums an ihrer Gränze nicht zu Sinne. Sie räumten ihm daher weder ihre festen Plätze im Elsaß ein, noch wollten sie ihm Breisach belassen und forderten ihn auf, seine Eroberung unter die Hoheit Frankreich's zu stellen.

Dazu aber fühlte sich Bernhard nicht verpflichtet; sein vaterländisches Gefühl sträubte sich gegen eine Zumuthung, die zur Zerstückelung des deutschen Reiches führen könnte; und als hierauf die Franzosen sich weigerten, ihn weiter mit Geldmitteln zu unterstützen, beschloß er, den Krieg auf eigne Rechnung fortzuführen.

Vergebens hatte ihn der Kaiser bisher durch Unterhandlung für den Frieden zu gewinnen und vom Bündnisse mit Frankreich abzubringen gesucht. Bernhard erkannte wohl, daß Frankreich ihm das Elsaß nicht gutwillig überlassen würde; da er es aber auch vom Kaiser nicht zu erhalten hoffen konnte, so verabredete er mit Banér die obenerwähnte Vereinigung, um mit ihm in's Herz der österreichischen Erblande einzudringen. Da erkrankte aber Bernhard plötzlich und starb am 18. Juli 1639 im Lager zu Neuenburg am Rhein; Frankreich aber bewies durch die schnelle Besitznahme des Elsaßes seine habsüchtigen Absichten.

Wiewohl Bernhard schon vorher einigemal an einem bösartigen Fieber gelitten hatte, so kam er doch selbst bei seiner Erkrankung auf die Vermuthung einer Vergiftung. Im Gefühl des nahen Lebensendes äußerte er sich verwundernd, „daß sein Herz noch frisch sei und sich zum Tode nicht schicken wolle." In seinem Testamente verordnete er, daß alle seine Eroberungen im Elsaß beim deutschen Reiche bleiben, aber unter schwedischem Schutze von demjenigen seiner Brüder regiert werden sollten, der sie behaupten würde. Richelieu aber kam dem Entschlusse

des Herzogs Wilhelm von Weimar zuvor, gewann mit Geld Bernhard's Heer für den Dienst Frankreich's und erhielt auf diese Weise alle festen Plätze. Umsonst bemühte sich Herzog Wilhelm, wenigstens die Befehlshaberstelle in Breisach zu bekommen, um bis zum allgemeinen Frieden ein Pfand für die Ansprüche seines Bruders in Händen zu haben; er erhielt sogar nichts von dessen übriger Hinterlassenschaft, sondern bloß die Leiche seines Bruders, um sie in die Familiengruft nach Weimar abzuführen.

Auf die Nachricht von Bernhard's Tod wandte sich Banér abermals nach Böhmen, konnte aber Prag wiederum nicht gewinnen, daher er unter Sengen und Brennen umherzog, bis ihm der schwedische General Königsmark Verstärkung aus Westfalen zuführte. Weil aber ein neues kaiserliches Heer, geführt von dem zweiten Sohne des Kaisers, dem jungen, seiner Frömmigkeit wegen für einen Heiligen angesehenen Erzherzog Leopold Wilhelm, im Anzuge war, so räumte Banér 1640 Böhmen auf's eiligste und bezog ein Lager bei Erfurt, wo er sich mit einem Heere vereinigte, das ihm Frankreich (aus einem Theil der bernhardinischen Truppen), Hessen und das seit Kurzem wieder mit Schweden verbündete Braunschweig-Lüneburg zuführte. Zwar folgte ihm der Erzherzog mit dem kaiserlichen Heere nach und verschanzte sich bei Saalfeld, aber nach einem mehrwöchentlichen beiderseitigen Zuwarten, zogen beide Theile unverrichteter Dinge wieder ab, um ihren Heeren anderwärts Unterhalt zu verschaffen.

Bei einer zu Hildesheim veranstalteten Zusammenkunft Banér's mit den Führern der verschiedenen Heeresabtheilungen — zur Berathung über den Feldzugsplan des folgenden Jahres — starben plötzlich der Prinz von Hessen und der General Graf Schaumburg; Banér aber und der Herzog Georg von Lüneburg begannen von da an zu kränkeln. Daher vermuthete man auch hier eine Vergiftung, die man einem französischen Mönch zuschrieb, obgleich die ausschweifende Unmäßigkeit bei den mit jener Zusammenkunft verbundenen Gelagen die gleiche Folge haben konnte.

Schon seit dem Jahre 1636 war auf Antrieb des Papstes zu Köln ein Versuch zum Frieden gemacht worden; allein Frankreich und Schweden gebrauchten allen Vorwand, um das Friedensgeschäft zu hintertreiben. Vier Jahre darauf, da man des verheerenden Krieges allenthalben müde war, die Kurfürsten aber nicht die alleinige Verantwortung der Entscheidung übernehmen wollten, schrieb der Kaiser auf ihr Andringen im September des Jahres 1640 einen Reichstag nach Regensburg aus, auf dem man abermalige Versuche zum Frieden machte. Sie hatten jedoch kein wesentliches Ergebniß, da es den Stärkern kein Ernst damit war. Selbst der Kaiser, so ernst er den Frieden wollte, war dafür, daß der Krieg bis zur gänzlichen Beruhigung des Reiches fortgesetzt werden müsse, um die Feinde nicht durch den Schein der Nachgiebigkeit zu noch unmäßigeren Forderungen zu ermuntern. Die falsche Berechnung, erst einen Glücksfall abzuwarten, der des Feindes Forderung herabstimmen könnte, ließ eine Einigung nicht gelingen. Frankreich und Schweden fuhren fort, dagegen zu wirken, um im Trüben fischen zu können. Ja während des

Reichstags, mitten im Winter (Januar 1641), zog unvermuthet Banér mit dem französischen Marschall Guébriant an der Spitze eines schwedischen und französischen Heeres durch das Voigtland über die gefrorne Donau, erschien plötzlich vor Regensburg und beschoß es. Viele Reichstagsglieder wollten abreisen, aber der Kaiser blieb gefaßt und traf die erforderlichen Gegenanstalten. Indeß nöthigte plötzliches Thauwetter und zugleich die Annäherung eines kaiserlichen Heeres unter Piccolomoni die Feinde zu raschem Abzug. Kurze Zeit darauf (im Mai) starb Banér zu Halberstadt an den Folgen zu schnellen Verbrauchs seiner Kräfte.

Schon zwei Monate zuvor war Herzog Georg von Lüneburg gestorben, worauf die übrigen braunschweigischen Herzoge mit dem Kaiser Friede machten. — Im April war auch der sächsische Feldmarschall Arnim zu Dresden gestorben. Er hatte aus Unwillen über den Prager Frieden den sächsischen Dienst verlassen, war dann von Oxenstierna durch einen Gewaltstreich gefangen genommen und nach Stockholm gebracht worden; er entkam aber aus dem Gefängniß und trat wieder in kursächsische Dienste und sollte eben das Commando eines Bundesheeres übernehmen, als ihn der Tod übereilte.

5. Torstenson. Tod des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Kurfürst Friedrich Wilhelm's bewaffnete Neutralität. Torstenson's Kreuz- und Querzüge. Sein Sieg bei Breitenfeld. Türenne am Rhein. Noth des Kaisers. Torstenson und Königsmark gegen Sachsen. Sächsischer Neutralitätsvertrag. Torstenson's Abgang. Wrangel.

Banér's Tod brachte große Verwirrung in das schwedische Lager, da er nach Oxenstierna's Rückkehr nach Schweden den Krieg in Deutschland allein geleitet hatte. Erst als der aus Gustav Adolf's Schule hervorgegangene Feldmarschall Torstenson den Oberbefehl über das schwedische Heer erhielt und Geld von Frankreich und neue Truppen aus Schweden mitbrachte, kehrte Ordnung und Zucht in das verwilderte und halbaufgelöste Heer zurück. Zwar litt dieser Feldherr so an der Fußgicht, daß er sich bei seinen Feldzügen oft in einer Sänfte tragen lassen mußte: nichts desto weniger machte der kühne und energische Mann durch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er Deutschland durchzog, und durch die reißenden Siege, die sich an seine Flüge hefteten, alle seine Gegner zittern.

Zwar hatte der Regensburger Reichstagsabschied v. 18. Oct. 1641 festgesetzt, daß die Friedensunterhandlungen zwischen dem Kaiser und den Kronen von Frankreich und Schweden zu Münster und Osnabrück begonnen werden, und daß alle Reichsstände dahin Abgeordnete senden sollten; ferner, daß bis zu einem friedlichen Austrag alle auf die Religionsfragen sich beziehenden Executionen ausgesetzt sein, inzwischen aber religiöser und profaner Friede gehalten werden solle. Allein die Ausführung dieses Beschlusses ließ noch lang auf sich warten, da es den Franzosen und Schweden um den Frieden nicht zu thun war. — Nur für Brandenburg trat mit dem dortigen Thronwechsel eine gesicherte Zeit ein. Dort war nämlich im Dez. 1640 der Kurfürst Georg Wilhelm gestorben und hatte seinen Sohn, den nachmals mit Recht so genannten großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zum Nachfolger erhalten. Derselbe entzog sich dem speciellen Einfluß des kaiserlichen Hofs, schloß mit Schweden einen Waffenstillstand und wußte mit der größten Festigkeit und Klugheit eine bewaffnete Neutralität

zu behaupten. Er war es, dem in der Folge der Beruf ward, „die Schutzherrlichkeit über das protestantische Deutschland den Händen der Fremden zu entreißen und die Entwicklung einer protestantischen Macht aus deutschen Elementen zu beginnen, die das wirklich wurde, wozu Gustav Adolf sein Schweden machen wollte, und was Kursachsen werden konnte, wenn Johann Georg die Gunst der Umstände zu benutzen und seine Stellung als großer protestantischer Landesfürst noch nach einem andern Gesichtspunct, als dem der Vasallenpflicht, zu würdigen verstanden hätte."

Um dem Kaiser empfindlich beizukommen, gieng Torstenson im Frühjahr 1642 bei Werben über die Elbe, brach durch die Lausitz in Schlesien ein, erstürmte Glogau (wo er die Jesuiten verjagte) und schlug bei Schweidnitz das kaiserliche Heer so auf's Haupt, daß dessen Befehlshaber, der Herzog von Lauenburg, gefangen wurde und an seinen Wunden starb. Hierauf drang er in Mähren ein, besetzte Olmütz und streifte bis in die Nähe von Wien, kehrte aber, als sich ein kaiserliches Heer sammelte, wieder nach Schlesien zurück, das er ganz einnahm, bis auf Brieg, dessen Bürgerschaft seiner heftigen Berennung die größte Tapferkeit entgegensetzte. Als sodann Erzherzog Leopold Wilhelm mit einem großen Heere zum Entsatz heraneilte, wich er über die Oder in die Lausitz zurück, brach aber, durch Wrangel verstärkt, plötzlich wieder hervor, trieb die Kaiserlichen zurück und nahm bei Leipzig eine Stellung. Hier kam es zwischen ihm und dem Erzherzog (am 2. Nov.) „auf dem Siegesfelde Gustav Adolf's" bei Breitenfeld zu einer hitzigen Schlacht, in welcher Torstenson siegte und zehntausend Kaiserliche die Wahlstatt bedeckten.

Der Erzherzog entkam dem Tode nur durch das Glück, daß der Carabiner, den ihm ein Schwede auf die Brust setzte, versagte. Als er den Rest seines Heeres in Böhmen gesammelt hatte, ließ er über die, welche durch voreilige Flucht den Verlust der Schlacht herbeigeführt, ein strenges Gericht halten und ein ganzes Regiment nach dem Loose decimiren. Kurz darauf aber trat er den Oberbefehl an Gallas ab und lebte wieder dem bischöfflichen Berufe.

Auch im folgenden Jahre drang Torstenson wieder durch Böhmen nach Mähren vor und hatte schon wieder alle Verbindung mit Schlesien hergestellt, als er plötzlich vom Reichsrath in Schweden den Befehl erhielt, sein Heer eilends nach Holstein zu führen, weil Schweden dem stets zweideutigen und eifersüchtigen Dänemark den Krieg angekündigt hatte (1644). Torstenson gehorchte, durchflog Deutschland und stand unversehens in Holstein, von wo aus er den Dänen alle festländischen Besitzungen wegnahm. Und als ihm Gallas bis an die Eider nachzog, trieb er denselben bis Magdeburg zurück, so daß dieser stets unglückliche Feldherr nur mit wenigen Trümmern seines schönen Heeres in die kaiserlichen Erbstaaten zurückkehrte.

Unterdessen war in Frankreich Richelieu (im Dec. 1642) und Ludwig XIII (im Mai 1643) gestorben, und die Königswittwe Anna, als Vormünderin des vierzehnjährigen Ludwig XIV, hatte die Regentschaft erhalten, die von dem Cardinal Mazarin im Geiste Richelieu's geleitet

wurde (XXII. 2, 1.). Als die französischen Waffen in Süddeutschland durch Guébriant's Tod nicht glücklich waren, entbot Mazarin den Marschall **Türenne** aus Italien an den Rhein. Dieser trieb in Verbindung mit dem **Herzog von Enghien** die Bayern aus den Rheingegenden und eroberte alle festen Plätze und Städte derselben, welche (vor zehn Jahren) die Schweden nach der Schlacht bei Nördlingen verloren hatten. Auch bewog Mazarin den Fürsten **Ragoczi** von Siebenbürgen (den Nachfolger Bethlen Gabor's) mit einem Heere von 60,000 M. in Ungarn einzufallen, woraus ihn nachher die Kaiserlichen nur mit Mühe zurückzudrängen vermochten.

Als hierauf **Torstenson** im Anfange des Jahres 1645 den Heertrümmern des Gallas folgend, durch Sachsen nach Böhmen zog und **bei Jankau** auch den kaiserlichen General **Hatzfeld** (den Nachfolger Gallas') schlug, stieg die Noth des Kaisers so, daß er seine Familie und seine Schätze nach Steyermark bringen ließ. Einem „Waldstrom" gleich, brach nun **Torstenson** in Österreich ein, streifte wieder **bis Wien** und rief den Fürsten **Ragoczi** aus Siebenbürgen herbei. Während dieser langsam durch Ungarn zog, belagerte Torstenson **Brünn**, sah sich aber nach 16 Wochen genöthigt, die Belagerung aufzuheben und sich, weil Ragoczi wieder mit dem Kaiser einen Waffenstillstand schloß, nach Böhmen und von da durch Schlesien nach Sachsen zu wenden, wo unterdeß Königsmark den Kurfürsten bis unter die Mauern von Dresden verfolgt hatte.

Von **Königsmark** und **Torstenson** zugleich in die Enge getrieben, mußte sich der Kurfürst, so schwer es ihm ankam, am 27. Aug. 1645 zu dem **Waffenstillstands- und Neutralitäts-Vertrag von Kötschenbroda** verstehen, worin er sich jedoch das Recht vorbehielt, zur Wahrung seiner Pflicht den Kaiser fortwährend mit drei Regimentern zu unterstützen.

Es war dies das letzte Werk Torstenson's: denn nach der Einnahme von Leutmeritz legte er, von Krankheit gepeinigt, seinen Feldherrnstab in die Hände **Wrangel's**, der eben den König von Dänemark zu dem **Frieden von Brömsebro** (13. Aug. 1645) genöthigt hatte.

In diesem Frieden erhielten die **Schweden völlige Zollfreiheit** im Sund und in den **beiden Belten**, ferner die Inseln **Gothland** und **Ösel**, einige dänische Provinzen auf dem Festland, und das Erzbisthum **Bremen**. Durch den dänischen Frieden und den sächsischen Waffenstillstand, der noch dazu 1646 verlängert wurde, verlor der Kaiser mit Schmerz seine beiden wichtigsten Bundesgenossen.

6. Maximilian durch Wrangel und Türenne bedrängt. Sein Separatwaffenstillstand mit Schweden. Wrangel in Böhmen gegen Melander und Johann von Werth. Waffenstillstandsbruch. Verheerung Bayern's durch Wrangel und Türenne. Königsmark vor Prag. Friedensschall.

In Süddeutschland hatte seit der Nördlinger Schlacht vorzugsweise **Bayern** die Last des Krieges getragen und durch manchen Sieg seiner

beiden Feldherren, Johann von Werth und Mercy, den deutschen Muth, der durch das anhaltende Unglück der kaiserlichen Waffen in Norddeutschland gesunken war, theilweise aufgerichtet. Als aber Mercy durch Versehen seiner eigenen Leute einen Schuß erhielt, woran er starb, und die Schweden, gesichert durch die Entwaffnung Norddeutschland's, eine bedeutende Heeresmacht nach Süddeutschland werfen konnten und durch die Vereinigung Wrangel's mit Türenne die Donau gewannen und bereits Augsburg belagerten: da fühlte sich der Kurfürst Maximilian dieser Übermacht nicht gewachsen; und weil er aus den bereits zu Münster und Osnabrück in Gang gekommenen allgemeinen Friedensverhandlungen mit Sorgen wahrnahm, daß der Kaiser theils aus dem schon obenerwähnten Grunde, theils aus Nachgiebigkeit gegen Spanien, das noch mit Frankreich im Kampfe begriffen war, zu keinem den Frieden einleitenden Waffenstillstand die Einwilligung gab: so ergriff er im Unwillen darüber, zur Rettung seines Landes vor den Verheerungen der Feinde, das ihm von ihnen gemachte Anerbieten eines Separatwaffenstillstandes, den er zu Ulm am 14. März 1647 abschloß.

Zwar suchte Johann von Werth, der, vom Kaiser gewonnen, die Politik des Kurfürsten nicht billigte, das bayrische Heer dem Kaiser zuzuführen; allein die Truppen widerstrebten, und Johann von Werth mußte sich mit den von ihm gewonnenen Offizieren nach Böhmen in den Schutz des Kaisers flüchten, der sie nicht nur in seine Dienste nahm, sondern auch alle unter dem Oberbefehl des Kurfürsten stehenden Soldaten ihrer Verpflichtung gegen denselben entband, weil Maximilian sich durch den Waffenstillstand selber des kaiserlichen Feldherrnamtes entsetzt habe.

Gedeckt durch den Waffenstillstand mit Bayern wendete sich nun Wrangel nach Böhmen. Zum Unglück war Gallas kurz zuvor gestorben und der Erzherzog Leopold Wilhelm nach den Niederlanden gesandt, um dort das Commando der spanischen Truppen gegen Frankreich zu übernehmen. In dieser Noth berief der Kaiser sogar einen Calvinisten zur Oberbefehlshaberstelle, den hessischen General Melander, der in Folge eines Zerwürfnisses mit der Landgräfin von Hessen in kaiserliche Dienste getreten und dort zum Grafen von Holzapfel ernannt worden war. Doch weder er, noch Johann von Werth konnten verhindern, daß Wrangel in Böhmen einbrach und Eger wegnahm.

Da bereute der alte Kurfürst Maximilian seinen „im augenblicklichen Unmuth" geschehenen Abfall vom Kaiser, und als er erfuhr, daß die Schweden seitdem auf dem Friedenscongreß ihre Forderungen nur noch höher steigerten, so kündigte er unter einem Vorwand den Schweden den Waffenstillstand auf und schickte den größten Theil seines Heeres nach Böhmen dem Kaiser zu Hülfe. Dadurch wurde Wrangel genöthigt, Böhmen in fluchtähnlicher Eile zu verlassen.

Der Kurfürst erlaubte seinen Truppen nicht, den Fliehenden über die böhmische Gränze hinaus zu verfolgen, um Frankreich, mit dem der bayerische Waffenstillstand noch bestand, nicht zu reizen. Allein Frankreich kündigte

nun doch den Waffenstillstand, und Türenne erhielt den Befehl sich mit Wrangel zu vereinigen. Diese beiden zogen, nach der Vertreibung Melander's aus Hessen (das derselbe aus Rache gegen die Landgräfin schrecklich verheert hatte), im Frühling 1648 mit 40,000 M. durch Franken und Schwaben gen Augsburg, schlugen das dort vereinigte kaiserliche und bayerische Heer in der Schlacht bei Zusmarshausen (17. Mai 1648) in der Melander tödtlich verwundet wurde. Dann theilten sie sich, indem Königsmark nach Böhmen zog, Wrangel mit Türenne aber über den Lech in das Herz von Bayern drang.

Maximilian, von Schutz entblößt, mußte nun in seinem hohen Alter in seinem eigenen Lande von Ort zu Ort und zuletzt nach Salzburg fliehen. Nachdem Wrangel und Türenne Oberbayern verheert und namentlich Landshut gebrandschatzt hatten, wendeten sie sich nach Niederbayern, wo ihnen Graf Hunolstein mit dem gesammelten bayerischen Heere den Übergang über den Inn streitig machte, bis ein kaiserliches Heer unter Piccolomini den Bayern zu Hülfe kam und in Vereinigung mit ihnen die Schweden und Franzosen zum Rückzug über den Lech nöthigte, den aber Wrangel in seinem Grimm mit Sengen und Brennen bezeichnete.

Unterdeß war es dem General von Königsmark bei seinem Einfall in Böhmen mittels der Verrätherei eines invaliden kaiserlichen Offiziers, der sich durch Zurücksetzung gekränkt fühlte, gelungen, eines Tages in der Morgendämmerung Prag zu überrumpeln und sich der Kleinseite der Stadt zu bemächtigen, worin sich das königliche Schloß, das Zeughaus und die meisten Paläste der böhmischen Großen befanden, und eine unermeßliche Beute an Gold und Kostbarkeiten zu machen. Schon begann er auch die anderen Theile der Stadt mit glühenden Kugeln zu überschütten, als sich die Bürger bewaffneten und entschlossenen Widerstand leisteten. Selbst als der Pfalzgraf Karl Gustav, ein Schwestersohn Gustav Adolf's, der zum Generalissimus aller schwedischen Heere ernannt worden war, den Belagerern Verstärkung zuführte, verweigerten die Bürger standhaft die Übergabe, sprengten die schwedischen Minen durch Gegenminen und hielten sich auf's tapferste, bis Entsatz von Budweis herbeikam und der Pfalzgraf, um diesem entgegenzurücken, die Belagerung einstellte. Da in diesem Moment erscholl die Kunde von dem am 24. October 1648 zu Münster erfolgten Abschluß des allgemeinen Friedens, der die weitern Unternehmungen der kriegführenden Mächte einstellte und den Drangsalen Deutschland's ein Ende machte, so daß also der dreißigjährige Krieg gerade vor der Stadt, in welcher er seinen Anfang genommen hatte, auch seinen Ausgang nahm.

7. Die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück. Der westfälische Friede. Bestimmungen desselben in religiöser und politischer Beziehung.

Obgleich der Regensburger Reichstag von 1641 die Congreßorte bezeichnet hatte, an welchen die Friedensverhandlungen der betheiligten Mächte begonnen werden sollten, und auch noch in demselben Jahre die unter dänischer Vermittlung in Hamburg zu Stande gekommenen Präliminar-Verhandlungen den Monat März des Jahrer 1642 zum Anfang bestimmt hatten, so mußte doch das kriegsmatte Deutschland noch sieben Jahre lang in Kummer und Elend hinschmachten, ehe „Leidenschaft, Eigennutz und nichtswürdige Staatskunst ihm den Frieden gönnten".

So wie Papst Urban's VIII weiser und zugleich christlicher Vorschlag, sogleich einen allgemeinen Waffenstillstand zu schließen, während dessen man über den Frieden verhandeln könnte, einerseits von Frankreich, dessen Ziel die Schwächung Habsburg's und die Erwerbung deutscher Reichsgebiete war, anderseits vom Kaiser, der durch Nachgiebigkeit die Anmaßungen der Franzosen und Schweden zu steigern fürchtete, hintertrieben worden war: so wußte man nun auch, nachdem Ort und Zeit zu den Friedensverhandlungen anberaumt war, zuerst die Eröffnung und dann den Fortgang derselben auf's künstlichste zu vereiteln.

Als endlich die Bestätigung der Hamburger Bestimmungen vom Wiener und Madrider Hof erfolgt war, sollte am 11. Juli 1643 die wirkliche Eröffnung erfolgen, und zwar in Münster zwischen den katholischen Paciscenten, und in Osnabrück mit den protestantischen, deren Vertreter Schweden war. Die kaiserliche Gesandtschaft (unter dem Grafen von Nassau) stellte sich bereits im Mai ein, aber erst im October die spanische, im November die schwedische und vollends erst im März des Jahres 1644 die französische Gesandtschaft (unter d'Avaux). Da auch alle übrigen deutschen Staaten repräsentirt waren, so mußten zunächst Streitigkeiten und Untersuchungen über Rang, Titel, Ceremoniel und andere Nebendinge den Vorwand zu weiteren Verzögerungen hergeben. Als man endlich zu den eigentlichen Verhandlungen kam, so schleppten sich diese von einem Jahr in's andere fort, weil jede Partei immer auf günstige Siegesnachrichten wartete, um ihre Forderungen höher spannen zu können.

Gleich im ersten diplomatischen Act, mit dem Frankreich auftrat, begann es mit beleidigenden Ausfällen auf des Kaisers oberherrliche Stellung gegenüber den deutschen Fürsten, deren Lösung vom Kaiser sein Ziel war, um Deutschland zu einem den Einflüssen Frankreich's stets zugänglichen Körper zu machen, der von keiner gemeinsamen Obergewalt zusammengehalten wäre. Frankreich wollte also in Deutschland gerade den entgegengesetzten Grundsatz zur Geltung bringen, durch den es daheim seinen Machtbestand errungen hatte. Daher die französische, auch von Schweden getheilte Forderung, es müsse jeder deutsche Reichsstand, auch bis zum kleinsten herab, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte zugegen sein. Vergebens entgegnete der Kaiser, daß ihm der Reichstag die Vollmacht zum Friedensschluß gegeben habe. Bald darnach, als das Mißgeschick der kaiserlichen Waffen überhand nahm, fand man doch selbst in Wien es vortheilhafter, allen Reichsständen die Beschickung des Congresses frei zu stellen.

Die schwierigsten und langwierigsten Verhandlungspuncte waren einerseits die der Satisfaction, Restitution und Entschädigung,

anderseits die der Religion und des Besitzstandes geistlicher Güter. In erster Beziehung stellte der Kaiser gemäßigte Forderungen; dagegen zeigte sich Frankreich am übermüthigsten und eigennützigsten, und hüllte dabei seine Begehrlichkeit nach Abtretung deutscher Länder in den Mantel geheuchelter Nächsten- und Nachbarliebe, indem es sich den Beschützer deutscher Freiheit nannte, der diese Länder nur zum Besten der Deutschen besetzen wolle, um ihnen desto schneller und leichter gegen ihre Feinde beistehen zu können.

In Rücksicht auf den Religionspunct war es das perfide Streben der französischen Staatskunst, es nicht zur Beendigung der Religionsstreitigkeiten kommen zu lassen, damit die dadurch fortbestehende Schwäche Deutschland's den Franzosen stets Grund und Gelegenheit zur Einmischung und Eroberung geben könnte. Auch der Kaiser hätte gern zu Gunsten der Katholiken den Religionspunct ausgesetzt, erklärte sich aber bereit, die Religionshändel in reichsverfassungsmäßigem Wege schlichten zu lassen. Nur Schweden wollte zu Gunsten der Protestanten über den Religionsfrieden und über den Besitz der geistlichen Güter sogleich neben den übrigen Friedensangelegenheiten verhandelt und diese Wirren auf eine billige und christliche Weise gelöst wissen, damit kein Zweifel über den wahren Sinn des Religionsfriedens zurückbleibe, und für künftige Streitfragen ein für allemal der Weg friedlicher Vergleichung gebahnt sei.

Bei so entgegengesetzten Bestrebungen schienen die Verhandlungsarbeiten lange nicht von der Stelle zu kommen: nur der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit des 1645 neueingetretenen kaiserlichen Botschafters, Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, hatte Deutschland es zu danken, daß es, gegenüber den Franzosen und Schweden, nicht in noch größere Nachtheile bei diesem so künstlich zusammengesetzten Friedenswerke gerieth, das endlich am 24. October 1648 zu Stande kam und durch die Gründung eines neuen Territorial- und Rechtszustandes den langen Jammer und das Elend der Menschen und die anarchische Verwirrung des Reiches beendete.

Die Bedingungen des westfälischen Friedens sind demnach kirchlicher und politischer Natur. In kirchlicher Hinsicht wurde

1. die im Passauer Vertrag und im Augsburger Religionsfrieden gewährte Freiheit der Religionsübung und völlige Rechtsgleichheit bestätigt und die in diesen beiden Reichsverträgen den Augsburgischen Religionsverwandten eingeräumte Rechtsstand auf die Calvinisten ausgedehnt. Dabei wurde bestimmt, daß auf Reichstagen in Religionssachen künftig nicht mehr Stimmenmehrheit gelten, sondern nur gütliche Unterhandlung entscheiden solle.

2. Der „geistliche Vorbehalt" (XX. 10, 4.) wurde beseitigt und durch die Bestimmung ersetzt, daß der Besitzstand am 1. Januar 1624

für unmittelbare und mittelbare Stifter als Norm für die Religionseigenschaft der geistlichen Güter gelten solle.

Die Schweden hatten im Namen der Protestanten das Jahr 1618 als Normaljahr verlangt und der Kaiser nur das Jahr 1630 zugestehen wollen: endlich vereinigte man sich in der Mitte; denn da gerade zwischen 1618 und 1624 die meisten Gegenreformationen in des Kaisers Erbländern Statt gefunden hatten, so wollte derselbe nicht weiter nachgeben, und so kam es, daß in so vielen Gegenden Süddeutschland's und in ganz Böhmen die Reformation unterdrückt blieb.

3. Das Recht zu reformiren, das vorher den Landesherren in Deutschland zustand, wurde gleichfalls durch das eben erwähnte Normaljahr beschränkt.

Hatte indeß im Jahre 1624 in irgend einem landesherrlichen Gebiet die Duldung nicht Statt gefunden, so durften jetzt die Ausgeschlossenen wenigstens Hausandacht halten, ihre Kinder in ihrem Bekenntnisse erziehen, und an den bürgerlichen Rechten Theil nehmen. Sie dürfen auswandern und ihre Güter mitnehmen oder veräußern. Verlangt aber der Lehnsherr ihre Auswanderung, so müssen sie gehorchen und es steht ihnen nur die Wahl frei, wohin sie ziehen wollen. — Ist der Landesherr lutherisch, seine Unterthanen aber reformirt, oder umgekehrt, so darf der Landesherr sich einen Hofprediger halten und Duldung gestatten, aber nicht mit Gewalt ändern, Rechte nehmen oder Lehrstühle mit Personen des andern Bekenntnisses besetzen. — Wenn der katholische oder protestantische Inhaber unmittelbarer oder mittelbarer geistlicher Stiftungen seine Religion ändert, verliert er seine geistliche Stelle. — In protestantischen Ländern fallen alle Rechte katholischer Obern, selbst über Ehesachen, weg, und jeder protestantische Landesherr hat das Recht in seinen Ländern kirchliche Einrichtungen zu treffen.

Die den Protestanten eingeräumten Vortheile, welche man der besondern Thätigkeit des braunschweig-lüneburgischen Gesandten Jacob Lampadius zu danken hatte, erkannte der Papst nicht an und erklärte in einer eigenen Bulle den westfälischen Frieden für nichtig; doch durfte dieselbe in Deutschland nie und nirgends publicirt werden. Die deutschen Katholiken waren, so wie das erstemal durch den schmalkaldischen Krieg, so nun das zweitemal durch die noch bittereren Erfahrungen des 30jährigen Kriegs, inne geworden, daß der Katholicismus, selbst wenn er alle seine Kräfte aufbietet, den Protestantismus nicht mehr überwältigen könne. Und wie glücklich auch die Hierarchie vor dem 30jährigen Krieg in der Wiederanstrebung der Welteroberung gewesen war, — der Weiter- und Durchführung derselben steckte der westfälische Friede eine Gränze. Denn er ist es, der auf die innere Nothwendigkeit, womit der Protestantismus aus dem Katholicismus hervorgegangen ist, das Siegel der Berechtigung aufgedrückt hat. Und da an einer vollendeten Nothwendigkeit nichts zu ändern ist, so ist nicht nur das Gute, sondern auch das Schlimme, welches stets im Gefolge jeder durch ein ehemaliges Ganzes hindurch gehenden Trennung gefunden werden wird, mit Demuth und Selbstverläugnung hinzunehmen, und gegenseitig Alles zu meiden, was die allgemeine christliche Liebe gefährden könnte. Diese Liebe sowohl, als auch die Klugheit wird aber vor Allem jenen durch den westfälischen Frieden geschaffenen Rechtszustand unangetastet lassen, der auf der völligen politischen Gleichstellung zwischen Katholiken und Protestanten beruht und ohne welchen Deutschland in unabwendbares äußeres und inneres Verderben dahin sinken würde.

In äußerlich-politischer Beziehung setzte der westfälische Friede als Entschädigung für Kriegskosten und erlittene Verluste folgende Bestimmungen fest:

Schweden erhielt Vorpommern mit Rügen und einen Theil von Hinterpommern, Wismar, die Bisthümer Bremen und Ver-

den als weltliche Herzogthümer, nebst 5 Millionen Reichsthaler für das Heer. (Sämmtliche abgetretene Territorien sollten jedoch unter deutscher Hoheit bleiben, daher in Bezug auf dieselben Schweden deutscher Reichsstand werden.)

Frankreich erhielt die volle Hoheit über die Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdun, über die Stadt Pignerol (in Piemont), über die Festung Breisach und die Grafschaft Suntgau; über die Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß und die Landvogtei Hagenau — alles ohne Beziehung zum Reich; dazu die Reichsvogtei über 10 elsässische Reichsstädte (Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg am Rhein, Landau, Oberesenheim, Roßheim, Münster (im Gregorienthal), Kaisersberg und Türkheim, so wie die Grundherrlichkeit über 42 Dörfer; endlich das Besatzungsrecht über die dem Bisthum Speyer gehörige Festung Philippsburg.

Kurbrandenburg für seine an Schweden abgetretenen pommer'schen Anrechte: die Bisthümer Minden, Halberstadt, Camin als weltliche Fürstenthümer, das Erzbisthum Magdeburg als Herzogthum (jedoch mit dem Vorbehalt des lebenslänglichen Besitzes des damaligen Administrators August von Sachsen und mit Ausschluß von vier an Kursachsen übergegangenen Ämtern);

Hessen-Cassel die säcularisirte Abtei Hersfeld, die vier minden'schen Lehen des ausgestorbenen Geschlechts der Grafen von Schaumburg und 600,000 Thaler;

Mecklenburg für das abgetretene Wismar die Stifter Schwerin und Ratzeburg als weltliche Fürstenthümer und die dortigen Güter des Johanniter-Ordens;

Braunschweig-Lüneburg das Bisthum Osnabrück in der Art, daß ein Katholischer und ein Evangelischer in der Bischoffsstelle abwechseln sollten; außerdem noch die Klöster Gröningen und Walkenried.

Kursachsen erhielt die Bestätigung dessen, was ihm im Prager Frieden zugestanden worden war;

Bayern die Bestätigung in der Kurwürde und im Besitz der Oberpfalz und der Grafschaft Cham;

das pfälzische Haus in der Person Karl Ludwig's, des Sohnes Friedrich's V, erhielt die Unterpfalz mit der neugeschaffenen Kurwürde, und das Rückfallsrecht an die Oberpfalz;

die Niederlande und die Schweiz wurden als selbständige Staaten anerkannt.

Württemberg, Baden und Nassau wurden an ihre vertriebenen Fürsten zurückgegeben;

allen übrigen Reichsständen wurde ihr Besitz, wie er vor dem Kriege war, bestätigt;

alle seit dem Beginn des Kriegs in Folge desselben verlornen Güter und Rechte sollten daher restituirt werden; ausgenommen von dieser Bestimmung aber sollten die Güter der österreichischen Unterthanen sein, wenn sie vor dem Eintritt in schwedische oder französische Kriegsdienste eingezogen worden waren. — Auch wurde allgemeine Amnestie ausgesprochen.

Die baltischen Länder Preußen, Kurland, Liefland und Esthland wurden im Friedensvertrage ganz übergangen.

In staatsrechtlicher Hinsicht sollte über Krieg und Frieden, Gesetzgebung, Steuererhebung, Truppenaushebung, Befestigungen, Bündnisse 2c. der Kaiser nur nach Abstimmung aller deutschen Reichsstände verfahren können. Sonach erhielten die deutschen Fürsten, anstatt der nur berathenden Stimme, die sie vorher hatten, eine entscheidende, dazu eine förmliche Bestätigung der Landeshoheit mit der Befugniß, Bündnisse nicht nur untereinander, sondern auch mit auswärtigen Fürsten zu schließen, soweit dadurch Kaiser und Reich nicht gefährdet würde. Den protestantischen Erzbischöffen wurde die Aufnahme in's Fürstencollegium gewährt; das Reichskammergericht wurde gleichmäßig besetzt; der Reichstag erhielt gesetzgebende Gewalt und auch die Reichsstädte entscheidendes Stimmrecht.

Es dauerte jedoch noch lange, bis diese Beschlüsse alle zur Ausführung kamen. Die Franzosen räumten nur nach langem Hinhalten die von ihnen eroberten Festungen, und die schwedischen Truppen hielten fast noch sechs Jahre lang (bis zur völligen Zahlung der ihnen zugesprochenen Geldentschädigung) diejenigen Kreise Deutschland's besetzt, in die sie zu diesem Zwecke vertheilt waren. Wegen Burgund und Lothringen, die auf Frankreich's Forderung vor der Hand vom Frieden noch ausgeschlossen worden waren, (weil Frankreich's Krieg mit Spanien noch nicht beendet war, die Freigrafschaft Burgund aber Spanien gehörte und der Herzog von Lothringen Spanien's Bundesgenosse war) dauerten die Feindseligkeiten noch lange fort, bis endlich auf die Klagen der rheinischen Fürsten die Ruhe — jedoch nur für neue Geldleistungen erkauft wurde.

8. Unmittelbare Folgen des 30jährigen Krieges: Zerstücklung und Ohnmacht Deutschland's durch Schwächung der Centralgewalt. Deutschland ein lockerer Staatenbund. Verfall des Wohlstands. Verfall der Sittlichkeit und Religion. Verfall der Wissenschaft und Kunst.

Die nachtheiligen Folgen des dreißigjährigen Kriegs zeigten sich in allen Beziehungen des deutschen Nationallebens, besonders in der Schwächung der Macht Deutschland's nach Außen und in dem Verfall seiner geistigen und materiellen Wohlfahrt.

Am augenfälligsten traten die Folgen von Deutschland's innern Spaltungen und der Unabhängigkeitsbestrebungen seiner Fürsten in der großen Zerstücklung und Unfreiheit hervor, auf die der westfälische Frieden sein Siegel drückte. Was durch ihn einzelne Fürsten an Macht gewannen, entgieng der Centralgewalt, und die Feststellung der vollen fürstlichen Landeshoheit ließ von der ohnedieß so geschwächten Kaisermacht

vollends nur noch den bloßen Schatten. Von da an trat die Schwäche des deutschen Reichs offen heraus, in so fern dasselbe fortan im Grunde nichts als ein lockerer Staatenbund von mehr als 300 großen und kleinen, theils weltlichen, theils geistlichen Staaten wurde, die noch dazu ungleicher — nämlich entweder monarchischer oder republikanischer, aristokratischer oder demokratischer — Natur waren. Nachdem so die ehemalige Einheit sich in ganz lose Getheiltheit, welche nur noch durch die Form zusammengehalten wurde, und die ehemalige Herrlichkeit der Nation sich in schmachvolle Erniedrigung verwandelt hatte, verlor Deutschland nach Außen seine Macht und überwiegende Stellung in Europa, nach Innen aber durch die Aufhebung des Gleichgewichts der Stände, besonders durch Herabdrückung des Mittelstandes, seine Kraft und Freiheit auf lange hinaus.

Schon der Verlust zweier so wichtiger, einst mit Deutschland so lebendig verbundener Glieder, wie die Niederlande und die Schweiz, hatte eine große Einbuße der ehemaligen Stärke Deutschland's bezeichnet. Haben auch diese beiden Glieder nach ihrer Abtrennung vom großen Körper in ihrer Vereinzelung sich durch besondere Anstrengungen und Leistungen großen Ruhm erworben: so ist der große Schaden, den sie dadurch dem Leibe, dem sie einst angehörten, gebracht haben, zuletzt dennoch auf sie zurückgefallen.

Der Schmerz, das einst so mächtige Deutschland zu solcher Ohnmacht nach Außen und in Folge derselben zu solcher Zurücksetzung bei andern Nationen verurtheilt zu sehen, wird einigermaßen durch die Betrachtung gelindert, daß die durch die Selbständigkeit der einzelnen deutschen Staaten entstandene Getheiltheit Deutschland's, freilich erst in später Folgezeit, eine allseitigere Entwicklung und allgemeinere Verbreitung wissenschaftlicher Bildung möglich machte, durch die sich insbesondere der Bürgerstand, dessen ehemalige Kraft und Bedeutung in dieser Periode so tief sank, späterhin wieder emporheben, und dem deutschen Namen wenigstens auf dem Felde die Wissenschaft eine in verschiedenen Beziehungen andere Nationen überragende Bedeutung geben sollte.

Dazu kam der Verfall des Wohlstandes, der noch lange nach dem Frieden den kläglichsten Anblick darbot. Ackerbau, Gewerbe und Handel hatten in gleichem Grade gelitten. In allen von diesem Kriege heimgesuchten Ländern traf man unbebaute Felder, eingeäscherte oder verlassene Dörfer, halbverstörte und herabgekommene Städte. Zur Bestellung des Ackerbau's fehlte es an Vieh, so daß an vielen Orten der Bauer selbst sich an den Pflug spannen mußte; und was der Fleiß in Feld und Garten zu pflanzen sich mühte, wurde oft vom überhandnehmenden Wild wieder verwüstet. In den Städten besonders war allenthalben der frühere Wohlstand verschwunden, der auswärtige Handel andern Nationen zugefallen, der innere Verkehr durch fremde Concurrenz verkümmert.

Im Bisthum Freysing z. B. zählten manche Dörfer, die früher 400 Einwohner hatten, nur noch 20; manche waren gänzlich verödet. Güter, die vor dem Krieg 2000 Gulden werth waren, wurden für 70 — 80 verkauft. Ein ähnliches Verhältniß fand in allen vom Krieg besonders stark getroffenen Gegenden Statt. — In Augsburg war die Einwohnerzahl von 80,000 auf 18,000, — in Göttingen auf die Hälfte, in Nordheim bis auf 150 Bürger, von denen nur 40 Steuern zahlen konnten, herabgekommen. — An verbrannten Ortschaften zählte Hessen allein 300 Dörfer, 17 Städte und 47 Schlösser; Württemberg 45 Dörfer,

8 Städte, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und über 3600 andere Häuser. In Bayern hatten allein die Franzosen 100 Dörfer verbrannt. — Der ganze Krieg mochte an 10 Millionen Menschen gekostet haben. — Ein Schriftsteller jener Zeit beschreibt, als er von Deutschland aus die Schweiz betrat, den Contrast beider Länder mit den Worten: „Das Schweizerland kam mir gegen andere deutsche Länder so fremd vor, als wenn ich in Brasilien oder China wäre! Da sah ich Leute in Frieden handeln und wandeln, die Ställe standen voller Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Hühner, Gänse und Enten, die Straßen wurden sicher von Reisenden gebraucht: — da war keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung, und keine Angst, sein Gut, Leib und Leben zu verlieren." — Auch die deutschen Dichter dieser Periode können in ihren Gedichten die Noth des Volkes nicht traurig genug schildern.

Wie groß vollends das in allen Ständen eingerissene Sittenverderbniß war, entnimmt man am besten aus den Worten des Arztes, Dichters und Geschichtschreibers Lotichius, der den ganzen dreißigjährigen Krieg durchlebte, der im II. Theil seiner Res Germaniae sagt: „Was sonst den väterlichen Boden werth macht, der eigne Herd, fruchtbare Äcker, reiche Wiesen, tragbare Gärten, Freunde und Verwandte, was aus der Vergangenheit erfreut und die Gegenwart erheitert, alles war verschwunden und vernichtet! Selbst den Armen und Verarmten blieb keine Sicherheit mehr: sie wurden, um Andere zu verrathen und Schätze anzuzeigen oder aus bloßer Grausamkeit nicht minder gepeinigt. Religion, Tugend, Frömmigkeit, Scham, Verdienst ward nirgends geachtet, und so gab man sich nur zu vielen Lüsten und Lastern hin und Deutschland frevelte zuletzt am ärgsten wider Deutschland. Des Friedens und der Ordnung hatten sich die Meisten so entwöhnt, daß sie sich in Krieg, Aufruhr und Ungehorsam wohl befanden, und des Lebens Zweck darin suchten, dafür das Leben auf das Spiel zu setzen. Jedes Geschlecht hatte sonst gesammelt und der Nachkommen vorsorglich gedacht: jetzt lagen Staat, Kirche, Familie, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe — alles gleichmäßig danieder, und wild ward verschleudert, was Jahrhunderte erbaut und geschaffen hatten. Selbst Geistliche, welche trösten, Richter, welche schützen sollten, wurden hartherzig und eigennützig, bis sich sogar die Obrigkeit ganz offen den Freveln hingab".

Mit dem Unglauben nahm der Aberglaube in erschreckendem Grade überhand. War doch kaum je zuvor das Hexenverbrennen (dessen oben XIX. 3, 1. erwähnt wurde) unter Katholiken und Protestanten so ungemein häufig, die Zahl der angeblichen Hexen und Zauberer, die verbrannt wurden, so unglaublich groß, als gerade in dieser Periode. Es kamen auf die einzelnen Jahre mehrere Hunderte solcher traurigen Opfer: nur allein im Würzburgischen wurden in zwei Jahren 158 Personen verbrannt, darunter ein Rathsherr, vier Chorherren, viele Knaben und Mädchen, sogar ein blindes. Die erste Stimme, die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts wider dieses Unwesen erhob, war die des kath. Priesters Loos zu Mainz, der aber durch Gefängniß und Widerruf büßen mußte. Im 17. Jahrhundert war es besonders ein pfälzischer Jesuit, der edle Graf Friedrich Spee (s. Kap. 5, 9.), der 1631 die Unvernunft und Unmenschlichkeit der Hexenprozesse in einer eigenen Schrift darthat, so daß der Bischoff J. Ph. von Schönborn sie in seinem Gebiete abschaffte, — und auch der Erzbischoff von Mainz das Buch beherzigte. Im übrigen Deutschland dauerten die Hexenprozesse noch ein halbes Jahrhundert fort. (K. Menzel VIII. p. 45—77.) Von ihrem völligen Aufhören siehe die folgende Periode.

Nichts desto weniger haben die Trübsale des 30jährigen Kriegs den Glauben und die Liebe, welche durch eine todte, streitsüchtige Orthodoxie in der protestantischen Kirche fast erstickt war, in vielen Gemüthern wieder belebt und nicht wenige von den Züchtigungen Gottes Betroffene wieder tiefer in den reichen Schatz des göttlichen Trostworts hineingeführt. Besonders sind als ehrwürdige Zeugen der evangelischen Wahrheit aus jener Zeit Johann Arndt, Johann Gerhard, Heinrich Müller, Christian Scriver zu nennen, deren Schriften noch heute segensreich wirken.

Johann **Arndt**, geb. den 27. Dec. 1555 zu Ballenstädt am Harz, wurde 1583 Diaconus daselbst und Pfarrer zu Badeborn, von wo er, von den Calvinisten verdrängt, 1590 nach Quedlinburg, 1599 nach Braunschweig kam und zuletzt als Generalsuperintendent zu Celle 1621 starb. Er war in Lehre und Wandel das Muster eines lebendigen, liebethätigen Glaubens, im Gegensatz zur todten Orthodoxie, und daher eben so sehr ein Gegenstand der Verehrung, als der Verfolgung. Er hat besonders durch seine vier (später sechs) Bücher vom wahren Christenthum auf weit hinaus wohlthätig gewirkt.

Heinrich **Müller**, geb. 1631 zu Lübeck, gebildet auf 6 Hochschulen, war Professor und Superintendent zu Rostock, wo er 1675 starb. Er drang in Lehre und Schrift gleichfalls auf ein thätiges Christenthum und zeichnete sich als Redner und Schriftsteller durch Klarheit des Verstandes, durch Schrifterfahrung, durch Kraft und Tiefe der Gedanken, so wie durch Kürze und Körnigkeit des Ausdrucks aus. Unter seinen vielen Schriften sind am berühmtesten seine Geistlichen Erquickstunden.

Christian **Scriver**, geb. 1629 zu Rendsburg in Holstein, gest. 1693 als Oberhofprediger und Consistorialrath zu Quedlinburg, ergreift in seinen geistlichen Schriften durch eine lebendige bilder- und gleichnißreiche Sprache. Sein „Seelenschatz“ und seine unter dem Titel: „Gotthold's zufällige Andachten“ bekannten Parabeln fanden weite Verbreitung.

9. Verfall der deutschen Literatur. Die deutschen Sprachgesellschaften. Die erste schlesische Dichterschule. Andere Dichtergruppen. Das evangelische Kirchenlied. Die Satiriker. Die zweite schlesische Dichterschule.

Mit dem Verfall des sittlich-religiösen, ja im Grunde des ganzen socialen Lebens in Deutschland hieng während dieser Zeit auch der Verfall der deutschen Literatur, besonders der poetischen, zusammen. Vorbereitet war derselbe schon durch den völligen Untergang der Kunstpoesie im 15. Jahrhundert und nachher im 16. durch das Eindringen einer falschen Gelehrsamkeit, welche auch die auf's neue emporgekommene Volkspoesie durch Spott und Verachtung unterdrückte und in ihren poetischen Erzeugnissen an die Stelle wahrer Gefühle nachgeahmte, erkünstelte Redensarten, an die Stelle von Thaten und Handlungen leere, beziehungslose Bücherweisheit, an die Stelle der vollkräftigen Muttersprache die lateinische Schulsprache setzte und so das deutsche Volk um den letzten Rest seines Nationalbewußtseins und um seine ursprüngliche dichterische Kraft auf lange Zeit brachte.

Als vollends in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Einfluß ausländischer Cultur anfieng, die einfache deutsche Sitte, ja

selbst die deutsche Sprache aus den fürstlichen Kreisen zu verdrängen und gegen das Ende jenes Jahrhunderts, vorzüglich aber vom 17. Jahrhundert an, schon die Nachahmung französischer Sprache, Sitte und Etikette in die Kreise des niedern Adels, der Beamten und Gelehrten drang, so wurde der früherhin so edle Volksgeist durch die unerhörteste Sprachmengerei, lächerlichste Steifheit und vollendetste Abgeschmacktheit entstellt. So trat das traurigste Zeitalter der deutschen Literatur ein, in welcher eine sclavische Nachahmung die Mutter der größten Geschmacklosigkeit wurde, die je auf dem Gebiete der Literatur, besonders der poetischen, dagewesen ist. In der letztern waren nicht unmittelbar die großen Muster der Griechen und Römer, sondern nur die späteren, selbst nur durch Nachahmung entstandenen lateinischen Dichter die Quellen, aus denen die deutsche Nachahmung schöpfte; ja selbst die jenen Nachahmungen wieder nachgeahmte französische Poesie eines Ronsard u. a. (s. XX. 7, 5.) ward als Ideal der Poesie von deutschen Dichtern nachgeahmt. Fortan war nicht mehr Selbst-erlebtes, Selbst-empfundenes —, sondern Gelesenes und Gelerntes der Boden, auf dem die deutschen Redeblumen und Geistesfrüchte erwuchsen und der ganzen Innenwelt des Herzens und Geistes den Stempel arger Lüge aufprägten. Und da auch der Kern des Glaubens fast gänzlich vertrocknet war, so mußte die römische Mythologie mit gemaltem Flimmer der todten, kalten Welt des Innern den Schein des Lebens geben.

Die Erzeugnisse dieser Dichter, die in der Regel nur damit die Gunst der Vornehmen zu erhaschen suchten, wurden vorwiegend „zu Gelegenheitsgedichten im verrufensten Sinne und fast ohne Ausnahme zu einer Bücherdichtung, die weder aus innern Anregungen hervorgieng, noch das zur Wirkung haben wollte, was sie in Versen vortrug. Mit der größten Unbefangenheit versichern die Dichter von Liebesliedern, daß in solchen Gedichten etwas geredet und etwas Andres darunter verstanden werde, ja daß ein Poet zur Übung in der Sprache sich wohl etwas vornehme, was er in seinem Gemüthe niemals meine.“ — „Dieß Eingeständniß der innern bewußten Unwahrheit, die, um Gedichte zu verfertigen, sich in willkührliche Stimmungen versetzt, macht auch gegen die Wahrheit der übrigen Stimmungen, (wie Liebe zum Vaterlande, Verehrung der Mächtigen, Andacht zu Gott) mißtrauisch und erklärt den Character steifster Pedanterei, welcher selbst Dichtungen anscheinend reinster Unmittelbarkeit bezeichnet, in der erzählenden und dramatischen Poesie aber bis zur Gespreiztheit und hohlen Larve ausartet.“ (Gödeke's Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung II.)

Seit sich die Ansicht, daß Poesie eine zu erlernende Fertigkeit sei, geltend machte, glaubte Jeder, der mit dem Apparat der Regeln lateinischer und französischer Poeterei, der Mythologie und Prosodie versehen war, wenigstens ein Virgil und Horaz werden zu können, und eine unzählige Schaar unberufener Poetaster umdrängte den deutschen Musenberg und hielt sich in seinem selbstgenügsamen Dünkel den größten Dichtern des Alterthums ebenbürtig.

Die Gefahr, welche der deutschen Sprache und Poesie durch die Nachahmung des Fremdländischen drohte, erkannten übrigens manche

der besseren Geister und veranlaßten daher die Stiftung von Gesellschaften, die sich die Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache, insbesondre die Reinheit derselben zum Zweck setzten. Aber selbst diese Gesellschaften waren Nachahmungen ausländischer und bewegten sich größtentheils ebenfalls in den Fesseln geschmackloser Nachahmung, von der sie durch die vaterländische Sprache und Dichtkunst befreien wollten, so daß ihre Thätigkeit häufig in leerer Spielerei bestand und ohne den vollen beanspruchten Erfolg war. Dergleichen wohlmeinende Vereinigungen waren die fruchtbringende Gesellschaft, die Tannengesellschaft, die deutschgesinnte Genossenschaft, der pegnesische Blumenorden, der Schwanenorden.

Die Muster dazu wurden von den sogenannten Academieen genommen, die schon seit dem 15. Jahrhundert in Italien für die Pflege der classischen und italienischen Poesie bestanden. Zu diesen gehörten z. B. die Arkadier zu Rom, deren Mitglieder in pomphaften Diplomen Schäfernamen bekamen und mit einer Stadt oder Gegend des alten Griechenland's beschenkt wurden; die Gesellschaft der Schläfrigen in Genua; die der Geschmacklosen in Siena, die der Müßigen in Neapel, der Nassen in Florenz u. s. w., in welchen allen Adelige und Gelehrte an der Spitze des läppischen Wesens stunden. Die ihnen nachgebildeten deutschen Sprachgesellschaften faßten übrigens ihren Zweck etwas ernster auf. Der erste Verein dieser Art war die fruchtbringende Gesellschaft (später genannt der Palmenorden), gestiftet auf dem Schlosse zu Hornstein den 24. Aug. 1617 vom Fürsten Ludwig von Anhalt-Cöthen und seinem Sohne, von drei Herzogen von Weimar und den Edelleuten Christoph und Bernd von Krosigka und Caspar von Teutleben, der die Sache angeregt hatte und auch den Vorsitz führte. Im Jahr 1680 hatte diese Gesellschaft 890 Mitglieder. Jedes Mitglied hatte eine Pflanze zum Sinnbild und sonst noch einen davon hergenommenen Beinamen, z. B. vom Waizen „der Nährende" ꝛc. Bei der Aufnahme zu Mitgliedern wurde weder auf Stand noch Confession gesehen, Jedem aber zur Pflicht gemacht, „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande, ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter, sowohl im Reden, Schreiben, Dichten auf's allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben, auch so viel immer möglich, insonderheit bei den Mitgesellschaftern, zu verhüten, daß diesem nicht zuwidergehandelt werde." (Belehrende Einsicht in die relativ verdienstliche Thätigkeit dieser Genossenschaft gewährt die neuerdings vom anhaltischen Hofrath G. Krause nach den Originalien an das Licht gestellte Auswahl von „Briefen, Devisen und anderweitigen Schriftstücken" derselben.) — Dem gegebenen Beispiele folgend, bildete sich nachher in Straßburg die „aufrichtige Tannengesellschaft", gestiftet 1633 von Schneuber, Prof. der Poesie; sie war nur von kurzer Dauer; — die von Philipp von Zesen 1644 in Hamburg gestiftete deutschgesinnte Genossenschaft, welche zuerst auch Frauen aufnahm; — der in Nürnberg von Harsdörfer und Klai 1642 gestiftete gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz, welche durch ihre Spielereien weniger nützte, aber noch jetzt wenigstens als ein geselliger Verein Gebildeter, für Kunst und Wissenschaft Empfänglicher und zum Theil dafür Wirkender besteht; — endlich der von Johann Rist um 1660 gestiftete Schwanen-Orden an der Elbe.

Nichts desto weniger haben manche Männer, die zum Theil auch einer oder der andern dieser Gesellschaften angehörten, durch ein wirkliches poetisches Talent zur Wiederbelebung einer bessern deutschen Dichtkunst beigetragen, und wurden dadurch, daß andere in gleichem Geiste ihnen folgten, die Gründer von Dichterschulen. So tritt seit 1620 als die bedeutendste

die erste schlesische Dichterschule auf, deren Haupt der Dichter Martin Opitz war, dessen Hauptverdienst es ist, eine neue auf die Verskunst des Alterthums gegründete Metrik aufgebracht zu haben, die bald allgemein angenommen wurde und ihren Grundzügen nach noch heute gilt. (Schon vor ihm hat übrigens der Württemberger Rudolf Weckherlin (geb. 1584, gest. 1651) die Messung der Verse, welche Opitz geltend machte, angewendet.)

Martin **Opitz**, geb. zu Bunzlau in Schlesien 1597, gebildet auf den Universitäten Frankfurt a. d. O., Heidelberg, Straßburg, Tübingen und Leyden, wo Scriver, Vossius und Daniel Heinsius großen Einfluß auf seine Bildung hatten, lebte 1621 am liegnitzischen Hofe, wurde 1622 von Bethlen Gabor zum Professor der schönen Wissenschaften in Stuhlweißenburg gemacht, kehrte aber, da ihm dort Alles mißfiel, schon 1623 wieder zu seinem Gönner, dem Herzog von Liegnitz und Brieg zurück, auf dessen Betrieb ihn Kaiser Ferdinand III 1625 zum poeta laureatus machte und ihn 1628 unter dem Namen von Boberfeld in den Adelstand erhob. In dem gleichen Jahre trat er in die Dienste des Burggrafen von Dohna und machte in dessen Auftrag 1630 eine Reise nach Paris, wo er mit Hugo Grotius bekannt wurde, dessen „Wahrheit der christlichen Religion" er übersetzte. Im Jahr 1634 begleitete er den Herzog von Liegnitz nach Thorn, und gieng später nach Danzig, wo er mit dem König Ladislaus von Polen bekannt wurde, der ihn zu seinem Secretär und Historiographen machte. Als solcher studierte er die sarmatischen Alterthümer; auch gab er das Annolied heraus, dessen Handschrift seitdem verloren ist. Als im Jahr 1639 in Danzig die Pest ausbrach, wurde er von einem Bettler, dem er ein Almosen reichte, am 17. Aug. angesteckt und schon am 20. von der Seuche weggerafft. — Im Jahr 1624 gab er sein Hauptwerk heraus „die deutsche Poeterei", wodurch er die bis dahin üblichen kurzen Reimpaare verdrängte und für den deutschen Vers eine eben so regelmäßige Abwechselung zwischen Hebung und Senkung verlangte, wie im antiken Verse in Bezug auf Länge und Kürze im trochäischen und jambischen Verse. Übrigens führte er, nach dem Vorgang der Franzosen, den Alexandriner ein und setzte ihn als heroischen Vers an die Stelle des Hexameters. Sein poetisches Talent war jedoch mittelmäßig und seine Dichtkunst im Grunde ein Inbegriff papierner Gefühle. Der von allen Seiten ihm gespendete Beifall machte ihn eitel, was kein Wunder war, da seine Zeit ihn einem Pindar und Homer gleichstellte und zum „Vater der deutschen Dichtkunst" machte, ein Beiname, den er übrigens in Bezug auf die von ihm aufgestellte Kunstform wirklich verdiente. Er übersetzte unter Anderm auch die Antigone des Sophokles. In der Satire ist er übrigens kernhafter und wahrer. Späterhin legte er sich auf die geistliche Poesie, für die er sich aber eine moderne Sprache schuf.

Unabhängig von der schlesischen Schule, aber in den Geist der von Opitz aufgestellten Kunstform eingehend, übertraf ihn Paul Fleming an Talent sowohl, als an Character, und viele seiner lyrischen Gedichte zeichnen sich eben so sehr durch Wahrheit, als Lebendigkeit aus. Zu der dem Opitz nacheifernden schlesischen Schule gehören noch Andreas Gryphius und Friedrich von Logau.

Paul **Fleming** (nicht Flemming), geb. d. 5. Oct. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande, studierte in Leipzig. Als der König in diese Gegend kam, schloß er sich den Gesandtschaften an, die der Herzog von Holstein 1633 nach Moskau und 1636 nach Persien schickte. Nach seiner Rückkehr 1639 erwarb er sich in Leyden den Doctorhut und ließ sich als Arzt in Hamburg nieder, starb aber daselbst schon im April 1640. — Durch jene Reisen vor der Eintönigkeit gelehrter Pedanterei bewahrt, konnte er „mit freiem Blick und Herzen unmittelbar dichterisch em-

pfinden und in lichter, durchsichtiger Form das Empfundene festhalten." In seinen weltlichen Liedern herrschte eine heitere, frische Naturwahrheit. Er wußte besonders der Gelegenheitspoesie, welche Andere und selbst Opitz so handwerksmäßig betrieben, einen dichterischen und lebendigen Geist einzuhauchen. (Er gehörte daher auch keiner der obengenannten Sprachgesellschaften an.) Seine geistliche Poesie zeugt von einer echten Empfindung der christlichen Wahrheit. Von ihm ist das treffliche Kirchenlied „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen rc.". Auch brachte er die Bußpsalmen David's in deutsche Reime.

Andreas Gryphius, geb. zu Glogau d. 11. Oct. 1616, wo sein Vater Prediger war und an empfangenem Gift starb. Obgleich er eine trübe Jugend hatte, so betrieb er doch seine Studien mit Eifer, lernte außer den classischen Sprachen sieben andere lebende Sprachen und fieng frühe an, Schriften herauszugeben. Zum Poeten gekrönt und in den Adelstand erhoben, begab er sich auf die Universität Leyden und hielt dort von 1639—1643 Vorlesungen. Dann machte er eine Reise durch Frankreich und Italien und dedicirte der Republik Venedig drei Bücher Gedichte. Nach einem Aufenthalt in Straßburg und Stettin kehrte er in's Vaterland zurück und wurde Professor zu Frankfurt a. d. O., wo er sich 1649 verheirathete. Von den Ständen zu Glogau zum Syndicus gewählt, starb er als solcher 1664 (hundert Jahre nach Shakespeare's Geburt) in einer Sitzung der Stände zu Glogau mit dem Ausruf: „Mein Jesus, wie wird mir!" — Durch traurige häusliche Schicksale betroffen, betont er in seinen Gedichten vorherrschend die ernste Seite des Lebens, verfällt aber dabei oft in's Grelle. Von ihm ist das gute Kirchenlied: „Die Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden". Als „Vater der deutschen dramatischen Dichtkunst" verfiel er, als Nachahmer des Seneca, in Künstelei, Unnatur und Schwulst, und wenn er auch einen Zusammenhang in die Begebenheiten brachte und sich im Characterzeichnen wenigstens versuchte, so fehlte es doch seinen Tragödieen an Wahrheit, Leben, Handlung und Character. Dagegen steht er im Lustspiel höher und sein Peter Squenz, so wie sein Horribilicribrifax sind als „Fortschritte aus den alten Fastnachtsspielen zu einer höhern Kritik" das Beste, was in diesem Fache das ganze Jahrhundert aufzuweisen hat. Man sieht daraus, er kannte Shakespeare, und noch jetzt machen diese Stücke einen frischen Eindruck.

Friedrich von **Logau**, geb. 1604 in Schlesien, Rath des Herzogs von Brieg und Liegnitz, gest. 1655, ist zwar nur als Dichter von Epigrammen aufzuführen, übertrifft aber in dieser Dichtgattung alle vorhin genannten Dichter an „Wahrheit der Empfindung, an Ernst der Gesinnung und an treffender Kürze des Ausdrucks". Wohl ein Drittheil seiner 3553 Sinngedichte, die er machte, kann noch heute als vortrefflich gelten. Dabei war er eben so fern von der Geschmacklosigkeit und Phrasenmacherei, als von der Eitelkeit und Dünkelhaftigkeit seiner meisten literarischen Zeitgenossen. Daher hat ihn seine Mit- und nächste Nachwelt, zumal er bei der Herausgabe seiner Gedichte aus Bescheidenheit seinen Namen verschwieg, gänzlich ignorirt. Erst Lessing machte auf ihn aufmerksam.

Außer dieser ersten schlesischen Schule ist auch eine Königsberger Dichterschule beachtenswerth, die in Robert Roberthin, Heinrich Albert und Simon Dach sich darstellt und durch ihre Einfachheit, Lebendigkeit und Natürlichkeit zum Theil die schlesische Schule, auch die durch Rist und Zesen repräsentirten Dichtergruppen, übertrifft und zu der gekünstelten und tändelnden Nürnberger Schule einen Gegensatz bildet.

Simon Dach, geb. d. 29. Juli 1605 zu Memel, seit 1626 Lehrer an der Domschule zu Königsberg, wo er 1639 Professor der Poesie wurde und d. 15. April 1659 starb. Er schrieb viele Gelegenheitsgedichte, einige Schauspiele, und seine geistlichen und weltlichen Lieder zeugen von inniger, tiefer Empfindung. Von ihm ist das volksmäßige naive Lied: „Anke van Tharau" (Ännchen von Tharau) und das Lied auf die Freundschaft: „Der Mensch hat

nichts so eigen" rc. — Joh. Rist, geb. 1607 zu Ottensen, studierte in Rinteln Theologie, in Rostock auch Medicin, in Leyden und Utrecht Mathematik, wurde 1635 Prediger zu Wedel in Holstein. Er wurde 1644 vom Kaiser Ferdinand III als Dichter gekrönt und 1653 in den Adelstand erhoben und vom Herzog von Mecklenburg zum Kirchenrath ernannt. Er starb 1667. In seinen vielen Gedichten zeigt er sich sprachgewandt, trieb aber das Dichten fabrikmäßig; doch sind von ihm einige gute geistliche Lieder vorhanden (z. B. „O Ewigkeit, du Donnerwort;" — „Jesu, meines Lebens Leben"). — Philipp von Zesen neigte zu der klingenden Spielerei der Nürnberger Schule, machte sich jedoch mehr durch seinen übertriebenen Purismus lächerlich, indem er z. B. Zeugemutter st. Natur, Gemüthstrifft st. Affect, Schauburg st. Theater, Tagleuchter st. Fenster, Reitpuffer st. Pistole, Löschhorn st. Nase u. s. f. sagte, wiewohl seine poetischen, meist dürftigeren, stubengelehrten Gegner ihm viele solche Sprachlächerlichkeiten geradezu unterschoben, zumal er einer von den Wenigen war, die unmittelbar Empfundenes darstellten, und sich nicht in eine poetische Welt hineinlog. — Die Pegnitzschäfer, an ihrer Spitze G. Phil. Harsdörffer, aus patrizischem Geschlechte, und Klaj, Prediger in Kitzingen, verlegten sich besonders auf die Idylle und das Schäferspiel, und gaben durch ihre Singspiele der deutschen Oper ihre Entstehung.

Die einzigen wahrhaft erfreuenden Lichtpuncte am graudüstern Himmel der deutschen Poesie des 17. Jahrhunderts sind die innigen und sinnigen Poesieen der katholischen Dichter Friedrich von Spee und Angelus Silesius, vorzüglich aber die herrlichen und trostreichen evangelischen Kirchenlieder eines Paul Gerhard und seiner Geistesverwandten, welche in dieser Zeit unerquicklicher Gelehrsamkeit und erkünstelter Empfindung die alten treuherzigen volksmäßigen, von der Kraft des Evangeliums durchdrungenen Weisen sangen, die noch jetzt durch Wahrheit, innere Erfahrung, Natürlichkeit des Ausdrucks und schlichte zum Herzen sprechende Einfalt jedes unverbildete Gemüth ansprechen. Diese evangelischen Lieder unterscheiden sich von den frühern, welche mehr im Allgemeinen das Bekenntniß und Zeugniß des evangelischen Glaubens aussprachen, dadurch, daß sie von der Bewährung der Kraft des Evangeliums in den verschiedensten Lebenslagen, besonders in Kreuz- und Noth-Umständen, wie namentlich der 30jährige Krieg sie herbeiführte, bis ins Einzelnste zeugen und daher besonders als Trost- und Ermunterungslieder für Haus und Beruf den rechten Ton anschlagen.

Friedrich von Spee, aus dem adeligen Hause derer von Langenfeld, geb. 1592 zu Kaiserswerth am Rhein, trat 1610 in den Jesuitenorden, lehrte zu Köln Philosophie und Theologie, trat in Würzburg gegen das Unwesen der Hexenprozesse auf, nahm sich in Trier (1635) mit aufopfernder Liebe der kranken und verwundeten Soldaten an und starb an den Folgen dieser Anstrengung. Nach seinem Tode kam unter dem Titel Trutznachtigall eine Sammlung seiner Gedichte heraus, in denen sich ein kindliches, tiefes Naturgefühl mit inniger Liebe zum Heiland verband, so daß sie einerseits an den alten Minnesang, anderseits an das evangelische Kirchenlied gemahnen; fallen sie auch hie und da in's Spielende, so sind sie doch meist voll Anmuth und Phantasie. — Ihm ähnlich an Innigkeit und Milde ist der schlesische Convertit Angelus Silesius (eig. Johann Scheffler, geb. 1624 zu Breslau, Leibarzt des Herzogs von Öls, zuletzt fürstbischöflicher Rath, gest. 1652), ja er übertrifft ihn an Tiefsinn und poetischer Kraft; fast aber streift er in einigen Sprüchen seines Cherubinischen Wandersmanns an einen theosophischen Pantheismus.

Paul Gerhard, geb. 1606 zu Gräfenhaynichen, zuerst 1651 Probst in Mittenwalde, dann 1657 Diaconus in Berlin, wo er, weil er sich weigerte, durch Annahme eines Kurfürstlichen Religionsedicts sein Lutherthum zu verleugnen, 1666 des Landes verwiesen wurde. Auf seiner Auswanderung verfertigte er das Lied: „Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich“, und seine bekümmerte Gattin tröstete er durch das Lied: „Befiehl du deine Wege“, das er deßhalb verfertigte. Nachdem seine Gattin im J. 1668, gerade als sie aus seinem Liede „Wach' auf, mein Herz und singe“, den letzten Vers gebetet hatte, vom Schlag getroffen, gestorben war, fand Gerhard wieder einen Wirkungskreis, indem er vom Herzog von Sachsen-Weißenfels als Archidiaconus zu Lübben angestellt wurde, wo er 1676 als Pastor Primarius starb. Die neueste und beste Ausgabe seiner Lieder ist von Phil. Wackernagel besorgt.

Einzelne evangelische Lieder verfertigten — außer den schon oberwähnten Dichtern Gryphius, Albert, Dach und Rist — noch Rinckhart, Archidiaconus zu Eilenburg, gest. 1649, („Nun danket alle Gott“), Georg Neumark, Bibliothekar in Weimar, gest. 1681, („Wer nur den lieben Gott läßt walten“), Joh. Heermann, Prediger in Köben, gest. 1647 zu Lissa in Polen, („O Gott, du frommer Gott“), Joh. Frank, Bürgermeister in Guben, gest. 1677, („Jesu, meine Freude“; „Schmücke dich, o liebe Seele!“), Joach. Neander, Prediger in Bremen, gest. 1680, („Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“), Rodigast, Gymnasialrector zu Berlin, gest. 1708, („Was Gott thut, das ist wohl gethan“) u. a.

Wenn in irgend einer Zeit das Schlechte und Verkehrte herrschend geworden ist, tritt die Satire auf und verrichtet ihr strafendes Amt. So konnte die Welt des 17. Jahrhunderts mit ihren Thorheiten, Sünden und Verderbtheiten der satirischen Geißel nicht entgehen, die in poetischer und prosaischer Form den Rücken der Schuldigen traf. In poetischer Form schwangen sie, außer dem schon genannten Gryphius, zwei Norddeutsche Joachim Rachel und vorzüglich Wilhelm Lauremberg, — in prosaischer Form, und zwar protestantischer Seits, Hans Michael Moscherosch und schärfer noch Joh. Balthasar Schuppius, der Hauptbekämpfer der verkehrten Schulweisheit seiner Zeit, und katholischer Seits Pater Abraham a Santa Clara, dessen burleske Ausdrucksweise sprüchwörtlich wurde.

Rachel, geb. 1618 zu Lunden in Norder-Dithmarschen, gest. 1669 als Rector zu Schleswig, schrieb 6 (8) Satiren, darunter eine gegen die verdorbene Kinderzucht und zwei gegen die allzeit fertigen Poeten gerichtet sind. Seine sehr allgemein gehaltene, zahme Satire, überschreitet öfters die Gränze des Sittlichen. Übrigens übertrifft er an Stylreinheit und Beobachtungsgabe den Rostocker Prof. der Poesie und Mathematik, Lauremberg (geb. 1591, gest. 1659), der in plattdeutscher Sprache dichtete, aber jenen an Lebendigkeit und Natürlichkeit hinter sich zurückläßt.

Moscherosch, geb. den 5. März 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, aus einer von Aragon eingewanderten Familie Mosenrosch, anfangs Amtmann bei verschiedenen Fürsten, dann Staatssecretär und Kriegsrath der Krone Schweden in der Stadt und Festung Benfelden an der Ill im Elsassischen, darauf Kammerpräsident des Grafen Friedrich von Hanau und Zweibrücken und zuletzt kurmainzischer und landgräflich hessen-cassel'scher Rath „von Haus aus“, gest. 1669, ist Verfasser der für die Sittengeschichte Deutschland's während des 30jährigen Kriegs wichtigen und vielberühmten „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philander's von Sittewald“, worin er die Gebrechen seiner Zeit mit viel Laune und Leben schildert. Er fesselt jedoch weniger durch seine satirische Ader, die nicht stark ist, als vielmehr durch Sittenschilderungen, die von großem Werth sind. Sein Kampf ist besonders gegen die falsche Bildung, insbesondere gegen die Verkehrtheit einseitiger Verstandesbildung und gegen

die schlechten und verderbten Zeitsitten gerichtet. Unter seinen Gesichten ist „das Soldatenleben“ das bedeutendste, indem er darin von der barbarischen Rohheit der im deutschen Vaterland hausenden in- und ausländischen Soldateska ein lebhaftes Gemälde entwirft, das auch eine Quelle für die Geschichte jener Periode ist. Obgleich er auch das gelehrte Unwesen jener Zeit mit vielem Spott verfolgt, so thut er das doch selbst in der von ihm verspotteten Form, in der Meinung, dergleichen A-la-mode-Tugenden müßten mit A-la-mode-Farben dargestellt werden, damit ihre Thorheit recht anschaulich werde, wobei er freilich nicht wahrnimmt, daß er selbst mit diesem Gelehrtenfehler behaftet ist. Wie schlicht und einfach er aber auch schreiben konnte, zeigt sein „Vermächtniß an seine Kinder“, das eine vollständige Erziehungsunterweisung ist, die er mitten unter Todesgefahren schrieb. (S. die Einleitung zu meiner Ausgabe von vier Gesichten seines Philander, Berl. b. G. Reimer 1830, und meine Vorrede zur Ausgabe seines Vermächtnisses unter d. Titel: Spiegel der alten christlich-deutschen Erziehung, Frankf. a. M. b. Brönner 1833.)

An Witz und Laune, an lebendiger Anschauung, so wie an freiem, natürlichem Styl übertrifft ihn **Schuppius**, der von 1635 bis 1646 Prof. der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg, dann Hofprediger in Braubach (als welcher er in Münster am Schluß des westfälischen Friedens die feierliche Friedenspredigt hielt) und zuletzt (von 1649 an) Hauptpastor zu St. Jacob in Hamburg war, wo er 1661 starb. Seine humoristischen und satirischen Schriften sind wohl die besten des 17. Jahrhunderts, wie er denn auch in seinen Predigten ein großes Volksrednertalent beurkundet. („Ein hitziger Kopf, ein deutsches Maul, aber ein ehrlich Herz.“)

Der bekannte Abraham a Santa Clara, eig. Ulrich Megerle, geb. d. 4. Juli 1642 zu Krähenheimstetten bei Mösskirch in Schwaben, 1660 Augustinerordens-Prediger im Kloster Taxa in Oberbayern, seit 1669 kais. Hofprediger zu Wien unter Leopold I, gest. 1709, hat als Volksredner in mehr komischer und burlesker Weise die Thorheiten seiner Zeit lächerlich gemacht. Aus seinen vielen Schriften, deren Ton ihm in der Folge den Spott der Gelehrten und Gebildeten zuzog, geht übrigens hervor, daß er einen reichen Fond von Witz und Laune, eben so große Menschenkenntniß, als Belesenheit, eine vielseitige Beobachtungsgabe und eine achtungswerthe Kraft und Reinheit des Characters besaß. Sein „Merk's Wien!“ und sein „Judas der Erzschelm“ fanden den meisten Beifall.

Weil in so aufgelösten Zeiten, wie die des 30jährigen Kriegs waren, fast alle Zustände und Verhältnisse im Leben der Menschen, eine völlige Umkehrung erlitten, so kam es vor, daß Viele von den niedersten Glücksstufen zu den höhern und höchsten emporstiegen, Andere dagegen von den Höhen der Geburt, des Rangs und des Reichthums in tiefe Armuth und Verkommenheit hinabsanken. Als der Krieg zu Ende war und viele solche Herabgekommene sowohl, als auch besonders die entlassenen Söldner, welche an leichten Erwerb durch Raub und Plünderung gewohnt waren, ohne Beruf und Beschäftigung lebten, so durchzogen Landstreicher und Strolche in Menge diejenigen Land- und Ortschaften, in denen sich noch Lebensvorrath und Unterkunftsmittel vermuthen ließen, und suchten durch Rauben und Stehlen, Betrügereien und Schelmereien ihr Leben zu fristen, manche darunter auch in anscheinend honetterer Weise als Industrie- und Glücksritter die Schwäche Anderer auszubeuten. Ein solch abenteuerndes Leben wurde dann auch der Gegenstand der sog. Schelmenromane, die damals, nach dem Muster der in Spanien aufgekommenen picarischen Romane, eine vielgesuchte Lectüre boten. Dahin gehörten vorzüglich die Abenteuer des „Simplicius Simplicissimus“,

deren Verfasser Samuel Greifenson von Hirschfeld (eig. Christoph von Grimmelshausen, straßburgischer Amtmann zu Renchen im heut. Badischen) durch witzige und launige Mittheilung des Selbsterlebten jene ganze Zeit lebendig veranschaulicht.

In diesem, 1669 an das Licht getretenen Roman schildert er einen aus dem Bauernstand emporgekommenen Vaganten und in dem wechselvollen Leben desselben die Gräuel des Kriegs. Es war ein vielgelesenes Volksbuch des 17. Jahrhunderts, das die „gebildeten Leser" lange unbeachtet ließen. Die vielen Ausgaben und Nachahmungen desselben sprachen für seine verbreitete Wirkung.

Die deutsche Literatur im letzten Drittheil des 17. Jahrhunderts schließt sich um des Zusammenhangs willen am besten gleich hier an. In diesem Zeitraum kam der Doppelcharacter der Opitzischen Schule zur vollern Entwicklung, nämlich einerseits in der Beobachtung größerer Regelmäßigkeit des Versbaus, anderseits aber auch in der weitergehenden Steigerung des Declamatorischen und Hohlrednerischen zum falsch Pathetischen und bombastisch Schwülstigen, des Unnatürlichen zum Ungeheuerlichen, des Übertriebenen zum lächerlich Überschraubten und durch alles dieß zum vollkommen Abgeschmackten. Es ist dies der Character der zweiten schlesischen Schule, so genannt, weil ihre Choragen Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenstein auch Schlesier waren.

Hoffmannswaldau, geb. 1618, gest. 1679, wegen seiner frühreifen Bildung von Opitz bewundert, bereiste England, Frankreich und Italien, und starb als kaiserlicher Rath und Präsident des Rathscollegiums zu Breslau. Er nahm sich besonders die fade und schwülstige, dabei unreine und schlüpfrige Poesie der spätern Italiener und der Franzosen zum Muster. Beweise seiner verderbten Phantasie und forçirten Unnatur liefern vorzüglich seine in glatten Versen geschriebenen „Heldenbriefe". — Lohenstein, (geb. 1635, gest. 1683) als kaiserlicher Rath und Syndicus in Breslau, übertraf in seinen Trauerspielen und in seinem Monstre-Roman Arminius und Thusnelda seinen obengenannten Vorgänger sowohl an unnatürlicher Überladenheit mit prunkenden Bildern, grellen Beiwörtern, schwülstigem Pathos, als auch an unsittlichen Licenzen. Zu bemerken ist übrigens, daß diese beiden Dichter im wirklichen Leben ganz ernste und ehrbare Männer waren.

Von der Unnatur dieser Dichter sich ab- und mehr zum Natürlichen sich wieder wendend gab der jedoch meist französischen Vorbildern nachgehende Lustspieldichter Christian Weise, Rector in Zittau (1642 bis 1708), einen andern mehr volksmäßigen Ton an, der aber oft in's Niedrige, Gemeine verfällt. Dadurch, daß er die deutsche Poesie als Unterrichts- und Übungsgegenstand in die Gymnasien einführte, zog er ein großes Heer armseliger Alltags- und Wasserpoeten heran, deren Namen wohl „am besten vergessen bleiben". Sie sind alle Producte abgestandener Ermattung nach vorangegangener Kraftüberreizung und Kraftübertreibung und forderten allmählich die satirische Kritik und offene Polemik heraus, durch welche in der folgenden Periode eine Umkehr zum Bessern sich angebahnt hat.

Nach schlichterer, einfacherer Haltung strebten Hans Aßmann von Abschatz (geb. 1646, gest. 1699 als liegnitzischer Landesbestallter) und Benjamin Neukirch (geb. 1665, gest. 1729

als Hofrath und Erbprinzenerzieher zu Ansbach). — Weniger unnatürlich und weniger unwahr, als alle oben genannten war Joh. Christian Günther (auch ein Schlesier, geb. 1695, gest. ohne Amt 1723), dessen Gedichte auch von mehr Phantasie und größerer Gemüthstiefe zeugen. Er hätte bei seinem unläugbaren Talent noch viel Besseres hervorbringen können, wenn er sich nicht durch Trunkliebe und rohe Sitte ein frühes Grab bereitet hätte.

Die Lehrprosa litt gleichfalls an dem scholastischen Formalismus der todten Gelehrsamkeit und an der traurigen Sprachmengerei, woran das ganze Zeitalter krankte. Als gründlicher Sprachforscher hat sich indeß Justus Georg Schottel (geb. 1612 zu Eimbeck, gest. 1674 als Consistorialrath zu Wolffenbüttel) durch seine „Ausführliche Arbeit von der deutschen Sprache (1663), und seine Abhandlung von Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten" erworben. Auch Morhof, (geb. 1639 zu Wismar, gest. 1691 als Professor der Poesie zu Kiel) schrieb einen sprachgelehrten „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" und machte den ersten Versuch einer allgemeinen Literaturgeschichte.

Geschichtswerke in deutscher Sprache sind aus dieser Periode wohl viele vorhanden, aber nur wenige erinnern an den naiven, kräftigen Ton der frühern Chroniken, wie z. B. Frisius' „Erzählung von der Eroberung Magdeburg's". Ein Streben nach historischer Kunst zeigt sich in Siegmund von Birken's österreichischem Ehrenspiegel (1667). Besonders wichtig ist Chemnitz'ens Geschichte des schwedischen Kriegs in Deutschland (1648 u. 1653). Eben so sind das „Theatrum Europäum oder Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten" und Franz Christoph Khevenhüller's wahrhaftige (Lebens-) Beschreibung Ferdinand's II zwar sehr wichtig für die Zeitgeschichte, tragen aber auch in ihrem verderbtem Styl die Sprachsignatur ihrer Zeit.

Siegmund von Birken (eig. Betulius, geb. 1626 zu Wildenstein bei Eger, gest. 1681 zu Nürnberg), beschrieb auch das zu Ehren des Nürnberger Religionsfriedens zu Nürnberg veranstaltete Friedensfestmahl. — Bogislav Philipp von Chemnitz, geb. 1605 zu Stettin, trat in schwedische Kriegsdienste, wurde als Historiograph von der Königin Christine geadelt und mit dem Gute Haltstadt beschenkt, wo er 1678 starb. — Franz Christoph, Graf von Khevenhüller, geb. 1589, war Gesandter Ferdinand's II in Deutschland und Italien und starb 1650 als kaiserlicher Conferenz- und Staatsminister. Seine Annales Ferdinandei kamen zuerst 1640 zu Regensburg in 9 —, nachher zu Leipzig in 12 Foliobänden heraus. — Das Theatrum Europaeum oder „wahrhafte Beschreibung der Geschichten, die sich 1618—1718 ereignet", kam in 21 Bänden heraus und ersetzte damals die Zeitungen. Es hatte einen Straßburger, Namens Abelin, unter dem Autornamen Gothofredus, zum Hauptverfasser und Redactor.

6. Kapitel. Der letzte Freiheitskampf der vereinigten Niederlande mit Spanien.

1. Tod König Philipp's III und des Erzherzog-Statthalters Albrecht. Ablauf des 12jährigen Waffenstillstandes. Erneuerung des Kriegs unter Philipp IV. — Olivarez. Moritz von Oranien. Sein Tod. Heinrich von Oranien und Ernst von Nassau. Vortheile der Niederlande zur See. Bund mit England. Waffenruhe. Der Subsidienvertrag mit Frankreich. Glück der holländischen Waffen zu Land und zur See. Die religiösen Bewegungen.

Acht Monate vor dem westphälischen Friedensschluß ward auch der letzte Kampf der Niederlande mit Spanien, der von 1621—1648 gewährt hatte, beigelegt. Im Jahre 1621 war nämlich der 1609 abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen. Zwar hatte Erzherzog Albrecht, der Statthalter der spanischen Niederlande (XX. 3, 7. a. E.), einen definitiven Frieden zu erzielen gesucht; allein die unmäßige Forderung des spanischen Cabinets, daß die protestantischen Provinzen, welche sich die factische Unabhängigkeit errungen hatten, sich wieder mit Spanien vereinigen sollten, ließ es nicht dazu kommen. Noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten aber starben — und zwar im März König Philipp III und im Juli der Erzherzog-Statthalter Albrecht. Hierauf erneuerte Philipp IV — nicht weniger schwach und beschränkt, wie sein Vater, doch besser unterstützt durch einen thatkräftigen Minister, den Herzog von Olivarez, — den Krieg in der zuversichtlichen Hoffnung, die abgefallenen Provinzen wieder Spanien einverleiben und überhaupt die spanische Macht wieder zur vorherrschenden in Europa machen zu können.

Von Philipp III (demselben, der wegen seines Beistandes, den er dem Kaiser Ferdinand II bei der Eroberung der Kurpfalz leistete, einen Krieg Frankreich's mit Spanien herbeiführte, der 40 Jahre dauerte), möge hier nur noch erwähnt sein, daß er ein seinem Leben entsprechendes Ende hatte. Mit der tiefsten Unzufriedenheit seiner Völker in Spanien, in Neapel und in den Niederlanden beladen, verfiel er in eine schwere Krankheit, wurde aber nicht sowohl ein Opfer dieser Krankheit, als vielmehr der spanischen Etikette. Denn als er krank am offenen Kamine sitzend, von den zu starken Flammen desselben an den Kleidern ergriffen wurde, wagte keiner der ihn umgebenden Höflinge, die Flamme zu dämpfen, um nicht in das Amt des eben abwesenden Kammerherrn zu greifen, und so erstickte der König. Kurz vorher hatte er selber das Bekenntniß abgelegt, daß er in seiner 23jährigen Regierungszeit seinem Volke im Grunde nichts Gutes erwiesen habe. „Ach, wie froh wäre ich", sprach er im Beisein seines Beichtvaters, „wenn ich diese 23 Jahre, die ich regierte, in einer Wüste und Einöde zugebracht hätte. Er starb 1621.

Sein Sohn Philipp IV war durch seines Vaters Günstlingsminister Lerma absichtlich durch die Erziehung, die man ihm gab, abgestumpft worden, um desto leichter beherrscht werden zu können, daher er von Andern noch abhängiger war, als sein Vater. Olivarez, seine Hauptstütze, leitete allerdings die innere Regierung des Landes mit großer Einsicht und Thätigkeit, er besaß dabei aber eine ungemeine Herrschsucht und Härte. Um die Finanzen zu bessern, zog er überflüssige Ämter ein und stellte viele andere Mißbräuche ab, förderte den Acker-

bau und zog ausländische Ansiedler in's Land. Allein die Land- und Seekriege, in die sein ehrgeiziges Streben, Spanien wieder zu einer allgebietenden Macht zu erheben, das Land stürzte, verschlangen allmählich nicht nur alle Ersparnisse, sondern brachten den spanischen Staat noch mehr herab.

Der Wiederausbruch des niederländischen Kriegs begann mit Spinŏla's Eroberung der Stadt Jülich, worauf Moritz von Oranien in Brabant einfiel und Berg op Zoom, welches von Spinŏla belagert wurde, mit mansfeldischer Hülfe entsetzte. Moritzen's Anschlag auf Antwerpen aber mißlang: eine Arminianer-Verschwörung gegen sein Leben, so wie die Erscheinung des tapfern spanischen Feldherrn Gonzalez de Cordova in den Niederlanden, machte sodann die Lage der Niederlande mißlich. Die Verbindung derselben jedoch mit dem Prinzen Christian von Halberstadt und mit Ernst von Mansfeld (s. oben Kap. 2, 5 a. E.), die dadurch erfolgende Zurücktreibung zweier spanischer Kriegshaufen, welche in Holland und Geldern eingefallen waren, endlich eine Geldunterstützung von Frankreich und ein Handelsvertrag mit England erhöhte den Muth der Niederländer wieder. Aber eben als Moritz nun das von Spinŏla belagerte Breda entsetzen wollte, starb er zu Haag 1625. Noch in seiner Todesstunde quälte ihn das an Oldenbarneveldt (XX. 3, 8 a. E.) begangene Unrecht; denn er rief mehrmals: „Hinweg! entfernt dieß Haupt!"

Ihm folgte sein, ihm an Menschenfreundlichkeit, Einsicht und Besonnenheit überlegener Bruder, der Prinz Heinrich von Nassau-Oranien als Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Ober-Yssel, während Ernst von Nassau die Statthalterschaft von Friesland, Gröningen und Drenthe hatte.

Der Verlust der Stadt Breda, die sich 10 Monate lang gegen Spinŏla mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigt hatte, wurde indeß durch die bedeutenden Vortheile, welche die Niederländer zur See errangen, gemildert, indem sie theils in Ostindien viele portugiesische Colonieen zerstörten, deren Schätze in die niederländische Staatskasse flossen, theils in Amerika, namentlich in Brasilien, wichtige Eroberungen machten. Auch schloßen sie im J. 1625 ein Bündniß mit König Karl I von England, worin sich beide anheischig machten, den Krieg gegen Spanien fortzuführen, bis Niederland seine Freiheit und Karl's Schwager Friedrich V seine verlorne Kurpfalz wieder errungen hätte.

So lange Spinŏla, dieser kluge und im Commando zu Land und zur See gleich große Feldherr Spaniens, in den Niederlanden befehligte, nahm der Krieg einen lebhaften Gang; als Spinŏla aber nach Italien abberufen wurde, schleppte sich der Krieg langsam hin, bis Prinz Heinrich die feste Stadt Herzogenbusch (bis dahin die Jungfer von Brabant genannt) eroberte, worauf 1630 zu Land eine gänzliche Waffenruhe eintrat.

Als nun England mit Spanien Frieden schloß, löste sich das englisch-niederländische Bündniß, wogegen Frankreich 1630 einen dreijährigen Subsidienvertrag mit den Niederlanden schloß. Allein Frankreich meinte es nicht redlich und vereitelte auch mehrmals die von den Niederlanden versuchten Friedensunterhandlungen mit Spanien.

Lebhafter wurde der Krieg zu Lande in dem Jahre 1632 gefährdet, indem Prinz Heinrich Venloo, Mastricht und Limburg eroberte. — Zur See reihte sich innerhalb sieben Jahren Eroberung an Eroberung: nachdem im J. 1628 eine niederländische Flotte Dünkirchen gesperrt, die westindische Handelsflotte die Insel Cuba fast ohne Widerstand erobert und die spanische Silberflotte, deren Beute sich auf 11½ Millionen Gulden belief, aufgefangen hatte, schlug und zerstreute eine andere niederländische Flotte bei der Mündung der Schelde eine spanische, worauf zwischen den Jahren 1630—1635 der reichste Theil von Brasilien in die Gewalt der Holländer fiel.

Im Innern dauerten ununterbrochen die religiösen Bewegungen fort: denn Prinz Heinrich war den Remonstranten geneigt, und wiewohl er dabei mit Vorsicht zu Werke gieng, so erregten doch seine darauf sich beziehenden Anordnungen den Unwillen des Volks in Amsterdam und Rotterdam, wo es zu Aufständen gegen die Remonstranten kam, die aber unterdrückt wurden. Auch Hugo Grotius kam nach Rotterdam zurück; da ihn aber der Prinz nicht schützen konnte, verließ er die Niederlande wieder. Deßungeachtet war Prinz Heinrich im Ganzen so beliebt, daß man ihm seinen Sohn zum Nachfolger bestimmte.

2. Kriegsbündniß mit Frankreich. Die Seesiege Tromp's. Tod Heinrich's von Oranien. Westfälischer Frieden. Aufstände in Spanien. Abfall Portugal's: das Haus Braganza. Aufstand in Neapel (Masaniello). Krieg Spanien's mit England. Der pyrenäische Friede mit Frankreich und England.

Im Jahr 1634 wurde das Bündniß mit Frankreich auf sieben Jahre erneuert und bildete sich, als Frankreich an Spanien offenen Krieg erklärte, 1635 zu einem förmlichen Kriegsbündniß mit dem Zweck aus, die spanischen Niederlande zu erobern. Das vereinigte französisch-niederländische Heer, das sich auf 40,000 M. belief, nahm mehrere Plätze ein, konnte aber Brüssel nicht erobern, zumal der spanische Feldherr, der thatkräftige Cardinal-Infant Franz, von den Kaiserlichen unter Piccolomini unterstützt, 1636 in die Picardie ein- und bis Paris vordrang, von wo er jedoch wieder zurückgetrieben wurde.

Als sodann Olivarez mit den angestrengtesten Kräften die größte Flotte in diesem Krieg aufbrachte und in den Kanal entsandte, ward sie daselbst von dem holländischen Seehelden Tromp den 21. Oct. 1639 so gänzlich vernichtet, daß sich Tromp's und der holländischen Marine Ruhm durch die ganze Welt verbreitete.

Ein neuer Schlag für Spanien war der Tod des Cardinal-Infanten, da dessen Nachfolger nicht seine Energie besaßen. Mit abwech-

selndem Glücke zog sich indessen der Krieg hin, bis auch auf niederländischer Seite der eben so tapfere, als umsichtige Prinz Heinrich von Oranien (1647) starb. Erst ein Jahr darauf erhielt sein zweiter Sohn Wilhelm den Statthalterposten; die Stände hielten ihn aber von ernstlichen Unternehmungen zurück, weil schon länger her die Friedensunterhandlungen zu Münster im Gang waren. So kam endlich (und zwar am 30. Jan. 1648) der westfälische Friede zu Stande, in welchem Spanien die prot. Niederlande nicht nur im Besitz ihrer Unabhängigkeit belassen, sondern ihnen auch die eroberten europäischen und außereuropäischen Besitzungen, ja das Recht der Scheldesperrung zugestehen und sich dadurch für seine spanisch-niederländischen Provinzen eine Lebensader unterbinden lassen mußte.

Um zu den ungeheuern Anstrengungen dieses Kriegs die Mittel in dem so erschöpften Spanien aufzubringen, hatte Olivarez zu Steuererhöhungen, Monopolien und zu verschiedenen anderen Eingriffen in die Rechte der Provinzen seine Zuflucht genommen. Aus diesem Grunde empörte sich, von Frankreich angereizt, Catalonien und nach diesem Beispiel auch Navarra und Aragonien. Um den Aufstand zu unterdrücken, forderte Olivarez von der Provinz Portugal, das damals noch von Spanien abhängig war, neue Opfer, veranlaßte aber dadurch den völligen Abfall Portugal's, indem die Portugiesen den Herzog Johann von Braganza (einen Sprößling des frühern portugiesischen Herrschergeschlechts) zum König ausriefen und alle Spanier aus dem Lande jagten. — Da auch die ehemaligen portugiesischen Colonieen sich dem neuen Herrscher anschloßen, so kam zwischen Portugal und den freien Niederlanden ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Stande.

Doch wurde derselbe in Brasilien nicht gehalten, wo ein Aufruhr gegen die Holländer entstand und nicht mehr gedämpft werden konnte, bis 1654 alle Holländer aus Brasilien vertrieben wurden. Erst 1665 gab Holland auch formell sein Recht an Brasilien auf.

Alle Anstrengungen, Portugal wieder für die spanische Krone zu erobern, blieben vergeblich, und auch die Dämpfung des catalonischen Aufstandes gelang erst nach einem zwölfjährigen Blutvergießen, und zwar nur durch eine Amnestiegewährung und durch das Versprechen, die alte catalonische Verfassung wieder herzustellen. — Einige Jahre darauf (1643) brach auch in Andalusien ein Aufstand aus, dessen Anstifter der Herzog von Medina-Sidonia war. — Da alle diese Unglücksfälle dem Herzog von Olivarez zur Last gelegt wurden, mußte er von seinem Posten abtreten; allein auch sein Nachfolger konnte den Staat nicht aus seiner traurigen Lage reißen.

Noch gefährlicher war der im Jahr 1647 ausbrechende Aufstand Masaniello's in Neapel, welcher durch den unmäßigen Druck herbeigeführt wurde, den die spanische Herrschaft in dieser Stadt ausübte. — **Masaniello** (eigentlich: Tommaso Aniello aus Amalfi) war ein armer Fisch- und Obsthändler, der sich an die Spitze der übrigen Fruchthändler und anderer Leute niedrigen Standes stellte, welche auf seinen Wink loszuschlagen bereit waren. Die Weg-

nahme unverzollter Waaren durch die vicekoniglichen Zolldiener war das Signal zum Ausbruch des Aufstandes. Mit der Losung: „Es lebe der König, aber herab mit seiner schlechten Regierung!" erstürmte Masaniello mit seinem Anhang das Zollamt, öffnete die Gefängnisse, steckte 60 Paläste der Großen in Brand und vernichtete alle Abzeichen des Königthums. Als hierauf der Vicekönig seinem Verlangen nach Aufhebung der Zölle und nach Erneuerung ihrer alten Privilegien willfahrte, legte Masaniello am achten Tage des Aufstandes seine Gewalt nieder und kehrte zu seinem gewohnten Geschäfte zurück. Indeß ließ ihn der Vicekönig, der ihm nicht traute, vor sich bescheiden und soll ihm einen Trank beigebracht haben, in Folge dessen er in Tollsinn verfiel und solche Grausamkeiten selbst gegen seine Freunde begieng, daß das Volk sich gegen ihn wendete und ihn erschoß. Sein Leichnam wurde nach abgehauenem Kopf durch alle Straßen Neapel's geschleift. Zwar stellte sich nun ein Anderer an die Spitze der Aufrührer; er wurde aber vom Vicekönig aus dem Weg geschafft und so der Aufstand gedämpft (Ostern 1648).

Der fortgesetzte Krieg Frankreich's mit Spanien war für letzteres um so erschöpfender, da seit 1655 auch England als Feind auftrat und den Spaniern in demselben Jahre Jamaica und 1656 auch Dünkirchen wegnahm, so daß Spanien sich zuletzt in die harten Bedingungen des pyrenäischen Friedens fügen mußte. Dieser beendete 1659 den langen Krieg mit Frankreich (wie auch mit England) dadurch, daß Spanien an Frankreich Roussillon, Perpignan, Conflans, Monaco und einen Theil der Niederlande, an England aber Jamaica und Dünkirchen abtreten mußte.

7. Kapitel. Die englische Thronumwälzung.

1. Die Stuart's in Schottland. Der schottische König Jacob VI als König Jacob I von Großbritannien und Irland. Die katholische und puritanische Partei. Das Nebencomplot und das Hauptcomplot. Die Pulververschwörung.

Bei Elisabeth's Tode war das Recht der Thronfolge in den Augen der Parteien schwankend. Von den zwei Töchtern Heinrich's VIII, nämlich von Margaretha, Königin von Schottland, und von Maria Tudor, Herzogin von Suffolk, waren Nachkommen vorhanden. Nun hatte zwar Heinrich VIII in seinem vom Parlament bestätigten Testamente für den Fall, daß keine Leibeserben von ihm vorhanden wären, die Krone an Maria vermacht; allein den Nachkommen Margarethen's stand das im Reiche sonst herkömmliche Erstgeburtsrecht und die, wenn gleich nicht förmliche Verfügung Elisabeth's zur Seite, und da Margarethen's Sohn Jacob (der sechste König dieses Namens in Schottland), nicht nur von William Cecil, dem vornehmsten Rathe Elisabeth's begünstigt, sondern auch den meisten englischen Katholiken recht war, weil sie von ihm, als dem Sohne einer katholischen Mutter, wenigstens nicht belästigt zu werden hofften: so wurde **Jacob** ohne Widerspruch am 24. März 1603 zum König von England ausgerufen und war dort der Erste dieses Namens.

Die englischen Katholiken theilten sich übrigens in zwei Parteien, in die sog. jesuitische, die den Jesuiten — und in die eigentlich katholische, die den Weltgeistlichen anhieng. Die erstere (geleitet vom Pater Gordon, aus dem gräflichen Geschlechte Hunsley) hätte gerne die Tochter des Königs von Spanien zur Königin gehabt, die letztere Partei war für Jacob aus dem obenangegebenen Grunde. Es gab noch eine Katholiken-Fraction, welche im Einverständnisse mit dem Papste die Urenkeltochter Margaretha's (aus zweiter Ehe), Arabella Stuart, gerne auf dem englischen Throne gesehen hätte. Arabella war zwar Protestantin, aber man hoffte sie leicht zum Übertritt zur katholischen Religion zu bringen. Doch war die sie unterstützende Partei zu schwach, um durchzudringen.

Was die englischen Protestanten betrifft, so unterstützten besonders die Puritaner die Wahl Jacob's, weil sie hofften, er werde als Presbyterianer sie begünstigen. — Seine protestantische Gesinnung hatte Jacob schon längst in Schottland auch dadurch bezeugt, daß er sich 1589 eine Gemahlin aus einem protestantischen Hause wählte. Es war Elisabeth, eine der Töchter des Königs Friedrich II von Dänemark, die er, als widrige Winde sie bei ihrer Fahrt nach England in Norwegen zurückhielten, persönlich heimholte. Als er zu Opslo die Vermählung gefeiert hatte und die Rückfahrt nach England immer noch schwierig war, führte er seine Gemahlin über die norwegischen Schneeberge und durch den Sund zu den Ihrigen nach Kopenhagen zurück und brachte dort einige Monate zu. Während dieser Zeit unterhielt er sich viel mit protestantischen Theologen, (besonders auch über eine Union zwischen Protestanten und Katholiken) und besuchte den berühmten Astronomen Tycho de Brahe, den er in lateinischen Versen als den Gastfreund Urania's und Meister der Sternenwelt besang. Dort lernte er auch die vornehmsten deutschen Geschlechter und bei der Hochzeit seiner Schwägerin mit dem Herzog von Braunschweig zu Kronenburg mehrere norddeutsche Fürsten kennen, so daß er nachher von England aus eine Gesandtschaft an die deutschen Kurfürsten sandte und sie zu einem großen Bund gegen Spanien zur Erhaltung der Religion aufforderte.

Deß ungeachtet hatte es Jacob für rathsam gefunden, auch nach der katholischen Seite hin Verhältnisse anzuknüpfen, so daß selbst Papst Clemens VIII ihn aufforderte, zum katholischen Glauben zurückzukehren. Jacob antwortete, der Papst solle erst die religiösen Streitpuncte einem allgemeinen Concilium vorlegen: was dann dieses entscheide, dem wolle er sich unterwerfen. Darauf habe (nach Jacob's eigner Aussage) der Papst geantwortet, von einem Concilium solle er schweigen, in Rom wolle man davon nichts wissen; lieber solle er Protestant bleiben. — Bei dieser seiner anscheinenden Getheiltheit nahm man seine Thronbesteigung in England auch mit getheilten Empfindungen auf. Als er verkündigen ließ, er werde die Religion im bisherigen Zustand belassen, und die bisherige Ausschließung jeder andern Religion festhalten, beruhigten sich die Protestanten, und als die Katholiken Entrüstung darüber zeigten, erklärte er, „sie würden weder Zwang, noch Verfolgung zu befahren haben".

Jacob I, bei seinem Regierungsantritt in England 36 Jahre alt, neigte seiner politischen Gesinnung nach zum Streben nach unumschränkter Königsgewalt, da ihm in Schottland die heftige Opposition des „kirchlich-demokratischen Klerus" das Regieren erschwert hatte. Da er jedoch diese seine innere Gesinnung durch kein würdevolles, achtunggebietendes Äußere annehmbar oder erträglich zu machen wußte, vielmehr seine persönliche Erscheinung ohne alle Anmuth, sein Anzug vernachlässigt, sein Körper schwächlich, sein Gang wackelnd, seine Sprache (wegen zu großer Zunge) unangenehm war, so verlor er schon gleich nach seinem Eintritt in England alle Popularität, die ihm auch weder seine Gelehrsamkeit, noch seine Schreibgewandtheit verschaffen konnte.

Sein Wissen war übrigens nur ein angelerntes, wie ihm denn bei allem Scharfsinn ein gesundes Urtheil abgieng. Er lebte immer „in einer Welt von Studien und bloß allgemeinen Ansichten." Er selbst ließ sich von seinen Schmeichlern den „britischen Salomo" nennen, weßhalb ihn der französische Gesandte Sully, Heinrich's IV Freund, der ihn zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen hatte, einen „weisen Narren" nannte, und Heinrich IV beißend äußerte: dieser Salomo werde doch nicht ein Sohn David's des Sängers sein (mit Anspielung auf den Sänger Rizzio unter Maria Stuart XX. 2, 4). Für thatkräftiges Handeln und Tapferkeit gieng ihm der Sinn ab und „bei Männern von Unternehmungsgeist war ihm nicht wohl zu Muth." — In seinem ganzen Wesen erschien er gewissermaßen „mit sich selbst im Widerspruch: nachlässig, kleinlich und dabei von einem ganz ungewöhnlichen Stolz; ein Freund ceremonieller Pracht und zugleich zurückgezogener Einsamkeit, feurig und doch schlaff, genial und ein Pedant; begierig zu haben und rückhaltslos wegzugeben; zutraulich und gebieterisch; seiner selbst auch in kleinen Dingen des täglichen Lebens nicht Meister; er that oft, was er dann lieber nicht gethan haben wollte. Mit seinem Wissen und seinem Scharfsinn, dem hohen Flug seiner Gedanken, verband sich eine moralische Schwäche, welche die Verehrung, die man bisher den Trägern der höchsten Gewalt gewidmet hatte und die auch ihm zu Theil wurde, mit Mißachtung durchsetzte." Dadurch hat er „den Ton für die Regierung der Stuart's angegeben und den Knoten für die Geschicke seiner Enkel geschürzt". (Ranke a. a. O. II.)

Dazu kam, daß sowohl die katholische, wie auch die puritanische Partei bald inne wurde, daß sie sich in dem neuen Könige verrechnet hätten, denn die Katholiken verlangten nach einer ausgedehntern Berechtigung, und die Puritaner sahen zu ihrem Verdruß den König sich zur Episcopalkirche neigen.

Der episcopale Klerus war deshalb natürlich auf seiner Seite, und zollte ihm seine Bewunderung; die puritanisch Gesinnten aber sprachen ihm offen ihre Weigerung aus, sich solchen Anordnungen zu fügen. Obgleich das Parlament seine Dynastie als gesetzmäßig erkannte und ihm, wie den vorigen Königen, das Pfund- und Tonnengeld, d. i. die Zolleinnahme auf Lebenszeit, zuerkannte, so leistete es ihm doch in andern Beziehungen Widerstand. Er verlangte Toleranz gegen die Katholiken, sprach sogar von einer Union mit ihnen und von Bestrafung der widerspänstigen Puritaner, und daneben forderte er Subsidien, da seine Freigebigkeit die Staatskasse erschöpft hatte: in allen diesen Puncten war ihm das Parlament entgegen, ja strebte merklich nach Erneuerung der unter den Tudor's abgekommenen größern Parlamentsrechte. Seine Vertagung des Parlaments half ihm nichts, — die Opposition war systematisch.

Schon bald nach seinem Regierungsantritt hatte sich eine gedoppelte Verschwörung gebildet, die von diesen beiden englischen Parteien ausgieng, aber noch zeitig entdeckt und durch die Hinrichtung ihrer Anstifter unterdrückt wurde.

Die eine von Katholiken und Puritanern gemeinschaftlich ausgehende, die man das Nebencomplot oder Überfallscomplot nannte, setzte sich den Zweck, den König zu überfallen und ihn so lange in den Tower zu setzen, bis er seinen ganzen Geheimenrath entlassen und die Duldung der katholischen Religion ausgesprochen haben würde. Die andere Verschwörung, genannt das Hauptcomplot oder auch spanische Complot hatte angeblich die Erhebung Arabella's auf den Thron mit spanischer Hülfe zum Zweck. In diese letztere Verschwörung wurde auch der berühmte Sir Walter Raleigh (XX. 2, 6.) verwickelt und entgieng diesmal noch mit genauer Noth dem Tode, da er im Grunde nicht betheiligt war und sich auch keine Beweise gegen ihn aufbringen ließen. Er wurde jedoch nicht aus dem Gefängniß entlassen, da der König und Cecil ihn haßten. Von den Hauptanstiftern dieser Verschwörung wurden Brook und einige katholische Priester hingerichtet, Markham, Cobham und Grey aber auf dem Schaffote begnadigt.

Bis dahin hatten sich die Katholiken unangefochten befunden: der König hatte ihnen so viel freie Bewegung eingeräumt, daß sie sogar glaubten, er werde zum Katholicismus übertreten, wiewohl er diese Meinung, gegenüber den Protestanten, mit Entrüstung zurückwies. Die Königin gieng noch weiter: sie gieng in keinen anglicanischen Gottesdienst und empfieng Mittheilungen und Geschenke vom päpstlichen Nuntius.

Dieser vom König aus Politik eingeschlagene Mittelweg konnte auf die Länge nicht vorhalten. Als selbst gemäßigte Protestanten in den König drangen, den Katholiken nicht so viel zu gestatten, weil sie sonst nach jeder neuen Concession Alles eingeräumt haben wollten, zeigte sich der König beleidigt, daß man seinen Willen bezweifle, jedem Religionstheile gerecht zu sein. Dieß wollte er nun auch darthun. Bisher hatte er die Katholiken mit den Strafgeldern, welche auf die Verweigerung des Suprematseides gesetzt waren, verschont. Nun aber fieng er an, heruntergekommenen schottischen Edelleuten seiner Umgebung straffällige Katholiken zu überweisen, damit sie von diesen die Strafgelder beitreiben und mit denselben ihre Lage verbessern könnten. Als die Katholiken daraus, so wie aus den geschärften Maßregeln, welche das erste von ihm einberufene Parlament gegen sie getroffen hatte, deutlich sahen, daß sie sich von diesem Könige keiner Gunst zu erfreuen hätten, so wurden sie erbittert. Obgleich sie im Allgemeinen vor gewaltsamen Schritten sich hüteten, um keine bürgerlichen Kämpfe zu veranlassen, so waren doch unter der sogenannten jesuitischen Partei einige unruhige Köpfe, welche, geleitet von einem reichen, aus einem Wüstling zum Fanatiker gewordenen Gentleman, Namens Robert Catesby (der mit mehreren andern seiner Gesinnungsgenossen schon bei den letzten Verschwörungen gegen Elisabeth eine thätige Rolle gespielt hatte) den verruchten Plan faßten, den König und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen, um die katholische Kirche zu rächen und einer ihnen günstigeren Regierung Bahn zu machen. Es war dieß die sogenannte Pulververschwörung (1605), die aber entdeckt und völlig vereitelt wurde.

Die Hauptleiter dieser Verschwörung waren außer Catesby noch Christoph Wright, Thomas Winter, Thomas Percy und Gustav Fawkes. Sie mietheten ein Haus, das an das Parlamentsgebäude stieß, und setzten den Fawkes unter einem angenommenen Namen als Hausmeister Percy's hinein. In ein anderes von ihnen gemiethetes Haus brachten sie Schießpulver und Holz zu den Minen, die sie anlegen wollten, zusammen und bestellten auch dort einen Auffeher, Namens Keyes. In der Nacht vom 11. December 1604 begannen sie die drei Ellen dicke Mauer zwischen dem erstern Hause und dem Parlamentsgebäude zu untergraben und arbeiteten so fort bis Weihnachten, wo das Parlament bis zum October des folgenden Jahres vertagt wurde. In der Zwischenzeit gewannen sie neue Glieder der Verschwörung, und als sie beim Weiterarbeiten erfuhren, daß unter dem Parlamentshause ein Keller von dessen bisherigem Miether (wegen Wegzugs in eine andere Stadtgegend) geräumt wurde, so mietheten sie diesen Keller und brachten 20 mit Pulver und großen Steinen gefüllte Fässer hinein, legten Holz und Reisig darauf und hielten den Keller bis zum Herbst verschlossen. — Unterdessen sammelte Catesby Waffen und berittene Mannschaft unter dem Vorgeben, er habe

den Auftrag, für den spanischen Kriegsdienst Truppen zu werben, und gewann zur Bestreitung der Kosten noch einige andere reiche Katholiken für die Verschwörung, deren Mitwisser allmählich bis auf 180 stiegen.

Als am 5. Nov. 1605 das Parlament wieder einberufen wurde, trafen die Verschwörer die letzten Anstalten. Fawkes war beauftragt, die Mine durch eine Lunte anzuzünden, die nach einer Viertelstunde das Pulver erreichen sollte, während welcher sich alle rasch entfernen wollten. Nach erfolgter Explosion wollten sie dann sich der Prinzessin Elisabeth, der Tochter Jacob's, bemächtigen und sie zur Königin ausrufen. Allein einer der Verschworenen, Namens Tresham, der seinen Schwager, den Lord Mounteagle, retten wollte, schrieb an denselben einen anonymen Brief mit der Mahnung, aus dem Parlament wegzubleiben, denn Gott und Welt hätten sich vereinigt, die Bosheit dieser Welt zu strafen. Der Lord übergab den Brief den Ministern, welche hierauf Rath hielten und auf Jacob's Vermuthung den Keller zu untersuchen beschloßen. Da sie aber den Fawkes im Keller antrafen, kehrten sie, um kein Aufsehen zu machen, ohne nähere Untersuchung zurück. Am Abend desselben Tages jedoch sandten sie nochmals in den Keller, entdeckten 36 Pulverfässer und verhafteten den Fawkes, der aber anfangs jede Angabe verweigerte. Auf die Nachricht von Fawkes' Verhaftung flohen zwar die Verschworenen, aber der tolle Catesby und sein näherer Anhang, etwa 60 an der Zahl, faßten den Anschlag, die Katholiken in Wallis und in andern Provinzen aufzuwiegeln, wurden aber aus allen Häusern abgewiesen. Als sie zu Holbeach ihr naßgewordenes Pulver trocknen wollten, fiel eine brennende Kohle darein und Catesby wurde mit einigen Andern stark beschädigt. Am folgenden Tag wurden sie vom Sheriff mit dem Aufgebot der Grafschaft in einem Hause umzingelt und angegriffen. Catesby und Percy fielen, Rücken an Rücken stehend, von zwei Kugeln aus derselben Muskete durchbohrt, auch Wright und sein Bruder kamen dabei um; die Übrigen wurden gefangen und nach gefälltem Urtheil gehenkt und geviertheilt. Unter den Angeschuldigten waren auch drei Jesuiten, von denen einer, Namens Garnet, hingerichtet, aber nachher von seiner Kirche heilig gesprochen wurde. — Die Folge dieses Attentats war, daß das Parlament nach seiner Wiedereröffnung seine scharfen Gesetze gegen die Katholiken nur noch mehr verschärfte, obgleich die Masse der Katholiken an jenem Attentat keinen Antheil gehabt hatte. Die Katholiken sollten fortan vom Hofe und von der Stadt, von jedem öffentlichen Amt ausgeschloßen sein, ihre Häuser sollten stets jeder Durchsuchung offen stehen, ihre Trauungen und Taufen nur von einem protestantischen Geistlichen vollzogen werden können; auch sollte jeder Katholik schwören, daß er es für eine gottlose und ketzerische Lehre halte, daß Fürsten, die der Papst excommunicirt habe, von ihren Unterthanen abgesetzt und getödtet werden könnten! Kein Wunder, wenn auf solche Maßregeln die nationalen und kirchlichen Feindseligkeiten, die der König hatte beruhigen wollen, noch heftiger hervorbrachen.

2. Günstlingsherrschaft: Buckingham. (Walter Raleigh's Tod.) Auflösung des Parlaments. Das spanische Heirathsproject. Tod Jacob's I. Geist seines Hofes.

Die Unzufriedenheit im Volk hörte indeß nicht auf, weil der König Katholiken und Puritaner gleichmäßig zurücksetzte, die Regierung des Landes nach dem Tode Robert Cecil's seinen Günstlingen überließ und nichts für das gemeine Volk that, welches einen großen Theil seines Unterhaltes, den es früherhin beim Bebauen der Äcker des Adels gefunden hatte, dadurch verlor, daß die schon unter Elisabeth eingerissene Gewohnheit der Vornehmen, einen großen Theil ihrer Ländereien in Viehtriften umzuwandeln, (weil die wohlfeile Einfuhr ausländischen Getreides den Ackerbau fast überflüssig machte) unter Jacob noch allgemeiner wurde.

Von mächtigem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, besonders auf die auswärtigen Angelegenheiten, war zwar lange der noch aus der Zeit Elisabeth's her fortwirkende Lordschatzmeister Robert Cecil, nach dessen Einsicht und Willen noch immer im geheimen Rathe des Königs entschieden wurde und vor dessen Geist sich Jacob beugte, obgleich er die kleine Gestalt desselben gerne bespöttelte. Die Einleitung zur Vermählung der Prinzessin Elisabeth, Jacob's I Tochter, mit dem Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz, war Cecil's letztes Werk. Nach seinem Tode gewannen des Königs Günstlinge größeren Einfluß. Zu diesen Günstlingen gehörte ein junger Schotte, Namens Carr (Kerr), den er selbst unterrichtete, bereicherte und zum Marquis von Rochester erhob. Ein anderer Günstling war Somerset, der aber bald dem kräftigeren Villiers, nachmaligem Marquis von Buckingham, weichen mußte, der übermüthig, leidenschaftlich und unbesonnen, aber dabei offen und aufrichtig war. — In der Folge wurde Sir Francis Bacon (XX. 7, 3,), jener große Denker und Staatsmann mit dem der Bestechlichkeit zugänglichen Character, zum Kanzler des Reichs erhoben, und diesem hatte Walter Raleigh seine Entlassung aus dem Gefängniß zu danken, worauf der König demselben eine neue, auf Goldausbeute abzielende Seeunternehmung nach Guiana auftrug. Weil diese aber unglücklich ausfiel, wurde Raleigh bei seiner Zurückkunft nach England wieder verhaftet und zum Tode verurtheilt. Als der greise Held das Blutgerüste bestieg und der Geistliche ihn fragte, auf welchen Glauben er sterben wolle, antwortete er: „auf den der englischen Kirche: er hoffe durch das Blut und Verdienst Christi selig zu werden." Darauf befühlte er die Schneide der Scharfrichteraxt mit der lächelnden Bemerkung: „das ist eine scharfe Waffe, aber sie wird alle Krankheiten heilen!" Ohne sich die Augen verbinden zu lassen, legte er sein Haupt auf den Block, und gab selbst das Zeichen, das durch die Axt sein Haupt vom Rumpfe trennte.

Da der König so unbeliebt war, so rief der Tod seines ältesten 18jährigen Sohnes Heinrich (Prinzen von Wales), welcher ernsten männlichen und kräftigen Sinnes, dem protestantischen Glauben aufrichtig ergeben und Feind unsittlicher Ausschweifungen war, eine allgemeine Trauer im Lande hervor (1612).

Wäre derselbe am Leben geblieben und zum Thron gelangt, so hätte er wahrscheinlich durch rechtzeitige Bewilligungen an das Parlament dem künftigen Bürgerkrieg vorgebeugt, und durch kräftige Unterstützung des Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz (der im folgenden Jahre der Gemahl seiner Schwester Elisabeth wurde), durch Aufnahme eines Kampfes mit Spanien dem Geschicke Deutschland's eine andere Wendung gegeben. — Um diese Zeit wurde Arabella Stuart, weil sie wider des Königs Willen den Lord Seymour (spr. Sihmörr), der auch von Heinrich VII stammte, ihre Hand gab, in den Tower gefangen gesetzt, worin sie nach drei Jahren starb.

Weil Jacob I damit umgieng, seinen zweiten Sohn Karl mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen, so unterstützte er seinen Schwiegersohn Friedrich V von der Pfalz nicht ernstlich und behandelte auch die Katholiken günstiger. Als daher das Parlament verlangte, er solle die Kurpfalz unterstützen, Spanien den Krieg erklären, seinem Sohne eine protestantische Gemahlin geben und die Gesetze gegen die Katholiken handhaben, wollte er die Redefreiheit beschränken, und als das Parlament Protest dagegen einlegte, löste er es auf und bestrafte einzelne Glieder desselben, welche, wie Coke, Phillips und Pym, in der Folge die entschiedensten Oppositionsmänner wurden.

Um die Heirathsunterhandlungen mit dem spanischen Hofe zu beschleunigen, rieth Buckingham, der sich die Gunst des Prinzen Karl, als einstigen Thronfolgers, sichern wollte, zu einer heimlichen Reise nach Madrid, die er mit ihm, nach Jacob's schwierig erlangter Einwilligung, selbst unternahm. Dort angekommen, wurde der Prinz vom König Philipp und dessen Minister Olivarez auf das glänzendste empfangen und Buckingham sogar zum Herzog erhoben, damit er den spanischen Granden gleichgestellt wäre. Schon waren, auf päpstliche Dispensation, die Heirathsbedingungen festgestellt, (wobei man wenigstens festsetzte, daß „die gegen die Katholiken erlassenen Gesetze auf die Kinder aus dieser Ehe keine Anwendung finden, noch ihrer Succession Eintrag thun, und daß überhaupt die Gesetze gegen die Katholiken nicht mehr zur Ausführung gebracht werden sollten") — schon waren sie von Jacob und seinen Ministern in London beschworen, da ergaben sich durch den Tod des Papstes neue Zögerungen. Und weil sich inzwischen Buckingham in Madrid durch sein anmaßliches und sittenloses Betragen um alle Achtung gebracht und mit Olivarez verfeindet hatte, so fasste er den Entschluß, die Heirath zu hintertreiben, und kehrte eilig nach London zurück, zugleich in der Absicht, um dort seinen Nebenbuhlern und Feinden, die unterdeß gegen ihn gewirkt hatten, das Feld wieder abzugewinnen. Er brachte es dahin, daß Jacob seinen Sohn aus Madrid, wo man schon den Tag der Verlobung und Trauung bestimmt hatte, zurückrief und dem König Philipp von Spanien die sonderbare Bedingung stellte, für Kurpfalz die Waffen zu ergreifen. Natürlich zog Philipp, dadurch gekränkt, sogleich seine Heirathseinwilligung zurück und bereute zu spät, die früheren Unterhandlungen so hinausgezogen zu haben, um für die katholische Religion in England möglichst günstige Bedingungen zu erhalten.

Jacob, der sich durch die spanische Morgengabe aus seiner Geldnoth zu ziehen gehofft hatte, mußte nun das Parlament um Geldbewilligung angehen. Sie wurde ihm aber von demselben nur zur Hälfte gewährt, und diese nur unter der Bedingung, daß die spanische Heirath gänzlich aufgegeben werde. Jacob fügte sich, mit der Erklärung, daß die Unterhandlungen mit Spanien gänzlich abgebrochen seien, und Buckingham war nun der gefeiertste Mann in England. Da Prinz Karl auf seiner Reise nach Madrid über Paris gekommen war und dort die königliche Prinzessin Henriette Marie kennen gelernt hatte, die ihm gefiel, so ließ jetzt Jacob für seinen Sohn in Paris (bei der Königin-Mutter Maria Medici) um die Hand ihrer Tochter anhalten. Die verhängnißvolle Verbindung kam zu Stande, und schon waren die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste im Gange, als König Jacob I den 27. März 1627 an der Magengicht starb und die Mißachtung des Inlands, wie des Auslands mit in das Grab nahm.

Sein Hof war im höchsten Grade ausgelassen und sittenlos, und selbst die Hofdamen sollen sich oft im Zustande entwürdigender Trunkenheit gezeigt haben. Dabei herrschte eine Pracht und Verschwendung, bei der es kein Wunder war, daß der König im Parlament sagen konnte, seine Schulden seien unabsehbar, wiewohl auch eine damals herrschende Theuerung dazu beitrug. — Als wichtiges Nationalereigniß unter seiner Regierung ist nur die Colonisirung des Nordens von Irland zu erwähnen. Was das Verhältniß von Schottland zu England betrifft, so strebte Jacob — gleich vom Anfang seiner Besteigung des englischen Throns an — eine Vereinigung der beiden Königreiche zu Stand zu bringen: sie gelang aber wegen nationaler Eifersucht und Vorurtheile nur theilweise, indem 1. die Gesetze abgeschafft wurden, nach welchen die Unterthanen des einen Reichs von denen des andern als Ausländer behandelt wurden, und 2. eine Entscheidung englischer Richter (1607) dahin ausfiel, daß die seit der Thronbesteigung Jacob's gebornen Schotten für natürliche Unterthanen des Königs von England angesehen sein sollten. Er nahm daher zuerst den Titel König von Großbritannien an. — Sein Bestreben aber, in Schottland die demokratischen Elemente der presbyterianischen Kirche durch Wiederherstellung des Episcopats (1606) zu unterdrücken, um dadurch seinen Thron fester zu stellen, hatte die Wirkung, daß die schottischen Presbyterianer nur desto entschiedenere Gegner der Stuarts wurden, und viele der strengern von ihnen nach Nordamerika auswanderten, wo sie den Staaten Neuengland's jene ihre Grundsätze aufprägten.

3. König Karl I und die katholische Maria. Die Hofpartei; die Landpartei und ihre puritanische Fraction. Die Patrioten. Mehrmalige Auflösung des Parlaments. Die finanziellen Zwangsmittel. Unterstützung der französischen Protestanten. Die Parlamentsopposition und ihre Petition of right. Die Ermordung Buckingham's. Parlaments-Auflösung.

Karl I, der bei seinem Regierungsantritt 25 Jahre alt war, zeichnet sich — im Vergleich mit seinem Vater — durch einen ernsten, fürstlichen Anstand, große Ruhe und geordneten Wandel aus, war aller Ausgelassenheit, Frivolität und Sittenlosigkeit feind und liebte und schützte die Wissenschaften und Künste, ja war selbst Kunstkenner. Jedoch erzogen in den Grundsätzen der bischöfflichen Kirche, — gemäß welcher, nach einer schon unter Jacob I aufgekommenen Theorie, die erbliche Monarchie und die unbeschränkte Macht des Fürsten für göttliche Einsetzung galt und über dem Gesetze stand, ja an ihre eigenen Verwilligungen nicht gebunden war, — betrachtete er jeden Versuch, seine Königsmacht zu beschränken, für einen sträflichen Eingriff in seine Rechte und glaubte, jede ihm abgedrungene Verwilligung nach Gutdünken wieder zurücknehmen zu dürfen. „Er sah die parlamentarische Verfassung aus dem Standpunct eines Gewalthabers an, der sich ihrer zum vorliegenden Zweck bedienen will, ohne sich weiter von ihr gebunden zu achten." — Der Episcopalkirche war er aufrichtig zugethan, wollte aber den Dissenter's so wenig als möglich einräumen. Am meisten schadete ihm seine blinde Hingebung in den Willen des herrschsüchtigen und habgierigen, schwatzhaften und eiteln Buckingham, dessen Werk auch die am 1. Mai 1625 erfolgte Vermählung des Königs mit der katholischen Henriette Marie, Tochter Heinrich's IV von Frank-

reich war, — eine Vermählung, die besonders den Puritanern auf's äußerste mißfiel. Theils die Kosten der Hochzeitsfeier, theils die von seinem Vater überkommene Schuldenlast, theils ein mit Spanien in Aussicht stehender Krieg nöthigten ihn, die Hülfe des Parlaments anzugehen.

Das Oberhaus hatte es stets mit der Krone der Tudors gehalten: die meisten Peers (Pairs) sahen mit Verachtung auf den Emporkömmling Buckingham herab und mißtrauten daher den Stuarts um so mehr. Auch enthielt dieses Haus eine starke puritanische Opposition unter der Führung des Grafen von Pembroke. — Das Haus der Gemeinen war in zwei Hauptparteien getheilt, in die Hofpartei, als Verfechterin der Krone und ihrer Maßregeln, und in die Landpartei, als Widersacherin von Mißbräuchen und Vertreterin der Rechte und Freiheiten des Volks. Die erste war die Minderzahl und mußte daher vorsichtig zu Werke gehen; die zweite bestand größtentheils aus Puritanern, die gegen Alles, was sie für Aberglauben hielten, in Feuereifer geriethen und der übermäßigen Macht der Prälaten, so wie den Ausschreitungen der Königsgewalt in jeder Weise entgegentraten, aber dabei auch oft zu weit giengen. Es gab noch eine Fraction des Unterhauses, deren Glieder sich die Patrioten nannten, denen es weniger um Religion und Cultus, als vielmehr bloß um Ausdehnung der bürgerlichen Freiheiten zu thun war. Zu ihnen gehörten vorzüglich Sir Edward Coke, Johann Pym, Johann Selden u. a. — Puritaner sowohl, als Patrioten waren von gleichem Haß gegen das Papstthum beseelt, das sie „als den eingefleischten Feind aller geistigen und bürgerlichen Freiheit" betrachteten. Denn religiöse Duldung war in jenen Zeiten noch unbekannt, und jeder dieser Männer glaubte in seinem Rechte zu handeln. Dagegen glaubte auch der König in seinem Rechte zu sein, wenn er dem Andringen der allerdings sich überstürzenden Opposition das „göttliche Recht" der Könige in extremer Entschiedenheit entgegenhielt.

Das Unterhaus wollte die geforderten Geldverwilligungen nicht ohne vorgängige Abhülfe seiner Beschwerden gewähren, forderte strenge Maßregeln gegen die Recusanten und gieng damit um, den Herzog v. Buckingham, als Beförderer der katholischen Heirath des Königs, als Verächter parlamentarischer Gesetze und eigenmächtig in Politik und Verwaltung eingreifenden Günstling, vor den Pairsgerichtshof zu laden. Da sprach der König, um ihn zu retten, die Auflösung des Parlaments aus. Um aber nun Geld aufzutreiben, ließ er einen noch unbewilligten Hafenzoll erheben, stellte die Zahlungen aller Gebühren und Besoldungen ein und machte gezwungene Anlehen bei dem Adel und der Gentry. Mit dem aufgebrachten Gelde ließ er (im Oct.) eine Flotte gegen Spanien auslaufen, die aber unter unfähiger Führung weder gegen Cadix etwas ausrichtete, noch der Silberflotte habhaft werden konnte und mit Schmach bedeckt wieder nach England zurückkehrte.

Somit mußte der König ein neues Parlament berufen, zumal er sein Wort gegeben hatte. Um aber vorher die Opposition zu schwächen, brachte er den Grafen Pembroke dahin, sich mit Buckingham zu versöhnen, schloß Coke, Pym und noch vier andere Hauptgegner, dadurch, daß er sie zu Sheriffs machte, vom Parlament aus, und schärfte die Gesetze gegen die Recusanten. Dennoch wollten die Gemeinen — auf den Antrag des sog. Ausschusses der Übel — die Sub-

sidien nicht eher gewähren, als bis sich Buckingham, welcher der Gegenstand des allgemeinsten Hasses geworden war, besonders wegen Forterhebung des Hafenzolls vor dem Hofe der Pairs verantwortet hätte, unter denen er an dem Grafen Bristol einen neuen furchtbaren Gegner hatte.

Daher suchte der König den Grafen Bristol aus dem Parlament zu entfernen. Als Bristol dennoch seine Anklage stellte und auch das Haus der Gemeinen in einem eigenen Anklageacte den Herzog einer Menge Veruntreuungen und Schlechtigkeiten bezichtigte: so schickte der König einige Parlamentsglieder in den Tower, mußte sie aber bald wieder in Freiheit setzen und die Vertheidigung Buckingham's zulassen. Um aber dessen Verurtheilung zu verhindern, löste der König das Parlament, ungeachtet es noch keine Steuern verwilligt hatte, abermals auf und ließ die Grafen Bristol und Arundel verhaften. Dann nahm er wieder seine Zuflucht zu den schon oben genannten Mitteln der Geldauftreibung, zuletzt auch zu einem Zwangsanlehen, durch welches er seine mit Dänemark zu Gunsten der deutschen Protestanten eingegangenen Verpflichtungen bestreiten wollte. Die drückende und ungerechte Art aber, wie diese Steuern erhoben wurden, erbitterten seine Gegner nur immer mehr.

Um dieselbe Zeit hatte der König auch häusliche Unannehmlichkeiten. Da die junge Königin ganz unter dem Einfluß katholischer Priester stand, die bei ihr ab- und zugiengen und sie gegen den König einnahmen, auch sie dahin brachten, daß sie eine Wallfahrt zu einem Martyrergrabe machte, ja sogar den Unterricht im Englischen aufgab: so entfernte der König diese Geistlichen und bildete für die Königin einen neuen Hofstaat. Darüber zerfiel er mit dem französischen Hof, der sich schon längst über Karl's Niederhaltung der Katholiken beschwerte, welche er bei seiner Vermählung schonend zu behandeln versprochen hatte. — Indeß hatte die Entfernung der Priester aus der Nähe der Königin die Folge, daß sie nun mehr auf ihren Gemahl angewiesen war und auf denselben in der Folge einen überwiegenden Einfluß gewann.

Da Frankreich (Richelieu) sich weigerte, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß zu Gunsten seines Schwagers Friedrich's V von Kurpfalz zu schließen, wodurch König Karl sich die Gunst des englischen Volkes zu gewinnen hoffte, so beschloß er, auf Buckingham's Rath, die französischen Protestanten zu unterstützen und gab ihm den Befehl über eine Flotte von 100 Schiffen, um der Stadt Rochelle zu Hülfe zu kommen. Da diese aber gerade Waffenstillstand geschlossen hatte und darum jetzt der Hülfe nicht bedurfte, so kehrte Buckingham nach einem mißglückten Versuch, sich des Forts Martin, von dem der Besitz der nahen Insel Rhé abhieng, zu bemächtigen, mit starkem Verlust an Mannschaft wieder nach Englaud zurück.

Indeß als Rochelle, gereizt durch die Aussicht auf England's Unterstützung, wieder zu den Waffen griff und dafür von einem königlichen Heere bedroht war, riefen die Rocheller Hugenotten die Hülfe Karl's an, der feierlich versprochen hatte, sie nie zu verlassen. Um daher eine zweite Expedition zu ihren Gunsten zu Stande zu bringen, wollte Karl wieder die

alten Willkührmittel anwenden. Aber da Alles im Lande darüber in Gährung gerieth, sah er sich gezwungen, das Parlament wieder zu berufen und daher auch die gefangenen Parlamentsglieder in Freiheit zu setzen.

Allein die Wahl war allgemein auf Männer gefallen, die der jüngsten Opposition angehörten. Diese unterließen es zwar, auf eine Schärfung der Gesetze zu dringen und den verhaßten Minister anzugreifen, — ja sie nahmen sogar den königlichen Antrag zur Subsidienverwilligung an, aber sie verlangten vorher durch einstimmigen Beschluß die Genehmigung der von ihnen gestellten Bitte um ihr Recht, welche später die zweite große Charte der Freiheiten von England wurde.

Diese berühmte Petition of right forderte 1. daß kein Freimann ohne ausgesprochene rechtsgültige Ursache eingekerkert werden solle; 2. daß in allen Fällen das Habeas corpus gewährt werde; 3. daß, wenn keine Ursache angegeben werde, der Gefangene in Freiheit zu setzen und gegen Bürgschaft loszugeben sei; 4. daß der König ohne Parlamentsacte keine Steuer oder Anleihe erheben solle.

Nachdem der König zwei Monate lang auszuweichen gesucht hatte, gab er scheinbar seine Zustimmung zu einer auf diese Petition gegründeten Bill, nämlich nicht in der gewöhnlichen Formel, sondern mit einer zweideutigen Umschreibung derselben. Dagegen traten Coke, Pym, Phillips u. a. mit Energie auf und brachten durch die Drohung einer Anklage gegen Buckingham den König dahin, daß er einlenkte, und nun bewilligte das Parlament die Subsidien, jedoch mit dem Zusatz, der König solle den Buckingham vom Hofe entfernen. Indeß wurden ihm die Gelder ausbezahlt, und als er sie hatte, vertagte er das Parlament mit der Erklärung, daß er den Hafenzoll, den sie an die Zustimmung des Hauses hatten binden wollen, niemals aufgeben werde.

„So endete“, sagt selbst Lingard (der katholische Geschichtschreiber England's) „diese ereignißreiche Sitzung, eine der denkwürdigsten in unserer Geschichte. Die Patrioten giengen vielleicht hie und da zu weit in ihrer Wärme und in ihren Vorausnahmen; ihre Bemühungen gaben ihnen jedoch vollen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt. Sie erzwangen von dem Könige die Anerkennung der Rechte, die er so muthwillig verletzt hatte, und setzten die Freiheiten der Nation auf einer festen, dauernden Grundlage zurecht.“ — Daß es dem König aber nicht voller Ernst mit dieser Anerkennung war, bewies der Umstand, daß er die vom Parlament in den Druck gegebenen Exemplare der Petition unterdrückte und andere drucken ließ, welchen seine erste Antwort darauf angefügt war, um das Volk glauben zu machen, daß er nichts von seinen früheren Ansprüchen aufgegeben habe.

Die erneute Belagerung Rochelle's, welche Richelieu in Person leitete, verpflichtete den König Karl zu einer zweiten Hülfssendung, welche wieder Buckingham, und zwar von Portsmouth aus, besorgte und anführen sollte; doch verzögerte sich die Expedition durch Unterhandlungen mit dem französischen Hofe. Buckingham hatte zu dieser Expedition ungewöhnliche Werkstücke, darunter Feuerschiffe bauen lassen, um „mit allem Nachdruck“ der englischen Marine, welche er durch seine Fürsorge

in den besten Stand und um ein Drittheil vergrößert hatte, als sie es unter Elisabeth gewesen war, den wichtigen Entsatz zu betreiben. In diesem Entschlusse schien das Geschick der Welt zu liegen, wie sich denn Buckingham auch mit dem Gedanken trug, die spanische Monarchie einerseits „in dem Fundament ihrer Größe", in Westindien anzugreifen, andererseits ihr die von ihr besetzte Pfalz und dadurch ihre Stellung am Mittelrhein zu entreißen und dabei durch Vermählung seiner Tochter mit dem Kurprinzen von der Pfalz sein eigenes Ansehen zu erhöhen.

Auf dieser schwindelnden Höhe erreichte ihn sein Untergangsloos. Eben hatte er eines Morgens mit dem französischen General Soubise einen Wortwechsel gehabt und wollte sich zum König begeben. Als er aus seiner Behausung zu Portsmouth aus seinem Ankleidezimmer heraus und über die Vorhalle gieng, um sich in seinen Wagen zu setzen, traf ihn plötzlich der Dolchstoß eines Mörders.

Der Mörder war ein englischer Lieutenant, ein Protestant Namens Felton, ein hagerer, düster aussehender Mensch mit röthlichen Haaren. Er war in der Armee zurückgesetzt worden, hatte daher um so leichter den allgemeinen Haß des Volkes gegen den verächtlichen Günstling getheilt, und gemeint, durch die Wegräumung desselben dem Lande einen Dienst zu thun. Er stieß ihm das Messer in das Herz und ließ es stecken. Buckingham zog es mit dem Ruf: „Schurke!" heraus, taumelte auf einen Tisch zu und fiel entseelt zu Boden. Er war erst 35 Jahre alt. Der Mörder hätte unter der Menge Menschen, die sich im Hause sammelte, leicht entkommen können. Vielmehr sagte er, als alles nach dem Schelmen schrie, der den Herzog umgebracht habe: „Nicht ein Schelm hat es gethan, sondern ein ehrlicher Mann; ich wünsche mir Glück, daß ich es vollbracht habe!" Bei der über ihn angestellten Untersuchung fand es sich auch, daß er keine Mitschuldigen hatte. Er gehörte zu den Menschen, welche durch die „Vermischung des Religiösen mit dem Politischen" leicht in den ärgsten Fanatismus gerathen. Man fand ein Papier bei ihm, worin er den für einen Feigen und Unwürdigen erklärte, der nicht für die Sache Gottes, des Königs und des Vaterlands sein Leben wagen könne. Die oft ungemessenen Äußerungen der Parlamentsopposition, die, wie das ganze Land, den Herzog haßte, hatten ihn auf den Mordgedanken gebracht. Er wurde hingerichtet, nachdem er vorher noch die Einsicht gewonnen hatte, daß sein Grundsatz, daß Gott eine solche Unthat wolle, falsch sei. — Der König nahm die Familie des Günstlings in Schutz, zahlte seine großen Schulden, ließ ihn in der Westminsterabtei begraben und nannte ihn in fortwährender Verblendung über ihn den „Märtyrer seines Souverains." Lingard bemerkt, daß, wenn Buckingham dem Messer des Mörders entgangen wäre, er späterhin höchstwahrscheinlich unter dem Henkerbeile geendet hätte. — An seine Stelle gewann der König bald darauf an dem durch Herkunft, Geist und Energie ausgezeichneten Thomas Wentworth, der früher einer seiner Gegner war, durch Würdenverleihungen einen Hauptverfechter unbeschränkter Königsgewalt: doch trat er erst später als Graf Strafford in den Vordergrund.

Die Expedition für Rochelle gieng dennoch unter Segel; aber die Führung war schlecht, die berathenen Anordnungen wurden nicht ausgeführt; der erste Angriff mißlang, man wollte zu einem zweiten eine stärkere Fluth abwarten —, aber die Stadt konnte sich nicht länger halten: Rochelle mußte sich auf Gnade und Ungnade an Richelieu ergeben, und mit der Macht der Hugenotten war es für immer aus!

„Welche Pläne maritimer Übermacht hatte Buckingham zuletzt an die Behauptung dieser Stadt geknüpft! Die Gedanken Buckingham's verstoben, als seien sie nicht gewesen: die Gedanken Richelieu's wurden die Grundlage einer neuen Weltordnung." (Ranke.)

Die fortgesetzte Beitreibung des Hafenzolls und die Erhebung einiger arminianischen und halbpapistischen Geistlichen zu höhern Würden waren die Hauptbeschwerdepuncte der Opposition des im J. 1629 wieder zusammentretenden Parlaments, in welchem es zwischen beiden Parteien zu Ausbrüchen der höchsten Leidenschaft kam. Als auf den Antrag Lord Eliot's das Haus in einer Protestation jeden für einen Feind gegen Königthum und Volk erklärte, der an der Religion etwas ändern wolle oder der das Hafengeld entrichte oder zu dessen Beitreibung helfe, so löste der König das Parlament auf und schickte Eliot und andere Gegner in das Gefängniß, aus welchem der erstere nie wieder zur Freiheit gelangte. Darauf veröffentlichte er seinen Willen, von nun an ohne Parlament zu regieren.

Allerdings haben viele seiner Gegner im Parlament die der königlichen Majestät schuldige Achtung durch maßlose Reden auf grelle Weise verletzt, so daß des Königs Zorn begreiflich ist; nichts desto weniger giebt selbst Clarendon zu, daß vom Parlament, als solchem, keine Acte ausgieng, „die nicht mit der Weisheit und Gerechtigkeit großer Versammlungen unter außerordentlichen Umständen vereinbar gewesen wäre. Und wer nur die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, welche, während das Parlament ruhte, begangen wurden, bedenken mag, wird sich nicht so sehr an der Wärme und Lebhaftigkeit seiner Sitzungen stoßen."

4. Regierung des Königs ohne Parlament. Streben des Königs nach Unumschränktheit. Friede mit Frankreich und Spanien. Erzbischoff Laud und seine Cultusänderungen. Des Königs Krönung in Schottland. Einführung der Episcopalverfassung daselbst. Errichtung der Tafeln. Erneuerung des Covenant. Graf Argyle. Kriegsrüstungen. Graf Strafford. Irische Zustände. Wiedereinführung des englischen Parlaments. Das kurze Parlament.

Fortan war des Königs Streben auf unumschränkte Monarchie und äußerste Beschränkung der bis dahin bestandenen Volksfreiheiten, die er für angemaßte Beeinträchtigungen der Königsgewalt ansah, gerichtet, und hiebei, scheint es, wollte er es den Königen von Spanien und Frankreich gleich thun; er verkannte aber dabei ganz den Geist seiner durch so viele den englischen Königen abgerungene Freiheiten schon mächtig gehobenen und darauf trotzenden Nation.

Da einem englischen Könige keine Militärgewalt, wie den absoluten Königen von Frankreich, zu Gebote stand, sondern seine Macht nur auf der Auslegung der Gesetze beruhte, so war es ihm von Vortheil, daß einige der hervorragendsten Juristen die königliche Prärogative oder die Souverainetät der Krone in der Art verfochten, daß sie, weil dieselbe früher als ein Parlament gewesen sei und gesetzlich gegolten habe, „aus der Pflicht, das Reich zu vertheidigen und zu regieren, das Recht des Königs ableiteten, von den Unterthanen die Mittel zur Erfüllung derselben zu fordern." Und dabei glaubten sie die Bestimmungen der magna charta Johann's, die Gesetze Eduard's I und die vielfach unbestimmten, zum Theil auf vorübergehenden Zeitumständen beruhenden Lehren der Rechtsbücher unbeachtet lassen zu

dürfen. Solche Deductionen steigerten die Neigung des Königs zur vollsten Überzeugung von seinem Rechte. Allein nie war in England vorher während elf Jahren kein Parlament berufen worden, wie jetzt geschah.

Um sich zur Ausführung seiner Plane zunächst Ruhe nach außen zu schaffen, schloß er mit Frankreich und nachher auch mit Spanien Frieden. Die bewilligten Subsidien verwendete er zur Bezahlung der Schulden; im Übrigen bestritt er die Regierungsbedürfnisse, so wie den Aufwand für seinen glänzenden Hof vom forterhobenen Hafengeld, von dem Verkauf neuer Monopolien, von den durch die Sternkammer auferlegten Strafgeldern und andern zur Buße auferlegten Strafen, von neu eingeführten Schiffsgeldern, von den Einkünften aus Forsten, die er zu Gunsten der Krone auf Kosten des Privatbesitzes erweiterte u. s. w. Das Volk klagte zwar über diese Willkührbestimmungen, ertrug sie aber doch, weil es sich in seiner Thatkräftigkeit mannichfaltige Erwerbsquellen zu eröffnen wußte, so daß sich dennoch das Land in einem blühenden Zustande befand.

Als der Gentleman Johann Hambden wegen Verweigerung von 20 Schilling Schiffsgeld vor Gericht gezogen wurde und sein Advocat sich auf die Magna Charta, auf bestätigte Freibriefe und zuletzt auf die Petition des Rechts berief, sagte der Staatsanwalt: „Diese Gewalt (die Schiffgeld-Steuern zu erheben) ist eine den Königen von England angeborene; sie stammt nicht vom Volk, sondern wurde dem König vorbehalten, als positive Gesetze erst gegründet wurden. Der König von England ist unumschränkter Monarch: einem solchen kann nichts gegeben werden, als was ihm schon durch seine Geburt angehört. Er kann kein Unrecht thun; er ist der einzige Richter und wir dürfen seine Entscheidung nicht in Frage stellen." Ähnliche Grundsätze äußerten auch sieben von den zwölf Richtern und erregten dadurch allgemeine Bestürzung im Volk.

Zu Hauptstützen seiner absolutistischen Bestrebungen hatte er den Lordschatzmeister Richard Weston und den Erzbischoff William Laud (spr. Lahd) von Canterbury, welche beide wegen ihres Eifers für die bischöffliche Kirche und ihrer Abneigung gegen die anderen Protestanten, die sie als Schismatiker betrachteten, sich den Vorwurf der Hinneigung zu Rom zuzogen. Da Laud den Cultus der Hochkirche dem katholischen in so fern näherte, daß er den reformirten Communiontisch in einen Altar mit Crucifix, Bildern und Lichtern verwandelte, den Geistlichen den Priestertitel und eine buntere Tracht gab und Beichte und Absolution einführte, so faßten die Katholiken gute Hoffnungen, und der Papst knüpfte sogleich Unterhandlungen zum Zweck einer Vereinigung der römischen und englischen Kirche an, die, wenn sie auch zurückgewiesen wurden, doch Veranlassung gaben, daß der König die Verfolgungen gegen die Katholiken einstellte und jeden Angriff auf Rom, wie auf die Bischöffe mit strengen Strafen belegte.

So wurde der Gottesgelehrte Leighton wegen einer heftigen Schrift gegen das Prälatenthum zu lebenslänglicher Gefangenschaft und in eine Strafe von 1000 Pfd. Sterling, außerdem zum Verlust eines Ohrs und zur Brandmarkung einer Wange verurtheilt. Erst nach 12 Jahren erlöste ihn das Parlament aus der Gefangenschaft. Eben so wurde der Advocat Prynne

wegen mehrerer Stellen in seinen Schriften gegen die Gerichtsbarkeit der Prälaten von der Sternkammer zu einer Geldstrafe von 1000 Pf. St., zur Amtsentsetzung, zum Verlust seiner Ohren und zu lebenslänglicher Einkerkerung verurtheilt. — Ein Jüngling, der überwiesen wurde, Flugschriften gegen die Bischöffe verbreitet zu haben, wurde durch die Straßen gepeitscht und an den Pranger gestellt. Solche Opfer despotischer Härte gab es noch viele. Die Folge war, daß wieder Viele nach Nordamerika auswanderten, darunter selbst Personen höhern Rangs.

Deßungeachtet würde man irren, wenn man der gewöhnlichen Annahme unbedingt beipflichten wollte, der König sei vorherrschend katholisch gesinnt gewesen, oder er habe sein Land zum Katholicismus zurückführen wollen: „sein anglicanisches Herz" verwarf in Übereinstimmung mit seinem, in Kirchensachen vertrauten Freunde, dem Erzbischoff Laud, die Anrufung der Heiligen und der Jungfrau Maria, die Anbetung der Hostie, das Verbot des Kelchs für die Laien, die Lehre vom Fegfeuer und viele andere specifisch katholische Bräuche und Lehren entweder als Irrthum oder als Aberglauben. Und als einst ein römischer Nuntius bei einer für die Katholiken günstigen Entscheidung kniebeugend dem Könige die Hand dafür küßte, sagte Karl: „Zu einem Papisten werdet ihr mich doch nicht machen!" — Das Bestreben Karl's, den Katholiken, zu denen ja auch seine Frau gehörte, gerecht zu sein, hieng überhaupt mit der geistlichen Bewegung des 17. Jahrhunderts in verschiedenen europäischen Ländern zusammen. Es traten damals vielfache Bestrebungen hervor, welche das, was zwischen dem Protestantismus und Katholicismus noch Gemeinsames geblieben, aber im Reformationszeitalter in den Hintergrund getreten war, hervorzuheben und zu betonen und dadurch eine Milderung und Vereinbarung der beiden religiösen Gegensätze zu Stande zu bringen suchten. Es zeigte sich dieses Bestreben bei einzelnen, für das Staatswohl aufrichtig besorgten Fürsten, Staatsmännern und Gelehrten. (Daher auch in Deutschland ein zeitweiliges Auftauchen von Unionsbestrebungen, wie es sich z. B. bei dem gelehrten Leibnitz [XXIII. 5, 2.] fand, die aber, so wohlgemeint sie waren, nie zum Ziele führten.) So gehörte auch der Erzbischoff Laud zu den Geistern, welche gewisse Überlieferungen der altrömischen Kirche, von denen die anglicanische Kirche ohnedieß schon so viele beibehalten hatte, noch weiter für dienlich und anwendbar hielten, theils um die kirchliche Andacht zu erhöhen, theils um eine Annäherung oder Vereinbarung der getrennten Glieder der gesammten christlichen Kirche zu ermöglichen, ohne die eine Partei in die andere aufzulösen. Denn so eifervoll, ja fast gewaltsam er auf die Einführung jener, der altkatholischen Kirche entlehnten Ritualien drang, so war doch auch er nichts weniger, als ein „Papist". Auch hat ihm der römische Nuntius nie beikommen können, vielmehr ihn in seinen Berichten nach Rom mit Verachtung beurtheilt und „für unfähig erklärt, zur Hebung des englischen Schisma das Mindeste beizutragen". Der König hielt sich sammt seinem Erzbischoffe „auf dem Standpuncte der anglicanischen Kirche, die sie nur zur vollkommnen Herrschaft (im ganzen Reiche) zu bringen trachteten". — Der Zwang aber, den sie bei ihren Cultusreformen anwendeten, war vom Übel und trug verderbliche Früchte. War auch Laud ein in den orientalischen Sprachen gelehrter und in der ältern Kirchengeschichte genau unterrichteter Theologe, dabei in seinem Privatleben von tadellosen Sitten und wohlthätigem Sinne, so machte ihn doch seine Überzeugung von der Alleinberechtigung des von ihm aufgestellten anglicanischen Kirchenideals gegen seine irgendwie von seinen Vorschriften abweichenden Geistlichen zu einem harten Richter, — gegen Dissenters aller Art aber, deren Gemeinschaften er gar nicht als christliche gelten lassen wollte, zu einem Verfolger. „Seine Idee war: Conformität um jeden Preiß, Unterordnung des Volks unter die Mitglieder der Kirche, dieser untereinander, aller unter den König." (Vergl. Ranke II. 203 — 218.)

Auch in Schottland hatte König Karl schon seit 1626 dadurch daß er die während der Reformation in die Hände des Adels gekommenen Kirchengüter theils für die Geistlichkeit, theils für den Staat zu-

rückforderte, große Unzufriedenheit erregt. Als er sich 1637 zu Edinburg krönen ließ, nahm das schottische Volk an dem mitgebrachten Erzbischoff Laud und an dem von demselben angeordneten Krönungsceremoniel großes Ärgerniß, so daß sich unter den Schotten die Meinung bildete, man wolle sie zum Papismus zurückführen. Dennoch bewilligte das schottische Parlament dem Könige eine verhältnißmäßig freigebige Subsidie. Als aber doch der König einen der opponirenden Edelleute vor Gericht zog und verurtheilen ließ, empörte dies den schottischen Adel so, daß der König für gut fand, den Verurtheilten zu begnadigen. Indeß blieben Volk und Adel erbittert, und als nun vollends Eingriffe in die bestehende Religion gemacht wurden, fielen in den allenthalben vorliegenden Zunder der Empörung die ersten Funken.

Um nämlich Schottland in kirchlicher Beziehung auf gleichen Fuß mit England zu setzen, wurden die schottischen Bischöffe zugleich mit weltlichen Ehrenstellen bedacht, ferner ein hoher geistlicher Gerichtshof errichtet, der unter Laud's Einfluß canonische Statuten und eine Liturgie entwarf, wodurch im Grunde das ganze presbyterianische System aufgelös't wurde. Da schallte von jeder schottischen Kanzel der Fluch gegen die neuen Anordnungen, durch welche Christus vom Throne gestoßen und die Gewalt der Kirche an die bürgerliche Obrigkeit verrathen würde.

Als nun die Liturgie in Edinburg zum erstenmal gebraucht wurde, sprang eine vom Religionseifer erfüllte alte Frau auf und warf ihren Schemel dem Dechant an den Kopf mit den Worten: „Schurke, willst Du die Messe halten, während ich zugucke?" Und als der Bischof die Kanzel bestieg, um das Volk zu besänftigen, ward er „Fuchs" und „Bauchgott" gescholten, mit Steinen und Prügeln geworfen und auf dem Heimweg von dem rasenden Pöbel niedergerissen und im Koth gewälzt. Alle Bemühungen der Prälaten, die Liturgie einzuführen, scheiterten an dem Widerstand der Gemeinden. Alle Gemüther in allen Ständen wurden von der Besorgniß ergriffen, daß man ihnen ihre alte freie Kirche, mit der die Selbständigkeit und Freiheit der Nation auf's innigste verflochten sei, entreißen und sie wieder zum Papstthum zurückführen wolle. Selbst Solche, welche bisher dem Willen des Königs gehorcht hatten, wurden mit in den Oppositionssturm hineingerissen.

Als nun dennoch die Einführung durchgesetzt werden sollte, beharrten die Schotten bei einer großen Versammlung in Edinburg nicht mehr bei dem bloß abwehrenden Widerstand, sondern giengen angriffsweise zu Werke und setzten am 17. Oct. 1637 eine förmliche Klageschrift gegen die Bischöffe auf, welche mit reißender Schnelligkeit durch ganz Schottland vom Adel, der Gentry, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft unterzeichnet wurde. Selbst die bedeutendsten Rechtsgelehrten liehen der Sache ihre Unterstützung. Um den Schlag von den Bischöffen abzuwenden, nahm

der König die Verantwortlichkeit für Alles, was diesen zur Last gelegt wurde, auf sich und erklärte, daß er selbst jedes Wort der Liturgie gebilligt habe, welche bestimmt sei, gerade den Aberglauben zu zerstören und die wahre Religion zu stärken. Das half aber nichts. Man bildete nun vielmehr, um Ordnung und Regelmäßigkeit in die Bewegung zu bringen, allenthalben Ausschüsse, Tafeln genannt, welche auf Abschaffung des geistlichen Obergerichts, der canonischen Statuten und der Liturgie drangen. Hierauf antwortete der König durch einen Verweis und setzte auf die ferneren Versammlungen der Tafeln die Strafe des Hochverraths.

Jede der vier Einwohnerclassen Edinburg's (Nobility, Gentry, Geistlichkeit und Bürgerschaft) ernannte eine Zahl Abgeordneter, die, weil sie bei den gemeinschaftlichen Versammlungen je an einer Tafel Platz nahmen, Tafel hieß. Jede der vier Tafeln ernannte wieder vier Glieder aus sich, und diese 16 bildeten einen permanenten Ausschuß, der als solcher eine fünfte Tafel ausmachte, die stets in der Hauptstadt blieb, mit den andern Tafelgliedern correspondirte und sie in wichtigen Fällen einberief. Ähnliche Tafeln bildeten sich in allen Städten Schottland's, so daß sich dadurch gleichsam ein Staat im Staate bildete und so der Regierung Karl's, die auf der „Idee des göttlichen Rechts und der Gewalt von Oben" fußte, eine andere sich entgegensetzte, welche, wenn sie auch das Königthum nicht verwarf, doch Staat und Kirche von Unten aufbauen wollte.

Diese verhängnißvolle Maßregel rief die Wiedererneuerung des schon unter Jacob I gegründeten Covenants oder schottischen Nationalbundes hervor, den sie zur Vertheidigung der Religion und der Freiheiten des Landes beschworen.

Dieser Bund, der unter feierlichen Eiden und religiösen Ceremonieen geschlossen wurde, war eine Nachahmung der Bundes Israel's mit Jehovah. Ein schwärmerischer Religions- und Freiheitsgeist bemächtigte sich Aller durch ganz Schottland (mit Ausnahme der Grafschaft Aberdeen): der Ernst, mit dem allenthalben der Gottesdienst geübt wurde, steigerte sich bald zu einer fanatischen Strenge, die alle Lebensverhältnisse durchdrang. — In der von Henderson aufgesetzten Urkunde des Covenants wurde das Papstthum mit allen seinen Lehren, Gebräuchen und Anmaßungen in den stärksten Ausdrücken verworfen, die canonischen Statuten mit der Liturgie für abgeschafft erklärt und Jedermann zur Widersetzlichkeit dagegen verpflichtet. Um es jedoch an Loyalität nicht fehlen zu lassen, wurde gelobt, den König, wenn er ihnen ihre Religion, ihre Freiheit und ihr Recht ließe, in aller Weise zu unterstützen.

Zunächst forderten sie eine unabhängige Kirchenverwaltung und ein freies Parlament. Der König gestattete nun zwar zu Glasgow eine Versammlung zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten, die am 21. November 1638 eröffnet wurde; da sie aber sich nicht willfährig zeigte, sondern sogar wider die Absicht des Königs sich zu einem competenten Gerichtshof über die Bischöffe erklärte, so sprach der König die Auflösung der Versammlung aus. Die Versammelten giengen aber nicht auseinander, sondern erklärten, da ihr Muth durch den Beitritt des mächtigen Grafen Argyle stieg, die in Schottland seit Jacob eingeführte Episcopalverfassung für abgeschafft und die widerstrebenden unter den Bischöffen theils für excommunicirt, theils für abgesetzt.

Weil somit die Schotten zugleich mit der religiösen Freiheit eine politische erstrebten, so hielt sich der König berechtigt, zu Kriegsrüstungen

zu schreiten, deren Kosten aus Anlehen vom englischen Adel und aus reichen Beisteuern der englischen Kirche aufgebracht wurden; selbst die Katholiken trugen gern zu diesem „bischöfflichen Krieg" bei.

Und das thaten sie, obgleich der König auf Laud's Betrieb die Gesetze wider die katholischen Recusanten wieder in Kraft setzte, um zu zeigen, daß weder er, noch Laud katholisirende Tendenzen hätten. Als der päpstliche Gesandte den König erinnerte, daß er nach den Bedingungen seines Ehevertrags die Katholiken zu schützen versprochen habe, entgegnete ihm der König, er werde dieses Versprechen nie brechen, aber auch zeigen, was er seiner eigenen Kirche schuldig sei. „Ich bin ein Anderer, als man in Rom wünscht, daß ich sein möchte."

Anderseits rüsteten sich auch die Covenanter und wurden dabei heimlich sowohl von den englischen Puritanern, als auch von dem französischen Hofe (Richelieu) durch Geld unterstützt. Freiwillige strömten von allen Seiten herbei, und der kriegserfahrene Alexander Lesley, der schon unter Gustav Adolf in Deutschland gefochten hatte, wurde an die Spitze des Covenanterheeres gestellt.

Als der König mit 20,000 M. an die schottische Gränze rückte, in dem Glauben, die Schotten würden sich ohne Schwertstreich fügen, fand er ein eben so großes, noch dazu von religiöser Begeisterung gehobenes und von strenger Mannszucht zusammengehaltenes Heer, vor welchem seine durch keinen höhern Gedanken belebten Leute eine solche Furcht bekamen, daß der König (auf Laud's Rath) Vergleichsvorschläge machte, welche von den Schotten, die sich doch noch scheuten, einen offenen Krieg gegen ihren König zu führen, angenommen wurden. In Gemäßheit der Pacification von Berwick (17. Juni 1638) wurden die Heere entlassen und eine schottische Synode sowohl, als auch ein schottisches Parlament berufen. Allein die Synode blieb bei den Glasgower Beschlüssen, ohne jedoch auf einer formalen Bestätigung zu bestehen; und wenn auch des Königs Commissär, der Graf Traquaire, sich herbeiließ, ihrer Erklärung, daß das Bisthum mit der Verfassung Schottland's im Widerspruch, ja daß es wider Gottes Wort sei, zu billigen, so gab der König nur das Erstere zu, den letztern Punct aber verwarf er und verwies dem Commissär seine Nachgiebigkeit. Das schottische Parlament, das am 31. Aug. zusammentrat, gieng gleichfalls nicht in die Forderungen des Königs ein und wurde daher auf sechs Monate vertagt.

Nun entschloß sich der König, auf den Rath Wentworth's (des bisherigen irischen Lord-Statthalters, den er jetzt zum Grafen von Strafford und Pair erhob und zum Vicekönig von Irland ernannte) und unter Beistimmung Laud's, wieder zu den Waffen zu greifen, um Schottland seinem Willen zu unterwerfen. Die Mittel dazu sollte das englische Parlament gewähren, das, nachdem er es 12 Jahre zurückgestellt hatte, wieder zu berufen er sich überwand. Vorher aber ließ er ein irisches Parlament abhalten, welches Straf-

ford dadurch, daß er den Iren Schonung ihrer noch bedrohten Eigenthumsrechte zusicherte, zur Bewilligung einer vierfachen, an keine Bedingungen gebundenen Subsidie brachte.

Vor der Eroberung Irland's gab es auf dieser Insel kein Privateigenthum, sondern die Geschlechter und Stämme, denen die Landschaften gehörten, übten nur durch ihre Häuptlinge (Clane) ein gewisses Eigenthumsrecht aus. Nach der Eroberung der Insel gaben die Könige an englische Ritter Theile des eroberten Landes als Ritterlehen, auf denen die Belehnten allmählich sich in und an das irische Leben und Wesen so verloren, daß die Verhältnisse ihrer Baronieen von denen der irischen Territorien wenig unterschieden waren. Nur in und um Dublin erhielten sich die englischen Colonieen in ihrem englischen Character. Erst unter Königin Maria wurden Landstriche von größerem Umfang anglisirt, andere unter Jacob I besonders durch Schotten angebaut. — Nach der Unterdrückung des Aufstandes O'Neal's von Tirone (XX. 2, 6) wurde, weil O'Neal, dem mit ihm geschlossenen Frieden nicht trauend, nach Spanien gieng, wo er starb, das ganze irische Besitzthum seines Stammes und seiner treusten Anhänger — zusammengenommen 1,262,343 Acres — von der englischen Regierung eingezogen und in englische Lehen von 1000, 1500 und 2000 Acres zerschlagen, von denen die Belehnten wieder einen großen Theil an geringere Ansiedler verlehnen mußten. Alle Belehnten und ihre Ansiedler mußten den Suprematseid schwören; Katholiken und National-Irländer waren von diesen Vertheilungen ausgeschlossen und der völligen Verkümmerung preißgegeben. — Um Soldaten zum Schutze dieser neuen Colonisten halten zu können, schuf Jacob I die neue englische Adelsklasse der Baronets, deren jeder dieses Adelsrecht für eine Geldsumme kaufte, die so groß war, als der dreijährige Sold eines Soldaten betrug. In der Folge stellte die Regierung den Grundsatz auf, daß kraft der Eroberung alles Grundeigenthum auf der Insel der Krone zugefallen sei, und daß nur derjenige, welcher urkundlich nachweisen könne, daß ihm früherhin sein Eigenthum von der Krone übertragen worden, ein Recht an dieses sein Besitzthum habe. Da nun die Meisten aus verschiedenen Ursachen diese Übertragungen nicht urkundlich nachweisen konnten, so wurde unter Jacob I der größte Theil des irländischen Grundeigenthums für die Krone eingezogen und an begünstigte Engländer oder Schotten gegeben. So wurden Tausende von irischen Familien auf's gewissenloseste ihres Eigenthums beraubt und mit ihren Nachkommen in unabsehbares Elend gestoßen, ohne daß sich das harte Herz der Herrschenden um die Unglücklichen bekümmerte. Dabei wurde die katholische Kirche, der die Irländer angehörten, auf grausame Weise unterdrückt, ihre Priesterschaft gefangen und zum Theil hingerichtet. Wenn unter Karl I die Bedrückung geringer war, so hatten die Iren dieß nur den in England und Schottland entstandenen Verwickelungen zu danken. Aber die Vergeltung für das an den Iren begangene Unrecht sollte zunächst das Haus Stuart treffen, und überhaupt die großbritannische Krone noch bis in späte Zeiten an Irland einen verdienten Pfahl im Fleische haben. (Vergl. Leo's Univ. Gesch. III. S. 611 ff.)

Die irischen Subsidien reichten aber zur Ausrüstung von 30,000 M. zu Fuß und 5000 zu Pferd nicht entfernt aus. Als daher am 13. April 1640 das englische Parlament in Westminster zusammentrat, verlangte der König eine zwölffache Subsidie. Um die Bewilligung zu erlangen, bot er alle Freundlichkeit auf und versprach sogar auf das Hafengeld zu verzichten, falls das Parlament Mittel fände, den Ausfall zu decken. Allein da die puritanische und patriotische Partei im Parlament das Übergewicht hatte, so waren die Debatten äußerst stürmisch. Denn John Pym, der Führer der Opposition, zählte gleich von vorn herein alle Beschwerden auf über Eingriffe in die Privilegien des Hauses,

in die Eigenthumsrechte und Freiheiten der Unterthanen und in die Satzungen der Kirche.

Unter den von ihm vorgebrachten Beschwerden stellte Pym die religiösen in den Vordergrund: Männer katholischer Confession seien in Stellungen des Vertrauens und der Macht; ein päpstlicher Nuntius residire in England und bringe die auf England's Conversion abzielenden Beschlüsse der dazu in Rom aufgestellten Congregation in Ausführung; die Landeskirche sei daher in der größten Gefahr. — Der Regierungsplan des Königs zielte jedoch, wie schon erwähnt, nicht auf Annahme des Katholicismus: er wollte nur seine drei Reiche durch eine mildere Behandlung des katholischen Glaubens in dem gleichen Gehorsam gegen die Krone erhalten: „nach der Idee des Königs sollte Großbritannien, weit entfernt, wieder ein Planet des Papstthums zu werden, vielmehr als ein besonderer Weltkörper, unter neutralisirter Influenz von Außen, seine eigene Bahn beschreiben." Allein diese seine „neutrale Stellung" erschien den Meisten schon als eine „Hinneigung", welche unwillkührlich zum Abfall führen könnte.

Was den Oppositionsführer John **Pym** betrifft, so war er schon im alten Parlament unter Jacob I ein Vorkämpfer „gegen Monopole und andere Ausflüsse königlicher Prärogative" und wegen seines „hochfahrenden, verstimmten" Geistes jenem Könige mißfällig. Er war kein rigoroser Puritaner; gab sich aber mit strengster Consequenz seinem Oppositionsberufe hin: er kannte kein Ansehen der Person, war auch nicht auf seinem und seiner Familie Vortheil aus, und arbeitete vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht bloß für seine parlamentarischen Zwecke. Er hatte bei seiner Partei die höchste Geltung und „bei jedem seiner Worte konnte er auf eine große Wirkung rechnen."

Als die Debatten kein Ende nehmen wollten, drang der König auf vorherige Entscheidung über den Geldpunct. Das Haus bat um noch einen Tag Geduld. Aber der König, der erkannte, daß ihn ein Theil der Opposition zur schmählichsten Nachgiebigkeit zu zwingen sich vorgenommen hatte, verlor alle ruhige Haltung und löste am 5. Mai das Parlament auf mit der Erklärung, daß er dazu gezwungen worden sei, weil die Opposition versucht habe, die Leitung der Regierung an sich zu reißen. Auch ließ er drei Parlamentsglieder gefangen setzen.

So endete das sogenannte kurze Parlament. Laut jubelten Pym und seine Freunde über die Auflösung, weil es nicht eher besser gehen könne, als bis es erst zu noch Schlimmerem werde gekommen sein. Von nun an trat die puritanische und die patriotische Opposition mit den schottischen Unterhändlern in noch engern Verkehr.

5. Einfall der Schotten in England. Vergleich. Das lange Parlament. Opposition. Strafford in Anklagestand. Sein Prozeß und seine Hinrichtung.

Nachdem der König das zu den Rüstungen noch fehlende Geld auf verschiedenem Wege (theils aus einem von der Synode der Geistlichen bewilligten Geschenke, theils durch eine freiwillige Anleihe und durch strengere Eintreibung des Hafengeldes) aufgebracht hatte, wurden die Rüstungen beschleunigt. Noch war erst ein Theil des Heeres beisammen, der unter Cowlay einstweilen in die Grafschaft Northumberland einrückte — als ein schottisches Heer von etwa 25,000 M. unter dem alten Lesley den Tweed überschritt und in England einrückte, den Über-

gang über die Tyne erzwang und in den beiden nördlichen Grafschaften Schatzungen erhob.

In dieser Noth berief der König, der sich gerade bei seinem mißmuthigen Heere in York befand, einen Pairsrath, der ihm dringend rieth, das englische Parlament wieder zu berufen; da ihn auch die Londoner Bürgerschaft darum bat, ja selbst die Königin mit einigen Ministern ihn beschworen, in diese Maaßregel zu willigen, so gab er nach, schloß mit den Schotten einen einstweiligen Vergleich und berief das englische Parlament auf den 3. Nov. 1640.

Die Abkunft, die er mit den Schotten schloß, bestand darin, daß das schottische Heer noch in den, von demselben occupirten Grafschaften Northumberland und Westmooreland sollten stehen bleiben dürfen und auf Kosten dieser Grafschaften erhalten werden. Die Entschädigung sollte diesen letzteren aus den Bewilligungen des Parlaments zu Theil werden. So stunden zwei Armeen, die sich hatten bekämpfen wollen, auf dem gleichen Boden einander mit eingestecktem Schwerte gegenüber und beide wurden auf Kosten der gleichen Autorität ernährt. Da vorauszusehen war, daß das Parlament auf eine gewisse Beschränkung der königlichen Macht ausgehen werde, so lag für den König schon in der Berufung desselben „eine Niederlage seines hierarchisch-royalistischen Systems.“ Noch baute aber der König auf den Sieg seiner Sache, zunächst auf die Beihülfe des Parlaments zur Entfernung des Heers der „rebellischen“ Schotten.

Allein die Wahlen stellten nun eine noch unbeugsamere Opposition auf, welche von zwar characterfesten, strengsittlichen, religionseifrigen, auch durch Reichthum unabhängigen, aber in ihren Parteibestrebungen nicht selten zur Ungerechtigkeit sich neigenden, ihre Befugnisse weitaus überschreitenden Männern, wie Pym, Hampden, St. John u. a., geleitet wurde. Ohne auf die Anträge des Königs in Betreff der Schotten einzugehen, traten sie gleich mit Beschwerden hervor, und forderten nicht bloß die Abstellung derselben, sondern drangen sogleich einstimmig auf die Entfernung der Minister, ja setzten den Grafen Strafford und den Erzbischoff Laud in Anklagestand und betrieben den Hochverrathsprozeß gegen sie.

Da **Strafford** noch unter dem Namen Wentworth in früherer Zeit (K. 7, 3 a. E.) der Volkspartei angehört hatte, dann aber auf die Seite Krone getreten war, so war er seitdem als „Abtrünniger“ stets der Gegenstand des Hasses der Opposition, die alle Maßregeln der Regierung auf seine Rechnung setzte. Allerdings war es Strafford's Bestreben, die Krone unumschränkt zu machen, weil es seine Überzeugung war, daß die absolute Monarchie die beste Regierungsform sei. Dabei gieng er aber oft zu rasch und streng zu Werke, besonders während seiner Verwaltung Irland's. Dennoch beobachtete er bei seinem Absolutismus eine gewisse Unparteilichkeit: zur Anwendung ungesetzlicher Gewalt schritt er wenigstens nicht absichtlich. Obwohl er in Irland mit eiserner Hand allen Aufstand niederhielt, so war er doch stets nur darauf bedacht, die Wohlfahrt dieses Landes zu heben, und wirklich wurde Irland unter ihm so wohlhabend, daß bald das Einkommen die Ausgaben um 60,000 Pf. St. überstieg. Und so wie er großartige Plane zur Hebung des auswärtigen Handels entwarf, so suchte er auch dem heimischen Kunstfleiße neue Hülfsquellen zu öffnen. — Er war (nach Ranke) „eines der größten administrativen Talente, die sich unter den Engländern hervorgethan haben, ehe sie Indien's mächtig geworden sind.“ — „Er war ein Mann von hoher Gestalt, der, obgleich noch in den Jahren voller Manneskraft, doch schon gebückt einherschritt. Wenn er saß

und dachte, schien eine Wolke auf seinem Antlitz zu liegen; wenn er sich erhob und seinen Gedanken Ausdruck gab, erschien er heiter und gleichsam leuchtend von Angesicht: er sprach fließend und nachdrücklich; er hatte die Gabe rascher Auffassung und treffender Replik." — Sein Irrthum bestand darin, daß er England behandeln zu können glaubte, wie Irland, und daß sein absolutes System, welches er selbst mit dem Worte „Thorough" bezeichnete, ein stehendes Heer voraussetzte, welches nicht vorhanden war, und sein politischer Hauptfehler war, daß er dem Könige zu kriegerischem Vorgehen gegen Schottland gerathen hatte.

Als der König von der Anklage gegen Strafford hörte, gab er ihm die feierlichste Versicherung, daß er nie zugeben werde, daß man ihm Leben, Ehre oder Vermögen nehme. Als sich Strafford in's Haus der Gemeinen verfügte, wurde er dort vom Sprecher des Hauses dem schwarzen Stabträger zur Haft übergeben. Und nun wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, ihn zu verderben: mehrere fähige Parlamentsglieder, die nicht zur Volkspartei hielten, wurden auf den Grund, daß sie sich von der Regierung zu Ungesetzlichkeiten hätten brauchen lassen, ausgeschlossen; viele Grafschaftsstatthalter, Sheriffs, Schiff- oder Hafengeldeintreiber, Zollpächter und andere k. Beamte wurden als „Delinquenten" bezeichnet; alle durch Königs-Befehl Verhaftete in Freiheit gesetzt und ihre Richter zur Schadloshaltung derselben verurtheilt. Eine Bill, welche eine dreijährliche Parlamentsperiode festsetzte, mußte der König bestätigen.

Die Verhöre Strafford's vor dem Pairshof in Westminsterhall begannen am 22. März 1641. Er hatte dabei mit allen möglichen Nachtheilen zu kämpfen: er litt an Steinschmerzen; einen Hauptzeugen, den Grafen Radcliffe, hatte man ihm durch eine Anklage zu entziehen gewußt; seine andern Zeugen wurden nicht vereidigt, sondern nur die der Gegner; er durfte sich keines Rechtsfreundes bedienen, außer bei Formsachen; es wurden ihm jedesmal nur 30 Minuten zur Vertheidigung gegönnt und dabei umtos'te ihn der größte Lärm. Dennoch vertheidigte er sich gegen Pym's 28 Klageartikel dreizehn Tage hindurch mit so großer männlicher Beredsamkeit, Festigkeit und Würde, daß sich die Lord's zu seinen Gunsten zu neigen schienen und seine Gegner schon am Gelingen ihres Anschlags zweifelten. Daher brachte nun Pym als sogenannten neuen Beweis die Behauptung vor, Strafford habe geäußert, das Heer nicht gegen Schottland, sondern gegen England gebrauchen zu wollen; er könne aber von den nöthigen zwei Zeugen nur einen aufbringen. Auch dieser Anklage begegnete Strafford mit siegender Beredsamkeit.

Er schloß seine Rede mit den Worten: „Und nun, Mylords, was mich betrifft, so bin ich durch Gottes, des Allmächtigen, Gnade belehrt worden, daß die Trübsale dieses Lebens nicht zu vergleichen sind mit der ewigen Fülle der Verklärung, die uns nachmals soll geoffenbart werden, und so, Mylords, übergebe ich mich mit aller Seelenruhe in Euer Urtheil, und ob dieses Urtheil Leben oder Tod sei: Te Deum laudamus!" — Selbst Whitelock, einer seiner Gegner, aber ein großmüthiger, sagt von dieser Vertheidigung: „Sicherlich spielte nie ein Mann eine solche Rolle auf einer solchen Bühne mit mehr Weisheit, Standhaftigkeit und Beredsamkeit, mit mehr Verstand, Urtheil und Mäßigung und mit gefälligerem Anstand in allen seinen Worten und Gebärden, als dieser große, ausgezeichnete Mann; auch rührte er die Herzen aller seiner Zuhörer mit Ausnahme von nur Wenigen, mit Gewissensbissen und Mitleid." — Wirklich neigte sich das Haus der Lords und die allgemeine Stimmung zu Strafford's Gunsten. Auch die Juristen waren der Überzeugung, daß keine seiner Reden und Handlungen einen hochver-

rätherischen Character habe; selbst wenn man beweisen könnte, daß Strafford den Umsturz der Gesetze angestrebt habe, so wäre das doch nur „Felonie, nicht Hochverrath."

Unterdessen aber hatte Pym im Unterhause (mit Hinweisung auf Vorgänge früherer Zeiten, wobei, wenn Angeklagte nicht mit der gewöhnlichen Form konnten verurtheilt werden, der gesetzgebende Körper die Macht habe zu bestimmen, was Hochverrath sei) die Bill of attainder eingebracht, d. h. darauf angetragen, den Grafen Strafford in die Reichsacht zu erklären. Obgleich selbst einer der eifrigsten Gegner desselben (Lord Digby) dieses Verfahren für einen Justizmord erklärte, so gieng doch die Bill im Unterhause mit 204 gegen 59 Stimmen durch und wurde noch an demselben Tage mit dem Antrag auf ein Todesurtheil an's Oberhaus gebracht und ihr die captirende Klausel angefügt, sie solle nicht als vorgehendes Beispiel für künftige Zeiten gelten. Demnach sollte Strafford „mit oder ohne Gesetz" vernichtet werden.

In der höchsten Besorgniß für ihn ließ nun der König beide Häuser vor sich kommen und erklärte ihnen, daß er Strafford nicht schuldig finde und nie in die Achterklärung willigen werde; das einzige, wozu er sich verstehen könne, sei, daß er ihn zu keinem öffentlichen Posten mehr berufen wolle.

Durch dieses unkluge Verfahren verschlimmerte der König die Sache des Angeklagten: denn nun schrieen die Gegner, der König verletze die Freiheiten des Parlaments, indem er sich in eine noch der Berathung unterliegende Bill mische. Ein mit Dolchen und Keulen bewaffneter, 6000 M. starker Pöbelhaufe durchzog die Straßen und verlangte Strafford's Kopf und Bestrafung aller derer, welche gegen die Achtserklärung gestimmt hatten. Dadurch eingeschüchtert, willigte nun auch das Oberhaus, ohne auf des Königs Verwendung zu achten, mit einem Mehr von 7 Stimmen (26 gegen 19) in das Todesurtheil.

Als diese Bill sammt einer andern, nach welcher das gegenwärtige Parlament vor Abstellung seiner Beschwerden ohne Bewilligung der beiden Häuser nicht sollte aufgelöst oder vertagt werden können und auch zu Geldaufnahmen ermächtigt werden sollte, dem Könige zur Bestätigung vorgelegt wurde, wußte er in der Verzweiflung nicht, was er thun sollte: auf der einen Seite warnte ihn die Stimme seines Gewissens, einen Mann, der nur seine Befehle treu ausgerichtet, nicht fallen zu lassen; auf der andern Seite schreckte ihn die Furcht, das wüthende Volk möchte zur offenen Rebellion vorschreiten. In seiner Angst fragte er fünf Bischöffe, die er bei sich versammelte, aber nur einer rieth ihm ehrlich, der Stimme seines Gewissens zu folgen. Voll Mitleid über diese Angst des Königs, schrieb Strafford an ihn, entband ihn seines Wortes und bot sich zum Opfer des Landes dar, indem er hoffe, daß seine (Strafford's) Einwilligung den König vor Gott entschuldigen werde. Und der schwache König — anstatt entweder auf jede

Gefahr hin sein Königsrecht anzuwenden und die Bestätigung zu verweigern, oder als König abzudanken — ertheilte zu seiner ewigen Schmach nicht nur, sondern auch zu seinem eigenen Verderben, die Bestätigung der beiden Bills und — Strafford's Haupt fiel unter dem Beil. In ihm starb ein Mann, dem — nach dem Ausspruch Whitelock's — „an natürlichen Gaben und Fähigkeiten, an Bildung, an Erfahrung in den größten Geschäften, an Treue und Edelmuth nur Wenige, die ihn überlebten, an die Seite gestellt werden können".

Zwar hatte der König einen Versuch gemacht, ihn zu retten, und das Oberhaus gebeten, beim Unterhaus Schritte zur Zurücknahme des Todesurtheils zu thun; allein vergebens. Als Strafford vernahm, der König habe ihn fallen lassen, stand er auf, sah gen Himmel und sagte die Psalmstelle: „Verlasset euch nicht auf Fürsten: sie sind Menschen, die können nicht helfen!" — Gleich am andern Morgen ward im Towerhill das Blutgerüste aufgerichtet. Als Strafford auf dem Gang dahin vor des mitgefangenen Laud's Fenster vorbei kam, streckte dieser Greis, wie Strafford sich's von ihm ausgebeten hatte, die zitternden Hände zum Segnen über ihn aus und fiel ohnmächtig zurück in die Arme seiner Umgebung. Als Strafford eine Kutsche besteigen sollte, um vor dem wüthenden Pöbel gesichert zu sein, sagte er, es sei ihm gleich, durch das Beil oder durch die Wuth des Volkes umzukommen, und schritt nicht wie ein Verurtheilter, sondern wie ein siegreicher Feldherr an der Spitze eines Heeres, durch die unabsehbare Volksmenge, die bei seinem Gruße sich — kein Wort der Schmähung erlaubte. Auf dem Schaffot hielt er eine Rede an das Volk, betheuerte, daß er bei allem seinem Thun immer nur das Wohl des Landes vor Augen gehabt habe, und daß er nie gegen Parlamente gewesen sei, auch nie die protestantische Kirche habe gefährden wollen: es sei kein gutes Vorzeichen für das Glück des Volks, daß man den Anfang einer Staatsverbesserung mit blutigen Buchstaben schreibe. Dann richtete er Worte des Abschieds an seine Freunde und an seinen weinenden Bruder. Als er sich entkleidete, äußerte er, daß er seinen Rock so freudig ausziehe, als je zuvor, wann er zu Bett gegangen; dieser Block sollte sein Kissen sein, hier wolle er von aller seiner Mühe und Arbeit ausruhen. Dann kniete er nieder und betete und der Erzbischoff Usher mit ihm. Nachdem er seinem Kopfe die rechte Lage auf dem Block gegeben hatte, gab er dem Nachrichter das Zeichen und mit dem ersten Streich war das Haupt vom Rumpfe getrennt. Also starb Thomas, Graf von Strafford im 49. Jahre seines Alters, treu seinem Könige und seiner Kirche, im festen Glauben, das Recht des Königs, ohne Verletzung der Staatsverfassung vertheidigt zu haben, — wenn auch selbst in den Augen vieler Gemäßigten schuldig, den König in der Beeinträchtigung wesentlicher Volksfreiheiten bestärkt zu haben, wozu freilich die Unbestimmtheit der Gränze parlamentarischer Gewalt beiden den Anhalt bot. Anderseits hatten die Volksführer zwar die gute und achtungswerthe Absicht, die religiöse und bürgerliche Freiheit gegen Eingriffe des Despotismus von Oben her zu sichern, giengen aber dabei im leidenschaftlichen Eifer so weit, daß sie die Gesetze göttlicher und menschlicher Ordnung schwer verletzten und diese Verletzung von Schritt zu Schritt steigerten, bis sie die Gränzen des Despotismus von Unten her ausgemessen hatten. Von dieser Zeit an traten die beiden politischen Parteien hervor, welche damals mit dem Namen der „Cavaliere und Rundköpfe", später der Tory's und Whig's bezeichnet wurden und einerseits für die Autorität des Regiments und für das Herkommen, andrerseits für Freiheit und Fortschritt in die Schranken traten. — Auf jener Seite standen der größere Theil des Adels und der Vornehmen mit ihrem Anhang, der anglicanische Klerus, die katholische Partei, die beiden Universitäten und alle, welche dem bischöfflichen Regiment anhiengen — auf dieser Seite eine bedeutende Minorität des Adels, die Nonconformisten, die Anhänger der strengeren calvinistischen Richtung (Puritaner), die unabhängigen Landbesitzer, die Kaufmannschaft und die meisten städtischen Corporationen.

Schon in Strafford's Processe konnte man die Hauptmittel wahrnehmen, deren sich Demagogen zu ihren Agitationen zu bedienen pflegen: 1. Die Presse, die sich es zur Aufgabe machte, die Besorgnisse des Volks vor Gefahren zu steigern, 2. die Kanzel, welche vom Geist der Parlamentsopposition inspirirt wurde; 3. Bittschriften, zu deren Unterzeichnung man bewaffnete Haufen herumschickte; 4. Verbreitung erfundener Gerüchte, um künstlich aufzuschrecken; 5. Spione, selbst weibliche, in allen Gesellschaftskreisen; 6. organisirte Pöbelhaufen, die auf den Wink ihrer geheimen Führer und Lenker „wie Kuppelhunde sich anhetzen ließen und wieder kuschten."

6. Des Königs Nachgiebigkeit. Steigende Anmaßung des Parlaments. Der König in Schottland. Blutiger Aufstand in Irland. Die Remonstranz der Landpartei. Tumultuoses Parteitreiben. Haftbefehl gegen fünf Opponenten. Des Königs Demüthigung im Unterhaus. Revolutionäre Schritte des Parlaments. Der Sicherheitsausschuß. Das Parlamentsheer. Des Königs Aufgebot. Ausbruch des Bürgerkriegs.

König Karl, durch Strafford's Tod erschreckt und wegen der dabei bewiesenen Schwäche im Gewissen geschlagen, gab für die erste Zeit jeden Widerstand auf, nahm Falkland, Hyde und Colepepper, welche das allgemeine Vertrauen besaßen, als seine Minister an und versprach ohne ihren Rath keine Schritte zu thun und in Übereinstimmung mit den beiden Häusern zu regieren. Er gebot, die Heere aufzulösen; er willigte, wenn auch nicht ohne Einrede, in die Aufhebung der Sternkammer und des geistlichen Obergerichts, so wie in die Verzichtleistung auf die freie und willkührliche Entlassung der Richter und in die Aufhebung der separaten Gerichtshöfe in den nördlichen Grafschaften, welche Behörden sich sämmtlich durch Mißbrauch ihrer Befugnisse verhaßt gemacht hatten; er verheirathete seine zehnjährige Tochter an den Prinzen von Oranien, kurz that Vieles, was das Volk mit der Hoffnung erfüllte, er werde nun verfassungsmäßig regieren. Auch fieng das fortdauernde Parlament schon an, in der allgemeinen Gunst zu sinken, weil es auf Abschaffung der Bischöffe drang (was besonders die Universitäten und einen großen Theil der Geistlichkeit aufbrachte) und weil es sich rücksichtslose Ritualänderungen erlaubte und den Pöbel nicht im Zaum hielt.

Indeß blieb es doch des Königs innerster Wunsch, seine Gewalt wieder zu gewinnen. Er begab sich nach Schottland, um das dortige Parlament zu eröffnen, und machte auch diesem große Bewilligungen, indem er unter Anderem die Acten der Glasgower Versammlung und des Parlaments von 1640, so wie überhaupt die Ansprüche der parlamentaren Gewalt anerkannte, die Bischöffe aufgab und dem Adel sogar das ihm entzogene Kirchengut wieder zurückgab. Auch besetzte er die wichtigsten Stellen mit seinen bisherigen Gegnern. Denn es kam ihm darauf an, die Sache der Schotten von der englischen zu trennen. Aber diese Politik verfehlte in so fern ihres Zwecks, als dennoch Argyle und seine Partei, im Gefühl, zu weit gegangen zu sein, dem Könige Feind blieb.

Während seines dortigen Aufenthalts ergab sich folgender Vorfall (Incident). Der Graf von Montrose, der aus einem ehemaligen Gegner des Königs, in seiner Eifersucht auf den

ihm von den Schotten vorgezogenen Grafen Argyle, sein Anhänger geworden war, erbot sich beim Könige, dem Parlament Beweise über Argyle's und des Heerführers Hamilton's Falschheit und Gefährlichkeit beizubringen. Der König wollte sie einstweilen verhaften lassen, aber sie entwichen der drohenden Gefahr nach Glasgow. Darüber ward das Parlament in England bestürzt, weil es, wie Manche behaupten, fürchtete, der König möchte Beweise von der vom Parlament den Schotten gemachten Einladung zu jenem Einfall in England in Händen haben, und begehrte militärischen Schutz für seine Mitglieder.

Da erscholl die Kunde von einem blutigen Aufstand in Irland. Daß nämlich das irische Parlament dem Könige damals Subsidien bewilligt hatte, gab der Volkspartei in England neuen Grund zum alten Haß. Unvorsichtige Äußerungen angesehener Engländer veranlaßten das allerdings ungegründete Gerücht, das englische Parlament gehe mit Ausrottung der katholischen Kirche, ja der Katholiken selbst um. Die erbarmungslose Härte, womit englische Gerichtsbeamte und Kriegsgerichte in Irland durch Bluturtheile und Confiscationen, falsche Anschuldigungen und grausame Folterungen gegen viele katholische Irländer verfuhren, bestärkte die ohnedieß ihren Priestern blindlings ergebenen Irländer in ihrem Glauben an jenes Gerücht. Jedenfalls fielen so viele Ungerechtigkeiten und willkürliche Verfolgungen vor, daß es begreiflich ist, wenn das stets auch in seinen Eigenthumsrechten schwer gedrückte irische Volk in der Verzweiflung sich selbst zu helfen suchte.

Nur einige Beispiele englischer Mißhandlung der Iren. Der Vorstand einer kriegsgerichtlichen Commission, Sir Charles Coote, ließ (1641) drei Weiber hängen; darunter war eine Edelfrau, die in gesegneten Umständen war; nach der Execution befahl er dem Gatten derselben, in den Lauf seiner ihm vorgehaltenen Pistole zu blasen, und als dieser gehorchte, schoß er ihm die Ladung durch den Kopf. Derselbe Coote ließ jeden Katholiken, der seinen Truppen bei ihren Expeditionen in die Hände fiel, tödten, sogar Protestanten, die in Gesellschaft von Katholiken getroffen wurden. — Um nicht in Aufstandsanklagen verwickelt zu werden und nicht — bei dem bestehenden Waffenverbot — den Räubereien geflüchteter Verfolgten preisgegeben zu sein, nahm ein großer Theil des landsässigen Adels und der Gentry seine Wohnung in Dublin, in der Absicht, dort unter den Augen der Regierung zu leben und bei etwaigen Anklagen leichter seine Unschuld beweisen zu können. Allein sie mußten alle wieder auf ihre Landsitze zurück, wo sie allen möglichen Verfolgungen ausgesetzt waren, so daß z. B. in einer ganz ruhigen Gegend des Nachts über 30 Familien von den englischen Soldaten in den Betten überfallen und sammt Weibern, Kindern und Dienstboten niedergemetzelt wurden.

So entstund in Irland der von Roger O'Moore entworfene, von dem angesehenen Sir Phelim O'Neil (dem rechtmäßigen Erben Tyrone's, geleitete und mit theilweiser Unterstützung englischer Katholiken ausgeführte blutige Aufstand des Jahres 1641, welcher den Zweck hatte, die katholische Religion auf der „grünen Insel" zur alleinherrschenden zu machen, und welcher (wenn auch nicht, wie englische Geschichtschreiber in's Unmögliche angeben, 600,000 Engländer und Schotten, während keine 200,000 auf der Insel waren, doch) vielen tausend Protestanten das Leben kostete.

Bei diesem Aufstand trat allerdings auch das besonders damals noch tief im Character der Iren liegende Barbarische und Rohthierische ungehemmt zu Tage. Sie be-

giengen in ihrem politischen und religiösen Fanatismus die raffinirtesten Grausamkeiten, begruben z. B. ihre Opfer lebendig, oder hiengen sie bei den Beinen auf, schlitzten Müttern den Leib auf und ließen die Embryonen von Hunden und Schweinen fressen; traten Kinder todt oder zerschlugen ihnen die Hirnschalen; sie versprachen Kindern Schonung, wenn sie das Versteck ihrer Ältern angeben würden, und thaten sie es, so brachten sie sie doch noch um's Leben. Sie schloßen die Protestanten hundertweise ein und verbrannten sie sammt dem Haus, oder sie trieben sie schaarenweise in einen Fluß und ertränkten sie. Dabei waren Weiber und Mönche die unbarmherzigsten.

Da man allgemein annahm und selbst Irländer sich damit brüsteten, die Königin habe den Plan begünstigt, um die katholische Religion in Irland wieder aufzurichten, so glaubten Viele, der König, als unter dem Einfluß seiner Gemahlin stehend, habe auch darum gewußt. Ungeachtet ihm aber dadurch Unrecht geschah, so bemächtigte sich doch der Parteigeist dieses Gerüchts und schürte die Flamme des Hasses gegen ihn auf das mächtigste.

Als Karl aus Schottland mit guten Hoffnungen nach London zurückkam und ihn dort die Königlichgesinnten (darunter auch der neue Lord-Mayor) mit festlichem Jubel empfiengen, trat die im Parlament herrschende Landpartei mit einer von Pym verfaßten Klageschrift, der sog. großen Remonstranz, hervor, worin in mehr als 200 Klauseln alle seit Karl's Thronbesteigung begangenen Ungesetzlichkeiten aufgezählt und den Ministern, die in dieser Schrift als eine böswillige Partei bezeichnet waren, zur Last gelegt wurden. Dieß geschah, um darzuthun, der König sei von jeher unter papistisch-jesuitischem Einfluß gestanden und stehe noch darunter. Die Freunde des Königs setzten dieser Remonstranz den größten Widerstand entgegen; dennoch gieng sie, obwohl nur mit einer Mehrheit von 11 Stimmen durch. Man übergab sie dann dem Könige mit der Bitte, die böswillige Partei, die auch am irischen Aufruhr schuld wäre, von sich zu entfernen. Indeß wies sie der König fest damit ab.

Hierauf forderte er das Parlament zu kräftiger Unterdrückung der an Wildheit zunehmenden irischen Rebellion auf; allein dem Parlament schien fast daran zu liegen, daß sie nicht sobald gedämpft werde, um dem König den Vorwurf machen zu können, daß er dieselbe unterhalte, — mehr aber noch aus dem Grunde, um ihm kein Heer in die Hand zu geben, das er etwa gegen das Parlament zur Unterstützung eines Widerrufs seiner Verwilligungen verwenden könnte. Vielmehr gieng es selbst damit um, die Leitung des irländischen Kriegs in die eigne Hand zu nehmen.

Auch nahm das Parlament seine frühere Bill, die auf Ausschluß der Bischöffe vom Parlament abzielte, wieder hervor. Weil nun aber das Oberhaus dagegen war, drang ein bewaffneter Pöbelhaufe in dasselbe und beschimpfte die Lords, und als diese Schutz bei den Richtern suchten und nun Wachen aufgestellt wurden, so erklärte das Haus der Gemeinen dieß für eine Verletzung der Parlamentsfreiheiten. Der

Pöbel aber fiel die Bischöffe auf den Straßen an und bedrohte ihre Häuser. Daher reichten die Bischöffe bei dem König eine Protestation ein, die er den Lords übergab, welche sodann eine Conferenz mit den Gemeinen verlangten. Obgleich dieß nicht gesetzwidrig war, so setzte das Unterhaus die Prälaten in Anklagestand und schickte sie in den Tower.

In den Wirren jener Tage boten viele Offiziere und Soldaten des jüngst verabschiedeten englischen Heeres, desgleichen die Studenten der Rechtshöfe dem Könige ihre bewaffneten Dienste an, und dieser war so unklug, das Anerbieten anzunehmen. Es fielen nun zwischen diesen Freiwilligen und dem Pöbel mehrere Schlägereien vor, wobei die Parteinamen Rundkopf und Cavalier in Schwang kamen: mit jenem, der von den kurzgestutzten Haaren der Ladendiener hergenommen war, benannte man die Leute des Volks; mit diesem, womit man militärische Renommisten zu bezeichnen pflegte, schalt man die Anhänger des Königs.

Im Unmuth über dieses Getriebe ließ sich nun der König zu einem Schritt bewegen, der den vollkommenen Bruch zwischen König und Parlament herbeiführte und sein Verderben beschleunigte. Er ließ, ohne seine Minister zu befragen, fünf Parlamentsmitglieder, darunter Pym, Hollis und Hampden, im Oberhaus des Hochverraths beschuldigen und vom Unterhaus die Herausgabe derselben verlangen. Es war dieß ein Staatsstreich, durch den der König sich in Vortheil setzen wollte. Daher gieng das Haus nicht darauf ein, sondern erlaubte, weitere Schritte des Königs voraussehend, den fünfen sich zu entfernen. Gleich darauf erschien der König — ein bis dahin unerhörter Schritt — persönlich im Unterhaus, um sich die Fünfe ausliefern zu lassen, sah sich aber genöthigt, sich unverrichteter Sache zurückzuziehen; gieng dann in die City und ermahnte den in der Guildhall versammelten Bürgerrath, den Angeklagten keine Zuflucht zu gewähren, und erließ sogleich eine Proclamation zur Verhaftung der Fünfe, wobei es ihm nicht in den Sinn gekommen zu sein scheint, daß bei weitem der größte Theil des Volks, besonders in London, eher bereit war, jene Fünfe zu schützen, als dem König zu gehorchen.

Indeß erklärte das Parlament das Verfahren des Königs als äußerste Verletzung seiner Privilegien, ließ eine leidenschaftliche Darstellung von „des Königs Einfall in's Unterhaus“ drucken, und führte die fünf Mitglieder unter Begleitung der Sheriff's, der Bürgermiliz und einer großen Volksmenge im Triumph an ihre Parlamentssitze zurück, während die ganze Stadt sich bewaffnete und Tausende von Berittenen zum Schutze des Parlaments vom Lande herein strömten. Das Parlament wurde von einer Wache umgeben, dagegen der königliche Palast von der wüthenden Volksmenge umlagert, deren Drohungen und Verwünschungen bis in die Wohnzimmer hinein zu hören waren. Damit sowohl, als daß anderseits der König, dadurch geschreckt, mit seinen Freiwilligen die Stadt verließ, wurde im Grunde schon der Anfang zum Bürgerkrieg gemacht. Denn beide Theile wollten die Waffen entscheiden lassen, oder wenigstens zunächst durch die Waffen ein Theil den andern einschüchtern, ohne zu ahnen, welch' ein langer blutiger Kampf daraus entstehen werde.

Hallam, der unparteiischeste Darsteller dieser Vorfälle, dem auch Keigthley beistimmt, sagt: „Alle möglichen Zugeständnisse gemacht, so muß man mit sehr erhitzter Leidenschaft die Geschichte jener Tage lesen, um nicht in dem Verfahren des Unterhauses eine Reihe schreiender Verletzungen, nicht bloß rechtlich und verfassungsmäßig anerkannter, sondern auch jener höhern Grundsätze zu erkennen, welche die oberste Regel jeder vom Augenblick geschaffenen Politik sein sollen." — Daß namentlich das Parlament den König zwingen wollte, die Miliz — deren Aufstellung zusammt der Erneuerung der Befehlshaber ein ausgemachtes Recht der Könige war — in die Hände des Parlaments zu legen, war eine offenbare Beeinträchtigung der Krone. Dennoch erbot sich der König, die Befehlshaber (Lord-Statthalter der Miliz in den Grafschaften) auf die Ernennung des Parlaments hin anzustellen; nur die Miliz selbst konnte und durfte er nicht aus den Händen geben, wenn er nicht damit die Krone selbst hingeben wollte. Hätte das Parlament „im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache und auf des Volkes Gunst" das Anerbieten des Königs angenommen, so hätte vielleicht der Bürgerkrieg noch abgewendet werden können. Daher gesteht Keightley, man könne sich des Verdachts nicht erwehren, daß es Pym's und seiner Freunde geheimer Plan gewesen sei, die Monarchie in eine Republik zu verwandeln, an deren Spitze sie sich selbst zu stellen hofften. Waren doch schon früher in den Debatten dieses Parlaments republikanische Gedanken aufgetaucht. Den Vorwurf, den man dem Könige früher gemacht hatte, als wolle er Englands Gesetze umstürzen, konnte er jetzt seinen Gegnern mit doppeltem Rechte zurückgeben.

Die so offen herausgetretenen Versuche des Parlaments, den Landesherrn aller seiner Vorrechte zu berauben und ihn machtlos zu machen, bewog Viele vom Adel und der Gentry in York und in den umliegenden Ortschaften, sich um den König zu sammeln, und auch viele von den Pairs aus London kamen zu ihm. Während der König vom Ausland Waffensendungen besorgen ließ und im nördlichen England eine Armee zu bilden anfieng, ließ sich auch das Parlament mit Bittschriften (von denen eine von ein paar tausend Weibern aus der City überbracht wurde) um Aufstellung einer Armee bestürmen. Dann schritt es in seinen Anmaßungen weiter vor. Es besetzte ohne Zustimmung des Königs die Stelle des Groß-Admirals, bemächtigte sich des Zeughauses zu Hull und schaffte die Waffen und Geschütze nach London, bestellte einen Sicherheitsausschuß (als executive Gewalt), bot die Miliz auf, ordnete die Anwerbung eines Soldheeres an und verlangte des Königs Einwilligung in alle Parlamentsvorschläge zur Besetzung von Ämtern und zu andern Veränderungen.

Mit Entrüstung antwortete der König, daß er sich durch Verwilligung so ungerechter Forderungen nie so tief erniedrigen und aus einem König von England zu einem Dogen von Venedig machen lassen werde. Mit dem Verbot an alle Unterthanen des Reichs, dem Parlament Folge zu leisten, erließ er ein Aufgebot an alle Waffenfähigen von Nottingham, wo er, wiewohl nur erst 800 Aufgebotene erschienen waren, am 25. August 1642 die Königsfahne erhob. Es galt aber als ein schlimmes Vorzeichen, daß dieselbe in der Nacht von einem Sturm umgeworfen wurde. Als er die Stadt Coventry noch vor der Ankunft einer herannahenden Abtheilung des Parlamentsheer's besetzen wollte, schloßen die Bürger dieser

Stadt ihre Thore und feuerten auf die Truppen des Königs. Damit war der Bürgerkrieg eröffnet.

Anstatt nun das kleine anrückende Parlamentsheer durch einen raschen Angriff zu schlagen, worauf sich mehrere zweifelhafte Plätze der königlichen Sache angeschlossen hätten, zog sich der König, weil es ihm allerdings noch sehr an Munition gebrach, zurück und so hatte der Anfang des Kriegs für das Königthum ein trauriges Ansehen. Obgleich aber noch nichts verloren war, in sofern das Parlamentsheer (mit Ausnahme eines von Hampden aufgestellten Regiments) noch meistens aus Gesindel bestand, dem Ehre und Muth abgieng, so erbot er sich doch, sein Heer aufzulösen wenn auch das Parlament seine Truppen entließe. Dieses aber wollte von seinem gewonnenen Standpuncte nicht zurücktreten und begehrte vom König Fügung in alle Parlamentsanordnungen. Zugleich ertheilte es dem Befehlshaber des Parlamentsheeres, Grafen von Essex, den Befehl, sich mit Gewalt des Königs zu bemächtigen und ihn seiner „die Landesfreiheiten untergrabenden Umgebung" zu entreißen!

Der Kampf wurde nun ernstlicher: am 23. October kam es zu einem Treffen bei Edgehill, in welchem die Cavaliere des Königs auf beiden Flügeln siegten, das Centrum des Parlamentsheers zwar die Wahlstatt behauptete, aber sich am folgenden Tage nach Warwick zurückzog. In allen kleineren minder entscheidenden Treffen siegten die Königlichen. Demnach war der König nach dem ersten Jahre entschieden im Vortheil, erreichte Oxford und sandte von dort aus Reiterabtheilungen gegen die Hauptstadt.

Dadurch gerieth das Parlament in Bestürzung und suchte den König durch Vergleichsvorschläge ab- und hinzuhalten, während es die gegenkönigliche Partei in Schottland zu einem Einfall in England zu bestimmen suchte.

Der König zeigte Geneigtheit, machte aber nicht Halt, sondern rückte nach Brentford vor, wo sein Neffe Prinz Rupert von der Pfalz ein feindliches Regiment schlug; da sich aber am andern Morgen Essex mit seiner ganzen Streitmacht zeigte, gieng der König wieder nach Oxford zurück. — Da die fortwährende Kriegsnoth alle friedliebenden Bürger bewog, das Parlament um Frieden anzugehen, so wurden die Unterhandlungen mit dem Könige fortgesetzt. Schon war er geneigt, in viele Forderungen zu willigen, als ihn seine Gemahlin wieder umstimmte. Da es im Grunde der strengern Partei im Parlament nicht um den Frieden zu thun war, so nahm der Krieg seinen Fortgang, obgleich das Parlament ein Complot der Friedensmänner in der City niederschlagen mußte.

Aus dem Verlauf des ersten Jahres, in welchem auch Bristol, die zweite Stadt des Königreichs, sich den Königlichen ergab, sind folgende Momente herauszuheben. Zunächst gieng ein tapferer Oberst des Essex, Namens Ruthén, zum König über und verhalf ihm zu einem Sieg bei Oxford über das Parlamentsheer, wobei Hampden fiel, an welchem, wie an Pym, welcher im December an einem Geschwür im Gekröse starb, das Parlament zwei

seiner bedeutendsten, geistkräftigsten Stützen verlor. Essex zog sich mit seinem entmuthigten Heere nach Kingston zurück, aber Rupert von der Pfalz nahm diese Stadt ein. — Da das Parlamentsheer so sehr zusammengeschmolzen war, ordnete das Parlament aus Furcht vor einem Überfall die Verschanzung London's im Umkreise von 12 Meilen an, wobei Gentlemen, Ritter und Damen mit Hacken und Schaufeln helfen mußten. — Allein statt seinen Vortheil durch einen Zug gegen London zu verfolgen, hielt sich der König mit der vergeblichen Belagerung von Gloucester auf, wo sich die Garnison und Bürgerschaft auf's hartnäckigste vertheidigte, bis Essex unterdessen verstärkt zum Entsatz heranzog. Hierauf kam es am 20. Sept. 1643 unter Essex zu einem blutigen Treffen bei Newbury, worin Lord Falkland, einer der edelsten Anhänger des Königs, fiel, aber kein Theil sich den Sieg zuschreiben konnte.

Vier Tage vor diesem Treffen hatte der König mit den aufständischen Irländern, gegen welche bisher ein königliches Heer unter dem Grafen Ormond gefochten hatte, einen einjährigen Waffenstillstand geschlossen, wobei sich dieselben zur Zahlung von 30,000 Pf. St. verstanden. Da der König nun einen Theil des in Irland verwendeten Heeres an sich ziehen konnte, so machten ihm seine Gegner in England diesen Vertrag zum großen Vorwurf, obgleich diese sich schon im August 1643 mit den Schotten verbündet und dieses ihr Bündniß durch den förmlichen Vertrag vom 29. Nov. verstärkt hatten, demgemäß die Schotten sich anheischig machten, dem englischen Parlament 21,000 M. zu Hülfe zu schicken.

7. Das Parlament zu Westminster und des Königs Parlament zu Oxford. Rückgang der königlichen Sache. Cromwell's Sieg bei Marstonmoore. Die Independenten. Hinrichtung Laud's. — Neuer Feldzug. Sieg Cromwell's bei Naseby. Niederlage Montrose's bei Selkirk. Des Königs Rückzug nach Schottland. Auslieferung desselben an die Engländer.

Längst schon hatte der König das Parlament von Westminster für rebellisch erklärt. Da aber schon der Name „Parlament" dem Volke imponirte, so suchte er demselben dadurch ein Gegengewicht zu geben, daß er aus den in Westminster ausgetretenen Gliedern ein eigenes Parlament zu Oxford errichtete, das am 29. Jan. 1644 zusammentrat und dessen Glieder (nach Abrechnung der vielen beim Heer befindlichen) sich auf 43 Pairs und 118 Commoners (Gemeine) belief. Dem Könige fehlte es durch die freiwilligen Spenden des Adels und durch Geldsendungen auswärtiger Mächte nicht an Geld, während sich das Westminsterer Parlament, um sich Geld zu schaffen, weit gewaltsamere Mittel erlaubte, als die waren, zu denen früherhin der König seine Zuflucht hatte nehmen müssen.

Bis dahin stand die Sache des Königs noch gut. Als aber gleich anfangs ein Theil des englisch-irischen Heeres unter Lord Byron von dem Parlaments-Oberbefehlshaber Sir Thomas Fairfax geschlagen wurde und die Schotten sich mit den Truppen des letztern vereinigten, folgte Verlust auf Verlust für den König. Zwar entsetzte Prinz Rupert die Stadt York, erlitt aber am 2. Juli in dem entscheidenden Treffen bei Marstonmoore durch die unwiderstehliche Gewalt der von Cromwell eingeübten und befehligten Reiterei die völligste Niederlage. Die Folge derselben war der Verlust von York und Newcastle (durch die Schotten) und somit des ganzen nördlichen Englands. Zwar war

der König im Westen glücklicher, brachte dem Heere des Essex eine Niederlage bei und drang wieder bis Newbury vor, zog sich aber nach einem unentschiedenen Treffen daselbst zurück und schloß damit den Feldzug von 1644.

Seit der Schlacht bei Marstonmoore trat in dem bis dahin nur wenig beachteten **Oliver Cromwell** der Mann in den Vordergrund, welcher sich durch die hinreißende Macht eines schwärmerischen Glaubenseifers, durch seine dadurch noch mehr gestählte natürliche Willenskraft, durch eindringenden Scharfblick, feurige Beredsamkeit, furchtlose Tapferkeit und ausgezeichnete Feldherrngabe, als Führer der radicalen Partei der Independenten, bestimmt war, die Revolution zwar auf die äußerste Spitze zu führen, sie aber dann „mit eiserner Hand" zu bändigen.

Thomas Carlyle's neueste Untersuchung aus Cromwell's jetzt erst gesammelten und neuaufgefundenen Briefen und Reden (London 1846. 3 Thle.) machen bei jedem Unbefangenen den Vorwurf gänzlich verschwinden, daß er ein „Heuchler" gewesen, ja sie zeigen, daß das Meiste, was über Cromwell's frühere Lebensschicksale, besonders über die angeblichen Jugendausschweifungen desselben von seinen Feinden in Umlauf gesetzt wurde und in Geschichtsbücher übergieng, auf Verläumdung und Vorurtheil beruhte. Von Vaters Seite stammte er aus einer landadeligen Familie in Wales, von der Mutter Seite gehörte er sogar einer Seitenlinie des Stuartischen Geschlechtes an, die sich nach England übergesiedelt hatte. Er war geboren den 25. Apr. 1599 zu Huntington, genoß eine Zeitlang akademische Bildung, wurde aber durch den Tod seines Vaters zur Verwaltung seines mäßigen Vermögens auf seinen Landsitz berufen, heirathete Elisabeth Boucher, die auch einer nicht mittellosen Familie angehörte, und lebte mit ihr in glücklicher Ehe. Frühe schon hatte er sich in der Religion und Politik den puritanischen Grundsätzen angeschlossen und blieb ihnen unverändert bis zu seinem Tode getreu. Seit 1628 Parlamentsmitglied, gehörte er zur sogenannten Landpartei und bewährte bei vielen Gelegenheiten, wenn auch nicht große Beredsamkeit, doch schon stets scharfen, die Verhältnisse durchdringenden Blick.

Als anfangs das Parlamentsheer sich dem vom Geiste des Adels beseelten und zusammengehaltenen königlichen Heere nicht gewachsen zeigte, erbot Cromwell sich, aus Genossen seiner strengpuritanischen Gesinnung ein fest zusammenhaltendes, in der Kraft sittlich-religiöser Grundsätze unerschütterlich stehendes Corps zu bilden und so dem Gegner die Spitze zu bieten. „Eure Truppen", sagte er zu Hampden, „sind meist abgelebte Dienstleute, Kellner und solche Kerle, und ihre (der Gegner) Truppen sind jüngere Söhne von Gentlemen, Leute von Rang. Glaubt ihr, daß solche gemeine Bursche je das Herz haben werden, gegen jene Stand zu halten, welche Ehre und Muth haben? Ihr müßt Leute von Einem Geist bekommen und nimm's nicht übel, von einem Geist, der so weit gehen wird, als Gentlemen gehen, sonst werdet ihr wieder geschlagen." Er wußte dem Reitercorps, das er errichtete, die sittliche Kraft einzuhauchen, die er selbst besaß, und lehrte dabei seine Reiter in geschlossenen Gliedern, wie eine eiserne Mauer, stehen und so im Alles niederwerfenden Sturm in die feindliche Linie einbrechen. Als er allmählich größere Massen zu befehligen bekam, wußte er sie in gleicher Weise durch Wort und Beispiel, durch Gebet und Gesang zu begeistern und durch entsprechende, nicht bloß äußerliche Disciplin jene „Schaar der Eisenseiten" (Ironsides) heranzubilden, die von da an überall siegten, wo sie auftritten, und deren Geist bald das ganze Parlamentsheer durchdrang und es allenthalben mit Siegeszuversicht erfüllte. — „Was hauptsächlich die Armee Cromwell's vor andern auszeichnete, war die strenge Sittlichkeit und Gottesfurcht, welche alle Grade durchdrang. Es ist selbst von den eifrigsten Royalisten anerkannt, daß in seinem Lager kein Schwur zu hören und keine Trunkenheit, noch Spiel zu sehen war, und daß

während der Herrschaft dieser Soldaten das Eigenthum des friedlichen Bürgers ebenso, wie die Ehre der Frauen heilig gehalten wurden." (Macaulay.)

Die puritanische Regierung Cromwell's und seines Anhangs war strenger, als die der Presbyterianer. Der Presbyterianismus ist selbst in seiner strengsten Form, wie Knox (XX. 2, 4) sie vertrat, ganz kirchlicher Natur, während der strenge Puritanismus weder kirchliche Symbole, noch ein Kirchenregiment anerkannte; doch duldete er wenigstens jede protestantische Kirche, welche die Rechtfertigung durch den Glauben lehrt, gewährte daher den Katholiken keinen öffentlichen Gottesdienst und trieb diejenigen Secten, deren Grundsätze die Sittlichkeit gefährdeten, aus dem Lande. Eben wegen der unabhängigen Stellung zu allem Kirchenwesen nannte man diese Puritaner **Independenten** und Cromwell war ihr eigentlicher Führer. Sie waren zwar unkirchlich, aber nicht unchristlich, vielmehr von einem gewissen christlich-lebendigen Geiste durchdrungen, aber in höchst einseitigem Subjectivismus befangen, der als Rückschlag der Strenge anzusehen ist, womit vorher die Episcopalkirche Andersgesinnte verfolgt hatte.

Die presbyterianischen, der strengen Kirchlichkeit gewohnten Schotten ärgerten sich schwer an den Grundsätzen der Independenten und suchten den Cromwell aus dem Heere zu verdrängen. Sie setzten daher beim Parlament den Beschluß durch, daß alle Parlamentsglieder von den Anstellungen im Heere ausgeschlossen sein sollten und daß deßwegen eine neue Organisation des Heeres einzutreten habe. In Folge dieser Maßregel mußte auch Essex den Oberbefehl niederlegen, den dann Lord Fairfax, als Presbyterianer, erhielt. Auch Cromwell, der sich ohnedieß nach Ruhe sehnte, gab sein Patent zurück; aber Fairfax, der Cromwell's Talent und Character stets bewundert hatte und deßhalb von Cromwell's Partei bei der Berufung zur Oberfeldherrnstelle unterstützt worden war, erbat sich vom Parlamente die Erlaubniß, ihn nur noch auf 14 Tage zur Reorganisation des Heeres, und zwar als General-Lieutenant, benützen zu dürfen. Man willigte ein, aber Fairfax wußte ihn unter mancherlei Vorwänden länger in diesem Posten zu erhalten, und so kam es, daß durch Cromwell's Einfluß fast alle Offiziersstellen mit Puritanern besetzt, die meisten Offiziere also moralisch von Cromwell abhängig wurden, so daß zwar Fairfax dem Namen nach, Cromwell aber in der That der Oberbefehlshaber war, dessen Geist das Heer durchdrang.

Während dies im Heere vorgieng, beschäftigte sich das Parlament mit Kirchenreformen, vertrieb 2000 dem Episcopat anhängliche Geistliche von ihren Ämtern und setzte den Erzbischoff Laud, dessen frühern Hochverrathsprozeß man hatte fallen lassen, und der jetzt den Anmaßungen des Parlaments in Kirchensachen nicht zu Willen sein wollte, auf's Neue in Anklagestand. Obgleich er sich standhaft und bewunderswürdig vertheidigte und die Richter schwankten, wußte doch das Parlament durch die gleiche ungerechte Procedur, die den Strafford auf's Schaffot gebracht hatte, seine Verurtheilung nur mit einem Mehr von 6 Stimmen zu erzwingen, und so bestieg der 72jährige Greis am 10. Januar 1645 mit heiterem Angesicht das Blutgerüst auf Towerhill, und starb, nachdem er noch an das Volk eindringlich über Hebr. 12, 2 gesprochen hatte, „mit der ganzen Festigkeit eines Märtyrers."

Um sich wieder emporzuhelfen, suchte der König, der von England nur noch ein Drittheil inne hatte, durch die Katholiken des schottischen

Hochlands und Inselbezirk's (unter dem Grafen Antrim) den antiroyalistischen Schotten im eignen Lande zu schaffen zu machen, anderseits mit den Irländern einen Frieden zu Stande zu bringen, um von Irland aus Hülfe zu bekommen. Das Heer, das der König auf diese Weise aufbrachte, war wohl zahlreicher, als das neuorganisirte Parlamentsheer, stand ihm aber an Mannszucht und Begeisterung weit nach; auch war es zu zerstreut und noch dazu in sich getheilt. Besonders fehlte ihm ein Feldherr, der mit seinem Geiste, gleich Cromwell, Alles zusammenzuhalten und auf Ein Ziel hinzurichten verstanden hätte. Prinz Rupert war wohl ein rastlos thätiger und tapferer Führer, aber er konnte sich in seinem Ungestüm nicht mäßigen und wußte nie, wo er einhalten sollte. Zwar erstürmte der König gleich im Beginn des neuen Feldzugs die Stadt Leicester; allein die große Niederlage des Prinzen Rupert bei Naseby, einem Dorfe in Leicestershire, am 14. Juni 1645, wo vorzüglich Cromwell's Feldherrntalent siegte, und die Niederlage des Grafen von Montrose bei Selkirk (im Sept.) brachten den König fast um alles Terrain in England wie in Schottland, so daß seine eigne Umgebung rathlos und zwiespältig wurde und er nur mit geringer Begleitung nach Oxford zurückkehrte. Da kam (im Frühling 1646) das Parlamentsheer und begann diese Stadt einzuschließen. Doch gelang es dem Könige noch zu entkommen und den schottischen Boden zu erreichen, wo er sich eine bessere Begegnung versprach, als von seinen englischen Gegnern. Aber ehe die Schotten Hülfe bewilligten, verlangten sie von ihm die Abschaffung der bischöfflichen Kirche nicht etwa bloß in Schottland, wo man sie schon abgeschafft hatte, sondern auch in England. Allein die Erhaltung der bischöfflichen Kirche war bei Karl Gewissenssache, und da ihm Strafford's Tod noch fortwährende Gewissensbisse machte, so hielt er es nicht für gerathen, sein Gewissen durch Nachgeben auf's Neue zu beladen. Man behandelte ihn daher von da an wie einen Gefangenen, wenn auch mit Schonung seiner Königswürde.

Unterdeß bemühte sich das Parlament in Westminster die Schotten theils durch Drohungen, theils durch Zahlung der Kriegskosten (von 400,000 Pf. St.) zur Auslieferung des Königs zu vermögen. Es erreichte seinen Zweck, und am 3. Febr. nahm Fairfax im Namen des Parlaments den von den Schotten ausgelieferten König zu Newcastle in Empfang und brachte ihn nach Holmbyhouse in Northamptonshire, wo man ihn mit dem Schein der größten Rücksicht für seine königliche Würde behandelte.

Die Behauptung des Königs, die Schotten hätten ihn „verkauft", gieng über in den Vorwurf der Nachwelt. Zwar haben sie ihn nicht in der Absicht, ihn auszuliefern, gefangen genommen; doch ist gewiß, daß sie keine so große Kriegsentschädigung erhalten hätten, wenn er nicht in ihren Händen gewesen wäre. Zwar führt man zu ihren Gunsten an, daß sie im Fall der Nichtauslieferung vom Parlament mit Krieg überzogen worden wären; allein es war dennoch eine Handlung wider Ehre und Recht, und ihre bei der Auslieferung gemachte Be-

dingung für seine persönliche Freiheit gab bei der Leidenschaftlichkeit seiner Gegner eine unsichere Gewähr. Das gemeine Volk in Newcastle hatte übrigens einen bessern Sinn: denn als dort ein Geistlicher vor dem König gepredigt hatte und ohne Scheu vor ihm den 52. Psalm singen lassen wollte, der mit den Worten beginnt: „Was trotzest du denn, du Tyrann, daß du kannst Schaden thun" rc., der König aber rasch aufstand und den 56. Ps. verlangte, der mit den Worten anfängt: „Gott sei mir gnädig, denn Menschen wollen mich versenken", so ließ das Volk den Psalm des Geistlichen durchfallen und sang den vom König verlangten.

8. Der Independentismus im Heere; der Presbyterianismus im Parlament. Die Agitatoren: der König in ihrer Gewalt. Cromwell mit dem Heer und dem Könige in London. Unterhandlungen mit dem König. Entfernung der presbyterianischen Offiziere. Die presbyt. Citypartei und das independentische Heer. Die Levellers. Übergewicht der Independenten im Parlament.

Der vierjährige Bürgerkrieg schien beendigt und die übrige Ausgleichung dem Parlamente vorbehalten. Allein der Umstand, daß sich in dem Heere der Independentismus täglich weiter ausbreitete, im Parlament aber der Presbyterianismus vorherrschte, ließ einen Kampf zwischen beiden um die Obmacht voraussehen. Er trat bei folgender Gelegenheit ein. Das Parlament beschloß die Unterwerfung der irländischen Rebellen durch das Heer, das jedoch vorher zu diesem Zweck abermals neu organisirt worden war, und zwar den Lord Fairfax zum Oberbefehlshaber behalten, aber unter ihm keinen Offizier von höherem Rang, als dem eines Obersten haben sollte. Mit dieser Klausel war es auf Cromwell's Entfernung abgesehen. Doch weder Fairfax, der Cromwell's Eingebungen nicht entbehren mochte, noch Cromwell, der sein Ideal eines von puritanisch-christlichem Geiste durchdrungenen Staates zu verwirklichen wünschte, waren geneigt, in den Plan des Parlaments einzugehen. Unter dem Vorwand leichterer Verproviantirung verlegten sie daher das Heer näher an London und organisirten es in der Art, daß sich aus den höhern Offizieren ein höherer Rath (als eine Art „Oberhaus") und aus je zwei Abgeordneten jeder Compagnie oder Schwadron — zuerst Adjutatoren, nachher Agitatoren genannt — ein niederer Rath (als eine Art Unterhaus) bildete, welche sich beide durch eigene Beschlüsse, als „ein Staat im Staate" dem Parlament gegenüberstellten. Mit dem Bewußtsein, bisher dem Parlament, das sich seine Gewalt selber gegeben hatte, nicht aus einer Rechtsnothwendigkeit, sondern aus freiem Willen als executive Gewalt gedient zu haben, folglich ihm in weitergehenden Anmaßungen nicht ferner gehorchen zu müssen, sondern, gleich ihm, einen eigenen Willen haben zu dürfen, erließ das Heer die einmüthige Erklärung, daß es sich nicht trennen, noch weniger zu einem andern, seinen religiösen Grundsätzen entgegengesetzten Zwecke sich gebrauchen lassen werde.

Erschrocken über diese Sprache suchte das Parlament durch das Anerbieten einer Amnestie das Heer zu beschwichtigen; allein das militärische

Unterhaus (das Gremium der Agitatoren), war unterdeß noch weiter gegangen und hatte, ohne Vorwissen des Fairfax, auf Anregung Cromwell's und seines Schwiegersohns Ireton, den geheimen Beschluß gefaßt, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Eben waren die strengen Presbyterianer des Parlaments mit ihrem Führer Hollis im Begriff, auf Verhaftung Cromwell's zu dringen, den sie als den geistigen Leiter des Heeres erkannten, als dieser, der damals im Parlament anwesend war, auf einen erhaltenen Wink hievon, sich schnell aus London entfernte und eben beim Heere ankam, als der König von Holmby geholt wurde.

Der König, zu Holmby von eigenen Parlaments-Commissären beaufsichtigt, war zwar persönlich gut behandelt worden; doch hatte man Niemand von seiner Umgebung und Familie zu ihm gelassen. Er hatte sich sogar gegen das Parlament erboten, ihm den Heerbefehl auf 10 Jahre zu überlassen und das presbyterianische System auf 3 Jahre einzuführen, aber keine Antwort erhalten. Da erschien am 3. Juni der Cornet Joice mit 50 Reitern in Holmby und wurde auf seine Aussage, er sei vom Heere gesandt, um eine etwaige Flucht des Königs zu verhindern, von den Wachen eingelassen. Nachdem er Wachtposten vor die Zimmer der Commissäre gestellt hatte, trat er um 10 Uhr Nachts in das Gemach des Königs und eröffnete ihm, daß er ihn anderswohin zu führen habe. Nach näherer Unterredung und nach erhaltener Versicherung, daß man ihn mit Anstand behandeln und seinem Gewissen keine Gewalt anthun werde, ritt der König am folgenden Morgen mit heiterem Gesicht, ohne auf die Protestation der Parlaments-Commissäre zu achten, mit dem Reiterpiket aus Holmby weg und ließ sich, da man ihm die Wahl ließ, nach Newmarket bringen, wo man ihm mehr Freiheit gewährte, als er bisher genossen hatte. — Fairfax wollte zwar den König wieder nach Holmby zurückbringen lassen; da dieser aber sich weigerte, so ließ er es dabei, als er gewahrte, daß Cromwell einverstanden war.

Auf die Nachricht von diesem kühnen Schritte des Heeres wollte das Parlament einlenken, aber es war zu spät: das Heer rückte, den gefangenen König in der Mitte, gegen London vor und forderte die Ausweisung Hollis' und noch zehn anderer angesehener Presbyterianer aus dem Parlament; dieses gab nach, und da alles Volk leicht gewahrte, daß nun die wirkliche Gewalt beim Heere war und mit besonderem Vertrauen auf Cromwell sah, so fiel das bisherige demokratische Regiment zu Boden, und wenn es sich auch noch auf Augenblicke aufraffte, so hieng doch von da an England's Wohl und Weh wesentlich von der Herrschaft des Schwerts ab.

Cromwell und seine Freunde (Fairfax war im Grunde sein Werkzeug) waren keineswegs der Monarchie abgeneigt, sondern gedachten den König wieder in seine Würde einzusetzen, indem Cromwell selbst erklärte, kein Mensch könne das Seine in Sicherheit genießen, so lange der König seine Rechte nicht wieder habe. Auch stellten sie ihm weit gemäßigtere Bedingungen als das Parlament, das nun auch wieder mit dem König unterhandelte und jetzt seine früher gestellten Bedingungen annehmen wollte. Wäre Karl nur geraderen Sinnes gewesen und hätte nicht — im Wahn, er habe die Macht, zwischen den drei Par-

teien (dem Heere, dem Parlamente und den Schotten) den Schiedsrichter zu machen — eine Partei durch die andere lähmen wollen, um doch am Ende noch zur unumschränkten Gewalt gelangen zu können, so hätte er sich durch Anlehnung an das Heer eine bessere Zukunft bereiten können, zumal dieses die Herstellung der bischöfflichen Kirche gestatten wollte und nur Gewissensfreiheit für diejenigen verlangte, die ihr nicht angehören wollten.

Der König wurde von dem Heere so gut behandelt, daß er selbst auf den Wohnsitzen des Adels öfters Nachtquartier nehmen und seine Freunde und Diener, ja seine bischöfflichen Caplane um sich haben durfte. Cromwell ließ auch seine Kinder auf einige Tage zu ihm und war selbst Augenzeuge ihres gegenseitigen Wiedersehens. Als Cromwell diesen Auftritt seinen Freunden erzählte, sagte er, das sei das Rührendste gewesen, was je seine Augen gesehen, und dabei liefen ihm helle Thränen über die Wangen: denn Cromwell war bei aller kriegerischen Strenge selbst ein gefühlvoller Vater.

Als die Offiziere dem König ihre Vorschläge machten, gab er ihnen eine zurückweisende Antwort und brachte mit dem unklugen und zugleich übermüthigen Zusatz: „Ihr könnt mich nicht entbehren, ihr werdet in Stücke zerfallen, wenn ich euch nicht zusammenhalte!" eine ihm sehr ungünstige Stimmung im Heere hervor.

Unterdeß hatte die presbyterianisch gesinnte, durch Reichthum hervorragende Bürgerschaft in der Londoner City, als Anhängerin des Parlaments, durch presbyterianische Offiziere Truppenwerbungen begonnen, und die Sache konnte, falls sich auch die ehemaligen Anhänger des Königs mit ihnen verbanden, für das Heer gefährlich werden; aber da die geringere Klasse der Einwohner mehr für's Heer gestimmt war, und unter Toben und Lärmen das Parlament mit einer Bittschrift im Sinne der Independenten bestürmte, so ließ sich Cromwell nicht irre machen.

Wirklich zeigte sich die Ohnmacht des Parlaments darin, daß es nicht nur seine Verordnung gegen diese Petition wieder zurücknahm, sondern auch auf die Forderung des höhern Raths der Armee in die Entfernung der presbyterianischen Offiziere der Stadttruppen willigte.

Dadurch beleidigte aber das Parlament die City, welche nun zum Trotz die presbyterianischen Offiziere beibehielt und den Beschluß faßte, mit den Schotten einen neuen Covenant zu schließen und den König an die Spitze zu stellen. Dieses Verfahren wurde nun vom Parlament für Hochverrath erklärt. Da stiftete die Citypartei einen Volkshaufen an, der durch sein Anstürmen das Parlament zu der Erklärung zwang, der König sei frei und könne seine Gewalt wieder antreten. Darauf vertagte sich das Parlament: die presbyterianischen Glieder desselben schloßen sich der City, die independentischen dem Heere an, und so standen sich nun City und Heer einander gegenüber.

Der König, der sein Wort gegeben hatte, keinen Fluchtversuch zu machen, hatte bisher viel Freiheit genossen, besonders in Hamptoncourt, wo er seine Kinder und Freunde sehen konnte, so oft er wollte. Auch

Cromwell und Ireton standen in häufigem persönlichen Verkehr mit ihm und versicherten ihn, daß ihm unter keinen Umständen schlimmere Bedingungen, als die vom Heere gestellten, sollten aufgedrungen werden. Es schien nun auch, als ob er ihren Vorschlägen den Vorzug geben werde. Deßhalb eben und wegen ihres nahen Verkehrs mit dem König brachten sie sich sogar bei einem Theile des Heeres in den Verdacht der Verrätherei. Denn es war seit einiger Zeit im Heere eine Partei aufgekommen, die sich Rationalisten nannte, weil sie, ihrer Vernunft folgend, Freiheit und Gleichheit aller Stände und Privilegien, kurz Aufhebung alles Unterschieds unter den Menschen auch in politischer Beziehung erstrebten, und darum auch den Namen Levellers d. i. Gleichmacher erhielten. Diese Partei, welche sich in Folge der aus den Niederlanden und aus Schottland in England eingedrungenen politischen Freiheitsbestrebungen gebildet hatte, setzte stets jedem Plan zur Wiedereinsetzung des Königs den hartnäckigsten Widerstand entgegen, und vor ihnen hatte selbst Cromwell anfangs noch starke Scheu.

Da indeß der König, seit auch die City ihn für sich gewinnen wollte, nicht auf Cromwell's Vorschläge eingieng, so suchte Fairfax mit dem Heere sich zunächst London's zu bemächtigen und schloß es immer näher, auch von der Wasserseite, ein. Da entsank den Bürgern wieder der Muth, und ein Theil derselben, die um jeden Preis keinen Krieg wollten, baten den General um Einhalt. Als aber das Heer dennoch vorwärts rückte, baten sie erschrocken um eine Besatzung in die City, um gegen die presbyterianische Partei im Parlament geschützt zu sein. Nun rückte Fairfax am 6. Aug. 1647 in die City ein, und unter seinem Schutze kehrten die Independenten in's Parlament zurück, wo sie nun die Übermacht hatten.

9. Unterhandlungen des Königs mit den Schotten. Des Königs Flucht nach der Insel Wight. Drohungen der Levellers. Cromwell's Entschlossenheit. Der Republicanismus der Levellers. Cromwell noch im Schwanken. Fortgesetzte Unterhandlungen des Königs mit den Schotten. Anklage des Parlaments gegen den König. Wiedererrichtung des Sicherheitsausschusses.

Inzwischen hatten die Offiziere des Heeres die Bemerkung gemacht, daß der König mit schottischen und andern Presbyterianern unterhandelte, und insbesondere soll Cromwell hinter einen Brief des Königs an die Königin gekommen sein, worin derselbe seine Geneigtheit, mit den Schotten ein Bündniß abzuschließen, und seinen Vorsatz, sich seiner Gegner zu entledigen, ausgedrückt habe. Sie hielten nun den König für einen characterlosen Mann und wollten nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Hinsichtlich dieses Briefes wird folgende (jedoch unverbürgte) Geschichte erzählt: Cromwell und Ireton erfuhren durch einen ihrer Spione in der nächsten Umgebung des Königs, daß ihr Verderben in einem Briefe desselben an die Königin beschlossen sei; dieser Brief sei in

dem Gurt eines Sattels eingenäht, den ein Knecht nach dem Gasthof zum blauen Bären in Holborn bringen solle, um von da über Dower nach Frankreich gesendet zu werden. Sogleich giengen Cromwell und Ireton, als gemeine Reiter verkleidet, in das bezeichnete Wirthshaus und zechten dort, bis der Mann mit dem Sattel kam. Unter dem Vorgeben, es sei ihres Amtes, Alles zu untersuchen, nahmen sie ihm den Sattel ab und trugen ihn auf ihr Zimmer, wo sie ihn aufschnitten. Sie fanden den Brief, nahmen ihn heraus und gaben den Sattel, wieder zugenäht, dem Boten zurück. Nach dem einen Berichte soll bloß des Königs Vorhaben, mit den Schotten abzuschließen, in jenem Briefe enthalten gewesen sein; nach einem andern Berichte soll der Brief noch mit der Drohung geschlossen haben, er, der König, werde zur rechten Zeit mit den Schurken fertig werden und sie, statt mit einem seidenen Bande, mit einem hänfenen Strick bedenken.

Dennoch setzte Cromwell den Verkehr mit dem Könige fort, weil er noch immer sein puritanisches Staatsideal nur mittels des Königs durchführen zu können glaubte. Ja, als die Levellers immer mehr Boden gewannen und einen in ihrem Geist entworfenen Plan zu einer Verfassungsumänderung vor das Parlament brachten, widerstand Cromwell aus allen Kräften. Doch gab er ihnen im Laufe der Debatten den Grundsatz der Volkssouverainetät zu, und wendete dadurch zunächst wenigstens andere den König bedrohende Anträge, darunter die Forderung der Bestrafung aller dem „Gemeinwohl" Schädlichen, namentlich des Königs, ab. Zugleich ließ er, seinem früher gegebenen Versprechen gemäß, den König schriftlich von den ihm drohenden Gefahren benachrichtigen.

Nun verlor der König seine Haltung, und ohne irgend eine Verabredung mit seiner Umgebung, ohne irgend eine vorbereitende Veranstaltung, begab er sich noch in derselben Nacht auf die Flucht: denn sein früher gegebenes Wort, nicht zu fliehen, hatte er längst wieder zurückgenommen. Ungewiß, wohin er sich wenden wollte (denn nach Schottland getraute er sich nicht, weil ihm die Schotten wieder mit dem Covenant gedroht hatten), wendete er sich nach der Insel Wight, wo ihn der Statthalter Hammond zwar ehrerbietig aufnahm, aber bewachen ließ bis das Parlament über ihn entschieden hätte.

Aufgebracht über die Flucht des Königs, machten die Levellers dem Cromwell deßhalb Vorwürfe und brachen da und dort in Drohungen gegen ihn aus. Um diesen Geist der Meuterei zu unterdrücken, bewog Cromwell den Fairfax, eine Waffenmusterung anzustellen. Die ihm ergebenen Regimenter passirten zuerst die Musterung; als aber ein ganz levellistisches Regiment mit Drohzetteln auf den Hüten aufzog, stürzte Cromwell mit äußerster Entschlossenheit in die Reihen desselben, faßte einige Rädelsführer mit eigner Hand ab, ließ auf der Stelle drei zum Tod verurtheilen und einen derselben durch's Loos an der Spitze des Regiments erschießen. Dadurch ward der Geist der Empörung, für den Augenblick wenigstens, unterdrückt.

Allein Cromwell und Ireton erkannten die lauernde Gefahr. Zwei Drittheile des Heeres waren bereits durch die Levellers dahin gebracht, den

Sturz des Königs zu verlangen, weil er, ihren republicanischen Begriffen nach, seinen Krönungseid gebrochen habe und dafür Strafe verdiene! Zugleich traten die levellistischen Führer mit der Ansicht hervor, daß nur eine Republik inskünftige England vor Unglück bewahren könne.

Wollte Cromwell noch ferner auf den König vertrauen, so war es um seinen eigenen Machteinfluß beim Heere und um seinen ganzen puritanischen Volksbeglückungsplan geschehen. Er beschloß daher, um eine Spaltung im Heere zu verhüten, in das Verlangen der Mehrzahl einzugehen, ließ aber diese seine veränderte Stellung insgeheim den König wissen, jedoch mit dem Zusatz, daß er so lange für ihn thätig sein werde, als es möglich wäre, ohne sich selbst in's Verderben zu stürzen.

Der König hatte aber unterdeß sowohl mit dem Parlament, als auch mit den Schotten Unterhandlungen angeknüpft; die letztern bemühten sich sogar ein Heer aufzustellen, um den König zu befreien, und als das Parlament dem Könige in vier Bills neue Bedingungen nach Wight übersandte, kamen schottische Mitglieder des Westminster-Parlaments dem Überbringer jener Bills zuvor und gewannen den König so für ihren Plan, daß er die Bills zurückwies und einen Fluchtversuch machte, der aber mißlang und seine Haft strenger machte.

Nun beschloß das Parlament, sich in keine Unterhandlungen mehr mit dem Könige einzulassen, und setzte den Sicherheitsausschuß wieder ein, in welchen es aber keine Schotten als Beisitzer zuließ. Selbst Cromwell erklärte im Parlament, der König sei zwar ein Mann von großen Gaben und viel Verstand, aber in der Verstellung so gewandt, daß man ihm nicht ferner trauen könne.

Da auch das Heer dem Beschluß des Parlaments beistimmte, so erließ dieses nun eine offene Anklage gegen den König. Die presbyterianische Masse des Volks, darunter die wohlhabende Einwohnerschaft London's, welche von der Willkühr des Comité's viel zu leiden hatte und den noch größern Druck einer Militärherrschaft fürchtete, war zwar noch immer für die alte Staatsverfassung, und ein vierzigstündiger Tumult des Volks mit dem Ruf „Gott und König Karl!" konnte nur durch einen Reiterangriff unterdrückt werden. Denn die Levellers im Heer und Parlament hatten fest vor, die Monarchie abzuschaffen; und obgleich Cromwell bei einer eigenen Zusammenkunft mit ihnen, die sie mit Gebet und ernster Betrachtung eröffneten, ihnen darzuthun suchte, daß Monarchie und Republik unter Umständen gleich gut sein könnte, man sollte aber der Vorsehung Gottes den Ausschlag geben lassen, — so blieben sie natürlich bei ihrer Ansicht, und Cromwell ließ sie gewähren, weil er selbst nun in sich im Zweifel war.

10. Die schottischen Royalisten. Einrücken ihres Heeres in England. Cromwell's Sieg über dasselbe und sein Einrücken in Schottland. Unterhandlungen des englischen Parlaments mit dem Könige. Bestrebungen der Levellers zum Umsturz der Verfassung. Der König in der Gewalt des levellistischen Offizierraths. Das Rumpfparlament. Hochverrathsprozeß des Königs. Seine Hinrichtung.

Die Royalisten in Schottland hatten unterdeß Mühe gehabt, aus ihren Kräften ein Heer aufzustellen, und mehrere verfrühte Aufstände der Royalisten in England waren vom Parlament durch das Heer unterdrückt worden. Am 8. Jul. 1648 rückte endlich das schottische Royalistenheer in England ein. Allein es war nur 15,000 Mann stark und schlecht versehen und hatte noch dazu an Hamilton einen unschlüssigen und ungeschickten Feldherrn. Zwar stießen 3000 aus Irland unter dem wackern Langdale Zurückgekehrte und 4000 in England unter dem tapfern Monroe sich anschließende Royalisten zu den Schotten; allein Hamilton's Langsamkeit und die zerstreute Stellung seines Heeres erleichterte die Vereinigung der Hauptkräfte des Parlamentsheeres. Die Folge war, daß Cromwell mit der oft bewährten Überlegenheit seiner Kriegskunst die Royalisten (am 18. Aug.) so auf's Haupt schlug, daß sich kurz darauf Hamilton selbst ergeben mußte und Langdale auf der Flucht gefangen wurde. Durch diesen Sieg stieg Cromwell's Ansehen im Heer und Parlament auf's Neue, während die Hoffnung des Königs dahin sank.

Zwar wollte das Parlament — worin, bei der Abwesenheit des Heeres im Felde, die presbyterianische Partei wieder das Übergewicht gewonnen hatte, — den König durch eine abgeordnete Commission von fünf Lords und zehn Gemeinen schnell noch zu einer Übereinkunft bewegen. Und wirklich willigte er in alle ihre Bedingungen, nur nicht in die Abschaffung der bischöfflichen Kirche, noch in die Aufopferung von sieben seiner ergebensten Freunde, an denen das Parlament sich rächen wollte. Während aber deßhalb die Commissäre, welche bei diesen 40tägigen Unterhandlungen die geistigen Gaben des Königs, den sie für einen schwachsinnigen Mann gehalten hatten, zu bewundern nicht umhin konnten, erst neue Instructionen vom Parlament abwarteten, gieng der levellistische Theil des Heers auf sein Hauptziel los und verlangte in einer zahlreichen Petition vom Parlament die Verurtheilung und Bestrafung aller sogenannten Delinquenten, vorzüglich aber des Königs, ferner die Erneuerung des Parlaments und die Erwählung eines neuen, bloß mit der Executivgewalt bekleideten Königs. Es geschah in der Abwesenheit Cromwell's, der damals mit einem Theile des Heeres in Schottland eingerückt war und dort der gegenköniglichen Partei den Sieg verschaffte.

Die Politik des Heeres wurde seit längerer Zeit nicht mehr vorzugsweise von den „Agitatoren" geleitet, sondern allein von dem Offiziersrathe. Dieser hatte sich jedoch auch

in zwei Abtheilungen geschieden, in den höhern Offiziersrath, der aus den Generalen und Obersten, und in den niedern Offiziersrath, der aus den übrigen Offizieren bestand. Dieser letztere Rath enthielt die entschiedensten Levellers.

Da die Presbyterianer im Parlament jenen levellistischen Anforderungen widerstrebten, so bemächtigte sich der niedere Offiziersrath wieder der Person des Königs und besetzte London. Das Unterhaus des Parlaments erklärte dies Verfahren für ungesetzlich und wollte nun das jüngste Übereinkommen mit dem König sammt den zwei Gegenbedingungen desselben annehmen. Zu spät! Die Levellers besetzten nun das Haus und „purgirten" das Parlament, indem sie alle ihren Absichten im Wege stehenden Glieder theils verhafteten, theils auswiesen, und allein das Parlament fortsetzten, welches von dem Ausdruck Rump (dessen eigentliche Bedeutung sich übrigens nach vorwiegender Meinung auf den medizinischen Act der Purganz bezieht) im Deutschen den Namen Rumpfparlament erhielt. — Gerade um diese Zeit kam Cromwell von Edinburg zurück. Er war zwar im Allgemeinen von dem, was vorgieng, unterrichtet, aber in Bezug auf das Schicksal des König's noch völlig unentschieden.

Jetzt drang der niedere Offiziersrath auf die Prozessirung des Königs, und der Rumpf, als bloßer Handlanger des Heers, erklärte am 1. Jan. 1649, daß der König als Betrieger des Parlaments und des Volks sich des Hochverraths schuldig gemacht habe und schickte die Ordonnanz des Prozesses gegen den König an das Haus der Lords. Diese verwarfen einstimmig die Ordonnanz, weil es (wie der Graf von Manchester sagte) widersinnig sei, zu behaupten, daß der König ein Hochverräther am Parlament sein könne, oder weil es (wie der Graf von Northumberland sich äußerte) noch dem größten Theil von England zweifelhaft sei, ob damals der König dem Parlament, oder das Parlament dem Könige den Krieg erklärt habe.

Erzürnt darüber nahm das Haus der Gemeinen nun die höchste Gewalt an sich, erklärte seine Beschlüsse ohne die Mitwirkung der Lords für gültig und gebot den Beginn des Prozesses.

Der König war von der Insel Wight nach der Felsenfestung Hurst, die auf einem mit der Küste zusammenhängenden Damm lag, gebracht worden, wo er zwar eingeschränkt, aber noch ehrerbietig behandelt wurde. Am 18. Dec. 1648 aber um Mitternacht wurde er durch eine Reiterschaar nach Windsorcastle abgeführt, wo er von rohen Soldaten mit wenig Rücksicht auf seine Würde bedient wurde. Obgleich er erkannte, daß man ihm den Prozeß machen wolle, so wiegte er sich doch noch mit der Hoffnung auf Hülfe von Schottland und Irland. Am 19. Jan. 1649 wurde er nach Whitehall, um sich für sein erstes Verhör vorzubereiten, und am 20. über die Themse nach Windsorcastle gebracht. Auf der Fahrt über die Themse ruderten die Fährleute aus Ehrfurcht vor dem unglücklichen Monarchen mit unbedeckten Häuptern.

Bei seinen Verhören vor dem vom Rumpf eigens bestellten Gerichtshof in Westminsterhall, der aus 135 Beisitzern bestand, vertheidigte sich Karl gegen die zum Theil lächerlichungerechten Anklagen

mit großer Würde und Festigkeit, indem er die Macht des Hofes und Hauses nicht anerkannte und seinen Gegnern überhaupt das Recht, ihn zu richten, in keiner Weise zugestand. Allein die Richter giengen auf seine Gründe und Beweise nicht ein, sondern sprachen das Schuldig aus und vollzogen das über ihren König gefällte Todesurtheil, davon bis dahin in der Weltgeschichte kein Beispiel vorgekommen war, am 30. Jan. durch seine Hinrichtung, welche einer unparteiischen Betrachtung nur als ein offenbarer Justizmord, als ein vollkommener Revolutionsact erscheinen kann.

Zum Verhör des Königs wurden vier Tage verwendet. Als König Karl in den Saal zu seinem Sitz geführt worden war, überschaute er mit festem Blick die Reihen seiner Richter und setzte sich. Darauf wurden die Namen der Richter verlesen, von denen nur zwei dem Könige persönlich bekannt waren. Als darunter der Name des Lord-Obergenerals Fairfax gerufen wurde und keine Antwort erfolgte (weil er, das königsmörderische Treiben des Rumpfes mißbilligend, weggeblieben war) antwortete auf den zweiten Ruf, ob er da sei, eine weibliche Stimme von der Gallerie: „Er hat mehr Verstand, als daß er hieher kommt!" — Hierauf ließ der Gerichtsvorsitzer Bradshaw den Anklageact vorlesen, worin der König als Tyrann, Hochverräther, Kriegsanstifter, Mörder und offener Feind der Republik (!) England geschildert war, so daß er mehrmals dabei lächelte. Bei den Worten des Acts, das Volk von England klage ihn an, rief wieder jene weibliche Stimme von der Gallerie: „Das ist eine Lüge, nicht der vierte Theil des Volks! Cromwell ist ein Verräther!" Auf den Befehl des wachhabenden Obersten, gegen die Gallerie Feuer zu geben, entfernte sich eine maskirte Dame: es war die Gemahlin des Lord Fairfax, eine strenge Presbyterianerin. — Der König fragte nun, nach welchem Gesetze sie ihn denn richten wollten? er sei ihr rechtmäßiger König und werde sich einer ungesetzlichen Gewalt, wie die ihre, nicht unterwerfen. Darauf erwiederte Bradshaw: sie hätten die Gewalt vom Volk, dessen erwählter König er sei! — „Ich läugne das, erwiederte Karl, England war nie ein Wahlreich." — Aufgefordert, sich auf die Anklage einzulassen, sprach er ihnen mit Beweisgründen alle Befugniß ab, ihn zu richten; gerade dadurch, daß sie sich das Recht herausnähmen, ohne Gesetz Gesetze zu machen, seien alle Rechte des Volks, ja das Leben und Eigenthum jedes Einzelnen bedroht. — Bradshaw konnte nichts entgegnen, als: Gefangene hätten kein Recht, die Berechtigung des Gerichtshofs in Frage zu stellen. — Als der König sich verantworten sollte, warum er die Waffen ergriffen habe, weigerte er sich, ferner Rede zu stehen. — Nach der Fällung des Todesurtheils wollte der König das Wort nehmen, es wurde ihm aber nicht gegönnt, und als er weggeführt wurde, beschimpfte man ihn durch verletzende Worte, ja ein Fanatiker spie ihm frech ins Gesicht. Ruhig wischte sich der König mit dem Sacktuch den Speichel ab und behielt seine würdige Fassung. Als ihm einer der wachhabenden Soldaten, an dem er vorübergieng, zurief: „Gott segne Ew. Majestät!" und der König ihm gerührt dankte, schlug ein Offizier den Soldaten mit dem Stock über den Kopf.

Zurückgekommen nach Whitehall, wünschte der König seine Kinder noch einmal zu sehen und das h. Abendmahl durch den frühern Bischoff von London Dr. Juxon zu empfangen. Beides wurde ihm gewährt. Der im St. Jamespalast Statt findende Abschied von seinen Kindern (der Prinzessin Elisabeth und dem Herzog von Glocester) war höchst rührend und die Erbauung mit dem Bischoff und der Genuß des h. Abendmahls gewährte dem König große Stärkung. Noch einmal legten ihm die Häupter des Heers und Parlaments Bedingungen vor, unter denen er sein Leben und seine Krone behalten könne; allein sie waren von der Art, daß er entrüstet sagte, er wolle lieber ein Opfer für sein Volk werden, als dessen Gesetze und wahre Freiheiten an eine bewaffnete Rotte verrathen. Es erfolgte nun der Befehl zur Hinrichtung, den auch

Cromwell (mit scheinbarem Leichtsinn) unterzeichnete. Cromwell war freilich nicht derjenige, der das Bluturtheil angeregt hatte; sein heftiger Schwiegersohn Ireton war es, der vorzugsweise die Sache betrieben hatte. Cromwell war lange in peinlicher Ungewißheit, was er thun solle; ja seine Beängstigungen wuchsen mit jedem Tag. Die Erwägung, daß er den begonnenen Kampf nicht mehr rückwärts treiben, noch auch den König retten könne, daß es vielmehr die Sache der bürgerlichen und religiösen Freiheit gelte und er daher die Leitung des Staats nicht untauglichen Händen überlassen dürfe, trat bei ihm mehr und mehr in den Vordergrund! Dazu kam sein schiefer Erkenntnißstandpunct in der Religion, vermöge dessen er die Bewegungen seines Innern öfters unmittelbaren Antrieben des Geistes Gottes zuschrieb und auf sie mehr Gewicht legte, als auf die klaren Gebote der heiligen Schrift. Dieser Grundirrthum verleitete ihn auch in diesem Falle, dem Bluturtheil beizustimmen. Denn als er in einer Nacht im Gebet nach seiner Weise Gott um ein Zeichen der Entscheidung angegangen hatte, glaubte er in sich die Überzeugung zu fühlen, Gott habe gesprochen: seine Zweifel wichen und in der Gewißheit, Gottes Willen zu erfüllen, eilte er in seinem Enthusiasmus noch um 1 Uhr in der Nacht zu einem Verwandten, um ihm zu sagen, daß er jetzt aus allen seinen Zweifeln sei und daß der Wille der Republicaner mit dem Willen Gottes übereinstimme!! Es war sein Grundirrthum von einem theokratischen Reiche der Heiligen, der ihn zum Königsmörder machte; der puritanische Hierarch wurde, weil er den evangelischen Grund des Protestantismus aufgegeben hatte, zum Förderer und Vollstrecker der Revolution.

Nachdem Karl während der letzten Nacht seines Lebens vier Stunden lang ruhig und fest geschlafen hatte und sein Diener ihm beim Ankleiden behülflich war, sagte er zu ihm: „Gieb dir Mühe, wie sonst, heute ist mein zweiter Hochzeittag.“ Dann brachte er noch eine Stunde im Gebet mit dem Bischoff zu. Beim Gang durch den Park zurück nach Whitehall gieng er seinen gewöhnlichen Schnellschritt und bat seine beiden Begleiter, den Bischoff Juxon und Oberst Tomlinson, rascher zu gehen, er sehne sich nach der himmlischen Krone. Als er von der Mittelfensterthüre des Bankethauses zu Whitehall unmittelbar hinaus auf das Blutgerüste trat, sprach er unter Anderm zur versammelten Menge, er leide unschuldig, wiewohl er dafür, daß er früher einmal in die Vollziehung eines ungerechten Bluturtheils (er meinte damit Strafford's Tod) gewilligt habe, jetzt mit Recht büße. Das Volk sei aber dennoch in dem, was es da mit ihm thäte, „aus dem Geleise“: wenn sie wieder zur Besinnung kämen, sollten sie Gott und dem Könige, nämlich seinem rechtmäßigen Nachfolger, geben, was jedem gebühre; nicht im Mitregieren bestehe die Freiheit, sondern in den das Leben und das Eigenthum schützenden Gesetzen; hätte er, wie seine Gegner, die Gesetze mit Hülfe des Schwerts umändern wollen, so stände er jetzt nicht hier, und darum behaupte er, er sei ein Märtyrer des Volks und der Verfassung: er sterbe als Christ, nach dem Bekenntniß der bischöfflichen Lehre und hoffe auf die Gnade Gottes.

Als er sich zum Niederknieen bereit gemacht hatte, sagte er: „Ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott auf meiner Seite; — ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen.“ Nach diesen Worten legte er sein Haupt auf den Block, gab selbst das Zeichen mit der Hand und empfieng den Todesstreich. Ein lauter Schrei des Mitleids drang aus der Mitte des Volks. Viele wollten ihre Schnupftücher in sein Blut tauchen, aber das Militär räumte die Straßen. Sein Leichnam wurde, einbalsamirt, in der Gruft der Könige zu Windsor beigesetzt. Er war 49 Jahre alt, von schönem Äußern und kräftigem, für Strapatzen geeignetem Körper. „Wie alle Glieder seines Hauses trug er das Unglück besser, als das Glück.“ So vielfach seine Fehler und Schwächen waren, und so oft ihn auch seine stets berechnende Klugheit, so wie anderseits seine Unklugheit in Befolgung fremden Raths zu Mißgriffen verleitete, so handelte er doch in der Politik, wie in der Religion dem Wesentlichen nach bona fide, d. h. in der Überzeugung, nicht anders handeln zu dürfen, da er sein Recht theils aus den bestehenden Gesetzen England's, theils aus dem Herkommen und Vor-

gang englischer Könige, theils aus seiner kirchlichen Glaubensansicht schöpfte, daß er als Monarch nur Gott verantwortlich sei. – Dagegen hatten seine gleichmacherischen Gegner weder die Gesetze, noch das Herkommen, noch das Evangelium, sondern höchstens, (wenigstens ihrem ernsteren Theile nach, zu welchem Cromwell gehörte) nur ihre ganz subjective Glaubensansicht für sich, die sie noch dazu nur irrthümlich mit dem mißverstandenen alttestamentlichen theokratischen Gesetz zu rechtfertigen suchten. Der wahre, im Glaubensmittelpunct stehende Protestantismus wird stets jede Verwandtschaft mit jenem, dem hierarchischen Fanatismus angehörigen Grundsatze, von sich weisen.

8. Kapitel. Die englische Republik.

1. Umsturz der Monarchie. Der neue Staatsrath. Die Republik eine Oligarchie. Meutereien der Levellers. Karl II Stuart König in Schottland. Die Stände- und Kirchencommission. Cromwell's Bekämpfung des irländischen Aufstands. Cromwell in Schottland. Karl's II Niederlage bei Worcester. Seine Flucht nach Frankreich. Unterwerfung Irland's.

An dem gleichen Tage, an dem des König's Haupt unter dem Beil fiel, erklärte das Rumpfparlament, es sei Hochverrath, wenn es sich Jemand beigehen lassen wolle, den Prinz von Wales oder irgend wen zum König auszurufen. Darauf wurde das Haus der Pairs als nutzlos und gefährlich, das Königthum für unnöthig und der Nationalfreiheit hinderlich erklärt und an die Stelle des Unterthaneneides gegen den König eine Verpflichtung zur Treue gegen die Republik gesetzt, — alles das „im Namen der Wächter der Freiheit durch die Vollmacht des Parlaments".

Nach der Hinrichtung dreier Anhänger des Königs (des Herzogs von Hamilton, des Lords Holland und des Lords Capel) wurde ein Staatsrath, als executive Gewalt, errichtet, dessen auf Ein Jahr bestellte 41 Mitglieder zugleich im Parlament saßen und das Heer, die Flotte und Artillerie, desgleichen die Handels- und auswärtigen Angelegenheiten unter sich hatten.

Als diesen Staatsrathsgliedern zugemuthet wurde, die Billigung des Verfahrens gegen den König, als eines rechtmäßigen, eidlich zu bekräftigen, so ließ sich nur Cromwell mit noch 18 Gliedern dazu herbei; die andern, darunter Fairfax, verweigerten den Eid, so daß der Rumpf für gut fand, eine andere Eidesformel aufzustellen, worin sie sich verpflichteten, die künftigen Beschlüsse des Parlaments, als höchster Staatsgewalt, zu billigen. Um diesem Staatsrath mehr Ansehen zu geben, brachten sie die Zahl seiner Glieder durch Ergänzungswahlen und Zulassung von fügsamen Presbyterianern nach und nach auf etwa 150.

So stand der neue Freistaat da, von dessen Lenkern ein damaliger Lobredner der republicanischen Partei selbst sagte, es habe „diese Hand voll Männer in einem gewissen Sinn das ganze Volk von England gegen sich gehabt". Sie hatten nur die Kraft ihrer Persönlichkeit, die Waffen von 40,000 Soldaten und den größeren Theil der Independenten mit einigen kleinern religiösen Secten auf ihrer Seite,

also daß dieser Freistaat im Grunde nur eine auf die Macht des Schwertes gestützte Oligarchie war.

Deßungeachtet hatte die neue Regierung im Parlament wie im Heere an dem fanatischeren Theile der Levellers unter Lilburne's Führung ihren gefährlichsten Bestandtheil. Denn kaum hatte sich die Regierung constituirt, so drängten sich auf Betrieb des Offiziersraths Bittschriften auf Bittschriften um jährliche Parlamente mit neuen Mitgliedern, um Abschaffung des Staatsraths und höhern Gerichtshof's, um Aufhebung der Zölle, Minderung der Sporteln, Verkauf der Delinquentengüter, Abschaffung des Zehnten, Fixirung der Besoldung der Geistlichen auf je 100 Pf. St. u. s. w.

Um den Geist der Unruhe nicht aufkommen zu lassen, wurden fünf Überbringer einer solchen Remonstranz schimpflich bestraft, Lilburne in den Tower gesetzt und der Rädelsführer eines widerspänstigen Regiments erschossen. Nichts desto weniger brachen allerhand Meutereien aus, die theils von Fairfax, theils von Cromwell mit Gewalt der Waffen unterdrückt werden mußten. Dies wäre so fort gegangen, wenn nicht das Heer durch neue Feldzüge in Irland und in Schottland ernstere Beschäftigung bekommen hätte.

Das schottische, vom Grafen Argyle geleitete Parlament nämlich hatte gleich von Anfang an gegen die Verurtheilung des Königs protestirt, aber kein Gehör gefunden. Daher beriefen die Schotten des enthaupteten Königs Sohn als König Karl II, jedoch unter der Bedingung, daß er den Covenant mit allen seinen Consequenzen beschwöre und das Bündniß zwischen beiden Reichen aufrecht erhalte. Karl zögerte aber, weil der royalistische Graf von Montrose in Schottland die Fahne für ihn erhob. Erst als das Unternehmen desselben scheiterte und Montrose verrathen, gefangen und von seinem Gegner Argyle zum Tode verurtheilt wurde, den er auf das standhafteste erlitt, gab sich Karl Stuart ohne weiteren Vorbehalt in die Forderungen des schottischen Parlaments und erhielt in Edinburg eine von der Stände- und Kirchencommission angeordnete Hofhaltung und Hofumgebung. Bald aber fühlte er sich bei seinem ohnedieß leichtsinnigen Charakter durch den streng presbyterianischen Ernst der Schotten äußerst beengt und erkannte gar wohl, daß er nur eine bloße Königspuppe war, indem das Parlament durch die obgenannte Commission die eigentliche Regierungsgewalt ausübte.

Kaum war Karl II einen Monat lang auf seinem Scheinthron, als Cromwell vom Parlament beauftragt wurde, den Aufstand in Schottland niederzukämpfen, wie er so eben auch den furchtbaren Empörungsbrand in Irland fast ganz gedämpft hatte.

In Irland hatte nämlich schon seit dem Abzug des Vicekönigs Ormond — der päpstliche Nuntius in Verbindung mit der klericalen Partei die Gewalt an sich genommen, mußte

aber bald der royalistischen Partei weichen, die nach der Hinrichtung Karl's I unter Ormond gegen die streng katholische Partei Owen O'Nail's in Krieg gerieth. Nun ernannte das englische Parlament den Cromwell zum Lord-Statthalter von Irland auf drei Jahre und entsandte ihn mit einem Heere von 12,000 M. dahin. Bei der Eroberung von Drogheda ließ er die Ormondische Besatzung über die Klinge springen und 1000 Katholiken, die sich in die Hauptkirche geflüchtet hatten, niedermetzeln! Das gleiche Schicksal traf die Stadt Wexford, und nun ergab sich eine Stadt nach der andern und erklärte sich für das englische Parlament. Auch im zweiten Jahre widerstand ihm kein Platz, den er angriff, so daß er die weitere Bezwingung Irland's seinem Schwiegersohne Ireton überlassen und darauf den Oberbefehl des gegen Schottland bestimmten Heeres, welchen Fairfax ausgeschlagen hatte, übernehmen konnte.

Mit noch vom Blute der Iren triefendem Schwerte drang nun Cromwell an der Spitze von 16,000 Veteranen im Juli 1650 in das südliche Schottland ein, um auch dort durch Vernichtung des Königthums die Republik zur Anerkennung zu bringen. Die Schotten aber hatten, um dem englischen Heere keinen Halt zu gewähren, fast ihr ganzes Land bis Edinburg hinauf freiwillig verwüstet und sich unter David Lesley bei Edinburg verschanzt, mit dem Plan, jeder entschiedenen Schlacht auszuweichen und das englische Heer durch Mangel und Krankheiten sich aufreiben zu lassen. Dadurch gerieth Cromwell in eine schwierige Lage: denn, ob er gleich bis in die Nähe von Edinburg vordrang, mußte er sich doch, der Lebensmittel und Kranken wegen, bis Dunbar zurückziehen, worauf ihm die Schotten nachrückten und die Höhen von Lammermoore besetzten, wo sie ihn beobachteten, ohne sich von ihm hinunterlocken zu lassen. Allein die das Parlament beherrschende presbyterianische Stände- und Kirchencommission (welche bereits das Heer von den ihr nicht ergebenen Offizieren und Gemeinen gereinigt, auch den König in einer neuen Beschwörung des Covenants zur Anerkennung der Blutschuld seines Vaters und zur Verwerfung der „Götzendienerei" seiner katholischen Mutter gezwungen hatte) drang nun in Lesley, eine Schlacht zu wagen. Dadurch wurde dieser genöthigt, aus seiner vortheilhaften zuwartenden Stellung herauszutreten, und sich eine schwere Niederlage zuzuziehen. Edinburg und das Land südlich vom Forth war der Preis dieses Sieges bei Dunbar, den Cromwell erfocht.

Als daher die Schotten, noch dazu im Regenwetter, von ihren Bergen herabkamen und gegen Cromwell anrückten, rief dieser aus: „Gott selbst giebt sie in unsre Hände!" und ehe ein paar Stunden vergiengen, hatte er mit gewohnter Siegeskraft die Schotten in die Flucht geschlagen. An 3000 Todte deckten die Wahlstatt, und 10,000 Gefangene nebst allem Gepäck und Geschütz fielen den Siegern in die Hände.

Während die schottische Regierung ein neues Heer nur durch eine größere Nachsicht in Bezug auf das Religionsbekenntniß (wodurch aber die presbyterianische Partei in eine strenge und laxe zerfiel) aufbringen konnte, hatte Karl II, solcher Vormundschaft müde, einen Versuch zur Flucht gemacht, der aber nicht gelang, ihm aber doch eine bessere Behandlung zu Wege brachte. Jetzt wurde er gekrönt (20. Jan. 1651) und

erhielt den Oberbefehl über das neue Heer (von 20,000 M.) und die Generale Hamilton und Lesley zu Unterbefehlshabern. An Muth fehlte es den Schotten nicht, zumal Cromwell krankheitshalber nach London zurückgekehrt war. Allein im Juli erschien Cromwell wieder beim Heer und schnitt das königliche Heer von seiner Verbindung mit dem Norden ab. Dieses hatte nun keine andere Wahl, als entweder im Mangel zu verkommen, oder sich durch einen Einfall in England zu helfen. Karl rückte daher bei Carlisle in das englische Gebiet ein und zog ungehindert bis Worcester (spr. Wuhstr), wo er von den Royalisten zum König von England ausgerufen wurde.

In der ersten Bestürzung glaubte der englische Staatsrath sich von Cromwell verrathen und fürchtete einen allgemeinen Aufstand der englischen Royalisten. Allein Cromwell, kaum von des Königs Zug benachrichtigt, hatte sogleich einen Theil seines Heeres unter Monk in Schottland stehen lassen und war dem Könige, bei dem sich die englischen Royalisten nur spärlich sammelten, an der Spitze von 30,000 M. nachgeeilt. Bei und zum Theil in Worcester kam es im Sept. 1651 zu einer heißen Schlacht, in welcher der König, nach übrigens tapferer Gegenwehr, geschlagen wurde und 10,000 Gefangene verlor, darunter sich viele englische Große befanden. Karl selbst entkam zwar, konnte aber nur verkleidet von Landsitz zu Landsitz weiter kommen, bis er nach vielen Abenteuern und großen Gefahren bei Shoreham die Küste erreichte, von wo aus ihn ein Kohlenschiff nach Frankreich übersetzte, wo er am 17. Oct. bei Fecamp in der Normandie landete. — Obgleich in England ein Preis von 1000 Pf. St. auf seinen Kopf gesetzt war, und mehr als 40 Personen verschiedenen Standes um seine Flucht wußten, so hatte sich doch nicht der niedrigste Diener finden lassen, der so gemein gewesen wäre, ihn zu verrathen.

Dieser Ausgang hatte auf die nun leichter erfolgende Unterwerfung Schottlands, so wie auch auf die völlige Unterjochung Irlands einen wesentlichen Einfluß, und Cromwell's Verdienst dabei erschien dem Parlament so unläugbar, daß es ihm außer seinem gewöhnlichen Jahresgehalt von 2500 Pf. St, ein Landgut mit einem Jahreseinkommen von 4000 Pf. St. zuerkannte.

Irland's Unterwerfung, von Cromwell begonnen, wurde von Ireton fortgeführt. Dieser starb aber nach der Eroberung von Limmerik an einer pestartigen Krankheit. (Sein Leichnam wurde in der Westminsterhalle prachtvoll bestattet.)

Sein Nachfolger, General Ludlow, vollendete sodann die Unterjochung Irland's 1653. Darauf bestellte das Parlament zum Lord-Statthalter den General Lambert, der aber bald dem General Fleetwood, Cromwell's zweitem Schwiegersohne, weichen mußte. Die armen Irländer wurden nun durch eine besondere englische Regierungscommission auf's schmählichste behandelt. Von der Amnestie in Bezug auf Person und Gut waren ausgenommen: alle die vor dem 10. Nov. 1642 Theil am Aufstand genommen und vor dem 1. Mai 1643 in der Versammlung zu Killenny gesessen oder gestimmt hatten; alle Jesuiten und

römischen Priester; 103 benannte Adelige und Gentlemen kath. Conf., (darunter Ormond); alle, die nicht binnen 28 Tagen die Waffen niederlegen würden ꝛc. Alle andern Personen sollten, wenn sie während des Aufstandes gegen das Parlament die Waffen getragen oder eine Stelle verwaltet hätten, zwei Drittheile —, und wenn sie vom Aug. 1649 bis März 1650 nicht für die Republik gewesen wären, ein Drittheil ihres Besitzes verlieren. Wer das, was ihm gelassen wurde, mit andern Ländereien vertauschen wollte, erhielt diese in den Districten von Connaught und Clare, damit das übrige Irland nur von Protestanten colonisirt würde. — Die für den Staat eingezogenen Ländereien vergab man theils an diejenigen, welche zu diesem Kriege mit Irland dem Parlament Geld vorgeschossen hatten, theils an die Soldaten, die unter Cromwell, Ireton und Ludlow in Irland gefochten hatten. Ein Theil der Nichtamnestirten erhielt übrigens die Güter wieder zurück; von den vielen zum Tod Verurtheilten wurden 200 hingerichtet. — Viele aber, die sich nicht unterwerfen wollten, blieben als Rapparee (Räuber) und Tories (eine irische Benennung für Räuber, die nachher zum Spitznamen für Königlich-Gesinnte wurde) in Wäldern und Sümpfen verborgen und waren für die neuen Ansiedler eine furchtbare Geisel. Daher wurden die strengsten Gesetze erlassen, so daß schon das Zusammenstehen von 4 Katholiken als Hochverrath angesehen, und der Besitz von Waffen mit dem Tode bestraft ward. — Wer um den Versteck katholischer Priester wußte und nicht anzeigte, dem wurden die Ohren abgeschnitten; wer nicht in der protestantischen Kirche erschien, wurde mit Geldstrafe belegt, und was dergleichen Bedrückungen mehr waren. — Um die Katholiken in Irland so viel als möglich zu verringern, gestattete man jedem aufständischen Führer mit einer gewissen Anzahl waffenfähiger Leute das Land zu verlassen und in andern katholischen Ländern Dienste zu nehmen. Auf diese Weise verließen 30—40,000 irische Kriegsleute das Land. Auch beförderte man die Auswanderung nach Amerika in aller Weise.

Schottland wurde durch Monk vollends erobert. Zwar wollte Argyle in den Hochlanden noch Widerstand leisten; allein die Hochländer unterwarfen sich lieber gleichfalls, und Argyle hatte „bloß die Ehre, der letzte Mann zu sein, der nachgab.“ Eine englische Commission wollte eben die Vereinigung Schottlands mit England in Ein Reich bewerkstelligen, als in England die Restauration (K. 9, 1) eintrat, was die Folge hatte, daß Schottland noch ferner als erobertes Land behandelt und durch eine Reihe neuer Festungen in Unterwürfigkeit erhalten wurde.

2. Seekrieg der Republik mit den Niederlanden. Niederländische Zustände. Jan und Cornel de Wit. Die englische Navigationsacte. Sieg der Holländer: de Ruyter und Tromp. Sieg der Engländer bei La Hogue. Fall des Rumpfparlaments durch Cromwell.

Zum Theil noch während des Unterwerfungskampfs in Irland und Schottland war die Republik auch mit auswärtigen Staaten in Krieg gerathen. Es hatte nämlich das Parlament gleich bei der Errichtung der Republik dem Seewesen eine große Aufmerksamkeit gewidmet. An der Spitze der Admiralität stand Henry Vane mit drei Collegen; die Flotte befehligte hauptsächlich Oberst Blake, der mit einer großen Flotte die Flotte des Prinzen von Wales, die unter Prinz Rupert nach Portugal entkommen war, verfolgte und den König von Portugal zwang, dem Prinzen seine Hülfe zu entziehen und durch Abtretung großer Vorrechte an die englische Kaufmannschaft die Gunst der Republik zu suchen.

Hierauf gerieth die Republik mit den vereinigten Staaten der Niederlande in Krieg. Dort hatte nach dem Tode Wilhelm's II von Oranien (6. Nov. 1650) die oranisch-demokratische Partei das Übergewicht über die republikanisch-aristokratische bekommen und während der Unmündigkeit Wilhelm's III (des nachgebornen Sohnes Wilhelm's II) durch ihre gewandten Häupter Jan de Wit, Großpensionär von Holland und Friesland, und seinen Bruder Cornelys de Wit, Bürgermeister von Dordrecht, es dahin gebracht, daß das Recht der Begnadigung und das Recht der Besetzung der Stellen im Heere den Generalstaaten übertragen und den Städten die freie Wahl ihrer Obrigkeit eingeräumt wurde.

Sogleich suchte die Republik England mit den niederländischen Freistaaten ein Bündniß zu knüpfen. Da diese aber noch zuwarten wollten, brachte auf Cromwell's Anstiften Whitelock die berühmte Navigationsacte im Parlament ein, welche dem holländischen Handel, der damals auf seiner Höhe stand, einen empfindlichen Schlag versetzen und besonders die englische Kaufmannschaft für die neue Ordnung der Dinge gewinnen sollte. Vermöge dieser Schifffahrtsacte sollten nämlich fortan andere Nationen nur ihre eigenen Producte entweder auf ihren eigenen oder auf englischen Schiffen in England einführen dürfen; die Producte fremder Welttheile aber, desgleichen die Producte und Fabrikate anderer europäischer Länder sollten auf keinen andern Schiffen, als auf englischen Schiffen oder auf Schiffen derjenigen Nationen, welchen die Producte und Fabrikate angehörten, zur Einfuhr gelangen können. Diese Acte gieng am 1. Oct. 1651 durch, und der Krieg, den nun Holland mit England deßhalb führte, konnte diesen Nachtheil für die vereinigten Niederlande nicht abwehren.

Da diese Maßregel den Holländern den ganzen Zwischenhandel nach England abzuschneiden drohte, so rüsteten sie schon im Mai jenes Jahres eine Flotte von 150 Segeln unter dem Admiral Tromp aus. Dieser stieß bald mit der von Blake befehligten englischen Flotte zusammen, zog aber den Kürzern, und erst jetzt erklärte das englische Parlament den Holländern den Krieg. Da Tromp in einem neuen Treffen wieder unglücklich war, legte er den Flottenbefehl nieder. Diesen erhielt jetzt de Ruyter (spr. Reiter), der sich anfangs in Vortheil setzte, dann aber ein unentschiedenes Treffen lieferte und deßhalb den Oberbefehl wieder an Tromp abgeben mußte. Dieser verfolgte nun in einem gewaltigen Seekampf den englischen Admiral Blake bis in die Mündung der Themse und umkreuzte die englischen Küsten mit einem an die Spitze seines Mastes gebundenen Besen, womit er andeuten wollte, daß er da sei, um die Engländer von der See wegzukehren. — Diesen Schandfleck abzuwaschen, legte sich Blake mit 70 Segeln quer über den Canal, um den Tromp aufzufangen, und schlug ihn in einem dreitägigen Seetreffen bei dem Vorgebirg la Hogue so, daß die Holländer 9 Kriegs- und 24 Kauffahrteischiffe verloren. — In diesem Kriege verlor Holland auch den größten Theil Brasilien's, den das mit England verbündete Portugal zurückeroberte.

Der Seesieg der Engländer über die Holländer bei la Hogue war der letzte Triumph, den das Rumpfparlament erlebte: denn es sollte nun durch seinen eigenen Schöpfer in's Nichts zurückfallen. Schon lange war

man in England gewohnt, in Cromwell's Kraft und Geist den eigentlichen Halt des öffentlichen Lebens zu sehen, und besonders seit er die im Grunde presbyterianisch gesinnte Handelswelt durch die oberwähnte Förderung ihrer Interessen gewonnen hatte, erschien auch ihr in seiner Person mehr, als in dem von ihm abhängigen Parlament und Heere, das Staatsgewicht concentrirt. Das fühlte und wußte er, und so gerne er seine Idee eines christlichen Staats durch einen Andern ausgeführt gesehen hätte, so wenig glaubte er, weil kein Anderer da war, sich der Aufgabe, sie selber durchzuführen, entziehen zu können, da auch seine Freunde ihn dazu drängten. So wie er früherhin geglaubt hatte, den König und das in ihm verkörperte monarchische Princip dazu benützen zu können, ihn aber, als für seine Idee unfähig, hatte fallen lassen: so war er noch jetzt überzeugt, daß nur Alleinherrschaft die vollkommene Sicherung der Grundbedingungen des Lebens gewähre. Allein die Befugniß dazu vom gegenwärtigen Parlament zu erhalten, war nicht möglich, und sie durch das Heer sich geben zu lassen, würde dieselbe in den Augen aller Parteien als Thronraub und sein Handeln als Tyrannei haben erscheinen lassen. Da nun auch die übrigen Heerführer mit dem Rumpf nicht zufrieden waren, so kam er mit ihnen überein, dieses Parlament noch drei Jahre (bis zum 4. Nov. 1654) bestehen zu lassen und sich unterdessen über die Berufung eines neuen Parlaments und über die durch dasselbe zu schaffende Ordnung zu verständigen.

In einer besondern Zusammenkunft mit den angesehensten Gliedern des Parlaments und Heers suchte er die Gesinnungen derselben durch die Erörterung zu prüfen, ob für England eine republikanische oder eine beschränkt-monarchische Staatsform die vortheilhaftere wäre. Die Offiziere waren für die erstere, die Rechtsgelehrten für die letztere Form. Der Meinung der Letztern stimmte auch Cromwell bei; als sie aber einen der Söhne des hingerichteten Königs vorschlugen, lenkte er ein, empfahl die Sache dem weitern Nachdenken, blieb aber dabei, daß „eine Regierungsform mit einiger monarchischer Gewalt die wirksamere“ sein würde.

In der Hoffnung auf Cromwell's Unterstützung schlugen nun die Juristen im Parlament eine Reduction der Armee vor, und schon wurde einstweilen ein Viertheil verabschiedet. Unwillig darüber drangen nun die Offiziere in einer Bittschrift auf Verbesserung der Rechtspflege, auf Verminderung der Beamten, auf strengere Handhabung der Religion, und bewirkten dadurch, daß das Parlament seinen Plan gegen die Armee wieder fallen ließ. Indeß war dadurch ein Zwiespalt zwischen der Armee und dem Parlament entstanden, und da Cromwell die Armee nicht entbehren konnte, (so wie sie ihn nicht), so jagte er das Parlament auseinander.

Er verfügte sich am 20. April 1653, begleitet von einer Anzahl Soldaten, in die Parlamentsversammlung, und hielt ihr in einer heftigen Rede alle ihre politischen und moralischen

Sünden vor, bezeichnete z. B. ein Mitglied als Trunkenbold, ein anderes als Betrüger; zwei als Hurenjäger u. s. f. Zuletzt erklärte er sie alle des Namens „Parlament" unwürdig und befahl der Wache, die er mitgebracht hatte, das Haus zu säubern, und als dieß geschehen war, es zu schließen.

Am gleichen Tage noch stellte er auch die Verrichtungen des Staatsraths ein. Alles fügte sich aus Furcht vor Cromwell und der mit ihm verbundenen Armee und Marine. Und so fiel dieses lange Parlament unbeklagt von der Nation, welche unter demselben zwölf Jahre hindurch unzählige Ungerechtigkeiten und Bedrückungen zu leiden gehabt hatte. Wenn man ihm auch den Ruhm, mit Ausdauer für ein constitutionelles Regiment gekämpft zu haben, nicht streitig machen kann, so waren doch die Miß- und Übergriffe, deren es sich dabei in seiner Leidenschaftlichkeit zu Schulden kommen ließ, von der Art, daß das Ziel seines Strebens erst von spätern Generationen erreicht werden konnte.

3. Cromwell's Versuche zum Übergang in die Alleinherrschaft. Das Bareboneparlament. Cromwell Protector der Republik. Amnestie. Nationale Vereinigung Englands und Schottlands. Verschwörungen der Royalisten. Friede mit Holland. Cromwell's monarchisches Streben. Auflösung des widerstrebenden Parlaments. Strenge gegen die Royalisten. Seeunternehmungen. Eroberung von Jamaica. Unterstützung der Waldenser.

Nachdem Cromwell sein Verfahren vor dem Rath der Offiziere gerechtfertigt hatte, wurde ein neuer Staatsrath gebildet. Eine fanatische Partei wollte diesen nach dem Muster des alttestamentlichen Synedriums mit 70 Gliedern besetzen, aber der practischere, dabei doch mehr evangelische Sinn Cromwell's ließ nur 12 zu, denen er als der dreizehnte vorstand. Eine Zeit lang wurde nun der Staat in der Art regiert, daß Cromwell seine Verordnungen bald als Präsident des Staatsraths, bald als Chef des Offiziersraths, bald als Lord-Obergeneral erließ, gleich als habe er damit einen Versuch zum Übergang in die Alleinherrschaft machen wollen. Allein obwohl er allenthalben den pünctlichsten Gehorsam fand, so fühlte er doch, daß er ohne Sanction eines Parlaments nicht zu seinem Ziele gelangen könne. Nachdem er daher mit seinen vertrauten Offizieren genaue Übereinkunft getroffen, wies er die Geistlichen in den verschiedenen Grafschaften an, dem Staatsrathe die Namen „treuer, gottesfürchtiger, die Habsucht hassender" Männer einzusenden. Aus diesen wählte er dann 139 für England, 6 für Wales, 6 für Irland und 4 für Schottland und berief dieselben als Mitglieder eines neuen Parlaments, das am 4. Juli 1653 von ihm durch Gebet und feierliche Rede eingesetzt wurde, und zwar auf die Dauer von 15 Monaten, nach welcher Zeit es selbst seine Gewalt einem folgenden Parlament auf die gleiche Zeitdauer übertragen sollte. Der in seiner Art fromme, aber in seinem Subjectivismus befangene Mann gedachte in der That, von diesem Tage an — den Anfang des Reiches Christi zählen zu dürfen.

Allein diese Parlamentsglieder waren zwar sämmtlich ehrliche, gewissenhafte, auch durch ihr Vermögen unabhängige Leute, aber meist von geringem Stande und durch ihre strengen, größtentheils extrem-puritanischen Grundsätze in religiöser und politischer Hinsicht höchst einseitig und beschränkt, so daß sie im Wahn, vom heiligen Geist selbst eingesetzt zu sein, nicht gesonnen waren, sich irgend einem menschlichen Willen zu unterwerfen. So kam es, daß sie bei ihren, weder Umstände noch Personen, weder Geschichte, noch Gewohnheiten, weder Rechte noch Gerechtsame berücksichtigenden Beschlüssen bei allen Ständen anstießen und die größte Verwirrung veranlaßten.

Da sich unter ihnen zwei Brüder, Lederhändler, Namens Barebone befanden, welche besonders viele fromme Reden hielten, wie denn einer derselben den Vornamen „Wenn Gott nicht für euch gestorben wäre, so wäret ihr verdammt", der andere den Vornamen „Lobe-Gott" hatte, so nannte das Volk dieses Parlament „Bareboneparlament", mit Anspielung auf die Bedeutung dieses Wortes: „Spindelbein". Daß diese Parlamentsglieder besonders auf Verbesserung der Rechtspflege und auf strenge Sparsamkeit drangen, war ganz in der Ordnung und auch in Cromwell's Sinn: allein daß sie in ersterer Hinsicht das ganze bisherige Rechtsverfahren von vorne herein mit Einem Schlag aufhoben, so daß man nicht wußte, wornach man die noch schwebenden 23,000 Prozesse schlichten solle, brachte alle Kläger, Advocaten und Richter in Aufruhr; — daß sie die Patronatsrechte aufhoben, den Gemeinden die Wahl ihrer Seelsorger überließen und den Zehnten abschaffen wollten, empörte die Geistlichkeit und die Aristokratie; — daß sie das Heer vermindern wollten, konnte den Offizieren nicht gefallen und selbst Cromwell sah sich dadurch in seiner Stellung bedroht. — Der beschränkte Geist der presbyterianischen und independentistischen Puritaner läßt sich leicht aus den strengen Anordnungen erkennen, welche schon das lange Parlament zur Verbesserung der Sitten getroffen hatte. Das anglicanische Common prayer-book wurde bei schwerer Strafe selbst privatim zu brauchen verboten. Bilder und Denkmäler in Kirchen wurden als heidnisch zerstört. Nach Parlamentsbeschluß sollten aus der königlichen Gallerie alle Bilder von Jesus und Maria verbrannt werden. Wetten wurden verpönt. Auf jeden Ehebruch stand Todesstrafe. Öffentliche Lustbarkeiten, selbst auf dem Lande, Spiele, Theater, Masken u. dgl. mit Strafe geahndet. Alle Maybäume mußten umgehauen werden. Selbst das Christfest — sonst überall ein Freudenfest — sollte hinfort nach dem Befehl des Parlaments als Fasttag gefeiert werden, um die Sünden des Volks zu beweinen. Solche Maßregeln konnten bei dem bessern Theil der niedern Stände nur Abneigung und Entfremdung, bei den höhern nur Spott und Widerwille erzeugen, und hatten die noch üblere Folge, daß Viele strenge Gesinnungen heuchelten, um die Gunst der Machthaber zu gewinnen, oder deren Ungunst zu vermeiden, — eine Heuchelei, welche dem öffentlichen Ansehen der christlichen Religion mehr Eintrag that, als alle einzelnen Verstöße gegen dieselbe. — Dieß wurde in der unmittelbar folgenden Zeit der Restauration nur allzusehr offenbar, wo in Folge dieser übertriebenen Strenge eine noch verwerflichere unsittliche Reaction eintrat.

Bald entstand deßhalb unter den Parlamentsgliedern selbst ein Zwiespalt, indem die sog. „Fanatiker" unter ihnen, welche zugleich meist anabaptistisch gesinnt waren, mit den laxern Independenten nicht mehr zusammenwirken wollten. Obgleich nun Cromwell den Fanatikern nicht angehörte, so war es ihm doch erwünscht, als dieselben unter Oberst Sydenham ihre Vollmacht niederlegten und, weil sie die Mehrzahl gewonnen hatten, die dem Parlament verliehen gewesene Gewalt dem Cromwell übertrugen, damit er sie allein, doch ohne den

Königstitel ausübe. Hierauf ließ er sich in der Westminsterhalle in feierlicher Versammlung von dem General Lambert im Namen der drei Reiche und der Armee das Amt eines Protectors der Republik übertragen und seine neue Regierung mit den sonst bei Thronbesteigungen üblichen Feierlichkeiten in London ausrufen.

Nach der darüber ausgefertigten, von ihm beschworenen Urkunde sollte die höchste Gewalt in den Händen des Lord-Protectors und des Parlaments ruhen. Dem Protector zur Seite sollte ein Staatsrath von 13—21 Gliedern stehen. — Das Parlament bestehend aus 400 englischen, 30 irländischen und 30 schottischen Abgeordneten, sollte alljährlich auf fünf Monate zusammenkommen, aber nur durch sich selbst vertagt oder aufgelöst werden können. Wählbar dazu sollte nur der sein, der 200 Pf. St. im Vermögen hätte. Royalisten sollten die vier erstenmale weder wählen, noch gewählt werden können. Katholiken und Theilnehmer am irländischen Aufstande sollten für immer ausgeschlossen sein. Ein Parlamentsbeschluß sollte nach 20 Tagen, auch wider den Willen des Protectors, gelten, das Parlament alle drei Jahre erneuert werden. Im Todesfall des Protectors sollte das Parlament den jedesmaligen Nachfolger zu wählen das Recht haben.

War auch Cromwell's Gewalt keine legitime, so sicherte sie doch die Nation einerseits vor den weit verderblicheren Schwärmereien der Wiedertäufer, anderseits vor der „kaltblütigen Tyrannei der Oligarchie", und gewährte den gejagten Gemüthern Zeit, sich zu fassen. Denn gleich die erste Amtshandlung des Protectors war ein Amnestiegesetz; dann folgte eine Ordonnanz zur nationalen Vereinigung Schottland's und England's und eine Verordnung zur Reinigung der Geistlichkeit von unwissenden und unsittlichen Gliedern dieses Standes. Indeß fehlte es dem Protector nicht an entschiedenen Gegnern. Am meisten widerstrebten die Wiedertäufer und Royalisten der neuen Ordnung und erfuhren daher Cromwell's Strenge. Besonders ließen sich die beständigen Verschwörungen der Royalisten nur durch Blut und Gefängniß dämpfen.

Auch nach Außen wußte der Protector sein Ansehen zu befestigen, indem er nach zwei neuen Seesiegen Blake's und Monk's über Tromp (der im Gefecht gegen den letztern, von einer Kettenkugel durch's Herz getroffen, fiel) mit den Holländern 1654 Frieden schloß, worin sie ihm gegen einigen Nachlaß von der Strenge der Navigationsacte in einem geheimen Artikel versprachen, den Prinzen von Oranien weder zu ihrem Statthalter wählen, noch ihm das Heer oder die Flotte anvertrauen zu wollen. — Auch Dänemark ließ sich zu Handelsverträgen herbei, und Spanien und Portugal beeiferten sich um die Gunst des englischen Protectors.

Als am 3. Sept. 1654 das neue Parlament seine Arbeiten begann, stellte sich indeß bald heraus, daß die Partei des Protectors nicht die Majorität hatte. Als diese vollends sich mit der Frage befaßte, ob die Regierungsgewalt sich im Protector oder im Parlamente concentrire, da bedeutete er ihnen mit Entschiedenheit, daß die neue Staatsordnung

auf folgenden Voraussetzungen beruhe: 1. daß die höchste Gewalt in Einer Person liege; 2. daß das Parlament nie ständig sein dürfe; 3. daß das Heer zugleich vom Protector und vom Parlament abhänge; 4. daß Gewissensfreiheit herrsche. Darauf legte er ihnen eine Anerkennungsacte vor, welche von 300 Parlamentsgliedern unterschrieben wurde, während die starren Republikaner ausschieden.

Dennoch blieb das Parlament ungefügig und sprach sich bei der Frage über die Nachfolge im Protectorat gegen eine zu gründende Dynastie aus, indem es dem Parlament die jedesmalige Wahl des Protectors vindicirte. Darin sah Cromwell eine unausbleibliche Gefährdung seiner Idee sowohl, als auch der Ruhe des Landes. Als daher das Parlament die bestimmten fünf Monate getagt hatte, erklärte er den Versammelten, daß ihr Treiben nur den Feinden des Protectorats in die Hände arbeite, und er also genöthigt sei, dieses Parlament aufzulösen.

Wirklich hatten Republikaner und besonders Royalisten aus Haß gegen ihn neue Verschwörungen angestiftet. Daher beschloß nun Cromwell mit der größten Strenge gegen die Royalisten zu verfahren. Von den Adeligen und Gentlemen, welche bereits die Waffen ergriffen hatten, wurden viele mit Gefängniß, mehrere mit dem Tode bestraft. Alle Royalisten, die 100 Pf. jährlichen Einkommens besaßen, mußten 10 Procent Steuern entrichten; allen bischöfflichen Geistlichen wurde der Unterricht in den Schulen genommen, katholische Priester mußten bei Todesstrafe das Land verlassen. Alle diese und ähnliche Gewaltmaßregeln, die er zur Behauptung der Alleinherrschaft ergreifen zu müssen glaubte, ließen ihn natürlich allen denen, die besonders vom Parlament einen geregelten Gang der öffentlichen Angelegenheiten erwartet hatten, in dem verwerflichen Lichte eines Despoten erscheinen.

Zu diesen Schwierigkeiten seiner Stellung gesellte sich nun auch der Mangel an Geld, da das Parlament noch vor der Bewilligung desselben vertagt worden war. Um daher den Finanzen aufzuhelfen, nahm Cromwell seine Zuflucht zu Seeunternehmungen. Er rüstete zwei Flotten aus: die eine, vom Admiral Blake befehligt, segelte in's Mittelmeer und trieb zunächst von dem Herzog von Toscana 60,000 Pf. St. Schadensersatz für erlittene Handelsbeeinträchtigungen, sodann eine ähnliche Forderung vom Bei von Tunis ein; die andere Flotte unter dem Admiral Penn war nach Westindien bestimmt, um die Spanier, welche damals noch mit Frankreich Krieg führten, zu zwingen, den Engländern freien Hnndel im atlantischen Meere zu gestatten: allein der Angriff der Flotte auf St. Domingo (Hispaniola) mißlang, und wenn sie auch Jamaica eroberte, so entschädigte die Eroberung doch nicht für die Kosten des Kriegs, zumal die Spanier nun auf alles englische Eigenthum in Spanien Beschlag legten. Cromwell antwortete darauf zwar mit einem Vertrag mit Frankreich; aber den englischen Finanzen war damit nicht aufgeholfen.

Zu der gleichen Zeit nahm sich Cromwell der piemontesischen Waldenser, die damals von der savoyischen Regierung bedrückt und von den herzoglichen Truppen auf das barbarischeste mißhandelt wurden, auf das kräftigste an, forderte alle protestantischen Staaten Europa's zu ihrem Schutz auf, machte die Sicherheit der Waldenser zu einer Hauptbedingung seines Vertrags mit Frankreich und zwang den Herzog von Savoyen, ihnen die Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Auch ließ er in allen Kirchen für sie Geld sammeln und unterstützte sie aus seinen Privatmitteln. — Ebenso erlaubte er den Juden, welche seit Eduard I England hatten meiden müssen, seinem Grundsatze der Gewissensfreiheit gemäß, die Rückkehr dahin, so wie die Anlegung einer Synagoge in London, hatte aber dabei die Geistlichkeit aller Bekenntnisse gegen sich. — So groß und achtbar sein Eifer für Gewissensfreiheit war, so befolgte er diesen Grundsatz doch nicht folgerichtig, da er die Katholiken ganz unterdrückte, die Episcopalen wenigstens zurückdrückte und die Independenten zu sehr begünstigte, wodurch es kam, daß er jenen, wie diesen schadete.

4. Neues Parlament. Sicherheitsmaßregeln. Attentate. Scheitern des angestrebten Königthums. Unumschränktes Protectorat. Steigende Gefahren für Cromwell's Leben und Werk. Einfluß derselben auf seine Haltung und Gemüthsstimmung. Sein Tod.

Theils um die Mittel zur Fortsetzung des spanischen Kriegs beizuschaffen, theils um das monarchische Princip zur Anerkennung zu bringen, schrieb er wieder ein Parlament aus. Sowohl die Anhänger, als auch die Gegner des Protectors boten Alles auf, günstige Wahlen zu bewirken; da aber der Staatsrath vermöge der „Urkunde" das Recht hatte, über die Befähigung der Gewählten zu entscheiden, so erhielt er durch die Verwerfung der Feindlichgesinnten die nöthige Parlamentsmajorität, welche nicht nur 400,000 Pf. St. zum Krieg gegen Spanien bewilligte, sondern auch die Rechte Karl Stuart's für nichtig erklärte und Sicherheitsmaßregeln in Betreff der Person des Protectors ergriff, weil fortwährend Verschwörungen gegen ihn im Werk waren, welche mit den Bestrebungen Karl Stuart's zusammenhiengen.

Gerade um diese Zeit wurde ein Complot zur Ermordung Cromwell's entdeckt, dessen Tod die Losung zu einem Aufstand der Levellers und der Royalisten und zu einem Einfall der letzteren in England von Flandern aus sein sollte. Man wollte seinen Palast in Brand stecken und in der dadurch entstehenden Verwirrung ihn tödten. Allein der dazu bestochene Leibwächter verrieth die Sache. Der Haupträdelsführer wurde zum Tode verurtheilt, tödtete sich aber selbst im Gefängniß durch ein giftiges Schnupfpulver.

Diese und ähnliche Attentate auf des Protectors Ausnahmsstellung und Person bestimmten ihn mehr und mehr das in der Denkart, den Rechten und Gewohnheiten des Volks wurzelnde Königthum, jedoch in seiner Person und Familie, herzustellen, in der Hoffnung, der Jurist, Geistliche und Adelige würden sich, der Militärherrschaft müde, diese Wandlung gefallen lassen und dann eine gesetz- und ordnungsmäßige Regierung möglich sein. Er ließ daher durch einen Vertrauten im Parlament auf eine Änderung der Regierungsform antragen, obwohl sich die meisten Offiziere sogleich dagegen erklärten, theils weil sie wohl fühlten, daß sich ihr Einfluß auf ihn und seine Regierung verringern würde, theils

weil einige, wie Lambert, selbst nach der Protectorwürde strebten, falls sie nach seinem Tode erledigt würde. Selbst sein Schwager Desborough und sein Schwiegersohn Fleetwood waren dagegen, weil sie die Stimmung des Heeres kannten.

Schon hatte das Parlament den Königstitel votirt; schon war der Tag bestimmt, an welchem Cromwell im Parlament erscheinen und ihn annehmen wollte, als er hörte, daß die Offiziere eine Protestation beim Parlament einreichten. Da er wohl fühlte, daß er ohne die Armee unmächtig sein würde, so lehnte er rasch die Krone förmlich ab und begnügte sich mit der Erweiterung der Protectoratsrechte, indem ihm das Parlament — unter Beistimmung der Offiziere — das Recht verlieh, seinen Nachfolger zu ernennen und ein Oberhaus zu errichten, dessen Lords er selbst, jedoch mit Bestätigung des Unterhauses, sollte ernennen dürfen. Das ganze Parlament und die Offiziere, (mit Ausnahme des ehrgeizigen Lambert und seiner Anhänger) leisteten ihm, als dem nunmehr mit königlicher Gewalt ausgestatteten Protector, den Eid der Treue.

In der Zwischenzeit bis zur Eröffnung des neuen Parlaments wurde der Krieg mit Spanien fortgesetzt. Die Engländer nahmen zweimal — das erstemal 1656 vor Cadix, das anderemal 1657 vor Santa Cruz auf Teneriffa — eine spanische Silberflotte weg. Als die englische Flotte von der zweiten Expedition nach England zurückkehrte, starb in dem Augenblick, als sie in Plymouth einlief, der auf ihr befindliche Admiral Blake. Er wurde mit großen Ehren in der Westminsterabtei beigesetzt. — In dem gleichen Jahre schloß Cromwell ein Bündniß mit Ludwig XIV auf ein Jahr, demgemäß Cromwell 6000 Mann zum Landkrieg lieferte, dagegen die Städte Mardyk und Dünkirchen (nach ihrer Eroberung durch die Engländer) für England besetzen durfte.

Als das nunmehr zweikammerige Parlament am 20. Jan. 1658 zusammentrat, fand sich im Unterhause eine so überwiegende Opposition vor, daß, als sie sich mit nichts Anderem beschäftigen wollten, als mit Prüfung der Titel und Rechte des neuen Oberhauses, nach kurzer Zeit Cromwell in seiner gewohnten raschen Entschlossenheit das Parlament wieder auflöste. Denn zugleich war er hinter eine neue Verschwörung gekommen, die er durch Hinrichtung der beiden Hauptleiter derselben zu unterdrücken genöthiget war.

So mächtig und siegreich er dem Ausland, so unumschränkt gebietend dem Inland erschien, so stand er doch zu keiner Zeit auf unsichererem Boden; denn auf allen Seiten war er von todtfeindlichen Verschwörungen und meuchelmörderischen Nachstellungen umgeben. So muthig er sonst war und so fest im Glauben an seine Berufung, mit den ihm verliehenen Kräften und Gaben das Reich Christi zu fördern, so unsicher und schwankend in seinem Handeln war er bei der steigenden Menge der Verwicklungen, in die ihn seine durch den von ihm mitbewirkten Sturz des Königthums eigenmächtig geschaffene Stellung versetzt hatte. Die unablässig seinem Leben und Werk

drohenden Gefahren nöthigten ihn, Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, die allerdings nicht bloß das Ansehen der Furcht hatten, sondern von wirklicher Furcht eingegeben waren. So trug er unter seinen Kleidern einen Harnisch, in seinen Taschen Pistolen; fuhr es aus, so war er mit dichten Wachen umgeben, ließ ungemein schnell fahren und kehrte immer auf einem andern Wege zurück. Eben so wechselte er häufig sein Schlafgemach und visitirte des Nachts oft in eigner Person die Wachen. Er schloß sich überhaupt mehr von Außen ab und ward unzugänglicher.

Zu der beständigen Gemüthsspannung, in der er lebte, kam sodann die Erschütterung, welche sein Vaterherz durch die Krankheit und den Tod seiner Lieblingstochter, der Lady Elisabeth Claypole, erlitt. Ein Gichtanfall und ein dazu sich gesellendes Fieber, das bald als ein „doppelt—dreitägiges" auftrat, verzehrte vollends seine Kräfte, bis er am Ende abwechselnd in Bewußtlosigkeit verfiel und am 3. Sept. 1658, gerade am Jahrestage seiner Siege bei Dunbar und Worcester, mit großer innerer Ruhe, welche merkwürdig mit dem furchtbaren Sturm contrastirte, der gerade über London hinbrausend die stärksten Bäume entwurzelte, sein sturmvolles Leben beschloß.

Ob ihm Zweifel über die Berechtigung seiner Stellung gekommen sind und er sein an König Karl I begangenes Unrecht eingesehen hat; ja ob ihm nicht diese Einsicht besonders durch die letzten Unterredungen mit seiner entschieden royalistischgesinnten Tochter Elisabeth klar aufgegangen ist, — darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Handelte er zuletzt auch nicht mit der innern Zuversicht, wie früher, so zeugten doch gerade seine letzten Tage von innerer fester Glaubenshaltung. Als sein Fieber stärker wurde, machte er sein Testament, ritt aber doch noch aus und schien der Krankheit gebieten zu wollen. Als er an das Bett gefesselt war, stellte sich zeitweise Bewußtlosigkeit ein. In seinen lichten Augenblicken sprach er viel Erbauliches. In der vorletzten Nacht vor dem Tag seines Todes hörte man ihn folgendermaßen beten: „O HErr, obwohl ich eine arme, elende Creatur bin, so bin ich doch durch die Gnade in Gemeinschaft mit Dir. Ich darf und will zu Dir kommen und für Dein Volk zu Dir beten. Du hast mich ein schwaches, obwohl unwürdiges Werkzeug sein lassen, um diesem Volk einiges Gute zu thun und Dir zu dienen. Viele halten zu hoch von mir und wollten gern, daß ich am Leben bliebe: sie denken, daß das für sie besser wäre und zu Deiner Ehre gereichen würde, und thun dafür, was sie können. [Viele seiner Freunde nämlich waren täglich versammelt, um für sein Leben zu beten.] Andere im Gegentheil wünschen meinen Tod und mein Ende würde ihnen lieb sein. HErr, wie Du es auch mit mir machen willst, fahre fort, ihnen Gutes zu thun. Vergieb Deinen thörichten Kindern; erlaß ihnen ihre Sünden; verlaß sie nicht, sondern liebe und segne sie! Gieb ihnen einen festen Sinn, ein demüthiges Herz und wechselseitige Liebe. Erhalte sie — sie und das Werk der Reformation und mache den Namen Christi glorreich in der Welt. Lehre Diejenigen, die zu sehr auf Deine Werkzeuge schauen, mehr auf Dich schauen! Vergieb denen, die den Staub eines armen Wurms, wie ich, unter ihre Füße treten möchten: denn auch sie sind Dein Volk. Vergieb mir die Thorheit meiner Bitte! Gieb mir Ruhe um Christi willen, welchem, so wie Dir und dem heiligen Geist sei Ehre und Preis jetzt und immerdar! Amen." — Kurz vor seinem Sterben hörte man ihn folgendes mit lauter Stimme sprechen: „Gewiß, Gott ist gut, er will mich nicht" — hier stockte seine Stimme Nachher fuhr er mitten unter seinen letzten Seufzern mit Lebhaftigkeit zu reden fort: „Ich möchte wohl noch leben und Gott und seinem Volke dienen, aber mein Werk ist zu Ende; indeß wird Gott mit seinem Volke sein!" Auch seine letzten abgebrochenen Worte deuteten auf eine

innere Zufriedenheit und auch auf eine gewisse Selbstdemüthigung vor Gott, wiewohl sie sich in obigen Worten nur im Allgemeinen hält. — Also starb der Mann, welcher, nach Carrière's Ausdruck, dem englischen Volk als „Zuchtmeister zur (politischen) Freiheit" dienen sollte.

Der Schmerz seiner Angehörigen und Freunde, so wie auch des größten Theils des Volks war groß. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und mit wahrhaft königlicher Pracht beigesetzt. — Das Äußere Cromwell's schildert Carrière so: „Eine massive Gestalt, großer Kopf, das braune Haar eben nur ergrauend, derb-adlermäßige Nase, feste volle Lippen, stolz, streng und doch mit dem Ausdruck zarten Empfindungsreichthums, tiefe Augen, ernst und sinnend unter den buschigen Brauen hervorblickend, wie in lebenslänglichem Kummer und ihn doch nicht für Kummer erachtend, sondern nur für Arbeit und Mühe."

Allerdings war Cromwell ein außerordentlicher Mann: als Feldherr unerschrocken, unwiderstehlich, glücklich; als Regent klug, umsichtig, uneigennützig und auf des Volkes Wohl und Ehre bedacht; als Vater zärtlich und gefühlvoll; als Freund treu und aufrichtig; als Feind versöhnlich und nie grausam; als Christ fromm und streng sittlich, obwohl der Subjectivismus seines Christenthums eben auch die Quelle seiner politischen Mißgriffe war, und Cromwell zur Zeit des Kampfs um Recht und Freiheit — wie der Puritanismus überhaupt — reiner, als zur Zeit seiner Erhebung dasteht, und vielleicht nur der Tod ihn vor dem Fall bewahrte.

9. Kapitel. Die englische Restauration und sogenannte Revolution.

1. Protector Richard Cromwell, ein Werkzeug der Republikaner im Heer. Wiedereinsetzung des Rumpfparlaments; Alleingewalt desselben. Beseitigung Richard's. Die royalistischen und presbyterianischen Bewegungen. Militärherrschaft. Monk in Schottland. Sein Zug nach London. Monk und die City. Zurückführung der Presbyterianer in's Parlament. Auflösung des langen Parlaments. Royalistisches Parlament. Berufung Karl's II. Herstellung des Königthums ohne Vorbehalt.

Unmittelbar nach dem Tode des Protectors versammelte sich der Staatsrath und beschloß, den älteren der beiden Söhne Cromwell's, Richard, zum Nachfolger im Protectorat auszurufen. Und so sehr war allen Parteien vor einem Bürgerkrieg bange, daß sich ungeachtet der Unzufriedenheit der Republikaner und Royalisten das Volk diese Ernennung gefallen ließ.

Richard hatte aber bei all' seinem angenehmen Wesen und wohlgesinnten Character nicht die nöthige Thatkraft, auch nicht den ernst-religiösen Sinn, um, wie sein Vater, die Leidenschaften der Parteien zu bändigen. Unähnlich seinem feurigen und tapfern Bruder Henry, der damals Statthalter in Irland war, hatte er sich nie in den Waffen versucht, sondern war lange als Edelmann auf dem Lande, zuletzt als Pair im Oberhaus gesessen, und vermochte daher dem vereinten Willen der Offiziere in keiner Weise zu widerstehen.

Um Geld zur Bezahlung des Heeres zu bekommen, wurde ein Parlament berufen, das nur zur Hälfte protestantisch gesinnt und mit genauer Noth dahin zu bringen war, den Protector und das Oberhaus an-

zuerkennen. Als es sodann dem Heere nicht zu Willen war und den Offizieren die berathenden Zusammenkünfte verbieten wollte, drangen diese auf Anleitung Lambert's in Richard, das Parlament aufzulösen, und betrieben in Verbindung mit den Republikanern die Wiedereinsetzung des früherhin aufgehobenen Rumpfparlaments, so wie auch eine Reorganisation des Staatsraths.

So kam denn der alte Rumpf, den Oliver mit Mühe gesprengt hatte, in noch vorhandenen 42 Gliedern (mit Ausschluß der Presbyterianer, die man auch jetzt nicht zuließ) wieder, und nahm, unterstützt vom Heere, welches seinen alten Einfluß zu behaupten wußte, die höchste Gewalt in den drei Reichen an sich, indem man eine freie Republik ohne Alleinherrn und ohne Oberhaus votirte. So wurde Richard beseitigt; man bewilligte ihm Bezahlung seiner Schulden und einen Jahresgehalt von 10,000 Pf. St. (die ihm aber nachher nicht ausbezahlt wurden); auch mußte er Whitehall verlassen (1659). Darauf wurde Fleetwood zum Oberbefehlshaber, aber nur auf ein Jahr bestellt, die Ernennung der Offiziere aber dem Parlamente vorbehalten. Richard's Bruder Henry fügte sich zwar auch dem Willen des Parlaments, mußte aber bald seine Gewalt in Irland an eine Parlamentscommission abtreten. In Schottland erhielt sich Monk, weil er sich für das gegenwärtige Parlament erklärte.

Indeß waren auch die Royalisten nicht unthätig gewesen. Sie konnten auf Viele im Volke rechnen, welche theils längst eingesehen hatten, daß die republikanische Regierung noch weit theurer und drückender war, als die königliche, theils aus den neuesten Vorgängen, insbesondere aus dem immer stärker hervortretenden Übermuth der Offiziere, denen kein Oliver den Zügel mehr anlegte, eine von Tag zu Tag steigende Verschlimmerung der öffentlichen Zustände befürchteten. Daher wendeten Viele ihre Augen auf Karl II. Alle Presbyterianer waren ihm ohnedieß zugethan, und man hoffte selbst einen Theil des Heeres zu gewinnen. Alles war schon zu einem Aufstande vorbereitet, als ihre Sache verrathen ward und diejenigen, die schon die Waffen ergriffen hatten, von Lambert geschlagen wurden.

Das vom Heere beherrschte Parlament gewann wieder einiges Gewicht, als es bei einem Streit mit Lambert und seinen Anhängern von dem, von Ludlow geleiteten Theile des Heeres, so wie von dem schottischen Statthalter Monk die erneuerte Versicherung der Anhänglichkeit erhielt. Es setzte nun den Beschluß durch, daß jede Gelderhebung ohne Zustimmung des Parlaments als Hochverrath bestraft werden solle, und wagte es, den Lambert und mehrere seiner Freunde ihrer Befehlshaberstellen zu entsetzen. Da aber trat der Staatsrath in's Mittel, gebot dem Parlament, seine Sitzungen einzustellen und versprach eine neue Regiegierungsform zu entwerfen, die einem alsbald zu berufenden Parlament

vorgelegt werden sollte. Mittlerweile wurde Fleetwood als Oberbefehlshaber mit der vollen Gewalt, wie sie Oliver besessen hatte, und Lambert als sein Generalmajor bestätigt.

Gegen diese neue Militärherrschaft trat jedoch nun ein Mann auf, der es bisher mit der Republik und dem Parlament zu halten schien, der aber im Herzen königlich gesinnt war und nur den Zeitpunct, sich für das Königthum zu erklären, noch nicht für geeignet hielt. Es war dieß Monk in Schottland, der, ungeachtet ein Theil seiner Armee zu Fleetwood übergieng, das schottische Parlament berief und sich von ihm Geld zur Umbildung seines Heeres geben ließ, aus dem er sodann alle vom englischen Parlament darin angestellten Offiziere und Soldaten entfernte und durch zuverlässige Leute, besonders durch Schotten ersetzte.

Als Fleetwood dieß vernahm und auch ein Theil der Flotte sich gegen ihn erklärte, so berief er, um sich zu halten, ein neues Parlament. Allein, als seine Soldaten die Schwäche seiner Stellung gewahrten, verließen sie ihn, so daß er gezwungen war, das suspendirte Rumpfparlament anzuerkennen, welches daher am 26. Sept. 1659 seine Sitzungen wieder begann.

Von dem Rumpf aber wollte in Schottland Niemand etwas wissen. Eben als sich die königlich-gesinnten Presbyterianer unter Lord Fairfax der Stadt York bemächtigten, gieng Monk über den Tweed, um gegen London zu ziehen, angeblich zur Unterstützung des Parlaments gegen Fleetwood, in der That aber, um das Parlament selbst zu stürzen. Weil nun aber die antiroyalistischen Truppen in London stärker waren, als die seinigen, so verlangte er vom Parlament die Wegverlegung derselben von London, indem er vorgab, es sei dies zur Verhütung von Streitigkeiten zwischen beiden Truppenkörpern nöthig. Das Parlament sah die Falle nicht und entblößte sich, dem Verlangen nachgebend, seines einzigen Schutzmittels. Gleich darauf rückte Monk in London ein und schlug sein Quartier in Whitehall auf.

Als hierauf die royalistisch-gesinnte City ein freies, vollzähliges Parlament forderte, erhielt Monk vom Staatsrath den Auftrag, eilf Mitglieder des Bürgerraths zu verhaften und die Thore der City niederzureißen. Monk gehorchte anfangs zum Schein, erklärte aber der Bürgerschaft, daß er sich ihrer Forderung nach einem freien vollzähligen Parlament anschließe. Darüber entstand großer Jubel in der City. Darauf zwang er den Rumpf, die ausgeschlossen gewesenen presbyterianischen Mitglieder zu den Parlamentssitzungen zuzulassen. Dadurch wurde im Grunde das Parlament mit eben so vielen Royalisten besetzt und dies hatte die Folge, daß sich die radicalsten Republikaner, als sie Monk's Absichten erkannten, an ihrer Sache verzweifelnd, ganz zurückzogen.

Nun hatte Monk's Partei im Parlament die Majorität, durch die er sogleich alle seit der Vertreibung der Presbyterianer im Par-

lament gefaßten Beschlüsse annulliren ließ. Auf diese Weise wurde also auch das Gewaltverfahren gegen König Karl I für nichtig erklärt, und jeder seit jener Zeit noch gefangene Royalist freigegeben, wogegen nun Lambert mit mehreren seiner Freunde in den Tower wandern mußte. Darauf ließ Monk einen neuen Staatsrath aus lauter presbyterianischen und royalistischen Mitgliedern einsetzen und sich zum Heerbefehlshaber in allen drei Reichen ernennen. Nachdem der republikanische Eid abgeschafft, das presbyterianische Glaubensbekenntniß hergestellt, der Covenant erneuert, die Gesetze gegen die Papisten und Recusanten wieder eingeschärft und ein neues Parlament ausgeschrieben war, löste sich das sogenannte lange Parlament am 16. März 1660 von selbst auf.

Noch hielt Monk mit seiner wahren Absicht zurück. Erst als er sah, daß allenthalben die Wahlen dem Königthum günstig ausfielen, wagte er es, sich durch einen seiner Vertrauten mit Sir Greenville, einem Vertrauten Karl Stuart's, in Unterhandlung zu setzen. Dieser gemäß begab sich Karl, der bisher in Brüssel gelebt und die meisten Fäden der Verschwörungen in Händen gehabt hatte, nach Breda und stellte von dort aus seine Erklärungen an das neue Parlament dem Monk zur Verfügung.

Bei der Eröffnung des Parlaments (am 25. Apr.) zeigte es sich, daß die Royalisten mit Einschluß der gemäßigten Presbyterianer bei weitem die Mehrheit hatten. Jetzt that Monk die Maske ab, und ließ die von Greenville dem Staatsrath überreichten Erklärungen an das Landheer, an die Flotte und an die City dem Parlament vorlegen.

Da Karl Amnestie, Religionsfreiheit, Bestätigung der Kron- und Kirchengüterverkäufe, desgleichen Bezahlung der Heersoldrückstände versprach, so bezeugte das Haus seinen Beifall. Als Einige zuvor auf gewisse Garantieen drangen, welche künftigem Zwiespalt zwischen der Krone und dem Parlament vorbeugen könnten, so meinte Monk, man solle damit jetzt die Zeit nicht verderben, das könne noch immer geschehen, wann der König da sei. Und so wurde das Königthum ohne irgend einen Vorbehalt wieder aufgerichtet und Karl bei seinem Erscheinen in England von allem Volk mit so großem Jubel aufgenommen, daß er in seiner verbindlichen Art und gewandten Umgangsweise sagte: „Es muß ganz bestimmt nur mein Fehler gewesen sein, daß ich nicht früher kam: denn ich habe heute keinen getroffen, der nicht versichert hätte, daß er sich immer nach meiner Einsetzung gesehnt habe!“

2. Karl II. Enttäuschung der Presbyterianer. Auflösung des Heers. Bestrafung der Richter Karl's I. Herstellung der bischöfflichen Kirche. Verderben am Hof und im Volk. Monk's Tod. Neigung des Königs zum Katholicismus. Die Testacte. Unglücklicher Krieg mit Holland. (De Ruyter's Siege; Friede zu Breda.) Friede mit Frankreich.

Aber der Friede und das Glück, das man sich von dem wieder aufgerichteten Thron versprach, war trügerisch. Karl II, obgleich einnehmend weil höflich gegen Jedermann, war zu leichtsinnig und characterschwach, um mit Ernst und Würde das Königthum darzustellen, und bald hatte man Ursache, es zu bereuen, daß man sich ihm so unbedingt in die Arme geworfen hatte. Denn keine seiner gegebenen Versprechungen hielt er im vollen Sinne des Worts, und am meisten sahen sich die Presbyterianer getäuscht, die sich bald nicht nur in England, sondern auch in Schottland gegen die bischöffliche Kirche zurückgedrängt und dann von ihr unterdrückt sahen. Allenthalben trat, wiewohl allmählich, eine starke Reaction ein.

Nachdem er seine Anhänger belohnt, namentlich Monk zum Herzog von Albemarle erhoben hatte, löste er zuerst das Heer auf, das an Mannszucht und Tapferkeit seines Gleichen in Europa gesucht hatte, und behielt nur Monk's Regiment mit noch ein paar andern als Kern einer stehenden Armee bei; dann beschränkte er die Amnestie, und dehnte die von Monk auf nur vier Personen angerathene Ausnahme auf alle Richter des Königs aus, die nun zum Theil auf dem Schaffot mit dem Muthe von Märtyrern starben, zum Theil Freiheit und Vermögen einbüßten, zum Theil sich flüchteten.

Selbst Oliver Cromwell's, Ireton's und Blake's Leichname wurden aus der Westminstergruft geholt und am Jahrestage der Hinrichtung Karl's I an den — Galgen gehängt und nach abgeschnittenen Köpfen in eine Grube geworfen. Diejenigen, welche Kirchen- und Krongüter, so wie Güter verurtheilter Royalisten käuflich an sich gebracht hatten, mußten sie ohne Schadensersatz wieder zurückgeben, sofern sie keine rechtsgültigen Urkunden aufweisen konnten. — Im Gebiete der Kirche beließ er zwar vorerst die presbyterianischen Geistlichen; aber er sowohl, als sein Kanzler, der Graf Clarendon (der royalistische Geschichtschreiber der Rebellion), waren entschlossen, die bischöffliche Kirche wieder herzustellen. Zunächst benachtheiligte er die Presbyterianer durch die Corporationsacte und nöthigte 2000 puritanische Geistliche, ihre Stellen niederzulegen. Hierauf wurde die bischöffliche Kirche förmlich in ihre Rechte wieder eingesetzt und sebst den Schotten wieder aufgedrängt. — Auch die Vereinigung Schottland's mit England wurde wieder aufgehoben und die von Cromwell gebauten Festungen geschleift. Graf Argyle mußte (wie oben Kap. 8, 1. schon bemerkt wurde) gleichfalls das Schaffot besteigen.

Am auffallendsten wirkte der politische Umschwung auf den Zustand der Sittlichkeit im Volk. So verschieden die Confessionen der Presbyterianer, Independenten, Anabaptisten und anderer Dissenters waren, so kamen sie doch alle in einer gewissen Sittenstrenge überein, welche Cromwell's Regierung (auch durch sein häusliches Beispiel) mit dem größten Ernst gehandhabt hatte, so daß selbst die Masse des Volks sich dieser

Strenge fügen und große Ausschweifungen meiden mußte. Mit Karl's II üppigem, vom Leichtsinn französischer Sitten angestecktem Hofe und seinem eigenen, in Wollust und Verschwendung weitgehenden Beispiele kam nun aber ein so loser, lockerer Geist in das Land, daß der starke und schnelle Umschlag der Gesittung, den er im Volke bewirkte, kaum begreiflich wäre, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß, wenn die künstliche Schranke religiösen Zwangs fällt, der Zug des natürlichen (der wahrhaft evangelischen Freiheit untheilhaftigen) Menschen zur Sünde nur um so stärker und mächtiger sich äußert.

So lange den König die Scheu vor Monk in manchen Beziehungen noch zurückhielt, war seine Regierung nach Innen noch gemäßigt und erträglich; als aber Monk starb, und vollends als der besonnene Clarendon bei ihm in Ungnade fiel, überließ er sich mehr und mehr seinen despotischen Launen und Gelüsten. Am meisten Anstoß erregte seine Vermählung mit einer Katholikin, der Infantin Katharina, Schwester des Königs von Portugal; er selbst ließ sich von einem Übertritt zum Katholicismus — wozu ihn übrigens nicht ein Bedürfniß des Herzens, sondern die damals von Frankreich ausgehende Mode lockte, — nur durch die Furcht vor dem streng protestantischen Geiste des Volks noch zurückhalten. Dagegen trat sein Bruder, der Herzog Jacob von York, öffentlich zur katholischen Kirche über. Um daher dem einreißenden Mißbrauch der Besetzung öffentlicher Stellen zur Belohnung des Religionswechsels zu steuern, setzte das Parlament unter heftigen Debatten die Testacte (1669) durch, vermöge welcher nur Glieder der englischen Kirche und Bekenner der protestantischen Religion zu Civil- und Militärstellen befähigt sein sollten.

Nach Außen ließ seine Nachlässigkeit und Characterlosigkeit die Ehre und Macht Englands so aus den Augen, daß er sich nicht schämte, die wichtige Hafenstadt Dünkirchen an Frankreich zu verkaufen und mit den Niederlanden aus unedler Rache (wegen der in seiner Verbannung daselbst erfahrenen Mißachtung) einen Krieg zu beginnen, in welchem er Niederlagen auf Niederlagen erlebte, indem der große holländische Admiral de Ruyter sogar in die Themse hineinsegelte, und die englische Flotte verbrannte, worauf Karl im Frieden zu Breda 1667 die Navigationsacte zu Gunsten der Holländer ändern und die diesen lästigsten Bestimmungen daraus entfernen mußte (s. oben K. 8, 2.)

Dieser ruhmvolle Krieg Holland's mit England (1662—1667) verstärkte in den Niederlanden das Übergewicht der republicanischen Partei so, daß Jan de Wit in der Provinz Holland es dahin brachte, daß durch das edictum perpetuum die Statthalterwürde für immer abgeschafft wurde.

Zwang Karl II auch in Verbindung mit den Niederlanden und mit Schweden den französischen König (Ludwig XIV) zum Frieden von Aachen (XXII. 4, 3.), so hatte er doch keinen Vortheil davon. Bald darauf

ließ er, um Geld zu seinen Verschwendungen zu bekommen, das englische Staatsschiff von Frankreich in's Schlepptau nehmen, erhielt (seit 1670) vom französischen Hofe jährliche Unterstützungsgelder, trat aus der mit den Niederlanden und Schweden geschlossenen Tripelallianz und nahm an Ludwig's zweitem Raubkriege gegen Holland Theil, trug aber auch da, anstatt Gewinn, nur Schande davon. (XXII. 4, 4. 5.)

3. Das Cabalministerium. Auswanderungen der Nonconformisten. Die Tories und die Whigs. Das Whigministerium Shaftesbury. Die Habeas-Corpus-Acte. Sturz der Whigs. Der König ohne Parlament. Karl's II Tod. — Jacob II. Jefferys. Conversion des Königs. Katholisirungsmaßregeln. Begünstigung der Dissenters zur Unterdrückung der Episcopalen. Das Toleranzedict.

Nach dem Sturze Clarendon's, der die letzten Jahre seines Lebens im Auslande zubringen mußte, sah sich das englische Volk den Bedrückungen des sogenannten Cabal-Ministeriums ausgesetzt. (Der Ausdruck Cabal ist aus den Anfangsbuchstaben der Namen der fünf Minister Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauterdale zusammengesetzt und seit dem zur Bezeichnung von Ränkeschmiedereien in Gebrauch gekommen.) Die übermäßigen Steuern und Auflagen, welche zur Bestreitung der Verschwendungen des Hofs und seiner ehrlosen Kriege erhoben wurden, vorzüglich aber die zunehmenden Religionsverfolgungen trieben daher viele Nonconformisten zur Auswanderung nach den amerikanischen Colonieen.

Ungeachtet aller Elendigkeiten, die sich die Regierung Karl's II erlaubte, blieb aber doch das Volk, durch lange bittere Erfahrung gewitzigt, in dem Geleise gesetzlicher Ordnung, und seine Vertreter, selbst wenn sie der äußersten Opposition angehörten, suchten lieber auf dem Wege des Rechts und der Verfassung zum Schutz gegen die Übergriffe der Despotie auf bürgerlichem und kirchlichem Gebiete zu gelangen. Indem sich die aristokratisch-conservative Partei der Tories und die liberal-reformirende Partei der Whig's gegenüberstand und beide durch ihre entgegengesetzte Richtung einander zu einer diagonalen Bewegung nöthigten, bildete sich allmählich ohne Gewaltsamkeiten und Aufstände, bloß unter parlamentarischen Kämpfen, jene freie Verfassung weiter aus, welche noch heute den Stolz der Engländer ausmacht, aber von andern Nationen ohne die historisch-nationalen und territorialen Vorbedingungen, die sich bei den Engländern vorfinden, nicht copirt werden kann.

Die Entstehung des Namens Tory (Räuber) (in der Mehrzahl Tories) als irische Bezeichnung der aristokratisch Gesinnten ist oben Kap. 8, 1. a. E.) angegeben worden. Im Gegensatz derselben gab die königlich-gesinnte Partei den Anhängern der Volkspartei oder des Parlaments, welches an den schottischen Puritanern seine festeste Stütze hatte, den Spitznamen Whig (Molken), womit ursprünglich die besonders eifrig puritanischen westschottischen Bauern bezeichnet wurden. Beide Spottnamen bekamen erst seit Karl II als Parteibezeichnungen eine allgemeine Anwendung. Sie erhielten in der Folge noch modificirte Bedeutungen.

Eine Hauptstütze dieser Verfassung stellte noch das damalige Parlament in der sogenannten Habeas-corpus-Acte auf. Eine entdeckte und bestrafte Verschwörung von Katholiken veranlaßte nämlich die Whigs auf die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge zu dringen. Der König widerstand zwar diesem Verlangen, mußte aber doch nicht nur seinen Bruder, den Herzog, seiner Ämter entsetzen und auf eine Zeit lang aus dem Lande entfernen, sondern auch sein Cabalministerium mit einem Whigministerium vertauschen, das von dem berühmten Grafen Shaftesbury geleitet wurde, unter welchem dann jenes wichtige, den willkührlichen Verhaftungen ein Ziel setzende Volksrecht zu Stande kam (1679).

Die Habeascorpusacte schützt die persönliche Freiheit jedes Britten dadurch, daß Niemand ohne einen schriftlichen Befehl der Behörde in Verhaft gebracht werden darf, und daß der also Verhaftete innerhalb 24 Stunden vor seinen ordentlichen Richter gestellt, mit dem Grund seiner Verhaftung bekannt gemacht und — ausgenommen bei Capitalverbrechen — gegen Bürgschaftsstellung entlassen werden muß.

Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs sowohl, als des Herzogs von York wurde benützt, um das Whigministerium zu stürzen. Lord Russel und Algernon Sidney mußten unter dem Beile bluten, und Shaftesbury nebst vielen anderen compromittirten Whigs entkam der Verfolgung nur durch die Flucht nach Holland, wohin auch der Herzog von Monmouth verbannt wurde. Der Herzog von York wurde wieder in seine Ämter und Würden eingesetzt und der König regierte die letzten Jahre seines Lebens ohne Parlament in unumschränkter Weise. Nur die dem Volke noch in den Gliedern steckende Furcht vor der Wiederkehr anarchischer oder republikanischer Zeiten hielt die Unzufriedenen von gewaltsamem Widerstand ab, und vereinzelte Versuche dazu wurden schnell unterdrückt.

Da Karl II 1685 ohne rechtmäßige Erben starb (und zwar im katholischen Glauben, zu dem er sich auf seinem Sterbebette bekannte), so erhielt sein Bruder, der Herzog von York, als Jacob II, die unbestrittene Nachfolge. Zwar suchte Monmouth, mit Hülfe der Whigs und einiger schottischen Puritaner, durch einen Einfall von Holland aus seinem Oheim die Krone zu entreißen, allein er wurde bei Sedgemoor geschlagen, gefangen und mußte dieses Unternehmen mit dem Tod auf dem Schaffot büßen.

Jacob, Herzog von **Monmouth** und Buccleuch war ein natürlicher Sohn Karl's II, und zwar sein Liebling, weßhalb er von ihm mit Reichthum, hohen Ämtern und Begünstigungen überhäuft wurde. — An die Spitze von mehreren kriegerischen Unternehmungen (nach Schottland, Frankreich, Holland) gestellt, welche glücklichen Erfolg hatten, erlangte er ein großes, öffentliches Ansehen, womit sich in Folge seiner einnehmenden Persönlichkeit und Leutseligkeit die Zuneigung des Volks in so hohem Grade verband, daß Viele in ihm den Thronerben seines Vaters zu sehen wünschten und das Gerücht zu verbreiten suchten, er sei zwar aus geheimer, aber rechtmäßiger Ehe entsprossen. Besonders unter den Anhängern der Whigpartei, welche Jacob II von der Thronfolge auszuschließen trachteten, hatte er viele Vertraute und Anhänger

und wurde daher auch in ihr Schicksal hineingezogen. So hochstrebend er im Glücke geschienen hatte, so kleinmüthig und zaghaft zeigte er sich in der Gefangenschaft, während welcher er, obwohl vergeblich, durch Abschwören des Protestantismus sein Leben zu erkaufen suchte. Viel edler giengen die schottischen Puritaner, nachdem ihr gleichzeitiges Unternehmen in Schottland gescheitert war, ihrem Ende entgegen. Der Herzog von Argyle (genannt Mac Callum Moore), als Anführer in Edinburg gerichtet, starb als Christ mit getrostter Ergebung und freudiger Hoffnung auf die kommende Befreiung seines Landes — und Rumbold, sein Hauptmann, ein alter Republikaner aus Cromwell's Regiment, sprach vor seinem Tode: „Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Vorsehung einige wenige Leute mit Stiefeln und Sporen in die Welt geschickt hat, um zu reiten, und Millionen Andere mit Sattel und Zaum, um geritten zu werden. Ich danke Gott, einer guten Sache gedient zu haben, wenn auch an einem bösen Tage. Wenn jedes Haar meines Hauptes ein Mann wäre, so wollte ich sie alle wagen in diesem guten Kampf."

Um alle in diese Verschwörung Verwickelten zu bestrafen, durchzog der Oberrichter Jefferys mit seinen Henkern die Grafschaften und machte durch seine grausamen Bluturtheile den König noch verhaßter. Mit Hülfe jenes Mannes, den der König zu seinem Kanzler machte, gieng Jacob nun darauf aus, sowohl die Königsmacht unumschränkt, als auch die katholische Kirche zur herrschenden zu machen, und zwar beides auf scheinbar legitimem Wege.

Jacob II, seit 1668 Katholik, gieng anfangs dabei allmählich und vorsichtig zu Werke. Zuerst verstärkte er das Heer und vergab die Offiziersstellen an Katholiken und Convertiten. Weil ihm nun deßhalb dieses Parlament die für das Heer geforderten Geldbewilligungen nicht vollständig ertheilte, so löste er es bei steigender Opposition auf. Hierauf ließ er einen päpstlichen Nuntius zu und hielt einen englischen Botschafter am päpstlichen Hofe. Weil daher die Episcopalen auf allen Kanzeln vor katholischen Umgriffen und Verführungen warnten, so verbot er, vermöge der ihm als König zustehenden Suprematie, alle Controversen auf den Kanzeln, und als der Erzbischoff von London, in der Überzeugung, daß man in Sachen der Religion Gott mehr, als den Menschen, gehorchen müsse, sich hierin nicht fügte, ward er suspendirt.

Während sich die Übertritte zur katholischen Religion in den höchsten Ständen mehrten, begünstigte der König die Dissenters zur Unterdrückung der Episcopalen und berief im Vertrauen auf die Hülfe der erstern ein neues Parlament. Um nun die Testacte zu beseitigen, suchte er ein Toleranzedict einzuführen, und als das Parlament dessen Annahme verweigerte, behauptete er, er habe als König das Recht der Dispensation von der durch die Testacte auferlegten Verpflichtung.

4. Die Revolution von England. Hoffnung des englischen Volks auf Wilhelm III von Oranien. (Die oranische Partei in den Niederlanden. Ermordung der beiden Wit. Wilhelm III erblicher Generalstatthalter.) Geburt eines englischen Thronfolgers. Landung Wilhelm's. Jacob's zweimalige Flucht und Gefangenschaft Die Convention. Berufung Wilhelm's zum König von England. Declaration of right. Das Parlament. Toleranzedict. Versöhnungspolitik. Aufstand Irland's zu Gunsten Jacob's II. Wilhelm's Sieg am Boynefluß. Unterwerfung Irland's. Hartes Loos der Insel. England's steigende Macht nach Außen.

Das englische Volk ertrug diese Willkühr, weil der König bereits bejahrt war und keine männlichen Leibeserben hatte, seine beiden in der

bischöflichen Religion erzogenen Töchter aber an protestantische Fürsten vermählt waren, und zwar die ältere, Marie, an den Prinzen Wilhelm III von Oranien den Jüngern, die jüngere, Anna, an den Prinzen Georg von Dänemark. Während daher die Hoffnung aller Unzufriedenen auf den Prinzen Wilhelm, als den muthmaßlichen Thronerben von England, gerichtet waren, schlug im Juni 1687 die unvermuthete Geburt eines königlichen Thronfolgers jene Hoffnung nieder.

In den vereinigten Staaten hatte nämlich die Noth, in welche dieselben durch den zweiten französischen Raubkrieg (s. unten Kap. 10, 1.) ungeachtet der Seesiege de Ruyter's, gerathen waren, die oranische Partei wieder emporgebracht, so daß selbst Holland und Friesland den Prinzen Wilhelm III zu ihrem Statthalter ernannten (4. Juli 1672). In Folge dieses politischen Umschwungs waren Jan und Cornelys de Wit (K. 8, 2.), obgleich der erstere seine Stelle als Staatspensionar am 4. Aug. freiwillig niedergelegt hatte, am 20. Aug. von dem, durch die oranische Partei aufgehetzten Pöbel in den Straßen von Haag auf eine schauderhafte Weise ermordet —, und im zweiten Jahre darauf dem Prinzen Wilhelm die Generalstatthalterwürde, und zwar erblich in seinem Mannsstamm, übertragen worden.

Indeß richtete dennoch eine Anzahl der vornehmsten episcopalen und whigistischen Protestanten eine Adresse an den Prinzen von Oranien im Haag, worin sie ihn der Unterstützung der großen Mehrheit des Volks versicherten, und ihn einluden, zur Rettung der englischen Kirche und der bürgerlichen Freiheit nach England zu kommen.

Wilhelm gieng darauf ein und rüstete eine Truppenmacht zur Landung. Vergebens warnte der französische König den alten König Jacob: er blieb lange ruhig und glaubte nicht an den nahenden Sturm, und als er endlich die Landung seines Gegners verhindern wollte, wurde dieser durch einen Seesturm nach einem andern als den beabsichtigten Landungsplatz getrieben und erreichte dadurch ungehindert den Hafen von Torbay. Anstatt nun rasch dem Gelandeten entgegenzutreten, nahm Jacob mit dem Heere, das ihm damals noch treu war, eine zuwartende Stellung bei London und suchte zu spät das Volk durch das Versprechen der Rücknahme aller Gesetzwidrigkeiten für sich zu gewinnen: man traute keinem Stuart mehr! Der Verrath hatte ihm schon allen Boden untergraben; auch ein Theil des Heeres — an der Spitze der Generallieutenant Lord Curchill (der nachmalige Herzog von Marlborough) — gieng zu Wilhelm über. Ja selbst Jacob's Tochter Anna und ihr Gemahl der Prinz von Dänemark, ergriffen die Gegenpartei, so daß der alte König mit Betrübniß ausrief: „So helfe mir Gott! selbst meine Kinder haben mich verlassen!"

Nun versuchte er es, mit dem Prinzen Wilhelm zu unterhandeln. Die Bedingungen aber, welche dieser stellte, konnten den König nicht befriedigen. Er hatte beschlossen, sich und seine Familie nach Frankreich zu retten. Nachdem die Königin und sein Söhnlein bei stürmischer Nacht

über die Themse nach Gravesend entkommen waren, wo sie sich nach Calais einschifften, ließ er sich nach Mitternacht (11. Dez. 1687) auch über die Themse bringen, warf das große Reichssiegel in den Fluß und gieng zu Feversham an Bord einer Zollbarke.

Als am Morgen seine Flucht bekannt wurde, suchten Viele, welche sich bewußt waren, Anlaß zu so großem Religionshaß gegeben zu haben, ebenfalls ihr Heil in der Flucht, wurden aber zum Theil vom Pöbel mißhandelt und gefangen. Der durch seine Grausamkeit und Härte den Protestanten tief verhaßte Kanzler Jefferys wollte, als Matrose verkleidet, auch fliehen, wurde aber entdeckt und nur mit Mühe aus den Händen der wüthenden Menge gerettet. Auf sein eigenes Verlangen setzte man ihn in den Tower, wo er 1689 starb. Auch der päpstliche Nuntius floh verkleidet und wurde gefangen, erhielt aber vom Prinzen von Oranien seinen Paß.

Schon unterhandelte der aus den Lord's und City-Räthen zusammengetretene oberste Landesrath mit dem Prinzen über die Bedingungen der Regierungsübernahme, als Jacob auf seiner Flucht zu Shearneß gefangen und von seinen Anhängern nach London begleitet wurde, wo ihn das Volk, das ihn nicht hatte entthronen, sondern nur zur Anerkennung seiner religiösen und bürgerlichen Freiheiten bewegen wollen, mit großen Freuden aufnahm und zur Behauptung seiner Würde ermunterte. Allein der Prinz, den des Königs Wiedererscheinen in große Verlegenheit setzte, befahl, ihn von Whitehall wegzubringen. Vergebens drangen die Stuarts-Anhänger in den König, seinen Posten nicht aufzugeben. Allein das Gefühl, sich gegen den Prinzen nicht halten zu können, ließ ihm keine Ruhe; um Mitternacht entfloh er abermals und erreichte diesmal unaufgehalten ein Schiff, das ihn aufnahm und am Weihnachtstag in Frankreich an's Land setzte, wo er vom König Ludwig XIV gütig aufgenommen wurde.

Hierauf bezog der Prinz von Oranien den Palast von St. James und berief die geistlichen und weltlichen Großen zu einer Berathung. Die weltlichen unterzeichneten einen Act, worin sie sich verpflichteten, das Gesetz und die Freiheiten der drei Reiche, die protestantische Religion und den Prinzen von Oranien zu vertheidigen; die Prälaten weigerten sich der Unterzeichnung, ersuchten aber den Prinzen, die Leitung der Staatsgeschäfte bis zum 22. Jan. zu übernehmen und auf diesen Tag eine berathende „Convention" auszuschreiben.

Diese allerdings wider das strenge Recht berufene Versammlung kam zu Stande und erklärte den Thron für erledigt, weil Jacob II die Verfassung durch den Bruch des ursprünglichen Vertrags zwischen König und Volk umzustürzen gesucht, auf den Rath der Jesuiten die Grundgesetze verletzt und durch seine Flucht die Regierung factisch niedergelegt habe. Obgleich der Ausdruck „niedergelegt" unpassend war und Niemand das Wort „verwirkt" an dessen Stelle zu setzen wagte, so blieb es dabei, und nun schritt man zur Wahl des Nachfolgers.

Nachdem der Beschluß gefaßt war, daß ein „papistischer" König mit der Wohlfahrt des protestantischen Königreichs unver-

träglich sei, so wurde nach langen Verhandlungen beschlossen, daß der Prinz Wilhelm und seine Gemahlin Maria auf Lebzeiten die Königswürde besitzen, nur dem erstern aber die Ausübung der königlichen Gewalt zustehen sollte; beim Tode des einen Erbtheilhabers sollte die Krone dem andern zufallen; das Recht der Nachfolge sollte den Erben Maria's, im Fall sie aber kinderlos stürbe, der Prinzessin Anna und ihren Erben —, und erst in deren Ermangelung dem Prinzen von Oranien zustehen.

Am 13. Febr. 1688 empfieng das neue Königspaar die feierliche Berufung, wogegen Wilhelm in einer eigenen Urkunde versprach, die Gesetze und Freiheiten der Nation aufrecht erhalten zu wollen. Beide wurden noch an demselben Tage gekrönt. Das war die sogenannte Revolution in England, welche dem Kampfe, der seit der Regierung Johann's zwischen dem König und dem Volk von England geführt worden war, ein Ende machte.

Die Declaration of right oder Wahlcapitulation, welche beide unterzeichnen mußten, legte dem Könige die Verpflichtung auf, nie einseitig von den Gesetzen zu entbinden oder sie zu suspendiren, keine außerordentlichen geistlichen oder weltlichen Gerichte niederzusetzen, ohne Parlamentsbewilligung kein Heer zu halten und keine Steuern zu erheben, alle grausamen Strafen abzuschaffen, die Wahl und Redefreiheit des Parlaments, so wie die Petitionsfreiheit des englischen Volks nicht zu beschränken.

Thomas Keightley in s. Gesch. v. England sagt: „Wir sahen, wie die Barone und die Gemeinen der Willkühr der Plantagenets verschiedene Schranken anlegten; als aber die Macht der Barone in's Sinken gerathen war, erhob sich die Krone, von dem Zwange befreit, mit erneuerter Kraft unter den Tudor's. Die Stuarts, welche geringere Fähigkeiten besessen und mit einer furchtbaren Opposition zu kämpfen hatten, suchten die Gewalt, die sie ererbt hatten, aufrecht zu halten. Die Folge davon war ein Bürgerkrieg, die Vergießung königlichen Bluts auf dem Schaffot und eine militärische Gewaltherrschaft. Durch Erfahrungen nicht weiser gemacht, bemühten sich die wieder eingesetzten Stuarts, ihre Gewalt von allen verfassungsmäßigen Einschränkungen frei zu machen, und hätten sie nur die Nationalreligion unangetastet gelassen, so möchten sie vielleicht noch lange die Freiheiten der Nation mit Füßen getreten haben; aber Jacob II in seiner Verblendung versuchte die Kirche zu stürzen, und die Nation stand auf und verjagte ihn vom Throne. Denn wie sehr auch Manche sich bemühen mögen, sich selbst zu täuschen, so war doch der wirkliche Stand der Sache folgender: Jacob dankte nicht ab, er wurde vertrieben, und das Haus Braunschweig sitzt jetzt auf dem Throne durch die Wahl der Nation, und nicht vermöge erblichen Rechts. Die Reihe der Nachfolger wurde unterbrochen, als Wilhelm III den Thron bestieg: das unveräußerliche Recht war zu Ende, jedoch die Monarchie mit ihrer Machtvollkommenheit blieb unangetastet."

König Wilhelm beließ alle Protestanten in ihren Ämtern, besetzte den Geheimenrath und die Staatsämter nicht blos mit Whighs, sondern auch mit Tories, und verwandelte die „Convention", die ihn gewählt hatte, in ein förmliches Parlament, dessen Glieder einen neuverfaßten Eid schwuren, den jedoch der Erzbischoff mit sieben Bischöffen, sowie auch eine Anzahl weltlicher Pairs nicht leisteten, weil sie ihren Grundsatz vom erblichen, göttlichen Recht der Könige nicht aufgeben wollten. Die Dissenters, welche durch ihre Haltung den Umschwung der Dinge hatten

befördern helfen, wurden durch den Erlaß eines Toleranzedicts, das die Strafbestimmungen gewisser ihnen ungünstiger Gesetze aufhob, belohnt; selbst die Katholiken Englands genoßen die wohlthätigen Folgen davon und wurden vom König Wilhelm mit Nachsicht behandelt. Auch gegen viele andere Personen beobachtete Wilhelm eine versöhnliche Politik. Unter solchen Umständen erkannte auch Schottland dem neuen Herrscherpaare die schottische Krone zu.

Irland dagegen blieb in seinem katholischen Theil, der an Zahl den protestantischen übertraf, dem Könige Jacob anhänglich, während die irischen Protestanten sich für Oranien erklärten. Da sich die Katholiken unter Tyrconnell zur Vertheidigung erhoben, landete Jacob, von einem französischen Heere unterstützt, in Irland, berief ein Parlament, setzte die katholische Kirche und die Katholiken wieder in ihre Rechte ein und befahl allen seit Cromwell in Irland angesiedelten protestantischen Engländern die Insel zu verlassen. So entspann sich ein heftiger Kampf. Schon hatten die Protestanten nur noch die Stadt Londonderry inne, als Wilhelm mit einem englischen Heere kam, die geängstete Stadt entsetzte und dem König Jacob am 1. Juli 1690 am Boynefluß eine solche Niederlage beibrachte, daß er wieder nach Frankreich entfloh und Wilhelm die ganze Insel wieder unterwarf. Seitdem geriethen die irischen Katholiken fast unter ein noch härteres Joch als zuvor, indem 4000 verbannt, 1,100,000 Acres katholisches Besitzthum eingezogen und die übrigen Katholiken von den Orange-Men (protestantischen Anhängern Oranien's) so bedrückt wurden, daß sie in großer Zahl die Insel verließen und Ruhe und Glück in Irland nie heimisch werden wollten.

Während nun König Wilhelm seine Macht nach Innen fester begründete, ohne den Rechten des englischen Volkes zu nahe zu treten, und dabei den Wohlstand Englands durch Beförderung des Handels und der Gewerbe hob, wußte er auch nach Außen dem britischen Staat eine bei allen Mächten geachtete, ja gefürchtete Stellung zu verschaffen. Und so wie er schon als Generalstatthalter der Niederlande durch seinen Beistand und sein Ansehen andern Staaten zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit gegen die Anmaßungen Frankreichs verholfen und die Idee des politischen Gleichgewichts von Europa angebahnt hatte, so strebte er nun als König von England vorzüglich dahin, Frankreichs Übermacht zu beschränken. Mit welchem Erfolg er diese seine Lebensaufgabe gelöst, sowohl im Kriege mit Frankreich als glücklicher Feldherr, wie überhaupt im Kabinet als einsichtsvoller Regent, wird der Verlauf der folgenden Periode zeigen.

5. Die englischen Staatsrechtstheorieen des 17. Jahrhunderts und das Aufkommen der Freigeisterei in England als Vorläuferin des politischen und kirchlichen Radicalismus.

Es konnte wohl nicht anders kommen, als daß in den langen Parteikämpfen Englands, deren Ergebniß der Umsturz der Monarchie und nachher die Wiederaufrichtung und Befestigung derselben durch die Bestimmung ihrer Gränzen war, verschiedenartige Geister sich und Andern von den Principien, die ihnen bei ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Theilnahme an den Bewegungen der Zeit vorschwebten, Rechenschaft zu geben suchten. Schon die Freiheitskämpfe in den Niederlanden hatten Untersuchungen über den Ursprung des Staats und über die Formen des im Staate geltenden Rechts veranlaßt, — Untersuchungen, die dann im Laufe der englisch-schottischen Umwälzung weiter geführt wurden und in einigen Köpfen in folgerichtiger Entwicklung aus schiefen Prämissen zu einer Conclusion gelangten, die zu einer andern Zeit und in einem andern Volke die furchtbare Mutter noch furchtbarerer Lehren und Thaten wurde.

Schon Hugo Grotius (XX, 38. a. E.), der doch noch das Recht und den Staat, diese erweiterte Familie, nicht als menschliche Erfindung, sondern als inhärirende Wesenstheile der menschlichen Natur ansieht und Gott, den Schöpfer des Menschen und der diesem eingeschaffenen Gesetze der Gerechtigkeit, als den Grund des natürlichen und positiven Rechts erkennt, hat die einzelnen Staaten mit ihrem positiven Recht aus einem Vertragsübereinkommen entstehen lassen, wiewohl er denselben noch eine objectiv bedingende Schranke an der in's Gewissen geschriebenen Gerechtigkeit, also an der angeborenen sittlichen Natur giebt. Dagegen geht der Engländer Thomas Hobbes (geb. 1588, gest. 1679) schon weiter und faßt jenen Staatsvertrag, den Grotius hypothetisch mit der Entstehung der einzelnen Staaten bei der Völkerscheidung annahm, als einen „wirklichen Urvertrag“ und sieht sich daher genöthigt, einen vor diesem Urvertrag vorhanden gewesenen Zustand zu setzen, der von ihm zwar selbst nur als ein eingebildeter, nicht wirklicher erkannt, aber von ihm nichts desto weniger zur falschen Prämisse einer falschen, unmoralischen Lehre gemacht wurde, indem er den Staat aus den niedrigen Triebfedern des Eigennutzes und der Furcht entstehen läßt und ihn so zu einer mechanischen „Zwangsanstalt“ macht, in welcher der Wille der Regierung, dem der Einzelwille sich in allen Beziehungen opfern müsse, das allein lenkende Princip und sogar die Quelle der Religionslehre ist. (Unter Religion versteht er die bloß natürliche: denn das Evangelium ist ihm ein „morgenländisches, von Griechen großgezogenes Phantom“, das bloß der Politik zum Werkzeug dient.)

Diese Lehre ergriffen die Anhänger der Revolution und bauten ihre Staatstheorieen darauf, die bald von den meisten Neuerern als allgemein

geltend angenommen wurden. Unter Andern behauptete Robert Filmor, daß der Mensch von Natur gar keinen Zug „zur Monarchie" habe, ohne sich von der Geschichte sagen zu lassen, daß die Republik erst aus der in's Verderbniß gerathenen Monarchie hervorgegangen ist.

Weiter gieng sodann John Locke, (geb. 1632 zu Brighton, gest. 1704.) Dieser giebt im Gegensatz zu Cartesius (XXII, 7, 3), keine der Menschheit anerschaffenen Grundideen zu, sondern stellt alle und jede als selbstgeschaffene Producte des Denkens dar, und macht die unmittelbar sinnlichen Wahrnehmungen, das äußerlich erfahrungsgemäß Gegebene und die aus diesem gewonnene „Abstraction des Allgemeinen" zum Fundament dessen, was er Wahrheit nennt, indem ihm auch Gott nichts anders ist, als das unpersönlich Allgemeine, nichts als das Erzeugniß des abstrahirenden Verstandes. Eben so erkennt er als den Urgrund des Staats und seiner Gewalten den „Vertrag", als eine in jenem imaginären Urzustand der Freiheit und Gleichheit begründete Beschlußnahme der Nation, die sich im Wahlrecht äußert. Eine auf anderem Grunde ruhende Regierung, oder auch eine Regierung, welche dieses ihr vom Volk übertragene Recht irgend verletzt, ohne weiters zu stürzen, nennt er kein Unrecht und macht dadurch das Volk zum Ankläger und Richter zugleich. Auch behauptete Locke, daß die Wirkung jenes Wahlrechts nicht über eine Generation hinausgehen dürfe, sondern daß jede neue Generation die Befugniß habe, sich ihre Regierung auf's neue zu geben und zu constituiren, ohne daß er dabei angeben kann, wo eine Generation „anfängt oder aufhört." (S. die nähere Deduction der englischen Staatsrechtslehren in Leo's Univ. Gesch. III.) Welch' eine gefährliche, staatenerschütternde Anwendung diese Lehren in ihrer Weiterbildung erfuhren, wird die Geschichte des folgenden Jahrhunderts zeigen.

In Beseitigung des religiösen Elements gieng noch weiter, als Locke, der Staatsmann Anton Ashley Cooper, dritter Graf von Shaftesbury (geb. 1621, gest. 1713), der mit seinem feinen Spott und seiner, jede Schranke verwerfenden „Freigeisterei" darauf ausgieng, dem Cultus der Sinnlichkeit und höchsten Selbstsucht, deren Forderungen ihm weder mit der Vernunft, noch mit den göttlichen Geboten streiten, freie und ungehinderte Bahn zu machen. So wie er zwischen Religion und Moral keinen Zusammenhang anerkennt, eben so sucht er im Staat alle auf alterworbenen Rechten beruhenden Verhältnisse durch Spöttereien und Sophismen zu lockern. Seine auf diese Weise Recht und Sittlichkeit untergrabenden Lehren wirkten um so gefährlicher, in je gebildeterer Form er sie seinen Standesgenossen einzuschmeicheln wußte.

Noch gab es in jenem durch die Revolution aufgewühlten Boden eine Reihe üppig aufgeschossener Giftgewächse, an deren Genuß sich ganze folgende Generationen ihren geistlichen Tod holten. So richteten der pantheistisch-naturalisirende katholische Irländer John Toland (gest. 1722)

und seine Gesinnungsgenossen Anton Collins und Thomas Woolston auf alle Weissagungen und Wunder der h. Schrift ihre unermüdeten Angriffe, bis Matthäus Tindal (geb. 1656, gest. 1733), der nur eine natürliche Religion anerkennt und sittlich das nennt, was am meisten zur Übung der Vernunft, zur Gesundheit des Leibes und zu den Vergnügungen der Sinne beiträgt, in seiner Deistenbibel die ganze Armatur zum ausgeprägten Rationalismus bot, der in der folgenden Periode die Kirche überwucherte und sie sammt dem Staat auf die Basis der Negation stellte, aus welcher die echt frei machende Wahrheit nie und nimmer hervorzugehen vermag.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Das Zeitalter unumschränkter Fürstenmacht und profaner Kabinetspolitik. Frankreichs Vorherrschaft in Europa.

---

1. Kapitel. Frankreich unter Ludwig XIII geleitet durch Richelieu.

1. Ludwig's XIII Minderjährigkeit. Die Regentschaft Maria's von Medicis. Der Staatsrath. Der Marquis von Ancre. Der unruhige Ehrgeiz der Großen. Der Vertrag von Menehould. Volljährigkeitserklärung. Beseitigung der Reichsstände. Die Parlamente und ihre Remonstrationen.

Um in das Zeitalter, welchem vorzugsweise Frankreichs vierzehnter Ludwig seinen Character aufgedrückt hat, eintreten — und es nach seinem welthistorischen Einfluß auf das ganze europäische Staatsleben würdigen zu können, haben wir von Frankreich (dessen äußere Politik namentlich Deutschland gegenüber bis zum westfälischen Frieden bereits oben XXI. K. 3. bis K. 5. geschildert wurde) noch die innern Zustände vom Tode Heinrich's IV an (XX. 1, 11 a. E.), bis zum selbständigen Regierungsantritt Ludwig's XIV nachzuholen.

Heinrich IV hinterließ drei rechtmäßige Söhne, von denen der Dauphin, der bei seines Vaters Tode erst neun Jahre alt war, als Ludwig XIII zum König ausgerufen wurde. Da über die Vormundschaft nichts bestimmt war, so wußte sich die Königin-Mutter, die regierungs-

begierige, aber durch ihre Leidenschaftlichkeit regierungsunfähige Maria von Medicis — mit Hülfe des Herzogs von Epernon, damaligen Militärcommandanten von Paris, gegen die Ansprüche der Prinzen von Geblüt (des Herzogs von Condé, Franz von Conty und Karl von Soissons) — die Regentschaft zu verschaffen und mit leichter Mühe das Parlament von Paris zur Anerkennung derselben zu bringen. Die Prinzen fügten sich indeß bald gegen Ertheilung großer Gunstbezeugungen und in der Hoffnung, es werde sich unter dieser vormundschaftlichen Regierung ihr Einfluß erhöhen.

Merkwürdiger Weise war weder unter Heinrich's IV Ministern, die von der Regentin bestätigt wurden, noch unter den übrigen Großen, welche (wie z. B. die Guisen, die Chatillons, die Coligny's, die Montmorency's, die Tremouille's, Biron's, La Rochefaucauld's u. a.) einst so bedeutende, durch selbständiges, kräftiges Walten ausgezeichnete Männer aufzuweisen hatten, nicht Ein Mann, der durch Willens- und Geisteskraft die Zügel der Regierung zum wirklichen Besten des Staats hätte in die Hand nehmen können. Es schien mit den Bürgerkriegen alle Energie unter diesen Geschlechtern erloschen zu sein. — Die Regentin Maria Medicis selbst, damals 35 Jahre alt und noch schön, hatte etwas „großartig Vornehmes und einschmeichelnd Gewinnendes" und imponirte durch ihre königliche Haltung und durch die Pracht ihres Aufzugs und Gefolges dem Volke. Aber ungeachtet sie, eine Mediceerin, sich die Gabe zu regieren zutraute, so war sie doch nicht im Stande, die Politik ihres Gatten fortzusetzen, weder Spanien gegenüber, dem sie sich sogar zuneigte, noch den französischen Großen gegenüber, welche sich nur von den Beschränkungen losmachen wollten, die ihnen Heinrich IV auferlegt hatte. Gegen die drohenden Anforderungen und Anmaßungen der letztern suchte sie durch Vergünstigungen und Vergabungen aus dem Staatsschatz sich zu helfen; allein die Prätensionen Condé's, Guise's und anderer Prinzen steigerten sich dadurch nur noch mehr.

Die Prinzen täuschten sich jedoch in ihren Absichten: denn bald bildete sich, dem bisherigen Staatsrath gegenüber, um die Königin ein engerer geheimer Rath, in welchem der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte, der Jesuit Cotton, der Minister Villeroy, ganz besonders aber der Florentiner Concini, (der nachmalige Marquis von Ancre Maria's Landsmann und Günstling) den größten Einfluß hatten. Diesem Einfluß mußte zuerst Sully als Opfer fallen, der mit Schmerz gewahrte, daß man nicht nur Heinrich's IV ganze Politik aufgab, sondern auch die musterhafte Ordnung seiner Finanzverwaltung durch eine gewissenlose Verschwendung, womit sich die Königin einen mächtigen Anhang gewinnen wollte, in kurzer Zeit zerstörte.

Heinrich IV hatte einen Schatz von 40 Mill. Franken hinterlassen, die Maria schnell bis auf fünf Mill. vergeudete. Sully suchte Einhalt zu thun, machte sich aber dadurch am Hofe so verhaßt, daß er seine Stelle im Rath der Königin und das Aufsichtsamt über die Bastille und das Arsenal verlor. Daß er sich darauf ganz zurückzog, ist schon oben (XX. 1, 11. a. E.) angedeutet worden. Der Nachfolger Sully's war Jeannin, ein Mann ohne hinreichende Kenntnisse im Finanzfach und zugleich zu schwach, dem begehrlichen Ansinnen Anderer zu widerstehen. Er fiel jedoch bald in Ungnade, und nun bekam Concino Concini, ein gewandter, aber ehrgeiziger und herrschsüchtiger Mann, den Haupteinfluß. Seine Frau, Leonora, die, von geringer Herkunft, im Dienste der Königin, von Florenz aus mit ihr nach Frankreich gekommen war, besaß das ganze Vertrauen derselben und verschaffte durch die Herrschaft, die sie über sie gewann, ihrem Manne eine Stelle und Würde um die andere, so daß er als Mar-

quis von Ancre, Statthalter in vier französischen Provinzen, Großstallmeister und erster Kammerherr des Königs, zuletzt (1614) sogar Marschall von Frankreich wurde, obgleich er nie Kriegsdienste gethan hatte. Beide hatten das Ohr der Königin, und besonders vermochte Leonora so viel, daß „Niemand so fest stand, daß er nicht seinen Fall hätte fürchten müssen, wenn er nicht von ihr unterstützt wurde." Dabei gieng sie in der Habsucht so weit, daß sie die Gnadenerweisungen der Königin für baares Geld verkaufte. Selbst manche auswärtige Höfe suchten durch Geschenke ihre Gunst und Fürsprache zu gewinnen. Am Ende zog sich „die Politik immer tiefer in das Geheimniß des Kabinets zurück, in welchem Leonora und Concini herrschten. Mit Reichthümern überschüttet, immer weiter um sich greifend, im Besitz einer Gunst, gegen welche kein Anderer aufkommen konnte, erregten diese allgemeinen Widerwillen, wie im Volke, so noch mehr bei den Großen." (Ranke).

Der unruhige Ehrgeiz der übrigen Großen suchte wenigstens in den Provinzen durch Besetzung ihrer festen Schlösser zu überwiegendem Einfluß zu kommen, um sich von den Einkünften dieser Provinzen so viel als möglich aneignen zu können, zu keinem andern Zweck, als dadurch ihre Eitelkeit zu befriedigen und ihre Nachbarn an Flitterglanz zu übertreffen. „Sie besaßen mehr Ehrgeiz, als Herrschsucht und mehr Unruhe, als Ehrgeiz. Sie verließen zuweilen mit ihrem Anhang plötzlich den Hof und zogen sich in ihre Statthaltereien und Festungen zurück, als wollten sie einen Krieg beginnen; ließen sich dann einzeln wieder gewinnen und unterwarfen sich wieder. Sie verbanden und trennten sich von einander auf eine planlose und willkürliche Weise, verriethen sich gegenseitig und drohten und schmeichelten der Regentin abwechselnd." Überhaupt mühte sich die ganze Adelspartei in einem unseligen Streben nicht nach Größe, sondern nach dem Schein derselben und in einer kleinlichen Werthlegung auf Rang, Ceremoniel und Etikette ab.

Aller Vergünstigungen ungeachtet, erhuben die Prinzen des königlichen Hauses, insbesondere Condé und die übrigen Großen, vornehmlich die Guisen, die schwersten Klagen über Ancre's Verwaltung, und die Schwäche der Königin, die sich bald zu dieser, bald zu jener Partei neigte, machte die Factionen nur noch kühner. Sie verlangten nun für den jungen König die Mündigkeitserklärung, in der Hoffnung, sich dann noch größere Vortheile sichern zu können. Als man ihnen nicht gleich zu Willen war, verließen sie plötzlich den Hof, um in ihren Provinzen mit Krieg zu drohen. Darauf kam es zu Unterhandlungen und in dem Vertrage von St. Menehould, mußte die Königin den Häuptern der Unzufriedenen — dem Condé, Bouillon, Longueville, Mayenne (einem Gonzaga, auf den nach seines Schwiegervaters Mayenne's Tod der Titel desselben übergegangen war), Vendôme, Nevers u. a. — neue Vergünstigungen ertheilen und, als sie, auch damit nicht zufrieden, Krieg beginnen wollten, ihnen die Berufung der Reichsstände versprechen.

Nachdem Ludwig XIII im Oct. 1614 volljährig erklärt war und somit die Regierung dem Namen nach — denn in der That behielt seine Mutter sie noch in Händen — angetreten hatte, wurde am 27. Oct. die Versammlung der Reichsstände eröffnet, in welcher zwar im Allgemeinen der Klerus und der Adel die Oberhand hatten, aber doch auch der dritte Stand seine Stimme kräftig erhob, so daß die drei, wenigstens in den Finanzangelegenheiten einigen Stände im Ganzen heilsame Vorschläge machten, die scheinbar angenommen, aber nicht befolgt wurden.

Vielmehr fand der französische Hof diese Reichsstände so unbequem, daß Ludwig XIII und seine Nachfolger sie nicht mehr beriefen, und fortan binnen 178 Jahren kein Reichstag mehr gehalten wurde.

Seitdem suchten die Parlamente zu gewissen Zeiten die Rechte und Pflichten der Reichsstände zu übernehmen, konnten aber ihrer Natur nach diesen Zweck nur höchst unvollkommen erreichen. Es waren diese Parlamente eigentlich die höchsten Gerichtshöfe, welche in wichtigen Rechtsstreitigkeiten die letzte Entscheidung hatten. In ganz Frankreich zählte man zwölf Parlamente in verschiedenen Städten, darunter das Parlament von Paris das angesehenste war. In diesem hatten neben den eigentlichen Rechtsgelehrten auch die königlichen Prinzen, desgleichen auch die weltlichen und geistlichen Pairs Sitz und Stimme. — Weil die Parlamente nach den Gesetzen zu entscheiden hatten, war es Gewohnhei worden, ihnen auch die neuentworfenen Gesetze „zur Eintragung und Anerkenntniß" vorzulegen. Da aber diese neuen Gesetze meist von der Regierung ausgiengen, so machten die Parlamente nicht selten Gegenvorstellungen (remontrances) oder weigerten sich zur Eintragung. Um diesen Widerstand zu brechen, begaben sich daher die Könige persönlich in's Parlament und befahlen durch ein sogenanntes lit de justice die Eintragung und Befolgung des neuen Gesetzes. — Auch in dem oberwähnten Falle machte das Parlament an der Stelle des aufgelös'ten Reichstags dem Könige erhebliche Gegenvorstellungen und meist zweckmäßige Vorschläge zu Verbesserungen im Staatswesen, wurde aber von der Königin-Mutter in einem lit de justice auf das hitzigste damit abgewiesen.

2. Condé gegen die Minister; Ächtung Condé's; seine Schilderhebung. Der Friede von Loudun. Vermählung des Königs. Condé's Verhaftung. Die Ermordung des Marschalls Ancre. Verweisung der Königin. Günstlingsregierung: Luynes.

Da die Hoffnung Condé's und seines Anhangs, durch die Reichsstände mehr Gewalt zu bekommen, fehlgeschlagen war, stellte er im Namen der Prinzen und anderer Großen eine förmliche Anklage gegen die Verwaltung der Minister, insbesondere des Marschalls d'Ancre, daß man die Freiheit der Stände unterdrückt, das Parlament unwürdig behandelt, die Prinzen zurückgesetzt und keinen noch so heilsamen Vorschlag angenommen oder ausgeführt habe. Der Marschall empfand diesen Angriff auf seine Machtstellung schwer, und da er es liebte, sich als den Verfechter der Krongewalt gegen eine empörerische Aristokratie ansehen zu lassen, betrieb er Condé's Ächtung und das Parlament mußte die Achtserklärung eintragen.

Dem Concini war es übrigens im Grunde nie um das Wohl des Staates, sondern stets nur um sein persönliches Interesse zu thun. Um sich in der Gewalt zu erhalten, konnte er bei aller Habsucht doch auch freigebig sein, und wenn er die einträglichsten Ämter in seine Hände brachte, so geschah es zugleich auch deßhalb, um sich durch ihren Ertrag so viele Anhänger als möglich zu verschaffen. Jedermann sollte wissen, daß er Macht und Reichthum besaß. — Seine Paläste erfüllte er mit kostbarem Hausrath, mit Kunstwerken ersten Rangs; gern veranstaltete er ritterliche Festlichkeiten, in denen er selber glänzte; wie ein emporgekommener italienischer Prinz zog er mit einer auf das prächtigste geschmückten Leibwache zu Fuß und zu Pferd daher." — Wer ihm aber widerstand, bekam es schwer zu fühlen, und so mußte der Druck seines Regiments Allen unerträglich sein, die nicht gerade seine Creaturen waren.

Theils aus Rache gegen den Hof und dessen Stützen, theils in der Absicht die von der Königin-Mutter längsther betriebene Heirath Ludwig's XIII mit Anna, der ältesten Infantin von Spanien, der Tochter Philipp's III, zu verhindern, beschloß nun Condé eine Schilderhebung. Er verband sich mit den Hugenotten, konnte jedoch nur einen Theil derselben, mit ihren Führern, dem Herzog von Rohan und dem Herzog von Bouillon, gewinnen. Die Aufregung der Hugenotten über diese Verbindung des französischen Hofes mit dem spanischen und ihre dadurch entstandene Besorgniß, die durch das Edict von Nantes gesicherte Stellung einzubüßen, verbunden mit dem eigensüchtigen Streben jener Großen unter ihnen, bewog die Mehrheit sich an Condé anzuschließen, obgleich die erfahreneren Hugenottenhäupter (wie du Plessis und Lesdiguieres) auf die Erhaltung des Friedens drangen, weil jene Prinzen nach Erreichung ihrer Zwecke sie leicht möchten im Stiche lassen und dann der ganze Haß wegen des erhobenen Bürgerkriegs auf die Hugenotten fallen würde. Allein man hatte sich schon zu tief mit der regierungsfeindlichen Condé'schen Partei eingelassen. Überhaupt waren diese Protestanten nicht mehr jene „alten Hugenotten", die einst, weil sie auf den Tod verfolgt waren, sich zum Kampf erhoben hatten, um sich dadurch das Recht ihres Bestandes zu erkämpfen. Nach errungenem Bestand hätten sie durch ruhige innere Fortbildung ihres Rechts und durch geschlossenes Zusammenhalten sich eine noch bessere Zukunft bereiten können.

Während der nun erfolgenden Kriegsunruhen betrieb Maria von Medicis nicht nur jene Vermählung ihres Sohnes, sondern auch die Vermählung ihrer Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien (dem nachmaligen König Philipp IV). Der ausgebrochene Kampf mit Condé und den Hugenotten schloß indeß schon nach kaum zwei Monaten (durch die Vermittlung des Herzogs von Nevers) mit dem Frieden von Loudun, worin die Königin Amnestie ertheilte und unter Anderm versprach, die Vorstellungen der Reichsstände und Parlamente zu berücksichtigen, den Hugenotten wieder einige Sicherheitsplätze einzuräumen, keine Statthalter- und Militärstellen mehr zu verkaufen, die Rechte der gallicanischen Kirche zu erhalten, die tridentiner Beschlüsse nicht anzuerkennen u. a. dgl. Condé erhielt 1½ Mill. Fr. Entschädigung und wurde Staatsrathspräsident; seine Verbündeten, die Herzoge von Mayenne, von Bouillon u. a. erhielten gleichfalls bedeutende Vortheile; aber als die Großen auf diese Weise befriedigt waren, sahen sie gleichgültig zu, daß die das Staatswohl und die Hugenotten betreffenden Versprechungen in keiner Weise erfüllt wurden.

Weil Condé aber, ungeachtet dieses Sieges und der ihm und den übrigen Prinzen des Hauses daraus gewonnenen Vergünstigungen, sich doch von den wichtigsten Entscheidungen im innern Rath ausgeschlossen sah, so faßte er mit seinen Freunden den Entschluß, den Marschall Ancre und dessen

Gemahlin zu stürzen. Aber dieser, gestützt auf die Königin, welche gleichfalls befürchtete, sammt ihrem Sohne jenen Unruhestiftern am Ende unterliegen zu müssen, kam ihnen zuvor und gab im Namen der Königin den Befehl, den Condé, Mayenne und Bouillon an Einem Tage zu verhaften. Die beiden letztern retteten sich noch, aber Condé wurde festgenommen und in die Bastille gesetzt. Darüber aufgebracht plünderte und zerstörte das Volk des Marschalls Palast, und Condé's Freunde verbanden sich wider ihn und den Hof. Da sie aber unter sich uneinig waren, verzögerten sich ihre Rüstungen. Unterdeß beschloß der Hof (auf den Rath Richelieu's (Bischoffs von Luçon), der kurz zuvor unter dem Titel „Staatssecretär" die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bekommen hatte), die Verbündeten anzugreifen. Während dieses erfolgreichen Angriffs aber brachte die Ermordung des Marschalls durch des Königs Günstling de Luynes eine völlig veränderte Stellung in den Parteien, sowie überhaupt in den Verhältnissen des Hofs und des Landes hervor.

Es war nämlich auch im Innern des Palast's eine Partei, welche am Sturze des Marschalls arbeitete. An ihrer Spitze stand Charles Albert de Luynes, der von dem Marschall selbst dem Könige zum Gesellschafter gegeben worden war und der sich letzterem durch seine Jagdkünste unentbehrlich gemacht hatte. Dieser strebte gleichfalls nach Einfluß und suchte daher mit seinen Verwandten und Freunden das schwache Gemüth des ohnedieß herz- und seelenlosen Königs zum Haß gegen den Marschall aufzureizen, was um so leichter war, da Ludwig von Anfang an einen Widerwillen gegen den Günstling seiner Mutter gefaßt hatte, weil er von demselben stets wie ein Kind behandelt und absichtlich niedergehalten wurde. Zuletzt brachte Luynes ihm sogar den Argwohn bei, seine Mutter in Verbindung mit dem Marschall stelle ihm, dem Könige, nach dem Leben, um ihrem zweiten Sohne die Regierung in die Hände zu spielen. Und so gieng Ludwig auf ein Complot gegen seine eigene Mutter und ihren Günstling ein. Als der Marschall von diesen Intriguen hörte, dachte er schon darauf, sich mit seinen Reichthümern nach Italien zu retten. Allein seine Frau bestimmte ihn, zu bleiben und seinen Gegnern zu trotzen. Eines Tages wurde der Marschall bei seinem Eintritt in den Louvre, und zwar noch auf der Brücke, die zu demselben führte, verhaftet, und ehe er noch vor Erstaunen zum Worte kommen konnte, aber im Begriffe war, zurückzugehen, mit zwei Pistolenschüssen niedergestreckt. Als der König, der auf den Schall der Schüsse an's Fenster getreten war, fragte, ob der Marschall todt sei, und man ihm dieß bejahte, soll er ausgerufen haben: „Ich bin jetzt der König!" — Der zusammengelaufene Pöbel schleifte Ancre's Leichnam durch die Straßen, wobei man ihn in Stücke riß und theils verbrannte, theils bis auf das letzte Stück verschleppte. — Des Marschalls Frau wurde als Hochverrätherin und Hexe zum Tode verurtheilt, den sie übrigens mit Standhaftigkeit erduldete. Im peinlichen Verhöre gefragt, durch welche Zaubermittel sie zu ihrer Herrschaft über den Geist der Königin gelangt sei, betheuerte sie, „keine andere über sie ausgeübt zu haben, als diejenige, welche starken Seelen über schwächere gebühre." Die Güter und Schätze des Marschalls (darunter sich allein an Verschreibungen 2½ Mill. Fr. befanden) schenkte der König seinem Günstling Luynes!

Nach Ancre's Tod ließ Ludwig seiner Mutter erklären, er werde von jetzt an — die Regierung allein übernehmen; sie solle sich aller Regierungshandlungen enthalten. Ihre Bestrebungen, sich noch in der Macht zu erhalten, halfen nichts: Luynes brachte es beim Könige dahin, daß

sie nach Blois verwiesen wurde. Hierauf entfernte Ludwig alle bisherigen Räthe, darunter auch den Richelieu, den er damals noch ganz verkannte, und überließ die Regierungssorgen seinem Günstlinge, der nichts als ein eitler, unwissender und in Staatsgeschäften unerfahrener Mensch war.

Ludwig selbst war damals 17 Jahre alt und hatte noch etwas Knabenhaftes an sich; doch waren seine Spiele nicht ohne ernstere Beziehung auf das Waffenwerk, und bei Jagden lernte er jeder Witterung trotzen. Auch zeigte er vor allen Ausschweifungen noch „natürlichen Abscheu." Da aber seine nur mäßigen geistigen Gaben keine hinreichende Ausbildung erhalten hatten, so konnte man nicht erwarten, daß er selbständig werde regieren können. Der Günstling der Königin war gestürzt; der Günstling des Königs hielt sich, als Wiederhersteller der königlichen Autorität, zum Hauptlenker des Staates berufen.

3. Berufung der Notabeln: königliche Versprechungen. Sühnevergleich von Angoulême zwischen dem König und seiner Mutter. Freilassung Condé's. Neue Wirren durch die Königin-Mutter. Hugenottenkrieg und Friede zu Montpellier.

Um sich für die vorgenommenen Staatsveränderungen den Schein der Bestätigung zu verschaffen, berief Luynes, anstatt der Reichsstände, eine Versammlung sogenannter Notabeln aus dem Stande des Adels und der höhern Geistlichkeit, der höchsten Beamten und vornehmsten Pariser Kaufleute. Diese Versammlung, welche zu Rouen unter dem Vorsitz Gaston's von Orleans (Bruders des Königs) berieth, machte verschiedene Vorschläge, die zunächst auf den Vortheil des Adels und der Geistlichkeit abzielten, theils aber auch allgemeine Staatsverbesserungen betrafen. Der König versprach Vieles, ließ aber am Ende alles beim Alten.

Am unzufriedensten mit vielen Beschlüssen dieser Versammlung waren diejenigen unter den Großen, denen man ihre Pensionen beschränkte oder die man in Folge der Verminderung der Besatzungsplätze ihrer Befehlshaberstellen enthob. Sie griffen daher die Günstlingsregierung am heftigsten an. Der mächtigste unter diesen Großen war der Herzog von Epernon, der, obgleich stolz und zurückhaltend, doch wegen einer gewissen sich gleichbleibenden Festigkeit in seinen Neigungen und Abneigungen, so wie in seiner, ihm aus der Zeit Heinrichs III gebliebenen Sorgfältigkeit in der äußern Erscheinung, vorzüglich aber wegen seines Reichthums und seiner Hülfsbereitwilligkeit für seine Freunde, auf einen großen wohlgeordneten Anhang zählen konnte. Er und seine Freunde vornehmlich sahen es auf den Sturz des Günstlings ab und giengen daher eine Verbindung mit der nach Blois verwiesenen Königin ein. Sie konnte es nicht ertragen, nichts mehr zu gelten und sogar unter Aufsicht zu stehen. Um daher wieder frei zu werden und die Regierung wieder in die Hand zu bekommen, kam sie Epernon's Bestrebungen entgegen, und entfloh, auf seine Hülfe vertrauend, aus Blois, indem sie bei Nacht, von einer Kammerfrau unterstützt, sich auf einer Strickleiter aus einem Schloßfenster herabließ und in einem von einverstandenen Edelleuten geschützten Wagen nach Loches fuhr, wo sie mit Epernon zusammentraf.

So stellte sich nicht bloß ein Großer, wie das bisher oft der Fall gewesen war, sondern (was mehr zu bedeuten hatte) die Königin-Mutter selbst der Regierung des Königs, ihres Sohnes, entgegen. Weil daher aus einem neu auflodernden Bürgerkrieg für die neue Regierung Alles zu fürchten war, so ließ diese der Königin-Mutter zugleich mit Krieg drohen und den Frieden anbieten, in welchem letztern Fall man ihr die Verwaltung von Anjou überlassen wollte. Sie gieng klüglich in den letztern Antrag ein und so kam mit Hülfe des ihr noch ergebenen Bischoffs Richelieu, der bisher zu Avignon in der Verbannung gelebt, zwischen dem König und seiner Mutter der Sühnevergleich von Angoulême (1619) zu Stande, dem gemäß sie ihre Einkünfte behielt und ihren Aufenthalt nach Belieben nehmen durfte. Nur nach Paris zu kommen gestattete ihr der König nicht: denn Luynes' Streben gieng dahin, Mutter und Sohn auseinander zu halten, um seinen Machteinfluß zu behaupten, der allerdings in Maria's Händen dem Lande noch verderblicher gewesen wäre.

Im Verdruß darüber suchte die Königin-Mutter neue Gelegenheit, den Sturz Luynes' herbeizuführen. Unter dem Vorwand, daß ihr und ihren Freunden das Wenigste von dem Eingeräumten gehalten werde, machte sie sich nun sogar zum völligen Organ der „Partei der Prinzen und Großen", indem sie den von ihr selbst früherhin bekämpften Grundsatz derselben in Schutz nahm, daß dieselben schon durch ihre Geburt zur Mitsorge für das Staatsrecht verpflichtet wären, weßhalb sie sich mit ihrer Hülfe die nöthigen Reformen durchzusetzen für berufen fühle. Durch eine Vereinigung so bedeutender Kräfte schien sie ihrem Ziele näher zu rücken. Selbst einige hugenottische Große fiengen an, sich für sie zu rüsten.

Um sich daher ein Gegengewicht zu verschaffen, entließ der Hof, auf Luynes' Betrieb, den Prinzen Condé seiner Haft und gewann den „für Geld nicht unzugänglichen" für sich. Um nun zugleich sich selbst zu erhalten, rieth Condé den noch in den Rüstungen begriffenen Gegnern rasch zuvorzukommen, und so eröffnete der König (1620) in eigener Person den Krieg. Die schnelle Eroberung von Rouen und Caen sicherte die Normandie, und ehe sich's die Aufständischen versahen, waren ihre Befestigungen zwischen Angers und Pont de Cé durch Condé und Luynes genommen und die Truppen der Königin zersprengt. Hierauf kam abermals durch Vermittlung Richelieu's, (der, um wieder zu seinem verlornen Einfluß auf die Regierung zu gelangen, jeden Bruch zwischen Mutter und Sohn auch für sich nachtheilig hielt), der Friede am Pont de Cé zu Stande, dem der Vergleich von Angoulême zum Grunde lag.

In den beiden folgenden Jahren traten im Innern Frankreichs die Religionskämpfe zwischen den Hugenotten und der Regierung in den Vordergrund und erschütterten durch den auf beiden

Seiten sich kundgebenden leidenschaftlichen Eifer auf weit hinaus die Ruhe des Landes.

Während der Unruhen nämlich, — die von einer characterlosen Aristokratie ausgiengen, welche nach Oben hin ihre frühere Unabhängigkeit von der Krone sich erzwingen, nach Unten hin aber dem dritten Stand das alte Joch wieder aufzulegen strebte und an allem Bestehenden rüttelte, das nicht unmittelbar ihrem Vortheil diente oder das ihre Willkühr beschränkte, — nahm der Kampf der Hugenotten um ihre rechtliche Existenz seinen ununterbrochenen Gang. Sie waren unter sich durch einen Bundeseid zusammengehalten und hatten noch an Rochelle einen Hauptthalt. Ihre Vorstellungen an den König um Bestätigung des Edicts von Nantes und dessen Eintragung in die Parlamentsacten, ferner um die Freiheit, sich Kirchen, Schulen und Gottesäcker anzulegen, um längere Überlassung von Sicherheitsplätzen, um Befreiung vom Zehnten an den katholischen Klerus, um Berufung kirchlicher Versammlungen ꝛc. wurden ihnen nicht bewilligt. Die Hitzigsten unter ihnen drangen stets auf Anwendung von Gewalt, wurden aber doch anfangs von der Mehrzahl, die sich mit der Gewissensfreiheit begnügte, in Schranken gehalten.

Erst als Condé Fehde gegen den Hof erhob, ließ sich, wie oben erwähnt worden, ein Theil der Hugenotten mit in den Aufstand hineinziehen, erhielt aber beim Frieden Verzeihung und die Versicherung, daß der König die Reformirten nicht zu den Ketzern rechne, die zu vertreiben ihm sein Krönungseid zur Pflicht gemacht habe. — Als sodann die Katholiken in der Landschaft Bearn die von den Reformirten eingezogenen Kirchengüter zurückverlangten, gab ihnen der König Recht, versprach aber den Reformirten, die ihnen daraus entstehenden etwaigen Verluste aus Staatsmitteln zu ersetzen. Während die Parlamente von Bordeaux und Toulouse diese königliche Verordnung eintrugen, sprachen die Stände von Bearn dem Könige das Recht der Entschädigungsbewilligung ab. Da beriefen die Reformirten in den andern Provinzen, um ihren Glaubensgenossen beizustehen, eine allgemeine Versammlung. Der König verbot sie, fand aber keinen Gehorsam. Die Versammelten forderten unter Anderm die Aufnahme zweier protestantischen Räthe in's Pariser Parlament, längere Überlassung der Sicherheitsplätze und eine billige Regelung der Bearner Verhältnisse.

Als der König die beiden ersten Puncte genehmigte, baten sie für den Fall, daß ihnen dies Versprechen nicht gehalten würde, um die Erlaubniß, sich ohne Anfrage versammeln zu dürfen. Luynes versprach, ihnen in diesem Fall die Erlaubniß des Königs zu verschaffen. Dieser Zusage trauend, gieng die Versammlung auseinander. Kaum aber hatten sie sich in ihre Heimath zerstreut, als sich der König selbst nach Bearn begab und in Pau nicht nur alle Forderungen der Katholiken in Ausführung brachte, sondern auch Bearn und Nieder-Navarra mit Frankreich vereinigte. — Da auf die Einsprache der übrigen Hugenotten keine Rücksicht genommen wurde, auch die obgenannten Versprechungen nicht ganz zu ihrer Zufriedenheit erfüllt worden waren, so versammelten sie sich wieder in Rochelle (1621) und faßten, von dem Ungestüm der Mehrheit hingerissen (im Geiste ihrer zugleich zur Erstrebung politischer Freiheit geneigten Confession), den Beschluß, mit den Waffen „ihre Rechte" geltend zu machen. Allein unter diesen „Rechten" waren auch manche, die ihnen vermöge des Edicts noch nicht als solche zustanden, und da ihnen die volle Geduld Christi abgieng, so mußten sie bei allen ihren Schilderhebungen erfahren, daß es nicht gut ist, sich auf ein anderes Schwert zu verlassen, als auf das des Geistes.

Sie theilten Frankreich in sieben große Provinzen, deren jede unter einem Kriegsobern stehen sollte, und boten die Leitung der ganzen Unternehmung dem berühmtesten ihrer bisherigen Kriegsführer, Lesdiguieres, an: dieser aber, bereits mit Gedanken des Abfalls zum Katholicismus umgehend, ergab sich dem Hof und übernahm, zum Feldmarschall ernannt, die Leitung des Feldzugs gegen die Hugenotten, die nun bei der Uneinigkeit ihrer übrigen

Großen schlecht berathen und geführt waren. Während sie daher noch ihre zerstreuten Kräfte zusammenzogen, ließ der König, ihnen zuvorkommend, Saumur, einen der eingeräumten Sicherheitsplätze, besetzen, erklärte aber dabei, es sollte Keinem, der im Gehorsam verharre, seine Rechte beschränkt werden. So kam es, weil man von beiden Seiten schon zu weit gegangen war, zu einem Kriege, der großes Elend über das Land brachte. Die meisten festen Plätze der Hugenotten wurden entwaffnet und viele andere Städte ergaben sich den königlichen Heeren. Nur Montauban, stark befestigt und auf seiner Anhöhe die weite Umgegend beherrschend, von religiös begeisterten Bürgern unter der Leitung ihres tüchtigen Bürgermeisters du Puy und einer Abtheilung der Truppen des Herzogs von Rohan tapfer vertheidigt, hielt sich dritthalb Monate so standhaft, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Da sich auch Montpellier, von Condé belagert, so tapfer hielt, so gewährte der König auf Lesdiguieres Anrathen den Frieden von Montpellier 1622, worin er den Reformirten zwar wieder mehrere der ihnen entrissenen Rechte (z. B. die Herstellung des prot. Gottesdienstes, da wo er aufgehoben worden war, das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit ꝛc.), aber nicht das Versammlungsrecht, auch nicht die Herausgabe der in diesem Kriege vom König eroberten Sicherheitsplätze zugestand.

4. Tod Luynes'. Cardinal Richelieu; sein Character und seine innere und äußere Politik. Neue vergebliche Erhebung der Protestanten. Verfolgung derselben und Vergleich mit ihnen. Aufstand und Besiegung Rochelle's. (Der mantuanische Erbschaftsstreit.)

Während des Kriegs mit den Hugenotten war Luynes, der als Connetable mitgezogen war, bei der Belagerung der tapfer sich vertheidigenden Stadt Montauban nach einer kurzen Krankheit gestorben. Der König, längst seiner überdrüssig, schien darüber froh zu sein, und nahm sich einen Anlauf, selbst zu regieren; aber bequem und unwissend in Regierungsgeschäften, wie er war, fühlte er bald das Bedürfniß eines Leiters sowohl des Staats, als seiner Person. Nach verschiedenem Wechsel der Minister fand sich endlich der rechte Mann in der Person des nicht lange zuvor zum Cardinal erhobenen Bischoffs von Luçon, des oben mehrerwähnten Richelieu, der schon länger her das Verhalten der Königin-Mutter mit großer Klugheit geleitet hatte, so daß diese unruhige Frau sich in den letzten Jahren von allem Parteitreiben ferne gehalten hatte. Jetzt schien ihr die Zeit gekommen, wieder Einfluß zu gewinnen, und so bat sie den König, den Cardinal in seine Dienste zu nehmen.

Mit Widerstreben gieng Ludwig darauf ein, entschlossen, diesen Günstling seiner Mutter von seinem Vertrauen auszuschließen. Aber unwillkührlich beugten sich beide, der König und seine Mutter, der ungemeinen Geistes- und Willenskraft dieses merkwürdigen Mannes, der berufen war, die bisher so schlaffe, nichtswürdige Regierung Frankreichs in eine nach Innen und Außen fest und sicher auftretende, allen Widerstand unter sich beugende zu verwandeln und dadurch das Königthum fast unumschränkt zu machen. Weit entfernt aber, daß die Politik der von ihm geleiteten Regierung mit den höhern Gesetzen der Sittlichkeit übereinstimmte, muß sie vielmehr als die volle Ausbildung jener gesammten, von sittlich-religiösen und nationalen Bedingungen losgeris-

senen Kabinetspolitik angesehen werden, welche vom 16. Jahrhundert an in Europa herrschend wurde.

Armand Jean du Plessis, Cardinal und nachmaliger Herzog von **Richelieu**, geb. 5. Sept. 1585, war anfangs zum Kriegsdienst bestimmt, trat aber, als ihm Heinrich IV das Bisthum Luçon (das sein Bruder aufgegeben hatte, um in ein Kloster sich zurückzuziehen) verlieh, in den geistlichen Stand über, wurde Doctor der Theologie und verrichtete sein bischöffliches Amt mit Eifer. Wie er unter dem Marschall Ancre Staatssecretär wurde und nach des Marschalls Tod von der Regierung entfernt, und wie er der mehrmalige Vermittler zwischen dem König und der Königin-Mutter wurde, ist oben näher erwähnt worden. Als er wieder in den Rath des Königs aufgenommen wurde, war er 40 Jahre alt. Seitdem war er die Triebfeder von Allem; ohne ihn verfügten die Behörden nichts, ohne seine Beistimmung „athmeten der König und die Königin fast nicht." Er selbst schreibt in seinen Memoiren: „Als ich die Geschäfte übernahm, theilten die Hugenotten das Reich mit dem Könige; die Großen benahmen sich, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste nach seiner Kühnheit, Niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam; die Unternehmendsten galten oft für die Weisesten und waren oft die Glücklichsten. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl überall dem persönlichen Vortheile nachgesetzt und die königliche Gewalt überall verachtet." — Von solchen Ansichten ausgehend, versprach er dem Könige sogleich beim Antritt seines Amtes: „die Partei der Hugenotten zu zerstören, den Stolz der Großen zu beugen, die Unterthanen zum Gehorsam zurückzubringen und dem königlichen Namen im Auslande das gebührende Ansehen wieder zu verschaffen." (Von seinen Regierungsgrundsätzen, wie er sie in seinen Memoiren ausgesprochen, s. Fr. v. Raumer's Gesch. Europa's im 15. Jahrh. IV. S. 61—70.)

Mit Richelieu schien ein neues Leben in das hinsiechende Frankreich gekommen zu sein: der Klarheit seines Geistes, der Schärfe seines Verstandes, der Stärke seines Willens, der Festigkeit seines Characters konnte nichts widerstehen. Er durchschaute die Verhältnisse und die Menschen und wußte ihr Wollen und Thun nach seinen Planen zu bestimmen und Jeden zur Ordnung und zum Gehorsam zu zwingen. Seine Strenge traf mit vollem Recht einzelne Hochgestellte; aber das von der launischen Tyrannei der Großen und Günstlinge gedrückte Volk „lebte unter seiner Herrschaft in einer Ruhe und Sicherheit, welche viele Länder Europa's damals nicht kannten." Da er es mied, die Rolle eines Günstlings am Hofe zu übernehmen, sondern blos als Minister zu wirken suchte, da er sogar selten an Hoffesten Theil nahm, sich an keine der im Lande herrschenden Parteien anschloß, auch für sich und seine Familie keine außerordentliche Vergünstigungen verlangte, und seinen persönlichen Neigungen keinen Einfluß auf seine staatsmännischen Handlungen gestattete, dabei allenthalben mit der größten Sach- und Personenkenntniß und mit der entschlossensten, furchtlosesten Festigkeit auftrat: so bewirkte er durch alles dieß, daß nicht nur der König seinem Rathe blind und in allen Fällen folgte, desgleichen die Königin Anna und die Königin-Mutter ihn walten ließen, sondern daß er auch den Widerstand mehrerer Prinzen und Großen, die ihn durch Intriguen und Complote stürzen wollten, desto leichter brach; und wo dieser Widerstand

hartnäckig wurde, da bekämpfte er ihn mit zermalmender Strenge, bis er den letzten Rest des diesen Feudalherren eigenen anarchischen Strebens ausgerottet hatte. Obgleich selbst von schwächlicher Gesundheit, siegte er doch durch seine geistige Kraft über alle noch so großen Hemmnisse. So wie es sein Ruhm ist, Frankreich aus seiner Schwäche emporgehoben und dessen Kraft nach Innen durch Bekämpfung aller störenden Elemente befestigt zu haben: so hat er nach Außen die Macht desselben, wiewohl stets auf Kosten Anderer und besonders Deutschlands, auf eine vorher nicht gekannte Höhe gebracht.

Es ist bereits oben in der Geschichte des 30jährigen Kriegs seine das Ausland betreffende Politik, die vorzüglich auf die Schwächung des Hauses Habsburg in Spanien und Deutschland ausgieng, näher dargelegt worden. Seinen Plan giebt Arnd kurz so an: Er wollte durch einen Angriff auf Genua, das damals vollkommen von Spanien abhieng, dem Kriegsvolke dieser Macht, das hier gewöhnlich ausgeschifft wurde, den Weg nach der Lombardei verschließen; durch die Zurückgabe des Veltlin an die Schweiz die Verbindung zwischen den italienischen und deutschen Staaten des Hauses Österreich aufheben; durch die Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfalzgrafen (Friedrich's V) den deutschen Protestanten Muth machen — und durch die Bewaffnung Niedersachsens gegen den Kaiser den österreichisch-spanischen und österreichisch-deutschen Heeren die Militärstraße zwischen Böhmen und den Niederlanden sperren. Seine Absicht war, einen förmlichen Bruch mit dem Hause Österreich so lange als möglich aufzuschieben, dagegen aber — bei scheinbarer Beobachtung der bestehenden Verträge — die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen Österreichs, die sich durch die Siege Kaiser Ferdinand's II einander genähert hatten, aufzuheben, die Staaten zweiten Ranges gegen dasselbe zu bewaffnen, und es dann erst, wenn es in seinen eigenen Besitzungen getrennt und von Feinden umgeben sei, offen und mit Nachdruck zu bekämpfen." — Mit welch' tiefberechnender Klugheit und Ausdauer er diesen Plan, ohnerachtet er von Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art umgeben war, durchgeführt, namentlich wie er nachher — allerdings nicht mit den lautersten Mitteln — die nordischen Mächte und die protestantischen Stände Deutschlands zu einer Vereinigung gegen den Kaiser gebracht hat, — ist bereits an seinem Orte (XXI. 3, 5.) dargethan worden.

Während Richelieu mit der auswärtigen Politik vollauf zu thun hatte, hielten diesen Zeitpunct die Häupter der Hugenotten, insbesondere Rohan und sein Bruder Soubise, welche sich durch den Frieden von Montpellier am meisten benachtheiligt sahen, für den günstigsten, wieder zu den Waffen zu greifen. Sie unterlagen jedoch abermals, wie vorauszusehen war. Soubise mußte nach England flüchten, Rohan konnte sich nur mit Mühe noch im Lande halten. Es war nun klar, daß es zu Richelieu's Politik gehörte, die Protestanten im eigenen Land zu bedrängen, dagegen die Protestanten im Auslande zu unterstützen.

Diese seine Politik zu begreifen, muß man wissen, daß ihm die französischen Hugenotten, als die mächtigste und organisirteste Partei im Lande, nicht sowohl in religiöser, als vielmehr in politischer Beziehung im Wege waren, weil sie gewissermaßen einen Staat im Staate bildeten und durch ihre häufigen Waffenerhebungen die Unruhen im Lande erhöhten, und ihm so die Verfolgung seiner gegen das Ausland gerichteten Plane erschwerten. Daher beschloß er den Untergang derselben als einer politischen Partei, während er sie als religiöse Secte bestehen lassen wollte.

Gleichermaßen suchte er aber auch dem Papste allen politischen Einfluß in Frankreich zu entziehen und dennoch die französische Kirche als einen wesentlichen Bestandtheil der „großen Regierungsmaschine" aufrecht zu erhalten. Damit nun das, was er bis dahin nach diesen Grundsätzen ausgeführt hatte, als im Sinne der Nation gehandelt erscheinen möchte, berief er 1625 die Notabeln der drei Stände, und diese waren mit der Auseinandersetzung seiner Ansichten so zufrieden, daß selbst die Geistlichkeit ihm eine außerordentliche Geldhülfe zu seinen Zwecken anbot.

Auch im folgenden Jahre (1626) berief er wieder eine Notabelnversammlung, was damals die beliebte Form öffentlicher Berathungen war. Sie gieng gleichfalls ganz in Richelieu's „monarchisch-populäre" Tendenzen ein. So wurde z. B. der Grundsatz angebahnt, daß die bewaffnete Macht allein in den Händen des Königs sein müsse, wobei Richelieu vornehmlich es auf die Erhaltung der innern Sicherheit und auf die Befestigung des königlichen Ansehens absah. Auch wurde festgestellt, daß jede bewaffnete Erhebung gegen den König auch ohne richterliches Urtheil sogleich mit Amtsentsetzung und nach constatirtem Vergehen auch an Leib und Gut bestraft werden solle. Auch wurde Richelieu's Vorschlag zur Verstärkung der Seemacht und der Küstenbefestigungen angenommen. (Ranke erwähnt, daß bei dieser Notabelnversammlung schon die in der Folgezeit so verhängnißvolle Frage, ob man nach Köpfen oder nach Ständen stimmen solle, aufgetaucht sei. Da jene Versammlung nur aus Gliedern der höchsten Stände und des höhern Bürgerstandes bestund, so war von einer Entscheidung im Sinne des „dritten Standes" nicht die Rede.)

Um sich aber die englischen und deutschen Protestanten nicht abwendig zu machen, und sich weder um die Verbindung mit dem englischen Hofe, noch um die Hülfe der deutschen Protestanten zur Schwächung Österreichs zu bringen, bot er den Hugenotten einen Vergleich an, in welchem ihnen die Wiederherstellung ihrer Lage vor dem letzten Kriege zugestanden wurde.

Diesen Vergleich zu verhindern, hatte sich in der Umgebung der Königin eine streng katholische Partei, deren Haupt Pater Berulle war, vergebens bemüht. Um es nun wenigstens nicht zu einem Kriege mit Spanien kommen zu lassen, womit Richelieu's Politik noch zu drohen für räthlich hielt, gab diese Partei insgeheim dem französischen Gesandten in Madrid die Weisung, die früheren Friedensverhandlungen wieder anzuknüpfen, und ehe sich's Richelieu versah, legte jener Gesandte einen Tractats-Entwurf vor, den das Conseil des Königs zwar anfangs zurückwies, aber ihn dann in veränderter Form annahm, weil er im Grunde das Wesentliche von dem enthielt, was Spanien gefordert hatte. So wurde denn am 10. Mai 1626 mit Spanien der Friede zu Barcelona gegeschlossen (nicht zu Monzon, wie man gewöhnlich annimmt).

Richelieu beklagte sich laut in seinen Memoiren, daß der franz. Gesandte in Madrid seine Instructionen überschritten habe: doch wollte er den Vertrag anzunehmen sich nicht weigern, weil ihm die „allgemeine Gährung" im Reich zu beruhigen, allerdings im Frieden sicherer schien. Daher bleibt es immer noch fraglich, ob jene Klage Richelieu's ernst gemeint war!

Durch diesen Frieden mit Spanien sahen sich alle seine auswärtigen Verbündeten in ihren Hoffnungen und Ansprüchen getäuscht. England

besonders fühlte sich durch diese treulose Politik Frankreichs so gekränkt, daß es ohne vorhergehende Kriegserklärung eine Flotte unter Buckingham (XX. 7, 3) nach Rochelle entsendete, um die Hugenotten zu einem neuen Aufstand zu ermuntern. Die Stadt ließ sich dazu verlocken, wurde aber, da Buckingham nach starkem Verluste bald wieder abzog, von einem auserlesenen königlichen Heere, bei welchem sich nicht nur der König, sondern auch Richelieu selbst befand, umlagert und ihr Hafen durch Errichtung eines an 750 Toisen langen Steindamm's im Meere geschlossen, dessen Batterieen eine Hülfe von der Seeseite her unmöglich machten: denn Rochelle sollte ein für allemal aufhören, das Bollwerk des hugenottischen Widerstands zu sein und den König von Frankreich zu hindern, „der größte Fürst der Christenheit und der Schiedsrichter von Europa" zu sein. Zwar vertheidigte sich diese Stadt durch die bewundernswürdige Tapferkeit ihrer Einwohner, insbesondere durch den Heldenmuth ihres Maire's Jean Guiton, eilf Monate lang; mußte aber endlich, ungeachtet mehrerer Versuche der Engländer, den Damm zu durchbrechen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben, den 30. Oct. 1628. Ihre Privilegien wurden aufgehoben und ihre Güter zu den königlichen Domänen geschlagen. „Mit der protestantisch-municipalen Existenz dieser Stadt war es auf immer vorbei." Ihr Fall zog auch die Unterwerfung Rohan's nach sich.

Rohan hatte nämlich mit den Entschlossensten noch eine Zeit lang den Kampf in Südfrankreich unterhalten, wo er in dem, von den Cevennen her durch die beiden Langued'oc bis Foix hin sich erstreckenden Gebiete Herr und Meister war und um so größere Hoffnung auf Erfolg hatte, als der König auf Richelieu's Rath einen Zug über die Alpen nach Italien unternahm, um dort den spanischen Einfluß zu hemmen. Allein der König brachte in kurzer Zeit durch die Besetzung von Susa und den Gewinn von Casale eine Ligue mehrerer italienischen Staaten (Venedig, Florenz, Mantua und selbst Savoyen) gegen Spanien zu Stande, kehrte darauf rasch nach Frankreich zurück und wendete sich gegen die Hugenotten in den Cevennen mit solcher Übermacht, daß sich ihm dort ihre festesten Plätze ergaben und zuletzt selbst Rohan sich unterwarf. Somit waren nun die drei festesten Bollwerke hugenottischen Widerstands (Bearn, Rochelle und die Cevennen) in des Königs Gewalt.

Dennoch erhielt die ganze Hugenottenpartei wider Erwarten günstigere Bedingungen, indem Richelieu, wiewohl dieser Aufstand seine Plane gegen das Ausland durchkreuzt hatte, den Hugenotten nicht nur Verzeihung und Gewissensfreiheit, sondern auch fernere Ausübung ihres Cultus — in den vom Edict von Nantes bestimmten Gränzen — gewährte. Doch mußten sie alle ihre festen Plätze schleifen, damit sie nicht jeden Augenblick neue Unruhen beginnen könnten. Das Schicksal Rochelle's schreckte auch alle anderen, der Regierung widerstrebenden Parteien, da sie sahen, daß selbst mit Hülfe fremder Staaten die mächtigste Opposition sich nicht mehr behaupten könne.

In dem gleichen Jahre erhob sich der Mantuanische Erbschaftsstreit, von dessen Ursache, Verlauf und Ausgang oben (XX. 3, 7.) das Wissensnöthige angegeben worden. Auch in diesem Streit mit dem Kaiser erreichte Richelieu sein Ziel, indem durch die Belehnung des

Herzogs von Nevers mit Mantua und Montferrat, wozu der Kaiser Ferdinand II sich verstehen mußte, nicht nur Mantua, sondern auch Savoyen an das französische Interesse geknüpft wurden und diese Gebiete fortan den Franzosen zur Verbindungsbrücke mit Italien dienten, um dort Österreich nachdrücklich bekämpfen zu können.

5. Verschwörung der Königin-Mutter und des Herzogs Gaston gegen Richelieu: la journée des dupes. Verweisung der Königin-Mutter. Flucht Gaston's und seine fortgesetzten Umtriebe. Tod der Königin-Mutter.

Inzwischen hatten wieder verschiedene Glieder der hohen Aristokratie, darunter Condé, Epernon, die beiden Vendôme (natürliche Söhne Heinrich's IV), sich wieder zu einem Versuch vereinigt, den Cardinal-Herzog zu stürzen, und sich, da der König kränklich und noch kinderlos war, an den Herzog Gaston, als vermuthlichen Thronfolger, angelehnt, dessen ehemaliger Gouverneur, Marschall Ornano, ein Corse, großen Einfluß gewann und die Fäden der Verschwörung in der Hand hatte. Eine Zeit lang sah Richelieu dem factiösen Treiben zu; plötzlich ließ er mit des Königs Zustimmung den Ornano verhaften, und als Richelieu's Gegner sogar mit einem Anschlag auf sein Leben umgiengen, ließ er die beiden Vendôme gefangen setzen und einer Criminaluntersuchung unterwerfen. Sie wurden jedoch nach einiger Zeit wieder freigelassen, während Ornano im Gefängniß eines natürlichen Todes starb. Damit war die aristokratische Erhebung niedergeschlagen, und selbst Condé suchte sich mit dem Cardinal wieder auf besseren Fuß zu setzen.

Aber Richelieu's Festigkeit hatte sich gegen einen noch höheren Angriff zu bewahren. Weil er die Königin-Mutter sowohl, als die Königin Anna von allem nähern Einfluß auf den König abzuhalten wußte, ja eben deßhalb in Kriegszeiten den König bewog, in Person auf dem Kriegsschauplatz (wie das bei Rochelle, desgleichen in Savoyen und Piemont der Fall war) zu erscheinen, nur damit der König nicht am Hofe von jenen Frauen gegen Richelieu und sein Thun eingenommen werden möchte, so faßten diese einen heftigen Haß gegen Richelieu. „Die Königin (Maria Medici) hatte einmal das Glück genossen, Gebieterin eines großen Reiches zu sein, für jeden Gedanken beflissenen Diensteifer, für jeden Befehl unbedingten Gehorsam zu finden: da hatte sie jeden als einen Feind des Landes betrachten dürfen, der ihrem Willen entgegen war; dieses stolzen Herrscherbewußtseins konnte sie sich nicht entwöhnen." (Ranke.) Und nun sollte sie nichts mehr —, dagegen derjenige Alles gelten, den sie erhoben hatte und gewissermaßen als ihre „Creatur" ansah!

Schon als Richelieu aus dem ersten italienischen Feldzuge zurückkam, war er von ihr nicht mehr gnädig behandelt worden. Als der König mit dem Cardinal aus dem zweiten Zug nach Italien zurückkehrte und zu Lyon krank wurde, so zwar, daß man an seinem Leben verzweifelte,

eilten die beiden Königinnen herbei und pflegten den König mit der zärtlichsten Theilnahme. Als er wieder genaß, drangen sie in ihn, den Cardinal zu entfernen, weil er ja mit fast königlicher Gewalt schalte. Ludwig gieng bedingt darauf ein, wenn nämlich „der Friede mit Spanien werde geschlossen sein." Als man wieder in Paris war, drang Maria von Medici in ihren Sohn, sein Versprechen zu halten. Plötzlich trat Richelieu in das Gemach, worin die Unterredung Statt hatte. Betroffen und verlegen schwieg der König; Maria von Medici aber ließ ihren lang verhaltenen Grimm in den leidenschaftlichsten Vorwürfen gegen den Verhaßten aus und erklärte ihm, daß sie die Verwaltung ihrer besonderen Angelegenheiten nicht mehr in seinen Händen lassen könne. Vergebens suchte nun der König sie zu besänftigen und den Cardinal bei ihr in ein besseres Licht zu stellen: sie ergoß sich in immer heftigere Schmähungen. Hierauf erklärte Richelieu, daß er unter diesen Umständen zurücktrete und sein Amt niederlege. Als er sich aus dem Zimmer entfernt hatte, erklärte ihr Ludwig, daß ihm dieser Minister unentbehrlich und ein Mann von Ehre und Treue sei, und als die Königin andeutete, daß der Großsiegelbewahrer Marillac und dessen Bruder, der Marschall, ihn ersetzen könnten, faßte der König den Argwohn, es bestehe ein Complot, ihn durch den Sturz Richelieu's zur Änderung des Regierungssystems zu drängen, und war äußerst ungehalten. Der Cardinal selbst hielt sich wirklich schon für verloren und machte Anstalten, Paris zu verlassen. Allein der König, der wohl erkannte, welche starke Stütze er und Frankreich an diesem Minister verlieren würden, ließ es nicht zu, sondern wies ihm sogar ein Zimmer neben dem seinigen an, um ihn persönlich in Schutz zu nehmen, ja er räumte ihm noch mehr Gewalt ein, wie vorher.

Da nicht nur die beiden Königinnen, sondern auch viele andere, mit ihnen gegen Richelieu verbundene Vornehme, insbesondere des Königs Bruder, Herzog Gaston von Orleans, ihre Absicht verfehlt hatten, vielmehr nun dafür mit Verbannung oder Gefangenschaft, der Marschall Marillac sogar mit dem Tode, gestraft wurden, so nannten die Pariser den Tag, an welchem Jene dem Cardinal eine Grube hatten graben wollen, in die sie selbst fielen, la journée des dupes (den Tag der Gimpel oder Getäuschten).

Das innere Verhältniß des Königs zu diesem seinem ersten Minister beruhte nicht auf einer eigentlichen Gemüthszuneigung, sondern nur auf der Übereinstimmung der politischen Tendenzen des Cardinals mit dem angebornen Sinn des Königs für strenge Behauptung der königlichen Autorität und für die Förderung der Größe Frankreichs, bei welchem Streben ihm, dem Schwachen, Richelieu's unvergleichliches Talent und merkwürdiges Glück die nöthige Kraftstütze bot. Ludwig selbst hatte weder von seinem Vater den elastischen Schwung des Geistes, noch von seiner Mutter die Gabe stolzer, prachtliebender Repräsentation ererbt. „Um ihn her war weder Glanz, noch Behagen: seine Vorzimmer waren leer von den Edelleuten des Hofes, die sich sonst um die Könige drängen; seine Tafel war nicht besonders gut besorgt; seine Einladungen bildeten keinen Gegenstand der Eifersucht; in seinem Marstall hatte man Mühe, ein gutes Gespann zusammenzubringen." — Wie aller unüberlegten Freigebigkeit, so war er auch für sich selbst jedem nicht unbedingt nöthigen Aufwande abhold. Wie geringfügig und arm nahm sich das kleine Jagdschloß aus, das er zu Versailles bauen ließ, verglichen

mit dem Luxemburg; mehr aber erlaubte er sich nicht. In der Mitte tausendfältiger Verführung, der laxen Moral, die am Hofe gäng und gäbe war, zum Trotz, hielt er sich sittlich immer unbefleckt: wenn er jemals Wohlgefallen an einer Dame gezeigt hat, so ist dieß unschuldig geblieben. Das einzige Vergnügen, dem er sich mit Lust hingab, war die Jagd; doch hätte er darüber nie versäumt, der Messe beizuwohnen, oder in dem Ministerrath zu erscheinen: er war frei von Leidenschaften." — In seiner Erscheinung machte er den Eindruck des Kränklichen und Schwächlichen, und „höchst wunderlich nahmen sich seine Audienzen aus. Er brauchte fast eine Viertelstunde, um ein paar Worte herauszubringen, die er, um seine Meinung verständlich zu machen, mit heftigen Gesten begleitete." (Ranke a. a. O.) — Er fühlte daher tief, daß seine Mängel von der mächtigen Geistes- und Willensstärke des Cardinals ergänzt und gedeckt wurden, des Mannes, den — Jedem, auch der Person des Königs gegenüber — niemals das Gefühl der Unabhängigkeit verließ, das ihm einerseits seine hohe geistliche Würde, anderseits das Bewußtsein verlieh, des Königs Lehrer im Fürstenberuf, ja sein eingebender Genius zu sein.

Richelieu suchte nun zwar die Königin-Mutter durch das zuvorkommendste Benehmen zu begütigen. Allein sie zog ihren Sohn, den Herzog Gaston von Orleans, der bisher mit Richelieu in gutem Vernehmen gestanden, auf ihre Seite und brachte ihn dahin, daß er dem Cardinal in das Haus gieng und ihm auf der Treppe laut vor Jedermann die Freundschaft aufkündigte, dann mit absichtlicher Auffallenheit den Hof verließ, und sich nach Orleans begab, um anzudeuten, daß Richelieu alle Glieder der königlichen Familie mißhandle. Und da zugleich der spanische Gesandte an dem Sturze Richelieu's arbeitete, so hielt es der Cardinal an der Zeit, entschieden zu handeln. Er ließ den König zwischen ihm und der Königin-Mutter wählen, und als Ludwig noch einmal, sogar auf den Knieen, seine Mutter gebeten hatte, dem Cardinal zu vergeben, er bürge für dessen Ehrfurcht und Treue gegen sie, Maria aber auf ihrem Eigensinn beharrte: so beschloß er, sich von seiner Mutter zu trennen: er verließ mit seiner Gemahlin und dem Hofe Compiegne und verwies seine Mutter nach Moulins. Allein sie blieb, auf spanischen Rath in Compiegne, und als man ihr nach einiger Zeit etwas mehr Freiheit gab, benützte sie dieselbe und entwich nach den spanischen Niederlanden, und zwar nach Brüssel, wo sie nun Alles aufbot, Spanier und Franzosen gegen den König zu vereinigen. Auch Gaston floh, und zwar nach Lothringen zum dortigen Herzog, dessen jüngste Schwester Margaretha er heirathete, wodurch er sich nur noch mehr von Richelieu trennte, zumal nun auch der König von Spanien die Sache Gaston's zu der seinigen machen wollte. Hierauf aber erklärte Ludwig XIII unverweilt alle Anhänger und Räthe dieses seines Bruders für Verräther, den Cardinal aber seines ganzen Vertrauens für würdig. Von nun an schien Richelieu weniger Minister, als vielmehr „Dictator" zu sein.

Unterdessen hatte Maria Medici in den Niederlanden ein kleines Heer aufgebracht, womit Gaston durch Lothringen in Burgund einbrach. Allein er fand keine Unterstützung und der König selbst an der Spitze eines Heeres zerstreute die lothringischen Truppen. Zwar hatte sich auch

in Langued'oc der Statthalter dieser Provinz, der Herzog von Montmorency, zu Gaston's und der Königin Gunsten erhoben; doch auch dort wurde der Aufstand bald unterdrückt, Montmorency selbst im Gefechte gefangen und zum abschreckenden Beispiel für Andere hingerichtet. Er starb, sich selbst schuldig erkennend.

Heinrich II von Montmorency, Sohn des früher erwähnten Connetable's (Damville), „eine ritterliche fürstliche Natur, freigebig und glänzend, tapfer und hochstrebend," war früher auf des Königs und Richelieu's Seite, ließ sich aber durch seine Gemahlin, eine Urenkelin Cosimo's von Toscana und also Verwandte der Königin, auf die Seite der letzteren ziehen. Als er bei seiner Erhebung die königlichen Truppen ansichtig wurde, ergriff ihn ungestüme Kampflust: er wollte durch einen kecken Reitersturm dem Kampf einen schnellen Erfolg geben, setzte mit einer kleinen Schaar über einen Graben und warf anfangs Alles vor sich nieder. Als er aber unversehens auf den Kern des feindlichen Heeres stieß, schmetterte ein rasches Musketenfeuer sein Gefolge mit Mann und Roß nieder, er selbst stürzte verwundet mit dem gleichfalls getroffenen Pferde und gerieth dem Feinde in die Hände. Als er nachher im Verlauf seines Prozesses (zu Toulouse) sah, daß es keine Rettung für ihn gab, ließ er den König bitten, mit seinem Tode die Schuld als getilgt zu betrachten und Andere zu verschonen. Dem Cardinal „grollte er nicht," vermachte ihm vielmehr in seinem Testamente eines der schönsten Bilder seiner Gallerie. Er war der letzte aus dem so berühmten Hause der Montmorency. Ganz Frankreich beklagte sein Geschick.

Dieses unerhört strenge Verfahren versetzte alle Gegner Richelieu's in Bestürzung und Furcht, und auch Gaston fand es gerathen, sich wieder aus Frankreich zu entfernen. Er gieng nach Brüssel, entzweite sich aber dort mit seiner Mutter und kehrte, nachdem er noch einige vergebliche Umtriebe versucht hatte, zum Gehorsam gegen den König zurück, worauf er wieder in seine Rechte und Würden eingesetzt wurde (1634).

Dennoch hielt er nicht lange Ruhe. Während des beginnenden Krieges mit Spanien, der eine Folge des Vertrags war, den Richelieu mit Schweden nach der Schlacht von Nördlingen 1635 geschlossen hatte (XXI. 5, 2) verband er sich mit dem Grafen von Soissons zum Verderben des Cardinals. Alles war zu dessen Ermordung bereit; als sie aber zur Ausführung kommen sollte, schreckte Gaston zurück und hielt mit dem letzten Befehl an sich.

Königin Maria aber verließ, unzufrieden mit der spanischen Unterstützung, die Niederlande und gieng (1638) nach England. Dort ward sie aber fortgewiesen, und als sie wieder in die Niederlande zurückkehren wollte, wurde sie auch da weder von Spanien, noch von Holland aufgenommen. Ein Versuch der Aussöhnung mit ihrem Sohne, dem Könige, mißlang; doch erhielt sie die Zusage, daß man ihr, im Falle sie nach Florenz gehen würde, ihre Einkünfte verabreichen wollte. In ihrem gewohnten Eigensinn aber verwarf sie diesen Vorschlag und begab sich nach Köln, wo sie bis an ihren Tod (1642) nicht zwar in armen, aber doch sehr beschränkten Verhältnissen lebte.

Da Richelieu's Gegner nun nicht mehr mit offener Gewalt hervorzutreten wagten, versuchten sie es, ihm durch geheime Machinationen beizukommen, indem sie den kränkelnden und

dabei mißtrauischen König durch dessen Beichtvater und durch ein junges Ehrenfräulein der Königin, Namens Louise de Lafayette, gegen den Cardinal einzunehmen suchten; allein dieser kam dahinter und der Beichtvater wurde entfernt. — Selbst die Königin Anna, von einem Prozesse wegen verrätherischer Verbindung mit dem spanischen Hofe bedroht, mußte, um der Schmach einer Trennung zu entgehen, dem Cardinal eine bereuende Abbitte leisten, worauf eine Versöhnung zwischen beiden königlichen Gatten eintrat, welche die Folge hatte, daß die seit 20 Jahren vermählte, aber bisher kinderlose Anna zum erstenmale Mutter wurde.

6. Die Verschwörung des Cinqmars und de Thou's Theilnahme: Bestrafung beider. Krankheit und Tod Richelieu's. Rückblick auf seine Wirksamkeit.

Einige Zeit darauf entstand eine neue, das Leben des Cardinals bedrohende Intrigue, bekannt unter dem Namen „die Verschwörung des Cinqmars", in welche abermals der characterlose Gaston mit dem Herzog von Bouillon, sowie auch der sonst edle Parlamentsrath Franz August de Thou (Sohn des Geschichtsschreibers und Mitarbeiters am Edict von Nantes XX. 7, 4. a. E.), verwickelt war, und die wenigstens dem erstern und dem letztern den Kopf kostete.

Der König nämlich, der längst an öffentlichen Festen und Zerstreuungen keinen Theil mehr nahm, bedurfte von jeher einen vertrauten Gesellschafter, der ihm die Zeit vertrieb. Da Richelieu keine Zeit hatte, sich dazu herzugeben, so sorgte er, daß es dem Könige nicht an einem Günstlinge fehlte, von dessen Unschädlichkeit er (der Cardinal) sich zuvor überzeugt hatte. Um diese Zeit war Henry d'Effiat, Marquis de Cinqmars, der Sohn eines Marschalls und ehemaligen Finanzministers, ein neunzehnjähriger junger Mensch von ausnehmender Wohlgestalt und einnehmenden Manieren, sonst aber ohne Talent und Verdienst, des Königs erklärter Günstling, den Richelieu selbst empfohlen hatte. Allein Cinqmars, durch diese rasche Erhebung übermüthig geworden, fieng in seinem Leichtsinn an, sich einem üppigen Leben zu ergeben und dabei den König zu vernachläßigen, ja ihn sogar durch grobe Unarten zu beläßtigen, so daß dieser sich darüber gegen den Cardinal beklagte. Da nun Richelieu den Günstling zur Ordnung wieß, faßte dieser einen Groll gegen ihn. Dagegen fieng er nun an, dem König zu schmeicheln, um auf diese Weise zur Befriedigung der stolzen Wünsche seines Herzens zu gelangen. Sein Übermuth steigerte sich nun so, daß er nach der Herzogswürde, nach dem Oberbefehl über das Heer und nach der Hand einer mantuanischen Prinzessin strebte. Da nun Richelieu diesen ausschweifenden Wünschen um der Ehre Frankreichs willen entgegen war, so faßte Cinqmars aus Rache den Plan, den Cardinal beim Könige zu stürzen, und scheute sich nicht vor dem Könige von der Nothwendigkeit der Ermordung Richelieu's zu sprechen. Um den gefährlich gewordenen Günstling vom Hofe zu entfernen, bot Richelieu ihm eine Statthalterstelle an; jener schlug sie aber aus in dem Wahn, dem Cardinal ein ähnliches Schicksal bereiten zu können, wie vormals Luynes dem Marschall Ancre. Da indeß der König im Gefühl der Unentbehrlichkeit des Cardinals in den verderblichen Plan seines Günstlings nicht eingieng, so verband sich Cinqmars mit dem Herzog von Orleans (Gaston) und dem Herzog von Bouillon, die von ihren alten Umtrieben nicht lassen konnten, desgleichen mit dem Parlamentsrath de Thou und andern Männern der Verwaltung, welche Richelieu's Walten für verderblich hielten. Obgleich Frankreich mit Spanien im Kriege war, so unterhandelten sie doch insgeheim mit dem spanischen Kabinet und erhielten — gegen das Versprechen, aus dem Bündniß mit Schweden zurücktreten zu wollen, — Geld und Truppen. Cinqmars sowohl, als de Thou wurden, ein jeder von einem seiner Freunde gewarnt: sie blieben aber verblendet. Da kam — man weiß nicht wie — eines Tags dem Cardinal Richelieu eine Abschrift von jenem geheimen, mit Spanien geschlossenen Vertrag der Verschworenen

in die Hände, und sogleich legte er das hochverrätherische Document dem Könige vor, welcher, gekränkt von Cinqmars' Undankbarkeit und von der nie rastenden Feindschaft seines Bruders Gaston, dem Cardinal freie Hand gab, nach den Umständen zu handeln. — Cinqmars, de Thou und Bouillon wurden nun verhaftet, Gaston aber verschont, weil er in seiner characterlosen Weise um Verzeihung bat und alles angab, was seine Mitverbündeten stürzen mußte. Bouillon wurde aus Rücksicht auf seinen tapfern Bruder, den Marschall Turenne, und auf Bitten des Herzogs von Oranien, seines Verwandten, gegen Abtretung der Festung Sedan begnadigt; Cinqmars und de Thou aber, den Gesetzen gemäß, als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Der letztere, der nie an dem Plan der Ermordung Richelieu's, aber doch an dem spanischen Bündniß Theil genommen hatte, erkannte sich selbst für schuldig und litt, von Allen bemitleidet, den Tod mit Standhaftigkeit. Auch Cinqmars trug sein Schicksal mit Resignation. Der König konnte und wollte ihn nicht retten.

Schon während der ganzen, diese Verschwörung betreffenden Prozeßverhandlung war der König sowohl, als Richelieu, die sich des spanischen Krieges wegen im Süden Frankreichs, besonders zu Narbonne, aufhielten, bedeutend krank geworden und beide kehrten so nach Paris zurück. Richelieu war durch jenen Prozeß auch im Gemüthe schwer angegriffen, weil es sich aus den Untersuchungen klar ergeben hatte, daß der König um den Plan seiner Ermordung gewußt und weder die Frevler mit Entrüstung abgewiesen, noch daran gedacht hatte, ihn zu warnen. Doch der Gedanke, nun dadurch den König nur noch mehr in der Hand zu haben, entschädigte ihn. Auch veranlaßte er sogleich den König, in einer besonderen, dem Parlamente mitgetheilten Urkunde, seinen unwürdigen Bruder Gaston für den Fall der Minderjährigkeit des Thronfolgers aller Theilnahme an der Regierung für unfähig zu erkennen. Zugleich empfahl er dem Könige seinen, in das Innere seiner Politik eingeweihten, Freund seines Hauses, den Cardinal Mazarin, den sich derselbe auch wohl gefallen ließ.

Das war der letzte politische Act Richelieu's. Seine Krankheit kehrte verstärkt wieder und ergriff ihn so, daß er am 5. December 1642 im 56. Jahre seines Lebens starb, und dabei die gleiche Entschiedenheit und Selbstzuversicht bewies, die ihm im Leben eigen war.

Die Krankheit Richelieu's, von der er in den letzten Jahren seines Lebens befallen wurde, war eine Gliederlähmung, die ihm selbst oft die Unterschrift erschwerte und ihn nöthigte, sich in einer Sänfte mit darin befindlichem Bett, Tisch und Stuhl (letzterer für die Person, mit der er sich etwa in der Sänfte unterhalten wollte) durch 18 Leibgardisten von Ort zu Ort tragen zu lassen, wobei öfters ein Theil der Stadtmauer eingerissen oder ein Graben überbrückt werden mußte, um ihm einen bequemen Zugang zu verschaffen. — Als er die Zunahme der Krankheit bemerkte, fragte er seine Ärzte, wie lange er noch zu leben habe. Diese antworteten: man müsse noch nicht verzweifeln; da er für Frankreich unentbehrlich sei, so „werde Gott etwas Außerordentliches thun." Unzufrieden mit dieser Schmeichelei, ließ er den königlichen Leibarzt Chicot kommen und bat ihn, ganz offen zu sagen, wie es mit ihm stehe. Als dieser sagte, in 24 Stunden werde sich's zum Leben oder Tod entscheiden, sagte Richelieu: „Das ist gesprochen, wie sich's gebührt: ich verstehe Sie!" Darauf bat er den König zu sich und nahm von ihm Abschied; er ermahnte ihn, auf der eingeschlagenen Bahn der Politik zu verharren, und empfahl ihm seine eigenen Verwandten, jedoch nur für den Fall, daß sie ihm treu und gehorsam blieben. — Als der Marschall von Grammont seinen Schmerz über sein Scheiden ausdrückte, verwies er es ihm mit den Worten: „Ihr Schmerz macht mich weich, und es ziemt sich nicht für mich,

in der Todesstunde eine Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht kannte." Als darauf einer der umstehenden Bischöffe sich wegen seiner Sicherheit besorgt zeigte, wendete sich Richelieu zu dem Pfarrer von Eustache, und sagte: „Bald wird mein Richter mich richten: möge er mich verdammen, wenn ich je etwas anderes gewollt habe, als das Beste der Religion und des Staats. Auf die Ermahnung dieses Pfarrers, er möge seinen Feinden verzeihen, entgegnete der Sterbende, er solle unbesorgt sein, er habe nie andere Feinde gehabt, als Feinde des Staats und seines Königs." — Kurz darauf starb er vollkommen gefaßt. — Sein kühnes Selbstvertrauen drückte sich auch in den Sinnbildern aus, die sich an den Zimmerwänden seines Prachtpalastes fanden: hier das Firmament mit der Inschrift: „in der Bewegung unbewegt!" — dort ein Löwe, der die ihn anbellenden Hunde verachtet; ferner zwei Hände, einen Todtenkopf haltend, mit der Umschrift: „bis zum Tod!" — Dort ein Bienenschwarm mit der Beischrift: „In Allen Ein Geist!" — So hatte seine ganze Natur und Handlungsweise nur die eigne Kraft zur Unterlage und ruhte nicht auf dem ewigen Grund der Religion und des Rechts. Sein politischer Egoismus war es gerade, der den im französischen Volke liegenden Hang nach dem Äußerlichen und Materiellen förderte, und der Sucht des Verstandes, mit wandelbaren Formen zu spielen und die Religion und Moral als Mittel zu politischen Zwecken zu benützen, außerordentlichen Vorschub leistete. Doch ist nicht zu läugnen, daß sein Ehrgeiz kein kleinlich persönlicher, sondern gewissermaßen ein vorherrschend patriotischer war, indem alle seine Unternehmungen zugleich Frankreichs Größe zum Ziele hatten.

Aus seinen Beziehungen zur Kirche ergiebt sich, daß er, ungeachtet er den Katholicismus als die Religion des Staates festhielt, mit dem Papstthum doch „keineswegs immer Hand in Hand gieng", wenngleich er eine Zeit lang nach der Stelle eines Legaten des römischen Stuhls strebte, um in Frankreich geistliches und weltliches Regiment in Einer Hand zu vereinigen. Der französische Clerus, früherhin ganz auf seiner Seite, war ihm bald nachher entgegen, als er seine Geldansprüche an denselben mehr und mehr steigerte und die Forderungen klericaler Unabhängigkeit mit allen Waffen der Staatsgewalt zurückdrängte, ja sie in der Literatur bekämpfen ließ, weil „die Kirche im Staate, nicht der Staat in der Kirche" sei. Sein „Kampf gegen die kirchliche Übermacht der durch Spanien geförderten katholischen Restauration" kam den Protestanten zu gut. Denn wenn er auch dieselben in Frankreich als „Aufrührer" bekämpfte und besiegte, so wollte er sie doch nicht vernichten, sondern ließ sie selbst zu den höchsten Stellen zu.

Daß sich alle von Innen und Außen kommenden Feindlichkeiten immer gegen seine Person wendeten, war ein Beweis seiner großen Geistesmacht, die denn auch, um sich gegen so starke Angriffe zu behaupten, nicht davor scheute, die halbe Welt in diese Kämpfe zu verwickeln. In diesen Conflicten erhöhte sich natürlich auch die rücksichtslose Schärfe und Wucht seiner geistigen Waffen, so wie die unerbittliche Härte und zerschmetternde Gewaltsamkeit seines Wesens, mit der er alle seine vielen und mächtigen Gegner zur Unmacht brachte. Seine Freunde, die in der Treue aushielten, waren sicher unter seinem Schutz, und in ihnen und seinen Verwandten, die er alle in wichtige Stellen und zum Theil in die höchsten Verbindungen brachte, hatte er seine Regierungsstützen. Sowohl um seinen Rang anzudeuten, der ihn sogar über den Prinzen Condé stellte, als auch um sich gegen Attentate zu sichern, war er von einer Leibwache umgeben. Eine große Anzahl junger Edelleute aus den vornehmsten Familien versahen den persönlichen Dienst bei ihm, und um sie diplomatisch auszubilden, hatte er eine eigene Schule für sie errichtet. Sein Marstall war stets vollständig besetzt, seine Dienerschaft glänzend, Tafel und Wohnung kostbarer, als die des Königs. In Paris hatte er sich das jetzige Palais Royal (damals Palais Cardinal genannt), den kleinen Luxemburg und das prächtige Hôtel Richelieu (mit der goldnen, von den kostbarsten Kirchengefäßen erfüllten Capelle, mit reicher Kunstsammlung, Bibliothek und eigenem Theater) erbaut.

Die große Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes war auch in vielen Werken des Friedens, die er förderte, sichtbar, indem er sich die Hebung und Erweiterung des Handels, die

Mehrung der Verkehrswege durch Canalbauten, die Verschönerung von Paris, die Pflege der Künste und Wissenschaften angelegen sein ließ. In letzterer Beziehung verdankt ihm Frankreich die Errichtung der französischen Academie (1635), deren besondere Aufgabe in der Regelung der Sprache und des Geschmacks liegen sollte. Er selbst war ein Freund der Poesie, besonders der dramatischen, in der er selbst, wiewohl keine glücklichen, Versuche machte.

Obwohl Richelieu der That nach der eigentliche König in Frankreich war, so war doch König Ludwig im Gefühl seiner Unzulänglichkeit nicht eifersüchtig auf ihn, vielmehr bewies dieser so viel Verstand und Character, von dem Manne nicht zu lassen, ohne dessen Geist Frankreichs Krone und Größe dem spanischen Einfluß erlegen wäre. Daß aber Ludwig bei der Nachricht vom Tode des Cardinals kein anderes Wort des Bedauerns hatte, als: „Da ist ein großer Politiker gestorben!" läßt erkennen, wie fremd derselbe im Übrigen dem Innern seines Gemüthes gewesen war.

2. Kapitel. Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV unter der Leitung Mazarin's.

1. Tod Ludwig's XIII. Seine Regentschaftsanordnung in Betreff der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Mazarin. Die Königin-Mutter Anna; Gaston von Orleans; Condé. Die machiavellistische Staatskunst Mazarin's.

Nach Richelieu's Tode meinten alle seine Gegner, nun sei die Zeit ihrer Herrschaft gekommen; allein Ludwig XIII, von Mazarin unterstützt, der ihm persönlich angenehmer als Richelieu war, wich von dem System des verstorbenen Cardinals nicht ab. Deßhalb kehrte sich nun der Haß der Getäuschten gegen den König, obgleich durch Mazarin's Einfluß das Regiment im Innern ein milderes zu werden begann und mancher in die Bastille gesetzte oder in's Ausland geflüchtete Feudalherr sich wieder der Freiheit oder Amnestie erfreuen durfte. Die meisten sahen mit geheimem Vergnügen die Abnahme seiner Kräfte, weil sie von der in Aussicht stehenden vormundschaftlichen Regierung mehr für sich hofften. Allein Ludwig ordnete noch vor seinem Tode die Regentschaft in einer Weise an, die ihnen ihre Hoffnungen vereiteln sollte. Der Königin Anna, als Regentin, setzte er zwar seinen Bruder Gaston von Orleans, mit dem er sich versöhnt hatte, und seinen Oheim Condé, den Jahre und Erfahrung gemäßigt hatten, zur Seite; gesellte ihnen aber noch fünf Staatsmänner aus der Schule Richelieu's bei, von denen nun Cardinal Mazarin die Hauptleitung hatte. Dieser ganze Regentschaftsrath erhielt die Weisung, bis zur Mündigkeit des damals fünfjährigen Ludwig's (XIV) sich keine Neuerung im Gange der Regierung und deren bisherigen Politik zu gestatten und in wichtigen Angelegenheiten nur nach der Mehrheit der Stimmen zu entscheiden. Die Königin Anna beschwor mit allen andern designirten Gliedern der Regentschaft diese Anordnung des Königs

und befolgte sie, so lange der König noch lebte; insgeheim aber protestirte sie mit aller Rechtsförmlichkeit dagegen, in der Absicht, nach des Königs Ableben, dem Herkommen des Reiches gemäß, mit dem ersten Prinzen des Hauses selber die Regierung zu führen.

Nicht lange darauf, am 14. Mai 1643, verschied der König nach 14tägigem Todeskampf im 43. Lebensjahre. Obgleich er im Grunde ein Schattenkönig war, so ist doch unter seiner Regierung, eben durch Richelieu's Geist, die politische Einheit des französischen Staats bedeutend gefördert worden, die auch in den mittlern und höhern Klassen dieser Nation eine größere Einheit der Sitten und Lebensformen zur Folge hatte, als in irgend einem andern Lande.

Von **Mazarin**, der Richelieu's Werk fortzusetzen die Aufgabe hatte, möge hier der Hauptmomente seines frühern Lebens gedacht sein. Er hieß eigentlich Julius Mazarini und war 1602 zu Piscina in den Abruzzen geboren. Aus einer sicilianischen Adelsfamilie stammend, studirte er anfangs auf spanischen Universitäten, nachher zu Rom und wurde schon frühe in der Diplomatie verwendet. Als Hauptmann bei den päpstlichen Truppen, trug er im Veltlin zur Schließung eines Waffenstillstands zwischen Spanien und Frankreich bei und förderte nachher als päpstlicher Internuntius den Frieden zwischen diesen beiden Mächten. Darauf wurde er zu Lyon von Richelieu, der sein Talent erkannte, für das französische Interesse gewonnen. Durch seine Geschicklichkeit kam 1631 der Friede zu Chierasco zu Stande. Späterhin kam er als päpstlicher Nuntius nach Paris, trat 1639 in Rom als Agent für Frankreich auf, wurde darauf an Richelieu's Seite berufen und erhielt durch Vermittlung Ludwig's XIII 1641 den Cardinalshut. — Was ihm von Richelieu's mächtig durchgreifender Kraft, kühn und offen auftretendem und großartigem, Alles vor sich niederbeugendem Herrschergeist abgieng, das ersetzte er als „geborner Diplomat" durch ungemeine Geschäftsgewandtheit, feine Schmiegsamkeit, italienische Schlauheit und glänzende Unterhaltungsgabe, erschien aber eben dadurch in einem schwächern Lichte, und ärntete von seinen Gegnern nicht selten Verachtung, während Richelieu selbst denen, die ihn tödtlich haßten, doch innerlich eine gewisse Achtung abgezwungen hatte.

Kaum hatte die Königin Anna die Regentschaft angetreten, als sie im Einverständniß mit Gaston und Condé die Vormundschaftsordnung des verstorbenen Königs umstieß und vom Parlamente (in einem lit de justice) sich die alleinige Vormundschaft zusprechen ließ, und zwar mit dem Rechte, ihre Räthe selber zu wählen, in allen Fällen selber zu entscheiden und sich vom Herzog von Orleans oder vom Herzog von Condé vertreten zu lassen. Schon wollte Mazarin Frankreich verlassen und sich nach Rom zurückziehen. Allein da Anna wohl einsah, daß er doch unter allen der fähigste war, die Zügel des Staats zu führen, zumal er in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht war, so behielt sie ihn mit Zustimmung Gaston's und Condé's bei und überließ ihm, bei ihrer großen Abneigung gegen Staatsgeschäfte, die ganze Verwaltung.

Die Königin Anna, eine noch schöne Dame mit ausdrucksvollem Auge, war übrigens wohlwollend und huldvoll gegen Jedermann, führte einen musterhaften Wandel und besaß ein feines, fast empfindliches Gefühl für Wohlanständigkeit und edle Sitte. Sie hielt sich auch fern von lärmenden Vergnügungen und hätte lieber einen heitern Kreis höher Gebildeter um sich versammelt, wenn sich am Hofe „die Elemente dazu" zusammengefunden hätten. Sie hatte zwar keinen politischen Ehrgeiz, wollte aber doch ihren Rechten als Königin nichts vergeben.

Mazarin wußte durch die Eigenschaften seines Characters die Königin so für sich einzunehmen, daß er bald nicht nur alle seine Nebenbuhler von der Mitregierung ausschloß und dagegen seine Anhänger (darunter le Tellier) in den Staatsrath brachte, sondern auch die sogenannte „Partei der Wichtigthuer" (des importants, die von Herzog von Beaufort, einem Vendôme, geleitet wurde und nur eine Fortsetzung der aristokratisch feudalistischen Opposition war), darunter selbst einige Vertraute der Königin (wie den Bischöff von Beauvais), vom Hof entfernte, ja einige, welche gegen ihn Complotte und Mordpläne schmiedeten, zur Haft bringen ließ.

Die Politik Richelieu's fortsetzend, suchte er Frankreich an allen seinen Gränzen im Kriegszustand zu erhalten, um die Aufmerksamkeit der Nation von den innern Angelegenheiten abzuziehen und sich unentbehrlich zu machen. Dabei aber leitete ihn nicht, wie den Richelieu, ein großartiger Patriotismus, den er als Italiener für Frankreich weniger fühlte, sondern persönliches Interesse, besonders Liebe zum Geld: nicht Herrschsucht, sondern Habsucht war die Quelle seiner Handlungen, und Ränke und Intriguen, mit italienischer Feinheit gesponnen, dienten ihm als Mittel zu jenem schnöden Zweck. Diese Seite seines Characters fühlte das Volk bald heraus und wurde ihm so abgeneigt, daß es kaum seine große practische Geschicklichkeit, ja selbst nicht seine vorherrschende Milde in Anschlag brachte. Aus der italienischen Schule der Politik mit allen geheimen Schlichen macchiavellistischer Staatskunst bekannt, siegte er jedoch stets über alle seine Gegner, und wenn sie seinen Listen und Täuschungskünsten am Ende ähnliche Mittel entgegensetzen wollten, so überlistete er sie zuletzt doch.

Mazarin war es, der, als ganz Europa den Schluß des 30jährigen Krieges verlangte, die Friedensunterhandlungen in Münster durch jene unredlichen, argen Künste, die oben erwähnt wurden, verzögerte, weil für ihn der Krieg ein Mittel zur Erhaltung seiner Stellung in Frankreich war; er war es, der beim westfälischen Friedensschluß jene maaßlosen Forderungen durchsetzte, welche Deutschland auf seiner Westseite so schwer beeinträchtigten. Denn Frankreich gewann unter allen fremden Mächten gegen Deutschland am meisten, insofern die Landschaften, welche Deutschland verlor, wie man damals mit Recht sagte, einem halben Königreiche gleich kamen. Überhaupt gieng Frankreich aus diesem Kampfe mit einem für lange Zeit hinaus entschiedenen Übergewicht hervor, ja stieg in dem Maaße, als Deutschland sank.

Noch aber blieb Frankreich mit Spanien im Kampf, und da letzteres noch die Niederlande, die Freigrafschaft Burgund, die Lombardei, Neapel und Sicilien besaß und so allenthalben mit Frankreich zusammengränzte, so war, mit Ausnahme der deutschen Rheinlinie, an allen übrigen Gränzen Frankreichs der Krieg noch in fortwährendem Gange. Und so

wie die Franzosen in Deutschland an den Schweden Beistand fanden, so hatten sie in den Niederlanden lange Zeit an den Holländern (den Generalstaaten) eifrige Gehülfen.

In den Niederlanden fiel endlich das Bollwerk der spanisch-niederländischen Seemacht, das feste Dünkirchen, welches damals der Sitz von Corsaren war, welche mit zahlreichen Schiffen die Mündungen der französischen Flüsse, den Canal und selbst die holländische Küste unsicher machten, in die Hände Frankreichs: denn von der See aus durch den holländischen Seehelden Tromp eingeschlossen, ward es zu Land, trotz geschicktester Vertheidigung, durch den Prinzen Enghien, der den französischen Oberbefehl hatte, endlich erobert und durch neue Befestigung zum Stützpunct der dortigen französischen Macht gemacht. — Auch der Krieg jenseits der Alpen und der Pyrenäen wurde mit Nachdruck geführt, und in Rom, wie überhaupt in ganz Italien, erhob die französische Partei mächtig ihr Haupt. Mazarin's Plan gieng dort sogar dahin, „der spanischen Krone ihren schönsten Edelstein, Neapel, zu entreißen", ja überhaupt allenthalben dem Hause Österreich-Spanien Alles abzudrängen, was zur Erweiterung der französischen Gränzen nach Osten hin dienen konnte: er trachtete bereits nach dem heutigen Belgien (denn dann erst werde „Paris das Herz Frankreichs" sein), nach Lothringen, der Franche-Comté, dem Elsaß, nach Luxemburg und selbst nach den gesammten Rheinlanden, obwohl er von allen diesen Begehrungen bei dem westfälischen Friedenscongresse durch seine Gesandten angelegentlichst das Gegentheil versichern ließ!

2. Lage des dritten Standes. Parlamentsopposition. Verhaftung von Parlamentsräthen. Entstehung der Fronde. Coadjutor Retz. Zweimalige Entweichung des Königs aus Paris. Einige Prinzen auf Seite der Fronde. Dringen auf Mazarin's Entfernung. Festigkeit der Königin Anna. Condé's Belagerung von Paris. Sühneversuch der gemäßigten Frondeurs. Friede zu Ruel. Rückkehr des Königs mit Mazarin.

Die vieljährigen Kriege, welche Frankreich, dem politischen System seiner Leiter gemäß, führen mußte, hatten eine stets sich mehrende Steuerlast verursacht, und diese erzeugte in dem Stande der Bürger und Bauern (auf denen sie allein lag, während Klerus und Adel steuerfrei war) eine steigende Unzufriedenheit, um so mehr, da jene Last auf einer ungerechten Vertheilung beruhte und durch eine drückende Erhebung (in Folge deren z. B. im J. 1646 sich 23,000 Personen wegen Rückständen im Gefängniß befanden und etwa der vierte Theil darin starb) noch erschwert wurde. Der Bauer in seiner Stumpfheit, in der ihn geistige und leibliche Verwahrlosung gehalten hatte, ertrug seine Noth mit stummer Resignation; der Bürger dagegen, gehoben von einem deutlichern Bewußtsein der Rechts- und Staatsverhältnisse, fühlte sich zum Widerstand geneigt, und es bedurfte nur einer Veranlassung, mit demselben offen hervorzutreten; wie sich denn früher schon einzelne Städte und Landschaften gegen die Statthalter oder gegen die Forderungen der königlichen Steuereinnehmer erhoben, aber sich damit nur einen desto schlimmeren Zustand bereitet hatten.

Diese Stimmung des Volks war durch denjenigen Theil der Parlamente, der selbst aus dem Volke hervorgegangen war, so wie auch durch die öfteren Schilderhebungen der mit dem Hof zerfallenen Großen genährt

und unterhalten worden. Dazu kam, daß die Königin Anna, ungeachtet ihrer Schönheit und der oben angegebenen edeln Seiten ihres Characters, nicht beliebt war, zum Theil schon wegen ihrer spanisch-österreichischen Abkunft, besonders aber wegen ihres Stolzes, ihrer verschwenderischen Prachtliebe und endlich wegen des Verdachtes eines — obwohl nicht begründeten — geheimen Umgangs mit dem vom Volke gehaßten Mazarin.

Unter diesen Umständen war das Parlament von Paris noch die einzige Stütze, der das Volk vertraute. Die Vorstellungen des Parlaments gegen Steuerdruck und übermäßige Ausgaben wurden von der Regierung nicht beachtet und die freimüthigsten Sprecher verhaftet. Da fiengen einzelne Steuerpflichtige an, ihre Leistungen zu verweigern, während die Requêtenmeister des Parlaments nur noch fester auf ihren Widersprüchen gegen die Steueransätze beharrten. Weil nun die Regierung jeden Antrag auf Änderung der Steuergesetze zurückwies, so beschloß das Parlament 1648 daß alle seine Kammern mit dem Steuerhof, der Oberrechnungskammer und dem großen Rath zu einer neuen Berathschlagung über die Abstellung aller Mängel der öffentlichen Verwaltung zusammentreten sollten.

Nicht gewillet, dem Parlament eine ihm nicht zustehende Controle über die Regierung zuzugestehen, ließ die Regentschaft wieder einige Parlamentsräthe verhaften und verbot die beschlossene Vereinigung. Auf wiederholte Vorstellung wurde ihnen jedoch die vereinte Berathschlagung gestattet, wiewohl nur auf acht Tage. Die daraus hervorgegangenen Vorstellungen und beharrlichen Vertheidigungen derselben erschienen der Königin als aufrührerisch: sie äußerte gegen ihre Umgebung, sie werde nie zugeben, daß die „Canaille“ (das Volk) das Ansehen des Königthums angreife. Diese Äußerung wurde bekannt und brachte eine so starke Gährung hervor, daß Mazarin für gut fand, in einigen Puncten nachzugeben und unter Anderm dem Parlamente das Recht der Steuerbewilligung und der persönlichen Freiheit einzuräumen.

Allein als auf dem Kriegsschauplatze (es war im letzten Jahre des 30jährigen Kriegs) Siegesnachrichten aus Italien, Catalonien und den Niederlanden einliefen und nun auch der Herzog Condé den Erzherzog Leopold (bei Lens 1648) besiegte, glaubte der französische Hof im Übermuth seines Glückes diesen Zeitpunct zum Brechen des parlamentarischen Widerstands benützen zu können, und schritt wieder zur Verhaftung von zwei der freimüthigsten Parlamentsräthe (des Präsidenten Blancmesnil und des alten biedern Raths Broussel), und zwar unmittelbar nach der Siegesfeier, die in Notre Dame durch ein Tedeum begangen wurde. Diesmal aber erhob sich das Volk in grimmiger Wuth und begann, aufgeregt von ehrgeizigen Führern, den Krieg der Fronde.

Der Name Fronde, die Schleuder, und Frondeurs, die Schleuderer, als Bezeichnung der Opposition gegen die Regierung, entstund daher, daß ein Parlamentsredner das Benehmen des Parlaments, das beim jedesmaligen Erscheinen des Herzogs von Orleans in der Versammlung sich nachgiebig zeigte und wenn er weggegangen war, wieder gewaltig kühn-

sprechend fortfuhr, mit dem Benehmen der Pariser Schulknaben verglich, die sich in den Festungsgräben der Stadt mit Steinschleudern unterhielten und jedesmal beim Erscheinen der Polizei davon liefen, aber nach der Entfernung derselben zu ihrem verbotenen Spiel zurückkehrten. Der witzige Vergleich gefiel und gab der Partei den Namen, und darauf bezügliche Sinnbilder, auf allen Waaren und Luxusartikeln aufgedrückt, schufen eine Mode à la fronde.

Dieser Bürgerkrieg bestand eigentlich in zwei großen Volksaufständen, die den Hof in die größte Gefahr brachten und, unterstützt von einem Theile der Großen, zunächst die Entfernung Mazarin's und zugleich von Seite des vom Coadjutor Paul de Gondi, genannt von Retz, geleiteten Parlaments die Erweiterung der Rechte dieses Gerichtshofs zu eigentlich ständischen, von Seite jener Großen die Wiedererringung ihrer alten feudalistischen, das Königthum beeinträchtigenden Gewalt zum Ziel hatte.

Die Familie Gondi gehörte zum uralten Adel von Florenz: sie hatte sich nach Frankreich übergesiedelt und war durch ihre Verbindung mit den beiden mediceischen Königinnen Frankreichs und durch die kluge Haltung Albert's von Gondi zu solchem Ansehen gestiegen, daß für ihn die Herrschaft Retz an der untern Loire zu einem Herzogthum erhoben wurde. Albert's Bruder erhielt die Diöcese Paris, die nachher auch an seine beiden Söhne kam und unter dem jüngern derselben 1643 zum Erzbisthum erhoben wurde. Albert's Enkel, der von der Königin-Regentin zum Coadjutor seines Oheims ernannte **Paul de Gondi** wußte sich bei dem Volke durch seine feurige Kanzelberedsamkeit und durch Almosenspenden, bei dem Klerus durch eifrige Wahrnehmung der Gerechtsame desselben beliebt zu machen. Während er aber äußerlich nach dem Ruhm eines h. Ambrosius trachtete, war in ihm ein „Catilina" verborgen. Sein ehrgeiziges Streben nach kirchlicher sowohl, als politischer Bedeutsamkeit zog ihm bald nicht nur den Haß der ihm anfangs günstigen Geistlichkeit, sondern auch den Unwillen des Hofs, besonders Mazarin's, zu. Daher schloß er sich, gestützt auf einen großen Anhang im Volke, der Partei der mit der Regierungsverwaltung Unzufriedenen an und wurde durch sein ausgezeichnetes Talent und seine tiefe Kenntniß aller Personen und Umstände der Hauptleiter der Fronde, indem er unter parlamentarischer Rechtsform Angriffe auf die Regierung machte und selbst Glieder des königlichen Hauses zu seinen Bundesgenossen zu machen wußte. Durch seine Einwirkung nahmen die Pariser Widerstandsbewegungen gegen das Ende des Jahres 1648 diese gefährliche Richtung.

Beim Ausbruch des ersten Hauptaufstandes sperrten wohl an tausend Barrikaden die Straßen, und an 40,000 bewaffnete Bürger drängten die anrückenden königlichen Truppen bis zu den Tuilerieen zurück und plünderten einen Palast. Als eine Parlamentsabordnung die Regentin um Freilassung der Gefangenen bat, erklärte sie fest, daß sie sich durch Pöbelgewalt nichts werde abdringen lassen, und ermahnte sie, durch Abstellung des parlamentarischen Widerstands zur Ordnung beizu-

tragen. Da die Abgeordneten ihre Vorstellungen erneuerten und auf die steigende Gefahr aufmerksam machten, rieth Mazarin, unter Beistimmung des Herzogs von Orleans, zu eiliger Bewilligung des Volkswunsches; die Königin gab nach und die Gefangenen wurden freigegeben, von denen besonders Broussel mit unbeschreiblichem Jubel von der Menge empfangen wurde.

Diese Nachgiebigkeit aber erzeugte bei Vielen im Volke eine große Einbildung von ihrem Gewicht, welche von Retz und seinen Gesinnungsgenossen zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke benützt wurde. Auch dem Parlament wuchs dadurch das Selbstvertrauen, das besonders den jüngeren, aus Ehrgeiz und Eitelkeit zu heftiger Opposition geneigten Theil desselben zu steten Übergriffen über die dem Parlament zustehende Rechtssphäre verleitete. Darum suchte sich die Regentschaft vorzusehen, indem Mazarin die Königin zu bereden wußte, mit dem jungen Könige Paris zu verlassen und es durch einen Angriff von Außen zum Gehorsam zurückzubringen. Königliche Truppen wurden zusammengezogen, der junge König nach St. Germain in Sicherheit gebracht und einige der angesehensten Frondeurs wieder verhaftet.

Darüber aufgebracht, verlangte das Parlament von der Regentin die Entfernung Mazarin's, als eines Ausländers, die Zurückführung des Königs und die Bestätigung der Parlamentsfreiheiten. Auf den Rath Mazarin's begab sich nun Condé selbst in das Parlament, um es zu beruhigen, behandelte aber den Präsidenten desselben so verächtlich, daß das Parlament die Bürger aufforderte, sich zur Vertheidigung der Stadt bereit zu halten.

Der alte Prinz Heinrich II von Condé war 1646 gestorben und hatte, wie man sagte, vor seinem Tode seine Söhne noch ermahnt, nach seinem Beispiel es mit dem König zu halten. Sein ältester Sohn Ludwig, der schon oben als Herzog von Enghien erwähnt wurde und auf den nun der Titel Condé übergieng, schien auch anfangs diesen Rath befolgen zu wollen. Als das Parlament vor dem Ausbruch der Waffenerhebung noch einmal mit dem Hofe zu verhandeln vorhatte, drang Retz darauf, daß Mazarin zu diesen Verhandlungen nicht zugelassen werden solle. Dadurch glaubte er das Ansehen Mazarin's zu schwächen und sich an seine Stelle zu schwingen. Mazarin blieb aus den Verhandlungen weg und rieth der Regentin zum abermaligen Nachgeben. Sie versprach daher im Wesentlichen, den Mißbrauch der Verhaftungen abzustellen, die Steuern zu verringern, die Abgaben nur im Einverständniß mit dem Parlament zu bestimmen und alle Handelsmonopole aufzuheben (d. 24. Oct. 1648).

Darauf erfolgte die Rückkehr des Königs nach Paris und im Volke war großer Jubel. Allein einerseits fehlte jenen Versprechungen die Gewähr, anderseits gab das Parlament rechthaberisch in keinem

Stücke nach, indem es stets dahin trachtete, die Rechte wirklicher Reichsstände auszuüben, die ihm gesetzlich nicht zustanden.

Nun gedachte Mazarin das Parlament dadurch einzuschüchtern, daß auf seinen Rath der König mit der Regentschaft und dem Hofstaat in einer Nacht plötzlich Paris zum zweitenmal verließ und von St. Germain aus drohte, Paris einschließen und die Zufuhr abschneiden zu lassen. Dieß gewagte Verfahren that aber die gegentheilige Wirkung. Denn Retz veranlaßte nun das Parlament zu den keckſten Beschlüssen, indem es sogar neue Verwaltungsbehörden in Paris einsetzte, dem Lande Geld zu erlegen und Mannschaft zu stellen auferlegte, den Cardinal Mazarin für einen Feind des Staates erklärte und ihm bei Todesstrafe gebot, Frankreich zu verlassen.

Während nun ein Theil am Hofe, geschreckt durch die damals eingetroffene Nachricht von dem traurigen Schicksal des Königs Karl I von England, zur Milde, ein anderer Theil aber zu strengern Gegenmitteln rieth, und die Umlagerung von Paris durch Condé mit noch geringen Mitteln in's Werk gesetzt wurde, verließen der Prinz von Conty (der jüngere Bruder Condé's), und die Herzöge von Elboeuf, Bouillon und Longueville heimlich das Hoflager und schloßen sich, vom Coadjutor gelockt und unterstützt, aus Ehrgeiz und Eitelkeit an die Fronde an. Darüber hatten die Pariser eine so große Freude, daß die Fronde den jungen, aber unfähigen Conty zum „Anführer aller Heere des Königs, unter dem Befehle des Parlaments" ernannte, bloß um ihrer Sache durch einen Prinzen von Geblüt desto mehr Ansehen zu geben, obgleich er nichts als bloßes Werkzeug war. Auch die Bastille ergab sich, und ihr Commandant, der Herzog von Beaufort, welcher durch seine Popularität einen großen Einfluß auf die Massen hatte, schloß sich den Aufrührern an. Selbst der tapfere Turenne, Bouillon's Bruder, der am Rhein ein königliches Heer befehligte, ließ sich durch des Coadjutors Vorspiegelungen gewinnen, sein Heer zum Dienste der Fronde bereit zu halten. Hierauf wurde an die Regentin die Aufforderung erneuert, den Cardinal Mazarin zu entfernen. Dabei hatte man auch die Absicht, „der Regierung wenigstens während der Minderjährigkeit des Königs eine ganz andere Gestalt zu geben." Allein die Regentin blieb fest und erklärte alle Parlamentsbeschlüsse für nichtig, setzte den abgefallenen Prinzen und andern Anhängern des Parlaments eine dreitägige Frist zur Rückkehr und rechtfertigte Mazarin's Verwaltung. Dabei stellte sie aber eine Berufung der Reichsstände in Aussicht (wiewohl der Hof dieses Versprechen schwerlich zu halten gedachte). Zugleich wurde die Umlagerung von Paris verstärkt.

Weil aber dadurch der Handelsverkehr mit den Provinzen, in denen gleichfalls große Unruhen herrschten, noch mehr unterbrochen wurde, und die vielen kleinen blutigen Kämpfe vor der Stadt zu keiner Entscheidung

führten, so waren Viele im Volk und Parlament zur Aussöhnung geneigt; allein Retz suchte diese auf alle Weise zu verhindern und stiftete einen Abgesandten Spaniens auf, anstatt mit dem Hof, mit dem Parlament zu verhandeln, was den Ehrgeizigen im Parlament gar sehr schmeichelte. Weil aber durch alles dieß der Pöbel in Paris immer frecher wurde und schon seine beutegierigen Augen auf die Habe der reicheren Bürger richtete, die zu schützen die Besseren im Parlament für Pflicht hielten, so riethen alle Besonnenen, der Parteiwirren und des Belagerungsdrucks müde, zur Aussöhnung mit dem Hof. Auch der Hof fühlte dieses Bedürfniß, und so kam es durch Abgeordnete von beiden Seiten in Ruel zu Sühneversuchen. Nur dem gemäßigten Sinne des Parlamentspräsidenten Molé, der nie eine eigentliche Schmälerung der königlichen Autorität beabsichtigt hatte, obgleich er anderseits die herkömmlichen Gerechtsame des Parlaments standhaft vertheidigte, hatte man es zu danken, daß zwischen beiden Theilen auf den Grund der oberwähnten Versprechungen vom 24. Oct. der Friede zu Ruel verabredet wurde.

Darüber aber waren alle, welche auf eine fortdauernde Feindseligkeit die ehrgeizigen Hoffnungen ihrer Zukunft gebaut hatten, im höchsten Grade unzufrieden. Molé hatte daher bei seiner Rückkehr in's Parlament die drohendsten Vorwürfe von Seiten Conty's und Anderer zu hören, und entgieng beim Heimgang in seine Wohnung der Wuth des Volkes, ja dem Dolche eines Meuterers nur durch seine ruhige, kühne Furchtlosigkeit.

Bei den fortgesetzten Verhandlungen mit dem Hofe stellten die frondistischen Prinzen und Feldherren, ein jeder für sich die unmäßigsten Forderungen. Allein da indessen Turenne's Heer am Rhein, theils durch den Sold, womit Mazarin es insgeheim befriedigte, theils durch das wiedererwachende Ehrgefühl bewogen, zur Pflicht gegen den König zurückkehrte, während Turenne selbst die Flucht ergriff, so gaben die Prinzen und das Parlament nach und nahmen den Frieden an. Selbst Retz ließ mit seinen Intriguen für dießmal nach, und Mazarin, siegreich aus dem Kampfe hervorgehend, zog nebst Condé mit dem König wieder in Paris ein und erhielt sogar vom Volke Zeichen der größten Zufriedenheit. „Das ist die Weise unseres Volkes (sagt Rochefoucault): mit demselben Leichtsinn, mit dem es aus seiner Schuldigkeit heraustritt, kehrt es zu derselben zurück und geht in einem Augenblicke vom Aufruhr zum Gehorsam über!"

3. Condé's Anmaßungen. Verhaftung desselben. Waffenerhebung in Südfrankreich zu Condé's Gunsten. Sieg der Königspartei. Mazarin's Übergewicht. Abermaliger Aufstand der Fronde. Condé's Befreiung. Mazarin's Entweichung über die französische Gränze. Einzug Condé's in Paris.

Dennoch aber war mit diesem Frieden nichts gewonnen. Sowohl die Kronrechte, als die Rechte des Volkes blieben unbe-

stimmt und somit der Wiederkehr der Parteiwirren die Thüre offen gelassen. Da der Krieg mit Spanien noch immer fortdauerte, so blieb auch die Finanznoth, aus welcher stets neue Forderungen, aus diesen aber neue Unzufriedenheit erwuchs. Auch unter den Großen blieben die Spaltungen. Condé schrieb sich das Verdienst zu, den König und dessen Minister wieder nach Paris zurückgeführt zu haben, und trat mit mehr Stolz auf; und weil er in der Gefahr den Cardinal Mazarin furchtsam und schwach gesehen hatte, so behandelte er ihn mit Zurücksetzung, ja mit Grobheit, und als vollends Mazarin manche der dem Herzog Condé in der Noth gemachten übermäßigen Versprechungen zu umgehen suchte, ward dieser sein erklärter Feind. Condé hatte jedoch keinen Halt, weder im Volke, dem er sich durch seine bei der Umlagerung bewiesene Härte verhaßt gemacht —, noch bei den Häuptern der Fronde, die er durch sein herrisches, anmaßendes Wesen abgestoßen hatte, so daß er also mit Retz eben so verfeindet war, wie mit Mazarin.

Ludwig II von Condé (genannt Monsieur le Prince) hatte unter den Häuptern Frankreichs die bedeutendste Stellung. Mit einem Einkommen von 1 1/4 Mill. Livr., im Besitz der Statthalterei Bourgogne, und mehrerer Herrschaften und fester Städte und durch verwandtschaftliche Verbindung mit Conty, der die Champagne, und mit Longueville, der die Normandie zur Statthalterei hatte, war er so mächtig, daß man sagte, er gebiete über ein Drittheil von Frankreich. Dazu kam sein großer Kriegsruhm, womit seine Zeit ihn mit Cäsar und Alexander zu vergleichen liebte; sein Muth und seine Selbstverläugnung in Gefahren, seine kameradliche Herablassung zu allen seinen Kriegsleuten, seine Anspruchslosigkeit, mit der er gern den Glanz seiner Thaten auf seine Feldgenossen zurückfallen ließ, all das machte ihn beim Heere beliebt, und „seine Erscheinung hob auch selbst den schon gesunkenen Muth" wieder. Im bürgerlichen Verhalten aber konnte er keinen Widerspruch ertragen; seine Rücksichtslosigkeit und Anmaßung kannte keine Gränzen, und dieser Ton gieng auch auf seine Anhänger über, so daß ihnen nicht leicht Jemand entgegenzutreten wagte.

Indem nun Condé in diesem Benehmen fortfuhr, ahnete er durchaus keine Gefahr für sich. Allein seine Gegner wußten den Herzog von Orleans so gegen ihn einzunehmen, daß derselbe mit dem Ministerium und der Fronde über die Nothwendigkeit ernster Maßregeln gegen ihn einverstanden war. Und so wurde Condé sammt seinem Bruder Conty und seinem Schwager Longueville ohne Untersuchung und Urtheil plötzlich verhaftet (1650) und dem Parlament darüber Vorlage gemacht. Dieses nahm die Erklärung ohne Widerrede an, und das Volk, beruhigt durch die allgemeine Amnestie, in die auch Retz eingeschlossen war, zündete Freudenfeuer an, als ob durch Condé's Gefangenschaft der Staat gerettet worden wäre! Auch Mazarin einerseits und Retz anderseits hofften nun um so eher, ein Jeder den Andern durch den Herzog von Orleans beherrschen zu können.

Zwar veranlaßte nun Condé's Gemahlin, Clementine de Maillé (die Nichte Richelieu's), unterstützt von dem Herzog von Bouillon und andern Freunden ihres Gatten, im südlichen Frankreich, — die Herzogin

von Longueville und Marschall Turenne, von Spanien unterstützt, im nordwestlichen Frankreich eine Waffenerhebung zu Gunsten Condé's. Allein jene, die Herzogin von Condé, wurde durch Mazarin's Gegenmaßregeln zu einem Vergleich gezwungen; diese, die Spanier mit Turenne, wurden durch den Marschall du Plessis bei Rhetel völlig geschlagen, so daß sich Turenne nur mit Mühe rettete.

Mazarin rühmte sich mit Recht dieses günstigen Erfolgs: denn er besaß wirklich auch einen militärischen Blick und mehr Muth und Entschlossenheit, als man ihm zutraute. Nachdem er zuerst den Aufstand in Guyenne, wohin er selber den jungen König in's Feld führte, durch eine geschickte Unterhandlung gedämpft hatte, wendete er sich mit den königlichen Truppen nach der Champagne und hatte Theil an der Wiedereroberung der Festung Rhetel, die von den Spaniern eingenommen worden war. Als dann Turenne, welcher zum Entsatz herbeigeeilt war, aber die Festung schon in des Königs Händen sah, wieder zurückwich, ward derselbe angegriffen und geschlagen.

Durch diesen Sieg gewann der Hof und Mazarin ein entschiedenes Übergewicht, das die Frondeurs, besonders der Coadjutor Retz, nun strenger zu fühlen bekamen. Da Condé's Haft nicht aufgehoben wurde, so verbanden sich dessen Freunde nun mit Retz und der alten Fronde, und diese suchte nun durch Intriguen den Herzog von Orleans für die Freilassung des Gefangenen zu stimmen, während das Parlament auf geraderem Wege die Regentin Anna darum bat. Weil nun aber diese den Condé nur unter der Bedingung freigeben wollte, wenn die mit Spanien verbündeten Feldherren die Waffen niederlegen würden, so verlangte das Parlament abermals die Entfernung Mazarin's, und befahl, als die Regentin sich deß weigerte, dem Cardinal, binnen 14 Tagen das Land zu verlassen.

Mazarin verließ nun zwar das Land nicht, doch aber Paris, in der Hoffnung, der Hof werde ihm folgen. Als dieß bekannt wurde, erhob das Volk, von der Fronde aufgestiftet, wieder einen Aufstand, drang in der Nacht in den königlichen Palast und zog nicht eher ab, als bis es sich von der Anwesenheit des Königs dadurch überzeugt hatte, daß Einige der Eingedrungenen ihn im Bette liegen sahen. Doch ward der König und die Regentin durch eine um das Palais herumziehende Reiterpatrouille fortwährend bewacht. Nunmehr beschloß Mazarin, dem Parlament zuvorzukommen, und kündigte in eigener Person dem Herzog von Condé und seinen Mitgefangenen in Havre die Freiheit an.

Allein seine Gegner erhoben nichts desto weniger abermals Klage gegen ihn und setzten beim Parlament den Beschluß durch, daß Mazarin verhaftet und seine Güter eingezogen werden sollten. Auch sein Palast wurde in Beschlag genommen und mit Thränen in den Augen lieferte sein Bibliothekar die Schlüssel zu Mazarin's prächtiger Bibliothek aus, die er mit großem Sinn für allgemeine Gelehrsamkeit in einem bis dahin in Frankreich noch nicht vorgekommenen und verstandenen Eifer gesammelt hatte. Jetzt beschloß Mazarin, der inzwischen auch außer Paris überall

eine feindliche Stimmung gegen sich bemerkt hatte, dem Sturme auszuweichen und außerhalb Frankreichs eine günstigere Wendung der Dinge abzuwarten. Er begab sich nach Brühl unter den Schutz des Erzbischoffs von Köln und beruhigte die Königin mit dem Erbieten seines jederzeit bereiten Rathes und Gehorsams.

Unterdeß hielt Condé mit den übrigen Prinzen am 18. Febr. 1651 unter dem Jubel des nämlichen Volks, das bei seiner Gefangennehmung gejauchzt hatte, seinen Einzug in Paris, und umgab sich mit einem glänzenden Hof, so daß Manche meinten, er werde die Regentschaft übernehmen. Daran dachte er jedoch nicht, da er als großer Feldherr und großer Herr mehr nach Ruhm, als nach Macht strebte, lieber von der Regierung „gefürchtet und geschmeichelt werden, als selbst sich ihrer bemächtigen" wollte.

4. **Streit zwischen der Adelspartei und dem Parlament. Scheinbare Verbindung der Königin mit Retz und der ältern Fronde zu Condé's Sturz. Krieg der Frondisten in Südfrankreich. Mazarin's Rückkehr nach Paris. Condé's Zug nach Paris. Mazarin's abermalige Entfernung. Ausschweifungen des Pariser Pöbels. Condé's Schreckenssystem. Annäherung des Königs. Condé's Entweichung nach den Niederlanden.**

Wären nun die Oppositionsparteien über sich klar und unter sich einig gewesen, so war dieß der Augenblick, den Despotismus der Regierung zu brechen und eine große Reform des politischen Lebens der Nation zu bewerkstelligen. Allein die Ansprüche des Adels, der sich noch für die Nation selbst hielt und auf sein Recht und seine Pflicht der Landesvertheidigung pochte, — und die Ansprüche des Parlaments, das als Bewahrer der Gesetze sich auch zum Verwalter und Schiedsrichter des öffentlichen Lebens berufen ansah, standen sich zu schroff gegenüber und ließen ein gemeinsames Streben nicht zu. Es hatten sich gerade um diese Zeit (Febr. 1651) in Paris viele Edelleute eingefunden und hielten unter sich besondere Berathungsversammlungen, die als dem königlichen Ansehen schädlich das Parlament nicht dulden wollte, zumal der Adel schon hinlänglich im Parlamente vertreten sei. Die Edelleute gaben aber nicht nach, und selbst viele Geistliche schloßen sich an dieselben an. Da nun das Parlament die Versammlungen förmlich verbot, so beschloß der Adelsconvent Rache zu nehmen. Condé war schwankend, ob er auf die Seite der Edelleute oder auf die Seite des Parlaments treten sollte. Zuletzt legte sich der Herzog von Orleans in's Mittel und drohte im Namen der Regentschaft, Gewalt zu brauchen, wenn die Adeligen sich nicht dem Parlament fügen würden. Ungern gehorchten die Adeligen. Dagegen sah sich die Regentin genöthigt, ihr bisheriges Ministerium zu entlassen.

Die in diesem Streit zu Tag getretene Trennung der beiden einflußreichsten Körper, des Adels und des Parlaments, benützte nun Mazarin zu einem fein angelegten Plan. Um überhaupt die zur Befreiung

Condé's vereinigt gewesenen Parteien wieder zu trennen, rieth er der Regentin, ihr neues Ministerium mit lauter Anhängern Condé's (also mit Mazarin's Feinden) zu besetzen. Dadurch wurde nämlich (und das war Mazarin's Absicht) sowohl der Herzog von Orleans, ohnedieß stets eifersüchtig auf Condé, als auch die auf Orleans vertrauende alte Fronde beleidigt, — und die also wieder geschiedenen Parteien schwächten sich gegenseitig so, daß die Regentin, ohnedieß durch ihre Stellung vom Ministerium unabhängig, freies Spiel bekam. Sie zeigte dem Condé äußerlich Vertrauen, während sie innerlich seinen Sturz beschloß. Zu diesem Zwecke bot sie (auf Mazarin's Rath) insgeheim dem Coadjutor Retz die Stelle des ersten Ministers an. Als Condé endlich diese Intrigue gewahrte, brach er in Haß gegen den Coadjutor aus, verließ Paris aus Besorgniß, wieder gefangen genommen zu werden, und begab sich nach seiner Besitzung St. Maur, von wo aus er im Süden Frankreichs Rüstungen zu einem Krieg betreiben ließ, um sich dadurch an der Regentin für ihre Verbindung mit Retz und der alten Fronde zu rächen. Als er von der Königin aufgefordert wurde, nach Paris zurückzukehren, that er es nicht eher, als bis diejenigen Männer vom Hof entfernt wurden, die er als feindselig gegen ihn bezeichnete. Nach seiner Rückkehr gefiel er sich dann darin, der Regentin und dem Hofe die größte Rücksichtslosigkeit zu beweisen und seinem Könige vor aller Welt in seiner Hauptstadt Trotz zu bieten.

Nun aber rieth Mazarin der Regentin, sich auf das Parlament zu stützen und durch dessen Rechtsformen auf scheinbar legale Weise ihren Feind verurtheilen zu lassen, nach dessen Vernichtung es ihr dann leicht werden würde, auch das Parlament wieder zu beherrschen. Die Klage wurde beim Parlament angebracht, aber Condé vertheidigte sich vor dem Gerichtshof mit großer Energie, und fast kam es im Justizpalast zwischen seinem Gefolge und den königlichen Leuten, die sich Coadjutor Retz zur Bedeckung hatte geben lassen, zum Blutvergießen. Doch wurde noch das Unglück abgewendet.

Da nun die Zeit herbeikam, daß König Ludwig vierzehn Jahre alt wurde, gab Mazarin den Rath, ihn für volljährig zu erklären, damit die Regentin in Betreff ihrer ferneren Handlungen durch den Zauber der königlichen Machtvollkommenheit jeder Verantwortung überhoben sei, wie sich's denn von selbst verstand, daß sie nach, wie vor, den königlichen Willen lenkte. Die Volljährigkeitserklärung erfolgte unter Beiziehung des Parlaments zu Paris am 5. Sept. mit dem herkömmlichen Pomp. Condé erschien dabei nicht, theils aus Besorgniß vor Gefangennehmung, theils im Unwillen, daß er (wie auch der Herzog von Orleans) durch jenen Act fortan vom Antheil an der höchsten Autorität ausgeschlossen war.

Um ferner Zeit und die Gunst des Volks zu gewinnen, mußte der König einerseits dem Condé eine Belobung seiner bisher ihm

geleisteten Dienste ertheilen, anderseits seine Unzufriedenheit mit Mazarin aussprechen und auf die Rückkehr des letztern die Strafe des Hochverraths setzen.

Da aber Condé sah, daß man ihm keinen weitern Machteinfluß einzuräumen gedachte, so verharrte er in seiner feindlichen Stellung, wozu ihn die Eitelkeit seiner Schwester, der Herzogin von Longueville, und anderer Frauen, antrieb, welche aus Eifersucht gegen die Königin Anna und deren weibliche Umgebung einen Hof für sich bilden wollten. Da Retz und Turenne sich dem Könige anschloßen, so hatte Condé also weder das Parlament, noch das Pariser Volk für sich. Zwar hatte er eine Verbindung mit Spanien eingegangen und den kriegerischen Adel der Westprovinzen auf seiner Seite; aber die dortigen Städte weigerten sich, ihn zu unterstützen. Er suchte nun die Hugenotten zu gewinnen und erbot sich sogar zu ihrem Glauben überzutreten, aber da Mazarin sie von Anfang an geschont, hielten sie sich ruhig. So nahm denn der Krieg keinen rechten Fortgang, zumal Turenne mit königlichen Truppen gegen Condé im Anzug war.

Jetzt erst hielt Mazarin den Zeitpunct gekommen, nach Frankreich zurückzukehren. Er that es mit einem auf seine Kosten geworbenen Heere und wurde von dem jungen Könige und der Königin-Mutter zu Poitiers mit Freuden aufgenommen und wieder an die Spitze der Regierung gestellt. Vergebens gab sich Retz alle Mühe, den Herzog von Orleans zur Bildung einer Mittelpartei zu vermögen; allein dieser gieng nicht darauf ein. Und so zog sich Retz, der um diese Zeit die Cardinalswürde erhielt, auf eine Zeit lang in die Verborgenheit zurück.

Unterdeß hatte Condé auf seinem Zuge nach Paris mit überlegener Macht die Vorhut Turenne's bei Gien, wo sich der Hof aufhielt, überfallen und zerstreut. Doch nun trat ihm Turenne mit seiner Hauptmacht und zahlreichem Geschütz entgegen und hielt ihn so lange im Schach, bis sich der Hof in Gien der Gefahr entzogen hatte. Sechs Stunden lang stunden einander beide Heere schlagfertig gegenüber, bis Condé auf Andringen seiner Umgebung ab- und rasch nach Paris zog, um sich dort wieder einen Halt zu verschaffen. In der Hauptstadt angekommen, erklärte er, einverstanden mit Orleans, im Parlamente, daß er nur gegen Mazarin die Waffen ergriffen habe, dem Könige aber alle Treue beweisen wolle. Von nun an hielten das Parlament, die alte Fronde und Condé wieder zusammen und knüpften Unterhandlungen mit dem Hof an, wobei sie auf Mazarin's Wiederentfernung drangen. Mazarin erklärte durch die Königin, daß er sich entfernen wolle, wenn die Prinzen die Waffen niederlegen und dem Könige in allen Stücken gehorchen wollten.

Während sich aber die Unterhandlungen darüber hinzogen, begieng der Pariser Pöbel die gräulichsten Ausschweifungen, so daß das Parlament den beideu Prinzen den Oberbefehl über alle Heere über-

trug. Darauf nahm aber Turenne keine Rücksicht, sondern drang mit dem königlichen Heere gegen die Hauptstadt vor und zwang den Condé, der mit seinem Heere bei St. Cloud stand, zum Rückzug in die Vorstadt St. Antoine. Dort kam es unter den Kanonen der Bastille zu einem blutigen Treffen, worin einige Tausend auf dem Platz blieben. Condé wäre ungeachtet seines Muthes verloren gewesen, wenn nicht der Pöbel sein Heer in die Stadt eingelassen hätte. Hier nun schlug Condé, um sich in den Besitz aller Mittel des Widerstandes zu setzen, in seinem unbeugsamen Sinn ein wahres Schreckenssystem ein. Von ihm aufgewiegelt, griff der Pöbel das Stadthaus an und tödtete mehrere Parlamentsräthe und Notabeln, und es schien, als ob sich die Gräuel der alten Ligue erneuern wollten. Neue Anerbietungen der Königin Anna steigerten Condé's Forderungen nur noch höher.

Da ließ sich Mazarin vom König wieder entlassen und zog sich, jedoch seines fortwährenden Einflusses gewiß, nach Sedan zurück. Aber weder dieser Schritt, noch eine Amnestie genügte dem ehrgeizigen Condé: er wollte den Krieg fortsetzen. Allein, als der König, von Turenne unterstützt, sich Paris näherte, und ihm alle Behörden aus der Stadt zu seiner Begrüßung entgegengiengen, da erst verließ Condé, zu stolz und hartnäckig, sich zu beugen, wieder Paris und warf sich den Spaniern in die Arme, die ihn in den Niederlanden für ihre Zwecke zu benützen gedachten.

5. Der Hof wieder in Paris. Triumphirende Rückkehr Mazarin's. Condé's Verurtheilung. Sein vergeblicher Einfall in Frankreich von Flandern aus. Mazarin's steigendes Ansehen. Der König mit der Reitpeitsche im Parlament. Fortdauer des spanischen Kriegs (Turenne's Sieg über Condé). Der pyrenäische Friede. Vermählung Ludwig's XIV. Tod Mazarin's.

Als der Hof wieder in Paris eingezogen war, hielt der König ein lit de justice: er verbot dem Parlament für die Zukunft jede Einmischung in die Politik, so wie jeden Eingriff in die Finanzverwaltung, erklärte den Prinzen Condè und einige der vornehmsten Anhänger desselben für Hochverräther und zog ihre Güter ein. Einige Zeit darnach ließ er auch den Cardinal Retz verhaften, der, durch Freundlichkeit getäuscht, so unvorsichtig war, im Louvre einen Besuch abzustatten.

Erst nachdem alles Unangenehme beseitigt war, verließ Mazarin seine Zurückgezogenheit. Der junge König Ludwig XIV mit seiner Mutter und den Vornehmsten giengen ihm bis Bourges entgegen. Bei Mazarin's Einzug in Paris (den 3. Febr. 1653) jauchzte ihm das Volk in allen Straßen zu, und die früherhin am lautesten gegen ihn geredet hatten, gebärdeten sich jetzt am unterwürfigsten. Man hatte erkannt, daß sein Regiment, obwohl auf dem unbeschränkten Regierungsprincip ruhend, im Vergleich mit den noch ehrgeizigeren und egoistischeren An=

maßungen der Fronde und den rohen Ausschweifungen des Pöbels, dennoch ein weit milderes und für Handel und Gewerbe förderlicheres war. Im Gefühl eigener Unfähigkeit zu einer wahrhaft politischen Reform fügte sich Alles dem fähigen Kopf eines Mannes, der es verstand, die Vereinigung aller nationalen Kräfte in der Hand Ludwig's XIV vorzubereiten, aus der in der nächsten Folge wenigstens für Frankreich ein großartiges, wenn auch verhängnißvolles Resultat hervorgehen sollte.

Condé wurde nach beendigtem Hochverrathsprozeß zum Tod verurtheilt, Retz dagegen unter der Bedingung begnadigt, daß er seine erzbischöffliche Würde niederlege. Dazu aber gab der Papst seine Bestätigung nicht, weßhalb Retz aus seiner Haft zu Nantes nach Rom entfloh.

Während des Kriegs der Fronde hatten die Spanier in Flandern, in Italien und in Catalonien alles früher Verlorene wieder erobert und übergaben jetzt dem Condé ein Heer in Flandern, um mit demselben in Frankreich einzufallen; allein er konnte gegen Turenne nichts ausrichten, der durch geschickte Strategie ihm fast alle seine stets klug angelegten Positionen störte und mehrere feste Plätze in seine Gewalt bekam, so daß Condé auch St. Menehould wieder verlor, das er erobert hatte. Im Süden Frankreichs war auch Bordeaux (durch einen Zwiespalt in der Familie Condé's) und somit auch Guyenne wieder in den Gehorsam des Königs zurückgekehrt (1653). Auch in Italien und Catalonien gewann Frankreich mehrere Vortheile. Dadurch stieg Mazarin's Ansehen immer höher: den König hielt er ohnedieß noch persönlich von sich abhängig und durch Vermählung einer seiner Nichten mit dem Prinzen von Conty ward er sogar mit dem Königshause verwandt. Auch die Königin Anna bewahrte ihm ununterbrochen ihr Vertrauen. Und da er auch von besonders fähigen Organen seines Willens, einem Le Tellier, Lyonne, Fouquet gut unterstützt wurde, so war er eigentlich der unumschränkte Herrscher. Denn auch das Parlament verlor mehr und mehr seine vorige Haltung, so daß der 16jährige König am 13. Apr. 1655 im Jagdkleide mit der Reitpeitsche in der Hand im Parlament erschien, und es zur Eintragung einiger bisher verweigerten Finanzedicte zwang, die jedoch nur nach einiger Milderung Statt fand.

Nur der spanische Krieg ließ Frankreich noch nicht recht zur Ruhe kommen. Obwohl Spanien gewahrte, daß Frankreich nicht zu bewältigen war, so war Philipp IV doch zu stolz, den ersten Schritt zur Beilegung des langen Streites zu thun. Daher glaubte Mazarin, der ohnedieß nicht kriegerisch gestimmt war, diesen Schritt thun zu dürfen. Da aber Spanien vor Allem die Wiedereinsetzung Condé's in seine Würden, Güter und Statthaltereien verlangte, so zerschlugen sich die Unterhandlungen und der Krieg dauerte noch fort.

Unterdeß starb in Deutschland Kaiser Ferdinand III, der bisher die Spanier in den Niederlanden, wie in Italien theils direct, theils in-

direct unterstützt hatte. Mazarin suchte nun auf alle Weise die Wahl Leopold's, des Sohnes Ferdinand's, zu hintertreiben und ließ sogar Ludwig XIV als Bewerber um die deutsche Krone auftreten. Allein Frankreich mußte vor der Einigkeit der Deutschen zurückstehen, erkannte jedoch den Kaiser Leopold I nur unter der Bedingung an, daß er fernerhin den Spaniern keine Hülfe gewährte. Zugleich schloß der französische Hof mit den drei geistlichen Kurfürsten und einigen andern deutschen Fürsten einen Vertrag (den rheinischen Bund s. K. 3, 1) und mit England unter Cromwell ein Bündniß, so daß Spanien dadurch immer mehr auf sich selbst beschränkt wurde.

Das Bündniß mit England erlangte Mazarin nur um den Preis, daß er sich verpflichtete, die Glieder des Stuart'schen Hauses vom französischen Boden zu verweisen, und Dünkirchen, wenn es erobert würde, wieder den Engländern zu überlassen. Nach der Vereinigung eines englischen Hülfscorps mit Turenne's Heere bei St. Quentin, gieng es im Mai 1658 an die Belagerung von Dünkirchen, während welcher ein spanisches Heer unter Condé zum Entsatz herbeieilte, aber von Turenne unter kräftiger Beiwirkung der englischen Regimenter besiegt wurde. Darauf fiel Dünkirchen und wurde den Engländern ausgeliefert. Dadurch wurde das Schicksal des Kriegs seiner Entscheidung näher gebracht. Die Franzosen eroberten auch noch Grävelingen, Oudenarde, Ypern und andere feste Plätze, so daß der spanische Widerstand völlig gebrochen wurde. Auch in Oberitalien waren die Franzosen glücklich.

Der Wunsch Anna's, ihren Sohn Ludwig mit der Infantin Maria Theresia, einer Tochter Philipp's IV, zu vermählen, führte sodann näher zum Ziel, das nur Mazarin's gewandten Täuschungskünsten zu erreichen gelang. So kam denn am 7. Nov. 1659 der pyrenäische Friede zu Stande, der den 20jährigen Krieg mit Spanien beendigte.

Das Bedürfniß des Friedens ward nämlich auch in Spanien als Nothwendigkeit erkannt, wiewohl Philipp IV schwer daran gieng; doch erklärte er, er wolle der Welt beweisen, daß er den Frieden begehre, selbst um den Preis, seine Tochter dem Könige von Frankreich zu geben. Französischer Seits hatte ein heftiger, aber glücklich vorübergegangener Krankheitsanfall des Königs dem Mazarin die Annahme jenes Anerbietens als nothwendig erscheinen lassen, damit je eher, je besser die regelmäßige Thronfolge gesichert werde. Ludwig XIV brachte dabei dem Staate ein Opfer: denn sein Herz hatte sich schon der Nichte Mazarin's, Maria Mancini, zugewendet, die sich sogar Hoffnung auf den Thron machte; aber Mazarin, dem man mit der Vermuthung, als habe er dieses Verhältniß begünstigt, Unrecht that, war ein zu weitsehender Staatsmann, als daß er die Wünsche beider nicht hätte ernstlichst bekämpfen sollen: eine solche Handlung — stellte er dem Könige vor — würde nur Condé's Ansprüchen in Frankreich neue Stütze leihen, und Parlament und Adel, ja das ganze Volk würde auf dessen Seite treten. Und so unterwarf der König seine Neigung den Anforderungen der Staatsvernunft.

Dieser Friede wurde auf der in der Bidassoa, dem Gränzflusse zwischen Frankreich und Spanien, liegenden Fasaneninsel geschlossen. Den Friedensbedingungen zufolge erhielt Frankreich den größten Theil von Artois, einige Theile von Flandern, Hennegau und

Luxemburg, ganz Roussillon mit Conflans und Cerdagne und das Fürstenthum Bar, so daß nun die Höhe der Pyrenäen die eigentliche Gränzscheide zwischen beiden Staaten wurde. Dagegen gab Frankreich Catalonien und alle festen Plätze, die es erobert hatte, zurück, mit Ausnahme von Pignerol auf italischem Gebiet, und verpflichtete sich, dem König von Portugal keine weitere Hülfe zu leisten. Die Vermählung zwischen Ludwig und der spanischen Prinzessin, die jedoch auf ihr spanisches Erbe verzichten mußte, wurde auf das kommende Frühjahr festgesetzt. Condé erhielt seine Güter und Würden wieder und für die Statthalterschaft von Guyenne die Statthalterschaft von Burgund. — Dem gefangenen Herzog Karl IV von Lothringen wurde seine Freiheit und sein Land, mit Ausnahme einiger Gebietstheile, die bei Frankreich blieben, wieder zurückgegeben. Spanien-Habsburg verzichtete auch auf seine Rechte im Elsaß.

So hatte es denn Frankreich durch Mazarin dahin gebracht, daß die spanische Monarchie „ihre ganze alte Weltstellung, welche sie in Bezug auf das mittlere Europa eingenommen, aufgeben und verlassen" mußte. Dagegen wurde Frankreichs geographisch-militärische Stärke an den Pyrenäen, an den Alpen, in den Niederlanden und an den Gränzen des deutschen Reichs sowohl zur Vertheidigung, als auch zur Erleichterung künftiger Angriffe nach Außen bedeutend erhöht.

Während Ludwig XIV den Winter über in Toulouse Hof hielt, starb zu Blois sein Oheim Gaston von Orleans, und da derselbe keine Söhne hinterließ, fiel der größte Theil seiner Güter an die Krone zurück. Um diese Zeit nahm der nun 21jährige Ludwig schon mehr Theil an der Regierung des Landes und zeigte bei mehreren Gelegenheiten jenen stolzen, selbstsüchtigen Sinn, der seine künftige Selbstregierung bezeichnete. Er entzog z. B. der Stadt Marseille alle ihre alten Freiheiten, nahm dem Papste Avignon und dem oranischen Hause Orange weg und bewies in letzterer Stadt, was künftig die Hugenotten von ihm zu befahren hätten. Nachdem 1660 die Ehe des Königs vollzogen und alle Streitigkeiten mit den auswärtigen Mächten gehoben waren, schien das Glück und der Friede in Frankreich auf lange einkehren zu wollen und das Ziel, das Mazarin verfolgte, erreicht zu sein. Nicht lange darauf, — den 9. März 1661 — starb Mazarin, als Staatsmann wegen seines Glücks und seiner feinen Klugheit von seiner Zeit bewundert, als Mensch von Niemanden, kaum von den Seinen, betrauert.

Seiner äußeren Erscheinung nach war Mazarin noch in seinen letzten Jahren „ein stattlicher" Mann von braunem lockigem Haupthaar, von breiter, hoher Stirne, mit dem Ausdruck der Milde im Gesicht, die Jedermann gewann, und mit einer Ruhe, die „auch für Andere beruhigend" war. Wer sich ihm zum erstenmale nahte, faßte Zutrauen, besonders konnte, wer ihm oder der Sache des Königs einen Dienst geleistet, auf die zuvorkommendste Begegnung rechnen und erfreute sich der besten Zusagen und Versprechungen. Bei näherer Begegnung aber verwandelte sich das anfängliche Zutrauen bald in Mißtrauen, weil sich gewöhnlich zeigte, daß er unzuverlässig war, indem er die Erfüllung seiner Zusagen entweder verzögerte oder sie nur mit widrigen Bedingungen erfüllte. Mehr berücksichtigt von ihm wurden diejenigen, welche weniger von ihm abhängig waren. — Durch seine ausgebreitete Familienverbindung mit den größten Häusern, durch die vierzig einträglichen Ämter, die sich nach und nach in seiner Hand häuften, und durch sein ausgedehntes Patronat besaß er einen Reichthum und

eine Autorität, womit er über sämmtliche geistliche und weltliche Würden in Frankreich nach Gefallen verfügte. — Vorzüglich sein Eigennutz, mit dem er sich nicht schämte, sich persönlich auch kleine Vortheile zu verschaffen, entstellte seinen Character. Noch acht Tage vor seinem Tode verweigerte er der Königin-Mutter eine Stelle für ihren Kammerherrn, wenn dieser ihm nicht 100,000 Thaler dafür zahle! — Dieser kleinliche, gemeine Sinn findet sich bei Richelieu nicht und darum steht Richelieu höher als Mazarin.

Wohl sich's bewußt, daß Frankreichs Größe und Macht in ihm und seinem Werke ihren Halt und Stützpunct hatten, nahm er auch, als sich von selbst verstehend, die Huldigungen Anderer an. Er hätte gerne die von ihm weiter geführte Neugestaltung Frankreichs auch ihrer Vollendung zugeführt. Aber dieses Loos ward ihm nicht zu Theil. Er kam schon von jenen Friedensunterhandlungen auf der Bidassoa-Insel mit Gichtanfällen geplagt nach Paris zurück, und von da an nahmen seine Kräfte zusehends ab. Die Ärzte wollten ihm die Gefahr verhehlen, aber er erkannte sie selbst und unterließ nicht, vor seinem Sterben den König in die äußern und innern Reichsangelegenheiten noch vollends einzuweihen. — In seinem Testamente setzte er aus seinem Nachlaß von 50 Millionen zwei Millionen nebst seiner kostbaren Bibliothek zur Gründung des „Collegiums der vier Nationen" aus, d. i. eines Instituts zur Bildung junger, talentvoller Leute aus den von Richelieu und ihm mit Frankreich vereinigten Provinzen Roussillon, Pignerol, Elsaß und Flandern, um in diesen Landen französische Sitte und Art zu verbreiten.

3. Kapitel. Die nordischen Staaten und das deutsche Reich seit dem westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Ludwig's XIV.

1. Schweden während der Minderjährigkeit Christina's. Der Reichsrath. Oxenstjerna. Friede mit Dänemark. Christina's Krönung. Vorläufige Bestimmung ihres Nachfolgers. Christina's antiprotestantische und antinationale Richtung. Ihre Kronentsagung, Conversion und Lebensweise in Frankreich und Italien.

Bevor wir zur Selbstregierung Ludwig's XIV übergehen und damit in das Zeitalter eintreten, das von ihm den Namen trägt, und in welchem dieser französische König das von Richelieu und Mazarin eingeführte Princip unumschränkter Fürstenmacht und gewinnsüchtiger Kabinetspolitik auf's höchste ausbildete, möge ein Umblick auf diejenigen Staaten Europa's vorausgehen, die zunächst den französischen Einfluß mehr oder minder zu erfahren hatten. Mit Ausnahme von England, das seit dem Verkauf von Dünkirchen (1662) den Franzosen den Seegruß bieten —, und von Spanien, das 1661 dem französischen Gesandten den Vortritt lassen mußte, kommen noch die nordischen Staaten, nämlich Schweden, Dänemark, Polen, Brandenburg wegen Preußen, und das deutsche Reich in Betracht.

Schweden, das sich durch Gustav Adolf's Regenten- und Feldherrngabe innerlich und äußerlich so mächtig emporgehoben hatte, stand nach dem Tode dieses großen Königs während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christina unter der vormundschaftlichen Regierung der fünf Vorsteher des aus 25 Mitgliedern bestehenden Reichsraths, unter denen, wie schon erwähnt, der Kanzler Oxenstjerna die Hauptleitung

hatte. Das also beschaffene Königthum hatte während dieser zwölfjährigen Vormundschaft stets mit dem Adel zu kämpfen, der die vielen Vorrechte, die er ohnedieß schon besaß (darunter die Steuer- und Zollfreiheit und den Besitz der höchsten Staatsämter) zu vermehren trachtete und dadurch den Druck steigerte, unter welchem der schwedische Bauernstand zu leiden hatte.

Christine versprach durch ihre außerordentlichen Geistesgaben und durch die frühzeitigen großen Fortschritte, die sie bei ihrem glücklichen Gedächtniß und bei ihrer schnellen Fassungskraft, in den Sprachen und Wissenschaften machte, eine Zierde des schwedischen Throns zu werden. Allein ihre vorherrschende Neigung zur gelehrten Bildung und ihre vielen, zutiefst aus Eitelkeit, so wie aus einem gewissen eigensinnigen, überreizten und darum unruhigen Wesen entspringenden Eigenheiten waren Schuld, daß sie ihren Regentenberuf verfehlte.

Sie selbst erzählt in ihrer Lebensbeschreibung, daß sie schon in ihrem 14. Jahre alle Sprachen und Kenntnisse, die man ihr damals beibrachte, inne gehabt habe; nachher habe sie noch mehrere andere Sprachen gelernt, und zwar ohne alle Hülfe eines Lehrmeisters, wie z. B. das Deutsche, Französische, Italiänische und Spanische: in einigen dieser Sprachen brachte sie es bis zur Fertigkeit eines Eingeborenen. So bewältigte sie in Kurzem auch die wichtigsten alten Classiker, wie z. B. einen Tacitus und Plato, und selbst in den Schriften der Kirchenväter sah sie sich um. Sie trachtete sich kostbare Handschriften und seltene Bücher aus Italien zu verschaffen, so daß die Italiener sich beklagten, sie entführe ihnen schiffsladungsweise die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit in den äußersten Norden. Auch zog sie die größten Gelehrten aus allen Ländern an ihren Hof und fand nur in ihrem Umgange ihre Befriedigung. So lebten nacheinander in ihrer Nähe der deutsche Historiker Freinsheim, die niederländischen Philologen Isaac Vossius, Nic. Heinsius, der berühmte Hugo Grotius, die französischen Gelehrten Cartesius, Salmasius, du Fresne u. a. — Ihr vorherrschend männliches Gemüth zeigte sich auch darin, daß sie lieber in Mannskleidern einhergieng, gern zu Pferd, den einen Fuß im Bügel über Stock und Stein dahinflog, auf der Jagd das Wild auf den ersten Schuß erlegte, weite Fußreisen machte und dabei die größten Beschwerden ertrug.

Als sie 16 Jahre alt war, wollte ihr der Regentschaftsrath die Regierung übergeben; sie hatte jedoch noch keine Lust dazu, sondern übernahm sie erst in ihrem 18. Jahre (1644). Die auswärtigen Angelegenheiten überließ sie indeß fortwährend dem umsichtigen Oxenstjerna, dessen Politik wir oben im schwedisch-deutschen Kriege kennen gelernt haben. Dagegen widmete sie sich anfangs den innern Staatsgeschäften mit dem größten Eifer und regierte, dem Senat und den Ständen gegenüber, mit einer Unumschränktheit, wie kaum ein schwedischer König vor ihr.

Nachdem sie 1645 den Frieden mit Dänemark zu Brömsebroe — und 1648 den westfälischen Frieden — an dessen Abschluß sie, in Bezug auf die Befestigung der errungenen Machtstellung Schwedens, so wie auf die Wiederkehr der allgemeinen Ruhe, den lebhaftesten Antheil nahm, — unterzeichnet hatte, ließ sie sich 1650 krönen und hielt in Stockholm ihren feierlichen Einzug. Indem sie einen Ruhm darein setzte, unverehlicht zu bleiben, schlug sie die Bewerbung der Prinzen

Ulrich und Karl Gustav von Zweibrücken standhaft aus, bestimmte aber den letzten im Voraus zu ihrem Nachfolger, und wußte sich dazu die Einwilligung sowohl des Senats, der diesen ihren Antrag anfangs gar nicht hatte in Überlegung nehmen wollen, als auch der Reichsstände, die ihr nur aus persönlichen Rücksichten nachgaben, mit der ihr eigenen Willensentschiedenheit zu verschaffen.

Da sie sich aber im Grunde nur aus Ehrgeiz und „fürstlichem Selbstgefühl" mit Staatssachen beschäftigte, dagegen lieber mit fremden Gelehrten umgieng und sich mit gelehrten (besonders astronomischen und numismatischen) Beschäftigungen und mit Kunstliebhabereien abgab; ja da sie eigentlich ihrem Vaterlande und dessen Gewohnheiten keinen Geschmack abgewinnen konnte, vielmehr eine ganz fremde Gedankenwelt sich ihres Geistes bemächtigte und ein phantastischer Hang zum Ungewöhnlichen ihr ganzes Leben beherrschte: so kam's, daß sie bald die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und sich überhaupt nicht heimisch, nicht zufrieden und glücklich fühlte. Da nun ihre Lieblingsbeschäftigungen große Geldsummen kosteten, auch ihr Hang zu glänzenden Hoffesten und zu verschwenderischer Freigebigkeit die Staatskasse des armen Landes erschöpfte, also daß sie viele Krongüter verkaufte, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen: so entstand ein allgemeines Murren, das zugleich auch ihrer Hinneigung zur katholischen Religion galt, wodurch sie vergaß, was sie der Stellung Schwedens zum Protestantismus und dem Namen ihres Vaters schuldig war.

Der erste Grund zu ihrer Neigung zum Katholicismus lag in ihrer Eitelkeit. Als sie erst 9 Jahre alt war und hörte, daß in der katholischen Religion der ehelose Stand als ein Verdienst gelte, rief sie aus: „Wie schön ist das! diese Religion will ich annehmen!" Und als sie, etwas älter geworden, mehr von der katholischen Kirche gehört hatte, erklärte sie es für einen besondern Vorzug derselben, daß sie so viele Jungfrauen aufzuweisen hätte, welche die Schwachheiten ihres Geschlechts überwunden hätten. Ohne gerade an den Lehren des Protestantismus Anstoß zu nehmen, waren ihr die Predigten der protestantischen Geistlichen zu langweilig, indem ihr nach Außen gerichteter Sinn sie nicht zum innern Glaubensleben kommen ließ.

Anfangs ergriff sie den Gedanken einer Vereinigung der Bekenntnisse. Da sie aber bei den lutherischen Kirchenbehörden auf starken Widerstand stieß, so wurde ihr die Religion ihres Volkes und Landes vollends zuwider. Sie gerieth in immer tiefere Zweifel und hielt am Ende alle positive Religion für eine Menschenerfindung, und darin bestärkte sie besonders ihr Arzt Bourdelot, dem sie viel Vertrauen schenkte, weil er sie aus einer lebensgefährlichen Krankheit gerettet hatte. Da aber ihr Gemüth, besonders ihre stets rege Phantasie, ein religiöses Bedürfniß fühlte, so gab sie sich dem frühern katholischen Eindruck hin, welchen die jesuitischen Geistlichen und katholischen Gelehrten ihrer Umgebung in ihr zu verstärken suchten. Der erste, dem sie sich in dieser Beziehung mittheilte, war der Jesuit Macedo, Beichtvater des portugiesischen Gesandten. Sie schickte denselben insgeheim nach Rom mit dem Auftrag an den Jesuitengeneral, ihr ein paar vertraute Mitglieder seines Ordens zu senden. Nach einiger Zeit stellten sich zwei junge italienische Edelleute ein, welche verkappte Jesuiten waren, mit denen sie wegen ihres Übertritts zur römischen Kirche heimlich verhandelte. Dabei zeigte sich's, daß Christine mit ihrem Scharfsinn diesen ihren Lehrern weit überlegen war, so daß diese fast am Gelingen verzweifelten, zumal als sie ihnen erklärte, daß sie schwerlich jemals ganz von

Herzen katholisch werden könnte. Dennoch war sie zum Übertritt entschlossener als je. Als auf ihre letzte Frage, ob der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, alle Jahre wenigstens einmal das h. Abendmahl nach lutherischem Brauch zu nehmen? die Patres dies verneinten, sprach sie: „dann ist keine Hülfe; ich muß die Krone aufgeben!"

Da Schwedens politische Stellung zu eng mit dem Protestantismus verflochten war, als daß die Königin hätte daran denken können, als Katholikin die Krone zu behalten, und da ihr anderseits das Regieren zur Last geworden und auch der Zustand der Staatskasse ihr eine Beschränkung aufzulegen drohte, die ihr nicht zu Sinne war: so entsagte sie am 24. Juni 1654 feierlich der Krone, übergab dieselbe ihrem designirten Vetter, dem obgenannten Pfalzgrafen Karl Gustav, gegen eine bedeutende Leibrente, und verließ das Land ihrer Väter.

In männlicher Kleidung reis'te Christine über Dänemark nach Brüssel, und schwur dort heimlich den protestantischen Glauben ab; hierauf zog sie im Gefolge von Spaniern und Mönchen durch Deutschland nach Innsbruck, wo sie 1655 öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Bei ihrem Eintritt in Italien wurde die Convertitin in allen Städten durch die sie kam, mit Gastmählern, Ehrenpforten und Illuminationen jauchzend empfangen, und in Rom, wo man vollends die höchste Pracht zu ihrem Empfang aufbot, küßte Gustav Adolf's Tochter dem — Papste die Füße und wurde von ihm gefirmelt. (Es war Alexander VII, der seinen Ruhm darein setzte, daß „eine so glänzende Bekehrung in sein Pontificat fiel.")

Bald sammelte sich daselbst eine Anzahl von Gelehrten und Künstlern um sie, bis sie ihrem Hang zur Veränderung folgend, nach Frankreich gieng, wo ihr Ludwig XIV, der sie sehr ehrte, ihren Aufenthalt im Schlosse zu Fontainebleau anwies. Hier ließ sie einen ihrer frühern Günstlinge, den Marquis Monaldeschi, welcher unvorsichtige Äußerungen über sein früheres Verhältniß zu ihr gethan hatte, durch ihre Trabanten tödten, gleich als sei sie noch Souverainin, unter deren Würde es sei, einen ihres Gefolges vor ein fremdes Gericht zu stellen. Durch diese Unthat zog sie sich den Unwillen des französischen und des päpstlichen Hofes, sowie den allgemeinen Abscheu zu. Im Verdruß darüber gieng sie wieder nach Italien, und lebte dort, sich allmählich mehr und mehr an die römische Curie anschließend, von einer Pension, die ihr der Papst aussetzte. (Von ihrem Ende s. d. folg. Abschn.)

2. Karl X Gustav in Schweden. Krieg mit Johann Casimir von Polen. Vertrag Karl X mit Brandenburg. Einfall der Dänen in Schwedisch-Pommern. Polens Befreiung. Der Welauer Vertrag: der brandenburger Kurfürst souverainer Herzog von Preußen. Karl's Eroberung der dänischen Halbinsel. Der Friede zu Roeskild. Friedensbruch. Belagerung von Kopenhagen. Karl's Tod. Der Friede von Kopenhagen. Der Friede von Oliva zwischen Polen und Schweden. Karl's XI vormundschaftliche Regierung. (Christina's letzte Lebenszeit.)

Es regierte also nun in Schweden Karl X Gustav, unter welchem es sich der Adel gefallen lassen mußte, die seit Gustav Adolf auf irgend eine Weise an sich gebrachten Krongüter theils gegen, theils ohne Entschädigung herauszugeben. Allerdings hätte damit den zerrütteten Finanzen können aufgeholfen werden, wenn die Herausgabe eine vollständige gewesen wäre.

Um den schwedischen Kriegsruhm zu erneuern, überzog Karl Gustav (auf den Rath eines verrätherischen polnischen Vicekanzlers) das König-

reich Polen, welches durch innerliche Parteiungen zerrissen und durch äußere Feinde bedroht war, mit Krieg. Da die Starosten (Statthalter) von Posen und Kalisch die ihnen anvertrauten Provinzen ohne Zaudern den Schweden übergaben, so wurde es dem König Karl X nicht schwer, Warschau und Krakau einzunehmen; ja er unterwarf sich nach der Flucht des Polenkönigs Johann Casimir ganz Massovien und andere polnische Gebietstheile; und da sich auch das von den Russen bedrängte Litthauen den Schweden in die Arme warf, so erschien Karl X als der Oberherr von fast ganz Polen.

Zur Behauptung des Eroberten schloß er mit Friedrich Wilhelm, Kurfürsten von Brandenburg und Herzog in Preußen 1656 einen Vertrag (zu Labiau), worin ihm der Kurfürst seine Hülfe versprach, Karl dagegen demselben in Bezug auf Preußen und Ermeland die Lehensunabhängigkeit von Polen zugestand.

Der schwedische Druck erregte aber das Nationalgefühl des polnischen Adels, und das von den Jesuiten gegen den protestantischen Oberherrn gereizte polnische Volk erhob sich zur Abschüttlung des Jochs. Johann Casimir kehrte in's Land zurück und stellte sich an die Spitze des Heeres. Allein Karl X rückte mit dem brandenburgischen Kurfürsten dem vereinten Polenheere entgegen, besiegte es mit seiner an Zahl ungleich geringeren Streitkraft in der dreitägigen Schlacht bei Warschau 1656 und machte sich dadurch zum zweitenmal zum Herrn von Polen.

Die drohende Stellung des Kaisers und Sachsens aber, und der Einfall der Dänen in das schwedische Wesergebiet (in's Bremische), nöthigte den König Karl, seine Waffen gegen letztere zu kehren. Dadurch bekamen die Polen Luft, verjagten die schwedischen Besatzungen und errangen ihre Selbständigkeit wieder. Um sich aber darin zu behaupten, schloßen sie mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1657 den Vertrag von Welau, worin sie demselben die Souverainetät über Preußen zugestanden.

Als die Dänen jenen Einfall in's Wesergebiet machten, befand sich Karl X in Litthauen. Eilend zog er mit einem kleinen, aber auserlesenen Polenheere längs der Ostküste hin an die Elbe, eroberte Schleswig und Jütland, und nachdem sein Feldherr Wrangel mitten im Winter die Festung Fridericia erstürmt hatte, gieng Karl X, um diese kühne Waffenthat durch eine noch kühnere zu übertreffen, mit seinem Heere zu Fuß über den gefrornen kleinen und großen Belt (allerdings mit einem Verlust von zwei Compagnien, die vor seinen Augen beim Einbrechen des Eises ertranken!), und versetzte durch sein unvermuthetes Erscheinen die Dänen in einen solchen Schrecken, daß sie mit den Schweden, die nur noch zwei Meilen von Kopenhagen entfernt waren, im Februar 1658 den Frieden von Roeskild eingiengen, in welchem Dänemark an Schweden Halland, Schonen, Bleckingen, Bahus,

Drontheim und Bornholm abtrat und kurz darauf die Lehenshoheit über Holstein-Gottorp aufgab.

Allein Karl X Gustav, der sich mit dem Gedanken einer Vereinigung der drei skandinavischen Reiche unter seiner Krone trug, brach schon nach einigen Monaten den Frieden, fiel in Seeland ein und belagerte Kopenhagen, das er zum Mittelpunct seines beabsichtigten Reiches zu machen gedachte. Der dänische Adel rieth zur Unterwerfung, allein der Dänenkönig Friedrich III und die Kopenhagener Bürgerschaft wollte lieber im tapfern Kampfe fallen, als einen so schimpflichen Untergang des Reiches erleben. Ihr tapferer Widerstand, an dem jedes Alter und Geschlecht Theil nahm, die Hülfe der Holländer, die mit einer Flotte der bedrängten Stadt Zufuhr brachten und die schwedische Flotte schlugen; endlich die siegreichen Fortschritte des brandenburgischen Kurfürsten, der in Verbindung mit den Polen und dem Kaiser durch Vertreibung der Schweden aus Jütland, durch die Wegnahme der Insel Fühnen und durch einen Angriff auf Pommern der schwedischen Eroberungssucht entgegentrat, — das Alles zwang den Schwedenkönig, die (bereits einjährige) Belagerung von Kopenhagen aufzuheben und sich gegen den Kurfürsten in Pommern zu wenden. Schon stand ein weitaussehender Krieg bevor: da starb Karl Gustav an den Folgen allzugroßer Anstrengungen, den 23. Febr. 1660 zu Gothenburg, tief betrauert von seinen Schweden, die ihn als den Schrecken ihrer nordischen Nachbarn ehrten und liebten.

Weil nun England, Frankreich und die Niederlande die Fortschritte der Verbündeten ungern sahen, so vermittelten diese Mächte den Kopenhagener Frieden, der im Mai 1660 zwischen Schweden und Dänemark zu Stande kam. Er war eine Erneuerung des Roeskilder Friedens, außer daß die Dänen Drontheim und Bornholm zurückerhielten.

In dem gleichen Jahre entsagte Johann Casimir im Frieden von Oliva (bei Danzig) seinen Ansprüchen auf die Krone Schwedens, wie auch auf Esthland, Ösel und Liefland, und erhielt dafür Kurland, Marienburg und Elbing zurück. — Auch Rußland, das seit 1656 auf Anstiften des Kaisers mit Schweden Krieg geführt hatte, gab, ermüdet durch die hartnäckige Vertheidigung Riga's, in einem besondern Friedensvertrag 1661 seine Eroberungen in Liefland an Schweden zurück.

Da Karl's X Sohn und Nachfolger Karl XI erst fünf Jahre alt war, so trat wieder eine vormundschaftliche Regierung ein, welche von den fünf höheren Kronbeamten und dem Reichsrath geführt wurde. Die Bestechlichkeit und Gewissenlosigkeit dieses Rathes nun machte es dem schwedischen Adel möglich, durch sein stetes Streben nach Erweiterung seiner Vorrechte die Macht und das Einkommen der Krone zu schmälern.

Auf die Nachricht von Karl's X Tod kehrte Christine aus Italien wieder nach Schweden zurück, nicht ohne die Absicht, die Krone wieder zu übernehmen. Allein der Reichsrath gieng nicht darauf ein, und sie mußte eine zweite Entsagungsacte ausstellen. Auch ein zweiter Versuch, sich den Thron wieder zu verschaffen, scheiterte. Zurückgekehrt nach Rom, fuhr sie fort, sich ganz den literarischen Beschäftigungen hinzugeben, Handschriften oder seltene Bücher zu erwerben, Gelehrte zu unterstützen, Memoiren zu schreiben und zwischen diesen ernstern Beschäftigungen die Zerstreuungen des römischen Lebens, so wie die Freuden einer geistreichen Gesellschaft zu genießen, nicht minder auch sich häufig in die Intriguen des römischen Hofs zu verwickeln. Im Jahr 1680 stiftete sie eine Academie für politische und literarische Übungen in ihrem Hause, durch welche sie den lächerlichen Academieen, deren oben (XXI. 5, 9.) gedacht wurde, ein heilsames Gegengewicht geben wollte, und welche in der That auf die italienische Literatur einen nachweisbar guten Einfluß hatte. Späterhin trieb sie sich in wiederkehrender Unruhe nochmals auf Reisen umher und starb 1689, nachdem sie zuvor noch ihren päpstlichen Jahrgehalt verloren hatte. Zum Erben ihres meist aus Kunstschätzen bestehenden Vermögens setzte sie den geistreichen Cardinal Azzolini ein.

3. Kurfürst Friedrich Wilhelm und Kaiser Leopold I. Frankreichs Stiftung des niederrheinischen Fürstenbundes. Deutschland im Osten von den Türken bedrängt. Kiuprili's Einfall in Siebenbürgen, Ungarn und Mähren. Montecuculi's Sieg bei St. Gotthard. Waffenstillstand mit den Türken. Der deutsche Reichstag immerwährend.

Was Deutschland betrifft, so hatte das Reich zu der Zeit, als Frankreich durch seine selbstsüchtige und listige Politik der einflußreichste Staat in Europa war, seine schwere Noth, sich den gefährlichen Nachbar im Westen vom Halse zu halten. Frankreichs Absichten auf Deutschland, die schon bei der Schließung des westfälischen Friedens klar heraustraten, zeigten sich (wie schon bemerkt) auch in dem Streben des französischen, damals noch von Mazarin geleiteten Königs, nach Kaiser Ferdinand's III Tode die deutsche Krone an sich bringen. Zum Glück aber besaß Deutschland in dem bereits mehrerwähnten großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, seit 1657 durch den Welauer Vertrag mit Polen souverainer Herzog von Preußen geworden, einen Fürsten, der, eben so groß als Staatsmann, wie als Kriegsheld die bessere deutsche Art und Sitte bewahrt und sich allgemeine Achtung erworben hatte.

Obgleich sein Land in der letzten Zeit des 30jährigen Krieges fast am härtesten zu leiden gehabt hatte, so kehrte doch durch seine Sorgfalt und Weisheit in dasselbe Ruhe, Ordnung und Wohlstand am ersten zurück. Zum erstenmal in Deutschland sah man an Brandenburg die guten Folgen einer systematisch-geordneten Verwaltung, eines geregel en Steuer- und Zollsystems und einer verständigen und kräftigen Polizeiaufsicht. Ein stets schlagfertiges, fortwährend unter den Waffen stehendes Heer, dessen Unterhaltung die wohlgeordneten Finanzen möglich machten, gab auch nach Außen hin dem brandenburgisch-preußischen Staate bereits eine achtunggebietende Stellung.

Er war es, der bei der neuen Kaiserwahl in Verbindung mit Sachsen mit dem ganzen Gewicht seiner Kraft der anmaßenden Bewerbung des französischen Königs entgegentrat, so daß derselbe zurücktreten mußte (K. 2, 5. a. E.), und daß im Jahr 1657 Leopold I. Ferdinand's zweiter

Sohn, (der älteste, Ferdinand, war gestorben) zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Dieser war sowohl wegen seiner Jugend (er war erst 19 Jahre alt), als auch wegen seiner Gutmüthigkeit der schlauen Politik des französischen Cabinets nicht gewachsen. Dieses suchte nun auf anderem Wege zu seinem Ziel zu gelangen, indem es unter dem Vorwand, den westfälischen Frieden aufrecht zu erhalten, die westdeutschen Fürsten, darunter sich die drei geistlichen Kurfürsten befanden, zur Stiftung des niederrheinischen Fürstenbundes (des ersten Rheinbundes) zu bringen wußte, in der That aber, um dadurch desto leichter die Ostgränze Frankreichs auf Kosten Deutschlands erweitern zu können.

Auch auf der Ostgränze des heil. röm. Reichs regte sich Deutschlands gefährlichster Feind wieder. Denn die Türkenmacht, die bisher durch schlechte Sultane und hemmende Meutereien der Janitscharen geschwächt war, nahm durch Achmed Kiuprili den Kampf gegen die Christen wieder auf, wodurch dieser Vezier den kriegerischen Geist seiner Nation wieder wecken und so daß türkische Reich vor dem Verfall bewahren zu können hoffte. An der Spitze eines bedeutenden Heers fiel Kiuprili in Siebenbürgen ein und drang durch Ungarn, wo ihm die über des Kaisers Bedrückungen erbitterten Protestanten das Vordringen erleichterten, unter beständigem Plündern und Verheeren bis Olmütz in Mähren vor.

In dieser Noth richtete Leopold den Hülferuf an die zu Regensburg versammelten Reichsstände und erhielt wider Erwarten eine verhältnißmäßige schnelle und kräftige Reichshülfe. Der glänzende Sieg, den der Reichsfeldherr Graf Montecuculi den 1. August 1664 bei dem Kloster St. Gotthard an der Raab über die Türken davon trug, hemmte ihre Fortschritte. Doch konnte er, weil ihm die Mittel ausgiengen und Frankreich auf's Neue drohte, jenen Sieg nicht gehörig verfolgen und schloß daher noch in demselben Jahre einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, kraft dessen die Türken Peterwardein — und der Pfortenvasall Apaffy Siebenbürgen behalten durfte.

Der Reichstag zu Regensburg war durch die große Menge vorliegender Geschäfte genöthigt, länger als gewöhnlich zu tagen, und daher kam man 1667 auf den Gedanken, daß die Reichsstände fortwährende Gesandte in Regensburg unterhalten sollten, wodurch der Reichstag permanent wurde. Da indeß die Gesandten stets bei nur irgend wichtigen Angelegenheiten sich von ihren Fürsten nähere Instructionen erholen mußten, so erhielt der Geschäftsgang keineswegs die Beschleunigung, die man sich davon versprochen hatte. Überhaupt kam die Ohnmacht des deutschen Reiches in allen Beziehungen immer deutlicher zu Tage, und selbst das Bemühen, zum Zweck einer schnellen Aufbringung größerer Heere die bisherige Kriegsverfassung zu ändern, scheiterte an dem getheilten und gelähmten Willen vieler Fürsten, besonders der an Frankreichs Interessen verkauften.

4. Kapitel. Vom Beginn der Selbstregierung Ludwig's XIV bis zum Nymweger Frieden.

1. Ludwig's Character und Einfluß auf die Entwicklung seiner Nation. Vollkommene Ausbildung der absoluten Monarchie. Seine Minister. Colbert's Finanzverwaltung. Aufschwung des Handels und der Industrie. Reform des Justizwesens. Das französische Kriegswesen: Louvois.

Welch' eine Noth Deutschland in der Ohnmacht, zu der es durch den dreißigjährigen Krieg herabgekommen war, fortan hatte, um sich zwischen zwei so begehrlichen Mächten, wie Frankreich und die Türkei, zu erhalten und nicht die Beute der einen oder der andern zu werden, zeigte sich besonders von der Zeit an, da Ludwig XIV nach Mazarin's Tod 1661 die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm und die unumschränkte Monarchie in Frankreich — welche seit Jahrhunderten von den Capetingern mit Kraft und Consequenz erstrebt, unter den letzten Valois, und dem ersten Bourbon zwar erschüttert, aber durch Richelieu und Mazarin wieder gefestigt worden war, — durch gewaltherrische Eroberungen und durch den Gewinn eines fast über ganz Europa gebietend sich erstreckenden Einflusses zu vollenden.

Daß die Wiederbefestigung der von dem Feudaladel erschütterten Krongewalt in Frankreich gerade durch zwei Cardinäle der römischen Kirche zu Stande kommen konnte, lag in dem Einfluß, den sie als Männer so hohen geistlichen Rangs einerseits auf den ganzen geistlichen Stand Frankreichs, anderseits oft selbst auf den römischen Hof hatten, und den ein Minister weltlichen Standes niemals hätte ausüben können. „Die durchgreifende Gewaltsamkeit Richelieu's, die verschlagene Gewaltsamkeit Mazarin's wurde durch die Autorität, welche ihnen der römische Purpur gab, wesentlich unterstützt." — Dazu kam, daß diese beiden geistlichen Würdenträger kein Familieninteresse vertraten und keine Parteihäupter waren, von der die königliche Dynastie hätte für sich und ihren Fortbestand zu fürchten gehabt. So viel beide übrigens durch ihren von der römischen Hierarchie entlehnten Eifer für die Unbeschränktheit der königlichen Gewalt gethan hatten, so viel war doch noch zu thun übrig, um die französische Monarchie zu ihrer Vollendung zu führen. Und diese Aufgabe zu lösen, war Ludwig XIV vorbehalten.

König Ludwig hatte, ungleich seinem Vater, die Geistes- und Willenskraft erhalten, sich in seinem großen, von einem einheitlichen Volke bewohnten Lande zum Alles leitenden, ja „Alles belebenden Mittelpuncte" und dadurch dieses Volk — ungeachtet völliger Vorenthaltung politischer Freiheit — durch eine mächtige Entfaltung aller nationalen Kräfte zu einem lange Zeit die weitesten Lebenskreise Europa's innerlich beherrschenden zu machen.

Bei einer sehr vernachlässigten Erziehung hatte er in seiner Jugend kaum die gewöhnlichen Kenntnisse erhalten, geschweige die einem großen Fürsten nöthigen Wissenschaften kennen gelernt. Von Natur kein Genie, vielmehr von einem langsam sich entwickelnden Geiste und eigentlichem

Studium abgeneigt, hatte er sich in seinen Jünglingsjahren der Jagd, dem Tanze und dem Vergnügen gewidmet und das 22. Jahr bereits zurückgelegt, ohne aus eigenem Antrieb sich um die Regierungsgeschäfte gekümmert zu haben. Allein man bemerkte doch stets an ihm ein gesundes, ruhig prüfendes Urtheil, eine glückliche Auffassung der ihn umgebenden Personen und Dinge, einen edlen Sinn und einen entschieden durchgreifenden Willen. Daher war er ohne besondre Anweisung und Anstrengung schon zu einer gewissen Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse des In- und Auslands gekommen, als Mazarin in der letzten Zeit seines Lebens ihn in die Regierungsgeschäfte einweihte, ihm die geheimen Fäden seiner Staatskunst in die Hand gab und die Vorzüge und Mängel der ersten Staatsbeamten aufdeckte. Je mehr er der Mündigkeit sich näherte, desto mehr beseelte ihn das Bewußtseyn der Bedeutung und Würde seiner Stellung, und mehr und mehr trat sein zur eitlen Ruhmsucht geneigter, dabei seine persönlichen Interessen über alles setzender Geist hervor, der von einer glücklich organisirten, durch körperliche Übungen ausgebildeten und mit natürlicher Anmuth und Würde ausgestatteten Leiblichkeit getragen wurde, die ein Wesentliches beitrug, ihn zum Herrn und Liebling seines Volkes zu machen.

Der herrschende Zug seiner Seele war die Leidenschaft, bewundert zu werden, welche er dem französischen Geiste und der Bildung seiner Zeit vortrefflich anzupassen verstand. — Mazarin, der Menschenkenner, wußte seinen jungen Herrn richtig zu schätzen, indem er einst zu dessen Gouverneur, dem Marschall von Villeroy, sagte: „Sie kennen ihn noch nicht; er wird zwar ein wenig spät anfangen, aber er wird weiter gehen, als ein Anderer: es ist in ihm der Stoff zu vier Königen und einem tüchtigen Mann." Daher rieth er dem jungen Fürsten, niemals die Last der Geschäfte einem ersten Minister zu überlassen, sondern muthig Alles selbst zu leiten, ein Rath, welcher vollkommen dem geheimen Gedanken des jungen Königs entsprach und nach dem Tode des Cardinals die Regel seines Benehmens wurde.

Da Frankreich seit einem halben Jahrhundert eigentlich nicht mehr eine persönliche Regierung von dem, der ihr seinen Namen gab, erfahren hatte, so erstaunte Hof und Volk, als der 23jährige König seinen Räthen erklärte, er gedenke von nun an die oberste Reichsverwaltung keinem seiner Minister zu überlassen, sondern sie selbst zu leiten. In diesem von ihm aufgestellten und durchgeführten Grundsatze der „Vereinigung ministerieller Allgewalt mit der Majestät des Königthums" lag ein wesentlicher Theil seiner Bedeutung für die europäische Geschichte: dadurch wurde er Selbstherrscher, und alle Fürsten, die sich als solche hervorthaten, ahmten ihm hierin nach.

Ludwig XIV schreibt selbst von sich in seinen Memoiren: „Von Kindheit an war mir schon der Name der Scheinkönige (rois fainéants) und der Hausmayer verhaßt. Ich war entschlossen, das Amt des Königs von keinem Andern versehen zu lassen, so lange ich den Titel hätte, sondern im Gegentheil die Ausführung meiner Befehle unter mehrere Personen zu vertheilen. Deßhalb wählte ich Männer von verschiedenen Ständen und Talenten aus und vertheilte unter ihnen meine Zeit und mein Vertrauen, je nach ihren Gaben und nach der Wichtigkeit der Geschäfte." — Gleich im Beginn seiner Regierung setzte er daher sein Pflichtgefühl und

seinen Ehrgeiz darein, die Geschäfte nicht zu scheuen, sondern sie bald zu erledigen, und sich mit allen Einläufen selbst bekannt zu machen; er nahm sogar, um auch die in lateinischer Sprache verfaßten päpstlichen Schreiben lesen und verstehen zu können, bei seinem frühern Lateinlehrer die Übungen in dieser Sprache wieder auf. Unverkennbar bestrebte er sich, „ein König zu sein, wie er sein müsse"; er wollte „ein weiser, gerechter, tapferer, von Außen und im Innern unabhängiger, dabei von den Nachbarn gefürchteter König" sein und dafür gelten. Handschriftliche Aufzeichnungen von ihm aus jener Periode geben dies zu erkennen. — „Was er sich anfangs als Gesetz auferlegt haben mochte, ward ihm durch Gewöhnung gleichsam Natur" —, wie er denn auch seinen von Natur kräftigen Körper durch eine mäßige Diät und strenge Leibesübungen noch kräftiger machte, so daß er ganze Tage zu Pferde zubringen konnte, ohne Ermüdung an sich spüren zu lassen, daß er Hitze und Kälte nicht scheute und „Anstrengung und Genuß ihm nur ein Spiel" zu sein schien. Alle seine Gemüthsbewegungen wußte er im Zaum zu halten und Launen gab er sich nicht hin. Im Umgang erschien er liebenswürdig, für Jedermann zugänglich, dabei geduldig Gehör schenkend, — bald von hoher, ernster Miene, wenn er Ehrfurcht und Scheu einflößen, — bald freundlich herablassend, wenn er Huld erzeigen wollte; besonders „voll Rücksicht gegen die Damen, auch gegen Frauen geringster Herkunft; verbindlich selbst gegen diejenigen, denen er etwas abschlug." — In der Unterhaltung war er mehr gemessen, als rasch, mehr ruhig, als lebhaft, sprach nicht viel, aber gewählt, zuweilen war er auch „verführerisch und hinreißend, wann er es sein wollte, in demselben Grade aber schrecklich, wann er zürnte: denn auch zürnen hielt er für königlich." Nie aber gewährte er seine Erscheinung Andern ohne vorausgegangene Prüfung und Vorbereitung, so daß sein Auftreten fast etwas Theatralisches hatte, das ihm aber von Jugend auf natürlich zu stehen schien. War er doch in einer gewissen „Vergötterung seiner Rechte" erzogen und mit der Idee vom „uneingeschränktem Besitz des Lebens, der Freiheit, des Vermögens und des gesammten Geschicks seiner Unterthanen" erfüllt worden. Und in dieser Ansicht bestärkte sodann den jungen Regenten seine ganze, ihn stets bewundernde Hofumgebung, ja die Mehrheit seines Volkes durch unbedingte Einräumung von Vorzügen und Rechten, welche vor dem Untergang des Mittelalters theils (und vorzüglich) der Kirchengewalt zuerkannt worden, theils auf noch viele andere bevorrechtete Träger der Herrschaft vertheilt gewesen war, die man aber seitdem, geblendet vom Glanz einer unumschränkten Hoheit, auch dem persönlich unbedeutenden Inhaber einer Krone unbewußt zugestand. Dieß war bei Ludwig XIV um so mehr der Fall, da schon in seiner Jugend aus seiner stets feierlichen Haltung ein gewisses Gefühl geistiger Überlegenheit und Größe hervorzuleuchten schien. Sagte doch auch (nach Ranke's Bericht) der venetianische Gesandte Giustiniani, „es schien, als sei es die Absicht der Natur gewesen, in Ludwig XIV einen Mann hervorzubringen, der durch persönliche Vorzüge, wie durch das Landesgesetz der König dieser Nation sein solle."

Eben seine erwähnte Gabe der Prüfung und Erkenntniß seiner Umgebung, verbunden mit einer ihm nicht abzusprechenden Richtung des Geistes auf das Schöne und Große, so weit seine Natur, seine Nation und seine Zeit es ihm aufzufassen verstattete, ließ ihn in allen Zweigen des Staatswesens die zur Ausführung seiner Pläne und Beschlüsse nöthigen Männer herausfinden und benützen; und wenn ihm bei jener Richtung auch vielfach eitle Selbstsucht bestimmte, so ist doch nicht zu läugnen, daß durch ihn das ganze Volk, wenigstens in der ersten Periode seiner Selbstregierung, mit einer gewissen Begeisterung für höhere Bestrebungen erfüllt wurde, und daß neben dem falschen Schein und unlauteren Wesen, das damit verbunden war und zum Theil auf weit hinaus verderblich wirkte, dennoch die wirklich

guten Eigenschaften der französischen Nation sich, durch ihn angeregt, in einem vorher ungekannten Lichte entwickelten. Und da dieses Königs ganzer Charakter nicht blos dem Zuge der Individualität seiner Nation folgte, sondern auf dieselbe zugleich bestimmend und maßgebend einwirkte, so erscheint sein Volk und seine Zeit in ihm gewissermaßen verpersönlicht, ja sein ganzes Zeitalter unter der Signatur dieser seiner Persönlichkeit.

Die Erwerbung der Kenntniß des Reichszustandes und Geschäftsgangs war bei der so ungleichen Organisation der vormals so verschiedenartigen Volksbestandtheile, bei den damals noch vorhandenen mannichfaltigen Verfassungen und von einander abgesonderten Verwaltungen der Provinzen, bei der Menge verschiedener Rechte, Gewohnheiten und Überlieferungen keine geringe Aufgabe: dennoch unterzog er sich ihr in wenigen Jahren mit einem für seinen Standpunct vollkommen ausreichenden Erfolg. Sein Streben nach größerer Einheit und Vereinfachung der Verwaltung und Gesetzgebung fand sodann in dem bereits geltenden Grundsatz unbeschränkter Krongewalt eine mächtige Stütze. Und weil im damaligen Frankreich nach so langen politischen und religiösen Kämpfen auch bei dem Keckſten jeder Anspruch auf unmittelbare Theilnahme am Regieren verschwunden — und in allen Volksklassen das Bedürfniß nach Ruhe und nach Schutz rege war, den man bereits angefangen hatte in der obersten Autorität zu suchen, so entstand im Volk der Drang, sein privates Leben nach allen Seiten hin durch Befriedigung seiner persönlichen materiellen und intellectuellen Bedürfnisse auszufüllen. So kam es, daß die französische Nation unter Ludwig XIV in Industrie und Handel, in der Literatur, in den Künsten und in gesellschaftlichen Formen zu jener Höhe der Cultur gelangte, durch welche sie bald sich voranstellte und die Welt sich zu unterwerfen suchte.

So ausgezeichnet seine Minister waren, und so viel sie zum Glanz und Glück seiner Regierung beitrugen, so hätte doch keiner das ganze Staatsgetriebe übersehen und dessen Gang leiten können. Das vermochte aber Ludwig XIV und that es mit dem ihm verliehenen Talent in einer Weise, die ihm die Bewunderung seiner Zeit erwarb, wenn auch seine Regierung eine große Schattenseite hatte, welche bald da und dort, am meisten in der zweiten Hälfte seiner Selbstregierung, hervortrat. Während Le Tellier die Angelegenheiten des Innern und anfänglich auch das Seewesen, Lyonne die des Äußern verwaltete, stand Colbert mit seinem consequenten Verstand dem Staatshaushalte (nachher auch dem Seewesen) und Louvois dem Kriegswesen vor. Auf den beiden letztern insbesondere ruhte das Gewicht der französischen Macht in vorwiegender Art, indem Colbert's Finanztalent alle Hülfsquellen des Landes zu eröffnen, Louvois' Kriegsverwaltungsgeschick große Armeen, wie sie

längst nicht mehr gesehen worden, blos durch die Verbesserung der materiellen Seite des Militärwesens aufzubringen verstand.

Unter den vielen und großen Aufgaben, welche sich Ludwig bei seinem Regierungsantritt stellte, erschien ihm keine dringender, als die Sorge, seinem Volke die unermeßlichen Auflagen zu erleichtern, unter denen es seufzte. Das wichtige **Finanzwesen** war aber seit Mazarin's Tod noch in den Händen des mehr auf seinen eigenen Vortheil bedachten Ministers Fouquet, unter welchem die Bedrückung der Steuerpflichtigen und die Anhäufung ungeheurer Reichthümer in den Händen der Begünstigten im verderblichsten Schwang gieng: daher Mazarin selbst, ganz kurz vor seinem Sterben, den König auf die Gefahr, welche mit einer solchen Finanzwirthschaft für den Staat verbunden war, aufmerksam machte. Da aber Fouquet durch seinen Ministereinfluß und seinen Reichthum einen großen Anhang im Adel und in der Schriftstellerwelt hatte, so daß sein Haus der Mittelpunct der damaligen gebildeten Gesellschaft war, so war es dem jungen Könige nicht leicht, sich seiner zu entledigen. Er mußte mancherlei Umwege nehmen, ihm beizukommen, ohne daß er es ahnete und es die mit ihm zusammenhängenden Geldbesitzer zu sehr beunruhigte. Plötzlich, nachdem alle Einleitungen getroffen waren, ließ er ihn, als er soeben aus dem Arbeitscabinet des Königs weggegangen war (am 5. Sept. 1661), unterwegs durch einen Hauptmann von der Leibwache verhaften und den Hochverrathsprozeß gegen ihn einleiten. Obgleich ihn die Richter auf seine geschickte Vertheidigung nur zur Verbannung verurtheilten, so verschärfte doch der König, der den Unternehmungsgeist desselben fürchtete, jene milde Strafe in lebenslänglichen Festungsarrest. Nach dieser Verurtheilung forderte dasselbe Gericht auch von allen Rechnungsbeamten, welche sich unter Fouquet's Verwaltung bereichert hatten, eine Nachweisung über den Stand und den Ursprung ihres Vermögens von 1635 an, und diese hatte nach strenger Untersuchung eine Reihe von Confiscationen und Geldstrafen zur Folge, welche der Staatscasse an 110 Millionen eintrugen.

Eben dieser vom König allein bewirkte Sturz des mächtigen Fouquet gab ihm in den Augen des Volks das größte Gewicht, weil man sah, daß forthin kein Minister mehr nach unabhängiger Staatsleitung streben dürfe, sondern der König Mann's genug sei, sie selbst zu übernehmen. Ludwig erhob nun **Colbert** an die Spitze der Finanzverwaltung, welchen Mazarin schon vorher dem Fouquet, gleichsam zur Controle, als Gehülfen an die Seite gesetzt und dem Könige mit den merkwürdigen Worten empfohlen hatte: „Ich danke Ihnen Alles, Sire; aber ich glaube es Ihnen einigermaßen zu vergelten, indem ich Ihnen Colbert gebe." (Derselbe war damals zugleich Verwalter des Mazarin'schen Privatvermögens.) Feind alles Vornehmthuns, einfach in seinem Privatleben, fand Colbert seine Befriedigung nur in andauernder, angestrengter Arbeit und in der Zufriedenheit seines Königs. Obgleich er keinen leichten, raschen Überblick hatte, so machte ihn doch sein Fleiß und seine Zurückgezogenheit von allen Hofvergnügungen bald zum Herrn seines Fachs und Amtes.

Welch' ein Berg von Schwierigkeiten einer Reform der Finanzverwaltung entgegenstand erhellt daraus, daß im Jahr 1661 die Grundsteuer (taille), die Salzsteuer (gabelle) und die Consumtionssteuer (aides) zusammen roh 84 Mill. Livr. ergaben, wovon aber nach Abzug der Erhebungskosten und der Renten aus der Staatsschuld von 450 Millionen nur 32 Millionen für die Staatsbedürfnisse übrig blieben, während dieselben einen Aufwand von 52 Millionen erforderten. Unter solchen Umständen war es um so schwerer, Erleichterung der Abgaben eintreten zu lassen, als schon im J. 1662 eine schwere Hungersnoth hinzukam, welche besonders in den nordwestlichen Theilen von Frankreich die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete und nur durch den Eifer der barmherzigen Brüder von Vincenz de Paula allenthalben, wo die Noth am größten war, hülfreiche Linderung fand.

Allein der erfahrenen Einsicht und unermüdlichen Thätigkeit Colbert's war keine Aufgabe zu schwer. Indem er die Ansprüche der Staatsgläubiger revidiren ließ und alle überflüssigen Stellen aufhob, so wie auch auf andere zweckmäßige Ersparnisse bedacht war, brachte

er die Staatsbedürfnisse schon im J. 1662 auf 43 Mill. herab, während er durch indirecte Abgaben, welche besonders die Vermöglichen trafen, und durch gerechte Umlage der Grundsteuer (der sich an 40,000 Personen, allein unter dem Vorwand von Adelsprivilegien, zu entziehen gewußt hatten) die Einkünfte auf 44 Millionen zu heben wußte. Der Erfolg seiner Thätigkeit nahm in den folgenden Jahren noch so zu, daß 1663 die Bedürfnisse 38 Mill., die Einkünfte 52 Mill. betrugen, ja letztere 1667 auf 97 Mill., 1680 auf 127 Mill. stiegen, obwohl die höheren Einnahmen dieser spätern Jahre nicht der Erleichterung des Volkes, sondern dem steigenden Luxus zu Gute kamen.

Ein Hauptmittel zur Vermehrung der Staatseinkünfte fand er in der Hebung des Handels und der Industrie. Er veranlaßte die Anlegung vieler Fabriken und Manufacturen (von welchen letztern die Porcellainmanufactur zu Sevres und die Manufactur der Gobelins der Stolz der Nation wurden); er legte Zölle auf fremde Waaren, ertheilte Prämien für die Ausfuhr, vermehrte die Verkehrsmittel durch Anlegung von Straßen und Canälen, von welchen letztern der Canal von Langued'oc (canal du midi, angefangen 1664, vollendet 1681) zur Verbindung des Mittelmeers mit dem atlantischen Meer, und der Canal von Orleans zur Verbindung der Seine mit der Loire ihm und seinem Gebieter großen Ruhm und dem Lande großen Vortheil brachten; er legte Colonieen in Westindien, Nordamerica und Ostindien an, gründete Handelsgesellschaften (namentlich für China und Indien) und förderte die Schifffahrt so, daß sich dadurch zugleich die französische Seemacht bald zur ersten in Europa erhob, indem er die Zahl der Kriegsschiffe, welche unter Mazarin nur 30 betrug, im J. 1666 auf 70 und schon bis 1671 auf 196 vermehrte und England gegenüber den gleichen Rang behauptete. – Die nachtheilige Zurückstellung des Ackerbaus gegen die Industrie lag weniger in Colbert's Berechnung, als vielmehr in dem ganzen politischen System Ludwig's, der einerseits auf eine Schaulegung der natürlichen Kräfte des Landes ausgieng und das Glänzende und Sinnenreizende (wozu die Industrie tauglicher ist, als der Ackerbau) dem Nützlichen und Reellen, der Wahrheit den Schein vorzog, anderseits zu seinen Eroberungs- und Vergrößerungsplanen unermeßliche Geldmittel bedurfte, welche das Handels- und Fabrikwesen in kürzerer Zeit und in reicherem Maße zu bieten schienen — (was übrigens immer nur so lange der Fall ist, bis sich herausstellt, daß ohne gleichmäßige Förderung des Ackerbau's der künstlich erhöhte Wohlstand in Dürftigkeit umschlägt, — anderer moralischer Nachtheile für die Nation nicht zu gedenken).

Nicht minder als die Finanzen erforderte das **Justizwesen** eine thatkräftige Wiederherstellung, weil es während der 30 Jahre innerer und äußerer Kriege — besonders in den vom Parlamente entfernten Gegenden — in tiefen Verfall gerathen war. Die Gesetze hatten ihr Ansehen verloren und zahlreiche Mißbräuche hatten sich eingeschlichen, wodurch dann Gewaltthat, Erpressung und die wildesten Verbrechen straflos verübt werden konnten.

Besonders in der Auvergne, im Bourbonnais, Lyonnais, Marche, Berry war es schwer, gegen den Adel Recht zu erhalten, welcher sich dem Urtheile nicht nur durch Bestechung, sondern auch durch Schreckmittel gegen die Richter und durch offene Gewalt entzog oder widersetzte, und dabei meistens bei seinen Standesgenossen Unterstützung fand, während viele Adelige von dem Landvolke die willkührlichsten Steuern erpreßten.

Unter solchen Umständen nahm Ludwig XIV zu einer Einrichtung seine Zuflucht, welche schon zur Zeit Ludwig's des Heiligen bestanden hatte, nämlich zu einem wandernden Gerichtshof, dessen Mitglieder, meistens dem Parlamente entnommen, den Auftrag hatten, in den betreffenden Provinzen alle Klagen über Justizmangel anzunehmen und zu beurtheilen. Ein solcher Gerichtshof versammelte sich 1665 zu Clermont

und erledigte während eines halben Jahres eine große Anzahl von Fällen mit Gerechtigkeit und Nachdruck, wodurch bei dem schuldigen Adel ein heilsamer Schrecken entstand. Auch in anderen Provinzen wurden ähnliche Gerichtstage gehalten und dadurch die Rechtssicherheit von Neuem befestigt. Die Bedeutung und der Einfluß dieser Gerichtstage läßt sich daraus ersehen, daß von ihnen über 400 Capitalstrafen meistens gegen Edelleute erkannt wurden.

Der König hatte sich mit einsichtsvollen juristischen Räthen umgeben, die es nicht bloß bei diesen Gerichten bewenden ließen, sondern auch behufs der Gleichförmigkeit des Rechts, Abkürzung der Prozesse, Verminderung der Kosten rc. in der Gesetzgebung selbst wohlthätige Verbesserungen einführten, wie sie zum Theil noch jetzt in den Coden sich erhalten haben.

Das französische Kriegswesen erfuhr durch Le Tellier und nachher durch seinen kriegsleidenschaftlichen Sohn, den Marquis von Louvois, so wesentliche Reformen, daß sie in ganz Europa eingeführt wurden. Besonders waren es die Verbesserungen in der Kriegsverwaltung (durch Gründung von Militärschulen, Anlegung von Magazinen, Hospitälern, Arsenalen) in der Artillerie, der Bewaffnung (durch die Einführung der seit 1640 erfundenen Bayonette und der mit dem Steinschloß versehenen Flinte), in der Uniformirung, in der Disciplin (namentlich in der Behandlung der Soldaten) — Einrichtungen, welche alle dem Heere, dem Lande und der Regierung gleich vortheilhaft waren und in den Augen des Volks dem Kriege seine Schrecken benahmen und dem Wehrstande Achtung verschafften.

Bisher hatten die Könige dadurch, daß der König nur die Feldherrn ernannte und diesen die Anwerbung der Truppen und die Besetzung aller Unterbefehlshaberstellen überließ, bloß eine mittelbare Autorität über das Heer gehabt, das eben dadurch auch wegen des vielen rohen und räuberischen Gesindels, aus dem es bestand, dem eigenen Lande selbst gefährlich war. Ludwig XIV stellte den Grundsatz auf, daß alle Offiziersgrade bis hinab zum Fähndrich und Magazinsverwalter unmittelbar vom Könige bestellt wurden, der dadurch das ganze Kriegswesen in seine Macht und an Louvois den energischesten Vollstrecker derselben bekam.

Le Tellier (Louvois' Vater), der Minister des Innern, durch Jahre und Erfahrung gereift, genoß unter seinen Collegen und in den Augen des Volks das größte Ansehen. Tüchtig im Geschäft, tadelfrei im Wandel, voll natürlichen Wohlwollens, besaß er auch des Königs größtes Vertrauen, und war dabei so verständig, daß er seinen außerordentlichen Einfluß auf den König nie vor sich hertrug, sondern nur darauf aus war, diesem allenthalben „Gehorsam und Verehrung“ zu verschaffen.

Louvois, in seines Vaters Geschäftskreise herangebildet, aber nach Gestalt, Character und Benehmen ihm sehr unähnlich, weil massiv, heftig und rücksichtslos, aber ihn an Talent, ja ihn an unermüdlicher Arbeitskraft, durchdringendem Verstand und stets entschlossenem, durchgreifendem Willen noch übertreffend, erfreute sich deßhalb in der Folge des königlichen Vertrauens in einem solchen Grade, daß er sich „um Niemand sonst bekümmerte“, und selbst bei den durch Geburt und Rang Höchststehenden auf die strengste Pflichterfüllung drang. Da er nicht bloß im Kriegswesen, sondern auch als Mitglied des Geheimenraths in allen Berathungen den entscheidendsten Einfluß übte, so wurde er späterhin (nach Colbert's d. Ä. Tode) der mächtigste Mann im Staate.

Dazu kam, daß sich in den langen Kriegen, die Frankreich unter Richelieu und Mazarin zu führen hatte, große Feldherren gebildet

hatten, und daß daher nicht blos, wie früherhin, mehr nur im Adelstande, sondern auch in den niedrigeren Klassen der Nation ein kriegerischer Geist verbreitet war. Für die großen, stets schlagfertigen Heere, wie sie Louvois schuf, waren die tüchtigsten Feldherrn vorhanden, unter ihnen oben an Türenne und Condé, die uns schon aus der vorigen Periode bekannt sind, dann Schomberg, Luxemburg, Catinat, Vendome, Villars, während ein Vauban durch ein neues System der Festungsbauten, Du Quesne und Tourville als gute Seemänner den Kriegsruhm der Franzosen erhöhen halfen.

Da nun auch die französische Geistlichkeit, wenn sie sich dem Könige auch nicht geradezu unterordnen wollte und ihre Vorrechte vom Königthum unangetastet zu erhalten suchte, dem Könige doch, als ihrem Beschützer, ergeben war und ihm von Zeit zu Zeit mit Geldmitteln (in der herkömmlichen Form von Geschenken) zu Hülfe kam, was der König klüglich nicht als eine Pflicht, sondern blos als einen Beweis der Ergebenheit anzusehen erklärte und mit Zugeständnissen zu erwiedern bestrebt war, so hatte sein Machtbestreben auch von dieser Seite auf eine bedeutende Stütze zu rechnen.

2. Ludwig's XIV Sorge für die Pflege der Intelligenz. Die französische Literatur Stütze der politischen Macht. Ludwig's Hof der Mittelpunct des Landes. Verderblicher Einfluß desselben auf den Adel. Des Königs weibliche Günstlinge.

Aber nicht blos auf Wahrung der äußeren Ordnung und Mehrung der materiellen Macht beschränkte sich des Königs Streben. Die absolute Monarchie, die Ludwig XIV allerdings in Frankreich nicht erst begründete, aber zur letzten Vollendung brachte, unterscheidet sich von morgenländischer Despotie allerdings wesentlich durch die allseitige Pflege der Intelligenz, durch die Begünstigung der Entwickelung aller Richtungen des geistigen Lebens, welche wenigstens großentheils die Vorbedingung zu späterer höherer und freierer Ausbildung wurde. Übrigens hatte Ludwig XIV von Richelieu gelernt, die Literatur als eine Stütze der politischen Macht anzusehen. Um daher auch von Seite der Intelligenz sein Volk zum Ton-angebenden zu machen und dadurch zugleich sein Selbstgefühl, indem er sich mit seiner Nation Eins wußte, zu befriedigen, schuf Ludwig mit Hülfe seiner Minister, besonders Colbert's, eine Reihe von Bildungseinrichtungen, welchen Frankreich seinen geistigen Aufschwung zu danken hat und die, wenn auch zum Theil unter anderen Formen, noch heute bestehen. Zu der schon von Richelieu geschaffenen französischen Academie, welche zur Ausbildung der Sprache in Dichtkunst und Beredsamkeit und zum Vereinigungspunct der vorzüglichsten nationalen Schriftsteller bestimmt war, fügte Ludwig XIV 1663 die Academie der Inschriften und Medaillen (später erweitert unter dem Namen „Academie des Inscriptions et belles lettres")

für historische Forschungen aller Art, dann die Academie der schönen Künste und 1666 die Academie der Wissenschaften (des sciences, d. i. der Naturwissenschaften), und besetzte alle diese Anstalten mit französischen Gelehrten und Künstlern von Bedeutung.

Die Stiftung dieser Institute, welche ähnliche bei andern Nationen hervorriefen, gab den verschiedenen geistigen Talenten und Arbeiten eine gemeinsame Richtung, und verband, mehr als es je vorher der Fall war, Wissenschaft und Kunst mit dem wirklichen Leben. In ihnen wurde gleichermaßen die Darstellung des inneren, idealen Lebens in den verschiedenen Formen der Künste — allerdings in der Geschmackweise der französischen Nation — und die Erforschung des äußern, natürlichen Lebens in den mathematischen und physischen Wissenschaften, für welche die französische Nation eine besondere Begabung zeigt, mit Eifer gefördert. — Die Schriftsteller seiner Zeit schieden sich in Betreff ihres Verhältnisses zur königlichen Macht gewissermaßen in zwei Richtungen. Die einen, welche die Zeiten der Fronde überlebt hatten, fühlten noch einen Zug nach freierer Lebensregung und Staatseinrichtung und eine ernste Abneigung gegen Tyrannei und unbeschränkte Gewalt, wie z. B. Corneille (Kap. 7, 2.), der erst in seinen spätern Dichtungen dem absoluten Königthum den Tribut der Huldigung, wiewohl auch da ohne niedrige Schmeichelei, brachte. Andere, die im Sonnenglanz der königlichen Macht sich entfalteten, verbrauchten ihr Talent mehr oder weniger zur Vergötterung des Königs und trugen nicht wenig zur Ausbreitung des Götzendienstes bei, den dieses Zeitalter mit der absoluten Macht trieb, fielen aber bald nachher meistens der Vergessenheit anheim.

Die Eitelkeit und Ruhmsucht, welche in Ludwig XIV mit der Liebe zum Edlern und Höhern nur zu siegreich stritt und mit der steigenden Bewunderung seines Thuns von Seiten seiner Zeit und besonders seiner ihm schmeichelnden Umgebung mehr und mehr wuchs, bewog ihn, sogar auch die hervorragendsten Talente des Auslandes mit Belohnungen zu ehren, ohne denselben irgend eine Verpflichtung aufzulegen oder sie in sein Land zu ziehen. Er that dies einzig, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person und auf Frankreich zu ziehen und Europa mit der Größe seines Namens zu erfüllen, wobei ihn allerdings das Gefühl leitete, der Erste unter den europäischen Fürsten und zugleich der Leiter des regsamsten, Anderen damals voranschreitenden Volkes zu sein. In letzterer Beziehung hat ihn jedoch seine Zeit, die solcher Opfer für ideale Verdienste weniger fähig war, mehr bewundert, als nachgeahmt.

Dagegen ahmten ihm andere Staaten und Staatsvorsteher jener Zeit lieber in der glanzvollen Einrichtung seines luxusreichen Hofes nach; denn zur Durchführung der monarchischen Idee dünkte ihm auch der Glanz seiner Erscheinung nöthig. Die schimmernde Pracht seines Hofes war jedoch sehr verschieden von der aus wirklicher Liebe zur Kunst hervorgegangenen sinnvollern Pracht, die ehehin Franz I oder mancher italienische Fürst um sich verbreitete. Ludwig's Verschwendung in Ausschmückung und Verherrlichung seines Hofes, in Errichtung neuer Paläste und Gärten, in Geschenken und Pensionen an Günstlinge und Hofleute, an fremde Fürsten und Gelehrte, schien anfangs leicht vom Lande getragen zu werden; doch überstieg sie bald sogar die durch Colbert's Geschicklichkeit verdoppelte Einnahme.

Der Luxus, der sich vom Hofe Ludwig's XIV aus verbreitete, diente übrigens auch zur Bereicherung des Landes, besonders dadurch, daß fast alle Länder Europa's, anstatt ihn bloß zu eigenthümlicher Nachahmung zu benützen, in allen Beziehungen die Muster aus Frankreich selbst haben wollten und dadurch diesem Lande tributpflichtig wurden. — Während so durch diesen Hofluxus der französische Bürgerstand äußerlich wohlhabend wurde, verlor der französische Adel in so fern, als er vorher, mehr auf seinen Schlössern lebend und seine Güter theilweise bewirthschaftend, jetzt meist an dem glänzenden Hof zu Versailles und Paris, wo seinetwegen unzählige Hofämter geschaffen wurden, lebte und dort, in alle zeit- und kostspieligen Intriguen sich verwickelnd, einen Aufwand machte, der ihn in Schulden stürzte und um alle sittliche Haltung und alles höhere Selbstgefühl brachte, so daß der Adel allmählich bei den andern Ständen in Verachtung kam und daher in der Folge auf sie keinen wahrhaft sittlich bestimmenden Einfluß mehr üben und eben so wenig auch dem Königthum zur sittlichen Stütze dienen konnte.

In diesem Hofe concentrirte sich gleichsam das ganze Land; um diesen Hof drehten sich alle Gedanken selbst der Fernstehenden, und die kleinlichsten Hofgeschichten und Hofintriguen, insbesondere die geheimen Neigungen und Schwächen des bewunderten Monarchen bildeten den stehenden Gegenstand der öffentlichen Theilnahme und der Unterhaltung für alle Gesellschaftskreise. Am Hofe selbst herrschte blinde Unterwerfung unter den Willen und unter die Laune des Herrschers, die ungemessenste Bewunderung und oft lächerliche Vergötterung seines persönlichen Thuns und Strebens. Wenn Ludwig auch in seinem ganzen äußeren Thun einen gewissen königlichen Anstand nicht verletzte, so war dieser doch die einzige „Gränze, die er sich setzte", die aber keine Schranke für die innere Laxheit seines sittlichen Wesens war, welche sich vom 17. Jahre an in seinem Verhältnisse zum andern Geschlecht kund gab. Wußte er in dieser Hinsicht seine sinnliche Neigung in schöne Formen zu hüllen, so war doch die davon auf Land und Volk, ja auf sein ganzes Zeitalter ausgehende moralische Wirkung von den schädlichsten Folgen.

Unter seinen weiblichen Günstlingen war der Zeit nach die erste ein Hoffräulein der Herzogin von Orleans, die gefühlvolle und schwärmerische Louise de la Vallière, an welche ihn Jugendleidenschaft fesselte, die man glaubte durch den Umstand entschuldigen zu können, daß seine Gemahlin, die spanische Maria Theresia, ihm nicht durch seine eigene Wahl, sondern durch die Politik des französischen Cabinets zugeführt worden war. Als allmählich die Reize des Fräuleins, das eigentlich nicht schön, aber durch ihre Naivetät anmuthig war, im Schwinden begriffen waren, knüpfte er zugleich mit einer Freundin derselben, der Marquise von Montespan, ein Verhältniß an, welches, weil sie schon verheirathet war und er ihren Gatten, der sich durch seine Einwilligung nicht erniedrigen wollte, auf dessen Besitzungen verbannte, das sittliche wie das bürgerliche Gesetz auf das grellste verletzte. Als endlich 1674 die La Vallière aus Schmerz und Reue sich in ein Kloster der Carmeliterinnen zurückzog, war die Montespan, die ihn durch ihre Schönheit, durch ihren Geist und ihre Theilnahme an allem Großen und Ruhmbringenden zu fesseln wußte, eine lange Reihe von Jahren seine öffentliche Maitresse. Anfangs wurde dieses Ärgerniß auch von der Kirche mißbilligt, indem ein Priester der Montespan das h. Abendmahl versagte, und Bossuet dem Könige vorstellte, wie sehr dasselbe seinen Ruhm und seine Stellung beeinträchtige. Und wirklich machte der König einen Versuch, dieses Verhältniß zu lösen: er konnte sich aber nicht überwinden, und da seine Hofumgebung fortfuhr, ihm zu schmeicheln und die arme Königin sich darein fügte, so blieb Frau von Montespan die Gebieterin seines Herzens. Da sie sich nicht in Staatsgeschäfte

mengte, auch nicht in Hofintriguen einließ, so fand man am Ende in Frankreich keinen Anstoß daran. Sie selbst suchte sich in dieser Stellung zum König dadurch zu erhalten, daß sie seinem Ehrgeiz möglichste Nahrung gab und auch die beiden Hauptleiter der damaligen französischen Literatur, Boileau und Racine, zu dem Versuch vermochte, „die Geschichte des Königs für die Nachwelt" zu beschreiben. Es kam jedoch nur zu einem Anfang und auch dieser ist der Welt unbekannt geblieben. Suchte der König auch den übeln Einfluß dieser Seite seines Privatlebens auf das Volk durch strengen äußern Anstand zu mindern, so zeigte doch die schon während der ersten Periode seiner Maitressenwirthschaft um sich greifende Unsittlichkeit der französischen Großen, wie wenig dieselben hierin hinter dem Beispiel ihres Herrn zurückbleiben wollten.

Zuletzt wurde die Montespan von der Wittwe des Schriftstellers Scarron, der durch seine burlesken Lustspiele bekannt war, allmählich verdrängt. Diese, aus einer Hugenottenfamilie stammend, war zwar in dem Alter der Selbstbestimmung, aber doch auch in Folge drängender Umstände zum Katholicismus übergetreten, hatte lange als Scarron's Gattin in ihrem Hause den Mittelpunct einer geistreichen Gesellschaft gebildet, dann nach ihres Mannes Tode sich an einige vornehme Familien gehalten und darunter mit der Montespan (noch vor deren Verhältniß mit dem Könige) Freundschaft geschlossen, so daß diese sie nachher zur Erzieherin ihrer mit dem Könige erzeugten Kinder wählte. In diesem Amte erwarb sie sich die Zufriedenheit des Königs, der ihr ein Gut schenkte, von dessen Namen Maintenon sie nachher selbst benannt wurde. Schon nach den Aufgaben ihrer frühern literarischen Zirkel hatte sie sich der damals in einem Theile der Frauenwelt aufgekommenen Partei der Devoten angeschlossen und beobachtete auch jetzt fortwährend eine strenge religiöse Ordnung. Da der König bei verschiedenen Anläßen der Kindererziehung oft ihr gegen die Montespan Recht gab, so erkannte letztere darin eine Abnahme ihrer Geltung beim Könige, welche auch dadurch zunahm, daß der König um diese Zeit eine neue Leidenschaft für ein schönes, doch an Geist unbedeutendes Hoffräulein seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, faßte und sie zu einer Duchesse von Fontanges erhob. Weil nun die Montespan deßhalb ihre üble Laune in Vorwürfen an den König ausließ, so näherte sich dieser jetzt mehr der Maintenon, die, älter als er, es sich zur Aufgabe machte, den König „für die Religion" zu gewinnen und ihm Tugend und Enthaltsamkeit zu predigen, was sie mit so viel Tact und Geschick that, daß er sich von da an wieder seiner Gemahlin, der Königin, zuwandte, die aber bald nachher (1683) starb.

Obgleich nun daneben die Montespan noch Jahre lang im Hause blieb, widmete der König doch alle seine Aufmerksamkeiten der Frau von Maintenon, deren Einfluß auf ihn ein ausschließender wurde. „In ein Paar Lehnstühlen neben einander sitzend, pflegten sie stundenlange Unterredungen; der König schien kein größeres Vergnügen zu kennen, als das, mit ihr zu sprechen. Die Feinheit zugleich und Gediegenheit ihres Geistes, die Einsicht und Gesinnung, die sie zeigte, berührten eine lebendige Ader in seinem eigenen Dasein." Wiewohl sie schon 50 Jahre alt war, wußte sie doch durch jenen ihren Geist und ihre große Klugheit die abnehmende Kraft des Königs geistig zu erfrischen, so daß er sie sich im J. 1684 sogar zur linken Hand antrauen ließ. Ihre religiöse Richtung, die sie beibehielt, theilte sich bald dem Könige und dem ganzen Kreise mit, der sich um ihn herum bewegte. „In Kurzem erschien der König als strenger Handhaber der Sittenzucht; anstößige Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern wollte er nicht mehr dulden; die Mitglieder seiner Oper ließ er wissen, er wolle sich lieber des Vergnügens, sie zu hören, berauben, als ihren schändlichen Ausschweifungen nachsehen." Doch wurden dazwischen noch prächtige Feste veranstaltet, welche die Maintenon durch Einführung von Geschenk-Lotterieen zu beleben suchte. — Eine Frucht ihrer religiösen Richtung war die Stiftung des Erziehungsinstituts von St. Cyr für Töchter des verarmten Adels, das als ein gemeinsames Werk der Maintenon und des Königs galt, aus welchem beide „eine Reform der Sitten hofften hervorgehen zu sehen!"

Man kann wohl annehmen, daß die Maintenon von der Güte ihrer religiösen Anschauungen überzeugt war und daß sie bei ihrem Trachten, nach Zurückführung der Protestanten

in den Schooß der katholischen Kirche an keine Gewaltmaßregeln dachte, wie das bei Louvois und andern Berathern des Königs der Fall war. Dennoch hatte sie vermöge ihres Eingehens auf die Wünsche und Bestrebungen des Königs keinen geringen Antheil an seiner besonders in der letzten Periode seiner Regierung hervortretenden Neigung zum Despotismus, welche sich, durch Frömmelei und noch andere Einflüsse verstärkt, zur schwersten Verfolgung der Reformirten steigerte, von denen in Kap. 5, 3 wird berichtet werden. (Weiteres über das geistige Zusammenleben des Königs mit Frau von Maintenon s. XXVIII. 1, 8.)

3. Widerspruchlosigkeit der autokratischen Stellung Ludwig's. Sein Übermuth gegen Spanien und den Papst. Lothringen abhängig von Frankreich. Der Devolutionskrieg. Die Tripel-Allianz. Der Friede von Aachen. Ludwig's Bündniß mit Karl II von England, mit den Rheinbundfürsten und mit Schweden gegen Holland.

Da alle Großen, der Adel, der Klerus, die Magistratur diesen König als ihren unmittelbaren Herrn und Gebieter anerkannten und alle Klassen der Nation von dem Gefühl der Abhängigkeit vom Königthum, dem die Bezwingung der revolutionären Fronde gelungen war, um so mehr durchdrungen waren, als Ludwig's glänzende Herrscherpersönlichkeit jener Nationalstimmung einen objectiven Hintergrund gab: so war es kein Wunder, daß er in seiner widerspruchlos-autokratischen Stellung und in dem Bewußtsein, Muster und Hochbild des französischen Lebens zu sein, den offenen Anspruch machte, mit dem Staat identisch, ja als dessen Personification und erhöhte Individualisirung betrachtet zu werden. Sein Grundsatz: „L'etat c'est moi!“ war in jener Zeit keinem Franzosen anstößig, vielmehr waren sie auf diesen ihren König, wie auf sich selbst stolz, so wie auch hinwiederum er seinen Stolz darein setzte, sein Volk zum ersten in der europäischen Völkerfamilie zu machen.

In diesem Streben zugleich von der eingetretenen Schwäche der meisten um Frankreich gelegenen Regierungen und Dynastieen begünstigt, ließ er gleich im Anfang seiner Regierung seinem Oheim und Schwiegervater Philipp IV von Spanien, wie oben berührt, das französische Übergewicht fühlen. Eben so stolz trat er gegen den päpstlichen Stuhl auf, indem er, unterstützt von seinem Klerus, insbesondere von der Sorbonne (als dem obersten geistlichen Tribunal in Frankreich, welches dem Papst kein weltliches Recht über die Könige einräumte und ihn als unter dem allgemeinen Concilium stehend erklärte) in Folge einer Beleidigung seines Gesandten in Rom dem Papste Avignon entriß und, wenn er es ihm auch in dem Sühnevertrag von Pisa 1664 wieder zurückgab, doch während seiner ganzen Regierung eine geringe Ehrfurcht bewies, weil er von der päpstlichen Hierarchie eine Beschränkung seiner Alles umfassenden Hoheitsrechte besorgte.

Auch das Haus Lothringen bekam die französische Übermacht zu empfinden. Der pyrenäische Frieden hatte diesem Hause zwar sein von den Franzosen erobertes Land zurückgegeben, aber sehr geschwächt und geschmälert. Erbittert, daß Spanien, für das der Herzog Karl IV von Lothringen gefochten hatte, diese Schmälerung zugelassen hatte, suchte derselbe bei Mazarin

um die Rückgabe eines ehemaligen Landestheils nach und erhielt ihn zwar, aber nur gegen andere Abtretungen und gegen das Zugeständniß, den Franzosen eine Militärstraße von Verdun nach Metz und von da nach dem Elsaß als Eigenthum einzuräumen! Hierauf erbot sich der Herzog, nach seinem Tode ganz Lothringen an Frankreich übergehen zu lassen, wenn man den lothringischen den Rang französischer Prinzen von Geblüt mit der Aussicht auf dereinstige Nachfolge auf französischem Thron einräume. Der König gieng darauf ein, um dadurch die letzte lothringische Festung (Marsal) in seine Hände zu bekommen, und der Vertrag wurde in einer Throngerichtssitzung einregistrirt. Weil aber auf diese Weise die lothringischen Prinzen im Grunde ihres Rechts auf fürstliche Selbständigkeit beraubt wurden, so zog es der nächste Erbe, des Herzogs Neffe Karl, vor, Frankreich zu verlassen. Nun erkärte der Herzog jenen Vertrag (auf den Grund einer wider seinen Willen darin aufgenommenen Clausel) für ungültig, und schloß sich, zumal Ludwig XIV die Auslieferung der Festung Marsal mit Gewalt erzwang, wieder an den Kaiser und das deutsche Reich an. So kam es, daß jener erwähnte Erbe in der Folge der Stammvater des heutigen Hauses Österreich wurde. Aber mit der militärischen und politischen Selbständigkeit Lothringens war es fortan aus.

Als sodann Philipp IV 1665 starb (XXI. 6, 2.), so trat Ludwig, gestützt auf sophistische Argumente seiner Juristen, mit Ansprüchen auf einen Theil der spanischen Niederlande, nämlich auf die brabantischen Fürstenthümer hervor, obgleich er bei seiner Heirath auf alle Länder der spanischen Monarchie verzichtet hatte.

Er behauptete, das in einzelnen Städten Brabant's geltende jus devolutionis (Heimfallsrecht), wornach Töchtern erster Ehe in Bezug auf die während der Ehe von ihren Ältern erworbenen Güter im Fall der Wiederverheirathung des einen Ehetheils ein Erbrecht vor den Söhnen der zweiten Ehe zustand, habe Anwendung auf seine Gemahlin Maria Theresia, weil deren Mutter bei ihrer Verheirathung mit Philipp IV die Hälfte der spanischen Niederlande zum Eigenthum erhalten und Philipp nach ihrem Tode nur noch den Nießbrauch davon gehabt habe, der gedachte Landestheil aber auf ihre Töchter nun übergegangen sei, unter denen Maria Theresia ihr Erbe bekommen müsse.

Da er sah, daß Spanien damals ohnmächtig war, England unter Karl II nicht lange zuvor Frieden mit Frankreich gemacht hatte, Holland aber im Kriege mit England war, so begann er den sogenannten Devolutionskrieg, der französischer Seits ein eigentlicher Raubkrieg war.

Als Ludwig's Heere unter Türenne und Condé in das spanische Flandern und in Hennegau eindrangen und diese Provinzen fast ohne Widerstand eroberten, brachte de Wit, um Holland vor Frankreichs unmittelbarer Nachbarschaft zu bewahren, durch den englischen Gesandten William Temple mit England und durch den schwedischen Gesandten Dohna mit Schweden 1668 die sogenannte Tripel-Allianz zu Stande und hemmte dadurch Ludwig's Fortschritte. Daher nahm dieser die Vorschläge der Verbündeten an und wollte sich mit dem bereits Eroberten begnügen. Darauf aber gieng Spanien nicht ein. Erst als Ludwig durch den Prinzen von Condé auch die Franche-Comté wegnahm, die ihm wegen der Verbindung mit dem Elsaß wichtig war, fügte sich Spanien und überließ im (ersten) Frieden von Aachen im Mai (1668) zwölf feste niederländische Plätze — darunter Charleroi, Douay,

Tournay, Courtray und Lille (das Ludwig sogleich durch Vauban stärker befestigen ließ) — an Frankreich, welches dagegen die Franche-Comté zurückgab. (Kurz zuvor, im April, war ein Friede zwischen den französischen Ministern und den Bevollmächtigten von Holland und England zu St. Germain abgeschlossen worden.)

Erbittert über de Wit und die Holländer, die ihm seine Pläne durchkreuzt hatten, beschloß er, sich an ihnen zu rächen, zumal die holländische Republik protestantisch und der Sammelplatz niederländischer, französischer, englischer, schottischer und deutscher politischer Flüchtlinge und der Herd aller republicanischen, in Conspirationen und politischen Flugschriften sich kundgebenden Tendenzen war. Zunächst suchte er daher England und Schweden von dem Bündniß mit Holland ab und auf seine Seite zu ziehen.

Da Karl II in England selbst viel von den nach den Niederlanden ausgewanderten Gegnern seiner Regierung zu fürchten hatte und zugleich von seinem Bruder Jacob für den Katholicismus gestimmt worden war, so war es leicht, ihn durch seine an den Herzog von Orleans verheirathete Schwester (bei einer Zusammenkunft derselben mit ihm in Dover) gegen eine jährliche Subsidie von mehreren Millionen zu einem Bündniß mit Frankreich gegen die Republik zu bewegen, in welchem er sich durch einen geheimen Tractat zugleich verbindlich machte, gegen weitere drei Millionen mit französischer Hülfe den Katholicismus in England wieder herzustellen, und sein Cabalministerium (XXI. 9, 3) ließ sich zu diesem unnatürlichen Bündniß gebrauchen.

Von Deutschland aus hatte Ludwig XIV ohnedies nichts zu besorgen, da viele deutsche Fürsten sammt ihren Ministern unter französischem Einflusse standen. — Sachsen war auf länger hinaus durch französische Jahrgelder gebunden. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg wollte sich nur zur Neutralität verstehen, wie er sie schon im Devolutionskriege beobachtet hatte, und konnte zu einer engeren Verbindung mit Frankreich nicht gebracht werden. Dagegen gewann Ludwig den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, den Bischoff von Münster, den Administrator von Osnabrück und den Kurfürsten von Köln, die ihm alle ihre Hülfe gegen Holland zusagten und durch die er Brandenburg, falls es auf die Seite Hollands treten wollte, zu beschäftigen gedachte. — Der mit Holland befreundete Herzog von Lothringen wurde dadurch unschädlich gemacht, daß er ihn — aus seinem Lande vertrieb (1670).

Viel schwerer als England schien Schweden, das enger mit Holland verbunden war und auf noch viele deutsche protestantische Fürsten großen Einfluß hatte, für Frankreich gewonnen werden zu können; allein der französische Gesandte überbot die Zahlungsversprechungen der Niederländer, gewann den einflußreichsten Theil des schwedischen Adels, der bei

seinen geringen Mitteln doch französischen Luxus nachahmen wollte, durch Geschenke und Pensionen und brachte im J. 1672 Schweden zu einem engen Bündniß mit Frankreich.

4. Beginn des holländisch-europäischen Kriegs. Einbruch Ludwig's und seiner Verbündeten in die Niederlande. Holland in Noth. Seesiege der Holländer. Brandenburg für Holland. Der Prinz von Oranien Statthalter und Generalcapitän. (Tod der Gebrüder Wit). Durchstechung der Dämme. Der Kurfürst und der Kaiser im Bund gegen Frankreich.

Nachdem Ludwig die Höfe von Madrid und Wien durch die Erklärung beruhigt hatte, daß er es bei einem Angriff auf die niederländische Republik auf keine Eroberung, sondern nur auf Bestrafung des republikanischen Krämerübermuths absehe, erfolgte 1672 der so lange her gründlich vorbereitete Einfall in Holland, das eine leichte Beute zu werden versprach, weil es, in die oranische und gegenoranische Partei getheilt, länger her (besonders seit Abschaffung der Statthalterschaft) aus kaufmännischer Sparsamkeit versäumt hatte, sein Landheer und seine Festungen in gehörigem Kriegsstand zu erhalten und daher für einen solchen Angriff nicht vorbereitet war.

Die innern Zustände der niederländischen Republik in dieser Zeit sind oben (XXI. 9, 4.) in der englischen Geschichte im Wesentlichen angegeben worden. — Die ganze südöstliche Gränze von Mastricht bis Wesel war dem Feinde bloßgestellt, und die kleine zerstreute Heeresmacht bestand nur aus 25,000 M., meist Söldnern, die — mit Ausnahme der Regimenter des Prinzen Wilhelm III von Oranien — sich im schlechtesten Zustande befanden. Dazu kam, daß Johann de Wit nicht zu bewegen war, auf Verlangen der oranischen Partei den Prinzen zum Generalcapitän zu ernennen und die Armee zu vermehren: denn, meinte er, wenn auch die äußere Festungsreihe verloren gienge, werde doch die innere stärkere (von Herzogenbusch bis zum Zuydersee reichende) widerstehen, und bis es dahin komme, würden die Bewegungen der Flotte und diplomatische Unterhandlungen eine günstige Wendung herbeiführen. Allein in Bezug auf Frankreichs Angriffsweise hatte sich Wit verrechnet, auch über die Vorbereitungen desselben sich nicht genau unterrichtet.

Die französische Streitmacht bestand aus 118,000 M. der besten Truppen, — darunter 2000 Edelleute, (die sogenannten Messieurs,) unter dem Prinzen Soubise, 3000 catalonische Schützen, 10,000 Schweizer —, und war in drei Corps getheilt, davon das erste von dem Prinzen Condé, das zweite von dem Marschall Turenne, das dritte vom König selbst (unter ihm vom Marschall Chavigny) befehligt wurde. Rasch drang dieses ganze Heer von Charleroi aus durch das Lüttichische nach Mastricht vor, zu dessen Belagerung man einen Theil zurückließ, und stürmte dann unaufgehalten weiter — die erste Festungsreihe durchbrechend und die Eroberung derselben den nun auch auftretenden kurfürstlich-kölnischen und bischöfflich-münster'schen Truppen überlassend — bis an die Yssel und den Rhein vor, dessen Wasserstand so niedrig war, daß ihn der König und Condé mit 40,000 Mann überschritten und das jenseits

zu seiner Vertheidigung aufgestellte kleine niederländische Heer im ersten Ansturm vernichteten.

Während der Kurfürst von Köln die ganze Provinz Oberyssel eroberte, so daß diese sich von der Republik lossagte und unter münster'sche Landeshoheit stellte, hatte Turenne den zweiten Festungsgürtel durchbrochen. Aus allen Städten des Innern und der See flüchteten die Bewohner ihre Habe, jene nach Brabant, diese nach den Hansestädten und Dänemark. Holland schien ohne Rettung verloren. Doch diese kam von der See.

Weil nämlich Ludwig im Vertrag mit England versprochen hatte, Holland nicht eher anzugreifen, als bis die Engländer Seeland erobert hätten, so mußte sich seine Flotte mit der bereits im Canal angelangten englischen Flotte vereinigen und sich dem gewaltigen Angriff des holländischen Admirals de Ruyter aussetzen. Weil aber die französischen Schiffe aus Eifersucht den englischen die größte Last des Kampfes überließen, so erfochten die Holländer den Seesieg bei Southwold-bay (Soulsbay), wodurch Seeland von der Besetzung und in weiterer Folge davon auch die ganze Republik von dem Untergang gerettet wurde.

Unterdessen hatten Kaiser Leopold I und der König von Spanien endlich erkannt, daß es Frankreich doch auf Hollands Eroberung abgesehen hatte; und weil von dem französischen Heer unter Turenne spanisches Gebiet bei Namur und deutsches Reichsgebiet bei Cleve verletzt und besetzt worden war, so sandten beide Mächte Truppen nach den Niederlanden: Spanien, um seine Gränzen zu schützen, der Kaiser, um den Prinzen von Oranien bei der Vertheidigung Amsterdam's und des Haags zu unterstützen. Aus dem gleichen Grunde (denn das verletzte Gebiet in Cleve war brandenburgisch) trat nun auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm aus seiner neutralen Stellung heraus und schloß ein offenes Bündniß mit Holland.

So lange man in Holland noch keine hinreichende Hülfe von Außen sah, versuchte man den Weg der Unterhandlung und bot zahlreiche Zugeständnisse an; aber die Forderungen Ludwig's XIV auf Louvois' Rath waren so maßlos, daß sie einer Vernichtung der Selbständigkeit gleich kamen, und erzeugten daher nicht nur allgemeine Entrüstung, sondern auch den heroischen Entschluß, trotz Gefahr und Verlust lieber mittelst Durchstechung der Dämme und Polders das ganze Land unter Wasser zu setzen, um den Feind aufzuhalten.

Die Begeisterung wurde allgemein: alle Parteien vereinigten sich zu verzweifeltem Widerstand, und nun forderten Seeland und Holland in der Staatenversammlung die Erhebung des Prinzen von Oranien zum Statthalter und die Ernennung desselben zum Generalcapitain und Generaladmiral. Wit mußte nachgeben und seinem ärgsten Feinde die Oberleitung des Staates überlassen; ja, nicht lange

darauf wurden er und sein Bruder Cornelys die — übrigens unschuldigen — Opfer der von der Oranienpartei aufgestachelten Volkswuth. (XXI. 9, 4.)

Mehr und mehr athmete Alles wieder auf: das holländische Heer gewann durch seinen neuen Führer wieder Muth und Zuversicht; die erwartete Überschwemmung in Folge der Deichdurchstiche trat ein; Brandenburg und der Kaiser schloßen ein Bündniß „zur Aufrechthaltung des westfälischen, pyrenäischen und aachener Friedens" d. h. zum Zweck der Hemmung französischer Vergrößerungssucht. Die unter Condé in Utrecht und Geldern stehenden Franzosen, von dem durch Brabant an die französische Gränze gerückten Prinzen von Oranien bedroht, waren jetzt mehr auf sich beschränkt, weil Turenne am Rhein sich gegen die Kaiserlichen und gegen die Brandenburger (nach Wesel) wenden mußte.

Zwar schien der Winterfrost durch Zufrieren der Flüsse und Seen den Franzosen behülflich sein zu wollen, in Folge dessen der Marschall von Luxemburg von Utrecht aus auf dem Eis in die Provinz Holland einzudringen versuchte: aber plötzlich eintretendes Thauwetter vereitelte dieses Vorhaben der Franzosen und zwang sie, sich mit Verlust wieder zurückzuziehen.

5. Neue Rüstungen Ludwig's. Vortheile der Franzosen in den Niederlanden, sowie Turenne's am Rhein und im Elsaß. Der brandenburgische Separatfrieden zu Vossem. Turenne's Verheerung der Pfalz. Nachdrücklichere Kriegsführung des Kaisers. Auftreten der spanischen Niederlande und des deutschen Reichs. Englands Separatfrieden mit Holland. Abfall der Rheinbündler von Frankreich. Ludwig mit Schweden und Savoyen auf der Defensive. Condé's und Montecuculi's Rücktritte. Der Kampf zur See. Aufstände im Innern Frankreichs.

Da die zu Köln eröffneten Versuche zum Frieden unter Vermittelung Schwedens, das zwar sein früheres Bündniß mit Holland aufgegeben, aber ihm noch nicht den Krieg angesagt hatte, bei Frankreichs hohen Forderungen ohne Erfolg blieben, so trat Ludwig im folgenden Jahre 1673 mit neuen mächtigen Rüstungen auf. Der Herzog von Orleans drang mit 20,000 M. durch die spanischen Niederlande, ohne sich an die Protestation des spanischen Statthalters zu kehren, gegen Namur und Brüssel vor, indeß der König durch Vauban's Geschicklichkeit Mastricht eroberte und diese Festung zum Hauptanhaltspunct dieses Kriegs machte. Auch Trier fiel in die Hände der Franzosen, und zugleich ließ Ludwig Nancy befestigen und die Reichsstädte im Elsaß besetzen.

Am Rhein verheerte Turenne die westfälischen Lande und zwang dadurch den Kurfürsten von Brandenburg, der sich von Holland und von dem Kaiser nicht hinlänglich unterstützt sah, zu dem Separatfrieden von Vossem (10. Juli 1673), worin er versprechen mußte, neutral zu bleiben, falls das deutsche Reich, als solches, die Waffen gegen

Frankreich erheben würde. — Eben um das Reich von einer Kriegserklärung abzuschrecken, ertheilte Louvois dem Turenne den Befehl, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und Turenne that dies in so vandalischer Weise, daß eine Menge Städte und Dörfer in Asche sanken und die an den Einwohnern verübten Gräuel gen Himmel schrieen.

Aber gerade dieses Verfahren bewirkte das Gegentheil seiner Absicht: das deutsche Reich erklärte im Aug. 1673 an Frankreich den Krieg und der Kaiser verstärkte seine Rheinarmee auf 60,000 M. Auch Spanien rief seine Niederländer in die Waffen und ließ sie zum Prinzen von Oranien stoßen, der nach beendigter Deckung Hollands gegen Condé, bei Venloo über die Maas gieng und sich mit Montecuculi vereinigte. Dieser drang nun mit Macht am Rhein vor und zwang besonders durch die Einnahme von Bonn den Turenne zum Rückzug. Eben so war auch Condé, der im Utrechter und Geldner Lande noch wüstete, genöthigt worden, bis Mastricht zurückzugehen, während vorher Ruyter die Engländer an einem neuen Landungsversuche gehindert und einige neue Seesiege erfochten hatte. Also war das Gebiet der Republik ganz vom Feinde befreit und der Krieg hatte sich bereits auf die Länder zwischen Mastricht und dem Elsaß beschränkt.

Bald darauf kam es dahin, daß auch Karl II durch die steigende Unzufriedenheit des englischen Volks über sein Bündniß mit Frankreich und durch die Subsidienverweigerung des Parlaments sich genöthigt sah, seinen französischen Bundesgenossen aufzugeben und mit der niederländischen Republik 1674 den Separatfrieden von Westminster zu schließen.

Ermuthigt durch die Auflösung des französisch-englischen Bündnisses verbanden sich jetzt Brandenburg, Braunschweig, Hessen und Trier mit Holland; selbst der kriegslustige Bischoff von Münster schloß mit den Holländern Frieden, und der bis dahin noch bestandene Kölner Friedenscongreß ging unverrichteter Sache auseinander, nachdem der Kaiser ein Mitglied desselben, den kölnischen Minister von Fürstenberg, hatte verhaften lassen, weil er von Frankreich bestochen zu sein dringend verdächtig war. (Diese Verhaftung stellten die Franzosen als einen Völkerrechtsbruch dar, und Schweden nahm ihn nachher zum Vorwand seines offenen Auftretens für Frankreich.) Auch der Herzog von Lothringen hatte nun den Muth, sich zu Frankreichs Feinden zu stellen. So hatte denn Ludwig XIV nur Schweden und Savoyen noch zu Verbündeten und sah sich auf die Defensive herabgebracht. Zwar eroberte er im Juni 1674 die Franche-Comté, und Condé suchte die ihm überlegene, unter dem Prinzen von Oranien stehende Macht der holländischen Verbündeten am 11. Aug. in der blutigen Schlacht bei Senef durch einen wüthenden Angriff zu vernichten, erreichte aber, obgleich

25,000 Todte die Wahlstatt deckten, seine Absicht nicht, und zog sich nach dieser seiner letzten Waffenthat in das Privatleben zurück. Anderseits nahm auch der tapfere Montecuculi, einer Ministerintrigue weichend, seinen Rücktritt.

Während Ludwig den Kampf zur See mied, griff Ruyter die französischen Colonieen in Westindien — wiewohl ohne Erfolg — an, und Tromp verheerte die Westküsten Frankreichs. Auch bewog die allgemeine Unzufriedenheit des französischen Landvolks über die steigenden Steuern einen Theil der Hugenotten einen Aufstand zu entzünden, der unter der Leitung des Chevaliers de Rohan in der Normandie ausbrechen sollte, um dort einige Hafenplätze den holländischen Schiffen in die Hände zu spielen und den Spaniern zur Landung in der Bretagne zu verhelfen. Allein der Aufstand wurde im Beginn unterdrückt und Rohan hingerichtet. Auch in Bordeaux brachen Hugenotten los, daher diese Stadt mit dem Verlust ihrer Privilegien gestraft wurde.

6. Erneuerte Anstrengungen Ludwig's. Turenne's abermalige Verheerung der Pfalz. Brandenburg wieder im Bunde gegen Frankreich. Einfall der Schweden in die Mark. Montecuculi wieder am Rhein. Turenne's Tod. Rückgang des französischen Glücks am Rhein. Ludwig's Separatunterhandlungen mit seinen Gegnern. Der Friede von Nymwegen. Fortsetzung des brandenburg-schwedischen Kriegs. Friede zu St. Germain en Laye.

Noch einmal bot Ludwig den ganzen Adel seines Landes auf, der jedoch ungern und keineswegs mit jener frühern Begeisterung sich einstellte. Auch machte Turenne am Rhein wieder Fortschritte, schlug die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen bei Sinzheim, gieng über den Rhein und verheerte den zwischen diesem Strom und dem Neckar liegenden Theil der Pfalz wieder mit barbarischer Härte, welche diesem durch Feldherrndienste und Privattugenden ausgezeichneten Manne im Krieg (wie vielen andern Großen seiner Zeit) eigen war.

Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz war über diese grausame Verwüstung seines Landes so empört, daß er den Marschall Turenne zum Zweikampf herausforderte, den aber dieser in Folge eines Verbots seines Königs nicht annahm. (Der Kurfürst hatte vorausgesetzt, jene Verwüstung sei eine Folge von Turenne's persönlichem Hasse, während dieser, der ganz im Dienste Frankreichs und seines Herrn aufgieng, aus strategischen Gründen, wie französische Kriegsführung sie aufstellte, das Land durch Vernichtung alles Vorraths für den Feind unbrauchbar machen sollte, und die Grausamkeiten, die dabei vorkamen, von ihm nicht alle verhindert werden konnten.

Als das deutsche Heer, zu dem nun auch der Kurfürst von Brandenburg gestoßen war, den Rheinübergang bewerkstelligt hatte, drängte Turenne es wieder über den Rhein zurück. Um aber einen so gefährlichen Gegner, wie der Kurfürst, sich vom Leibe zu halten, bewog Ludwig die Schweden in Pommern und in die Mark einzufallen, wodurch der Kurfürst gezwungen wurde, vom Rhein in seine Lande zurückzukehren und in Verbindung mit Dänemark die Schweden zu bekämpfen. Diesen brachte er nachher am 18. Juni 1675 in der Schlacht bei Fehrbellin eine völlige Niederlage bei und legte durch diesen Sieg den Grund zur Größe Preußens.

Vergebens hatte der Kurfürst die Höfe zu Wien und Kopenhagen, desgleichen den deutschen Reichstag um Hülfe angegangen. Daher war er nur auf seine eigenen Mittel beschränkt. Ehe sich's die Schweden versahen, erschien er in Magdeburg, wo er den größten Theil seiner Truppen zurückließ, und überfiel nur mit 12,000 Reitern und 1200 Musketieren die Schweden, welche unter Wrangel um Brandenburg und Havelberg standen, mit so großem Ungestüm, daß er jenen Sieg davon trug. Er selbst war in der Schlacht überall da, wo die Gefahr am größten war, und ermunterte durch Wort und Beispiel seine tapfern Krieger. Da er einen Schimmel ritt, der ihn leicht hätte kenntlich machen können, bat ihn sein Stallmeister Frobenius, sein Pferd gegen das seine auszutauschen. Kaum war dies geschehen, so flog eine Kanonenkugel daher und traf den treuen Stallmeister, daß er auf der Stelle blieb. Der Tag von Fehrbellin verschaffte dem brandenburgischen Namen vor ganz Europa hohen Ruhm.

Ein neues deutsches Heer, an dessen Spitze nun Montecuculi wieder trat, warf sich im folgenden Frühling bei Speyer über den Rhein um den Krieg nach Elsaß zu spielen. Um den Montecuculi von den französischen Gränzen abzuziehen, gieng Turenne auf das rechte Rheinufer, drauf Montecuculi ihm nach, bis es nach langen Hin- und Herzügen am 7. Juli 1675 zur Schlacht bei Saßbach kam, in welcher Turenne, von einer Kanonenkugel zerschmettert, seinen Tod fand.

Turenne, seit Guesclin und Bayard der berühmteste Feldherr der Franzosen, wurde von ganz Frankreich auf's tiefste beklagt: denn außer seinen großen Feldherrntalenten und einem unerschrockenen Kriegsmuth besaß er im Privatleben die Tugenden der Einfachheit, Milde, Herablassung, Großmuth und Freigebigkeit, womit er Jedermann fesselte, indem er dadurch fast das Gegentheil des an Kriegsruhm von ihm wenig verschiedenen Condé war. Von seinen Soldaten war er wie ein Vater geehrt, weil er für ihr Wohl in einer Weise sorgte, die damals in Europa an einem Feldherrn selten war. Zu den Fehlern, die er mit seinen Standesgenossen gemein hatte, kam bei ihm eine gewisse Unfestigkeit des Characters und Abhängigkeit von fremden Einflüssen, die sich auch in dem Umstand zeigte, daß er noch in seinem 57. Jahre den Glauben seiner Väter verläugnete und aus Gefälligkeit gegen den König katholisch wurde, wie er denn auch bei einem seiner, bis in sein höheres Alter fortgesetzten Liebeshändel sich nicht enthalten konnte, ein Staatsgeheimniß preiszugeben. Ludwig XIV liebte ihn, so weit sein Egoismus außer sich etwas zu lieben fähig war. — Für Frankreich war Turenne's Tod ein großer Verlust: denn Niemand hat für die Erhebung der französischen Monarchie nach Innen und Außen mehr gethan, als er. Er hatte dem französischen Reich durch den von ihm entworfenen und geleiteten Feldzug von 1646 das Übergewicht in Deutschland verschafft; hatte aus den Stürmen der Fronde die königliche Autorität gerettet; hatte mit Mazarin dem Staate die Vortheile des pyrenäischen Friedens verschafft; hatte die Verbindung des französischen Hofs mit dem restaurirten englischen Königthum (unter Karl II) vermittelt; hatte das Meiste zum günstigen Ausgang des Devolutionskriegs, so wie zum günstigen und raschen Fortgang des großen Krieges beigetragen, in welchem er fiel. — Er verfolgte dabei kein Parteiinteresse, sammelte sich keine Reichthümer, prahlte nie mit seinen Thaten, und zeigte sich in den Memoiren, die er über einige seiner Feldzüge schrieb, als einen bescheidenen, ehrlich sich gebenden Mann. „Er war einer von den Menschen, die in der Mitte einer großen und weltumfassenden Thätigkeit, in der Anschauung großer Ziele sich selbst verschwinden.“ Er gieng ganz im Dienste seines Königs und seiner militärischen Pflicht auf, und diese Rücksicht „entschuldigte bei ihm die äußersten Gewaltthätigkeiten.“ — „Unter allen Feinden, welche Kaiser und Reich jemals gehabt hatten, war er einer der größten.“

Zwar suchte Ludwig XIV den Verlust dieses Feldherrn durch Ernennung von acht Marschällen zu ersetzen: nichts desto weniger gieng

aber von da an das Glück der Franzosen am Rhein zurück; und wenn auch die Holländer ihren großen Seehelden Ruyter 1676 in einem unentschiedenen Seetreffen bei Agosta (in der Nähe von Messina, im Golf von Catanea) verloren und die französischen Brander die spanisch-holländische Flotte im Hafen von Palermo fast gänzlich zerstörten; — so sah sich doch Ludwig bei der Erschöpfung Frankreichs genöthigt, sich unter England's Vermittlung zu Friedensunterhandlungen mit den Holländern, (die allerdings zur Herstellung des gestörten Handels den Frieden am ersten bedurften) herbeizulassen. Diesen Unterhandlungen war er aber durch neue Kriegsanstrengungen am Oberrhein und in Flandern bemüht, einen ihm günstigen Ausschlag zu geben, wie denn überhaupt der Krieg auf allen Puncten von beiden Seiten fortgeführt wurde. Denn auch die andern Mächte, außer Holland, waren zum Frieden nicht geneigt, so lange sie sich irgend im Nachtheil sahen. — Auch zwischen Schweden und Brandenburg währte der Krieg noch fort, da der große Kurfürst Schwedisch-Pommern erobert hatte und in Verbindung mit Dänemark den Schweden alle ihre deutschen Besitzungen abnehmen wollte.

So kam der Frühling des Jahres 1678 herbei. Die Holländer, obwohl längst in ihrem Lande des Feindes ledig, desgleichen die spanischen Niederlande, wie jene der Ruhe bedürftig, verlangten dringend nach Frieden: nur Ludwig zögerte noch und forderte, daß Brandenburg und Dänemark ihre Eroberungen an Schweden zurückgeben sollten, wie denn überhaupt seine Politik mit Erfolg darauf ausgieng, die Sache jedes Einzelnen seiner Gegner von der des Andern durch gesonderte Verhandlungen zu trennen. Dadurch gelang es ihm, daß der Kurfürst von Brandenburg von seinen bisherigen Verbündeten im Grunde aufgegegeben und seinen eigenen Kräften überlassen wurde. Und nun kam es, daß in Folge jener Sonderbehandlungsweise im Jahr 1678 der Friede von Nymwegen mit Holland am 10. August, mit Spanien am 17. September, mit dem Kaiser und Reich erst am 5. Febr. 1679 geschlossen wurde.

Der Nymweger Frieden stellte für die niederländische Republik den früheren Stand her, indem Frankreich an sie (sowohl, als an England) die gemachten Eroberungen, selbst Mastricht, zurückgab und den alten Handelsverkehr mit ihr herstellte. — An Spanien gab Frankreich Courtray, Tournay und einige andere Plätze zurück, behielt aber nicht nur die Franche-Comté (die im Grunde als ein Theil des burgundischen Kreises, folglich als deutsches Lehen in spanischem Besitze gewesen war und nun für Frankreich ein wichtiges Bollwerk wurde, wenigstens so lange die Schweiz in französischer Abhängigkeit blieb, in die es sich in diesem Kriege begeben hatte), sondern es blieben auch 16 spanisch-niederländische Festungen (darunter Valenciennes, Cambray, Condé, Maubeuge, St. Omer) in seinem Besitz, und Spanien mußte außerdem noch versprechen, dem Kaiser keine weitere Hülfe zu leisten. Auch ließ Ludwig Sicilien, wo er die mit der spanischen Herrschaft Unzufriedenen durch Versprechungen zur Empörung gereizt hatte, bei diesem Frieden außer Schutz, so daß von 60,000 Einwohnern Messina's beim Wiedereinzug des spanischen Statthalters nur noch

11,000 vorhanden waren: denn die Übrigen hatten sich aus Furcht vor der Strafe geflüchtet und sprachen in Frankreich vergeblich den eigensüchtigen König um Almosen und Verwendung an. — Der Kaiser mit dem Reich mußte es sich gefallen lassen, daß Frankreich dafür, daß er das Besatzungsrecht in Philippsburg aufgab, Freiburg im Breisgau und Hüningen an sich nahm. Dazu kam noch, daß der Schaden unvergütet blieb, den König Ludwig dem Kaiser durch Unterstützung des Aufstandes zugefügt hatte, der sich in Ungarn durch den Grafen Tököly und in Siebenbürgen durch den Woiwoden Apaffy erhoben hatte und dem österreichischen Hause beinahe diese beiden Provinzen gekostet hätte. (Siehe unten K. 5, 1. a. E.) — Der Herzog von Lothringen sollte sein Land unter der Bedingung zurückerhalten, wenn er in Nancy französische Besatzung einnähme und den französischen Truppen beständigen Durchzug durch sein Land gestatte. Allein der Herzog verwarf diese Bedingungen als entehrend und blieb in des Kaisers Diensten. Ludwig behielt Nancy und Longwy und gab ihm dafür Toul zurück: dadurch blieb Lothringen im Grunde in Frankreichs Hand.

Der Krieg Brandenburgs und Dänemarks mit Schweden dauerte noch einige Zeit fort, da der Kurfürst Pommern nicht herausgeben wollte. Zuletzt entsandte Ludwig den Marschall von Crequi, der die Brandenburger bei Minden schlug und das dänische Gebiet verheerte. Weil nun der Kurfürst von seinen Verbündeten nichts mehr zu hoffen hatte, so schloß er am 29. Juni 1679 mit Frankreich den Frieden zu St. Germain en Laye, der für Schweden und Brandenburg den alten Besitzstand wahrte. Am 2. Sept. desselben Jahres erfolgte dann auch mit Dänemark der Friede zu Fontainebleau, der die Herstellung von Holstein-Gottorp bedingte.

So hatte dieser holländisch-europäische Krieg, ungeachtet er in seinem Verlaufe Frankreich nicht selten mit großen Verlusten bedrohte, doch in seinem Ausgange den Vergrößerungsgelüsten Ludwig's gedient, während er allen andern Mächten nur Blut und Geld gekostet; ja die Zeit des Nymweger Friedens bezeichnet die Höhe der politischen Größe Ludwigs, dem seine Diplomaten und Generale zu einer Stellung in Europa verholfen hatten, bei der ihm forthin Niemand widerstehen zu können schien. Auch unterließen seine Schmeichler nicht, ihn als einen andern Alexander oder Cäsar zu bewundern.

Da während dieser acht Kriegsjahre die Unterhaltung von 300,000 M. zu Land und zu Wasser, die Subsidiengelder an so viele fremde Mächte und Factionshäupter, die Bestechungen fremder Minister und Großen, — dazu sein fortgesetzter Aufwand auf den Hof, auf die Marine, auf die Nationalinstitute der Bildung, seine ungemein vielen und prächtigen Bauten — unermeßliche Geldsummen verschlangen: so war es kein Wunder, daß das Mißverhältniß zwischen der Kraft des Landes und den an sie gemachten Ansprüchen mehr und mehr gefühlt wurde, und daß Empörungen des Landvolks in mehreren Provinzen (in Toulon, Limoges, Nevers ꝛc.) entstanden, die aber mit Grausamkeit unterdrückt wurden. Indeß da die höheren Klassen des dritten Standes, welche, im Besitz der Richter-, Anwalt- und Notärstellen, bei dem von Colbert bewirkten industriellen Umschwung großen Gewinn, und in den Städten auch die niedern Stände für ihr Fortkommen noch hinlängliche Beschäftigung hatten, so wirkte die Noth des Landmanns noch nicht nach Oben zurück, wo ohnedieß die unbedingteste Unterwürfigkeit unter den Willen des Selbstherrschers an keinerlei Opposition dachte. — Dagegen fraß in den oberen Ständen unter der Maske der Devotion, des äußeren Anstandes, der strengen Etikette und der gleißenden Bildung ein tiefes, sittliches Verderben um sich. Von der Tiefe des-

selben geben die weitverzweigten Vergiftungsprozesse einen Begriff, in welche nicht wenige der vornehmsten Herren und Damen verwickelt waren, so daß der König im J. 1680 eine eigene Commission, die sogenannte Chambre ardente, niedersetzte, welche alle Überführte zum Feuertode verurtheilte, wiewohl man den meisten dieser Schuldigen Gelegenheit zur Flucht in's Ausland gab. — Doch trat, da diese Sittengreuel nur erst im Geheimen wucherten, die Wirkung derselben auf das untere Volk noch nicht hervor, sondern bildete sich erst zu einem innern Geschwür aus, das dann in späterer Zeit aufbrach und die ganze Atmosphäre vergiftete.

5. Kapitel. Frankreich und seine Nachbarmächte vom Nymweger Frieden bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes.

1. Ludwig's XIV weitere Vergrößerungsbestrebungen. Die Reunionen. Schwäche der benachtheiligten Mächte. Die Wegnahme Straßburgs. Das Bündniß Hollands mit Schweden, Spanien, dem Kaiser und Bayern; das Bündniß Brandenburgs mit Dänemark und Münster. Aufstiftung der Türken durch Frankreich. Tököly. Die Türken vor Wien. Rettung Wiens. Sobiesky.

In der sichern Berechnung, daß keiner seiner bisherigen Gegner, welche mehr oder weniger Frankreichs Macht gefühlt hatten, sich bei seinen weitern Vergrößerungsplanen ihm ernstlich entgegenstellen würde, trat Ludwig XIV bald nach dem Frieden von Nymwegen mit einer Unternehmung hervor, zu deren Ausführung er nicht nur den größten Theil seines Heeres beibehielt, sondern auch die Gränzfestungen verstärkte und mit neuen vermehrte. Er setzte nämlich in Metz und in Breisach, sowie auch in Tournay und Besançon, sogenannte Reunionskammern (Chambres de réunion) nieder, welche in Bezug auf die seit dem westfälischen Frieden an Frankreich abgetretenen Ländereien und Orte untersuchen sollten, was in den frühern Zeiten — und dabei gieng er sogar auf die Merovingerzeit zurück — sonst noch von denselben abhängig gewesen wäre, und auf diese ehemaligen „Dependentien und Pertinentien," machte er jetzt Eigenthumsansprüche, und legte gleich, ohne erst die Einsprüche der besitzenden Mächte abzuwarten, durch Truppenbesetzung Beschlag darauf, gleich als hätten jene beanspruchten Gegenden und Orte von jeher zu Frankreich gehört und als seyen sie ihm widerrechtlich entrissen worden. So entriß er dem deutschen Reiche die zehn elsässischen Reichsstädte, über die ihm nur die Reichsvogtei eingeräumt worden war, und untersagte ihnen jede Verbindung mit dem Reich; er nahm das Herzogthum Lothringen, einen Theil des Herzogthums Luxemburg, das Herzogthum Zweibrücken, die Pfalzgrafschaften Saarbrück, Veldenz und Lützelstein, die Grafschaften Salm, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Homburg, Bitsch u. a. und forderte, daß ihm die bisherigen Besitzer derselben (z. B. Schweden wegen Zweibrücken, Württemberg wegen Mömpelgard, Oranien wegen einiger luxemburgischen Orte, Spanien wegen jenes luxemburgischen Theils,) huldigen sollten.

Das Staunen und Erschrecken der beeinträchtigten Mächte war groß; aber alle ihre Klagen und Einwendungen, alle ihre historischen und völkerrechtlichen Deductionen beachtete er nicht, weil er wohl wußte, daß Niemand einen Krieg mit ihm anzufangen wagen würde.

Im Elsaß besonders, wo schon so viele französische Besatzungen lagen, beugten sich ohnedieß die meisten Reichsunmittelbaren (Fürsten, Ritterschaft und Stände, darunter der Bischoff von Straßburg, die Grafen von Hanau u. a.) sogleich unter die Vasallenschaft Frankreichs. Größere Reichsglieder, deren Besitzungen in weiterer Entfernung davon lagen, widerstrebten zwar, allein ihre Protestationen und Vorstellungen wurden nicht beantwortet, ihre Beamten in den beanspruchten Landestheilen verjagt, ihre Archive geschlossen, ihre Einkünfte selbst in Beschlag genommen. Am meisten wurde der Erzbischoff von Trier bedrängt und ihm viele seiner geistlichen Rechte, so wie nicht wenige weltliche Besitzungen genommen.

Noch während die bedrohten Fürsten auf dem Gesandtencongreß zu Frankfurt am Main eine Reichsvertheidigungsordnung beriethen oder vielmehr erst über den dieselbe betreffenden modus tractandi stritten, überfiel Ludwig, wie ein Dieb in der Nacht, mit Verhöhnung alles Völkerrechts am 13. Oct. 1681 sogar die wichtige Reichsstadt Straßburg, diese westliche Grenzwächterin Deutschlands, nahm sie weg und schlug sie zu Frankreich, das von dieser starken Festung aus seitdem ganz Oberdeutschland gelähmt hat.

Schon seit dem Anfang des 30jährigen Krieges war Straßburg in Sorgen vor Frankreich und daher in beständiger Kriegsrüstung. Wie wichtig diese reiche und feste Stadt, als der Hauptschlüssel zum Reich, für Deutschland war, erkannte schon Karl V, der sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst Straßburg zu Hülfe eilen. — Schon am Ende des Jahres 1680 hatte man französischer Seits der Stadt zugemuthet, sich freiwillig vom deutschen Reiche zu trennen und im Besitz ihrer alten Freiheit unter Frankreichs Schutz zu leben. Da sie diese Zumuthung von sich wieß, sollte Gewalt zum Ziele verhelfen, zumal die Stadt außer ihren Bürgern nur 400 Kriegsknechte hatte. Die Vorbereitungen dazu wurden im tiefsten Geheimniß getroffen, um nicht von Deutschland her durch Gegenwirkungen gestört zu werden. Ludwig ließ in aller Stille einige französische Regimenter in's Lothringische verlegen und einen Theil um Breisach und Freiburg sich lagern, alle dann an einem bestimmten Tage in der Nähe von Straßburg zusammenziehen und plötzlich die Stadt einschließen. Zwei Tage darauf erschien Louvois im Hauptquartier zu Illkirchen, rückte mit 20,000 M. und vielem Geschütz vor die Stadt und forderte sie unter harter Bedrohung zur Übergabe auf, wobei man sich auf die Breisacher Reunionskammer bezog, die dem Könige das Hoheitsrecht über das Elsaß zuerkannt habe. — So weit hätte es nicht kommen können, wenn nicht Verrätherei mitgewirkt hätte, welche man dem damaligen Stadtschreiber Güntzer, so wie den Stadträthen Stößer und Obrecht zur Last legt, welche von Ludwig durch Geld (und zwar mit 300,000 Thalern) erkauft worden seien, und von denen der erstere seine ehrlose That noch mit dem Übertritt zur katholischen Religion besiegelt habe. Historisch gewiß läßt sich diese Beschuldigung allerdings nicht erweisen: gewiß aber ist, daß der Magistrat nicht den geringsten Gedanken an Widerstand hegte; er bat sich nur zum Schein ein paar Stunden Bedenkzeit aus, bis die Bürgerschaft mit ihm einverstanden sein werde. Die Zunftobern waren gleich gewonnen, und nun wurde den auf den Wällen der Stadt unter Waffen stehenden Bürgern der obrigkeitliche Beschluß der Übergabe bekannt gemacht. Da sie sich lieber zur Wehr gesetzt hätten, verwünschten sie den Stadtrath, und wichen bloß der Nothwendigkeit, blieben aber durchaus der Fremdherrschaft abhold. Denn von der eigentlichen Bürgerschaft war keiner am Verrathe betheiligt, und die meisten Kaufleute waren ohnedieß zur Frankfurter Messe gereis't. Aber von ihrer

eigenen Regierung verrathen, vom deutschen Reich verlassen, von französischer List und Gewalt umstrickt, mußte die Stadt, welche Jahrhunderte hindurch ein Hauptwall gegen Frankreichs Gelüsten nach der Rheingränze gewesen war, sich nun seufzend unter das wälsche Joch beugen. Die Capitulation sicherte der Stadt zwar ihre Verfassung, ihre Rechte und Besitzungen, so wie ihre Religion, und nur der Münster mußte dem Bischoff —, das Zeughaus dem Könige ausgeliefert werden. Aber nichts desto weniger war von nun an ihre politische und religiöse Selbständigkeit und Selbstbestimmung verloren. — Schon am folgenden Tage öffneten sich ohne Widerstand die Thore, und 14 Tage darauf hielt Ludwig XIV selbst mit gewohntem Prunk seinen Einzug in diese Stadt, und Bischoff Franz Egon von Fürstenberg empfieng ihn am Eingang des Münsters mit den lästerlichen Schmeichelworten: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener mit Frieden fahren! denn meine Augen &c.“—! Unverweilt ließ der König durch Vauban eine neue Festung anlegen und zu den alten Stadtbefestigungen neue, den Rhein sichernde Befestigungen hinzufügen. An dem gleichen Tage der Wegnahme Straßburgs hatte Ludwig auch die dem Herzog von Mantua abgekaufte Festung Casale, wider die Einsprüche Österreichs und Spaniens, besetzt, um von da aus Savoyen beizukommen. — Dabei versäumte Ludwig XIV nicht, sich zu einem neuen Krieg zu rüsten. Er unterhielt 150,000 Soldaten, ließ alle Festungen durch Vauban in Stand setzen und übte seine Flotte von 200 Kriegsschiffen in einem Vertilgungskrieg gegen die afrikanischen Raubstaaten, während dessen Algier viermal beschossen wurde, bis jene endlich 1684 sich zum Frieden verstanden. Auch ließ er Genua beschießen, weil es im Kriege Spanien unterstützt hatte und zwang diese Republik, durch eine Gesandtschaft in Paris Abbitte zu leisten, bei welcher Gelegenheit, als man derselben die Seltenheiten von Versailles zeigte, der Doge sagte: „Das Seltenste, was ich hier sehe, bin ich selbst.“

Dem Umsichgreifen der französischen Ländersucht zu steuern, schloß zunächst der Prinz von Oranien (der auch von den Reunionen berührt war) zwischen Holland und Schweden ein Bündniß, dem sich sodann Spanien und darauf der Kaiser mit Bayern anschloßen. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eingedenk der von diesen Mächten erfahrenen Unbill, in Betreff des wider seinen Willen geschlossenen Nymweger Friedens, schloß lieber mit Dänemark und dem Bischoff von Münster ein eigenes Bündniß.

Während aber diese Einigungen, die nur Deutschlands innerste Uneinigkeit bloß legten, noch im Werk waren, drohte dem Kaiser auf der östlichen Seite eine furchtbare Gefahr von den Türken: denn diese kündigten den 20jährigen Waffenstillstand auf, zu dem er sie 1663 durch Montecuculi's Sieg bei St. Gotthard gezwungen hatte und den er nun zur Herstellung der Ruhe im Westen hatte benützen wollen.

Den Anlaß zu dieser Türkengefahr hatte der obberührte ungarische Aufstand gegeben, dessen erste Regungen von einem Theile des protestantischen Adels in Ungarn ausgegangen waren, der sich den confessionellen Bedrückungen Österreichs entziehen wollte. Nachdem jene Regungen durch harte Bestrafungen bald wieder unterdrückt worden waren, wollte der kaiserliche Minister, Fürst Lobkowitz, die ungar'sche Krone im österreichischen Hause erblich und unumschränkt machen und ließ, um alle Opposition zu verhindern, 250 protestantische Prediger absetzen und als Ruderknechte für die neapolitanischen Galeeren verkaufen. Da brach unter der Führung des schon genannten Grafen Tököly der volle Aufstand der Ungarn los, den Ludwig XIV durch seine Gesandten, und zwar von Polen und der Türkei aus, unterhielt. Dieser Aufstand war auch nach dem Nymweger Frieden noch immer im Gang. Zwar ertheilte nun Leopold 1681 den Ungarn die

bisher vorenthaltene Glaubensfreiheit, aber es war zu spät. Tököly war bereits Herr von Ungarn und stellte, um sich zu halten, dieses Reich unter die Hoheit des Sultans Mahmud IV, der ihn zum Lehnskönig machte und einen Einfall in Deutschland vorbereitete, dessen Uneinigkeit und Schwäche ihm bekannt war. — Ob Ludwig XIV die Türkei zu diesem Anfall getrieben oder irgend einen Einfluß auf die Ausführung desselben geübt habe, bleibe dahin gestellt. Seiner listigen Politik traute man es wenigstens zu, obgleich sein Minister Colbert de Croissy (der sich besonders das Verdienst des Reunionswerks zuschrieb) jede Andeutung eines solchen Einverständnisses mit den Türken zu obigem Zwecke „mit Ausdrücken des Abscheu's" zurückwies. Dennoch entschlüpfte demselben Minister nachher die Äußerung, „nicht die Eroberung von Wien durch die Türken hätten die Franzosen gewünscht, sondern nur, daß sich der Platz länger gehalten hätte durch Krankheiten oder sonstige Mängel und Mißgriffe des belagernden Heeres." Damit wollte er sagen, daß „unter dem Eindruck" dieser Türkengefahr Frankreich dann alle seine Ansprüche gegen den Kaiser und Spanien leichter durchführen könnte. (Ranke a. a. O.)

Schon waren die Türken unter dem Großwessier Kara Mustapha mit 200,000 Mann durch Ungarn im Anzug, um in des Kaisers Erbstaaten einzufallen. Die Noth war dringend, das deutsche Reich in seinen für und gegen Frankreich getheilten Fürsten uneinig und gelähmt, also daß der Kaiser froh sein mußte, daß ihm wenigstens die mit ihm gegen Frankreich verbündeten Fürsten nebst Bayern und Sachsen, desgleichen die Polen, Hülfe zusagten. Aber noch waren die Sachsen und Polen mit ihren Rüstungen zurück, und das deutsche Heer, das der Herzog Karl (V) von Lothringen befehligte, war zu schwach, die Türken aufzuhalten, welche zum Schrecken der ganzen Christenheit unter schrecklichen Verheerungen und Niedermetzlungen der Landbewohner unaufhaltsam bis Wien vordrangen und vor dieser Stadt sogleich die Laufgräben eröffneten. Da floh Kaiser Leopold nach Linz und unterhandelte von dort aus, um wenigstens vor Frankreich sicher zu sein und nicht einen doppelten Krieg führen zu müssen, mit Ludwig XIV um einen Waffenstillstand, der diesem willkommen war, weil er ihm Zeit gewährte, sich in dem widerrechtlich angemaßten Besitze der sogenannten reunirten Lande festzusetzen.

Unterdessen schien Wien verloren: denn an 60,000 Einwohner waren auch geflohen und nur 11,000 zurückgeblieben; der Herzog von Lothringen hatte sich mit dem deutschen Heere aus Wien zurückgezogen; nur 7000 waffenfähige Bürger mit 13,000 Söldnern vertheidigten die Stadt und hielten unter der Leitung des Grafen Rüdiger von Stahremberg nicht nur die fortwährende Beschießung, sondern auch achtzehn Stürme und verschiedene Minenangriffe, welche durch Gegenminen vereitelt wurden, mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit aus. Nichtsdestoweniger schien die schon in einen halben Schutthaufen verwandelte Stadt verloren, und mit Zittern erwarteten die Bürger den letzten Sturm; da erschien, durch Zeichen verkündet, der edle König Sobiesky von Polen sammt dem Kurfürsten von Sachsen mit der versprochenen Hülfe. Rasch versuchte Kara Mustapha zuvor noch einen letzten Sturm, der 24 Stunden

dauerte und ihm 50,000 M. kostete; aber die heldenmüthige Besatzung hielt aus, und als andern Tags die Nachricht von der Vereinigung der Polen und Sachsen mit den Bayern und Kaiserlichen kam, so zogen sich die Türken auf den Kahlenberg zurück, wurden aber dort von den Verbündeten angegriffen und vorzüglich durch die Tapferkeit der Polen in die Flucht geschlagen.

Die Polen waren zwar von jeher den französischen Interessen ergeben; der Umstand jedoch, daß Ludwig XIV der Gemahlin Sobiesky's, der Tochter eines französischen Edelmanns, es abgeschlagen hatte, ihrem Vater die Herzogswürde zu ertheilen, hatte die Polen in diesem Kampf auf die Seite der Österreicher getrieben. — Als der Großwessir die Annäherung der Polen erfuhr, ließ er in der Wuth 30,000 gefangene Christen niederhauen und nahm seine Vertheidigungsstellung auf dem Wienerberg (Kahlenberg). Den Angriff der Verbündeten machte der Herzog Karl von Lothringen, der zuerst die Janitscharen warf und mit den Deutschen den heißen Kampf bis Nachmittag aushielt. Da nun brach Sobiesky mit den Polen aus einem Walde hervor und drängte die Türken bis an ihr Hauptlager in den Vorstädten Wiens zurück, wo sich nach noch einstündigem Kampfe ein Theil des türkischen Heers in wilde Flucht ergoß, der übrige mit 17,000 gefangenen Christen aber abzog. Das ganze Lager mit 300 Kanonen, 15,000 Zelten und dem Schatze des Großwessirs fiel in die Hände der Sieger, deren Beute man auf 10 Millionen Thaler schätzte. Die Dankbarkeit der Fürsten und des Volks gegen Sobiesky war groß und herzlich. Der Kaiser Leopold aber empfieng den Retter seines Reichs mit steifem, abgemessenen Ceremoniel, nachdem er sich vorher lange besonnen hatte, wie er ihn — den bloßen Wahlkönig — becomplimentiren sollte! — Die Türken wurden weit verfolgt: Sobiesky und Karl von Lothringen zogen längs der Donau hinunter, schlugen die fliehenden Türken bei Barkany noch einmal und eroberten Gran; daher der Verlust dieser letztern Schlacht dem Kara Mustapha den Kopf kostete, den ihm der Sultan vor die Füße legen ließ. Im weitern Verlaufe dieses für die Türken unheilvollen Krieges (in welchem auch die Venetianer sich gegen sie erklärten und ihnen großen Schaden zu Land und zur See zufügten) belagerte der Herzog von Lothringen Ofen, konnte es aber nicht erobern; doch gab nachher die Eroberung von Neuhäusel der ganzen Christenheit Anlaß zu Freudenfesten. Ergrimmt über die vielen Unfälle, gab der Sultan den christlichen Vasallenfürsten die Schuld und ließ den Tököly in Ketten nach Konstantinopel bringen, gab ihn aber nachher wieder frei. Im J. 1686 eroberte der Herzog von Lothringen durch die Tapferkeit des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern das hartnäckig vertheidigte Ofen, das 145 Jahre hindurch im Besitz der Türken gewesen war. Szegedin, Fünfkirchen, Essek und viele andere feste Plätze fielen gleichfalls in Österreichs Hände. Im folgenden Jahr 1687 gewann der Herzog von Lothringen den großen Sieg bei Mohacz und schon war fast ganz Ungarn und Siebenbürgen vom Joche der Türken befreit. In dieser Bedrängniß wollte der Sultan seine Brüder umbringen lassen, wurde aber selbst von seinen Großen des Reichs entsetzt, worauf sein Bruder Soliman III den Thron bestieg und Friedensanträge machte, die aber verworfen wurden. Die Fortsetzung und das Ende dieses, im Ganzen 16 Jahre lang dauernden türkischen Kriegs, wird weiter unten berichtet werden. Es genügt, hier zu erwähnen, daß schon im gedachten Jahre 1687 Ungarn als ein Erbreich für immer dem habsburgisch-österreichischen Mannsstamme zugesprochen wurde. Doch behielt die Nation ihre übrigen Rechte; nur die Protestanten wurden durch die Thätigkeit der Jesuiten bald um die Hälfte vermindert.

Durch diesen Türkenkrieg, in welchen der Kaiser und seine Verbündeten verwickelt waren, so wie durch die vom Kaiser begonnenen Waffenstillstandsunterhandlungen gesichert, gieng Ludwig XIV im Gefühl seiner unbestrittenen Übermacht an die Ausführung seines Beschlusses, sich durch

einen neuen Raubkrieg (den dritten), und zwar zunächst wieder auf Kosten Spaniens, zu vergrößern. Ohne vorausgegangene Kriegserklärung fiel er mit drei Heeren in die spanischen Niederlande ein, nahm unter argen Verwüstungen die von seiner Reunionsgierde beanspruchten Städte und Orte weg; auch überzog er das Herzogthum Luxemburg und belagerte dessen Festung. Nun erst erklärte Spanien den Krieg und erhielt von dem Prinzen von Oranien Hülfe. Weil aber diese Hülfe, in Folge eines von Ludwig erregten anti-oranischen Widerstandes, nicht ausreichend war, so mußte sich Luxemburg ergeben; und als auch Trier in die Hände der Franzosen fiel, beeilten Kaiser und Reich den Abschluß des Waffenstillstandes, den Ludwig auf 20 Jahre gewährte. So von Holland und dem Kaiser im Stiche gelassen, mußte auch Spanien um einen gleichen Waffenstillstand nachsuchen, und erhielt ihn nur gegen Abtretung der beanspruchten Landestheile. Auf diese Weise gelangte Frankreich in den wirklichen Besitz aller bis zum 1. Aug. 1681 reunirten Reichstheile (mit der nachherigen Hinzunahme Straßburgs) auf 20 Jahre und außerdem noch zum vollen Hoheitsrecht über die Festung Luxemburg.

Allein nicht zufrieden mit diesem Raub machte Ludwig weitere Reunionsansprüche nicht nur auf die deutsch-ordischen Güter im Elsaß, auf die Güter der Universität Freiburg, sondern auch auf die Pfalzgrafschaft Simmern, und zwar im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, die eine Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz war, mit welchem die Simmern'sche Linie 1685 ausstarb. Um nun seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, brach Ludwig XIV den mit Kaiser und Reich abgeschlossenen Waffenstillstand, ließ, ehe noch ein Reichsheer zur Abwehr dieser Unbill herbeikommen konnte, die ganze Rheinpfalz besetzen und forderte den neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg (einen Sohn von Wolfgang Wilhelm) auf, die „Titres" seiner Erbansprüche nach Paris zu schicken. Vergebens that der Kaiser Einspruch gegen diese Anmaßung; allein Ludwig gab nur in so weit nach, daß er sich erbot, den Schiedsrichterausspruch des Papstes sich gefallen zu lassen. Indeß mit dieser Berufung war es ihm kein Ernst: denn auch der päpstliche Stuhl konnte sich seiner Achtung nicht rühmen, wie sich aus folgender Darstellung seines Verhältnisses zur Kirche ersehen läßt. (Späterhin ließ er sich für Pfalz-Simmern durch eine Geldsumme abfinden.)

2. Ludwig's Verhältniß zur Kirche und zum Papst. Der Jansenismus. Das Portroyal und die Jansenisten. Verfolgung derselben durch die Jesuiten. Pascal. Ausdehnung des königlichen Schirmrechts über alle Provincialkirchen. Widerspruch der Jansenisten. Verfolgung derselben und Auflösung ihrer Verbindung.

Obgleich Ludwig durch diese Vergrößerung seines Landes auf der Höhe seiner Macht stand, so schwächte er sie doch im Innern durch gleich

gewaltsames Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse. In dieser Beziehung sind einerseits seine Verfolgungen der Jansenisten und der Hugenotten, anderseits seine Streitigkeiten mit dem Papste von tiefeingreifenden Folgen für Frankreich sowohl, als auch zum Theil für Deutschland gewesen.

Der Jansenismus war eine reformatorische Bewegung im römischen Katholicismus, welche sich auf die Grundsätze wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit bezog. Die durch das Tridentinum abgeschlossene römische Kirchenlehre nämlich hatte die Lehrbegriffe von der Gnade und dem freien Willen (um die sich der Hauptstreit mit dem Evangelismus der Protestanten drehte) mit Übergehung der Lehre von der Prädestination zweideutig gefaßt, um die Protestanten verdammen zu können, ohne damit die Lehre Augustin's zu verdammen und dadurch einerseits die theologische Partei der Thomisten, die mehr augustinisch dachten, anderseits die Partei der Scotisten, die sich von der augustinischen Lehre losgesagt hatten, zu beleidigen. Von der Zweideutigkeit dieser Fassung ist oben (XIX. 11, 3.) ein Beleg gegeben worden: der fortgesetzte Streit der Thomisten und Scotisten blieb bestehen und erhielt vielmehr neue Schärfung durch die den Scotisten beifallenden Jesuiten, zu deren politischer Moral die augustinische Lehre nicht stimmen wollte.

Gegen diese Richtungen traten nun innerhalb der römisch-tridentinischen Kirche zunächst auf der Universität Löwen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Theologen Michael Bajus und Johann Hessels (genannt Johann von Löwen) auf, welche die Theologie von der Scholastik zu den Kirchenvätern zurückführen wollten und den todten Werken der Kirche eine innige Herzensreligion, insbesondere dem in der katholischen Kirche eingerissenen Semipelagianismus den strengen Augustinismus entgegenstellten. Ihre Gegner, die Scotisten und Jesuiten, brachten es aber beim Papst dahin, daß ihre Lehren verworfen wurden. Nichts desto weniger blieben viele Schüler des Bajus den Ansichten ihres Lehrers treu. Ein neuer Streit über diese Lehren, von den Jesuiten angeregt, wurde von einer päpstlichen Commission vierzehn Jahre lang (1593—1607) untersucht, am Ende aber durch ein päpstliches Gebot des Stillschweigens erledigt (1611). Natürlich ruhte dadurch der lebhaft unterhaltene Streit nicht: er trat durch Jansen in ein neues Stadium.

Cornelys **Jansen**, eines Handwerkers Sohn aus der holl. Grafschaft Leerdam, (geb. 1585, gest. 1638), der in Löwen studirt und in Paris mit dem eben so geist- und kenntnißvollen Domherrn Jean Duverger de Hauranne innige Freundschaft geschlossen, dann zu Bayonne mit ihm die Werke des Augustinus durchforscht hatte, wurde 1630 Professor der Theologie zu Löwen und späterhin Bischoff von Ypern. Er leitete eben zu Löwen ein von ihm gestiftetes Collegium, als jener sein Freund, der unterdeß Benedictiner-Abt von St. Cyran geworden war, ihn besuchte und nun beide sich verabredeten, „die Kirche auf ihren ursprünglichen Geist und auf ihre ursprüngliche Verfassung zurückzuführen.“ Daher schrieb St. Cyran (so wurde Duverger gewöhnlich genannt) ein Werk über Kirchenverfassung unter dem Titel Aurelius, und Jansen eine Rechtfertigung des augustinischen Systems gegen den Semipelagianismus unter dem Titel Augustinus. Jansen wurde nun zwar von den Jesuiten angegriffen, starb aber doch unangefochten 1638.

Um der augustinischen Lehre, wie Jansen und St. Cyran sie dargestellt hatten, eine practische Folge zu geben, benützte St. Cyran das nicht lange zuvor errichtete und von der edlen und frommen Angelica Arnauld (aus dem Hause des zu Heinrich's IV Zeiten berühmten, den Jesuiten feindlichen Parlamentsredners Arnauld d'Andilly) geleitete Benedictinerfrauenkloster von Portroyal des Champs zum Stützpunct. Weil er aber die Auflösung der Ehe des Herzogs von Orleans mit einer lothringischen Prinzessin, welche Richelieu betrieb, nicht billigte, warf dieser Staatsmann einen Haß auf ihn. — Als St. Cyran durch seine herzerschütternden Tröstungen, die er einst der Mutter Angelica's ertheilte, einen dabei befindlichen

Neffen Angelica's, den durch glänzende Beredsamkeit ausgezeichneten Anwalt und k. Staatsrath Le Maistre so ergriff, daß dieser der Welt entsagte und sich 1638 in Portroyal des Champs (zwischen Paris und Versailles: es gab nämlich noch ein Benedictinerfrauenhaus Portroyal in Paris selbst) 1638 als Einsiedler niederließ, so ergrimmten die Staatsmänner und Jesuiten auf's heftigste darüber, und dies gab dem Cardinal Richelieu die Gelegenheit, den St. Cyran zu verhaften. Hierauf theilten Viele von St. Cyran's Anhängern die Einsiedlerschaft Le Maistre's, und auf diese Weise bildete sich ein religiöser Laienverein, dessen Glieder, bestehend aus den angesehensten und gebildetsten Männern, sich um Portroyal des Champs ansiedelten und mit dem zu Vincennes verhafteten St. Cyran in beständiger Verbindung stunden. Hier führten sie, ohne sich von der Kirche zu trennen, ein rein geistliches Leben und strebten neben eifriger Betreibung der Wissenschaft durch Jugendunterricht die jansenistischen Grundsätze in's Leben einzuführen. — Richelieu's Tod befreite den würdigen St. Cyran aus seiner Haft und führte ihn seinen Freunden im Portroyal zu, die unterdeß an Zahl und Bedeutung zugenommen hatten. Unter ihnen befand sich Angelica's geistkräftiger und gelehrter Bruder, Anton Arnauld, Doctor der Theologie in der Sorbonne, Le Maistre's Bruder de Sacy, (berühmt als geistlicher Dichter und Bibelübersetzer), Pierre Lancelot, Verfasser sehr guter Schulbücher, Nicol, einige ausgezeichnete Ärzte u. a. m. Auch hatten die Herzoge von Luynes und von Liancourt und andere Vornehme häufigen Umgang mit den Männern des Portroyal; desgleichen enthielt die von Lancelot geleitete Bildungsschule derselben Knaben aus den angesehensten Familien Frankreichs. (Unter denen, welche aus den jansenistischen Schulen hervorgiengen, befanden sich auch Boileau und Racine.) — St. Cyran genoß die Freude über das Wachsthum seiner Pflanzung nicht lange: er starb noch in dem nämlichen Jahre seiner wiedererlangten Freiheit 1643. Auch das Nonnenkloster mehrte sich, und Angelica hatte unter andern auch ihre fünf Schwestern und dreizehn andere Verwandtinnen unter ihrer geistlichen Obhut.

Seit Jansen's hinterlassenes Schriftwerk im Druck erschienen war (10 Jahre nach seinem Tode) belebte sich dadurch der Kampf mit den Jesuiten, die natürlich gleich erkannt hatten, daß der Jansenismus eine Reformation der Kirche anstrebte. Obgleich sich zur Zeit der Fronde und besonders nach deren Untergang viele frondistische Parlamentsglieder (jedoch von der bessern Richtung) an das Portroyal anschloßen, so ließ man doch von Seite des Hofes die Jansenisten noch gewähren, zumal als sich zeigte, daß sie in einem Gegensatz zum römischen Hofe standen, mit welchem die Regierung Ludwig's XIV zerfallen war. Doch verdammte Papst Innocenz X 1653 fünf Lehrsätze, welche die Jesuiten aus dem Buche von Jansen gezogen hatten. Die Jansenisten unterwarfen sich zwar dem päpstlichen Urtheil, aber sie behaupteten, daß diese Lehrsätze nicht in Jansen enthalten seien. Da nun Alexander VI bestätigte, daß sie wenigstens indirect darin enthalten seien, so wendeten die Jansenisten ein, daß eine solche Entscheidung über eine Thatsache nicht in das Gebiet der päpstlichen Infallibilität gehöre. Aber eine Versammlung französischer Bischöffe erkannte das päpstliche Decret als verbindlich.

Im Jahre 1656 brachten es die Jesuiten in Verbindung mit den Dominicanern weiter dahin, daß der obgenannte Anton Arnauld aus der Sorbonne gestoßen wurde. Da erhob ein Freund desselben, der berühmte Philosoph und Mathematiker **Pascal**, der — durch eine wunderbare Rettung getrieben, seine großen und tiefen Geistesgaben dem Dienste des lebendigen Christenthums, insbesondere dem Dienste der Armen, zu weihen, — sich seit 1654 gleichfalls den Gliedern des Portroyal angeschlossen hatte, die erste gewichtige Stimme aus der katholischen Kirche gegen die Jesuiten, und schrieb, unter dem Namen Louis de Montalte, seine Lettres provinciales, worin er mit tiefem Ernst, großem Scharfsinn und feinem Witz die sophistischen Moralgrundsätze der Jesuiten in ihrer Laxheit und Gefährlichkeit darlegte, wie sie nämlich in den Schriften und in der Praxis vieler Jesuiten sich

wirklich vorfanden, wenn sie auch nur in so ferne dem Orden, als solchem, zur Last fallen, als kein Jesuite ohne Genehmigung des Ordens eine Schrift herausgeben durfte. Die Wirkung der Briefe Pascal's war ungeheuer und schlug der Jesuitensache eine tiefe Wunde, weßhalb nun der Hof sowohl, als der Papst anfiengen, die Gesellschaft des Portroyal zu beschränken und zu stören. Im Jahr 1660 befahl der König allen Geistlichen des Landes, die frühere päpstliche Entscheidung anzuerkennen; ja sie mußten einen schriftlichen Revers ausstellen, und selbst die Nonnen vom Portroyal wurden zur Unterschrift gezwungen, so daß in der französischen Kirche eine große Störung entstand. — Erst der folgende, milder denkende Papst Clemens IX gab 1668 eine weitere Fassung des Reverses, die das Gewissen der Jansenisten zu unterschreiben keinen Anstoß fand, so daß sie Jansen's Buch ferner gebrauchen konnten. Von da an galten die Jansenisten eine Zeit lang als eine eigenthümliche Partei in der römischen Kirche, gleichsam als eine eximirte Corporation innerhalb des Katholicismus.

Pascal selbst erlebte das Ende des Streites nicht. Er hatte aus Barmherzigkeit eine arme, kranke Familie in sein Haus genommen; eines der Kinder bekam die Blattern; Pascal wurde davon angesteckt und erlag denselben im 39. Jahre seines Alters, 1669. Er hinterließ ein anderes unvollendetes Werk unter dem Titel: Pensées sur la religion, worin er apologetisch zu beweisen sucht, daß der menschliche Geist selbst die geoffenbarte Religion voraussetzt. Auf die blos weltliche Gesellschaft hatte überhaupt die Opposition des Jansenismus gegen die Jesuiten nur eine negative Wirkung, indem man sich dadurch berechtigt glaubte, gegen das Christenthum überhaupt Opposition machen zu dürfen.

Der Jansenismus, so ehrwürdig er ist und so heilsam sein Einfluß für Frömmigkeit und Sittlichkeit war und sich darum auf weit hinaus im Stillen über einen großen Theil Frankreichs verbreitete, hatte doch nicht die Kraft, den vulgären Katholicismus zu überwinden und sich selbst vor einer Ausartung des Mysticismus zu bewahren. Es ist vielmehr diese Bewegung „innerhalb der katholischen Kirche im Namen der Religion" — ein Zeugniß mehr für die Behauptung, daß der römische Katholicismus unfähig ist, sich aus sich selbst, d. i. von Innen heraus mit Beibehaltung seiner hierarchischen Grundlagen zu reformiren.

Wenn auch dem Könige der tiefe Ernst des Jansenismus gar nicht zusagte, so kam ihm doch anfangs das Streben desselben nach einer gewissen Unabhängigkeit vom päpstlichen Einflusse ganz gelegen: denn auch er wünschte längst, gleich dem englischen Könige, eine mehr seinem Herrscherwillen unterworfene Nationalkirche, die zwar nicht, wie in England, ganz vom Papste getrennt erscheinen, aber doch mehr von des Königs Entscheidung abhängen sollte. Ein Fürst, welcher wie Ludwig XIV alle Macht und alles Recht seiner Nation in seiner Person zu vereinigen meinte, konnte die Macht, welche der heilige Stuhl neben der seinigen in seinem Lande ausübte, mit seinen Grundsätzen nicht vereinigen. Trotz seiner Verehrung gegen die Kirche hörte er daher nicht auf, in Religionsangelenheiten sich den Ansprüchen Roms zu widersetzen und sie sich selbst anzueignen. Seit mehreren Jahrhunderten hatten seine Vorgänger das Recht (genannt die Régale) ausgeübt, während der Vacanz eines Bisthums die Einkünfte des Bischoffs einzuziehen, diejenigen der Diöcese zu verwalten und statt seiner auf die Beneficien derselben zu ernennen. Die neuerdings aber von der Krone einverleibten Provinzen, besonders im Süden, verlangten nach ihrem Herkommen hiervon eine Ausnahme und wurden dabei von den Päpsten um so mehr unterstützt, als bei ihnen bisher das Einkommen vacanter Bisthümer in den päpstlichen Schatz ge-

flossen war. Plötzlich erschien 1673 ein königliches Edict, kraft dessen alle Bisthümer der Régale unterworfen wurden. Vergebens protestirte und excommunicirte der Papst. — Fast alle französischen Bischöffe erkannten in einem Nationalconcilium die Régale an. Da aber zwei jansenistische Bischöffe widersprachen, so warf der König auf alle Jansenisten (zu denen sich bereits ausgezeichnete Gelehrte Frankreichs, ein Pasquier Quesnel, St. Marthe u. a. zählten), einen Haß, der am Ende bis zur Auflösung ihrer Verbindung und Zerstörung des Klosters Portroyal gieng. Doch blieben sie auch in der Zerstreuung noch verbunden und ihr Einfluß war noch lang in Frankreich in den weitesten Kreisen spürbar.

Um nämlich die große Verbreitung, welche Quesnel's jansenistischer Commentar über das Neue Testament (1671) gefunden hatte, zu hemmen und den Jansenismus zu vernichten, brachten es die Jesuiten bei dem Papste Clemens IX dahin, daß derselbe das Verdammungsurtheil Innocenz X über die fünf jansenistischen Sätze auf's Neue in aller Strenge wieder aufnahm und in einer Bulle erklärte, es sei nicht genug, über diese Sätze Stillschweigen zu beobachten: es müsse Jeder fest annehmen, daß sie von ihrem Urheber in ketzerischem Sinne genommen worden seien. Da der Streit wieder mächtig entbrannte, so ertheilte der französische Hof, vom Papst unterstützt, 1710 den Befehl, Portroyal zu zerstören: es wurde der Erde gleich gemacht und dabei sogar der Leichname in den Gräbern nicht geschont. (S. Reuchlin's Geschichte von Port-Royal). Im Jahr 1713 erließ derselbe Papst die Bulle Unigenitus, in welcher 101 Sätze aus Quesnel's Buch verdammt wurden, darunter auch Sätze, die theils wörtlich in der Bibel, theils in den Kirchenvätern vorkommen. Da ein Theil der französischen Bischöffe die Bulle nicht annahm, so entstanden die verwickelten sogenannten Constitutionsstreitigkeiten, welche 1720 durch ein Machtgebot niedergeschlagen wurden. (Davon in der folgenden Periode.)

3. Protestation des Papstes gegen Ludwig's Kircheneingriffe. Ludwig und sein Nationalconcilium. Die vier Artikel der gallicanischen Freiheiten. Vergeblicher Widerspruch des Papstes. Schreckliche Bedrückung der Hugenotten. Widerruf des Edicts von Nantes. Die Dragonaden. Flucht vieler Hugenotten in's Ausland. (Der spätere Krieg in den Cevennen; die Camisarden.)

Da der König, das von ihm in diesem Umfang behauptete Schirmrecht über die Kirche entschieden festhielt, so unterwarf sich die ganze übrige französische Geistlichkeit ohne Murren seinem Willen. Dazu sah aber der folgende Papst Innocenz XI nicht gleichgültig, sondern protestirte 1679 dagegen. Der König — das Band verkennend, das eine katholische Monarchie mit der Theokratie verbindet, und keineswegs aus irgend einem evangelischen Grunde, sondern einzig durch seinen absolutistischen Sinn bewogen, womit er auch über das Blut und Geld seiner Unterthanen verfügte, — berief hierauf ein Nationalconcilium, das, von dem fügsamen Bossuet, Bischoff von Meaux, geleitet, in vier Artikeln die sog. gallicanischen Freiheiten aufstellte, die in den Händen Ludwig's XIV der allgemeinen Kirche Abbruch thaten und die französische Kirche zum bloßen Werkzeug der weltlichen Macht herabsetzten. Hiemit bereitete er in Frankreich den Übergang der Kirche aus dem

theokratisch-mittelalterlichen Zustand in ein Stadium, aus welchem sich in späterer Folgezeit — allerdings unter Mitwirkung noch anderer Ursachen — das revolutionäre, die Kirche, wie den Staat umstürzende Princip entwickelte, ein Princip, das demnach ursprünglich nicht auf echt-evangelisch-protestantischem Boden zu suchen ist.

Die vier Artikel, in welchen die Freiheiten der gallicanischen Kirche enthalten sind, sprechen im Wesentlichen aus: 1. der Papst ist durch Concilien beschränkt; 2. die Kirche hat nur in geistlichen Dingen Gewalt (folglich ist die weltliche Macht unabhängig von den Eingriffen der geistlichen Macht); 3. die französische Kirche behält ihre besondern Rechte und Gewohnheiten; 4. die päpstliche Entscheidung in Glaubenssachen bekommt ihre Gültigkeit für Frankreich erst durch die Bestätigung des französischen Klerus. Diese vier Sätze sind als „das Manifest der Vereinigung zwischen der Krone und den Bischöffen des Reichs dem römischen Stuhle gegenüber" zu betrachten; offenbar hatte darin die Krone das Übergewicht. — Diese neue gallicanische Kirche fand ihren Dogmatiker in Bossuet, der in seiner Exposition de la foi catholique eine „neue gallicanische Orthodoxie" aufstellte, die sich aber weder die Jesuiten, noch die Jansenisten gefallen lassen mochten.

Innocenz XI verwarf die gallicanischen Artikel und forderte den König zum Widerruf auf. Allein der König ließ dieselben von allen Parlamenten des Reiches registriren, von allen geistlichen Behörden unterzeichnen und durch Schulen und Academieen vertheidigen und verbreiten. Das Einzige, was er that, um mit dem päpstlichen Stuhle ein gewisses Verhältniß herzustellen, war, daß er die neue, in seine Hände gelegte Kirchengewalt zunächst zu der schon erwähnten Unterdrückung der Jansenisten und nun besonders zur gewaltsamen Unterwerfung der Hugenotten unter die gallicanische Kirche benützte. Die Reformirten Frankreichs betrugen an Zahl 1½ bis 2 Millionen, durchweg ruhige und thätige, besonders gewerbfleißige Einwohner, in deren Besitz sich ein sehr bedeutendes Vermögen befand. Sie waren stark an der Finanzverwaltung, an den Staatspachtungen, am Creditwesen, an den aufgekommenen Manufacturen betheiligt. Ihre Fabricationen wetteiferten mit den englischen; ihre Luxus-Arbeiten genoßen einen weiten Ruf; ihr Handelsverkehr mit England und Holland war bedeutend. Dabei zeichneten sie sich durch ein reges geistiges Streben aus, das sich in der Literatur und im practischen Leben, insbesondre in der Theologie (beim Schriftenkampf gegen Bossuet und gegen die Jansenisten), im Predigtamt, in der Arzneikunde, in den Naturwissenschaften kund that und auf ihren Universitäten zu Sedan, Montauban und Saumur genährt wurde.

In den ersten Jahren der Regierung Ludwig's XIV hatte er sich in seinen damals von ihm niedergeschriebenen Memoiren gegen jede gewaltsame Unterdrückung der Hugenotten ausgesprochen und nur den Grundsatz aufgestellt, daß man ihnen nichts weiter gewähren dürfe, als was sie durch die Rechtszusicherungen der vorangegangenen Regierungen errungen hätten. Seit dem Nymweger Frieden aber trat der entgegengesetzte Einfluß, den seine Umgebung auf ihn gewonnen hatte, grell zu Tage.

Denn daß sich Ludwig zur Verfolgung der Hugenotten durch seine Hofumgebung — namentlich durch seinen Beichtvater Père la Chaise, durch seinen Minister Le Tellier, Louvois, Châteauneuf, besonders aber durch die Frau von Maintenon — deren frühere Schicksale oben Kap. 4, 2 angegeben wurden, und die nun durch Bigotterie den alternden König zu fesseln und sich ihren Einfluß auf die Regierung zu sichern wußte, — bestimmen ließ, ist gewiß; eben so, daß er sich für die Sünden seiner Jugend durch die Vernichtung der Hugenotten „mit dem Himmel abzufinden" dachte, als dessen Feinde sie von seiner frömmelnden Umgebung dargestellt wurden. Dennoch trifft jener Vorwurf im Grunde seine ihn durch und durch beherrschende Selbstsucht, welche äußeren Einflüssen auf sich stets nur so weit Eingang ließ, als sie mit seinem Interesse übereinstimmten, — eine Selbstsucht, die auch in dieser Art von Sündenabbüßung das bequemste, persönlich kein Opfer kostende Mittel erblickte, welches noch dazu mit seinem Hang zur Härte und zur exclusiven Behandlung Anderer völlig übereinstimmte.

Schon als der König im J. 1675 die oben erwähnte Versammlung des Klerus berief, welche die gallicanischen Freiheiten zu Gunsten der Krone festsetzte, und die Versammlung bei der feierlichen Überbringung jenes ihres Berathungsergebnisses ihn aufforderte, Gott seinen Dank für so große Erfolge dadurch zu beweisen, daß er die Ketzerei aus seinem Reiche ausrotte, erklärte er, dem tiefen Eindruck, den dieser Wunsch auf ihn mache, Folge geben zu wollen. So lange aber der Krieg noch währte, blieb es nur bei kleineren Bedrängnissen der Protestanten. Gleich nach eingetretenem Frieden aber gieng Ludwig's Regierung an die ernstere Ausführung des vermeintlich guten Werkes.

Es begann daher gegen die Protestanten Frankreichs eine Reihe von Bedrückungen, die auf ihren Untergang zielten. Durch mannichfache Künste war schon längerher ein ansehnlicher Theil hugenottischer Großen zum Katholicismus gebracht worden, und so hatte man es jetzt fast nur mit der Masse des kleinen Adels und des Handels- und Gewerbstands zu thun; diese suchte man nun durch gesteigerten Druck zum Übertritt zu drängen. Dieser Druck äußerte sich durch ein geschärftes Verbot, zum reformirten Glauben überzugehen; durch die Erlaubniß, reformirte Kinder anstatt erst im vierzehnten, schon im siebenten Lebensjahre in die (katholische Kirche aufzunehmen; im directen Verbot der gemischten Ehen; durch die Verordnung, daß jedes reformirte Kind binnen 24 Stunden getauft werden müsse (womit bezweckt wurde, daß manche Ältern dann wegen zu großer Entfernung ihres Predigers zur katholischen Taufe greifen würden); im Verlust der Privilegien des Rangs; in Entziehung der Gewerbsrechte; in Aufhebung der Chambres mi-parties oder der halb mit Protestanten, halb mit Katholiken besetzten Gerichtshöfe; endlich in Verbannung ihrer Geistlichen, in Schließung ihrer Schulen, im Entreißen ihrer Kinder, um sie im katholischen Glauben zu erziehen, in Niederreißung ihrer Kirchen und zuletzt durch die Dragonaden oder Einlagerungen von Dragonern und anderen Soldaten, um dadurch die Widerstrebenden zum Glaubenswechsel zu zwingen, wobei Mißhandlungen der rohesten und empörendsten Art verübt wurden.

Sowohl zu der gewaltsamen Entziehung der Kirchen, als auch zu der quälenden Maßregel der Dragonaden behufs der Zwangsbekehrungen gab den Anstoß einer jener Menschen, welche sich die Gunst der Mächtigen durch jedes Mittel zu erwerben suchen, um höher zu steigen. Er hieß Foucault, und war Intendant von Montauban, nachher von Pau und zuletzt zu Paris. Dieser legte in einer Audienz dem Könige eine Karte von Bearn, dem Mutterlande des französischen Protestantismus, mit einer Denkschrift vor, worin er nachzuweisen suchte, daß dieses Land im Verhältniß zu seinem Umfang zu viel protestantische Kirchen habe, und auf Schleifung von 15 derselben antrug. Der König empfahl die Sache seinen Ministern zur Überlegung und diese setzten sie gleich in Ausführung; die noch übrigen fünf Kirchen Bearns wurden auf Antrieb Foucault's unter dem Vorwande, daß Edictwidriges darin vorgenommen worden sei, durch gerichtlichen Spruch zerstört. Die verjagten Prediger wurden nicht einmal an den Bearner Gränzen geduldet, damit die Jesuiten ihre Missionsthätigkeit darin ungestört verrichten könnten. Diese Missionen in Bearn wurden von Paris aus durch den dortigen Erzbischoff Harlay und den Beichtvater des Königs Père la Chaise geleitet. Obgleich diese beiden Männer früher in dem Rufe der Mäßigung gestanden hatten, so glaubten sie doch nun ihre Rechtgläubigkeit, welche durch ihr eifriges Wirken für die gallicanischen Freiheiten in den Augen des Papstes „zweifelhaft" geworden war, durch Vernichtung des Protestantismus in desto glänzenderes Licht zu setzen.

Mit diesen beiden geistlichen Häuptern setzte sich nun obgenannter Foucault in nähere Verbindung und gab den Rath, den Minister Louvois zu bestimmen, daß er die Jesuitenmission in Bearn durch Truppen unterstützen ließ, „nicht um Thätlichkeiten zu verüben", wie Foucault sagte, „sondern nur um Furcht einzuflößen!" Durch die Last dieser Einlagerungen bewogen, traten bald viele Protestanten zum Katholicismus über, und von Tag zu Tag, von Monat zu Monat berichtete Foucault von immer massenhafteren Bekehrungen: schon im Monat Mai (1685) hatten sich die Bekehrungen auf 800 belaufen; diese seien im Juni auf 5000, im Juli auf 16000, im August auf 21000 gestiegen, so daß im ganzen Ländchen nur noch 1000 Widerstrebende gezählt würden. Da er wußte, daß Père la Chaise diese seine Berichte dem Könige immer vorlegte, so war er mit diesen Zahlen nicht karg. Kein Wunder übrigens, wenn eine große Zahl abfiel: in den Orten, wo man der Aufforderung zur Bekehrung widerstand, drangen die Dragoner mit gezogenen Schwertern ein, hausten darin wie in Feindesland und verübten an Reichen und Armen, Erwachsenen und Kindern die rohesten Unthaten; gerade Diejenigen, die ihren Glauben am standhaftesten bekannten, wurden am ruchlosesten mißhandelt: man zertrümmerte ihre Häuser und Hausgeräthe, schlug selbst Greise und entehrte ihre Frauen und Jungfrauen, ja man grub sogar ihre Todten aus und warf sie auf den Schindanger.

Am Hofe erfuhr man von diesen Gräuelthaten nichts, sondern nur von massenweisen Bekehrungen. Solche Erfolge bewogen den Minister Louvois, das gleiche Bekehrungsmittel in ganz Südfrankreich anzuwenden und die Jesuitenmissionen daselbst durch Absendung einer ganzen Heeresabtheilung zu unterstützen. Diese Soldaten wurden überall nur bei den Reformirten einquartirt und blieben so lange in jedem Orte, bis wenigstens $^2/_3$ oder $^3/_4$ derselben bekehrt waren. In den meisten Gegenden hatte ein 40jähriger Frieden die Menschen ruheliebend gemacht, so daß schon die den Truppen vorausgehende Furcht Viele zum Abfall brachte, der da, wo einmal der Anfang gemacht war, auch die Menge ergriff. In Guyenne wurden 6000, im Gebiet von Montauban 20,000 gezählt; in Langued'oc erfolgten binnen drei Tagen 60,000, in der Dauphiné binnen 14 Tagen 30,000 Bekehrungen, und nach ähnlichem Maßstab in andern Provinzen und Orten. In Rochelle, diesem einst so starken hugenottischen Bollwerke, unterwarfen sich die Einwohner in zwei Tagen!

Natürlich war der König, ohne Kenntniß von den dabei angewandten Gräueln, über die Menge der Bekehrungen erstaunt und hocherfreut, so daß die Leiter der Intrigue den letzten Hebel anzusetzen

sich getrauten, um den noch weit über zwei Drittheil betragenden Rest der Reformirten zu vernichten. Man stellte dem Könige vor, die Zahl der Nichtbekehrten sei nur noch gering und bestehe nur aus unruhigen Köpfen, welche man nicht anders, als durch die königliche Erklärung, daß fortan in Frankreich keine andere Religion, als die katholische, geduldet werde, unschädlich machen könne. So brachte man ihn dahin, daß er am 22. Oct. 1685 den auch vom obersten Gerichtshofe registrirten **Widerruf des Edicts von Nantes** veröffentlichte, durch welchen der Protestantismus in Frankreich für immer aufgehoben erklärt wurde.

Da in England König Jacob II seinen Entschluß, den Katholicismus daselbst wieder herzustellen, kund gethan hatte, so war in politischer Hinsicht von England keine Mißbilligung zu befürchten. Die Frage aber, ob das einst so feierlich gegebene Edict auch rechtlich zurückgenommen werden könne, wurde von einem angeordneten Gewissensrathe, dem zwei Juristen und zwei Theologen beiwohnten, so wie durch die Beistimmung des Generalprocurators dahin entschieden, daß wegen der Masse der Bekehrungen der Grund weggefallen sei, der einst das Edict hervorgerufen habe, nämlich die Besorgniß vor einem Bürgerkriege. Da also die Juristen die Zurücknahme für erlaubt, die Theologen sie für eine Gewissenspflicht erklärten, so erfolgte sie, und besonders war es Louvois, der die Ausführung am energischesten betrieb, weil er wohl einsah, daß jene gewaltsamen Bekehrungen nicht Stand halten würden und daher der Rückfall der Bekehrten durch jene Maßregel unmöglich gemacht werden müßte.

So wurde also den Protestanten die Ausübung ihres Gottesdienstes bei Todesstrafe, die Auswanderung bei Galeerenstrafe verboten, und der Zwang, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen, unnachsichtlich durchgeführt.

Nun erst zeigte sich, wie so sehr Vielen noch ihr Glauben etwas galt. Da ihnen, gegenüber der Militärmacht, kein Widerstand half, so gaben sie Hab und Gut preiß und suchten ihr Heil in der Flucht. Tausende flohen in die Gebirge, wo aber die königlichen Truppen förmliche Jagd auf sie machten und sie wie Wild wegschossen; Hunderttausende (besonders aus den Städten) flüchteten sich, der verschärften Bewachung ungeachtet, über die Gränzen und trugen ihre Industrie, zum großen Schaden Frankreichs, in das protestantische Ausland.

Die Flucht über die Gränzen war für die Meisten mit den äußersten Gefahren verbunden, besonders für die Vornehmen und ihre Familien. Sie fiel gerade in die schlimmste Jahreszeit; Manche mußten, um den Spähern zu entgehen, Sümpfe und seichte Stellen der Flüsse durchwaten, im Dickicht der Gebüsche übernachten, in dunkeln Schiffsräumen voll erstickender Luft oder in leeren Tonnen sich verstecken. Wer aufgefangen oder sonst entdeckt wurde, hatte das härteste Loos auf der Galeere zu gewarten, an die auch mancher Graf und Marquis geschmiedet wurde. Vielen half Mitleid oder Eigennutz über die Gränze.

Die im Lande zurückblieben und übertraten, hiengen, die Meisten wenigstens, im Geheimen ihrem Glauben an. Zwar gestattete nachher ein weiterer Artikel, den Nicht-Übertretenden im Königreich zu bleiben, und mit Beibehaltung ihres Vermögens ihre Geschäfte fortzusetzen, bis Gott sie erleuchten werde: allein diese waren, wenn sie standhaft blieben, fortwährenden Quälereien von weltlicher und geistlicher Seite her ausgesetzt.

Während allenthalben im Ausland der Name dieses französischen Königs ein Gegenstand des Abscheus wurde, triumphirten des Königs Priester und Weiber und erhoben ihn durch Schmeicheleien und Lobsprüche fast auf die Stufe eines Heiligen.

Daß dieser Act königlicher Despotie jener Sünde der Bartholomäusnacht nichts nachgab, ersieht man daraus, daß bei diesen Verfolgungen, selbst nach katholischen Zeugnissen, nur allein in Languedoc über 100,000 Protestanten (fast der 10. Theil der dortigen prot. Bevölkerung) durch qualvolle Todesarten umkamen, und daß viele Tausende in den Gebirgen den gegen sie ausgesandten königlichen Truppen erlagen. Unter denen, welchen es gelang, über die Gränze zu entkommen, befanden sich an 15,000 Edelleute, darunter tüchtige Offiziere. Viele Tausende nahmen in den Niederlanden und in Savoyen Kriegsdienste; in London bevölkerte sich eine ganze Vorstadt mit französischen Seidenarbeitern. An 20,000 französische Flüchtlinge fanden in den Landen des großen Kurfürsten von Brandenburg Aufnahme und Unterstützung, und die meisten darunter brachten nützliche, zum Theil vorher nicht gekannte Künste und Gewerbe mit. So kam es, daß sich in vielen deutschen Städten französisch-reformirte Gemeinden bildeten, in denen zum Theil heute noch das Evangelium in ihrer Muttersprache vernommen wird. — In Frankreich blieb ungefähr eine Million zurück, von denen viele, erbittert über diesen Zwang, sich dem Unglauben ergaben, der sich in der Folge nicht blos gegen den Katholicismus, sondern gegen alles Christenthum wendete und eine Haupttriebfeder der Revolution wurde. — Ludwig's Beispiel und Antrieb veranlaßte auch den Herzog von Savoyen, die Waldenser zu verfolgen; weil sich aber damals die protestantischen Mächte Europa's gegen Frankreich verbanden, stellte er die Verfolgungen wieder ein. — Auch über die französischen Waldenser in den Thälern der Cevennen (Nachkommen der alten Waldenser daselbst) dehnte sich der Verfolgungskampf aus: sie widerstanden anfangs ihren Drängern durch standhaften Widerspruch; als aber Mißhandlungen sie auf's äußerste trieben, warfen sie, in leinene Blousen gekleidet und daher **Camisarden** genannt, ihre nackte Brust den französischen Marschällen (Montrevel, Villeroy u. a.) entgegen, und das Toben eines schrecklichen Bürgerkriegs, in welchem mehr als Hunderttausend für ihren Glauben bluteten, erfüllten (von 1702—1704) die sonst friedlichen Thäler. Man konnte sie nicht überwältigen und mußte mit ihrem tapfern Anführer Cavalier einen Vergleich eingehen, der ihnen Gewissensfreiheit sicherte. Nicht alle aber nahmen diesen Vergleich an und so entbrannte der Kampf 1705 auf's neue, bis Marschall Berwick sie durch einige Milde zur Ruhe brachte.

6. Kapitel. Krieg Ludwig's XIV mit den Mächten des Augsburger Bündnisses bis zum Ryswicker Frieden.

1. Allgemeiner Unwille über Ludwig's Vergrößerungssucht. Bündniß Brandenburg's mit Holland und Schweden. Kriegserklärung Ludwig's an Holland. Das Augsburger Bündniß. Die Erledigung des Kölner Kurfürstenstuhls. Besetzung Kölns und der ganzen Rheinlinie durch die Franzosen. Hunnische Verwüstung der Pfalz. Nachtheile der Franzosen am Niederrhein und in den Niederlanden. Sieg des Marschalls Luxemburg bei Fleurus. Ludwig's Eroberung von Mons. Louvois' Tod. Seesieg der Holländer.

So lange in den vereinigten Staaten, wohin die geflüchteten französischen Protestanten dem dort schon bestehenden Unwillen über Ludwig's harte Verfolgungssucht und Ungerechtigkeit neue Nahrung zugeführt hatten,

der Prinz Wilhelm von Oranien mit den Angelegenheiten, die ihn demnächst auf den englischen Thron führen sollten, beschäftigt war, konnte er noch nicht gegen Frankreich auftreten. Erst als die Vertreibung Jacob's II (XXI. 9, 4.) geglückt war, konnte er dem Vertheidigungsbündniß, das der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit den Schweden und mit den vereinigten Staaten zum Widerstand gegen Ludwig's Anmaßungen und zum Schutze des Kurfürsten von der Pfalz und des Herzogs von Lothringen geschlossen hatte, durch die Vereinigung der englischen mit der holländischen Macht einen wirksamen Nachdruck geben. Eben jenes Bündniß aber hatte den König Ludwig bereits am 15. Nov. 1688 bewogen, den Generalstaaten den Krieg anzukündigen. Auch der Kaiser und Spanien schloßen mit dem Kurfürsten von Bayern, mit dem bayerischen Kreise und den oberrheinischen Ständen zum Schutz des Reichs gegen Frankreich das sog. Augsburger Bündniß, dem auch der Kurfürst von Sachsen und nachher auch Wilhelm von Oranien, als König von England, beitrat. Alle diese Vereinigungen billigte auch der Papst, der unterdeß von Ludwig XIV eine noch rücksichtslosere Behandlung hatte erfahren müssen. So trat also Frankreich zugleich einerseits gegen die Seemächte, anderseits gegen den Kaiser und den Papst in den Kampf.

Innocenz XI hatte nämlich, um in Rom eine bessere polizeiliche Verordnung und Sicherheit einführen zu können, die Gesandten der fremden Mächte vermocht, auf ihr Asylrecht zu verzichten, weil es so vielen Frevlern und Ruhestörern Gelegenheit gab, durch den Schutz der fremden Gesandten der Strafe der Gerechtigkeit zu entgehen. Nur Ludwig XIV bestund für seinen Gesandten auf jenem Asylrecht, und als sein Gesandter 1687 mit einem Gefolge von 800 Edelleuten einen ganzen Stadtbezirk in Beschlag nahm, gab ihm der Papst keine Audienz und als derselbe mit einem großen bewaffneten Gefolge in die Peterskirche eindrang, so that ihn der Papst in den Bann. Dafür ließ Ludwig Avignon besetzen und brach allen Verkehr mit Rom ab. Der Papst aber blieb fest und verweigerte fortwährend den gallicanischen Bischöffen die Bestätigung. Sein Nachfolger Alexander VIII handelte ebenso. Erst später, als unter Innocenz XII die französische Geistlichkeit jene Beschlüsse und der König seine auf den Grund derselben erlassenen Bestimmungen (freilich nur im Stillen) zurücknahm, ertheilte der Papst die vorenthaltene Bestätigung.

Die im Jahre 1688 eintretende Erledigung des Kölner Kurfürstenstuhls gab sodann Veranlassung zum Beginn der Feindseligkeiten auch mit dem deutschen Reiche. Der Kurfürst von Köln hatte sich von Ludwig XIV bereden lassen, den Grafen Wilhelm von Fürstenberg zu seinem Coadjutor anzunehmen, — denselben, den der Kaiser früher als einen Verräther der deutschen Sache hatte verhaften lassen und der unterdeß seinem verstorbenen Bruder, dem Bischoff Egon von Straßburg im Amte gefolgt und durch Ludwig's Betrieb Cardinal geworden war. Als der Kurfürst von Köln 1688 starb, suchte Ludwig durch Bestechung einer Anzahl kölnischer Domherren dem Coadjutor das Kurfürstenthum Köln zu verschaffen, um an ihm ein stetes Werkzeug seiner Plane gegen Deutschland zu haben. Allein der Papst und der

Kaiser thaten Einspruch und ließen vom Domcapitel den Prinzen Johann Clemens von Bayern wählen und bestätigten diese Wahl.

Darüber aufgebracht, ließ Ludwig XIV durch ein französisches Heer das Gebiet der Kurfürsten von Trier und von Köln besetzen; nur die Städte Köln und Coblenz wurden noch gerettet, während die festen Plätze des Kölnischen Stiftes (Neuß, Bonn, Rheinberg, Kaiserswerth) sich durch Verrath in französische Hände lieferten. Ein anderes Heer unter dem Oberbefehl des Dauphin besetzte Mainz, Worms, Speyer; er eroberte Philippsburg und durchzog Franken und Schwaben (bis Augsburg hin) unter Brandschatzungen. Da er seine Absicht, durch diesen Schrecken die Verbündeten nachgiebig zu machen, nicht erreichte, seine Streitkräfte aber zu einer langen Behauptung der eingenommenen Plätze und Lande nichts ausrichteten, so faßte Louvois den Plan, nur Philippsburg und Mainz festzuhalten, „die andern rheinischen Städte und Orte aber aufzugeben, doch wo möglich, ihre Einwohner auf französisches Gebiet zu verpflanzen, damit die vordringenden deutschen Heere in diesen Gegenden keinen Anhalt finden möchten." Daher gab der König dem am Rhein stehenden Marschall Duras den Befehl, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und General Melac vollführte diesen Befehl, von Heidelberg aus, mit solch' hunnischer Grausamkeit, daß die meisten Städte und Dörfer von Oppenheim an bis Frankenthal, ja zum Theil bis an das Elsaß hinab, in Asche sanken, und so die schöne Pfalz in eine Wüste verwandelt wurde.

Die Verwüstung gieng so weit, daß alle Weinstöcke ausgerissen und die Fruchtbäume an der Wurzel abgeschnitten wurden, und 400,000 Einwohner um alle ihre Habe kamen, zum Theil viehisch mißhandelt, in der Winterwitterung hinausgejagt und theilweise niedergemacht wurden. In Heidelberg selbst wurde das schöne Schloß ausgeplündert und nebst der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt. Auch Mannheim, worin es sich die Franzosen den Winter über so wohl hatten sein lassen, wurde zerstört, ja die Bürger selbst mußten einen Theil ihrer Häuser niederbrennen. Denn Vauban hatte besonders diesen Platz als einen bezeichnet, den man um keinen Preis wieder in die Hände der Deutschen gerathen lassen dürfe, weil er bei gehöriger Befestigung unbezwinglich gemacht werden könnte. — Das gleiche Schicksal hatten Oppenheim, Kreuznach, Alzey, Gernsheim, Frankenthal, Wachenheim, Ladenburg, Bretten, Bruchsal, Baden-Baden, Rastadt, Pforzheim und viele andere Orte. Auch Speyer und Worms wurden im Mai 1689 trotz der von Duras und dem Dauphin gegebenen Zusage der Schonung — nachdem ihnen ihre Befestigungen niedergerissen, alles Geschütz, alle Korn- und andern Vorräthe und ihre beste in den Dom geflüchtete Habe weggenommen worden war — niedergebrannt und in Schutthaufen verwandelt. Sogar die Kaisergräber im Dom zu Speyer wurden aufgerissen, und wenn auch nicht in dem Umfange zerstört, den man gewöhnlich anzugeben pflegt, doch die Särge ihrer Kostbarkeiten beraubt, und auf solche Weise hier, wie anderwärts, alles vernichtet, was die Deutschen an ihre ehemalige Größe hätte erinnern können. — Über diese unmenschliche Verwüstung der Pfalz empfand die aus dem kurpfälzischen Hause stammende Gemahlin des Herzogs von Orleans, Elisabethe Charlotte, einen um so größern Schmerz, als sie namentlich für Heidelberg und Mannheim ausdrückliche Fürbitte bei dem Dauphin eingelegt hatte, welche aber dieser nicht beachtete. „Sollte man mir (schrieb sie am 20. März

1689 an die Kurfürstin Sophie) das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen zu bedauern und zu beweinen, daß ich so zu sagen, meines Vaterlandes Untergang bin und über das Alles des Kurfürsten, meines Herrn Vaters sel., Fürsorge und Mühe auf einmal so über den Haufen geworfen zu sehen!"

Kurz zuvor, im März 1689, hatte der brandenburgische Feldmarschall (Kurfürst Friedrich Wilhelm war schon am 9. Mai 1688 gestorben und sein Sohn Friedrich III ihm in der Regierung gefolgt,) in Verbindung mit den Niederländern die Franzosen aus dem Kölnischen verjagt. Ein halb Jahr darauf vertrieb der Herzog von Lothringen, unterstützt von den Bayern und Sachsen, sie auch aus Mainz, während der Herzog von Marlborough mit dem englisch-niederländischen Heere sie aus Flandern zurückdrängte, indem er die französischen Linien bei Gent sprengte. Zwar erfocht der berühmte französische Marschall von Luxemburg (ein im Privatleben zwar intriganter, unzuverlässiger und unmoralischer Mann, aber im Felde äußerst tapferer, unternehmender und umsichtiger Führer) am 1. Juli 1690 einen großen Sieg bei Fleurus über die von dem Fürsten von Waldeck befehligten Niederländer, noch ehe die brandenburgischen und spanischen Truppen auf dem Schlachtfeld eintrafen. Auch besiegte die französische Flotte die englisch-holländische beim Cap Beveziers und beherrschte den Canal. Allein weil dem König Ludwig die Unterstützung, die er dem Könige Jacob II zu dessen Unternehmung auf Irland leistete, (XXI. 9, 4), viel Geld und Mannschaft kostete, so konnten die Franzosen in den Niederlanden keine wesentlichen Fortschritte machen.

In Italien dagegen gewann der kühne Catinat über die Piemontesen einen glänzenden Sieg bei Staffarda (18. Aug.) und in Folge desselben Savoyen, den Paß von Susa, und Saluzzo; auch brachte er im folgenden Jahre Nizza an Frankreich.

Ein Congreß aller verbündeten Mächte im Haag belebte die gemeinsamen Anstrengungen so, daß Ludwig XIV für gut fand, sich persönlich zum Heere in die Niederlande zu begeben, wo er 1691 die bedeutende Festung Mons eroberte. — In der Mitte dieses Jahres (den 16. Juli) starb der Haupturheber dieses Kriegs und Vertreter der ganzen Eroberungs- und Gewaltspolitik Ludwig's, der Kriegsminister Louvois; sein Tod hatte zwar auf die Fortsetzung dieses Krieges zunächst noch keinen wesentlichen Einfluß, führte aber doch bald zu einer Veränderung des bisherigen Systems.

Diese Veränderung zeigte sich besonders darin, daß der König zwar den 23jährigen Sohn Louvois' zum Nachfolger im Kriegsministerium machte, aber ihm weniger die Leitung, als bloß die Ausführung der königlichen Befehle überließ. Denn Ludwig wählte sich von da an überhaupt lieber nur junge Minister, um desto leichter als ihr Lehrer und Leiter erscheinen zu können. — Louvois starb am Schlag, der ihn traf, als er eben nach dem Arbeiten mit dem Könige in seine Wohnung zurückgekommen war.

Im Feldzug von 1692 eroberten die Franzosen in Gegenwart des Königs Namur, verloren aber zur See unter Admiral Tourville das Treffen bei la Hogue, das ihnen ihre treffliche Marine auf weit

hinaus schwächte. — Obgleich der Kaiser in dem fortgesetzten Kriege mit den Türken — denen die Tapferkeit des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern Belgrad entrissen, der Markgraf Ludwig von Baden durch den Sieg bei Salankemen (1692) auf mehrere Jahre lang die Kraft gelähmt hatte, — freieren Rücken bekam, so konnte doch das deutsche Heer die Franzosen nicht über den Rhein zurückwerfen, und Ludwig hatte noch in diesem Jahre die Übermacht zu Lande.

2. Ludwig's vergebliche Friedensversuche. Erneuerte Anstrengungen. Luxemburg's Sieg bei Neerwinden; Catinat's Sieg bei Marsaglia. Tod des Marschalls Luxemburg. Ludwig's Separatfrieden mit Savoyen. Fortgesetzter Krieg mit den übrigen Mächten. Friede zu Ryswik.

Da jedoch Ludwig XIV auch gegen Spanien an den Pyrenäen und gegen Savoyen in Italien zu kämpfen hatte, so fühlte er bei der Erschöpfung des Landes, vor der er so lange her die Augen verschlossen hatte, das Bedürfniß des Friedens. Um aber die günstigsten Bedingungen zu erhalten, gedachte er seine Gegner wieder zu trennen und mit jedem einzeln zu unterhandeln, wie ihm das auch beim Nymweger Frieden geglückt war. Allein die Verbündeten, namentlich England und Österreich, die den Verfall Frankreichs wahrnahmen und die Zunahme der eigenen Kraft fühlten, hielten für's erste noch fest zusammen.

Daher machte Ludwig zu dem Feldzug von 1693 neue Rüstungen, stiftete zur Belohnung kriegerischen Verdienstes den Ludwigsorden (der in der Folge von allen Souverainen nachgeahmt und zu einem der Hebel des modernen Regierungssystems wurde) und begab sich selbst wieder zum Heere nach Flandern; doch kehrte er bald wieder zu den Hoffreuden nach Versailles zurück und überließ das Commando dem Marschall Luxemburg, der nun, weniger behindert durch des Königs störende Gegenwart, am 29. Juli 1693 die blutige Schlacht bei Neerwinden gegen die von Wilhelm III geführten Heere der Verbündeten und dadurch einen großen Theil der Niederlande gewann. Auch bewährte Catinat sein Feldherrntalent durch einen Sieg bei Marsaglia über den Prinzen Eugen von Savoyen und betrieb seinen Brand- und Verheerungskrieg im Piemontesischen, in noch größerem Maaßstab, als vorher.

Da im Anfang des Jahres 1694 der Marschall Luxemburg starb und der ganze Feldzug desselben Jahres erfolglos war, so betrieb nun Ludwig die Beendigung des Krieges um so ernstlicher, zumal ihn auch neue Entwürfe in Bezug auf die bevorstehende Thronerledigung Spaniens beschäftigten. Er brachte wenigstens das schwächste Glied seiner verbündeten Gegner, den Herzog Victor Amadeus von Savoyen, zu einem Separatvertrag, den dieser um so lieber eingieng, da er von Frankreich am meisten gelitten und von seinen Verbündeten keine wesent-

liche Unterstützung genossen hatte. Er erhielt bei diesem Frieden die Festungen Casale und Pignerol vom Könige zurück und gab seine Tochter dem Enkel des Königs, dem Herzog von Burgund, zur Gemahlin. (Sie wurde die Mutter Ludwig's XV).

Von dieser Seite frei, hielt Ludwig nun durch Schwedens und Dänemarks Vermittlung bei den Verbündeten um Frieden an. Bei den Unterhandlungen darüber im oranischen Schlosse Nieuwburg bei Ryswik erbot er sich, seine Eroberungen in den Niederlanden mit Ausnahme von Luxemburg, und im Elsaß mit Ausnahme von Straßburg herauszugeben. Allein die Verbündeten, von Wilhelm III zurückgehalten, wollten wegen der Wichtigkeit jener beiden großen Plätze nicht darauf eingehen. Daher machte Ludwig noch eine äußerste Anstrengung, schrieb in ganz Frankreich eine Kopfsteuer aus, der sich Jeder, vom Dauphin bis zum Taglöhner herab, aus Patriotismus unterwarf; selbst der Klerus bewilligte 10 Mill. Livres; denn — so schallte es von allen Kanzeln — „der Ruhm des Königs gelte zugleich der Religion." Auch eilten alle nur irgend Kampffähigen zu den Waffen, und bald zog ein Heer von 100,000 Mann unter dem Marschall Villeroy nach den Niederlanden, jedoch mit der Weisung, sich nicht auf eine eigentliche Schlacht einzulassen. Doch Wilhelm III vereitelte mit seinen Engländern und Niederländern diese Anstrengung, indem er die Franzosen aus dem Lüttichischen und aus dem festen Namur vertrieb, dessen Wiedereroberung als seine größte Waffenthat gepriesen wurde. Da sich indeß in England Schwierigkeiten erhoben, die dort seine Gegenwart nöthig machten, so zeigte er sich jetzt zum Frieden geneigter, als bisher; bloß der Kaiser zögerte noch. Als aber Holland eine Kauffartheiflotte und Spanien Barcelona an den Herzog von Vendôme verlor, so ließen sich beide Staaten auf besondere Unterhandlungen mit Frankreich ein. Und nun mußte der Kaiser, obwohl ihn so eben des tapfern Prinzen Eugen's von Savoyen großer Sieg über die Türken bei Zentha (11. Sept. 1697) mit neuem Muthe erfüllt hatte, sich den Unterhandlungen mit Frankreich anschließen, welche am 20. Sept. 1697 zum Frieden von Ryswik führten, in welchem die Verbündeten die Zurückführung der Dinge auf den Zustand des Nymweger Friedens nicht völlig erlangen konnten, Ludwig also doch einiges Angemaßte behielt, was jedoch im Vergleich zu seinen anfangs gemachten Ansprüchen — als ein „Eingeständniß" seiner eingetretenen Schwäche gelten konnte.

In dem Frieden von Ryswik erkannte Ludwig den Wilhelm III als König von Großbritanien und Irland an und versprach, die Stuarts nicht mehr zu unterstützen; die vereinigten Niederlande behielten ihre Gränzen ungeschmälert; Spanien erhielt Catalonien und die französischen Eroberungen in Flandern und Hennegau, ja sogar Luxemburg zurück, mit Ausnahme von 82 von Ludwig reunirten Orten. In Bezug auf das deutsche Reich gab Ludwig Lothringen mit Nancy zurück und erhielt für letzteres Toul; an Schweden gab er Zweibrücken, an Württemberg Mömpelgard zurück. Sein Hauptgewinn aber war,

daß ihm die Freigrafschaft und ganz Elsaß mit der Souveränetät über Straßburg zugesprochen wurde, das von da an definitiv für Deutschland verloren gieng. Dagegen gab er die am rechten Rheinufer gemachten Eroberungen, namentlich Freiburg, Breisach, Kehl, Philippsburg und die ganze Pfalz zurück, jedoch ohne Entschädigung und mit der (von den französischen Gesandten noch in der Nacht vor der Unterzeichnung eingefügten) Clausel, daß die katholische Religion überall da verbleiben solle, wo Frankreich sie unterdessen mit Gewalt wieder eingeführt hatte — und das war in 1922 Ortschaften geschehen, wovon die Mehrzahl zur Pfalz gehörte. Vergeblich erhoben die protestantischen Gesandten ihren Widerspruch gegen diese Clausel, als gegen eine offenbare Verletzung des westfälischen Friedens; allein der österreichische Gesandte, Graf Kaunitz, meinte, Religionsangelegenheiten gehörten nicht in die politischen Unterhandlungen mit einer ausländischen Macht, und so wurden die protestantischen Gesandten überstimmt. Doch nur drei derselben unterzeichneten, worauf die französischen Gesandten erklärten, daß die noch fehlenden Unterschriften den Friedensact nicht ungültig machen sollten, falls binnen sechs Wochen die Ratification des Reichs erfolgen würde. Diese erfolgte noch im Nov. zu Regensburg, obgleich selbst die katholischen Reichsstände das Unrecht einsahen und deßhalb den protestantischen Ständen die förmliche Zusage gaben, sich niemals auf diese „obtrudirte“ Clausel berufen zu wollen. Indeß hatte dadurch die französische Politik, die sich das Protectorat über die katholische Kirche anmaßte, ihre Absicht, das deutsche Reich durch neu angefachte confessionelle Zerwürfnisse noch mehr zu schwächen, nur gar zu wohl erreicht. Eben in der Pfalz versuchte es bei dem nachher eintretenden Regierungswechsel der neue strengkatholische Hof, mit Hülfe jener Clausel eine Gegenreformation durchzusetzen, die mit empörenden Ungerechtigkeiten verbunden war. — Aber auch den französischen Protestanten, deren Unterdrückung und Vertreibung doch auch nicht Weniges zum Abschluß der für diesen Krieg eingegangenen Mächtebündnisse beigetragen hatte, brachte der Ryswiker Friede keine Änderung ihres traurigen Geschickes, da Ludwig XIV es für eine Beeinträchtigung seines Ruhmes hielt, wenn er in dieser Sache einen Schritt zurück gethan hätte; vielmehr wurde er ihnen nur noch abgeneigter.

Da Frankreich zwar immerhin noch einige Vortheile aus diesem Frieden davon trug, aber keineswegs seine großen Ansprüche, um derentwillen es diesen Krieg begonnen, festhalten konnte, vielmehr auf einen großen Theil des Ländergebiets, das Ludwig XIV gewaltsam mit Frankreich hatte vereinigen wollen, verzichten mußte, auch weder den Kaiser aus seiner Machtstellung hatte verdrängen, noch die Restauration der Stuarts in England durchführen, noch die holländischen Generalstaaten demüthigen können: so bezeichnete im Grunde der Ryswiker Friede eine Machtbeschränkung Frankreichs, die einen Machtrückgang in sich schloß, — während Kaiser und Reich zwar auch nicht die frühere Machtstellung am Rheine wieder gewinnen konnten, dennoch aber die Lage Deutschlands günstiger aus diesem Kriege hervorgieng, als sie vor demselben gewesen war. Namentlich erhielt die continentale Macht des Hauses Österreich sowohl durch seinen zunehmenden Einfluß auf die deutschen und italienischen Angelegenheiten, als auch durch den Wiedergewinn Ungarns und seine im Carlowitzer Frieden errungene Stellung zur Türkei eine nicht unbedeutende Kräftigung.

7. Kapitel. Frankreich im Innern zur Zeit des Ryswiker Friedens.

1. Das Sinken der Landeskräfte Frankreichs. Fortgesetzte Verschwendung des Hofs beim Mangel organischer Verwaltung. Ludwig's XIV Hofceremoniel.

Der Krieg, den der Ryswiker Friede beendigte und der fast zehn Jahre gedauert hatte, während welcher Zeit Ludwig XIV mit den meisten Mächten im Kampf war, offenbarte allerdings die großen Hülfsquellen, die Frankreich zu Gebot standen, legte aber dennoch den Grund zu einer langen Erschöpfung dieses Landes. Diese Erschöpfung rührte weniger von der Höhe der Abgaben her, die auf den Producenten lasteten, als noch mehr von der Erschwerung der Production selbst. Denn der fortdauernde Aufwand, den der Hof und der Adel, den selbst die Beamten und Magistraturen im Geiste Ludwig's machten, nahmen den niedern Volksklassen nicht nur die Frucht der Arbeit weg, sondern griffen das Kraftcapital des Volkes selbst an, indem des Königs Hang zu Pracht und Prunk nur gewissen Zweigen der Industrie Nahrung und Beschäftigung gab, die andern aber leer ausgiengen, namentlich aber der Ertrag des Grundeigenthums sich unverhältnißmäßig verringerte, und daher der Landmann am meisten den Druck des herrschenden Systems empfand, was die weitere Folge hatte, daß auch die Einkünfte des grundherrlichen Adels mehr und mehr abnahmen, während die Ausgaben durch seine Theilnahme an den verschwenderischen Hoffesten fortwährend stiegen. Anstatt durch weise Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung dem drohenden Ruin vorzubeugen, zehrte fortdauernde Verschwendung an den Wurzeln der wahren Macht und Größe Frankreichs, welche der König stets nur im bloßen Schein zu suchen und zu sehen gewohnt war.

Beispiele dieser Verschwendung finden sich in Menge vor. So erhielt die Montespan nach ihrer Trennung vom König einen Jahresgehalt von 250,000 Fr.; eine Nichte der Frau von Maintenon 1¼ Mill. Fr. zur Aussteuer nebst einer jährlichen Pension. Überhaupt giengen die Pensionen, Geschenke und Gnadenverleihungen an Günstlinge und ihre Freunde und Clienten, an fremde Minister und Gesandte &c. in's Unglaubliche. — Die Pracht der Hoffeste ließ alles früher Gesehene hinter sich. „Carousselparthieen, allegorische Pantomimen, Ballete und Singspiele, von den Herren und Damen des Hofs in den reichsten Costümen aufgeführt, wechselten mit Komödien, Maskenzügen und Feuerwerken; andere Belustigungen drängten sich in bunter Reihe dazwischen. In allen Festspielen war dem König die Hauptrolle zugetheilt, bald die eines Helden, bald die eines Gottes, und Alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen." — Besonders große Summen verschlangen die Prachtbauten des Königs. Die Statthalter der Provinzen hatten unermeßliche Einnahmen, obgleich sie, statt ihre Provinzen zu verwalten, in der Regel am Hofe lebten. In gleicher Weise saugten die Magistraturen, Advocaten, Procuratoren, Notäre &c., mit den unendlichen und kostspieligen Formalitäten ihrer Amtshandlungen — am Marke des Volkes, um so mehr, als die meisten Stellen käuflich waren und ein Jeder sein auf den Kauf gewandtes Kapital durch die höchsten Zinsen vier- und zehnfach wieder herausbringen

wollte. Dazu kamen die Forderungen des Fiscus, ferner die innern Douanen, welche durch Abschließung jeder Provinz von der andern den Handel erschwerten; die willkürlichen Besteuerungen und die noch willkürlichere Vertheilung der Steuern, die großen Privilegien und Exemtionen, — alles das macht das Sinken der Landeskräfte begreiflich.

So fuhr denn Ludwig in seiner bisherigen Lebens- und Regierungsweise fort, einzig darauf bedacht, den seine Person und Regierung umgebenden Nimbus, der indeß durch den Ryswiker Frieden gelitten hatte, zu erhalten und mit demselben die innern Schäden möglichst zu verhüllen. Fortwährend noch selbstthätig die Leitung des innern Staatsgetriebs besorgend, wie nicht minder alle politischen Fäden nach Außen in seiner Hand haltend, betrachtete er sich stets als den Größten unter den Großen der Erde, seinen Hof als das Reich und die dort durch die Launen seiner Willkür geschaffenen künstlichen Lebensformen für das wahre Leben selbst.

Dieses künstliche, aller Natur und Einfachheit fremde, aber in den Formen der äußern Schönheit und Anmuth sich bewegende Leben wurde durch die bis in's Kleinste ausgebildete Etikette zusammengehalten und getragen: denn diese diente ihm zum Mittel, jeden ihm Nahenden mit Respect zu erfüllen, ehrgeiziges Vordrängen und Anfordern Anderer in Schranken zu halten und die Menge der Hoffähigen durch Beobachtung der verschiedenen Rangstufen in Ordnung und Anstand zu erhalten. Sein gewöhnlicher Tageslauf in dieser Periode war folgender: Um 8 Uhr Morgens ward er vom ersten Kammerdiener geweckt; dann gieng die Oberhofmeisterin hinein an sein Bette, küßte ihn nach alter Sitte und entfernte sich; zwei Leibärzte frottirten ihn hierauf und ein Kammerdiener reichte ihm das Hemd. Dann kamen zwei Kammerherren, von denen der eine ihm Weihwasser, der andere ein Gebetbuch reichte. Er wurde nun einige Minuten allein gelassen. Jetzt stand er auf, und während man ihm das Morgenkleid reichte, füllte sich das Gemach mit Prinzen, Generalen und andern hohen Personen, vor denen er unter gleichgültigen Gesprächen mit zierlichem Anstand Strümpfe und Schuhe anzog, sich den Bart abnehmen und die Perücke aufsetzen ließ. Darnach wurde das Morgengebet vorgenommen, wobei die Geistlichen knieten. Hierauf folgten ihm die Anwesenden in sein Cabinet, wo er Befehle in Bezug auf Feste und andere Angelegenheiten ertheilte, mit Einzelnen sprach und dann Alle entließ; nur seine (natürlichen) Söhne und die Hofmeister derselben nebst den Kammerherren blieben, welche letztere hier Gelegenheit hatten, dies und jenes Anliegen für Andere anzubringen. Nun giengs in die Messe: auf dem Wege von seinem Cabinet durch die Gallerie bis zur Kapelle mußten alle Hofherren in ehrerbietig aufwartender Stellung dastehen und sich ihm anschließen. Fehlte einer dabei, so ließ er es ihm bald merken. Nach der Messe arbeiteten die Minister mit ihm in seinem Kabinet. Um 1 Uhr gieng's zur „Mittagstafel.“ War sogenanntes „kleines Couvert“, so saß der König allein an einem Tisch, und sein Bruder (der Herzog von Orleans, Monsieur genannt), so wie seine Söhne und Enkel sahen stehend zu, während die Kammerdiener servirten. Von Zeit zu Zeit reichte ihm Monsieur eine Serviette und durfte sich auch manchmal niedersetzen. Nach der Tafel zog er sich in sein Cabinet zurück, fütterte seine Hunde, kleidete sich um und fuhr aus. Nach der Rückkehr wieder Kleiderwechsel; dann Audienz für Günstlinge und Beamte, oder Arbeit im Cabinet; darauf Besuch bei Frau von Maintenon, wo er täglich bis Abends 10 Uhr blieb; in dringenden Fällen hörte er da auch Vorträge von Ministern an; die Maintenon strickte dabei und lenkte unvermerkt ihn und die Minister. Um 10 Uhr gieng's zur Abendtafel — meist mit „großem Couvert“, — wozu aus den sämmtlichen Hofleuten, die schon seit zwei Stunden sich im Vorzimmer versammelt hatten, der Kammerdiener, eine Liste in der Hand, diejenigen aufrief, welche an diesem Tage das Glück haben sollten, mit dem König zu speisen. Nach der Abendtafel — Gespräch im Stehen, wobei der König, an eine Ecke rc. gelehnt und von den Anwesenden umgeben, alle An-

muth seiner Persönlichkeit zeigte. Nach kurzer Zeit machte er den Damen eine Verbeugung und gieng, von seinen Vertrauten begleitet, in sein Cabinet, wo weiteres Gespräch gepflogen wurde, bis er sich in sein Schlafgemach zurückzog, wohin ihm nur die Hofleute des ersten und zweiten Zutritts folgten. Hier Gebet, dann Entkleidung und Niederlegen. Während er das Bett bestieg, entfernten sich die letzten Höflinge. — So sein Alltagsleben. Bei Galafesten ergänzte die volle Pracht seines Hofes, und besonders entfalteten die Feste in Versailles, zumal wenn er Abgeordneten fremder Nationen einen Eindruck von seiner Macht und Hoheit geben wollte, den höchsten Grad von Glanz und Zauber.

2. Die Glanzepoche der Literatur und Kunst unter Ludwig XIV. Die französische Poesie: Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Boileau. Die französische Architectur, Sculptur und Malerei.

Was Ludwig XIV zur Verherrlichung seines Ruhms that, in welchem der nationale mit eingeschlossen erschien, geschah stets mit bewußter Ostentation, der jedoch durch den Tact feinen Geschmacks die Spitze der Lächerlichkeit oder Widrigkeit abgebrochen war. Bei allem dem ist nicht zu verkennen, daß die Aufmunterung, die er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, die größten Talente weckte und die Glanzepoche der französischen Literatur und Kunst hervorrief, deren Früchte großentheils der Nachwelt geblieben sind und in mehreren Beziehungen auch bei andern Nationen zur Förderung der allgemeinen Bildung beitrugen, — wiewohl, von einer anderen Seite betrachtet, die Einseitigkeit des französischen Geschmacks, insbesondere die falsche Auffassung der griechischen Classicität, die Steifheit der Convenienz und der den freien Schwung des Geistes hemmende Regelzwang auf die gesunde und eigenthümliche Entwicklung der Literatur anderer Nationen eine geraume Zeit hindurch einen hindernden Einfluß hatte.

Was zunächst die Kunst betrifft, so nehmen unter den französischen Dichtern jener Zeit Corneille und Racine in der dramatischen Poesie, Molière in der Comödie, Quinault in der Operndichtung, Lafontaine in der Fabel und Erzählung, Boileau in der Satire und Kunstkritik den bedeutendsten Rang ein.

Pierre **Corneille**, geb. 1606 zu Rouen, anfangs zum Advocatenstand bestimmt, dichtete schon im 19. Jahre seine erste Comödie Melite. Er fühlte aber ein größeres Talent für die Tragödie, indem er sich streng an das (von ihm übrigens einseitig aufgefaßte) Gesetz der, noch dazu spätern, antiken Muster hielt. Sein erstes, dem Seneca nachgebildetes Trauerspiel ist Medea, das ihn schon berühmt machte und ihm durch Richelieu eine Stelle in der Academie erwarb. Noch größern Beifall ärntete er durch seinen Cid (1636), den er nach einem spanischen Muster bearbeitete. Es wurde zum Sprüchwort: „Schön wie der Cid.“ Da ihm die Kritiker Schuld gaben, er sei nicht originell, so schrieb er die Horatier, die ihn auf die Höhe des Ruhms erhoben. Die übrigen von den 30 Stücken, die er hinterließ, sind, mit Ausnahme des Cinna und der Rhodogune, von minderer Bedeutung. Er starb als Decan der Academie 1684. Den Beinamen Le Grand erhielt er, weil er mehr den Heroismus, als die Liebe zu Motiven der Handlungen machte. — Auch sein Bruder Thomas Corneille, der sein Nachfolger in der Academie wurde, war Dramatiker, und machte sich besonders durch seinen Essex und seine Ariadne einen Namen.

Jean **Racine**, geb. 1639 in Isle de France, erhielt nach dem frühen Tod seiner Ältern seine Erziehung im Portroyal, wo ihn besonders das Studium der alten Classiker beschäftigte. Seine Ode auf die Vermählung Ludwig's XIV (La Nymphe de la Seine), brachte ihm vom König ein Geschenk und eine Pension von 600 Liv. ein. Sein erstes Drama, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, fand Beifall, der ihn zu weitern Leistungen ermunterte, unter denen Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra hervorragen; sein letztes und bestes Drama, Athalia, das sich durch religiöse Würde und schöne Chöre auszeichnet, hat die dramatische Poesie der Franzosen zur Vollendung gebracht. Abgesehen von der Form und Diction, übertrifft er den Corneille an Phantasie, an Reichthum der Empfindung und in der Reinheit der Charactere. Nachdem Racine 1673 Mitglied der Academie geworden war, ernannte Ludwig XIV ihn zu seinem Historiographen. Eine Denkschrift, die er der Frau von Maintenon überreichte und worin er das in Frankreich herrschende Elend des Volks den Eroberungskriegen des Königs zuschrieb, zog ihm Ludwig's Ungnade zu, die er sich so zu Herzen nahm, daß er krank wurde und starb 1699. Seine religiösen Lieder, so wie seine Epigramme bezeugen gleichfalls den Werth des Mannes. Unter seinen prosaischen Schriften gilt seine Geschichte des Portroyal und seine Lobrede auf Corneille als classisch.

Jean Baptiste **Molière**, (eig. Pocquelin), geb. 1610 zu Paris, wo sein Vater k. Tapezier und Kammerdiener war, ist der Meister der französischen Komödie. Im fünfzehnten Jahre erhielt er das Recht der Nachfolge in der Stellung seines Vaters, fand aber, durch seinen Großvater veranlaßt, so viel Geschmack am Theater, daß er selbst Schauspieler werden, zuvor aber studiren wollte. In letzteres willigte sein Vater und verschaffte ihm die Aufnahme in das Jesuitencollegium von Clermont, wo er die alten Sprachen nebst Philosophie und Rechtskunde trieb. Schon war er im Begriff, die Advocatur zu ergreifen, als in ihm auf einer Reise, die der König machte, in dessen Gefolge er mit seinem Vater war, zu Narbonne (1641) bei Gelegenheit der theatralischen Unterhaltungen des Hofs die alte Lust zum Schauspielerwesen erwachte. Er spielte in mehreren Lustspielen mit, fand Beifall und Ermunterung, und warb, nach Paris zurückgekehrt, selbst eine Schauspielertruppe an, mit welcher er mit steigendem Beifall ganz Frankreich durchzog. Da es an guten Stücken fehlte, bearbeitete er selbst nach italienischen und spanischen Mustern dieses Feld mit seltenem Glück, so daß ihm sein steigender Ruf als Dichter und Schauspieler die Stelle eines Directors der Hoftruppe verschaffte und der König ihn mit einem Gehalt von 7000 Liv. in seine Dienste nahm. Obgleich er aus dem Ertrag seiner Stelle und seiner Schriften eine jährliche Einnahme von 30,000 L. hatte, so führte er doch ein nüchternes und mäßiges Leben und zeigte, daß er sich mitten in dem Sittenverderben seiner Zeit von den Gebrechen, die er in seinen Stücken mit feiner Menschenkenntniß schilderte und dem Spotte preißgab, frei zu erhalten wußte. Unter seinen Stücken machten zunächst Les precieuses ridicules (eine Verspottung des Pedantismus der gelehrten Frauen), l'Ecole des maris und l'Ecole des femmes großes Aufsehen; sein Avare, sein Georges Dandin, sein Bourgeois gentil'homme, sein Malade imaginaire u. a. ergötzten alle Welt. Am meisten Ruhm aber brachte ihm sein Misanthrope und sein Tartuffe, welches letztere Stück, als eine Satire auf die Frömmelei, anfangs verboten, aber nachher unzähligemal aufgeführt wurde. Als Ludwig XIV Boileau frug, wer der größte Schriftsteller seiner Zeit sei, antwortete dieser ohne Bedenken: Molière.

Philipp **Quinault**, geb. 1635 zu Paris, schrieb Tragödien und Komödien, entwickelte aber ein besonderes Talent in Opernstücken, denen Lulli's Compositionen einen classischen Werth gaben.

Jean de **Lafontaine**, geb. 1621 zu Chateau-Thierry, wollte sich anfangs dem geistlichen Stande widmen, ward aber durch eine Ode Malherbe's für die Dichtkunst begeistert und bildete sich durch die Lectüre lateinischer, französischer und italienischer Schriftsteller zum Dichter aus, so daß er der berühmteste Fabeldichter und einer der witzigsten Schriftsteller seiner Zeit wurde. Er schrieb auch anmuthige Erzählungen, Novellen und Lustspiele. In seinem Leben

war er einfach und anspruchslos und blieb daher vom König weniger beachtet. Er starb 1695.

Nicolas **Boileau**, beigenannt Despréaux, geb. 1636 in oder bei Paris, ein Zögling des Portroyal, trieb zuerst Jurisprudenz, dann Theologie, und folgte zuletzt seiner Neigung zur Dichtkunst, in deren tieferes Wesen einzudringen ihn aber sein kritisches Talent hinderte, welches auf das Technische der Poesie (den Versbau und die Diction) das Hauptgewicht legte. Daher gelang ihm die Ausbildung der französischen Satire in hohem Grade, und als Kunstkritiker war er den Franzosen die höchste Autorität, daher sie ihn den „Vater des guten Geschmacks" nannten. Seine Theorie der Dichtkunst, die er unter dem Titel Art poëtique der horazischen Epistel an die Pisonen nachbildete, bekam das Ansehen eines Kunstcodex.

Die französische Baukunst hat im 17. Jahrhundert einen Rückschritt gemacht. Noch im 16. Jahrhundert ließen die Paläste aus der Epoche Franz' I eine einheimische Schule erkennen, die zwar schon auf die Formen der Antike eingieng, aber noch von der romantischen Zeit her Spuren freier Ausschmückung an sich trug. (So kann z. B. heute noch die westliche Façade des Hofes im Louvre als ein nicht mehr erreichtes Prachtdenkmal der französischen Architectur gelten.) Auch hatten die Kirchenbauten jener Zeit noch die germanischen Grundformen und Grundverhältnisse festgehalten. Aber schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts schwand die Naivetät und phantasiereiche Fülle der französischen Baukunst und gieng in eine trockene, schwer und gedrückt aussehende Manier über. Aus der ersten Zeit des 17. Jahrhunderts ist unter den bessern Baumeistern Jean de Brosse zu nennen, der den an den florentinischen Styl erinnernden Palast Luxemburg baute. Die Bauten, die Ludwig XIV aufführen ließ, sind zwar prachtvoll, aber ohne innere Bedeutung. Claude Perrault, der die Hauptfaçade des Louvre baute, war der ausgezeichnetste unter den Architecten dieser Periode. — Das Prachtschloß zu Versailles, ein Werk Mansart's, wird von Kennern als characterlos bezeichnet.

In der bildenden Kunst des 17. Jahrhunderts zeichnet sich die französische Sculptur zwar durch große Meisterschaft in der Technik aus, huldigt aber einer theatralischen, „bewußt repräsentirenden" Darstellungsweise. Von den größern Meistern dieser Zeit verdienen Girardon und Desjardins (von Geburt ein Niederländer) Erwähnung.

In der französischen Historienmalerei des genannten Zeitraums machen Nicolas Poussin und Le Sueur, beide durch das Studium der italienischen Meister gebildet, — ersterer bei einer mehr durch die Verstandesthätigkeit vermittelten Anschauung, letzterer bei einer größeren, in edlen Formen sich kund gebenden Milde und Tiefe des Gemüths — eine Ausnahme von dem allgemeinen Streben der Zeit. Die vorherrschend französische, d. i. zur theatralischen Scheingröße und zu pomphaft decorativem Schaugepränge sich neigende Richtung der Malerei unter Ludwig XIV, welche Wahrheit des Gefühls, individuelle Gestaltung, Klarheit und Angemessenheit in der Anordnung mehr oder

weniger vermissen läßt, — wird durch den übrigens talentvollen Lebrun repräsentirt, — anderer Meister dieser Richtung nicht zu gedenken.

In der Landschaftsmalerei sind der obgenannte Nic. Poussin und sein Schwager, Caspar Poussin (eig. C. Dughet), an einer plastischen Ruhe und Bestimmtheit, und an einer gewissen Strenge zu erkennen, wiewohl der letztere einen mildern Ton hat. Beide wurden durch den mehr der italienischen Richtung folgenden Claude Gelée, genannt Claude Lorrain, weil er ein Lothringer war, (1600—1682) in der Meisterschaft weit übertroffen.

„In Claude Lorrain's Landschaften löste sich die plastische Strenge der Linienführung zum anmuthvollen Wohllaut auf; ein weiches, quellendes Leben entfaltet sich im Helldunkel des Waldes und auf dem schimmernden Teppich der Wiese; ein ätherisches Licht, wundersam abgestuft, erfüllt beseeligend Nähe und Ferne." (Franz Kugler.) Er hatte viele Nachahmer (vorzüglich unter den Niederländern), die zwar alle die ideale Wirkung seiner Bilder, jedoch meist nur durch erkünstelte Mittel, erstrebten.

3. Die wissenschaftliche Literatur der Franzosen. Die Philosophie: Descartes; Malebranche; Bayle. Die geistliche Redekunst: Bossuet, Massillon, Fenelon.

Auch auf das Gebiet der Wissenschaft fielen die Strahlen des königlichen Gestirns, von dem der größte Theil des 17. Jahrhunderts seinen Namen trägt. So zog er Männer, wie Baillant, den Münzkundigen, Cassini, den ersten Astronomen jener Zeit, und andere Gelehrte zur königlichen Academie herbei. Die Gnadenblicke seiner Huld fehlten besonders da nicht, wo sie die Belohnungen, die sie spendete, in Belobungen doppelt zurückerhielt, was freilich mehr bei den Dichtern und Künstlern, als bei den Männern der Wissenschaft der Fall war. Die Philosophie, insbesondere wenn sie das Geleise der herrschenden Scholastik verließ, konnte sich seines Beifalls nicht erfreuen. Allerdings hatte die Philosophie der freieren Richtung, welche zuerst Descartes (Cartesius) einschlug, ihre gefährliche Seite. So mächtig sie das Forschen und Suchen nach Wahrheit anregte, so wenig stand sie doch selbst auf einem Grunde, der für die Wahrheit einen festen Halt hätte gewähren können: vielmehr hatte sie mehr oder weniger die Läugnung alles Gegebenen und Positiven zur Folge.

René Descartes, geb. 1596 zu La Haye in Touraine, aus altadeligem Geschlechte, warf sich mit dem größten Eifer auf die verschiedensten Gegenstände des Wissens, gerieth aber dabei so in das Zweifeln, daß er alles liegen ließ und zuerst in Holland, dann in Deutschland Kriegsdienste nahm und unter Anderm im Heere der Liga die Schlacht am weißen Berg vor Prag mitmachte. Des Kriegslebens überdrüssig, kehrte er nach Frankreich zu den Wissenschaften zurück und arbeitete an der Begründung seiner Philosophie. Da er ihretwegen in Streit mit der Geistlichkeit gerieth, die ihn des Atheismus zieh, begab er sich nach Holland, wo er 25 Jahre lang lebte und sich theils mit der Ausbildung seines philosophischen Systems, theils mit dem Studium der Physik und Mathematik beschäftigte, in der er gleichfalls als selbständiger Forscher auftrat, indem er die analytische Geometrie erfand und überhaupt den mathematischen Bestrebungen der Neuzeit wegbahnend vorarbeitete. — In seiner Philosophie stellte er

das Princip einer an keine Voraussetzungen gebundenen Forschung auf, machte den Zweifel an Allem zur Vorbedingung aller Erkenntniß, und räumte, indem er mit seinem Cogito, ergo sum (ich denke, darum bin ich) das Wesen des Geistes nur in's abstracte Denken setzte, der Subjectivität alleinige Berechtigung, so wie der Freiheit des Menschen eine Absolutheit ein, die nur ihre Schranken in Gott finde, der übrigens in dieser Philosophie im Grunde doch nur als Product des menschlichen Geistes erscheint, wenn sie auch (ihrem Grundsatze der Voraussetzungslosigkeit zuwider) behauptet, daß der Gottesbegriff dem menschlichen Geiste angeboren sei. — Die Verwechslung des logischen Denkens mit dem erkennenden; die Annahme, daß eine sich ihm als deutlich darstellende Definition vermöge dieser Deutlichkeit auch „Erkenntnißgültigkeit habe"; der „Sprung von dem Zweifel an Allem zu unmittelbaren dogmatischen Voraussetzungen"; die Aufstellung zweier absoluten Substanzen, von denen die eine, die materielle, in der reinen unendlichen Ausdehnung, die andere, die denkende, in ewiger, allen Dingen erst Existenz verleihender Geistesthätigkeit bestehe; die Umgehung der wichtigsten metaphysischen und psychologischen Fragen: — diese und andere Mängel des cartesianischen Systems wurden theilweise schon von seinen damaligen Gegnern erkannt. Nichts desto weniger hat dieses System durch seine Neuheit und Selbständigkeit, so wie durch die Einfachheit und Leichtigkeit seines Entwicklungsganges einen weitgreifenden Einfluß auf die philosophische Methode der Folgezeit geübt und Andere zu tieferen Forschungen angeregt. — Descartes' Philosophie wurde bald nach ihrem Erscheinen auf Betrieb der Jesuiten vom Papst verdammt und späterhin auch protestantischer Seits durch die Synode von Dordrecht verworfen. — Im Jahr 1649 rief ihn die Königin Christine nach Schweden, wo er jedoch schon nach einigen Monaten (1650) starb.

Selbst unter denjenigen Gegnern der cartesianischen Philosophie, welche dieselbe nicht (wie der Jesuitenorden, die Sorbonne und das Port-royal, jedes in seiner Weise) vom Standpunct des Christenthums aus, sondern, wie Peter Gassendi, vom Standpunct ihrer subjectiven Vernunft aus bekämpften und die Unzulänglichkeit dieser Philosophie mehr oder weniger aufzeigten, war Keiner, der die Philosophie durch positive Leistungen gefördert hätte.

Dagegen hat unter denen, welche die obersten Grundsätze des cartesianischen Systems annahmen, aber daraus zum Theil andere Folgerungen zogen, der durch Edelsinn und aufrichtige Frömmigkeit ausgezeichnete französische Philosoph Malebranche (geb. 1638 zu Paris, wo er Priester des Oratoriums war) durch vollständigere Aufnahme des religiösen Moments eine tiefsinnigere Gottes- und Weltansicht aufgestellt, durch welche er glaubte, nicht nur die aristotelische Philosophie völlig überwunden zu haben, sondern auch mit der Kirchenlehre und dem heiligen Augustinus nicht im Widerspruch zu stehen. Doch ist seine philosophische Gotteslehre dem Wesen nach nur frommer Deismus, bei welchem das specifisch Christliche nicht zur Sprache kommt.

Gleichfalls von Cartesius' Hauptgrundsatz ausgehend, aber zu keiner Wahrheit gelangend, ja alle Wahrheit untergrabend, wirkten die philosophischen Untersuchungen Bayle's, dessen Skepticismus zu einer Auflösung und Vernichtung alles Gegebenen, Positiven, ja zur Aufhebung nicht bloß der Offenbarung, sondern aller Religion selbst führten. Sie wirkten um so schlimmer, als er diese seine Ansich-

ten nicht, wie seine Vorgänger, in lateinischer, nur den Gelehrten zugänglicher Sprache, sondern französisch schrieb, ja sie auch in einem eigenen politischen Journale niederlegte, wodurch sie den weitesten Eingang fanden.

Peter **Bayle**, geb. 1647 zu Carlat in der Grafschaft Foix, wo sein Vater reformirter Prediger war, bekleidete zuerst die Professur der Philosophie an der reformirten Academie zu Sedan. Als die Hugenottenverfolgung unter Ludwig XIV begann, flüchtete er nach Rotterdam (1681), wo er eine Lehrstelle der Geschichte und Philosophie bekam, wurde aber 1693 in Folge seiner Lehren entlassen, worauf er als Privatmann lebte. Ungeachtet seines Skepticismus gieng er vom Protestantismus zum Katholicismus über, trat aber nach 17 Monaten wieder zurück und bildete nun desto eifriger sein System aus, das jedoch diesen Namen mit Unrecht trägt, da er seine Lehren zerstreut in verschiedenen Schriften vorbrachte. Von ihrer Grundgefährlichkeit zeugt schon seine Annahme, daß es zwei Urwesen, ein gutes und ein böses, gebe, wodurch Gott wegen des in der Welt vorhandenen Bösen am besten gerechtfertigt werden könne; zeugt auch seine Behauptung, der Aberglaube und der ihm zum Grunde liegende Irrthum sei ruchloser, als der vollkommene Unglaube, an dem er so wenig Anstoß nahm, daß er behauptete, es könnten Staaten, in denen Niemand an Gott und an Unsterblichkeit der Seele glaube, ganz gut bestehen! Durch seine umfassende Gelehrsamkeit, durch die Vielseitigkeit seiner Forschungen und die Popularität seiner Darstellung beherrschte er fast ausschließend die Denkart seiner Zeit.

Da in allen diesen philosophischen Erzeugnissen mehr oder weniger offene Angriffe auf den Glauben der Kirche, in einigen selbst auf die Religion überhaupt enthalten waren, so traten Vertreter der Kirche auf, die in Rede und Schrift die Lehren des Christenthums oder wenigstens den Glauben an Gott mit allem Aufwand von Geist zu vertheidigen unternahmen. Viele dieser ausgezeichneten Männer aber standen selbst nicht im rechten Mittelpunct des Glaubens und Lebens, und gebrauchten entweder, wie Bossuet, mehr die Künste der Sophistik, oder rangen wie Bourdaloue und Fléchier mehr nach der Palme der Beredsamkeit, oder wußten zwar, wie Massillon, mit der Überzeugungskraft ihrer Dialectik — Schwung der Phantasie, Wärme der Empfindung und Kraft der Wahrheit zu verbinden, wagten es aber doch nicht, in das faule Fleisch der Zeit so einzuschneiden, daß sich die Wunden durch die nöthige Reaction zur Heilung anlassen konnten, während allein der ehrwürdige Fenelon, wenn auch mehr in moralisirender Weise, doch mit dem tiefem Ernst eines reinen Gemüths die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters zeichnete und sich eben dadurch die Ungnade seines Königs zuzog, der in diesen Characterschilderungen Conterfei'n seiner Person und seines Hofes erblickte.

Jacques Benigne **Bossuet**, geb. 1627 zu Dijon, wo sein Vater Parlamentsrath war, war anfangs Canonicus zu Metz, dann Prediger in Paris, wo seine geistlichen Reden den Beifall des Königs in dem Maße fanden, daß dieser seinem Vater schriftlich zu einem solchen Sohne Glück wünschte. Der Ruhm seiner glänzenden Beredsamkeit hob ihn von Würde zu Würde, indem er 1670 Lehrer des Dauphin, 1672 Academiker, 1681 Bischoff von Meaux, 1697 Staatsrath wurde. Durch dialectische Gewandtheit und glänzende Beredsamkeit ausgezeichnet, galt er als das Orakel der Geistlichkeit seiner Zeit und als der einflußreichste Hoftheolog. Er betrieb, wie oben bemerkt wurde, die Abfassung und Annahme der vier gallicanischen

Artikel und vertheidigte sie; er brachte den Turenne zum Katholicismus, und schrieb viele Schriften, in welchen er durch alle Künste der Sophistik die Zahl der katholischen Kirchenglieder zu vermehren suchte. Geschmeidige Nachgiebigkeit gegen den Hof, Herrschsucht gegen Untergebene, Ehrgeiz und Neid (wie er ihn besonders in der Verketzerung Fenelon's bewies) entstellten den Character dieses hochgepriesenen Kanzelredners.

Louis Bourdaloue, geb. 1632 zu Bourges, Jesuit, berühmter Kanzelredner zu Paris und Nebenbuhler Bossuet's, wurde nach der Aufhebung des Edicts von Nantes vom König nach Langued'oc zur Bekehrung der Protestanten gesendet; in der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Sorge für Wohlthätigkeitsanstalten.

Jean Baptiste **Massillon**, geb. 1663 zu Hières in der Provençe, Priester des Oratoriums, zuletzt Bischoff zu Clermont, war der größte geistliche Redner seiner Zeit. Begabt mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens, ließ er es sich besonders angelegen sein, auf die „Veredlung" seiner Zuhörer zu wirken.

François de Salignac de la Motte **Fenelon**, geb. 1651 auf dem Schlosse Fénélon in Quercy, verdankte dem Rufe seiner Beredsamkeit und seiner thätigen Sorge für convertirte Protestanten die Stelle eines Erziehers bei des Königs drei Enkeln, so wie die Erhebung zum Erzbischoff von Cambray. Um dem ältern seiner Zöglinge, dem Herzog von Burgund, die Pflichten des Menschen und Fürsten in einem anmuthigen Gewande beizubringen, schrieb er für ihn den Sittenroman Telemach (les Aventures de Télémaque fils d'Ulysse), worin sich des Verfassers tugendhafter Sinn und edles Streben ausdrückt. Es ist offenbar, daß Fenelon in seinem Telemach eine den verderblichen Bestrebungen Ludwig's XIV entgegengesetzte Idee des Königthums aufstellte, um durch dieselbe den künftigen Thronfolger für eine dem Lande und der Welt Frieden und Segen bringende Regierung zu begeistern. Er mißbilligt in diesem Buche auf das entschiedenste die Eroberungskriege, die Gewalthätigkeiten gegen Nachbarvölker, die Ruhmsucht, welche zu diesen verderblichen Tendenzen treibt, die Vernachlässigung der politischen Moral und wahren Religiosität, die beständige Einmischung der Regierung in das Innere der Kirche und der Gewissen, die Beschränkungen des Handels, die Land und Volk ruinirende Verschwendung durch Prachtbauten und Luxus, — und schildert dagegen seinem Zöglinge die Segnungen eines auf die Förderung eines einfachen Volkslebens abzielenden friedlichen, duldsamen und gesetzlichen Regiments. — Solche Lehren würde man am Hofe als unschädliche Ideale vielleicht unbeachtet gelassen haben; allein da man in den verschiedenen Characteren Anspielungen auf Personen des Hofs (z. B. in dem ehrgeizigen und üppigen Idomeneus den König, in dem harten und stolzen Protesilas den Marschall Louvois, in der Calypso die Frau von Montespan 2c.) zu erkennen glaubte, so benützte der auf Fenelon's Ruhm eifersüchtige Bossuet, der ihn kurz vorher wegen seiner Theilnahme an den Lehren der schwärmerischen Madame Guyon angeklagt und bei dem Papste die Verwerfung mehrerer seiner Lehrsätze erwirkt hatte, die sich bildende Mißstimmung des Hofs gegen ihn zur Anschwärzung bei dem Könige, welcher alsbald den Fenelon nach seinem Bisthumssitz Cambray verwies, wo derselbe in ruhiger Resignation seinem Berufe lebte und 1715 starb.

Fenelon war für Ludwig XIV „ein Herold unangenehmer Wahrheiten wie das Gewissen. Vom Hofe verbannt, wie die Gerechtigkeit, ward er auch von der Zukunft gerechtfertigt, wie alle Seher Gottes." — Ramsay hat uns in Fenelon's Biographie seine Weissagung von der künftigen Revolution aufbehalten. Sie lautet:

„Eine Macht ohne Gränzen ist weiter nichts, als eine Fieberwuth, die ihre eigne Autorität zu Grunde richtet. Wenn sich die Fürsten daran gewöhnen, kein anderes Gesetz, als ihren Willen gelten zu lassen: so untergraben sie selbst die Grundpfeiler ihrer Macht. Es wird schnell und unaufhaltsam eine Staatsumwälzung eintreten, die, statt das Übermaß der Autorität in ihre Gränzen zurückzuweisen, sie, die Autorität selbst, ohne Rettung zertrümmern wird." — So sprach Fenelon zu einem Prinzen,

der ihn zu Cambray besuchte. Die Keime dieser Revolution hatten unter Ludwig XIV schon sehr stark getrieben, und Fenelon, der den Ausbruch des Übels 100 Jahre vorher gesagt, konnte das Treiben und Gähren der Revolution seinem Könige nicht verschweigen.

Das Original seines an Ludwig XIV geschriebenen Briefes lies't man in recueil des éloges des Academiciens de l'Academie française und in Nouvelle vie de Messire François du Salignac de la Motte Fénélon, à Paris 1688 avec approbation et privilége du Roi.

In diesem Briefe Fenelon's an Ludwig XIV heißt es unter Anderm:

— — „Seit 30 Jahren haben Ihre vornehmsten Minister alle Grundpfeiler des Staates zuerst erschüttert und dann umgestürzt, um die Machtvollkommenheit des Königs, die in den Händen der Minister das Eigenthum der Minister geworden war, auf die höchste Stufe zu bringen. Es hat sich die ganze Sprache des Hofs geändert: man hörte kein Wort mehr von Staat und Staatsgesetz; es war nur immer die Rede von dem Könige und von dem Willen des Königs. Ihre Einnahmen und Ausgaben sind in's Unendliche gewachsen. Man hat Sie in den Himmel erhoben, weil Sie die Größe, die in Ihren Vorgängern zerstreut gewesen, in Ihrer einzigen Person vereinigt, d. h. ganz Frankreich arm gemacht haben. — Um an Ihrem Hofe einen abenteuerlichen, unheilbaren Luxus einzuführen, haben die Vertrauten des Regenten den Thron auf die Ruinen aller Stände des Reichs erheben wollen, gerade als wenn Sie dadurch groß werden könnten, daß Sie Ihre Unterthanen klein und zu nichts machten, da doch die Größe der Unterthanen die wahre Grundstütze aller königlichen Größe ist. Es ist wahr, Sie wachten mit einer Art von rastloser Eifersucht über Ihrem königlichen Ansehen und vielleicht zu sehr, besonders in Dingen, die in's Auge fallen. Aber im Grunde war doch jeder Minister in seinem Verwaltungszweige ein uneingeschränkter Herr. Sie glaubten dadurch zu regieren, daß Sie unter denen, welche regierten, die Regierungsbezirke scharf begränzten. Aber diese Unterregenten habe ihre Herrschaft dem Volke nicht nur sichtbar, sondern auch fühlbar, nur zu fühlbar gemacht. — Sie kannten nach Innen und nach Außen kein anderes Gesetz, als zu drohen, zu zermalmen und zu vernichten, alles, was ihnen widerstand. Sie haben das königliche Ohr daran gewöhnt, ohne Unterlaß nichts als übertriebene Lobeserhebungen anzuhören, die bis zur Vergötterung giengen, und die Sie um Ihres eignen Heils wegen hätten mit Verachtung zurückweisen sollen!" — „Man hat den königlichen Namen verhaßt und die ganze französische Nation ihren Nachbarn unerträglich gemacht. Es konnte kein Bundesgenosse aushalten, weil man nur Sclaven wollte. Man hat blutige Kriege angezündet. So wurden Sie im J. 1672 von den Ministern verleitet, einen Krieg wider Holland zu führen, um den königlichen Ruhm zu behaupten und die Holländer für ein paar Spottworte zu strafen, die ihnen der Verdruß ausgepreßt hatte, in den man selbst sie hineinjagte dadurch, daß die Gesetze des Handels, welche Richelieu festgesetzt hatte, willkührlich übertreten wurden. Ich nenne mit Bedacht diesen Krieg besonders, weil er die Quelle aller andern Kriege wurde, und weil er keinen Beweggrund, als den des Ruhms und der Rache für sich hatte, einen Beweggrund, der nie einem Kriege das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken kann. Daraus folgt dann, daß alle Erweiterungen der Gränzen, welche ein Erwerb dieses Krieges sind, als ungerechte Eroberungen angesehen werden müssen." — (Ranke bezweifelt zwar, daß dieser Brief, der noch vieles Andere der Art enthält, von Fenelon selbst geschrieben sei, weil der Autor in einer Stelle darin sagt, „daß er dem Könige unbekannt sei", giebt aber zu, daß der Inhalt desselben zu Fenelon's Geist „in naher Beziehung stehe."

Stand Ludwig XIV, wie oben gezeigt, nach dem Nymweger Frieden auf dem Gipfel seiner Macht, so ist nicht zu verkennen, daß er mit dem Ryswiker Frieden — obwohl er den Schein der Größe sorgfältig festzuhalten suchte, den Rückgang von jener Höhe antrat, und daß sogar sein eigenes Volk, das ihn früher fast abgöttisch verehrt hatte, weil es in

ihm sich selbst sah, zu einem nicht geringen Theile anfieng, sich von ihm abzuwenden. Schon länger her in Folge früh begonnenen und allseitig durchgekosteten Lebensgenusses alternd, empfand er es tief, daß von der Generation, von der seine frühere Regierung getragen war, nur Wenige mehr übrig waren, — daß insbesondere die meisten politischen, militärischen und literarischen Größen, die sich um ihn „wie um eine Sonne" gedreht und ihren Glanz wieder „auf ihn zurückgeworfen" hatten, — ein Colbert, Lyonne, Louvois, ein Condé, Turenne, Luxemburg, ein Corneille, Molière u. a. — bereits vom Schauplatz abgetreten waren. Er und seine vielfach neue und jüngere Umgebung standen nicht in jenen inneren Beziehungen zu einander, die der frühere Enthusiasmus geschmeichelter Macht und Herrlichkeit und gnadenbeglückter Unterwerfung und Ergebenheit geknüpft hatte. Nichts desto weniger war Ludwig's Ehrgeiz und Vergrößerungssucht noch nicht befriedigt: die Speculation auf die nahe Thronerledigung in Spanien richtete seine Hoffnungen auf einen neuen Länderzuwachs, wobei er nicht ahnete, daß er aus dem neuen Weltsturm, den er dadurch hervorrief, sich selbst das Strafgericht herbeizog, dem früher oder später alle Machthaber verfallen, welche die Gesetze des göttlichen Rechts untertreten.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Die Zeit des politischen Gleichgewichts der um das Übergewicht sich bekämpfenden Mächte in Europa.

(Vom Beginn des spanischen Erbfolgekriegs bis zum Ausgang des nordamerikanischen Freiheitskriegs.)

---

1. Kapitel. Der spanische Erbfolgekrieg: Frankreichs Erschütterung und Habsburgs Minderung.

1. Ludwig's XIV Absichten auf die spanische Erbfolge. Das Testament und der Tod Karl's II. Die Kronbewerber. Philipp von Anjou. Die Franzosen in Spanien und in den Niederlanden. Stellung der Parteien. Die große Allianz. Die Franzosen in Savoyen und Modena. Österreich in Italien.

Der Fürst, der im letzten Drittheil des 17. Jahrhunderts durch seine Trug- und Scheinkünste halb Europa in Schaden und Schande gebracht, sollte endlich, von seinem Glücke eine Zeit lang verlassen, selber in eine Noth gerathen, wie er sie lange her Andern bereitet hatte: Ludwig's XIV

Stolz und Übermuth, womit er Fürsten und Völker unter sich gebeugt, sollten nunmehr die äußerste Demüthigung erfahren, sein Despotenwille gebrochen, sein Machtbau im untersten Grunde erschüttert werden.

Lange her schon hatte er ein Ereigniß vorausgesehen, von dessen Eintritt er sich eine große Erweiterung seiner Macht versprach. Es war dies des kinderlosen und kränklichen Königs Karl II von Spanien verhängnißvolles Ableben, das die seit dem Ryswiker Frieden eingetretene Ruhe Westeuropa's auf lange hinaus störte.

Obgleich Spanien und Österreich durch das Familienband ihrer Herrscher und durch ihre gemeinsamen, gegen den Protestantismus gerichteten Religionsinteressen verbunden waren, so blieben sich doch beide Länder durch ihre Lage, beide Völker durch Sprache und Sitten sehr ferne, so daß, wenn deutscher oder spanischer Vortheil in irgend einem Stücke wider einanderstießen, die Verwandtschaft keinen Austrag gab.

Bereits ist erwähnt worden, daß Philipp's IV älteste Tochter, Marie Theresie, bei ihrer Vermählung mit Ludwig XIV auf die Erbfolge in Spanien hatte Verzicht leisten müssen, um die Vereinigung der spanischen Krone mit der französischen in der Nachkommenschaft Ludwig's zu verhindern. Es war diese Verzichtleistung allerdings unter der Bedingung einer „Mitgift in Geld" geschehen, die aber von Spanien nie ausbezahlt, von Frankreich absichtlich nicht mehr gefordert wurde, um späterhin desto eher mit Ansprüchen auf die Erbfolge in Spanien hervortreten zu können.

Vergebens hatte Ludwig XIV seinen Schwiegervater zur Zurückgabe des Verzichtwortes zu bewegen gesucht; vielmehr suchte Philipp IV, unzufrieden mit dem übermüthigen Schwiegersohne, durch die Vermählung seiner zweiten Tochter, Margaretha Theresia, mit dem Kaiser Leopold I das Erbfolgerecht dem deutsch-habsburgischen Hause zuzuwenden. Als diese Kaiserin starb, war aus der Ehe ihrer Tochter Maria Antonia mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern ein Prinz, Joseph Ferdinand, vorhanden, der als Urenkel Philipp's IV Anspruch auf die Thronfolge hatte, damals aber noch ein Kind war.

Doch auch Kaiser Leopold selbst behauptete als Sohn einer ältern Schwester Philipp's IV ein Anrecht an den spanischen Thron zu haben, das er auf seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, übertragen zu wollen erklärte.

Nun aber hatte Ludwig XIV längst die spanische Erbfolge für seinen und seiner obengenannten Gemahlin Enkel, den zweiten Sohn des Dauphin, den Herzog Philipp von Anjou, im Auge. Schon mehrere Jahre zuvor hatte er — unter der Vermittlung Wilhelm's von England, des damaligen Hauptwächters über das Gleichgewicht und die Ruhe Europa's — mit dem Kaiser Unterhandlungen angeknüpft, die bei dem vorauszusehenden Tode des kinderlosen Königs Karl II eine Theilung der gesammten spanischen Monarchie zum Ziele hatte.

Durch diese Absichten verletzt und die Furcht seiner Großen vor einer Theilung der Monarchie kennend, hätte Karl II gern seine österreichischen Verwandten bedacht, wenn nicht die österreichische Partei am spanischen Hofe (besonders seine Mutter und seine Gemahlin durch leidenschaftliche Einmischung in diese spanische Sache), desgleichen die letzten österreichischen Gesandten durch ein anmaßendes Betragen sich den spanischen Großen verhaßt gemacht hätten. Daher zog er es vor, unter Beistimmung seiner Räthe und Günstlinge, den genannten Kurprinzen von Bayern zu seinem Nachfolger zu ernennen, unter der Bedingung, daß derselbe keine Theilung gestatte.

Allein der Kaiser wollte diese Verfügung nicht anerkennen und knüpfte mit Ludwig XIV die früheren Theilungsverhandlungen wieder an, zeigte aber dabei keinen rechten Ernst, da er im Grunde die spanische Monarchie ungetheilt zu bekommen wünschte.

Wider alles Erwarten starb inzwischen (1699) der Kurprinz von Bayern (in einem Alter von sieben Jahren) zum niederschlagendsten Verdruß seines Vaters, des Kurfürsten, der sich schon durch diesen seinen Sohn mit der künftigen Regentschaft Spaniens im Geiste betraut gesehen hatte und in diese Vereitlung seiner hochfliegenden Plane kaum sich finden konnte.

Die Spanier sahen diesen Tod als heilbringend für sie an, weil die Wahl eines gar so jungen, ihnen unbekannten Fürstensohnes weder ihre Gefühle, noch ihre Hoffnungen befriedigen konnte. Sogleich unterhandelte Ludwig mit England und Holland über einen neuen Theilungsvertrag, nach welchem der Erzherzog Karl Spanien, Indien und die Niederlande, der Dauphin Neapel und Sicilien, die spanische Landschaft Guipuzcoa und das Herzogthum Lothringen bekommen, der Herzog von Lothringen aber durch Mailand entschädigt werden sollte. Allein als der Kaiser zum Beitritt eingeladen wurde, verweigerte er seine Zustimmung.

In Spanien war von Anfang an der größte Theil der Bevölkerung für die französischen Ansprüche, zumal diejenigen Offiziere, welche gegen Ludwig gedient hatten, mit großer Bewunderung seines Ruhmes und Glanzes aus dem Felde zurückgekehrt waren und die Gewandtheit und Liebenswürdigkeit des französischen Gesandten, Marquis de Harcourt, jene Stimmung zu verstärken wußte. Weil daher die Spanier selbst in einer Verbindung mit dem mächtigen Frankreich mehr Gewähr für die ungetheilte Erhaltung ihrer Monarchie und besonders ihrer auswärtigen Besitzungen erblickten, so ließ sich Karl II von seiner spanischen Umgebung, so wie auch von dem Papst Innocenz XII bestimmen, hinter dem Rücken seiner Gemahlin und der deutsch-österreichischen Partei des Hofes, in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou als Erben der Gesammtmonarchie zu bezeichnen.

Der Eilbote, der mit der Testamentsverfügung nach Frankreich gesendet wurde, hatte den Auftrag, im Fall Ludwig dieselbe nicht unbedingt annehmen wolle, mit derselben an den österreichischen Hof zu gehen und den Thron dem Erzherzog Karl anzubieten. Für Ludwig XIV war nun die Entscheidung doch nicht so leicht, weil er voraussah, daß er nach der Annahme des Anerbietens mit den Mächten, mit denen er schon über die Theilung verhandelt hatte, in einen Krieg gerathen würde. Doch aber wollte er noch weniger die Vergrößerung des österreichischen Hauses fördern, und so unterzeichnete er, und als wenige Wochen darnach Karl II (erst 39 Jahr alt) im Jahr 1700 starb, proclamirte Ludwig seinen 18jährigen Enkel als König Philipp V von Spanien.

Die Beschuldigung, König Ludwig sei durch seinen Gesandten Harcourt der eigentliche Urheber des Testaments gewesen, weis't Ranke zurück mit dem Nachweis, daß derselbe nie eine sichere Kunde von diesem Testament gehabt habe; wohl aber habe der König durch seine Haltung indirect zu dem Entschlusse Karl's beigetragen: denn als Karl ihn vorher fragen ließ, ob er ablehnen werde oder nicht (denn eine Ablehnung hätte der Spanier als einen Schimpf angesehen) antwortete Ludwig, man könne eine Antwort im Voraus nicht von ihm fordern; denn die Sache sei noch zweifelhaft und mit Karl's bisherigem Verfahren im Widerspruch; indeß wolle er (Ludwig) nur zu bemerken geben, „daß er noch nie gesagt habe, er werde, wenn der Antrag mit Zuverlässigkeit erfolge, denselben zurückweisen; sein Stillschweigen müsse der spanischen Nation so lange genügen, bis sich die Dinge dahin entwickelt hätten, daß er eine bestimmte Antwort geben könnte.“ Daraus konnte man spanischer Seits abnehmen, daß Ludwig in seinem Stolze die Sache nur an sich kommen lassen wolle, sie aber nicht abweisen werde. Als nun der spanische Eilbote mit jenem geheimen Antrage in Fontainebleau ankam, sah man den König bei Tafel ungewöhnlich schweigsam und gedankenvoll. Bei den Berathungen, die er nun anstellte, war der Dauphin und dessen ältester Sohn, der Herzog von Bourgogne, zugegen. Letzterer sprach sich gegen die Annahme des Testaments aus und bestund auf der Festhaltung an dem letzten Theilungsvertrage. Der Dauphin aber forderte mit außerordentlicher Entschiedenheit die Annahme des Testaments für seinen jüngern Sohn Philipp. Es war nach der Aussage der Frau von Maintenon (in deren Gemächern deliberirt wurde) in einem ihrer Briefe an Madame de Géran, „ein Streit der Ehre und der Vernunft“: die Ehre „schien die Vertheidigung der dynastischen Rechte zu fordern; ruhige und vernünftige Erwägung der äußern und innern Verhältnisse dagegen empfahl die Beobachtung des Theilungsvertrags.“ (Ranke a. a. O. IV. S. 152 ff.) Auf den Einwurf, es möchte durch die Annahme des Testaments ein langer und gefährlicher Krieg entstehen, ward entgegnet, ein solcher sei auch bei dem Theilungsvertrag schwerlich zu vermeiden. — Ludwig XIV wurde auch dadurch zu seinem Entschluß bestimmt, daß bei einer Ungetheiltheit des spanischen Gesammtbesitzes das Interesse der katholischen Kirche gewahrt sei. — Kirchliche, dynastische und Machtvergrößerungs-Politik hatten demnach gleichen Antheil an der Annahme des Testaments und an der Lossagung von der mit England und Holland eingegangenen Verpflichtung (12. Nov. 1700).

Der junge Herzog von Anjou, als nunmehriger König Philipp V von Spanien, zeichnete sich unter den Gliedern des königlichen Hauses durch Wohlwollen, Freigebigkeit, Zuverlässigkeit und ein gewisses, äußerlich würdiges Benehmen vortheilhaft aus, und daher war man in Spanien in den meisten Provinzen, besonders in Aragonien, so unzweideutig für ihn gestimmt, daß er, als er, obgleich nur von einer kleinen Anzahl

Franzosen begleitet, auf spanischem Boden erschien, nirgends ein Hinderniß fand und unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Madrid hielt, wo der greise Cardinal Portocarrero, welcher am meisten zu seiner Erhebung beigetragen hatte, ihn bei der Führung der Regierung zu unterstützen übernahm.

Zu gleicher Zeit, als Ludwig seinen Enkel nach Spanien entsandte, ließ er in der Stille französische Truppen in die vertheidigungslosen spanischen Niederlande einrücken und viele belgische Gränzfestungen besetzen, die ihm der bayrische Kurfürst, als Statthalter der Niederlande, heimlich öffnen ließ denn dieser ehrgeizige Fürst, der seinen großen Kriegsruhm im Türkenkriege (XXI. 5. 1) gewonnen hatte, war seit der Berufung seines Sohnes zum spanischen Throne mit dem Kaiserhause völlig zerfallen und daher jetzt um so leichter für das französische Interesse gestimmt, da ihm Ludwig den erblichen Besitz der Niederlande in Aussicht stellte. In den größten jener Festungen befanden sich noch vom letzten Kriege her holländische Besatzungen, welche Ludwig nicht eher entließ, bis sie seinen Enkel als König von Spanien anerkannt hatten.

Mit den holländischen Generalstaaten selbst knüpfte er wegen Anerkennung des neuen spanischen Königs Unterhandlungen an, die er absichtlich in die Länge zog, um nicht die Zahl seiner Feinde zu früh zu vermehren: denn auf viele Verbündete konnte er nicht rechnen. Wenn auch außer dem Kurfürsten Max Emanuel, der bereits auch in seinem Erblande Bayern heimliche Rüstungen betreiben ließ, sich noch der Bruder desselben, der Kurfürst Joseph Clemens von Köln, gleichfalls so vergaß, daß er gegen hohe Versprechungen sich reichsfeindlichen Interessen hingab und französische Truppen unter dem Vorwand, des deutschen Reiches Ruhe zu erhalten, in sein Land aufnahm: so konnte doch Ludwig auf die übrigen deutschen Fürsten, die von ihm so schwere Unbilden erlitten hatten, nicht rechnen, selbst nicht auf die beiden Herzoge von Braunschweig-Wolffenbüttel, die ihm zwar gegen Geldzahlungen Mannschaft zu stellen versprochen hatten, aber von ihrem Vetter, dem Kurfürsten von Hannover, davon abzustehen gezwungen wurden.

Ebenso konnte er von den italienischen Staaten, so sehr sie mit Haß gegen Österreich erfüllt waren, doch wesentlich nur auf den Herzog Victor Amadeus von Savoyen rechnen, den er dadurch gewann, daß er dessen zweite Tochter zur Gemahlin für Philipp V ersah. Der Herzog übernahm selbst den Oberfehl über ein piemontesisch-französisches Heer, und auch der Herzog von Mantua trat, nur scheinbar gezwungen, in das französische Bündniß ein.

Der König Wilhelm III von England, Ludwig's kräftigster Gegner, wollte dem Ehrgeize desselben sogleich entgegentreten; aber die ihm abgeneigte Torypartei bestimmte das Parlament zur Verweigerung der Subsidien. Daher erkannte er zwar Philipp V an, hoffte aber den Wider-

stand des Parlaments noch zu besiegen. Dazu trug Ludwig's Unklugheit selbst bei: denn als er dem sterbenden Exkönig Jacob II (S. XXI. 9, 4) versprach, seinen Sohn als Jacob III für den rechtmäßigen Erben des englischen Throns zu erkennen, da wurde der Nationalstolz der Engländer rege, und das Parlament gewährte nun die ausreichenden Mittel zu einem Kriege. Daher schloß Wilhelm mit dem Kaiser Leopold am 7. Sept. 1701 die sogenannte große Allianz, welcher sogleich die holländischen Generalstaaten, der König von Dänemark, der König Friedrich I von Preußen und der Kurfürst von Hannover beitraten.

Dänemark betheiligte sich, weil Anna, die Gemahlin des dänischen Prinzen Georg, Anwartschaft auf den englischen Thron hatte. Der Kurfürst von Hannover (Braunschweig-Lüneburg) war dem Kaiser verpflichtet, weil dieser für ihn die neunte Kur errichtet hatte und ihn in seiner neuen Würde gegen die Eifersucht vieler deutschen Fürsten schützte. — Der bisherige Kurfürst Friedrich III von Brandenburg und Herzog von Preußen (des „großen Kurfürsten" Nachfolger) hatte, dem allgemeinen Streben der Fürsten nach Vergrößerung folgend, seinen Ehrgeiz in eine nach französischem Muster eingerichtete prunk- und prachtvolle Hofhaltung gesetzt und den Kaiser um den, übrigens nicht blos jenem Glanz, sondern auch der wirklichen Bedeutung seiner Stellung entsprechenden Königstitel ersucht. Der Kaiser gestand ihm denselben unter der Bedingung zu, daß er ihn in dem bevorstehenden Kriege unterstütze. Daher beeilten sich auch England und Holland, den neuen König von Preußen anzuerkennen; auch Dänemark, Polen, Rußland, die Schweiz und die meisten deutschen Fürsten weigerten ihm die Anerkennung nicht, so daß er am 18. Jan. 1701 zu Königsberg als König Friedrich I sich unter großen Feierlichkeiten die Krone selbst aufsetzte, die von nun an einen wichtigen Platz unter den alten Kronen Europa's einnehmen sollte. (Siehe unten XXIII. 7, 1. Schwedens Anerkennung folgte erst 1704, die Frankreichs und Spaniens beim Utrechter Friedensschluß.) — Kurmainz, Kurtrier und Kurpfalz waren treu dem Kaiser ergeben. Der Kurfürst von Sachsen konnte zwar dem Bunde keine Hülfe leisten, weil er eben von dem König Karl XII von Schweden bedrängt war, stimmte aber stets für den Kaiser. — Das deutsche Reich, als solches, hielt sich noch zurück, und der schwäbische, fränkische, mittel- und oberrheinische Kreis traten in ein Neutralitätsbündniß zusammen.

Diese Allianz hatte anfangs nur den Zweck, Spanien zur Abtretung einer Anzahl belgischer Gränzfestungen zum Schutze Hollands und einer Anzahl mailändischer Festungen zum Schutze der österreichischen Besitzungen in Italien, ferner zur Öffnung des spanischen Amerika für den englischen und holländischen Handel, so wie endlich zu der Garantie zu vermögen, daß Spaniens und Frankreichs Krone nicht auf Ein Haupt kommen sollte. Für sich aber gieng der Kaiser weiter und forderte die Herausgabe des spanischen Erbes für sein Haus, indem er an den Grundsätzen des deutschen Lehnrechtes festhielt und sich für berufen erachtete, um jeden Preis den Übergang der spanischen Macht an Frankreich zu verhindern. Zugleich ließ er, um dieser Forderung Nachdruck zu geben, Truppen in Italien einrücken, wo inzwischen Savoyen und Modena französische Truppen bei sich aufgenommen hatten, welche auch schon Mailand und Mantua besetzt hielten.

Leopold's Biograph Rink erwähnt als etwas Bemerkenswerthes, daß dieses der erste Krieg gewesen, in welchem der Kaiser zuerst losgeschlagen habe, weßhalb er ihn denn auch mit

ernster Vorbereitung begonnen und offen gesagt habe: „Weil er die Sache Gott täglich in seinem Gebete vorgetragen habe, so fühle er einen rechten Trieb und Inspiration zu diesem Kriege, so daß er an dem göttlichen Willen und Segen ferner nicht zweifeln könne."

Hiemit war der Anfang zum spanischen Erbfolgekrieg gemacht, der 13 Jahre dauern und für den französischen Machtbestand tief erschütternd werden sollte, weil Frankreich's Geldquellen durch die früheren Kriege fast erschöpft, Spanien's Wehrkräfte durch die Mißregierung seiner letzten Könige ganz in Verfall waren und das zu vertheidigende Terrain durch seine Ausdehnung so große und combinirte Anstrengungen nöthig machte.

2. König Wilhelm's III Tod. Königin Anna. Marlborough in den Niederlanden. Eugen's Siege in Italien. Savoyen's Wendung gegen Frankreich. Beitritt des deutschen Reichs zur Allianz. (Der Camisardenkrieg in den Cevennen.)

Obgleich nun König Wilhelm's unerwarteter Tod (er starb an einem Sturze vom Pferde den 19. März 1702) für Ludwig XIV ein günstiges Ereigniß zu sein schien, so änderte es doch nichts an den Entschlüssen der Verbündeten: denn Wilhelm's Schwägerin, die nunmehrige Königin Anna, stand ganz unter dem Einflusse des damaligen Grafen und nachmaligen Herzogs von Marlborough (spr. Mahlböroh, auch Mahlb'roh), dessen Gemahlin ihre vertrauteste Freundin war, und der als Hauptleiter des fortbestehenden Whigministeriums bereits vom König Wilhelm an die Spitze der englisch-holländischen Kriegsmacht gestellt worden war, die sich in den Niederlanden sammelte.

John Churchill, Graf von **Marlborough**, geb. 1650, war anfangs Page des Herzogs von York (nachmaligen Jacob's II), machte dann im holländisch-französischen Kriege unter Turenne seine Kriegsschule, erlangte die Gunst Karl's II, und wurde unter Jacob II General, schloß sich aber bei der englischen Revolution an Wilhelm III an und diente demselben im Kriege gegen Ludwig XIV in Flandern. Weil man aber eine verrätherische Correspondenz mit dem Exkönig Jacob II entdeckte, woraus man ihn beschuldigte, daß er jenem wieder zum Thron verhelfen wollte, so ließ ihn König Wilhelm verhaften, gab ihn aber wegen Mangels an hinreichendem Beweis frei und schenkte ihm allmählich wieder sein Vertrauen. — Grundsatzlose Gewandtheit des Geistes und männliche Schönheit verhalfen ihm durch Gunst der Königin Anna zu großem Reichthum und hoher Stellung, und in dieser zu dem außerordentlichen Kriegsruhm, den er sich im spanischen Erbfolgekrieg erwarb, an dessen Beginn und Fortsetzung seinem Ehrgeiz Alles gelegen war. Er verstund es die widerstrebenden Ansichten zu vereinigen, und wurde ein Hof wankend oder gegen den Bundeszweck gleichgültig, so wußte er ihn durch seine hinreißend anmuthige Persönlichkeit und Überredungskraft bald wieder zu gewinnen oder zurechtzubringen.

Der Kampf in Italien wurde durch den bereits als Türkenbezwinger berühmten kaiserlichen Feldherrn Eugen von Savoyen eröffnet. Obgleich die Franzosen meinten, alle passirbaren Höhen von der Etsch bis zum Gardasee besetzt zu haben, so wußte sich doch Eugen für sein ganzes Kriegsheer andere Wege über die Alpen zu bahnen, indem er Felsen sprengen und Geschütz und Gepäck mit Hülfe der Gebirgsbewohner durch Zugochsen (10—15 Paare an einer Kanone) über Höhen und Tiefen,

wo seit Menschengedenken kein Karren war durchgebracht worden, hinüberschaffen ließ. Als er nach so kühner Übersteigung der Alpen in der lombardischen Ebene erschien, wo der berühmte französische Marschall Catinat seine Streitmacht am ganzen Laufe der Etsch und des untern Po vertheilt hatte, warf sich Eugen rasch auf die nächste wichtige Position desselben und schlug ihn bei Carpi so, daß Catinat von seinem Hofe vom Oberbefehl entfernt und durch den Marschall Villeroy, der zwar minder erfahren, aber ein Günstling der Frau von Maintenon war, ersetzt wurde. Allein auch diesem brachte Eugen bei Chiari eine Niederlage bei, durch welche die meisten italienischen Fürsten bestimmt wurden, sich der Sache des Siegers zuzuneigen.

Prinz Eugen von Savoyen, aus einer Seitenlinie des regierenden Hauses Savoyen, jüngster Sohn eines französischen Statthalters der Champagne und einer Nichte des Cardinals Mazarin, geb. den 18. Oct. 1663, war wegen schwächlicher und kleiner Leibesgestalt zum geistlichen Stande bestimmt, gewann aber der Theologie keinen Geschmack ab, sondern studirte lieber die alten Geschichtschreiber, deren Kriegshelden mit ihren Thaten seine Seele entflammten. Da seine Brüder bereits an der Spitze von Regimentern standen, erbat er sich von Ludwig XIV auch eines. Dieser aber rieth ihm, in Betracht seiner unansehnlichen Gestalt, lieber bei der Theologie zu bleiben. Als aber im J. 1683 die Türkennoth viele nach Wien trieb, um dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, befand er sich auch darunter und zeichnete sich gleich bei dem Ansturm Sobieskys und Karl's von Lothringen auf die vor Wien lagernden Türken so sehr aus, daß ihm der Kaiser ein Dragoner-Regiment anvertraute. Damit diente er (obgleich ihn die Soldaten anfangs nur den „kleinen Capuciner" hießen) unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Herzog Karl von Lothringen, und empfahl sich diesen bewährten Feldherren durch sein Genie so, daß ihn Leopold im dritten Raubkrieg Ludwig's XIV 1688 in Italien dem Catinat entgegenstellte, ihm dann die Feldmarschallswürde ertheilte und ihn im Türkenkrieg verwendete, in welchem er durch seinen glänzenden Sieg bei Zentha (XXIII. 3, 2.) so großen Ruhm ärntete, daß Ludwig XIV ihm die größten Anerbietungen an Würden und Geld machen ließ, um ihn in seine Dienste zu ziehen. Eugen blieb dem Kaiser treu und ließ dem französischen Könige sagen, der kaiserliche Feldmarschallstab sei ihm so viel werth, als ein französischer, und Geld brauche er nicht: denn so lang er seinem Herrn treu diene werde er stets haben, was er bedürfe.

Ungeachtet seines großen Feldherrntalents war er doch so bescheiden, daß er sich nie über Andere erhob. Alle seine Anordnungen zeugten von der klarsten Einsicht, der verständigsten Berechnung und ruhigsten Besonnenheit: nichts entgieng ihm und sein „Falkenblick war von seinen Offizieren so gefürchtet, wie sein ungeheures Gedächtniß." Unermüdet thätig entwarf er mit Kopf und Hand alle seine Plane und suchte dabei das Leben seiner Soldaten nach Möglichkeit zu schonen, wie er denn sich jedes Einzelnen, besonders der Kranken und Verwundeten, sorgsam annahm, so daß ihn die Soldaten eben so liebten, als durch Gehorsam ehrten. Die Strapatzen hatten allmählich seinen schwächlichen Körper gestärkt und seine Gesichtsfarbe gebräunt, und weil er sich gerade hielt, Jeden scharf in's Gesicht faßte, mit starker Stimme kommandirte und mit großer Gewandtheit allenthalben, wo es galt und fehlte, mit Rath und Hülfe zugegen war, so vermißte keiner der Seinen das, was ihm an körperlichem Ansehen abgieng.

Als vollends Eugen durch einen geschickten Handstreich den unvorsichtigen Villeroy mitten in Cremona aufheben und gefangen durch Tyrol nach Wien abführen ließ, und auch der geschicktere Nachfolger desselben, der Marschall Herzog von Vendôme (ein Urenkel Hein-

richs IV und der Gabrielle), nicht viel ausrichtete, so begab sich der junge König Philipp V persönlich nach Italien, um die fränzösische Partei zu befeuern, was ihm in so fern gelang, als Vendôme nun Mantua entsetzte und auch Mailand sich behauptete. Allein da Philipp in einer Zusammenkunft der Häupter seines Anhangs, seinem Schwiegervater, dem Herzog von Savoyen, weil derselbe kein König war, weder einen Armstuhl bot, noch die rechte Seite gönnte, so entfremdete er sich durch solchen thörichten Stolz diesen Fürsten so, daß derselbe von nun an darauf dachte, die französische Partei zu verlassen, zumal ihn schon länger her der Übermuth der französischen Generale empörte, die ihn wie einen Untergeordneten behandelten.

Die Erfolge Eugen's in Italien trugen viel dazu bei, daß nun auch das gesammte deutsche Reich den 6. October 1702 an Frankreich den Krieg erklärte. Auch Victor Amadeus von Savoyen trat noch in diesem Jahre zum Kaiser über.

Weil er dabei auch die Waldenser, obgleich er sie vorher, Frankreich zu Gefallen, verfolgt hatte, zu den Waffen rief, so ergriff diese Bewegung auch die Hugenotten in den Cevennen, die dort jenen Camisardenkrieg veranlaßten, dessen Verlauf und Ausgang schon oben (XXII. 5, 3.) angegeben worden ist und der, wenn nicht die Kraft der Protestanten im übrigen Frankreich durch die vorangegangenen Verfolgungen schon gebrochen gewesen wäre, dem Könige Ludwig noch größere Noth hätte bereiten können. Kostete ihm doch dieser Cevennenkrieg mehrere der besten Heere und hätte sich leicht noch in die Länge ziehen können, wenn nicht zuletzt Marschall Villars die Empörten durch kluge Milde zur Ruhe gebracht hätte.

Inzwischen waren die französischen Waffen in Italien wieder glücklicher, und besonders schwer mußte Savoyen seinen Abfall durch den Verlust seiner meisten Plätze büßen. Dem Ganzen trugen aber diese Vortheile nicht viel aus, weil diese italienischen Eroberungen unverhältnißmäßig viele Mannschaft kosteten.

3. Villars' Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern. Mißglückter Versuch auf Tyrol. Tallard's Anzug. Vereinigung Marlborough's und Eugen's. Niederlage der Bayern am Schellenberg. Marlborough's und Eugen's Sieg bei Höchstädt. Tod Leopold's I. Joseph I.

Unterdessen hatte Marlborough mit dem 100,000 Mann starken, meist aus Holländern und Deutschen bestehenden Heere der Verbündeten den Franzosen in den Niederlanden Venloo, Roermunde, Lüttich entrissen, das preußische Heer Rheinbergen und Geldern, die vereinigte Macht der Verbündeten unter Marlborough's und Coehorn's Führung Bonn, Huy und Limburg erobert und so fast ganz Belgien besetzt, da der ihnen gegenüberstehende Boufflers jede Schlacht vermied. Auch am Mittelrhein konnte Catinat dem Markgrafen Ludwig von Baden, der die Reichstruppen und einen Theil des kaiserlichen Heeres befehligte, nicht widerstehen, sondern mußte sich bis Straßburg zurückziehen und dem Kaiser die von Melac vertheidigte Festung

Landau preißgeben, die der Markgraf durch eine Bresche zur Capitulation zwang. Die Übergabe erfolgte im Beisein des jungen römischen Königs Joseph, den man zu diesem Act eingeladen hatte, um ihm die Ehre der Eroberung zu überlassen.

Es mochte für die deutschen Sieger ein genugthuender Anblick gewesen sein, zu sehen, wie General Melac, der bekannte Mordbrenner der Pfalz, bei seinem Abzug aus Landau mit dem Degen vor dem römischen Könige salutirte, dann vom Pferde stieg, sich vor ihm niederkniete und dessen Stiefel küßte, wobei er eine zierliche Anrede hielt, die Joseph kurz beantwortete.

Aufgebracht über diese Nachtheile gab Ludwig XIV dem General Villars, dem letzten Feldherrn aus Turenne's Schule, den Befehl, über den Rhein in Schwaben einzudringen und sich dort mit dem Kurfürsten von Bayern zu vereinigen, um den Krieg in's Innere von Deutschland zu spielen und wo möglich in das Herz von Österreich zu dringen. Denn zwei Tage vor der Capitulation von Landau hatte Maximilian Emanuel die Neutralitätsmaske abgelegt und sich durch einen Handstreich der Reichsstadt Ulm bemächtigt.

Zweimal machte Villars vergebens den Versuch, dem Befehle zu genügen. Endlich — während der General Tallard Trier einnahm und, ohne die Neutralität des Herzogs von Lothringen zu beachten, Nancy besetzte, — erzwang Villars gegen den Markgrafen von Baden den Rheinübergang bei Kehl, drang, mit dem Marschallsstab beehrt, kühn durch die Schwarzwaldpässe und vereinigte sich bei Tuttlingen mit dem Kurfürsten von Bayern. Beide aber konnten sich über den weiteren Kriegsplan nicht vereinigen: der Marschall rieth dem Kurfürsten, in Österreich einzudringen, um den in Ungarn von dem Grafen Ragoczy auf Ludwig's XIV geheimen Antrieb angeregten Aufstand zu unterstützen. Der Kurfürst aber wollte Tyrol besetzen und dem Herzog von Vendôme am Po die Hand bieten. Endlich entschied Ludwig für die Ansicht des Kurfürsten und gebot dem Marschall, in der Zwischenzeit Bayern durch eine an der Donau genommene Stellung zu decken.

Hierauf rückte der Kurfürst mit 12,000 M. (wobei ein Fünftheil Franzosen waren), in Tyrol ein, eroberte Kuffstein, das dabei in Flammen aufgieng, besetzte Innsbruck, erstürmte die Ehrenberger Clause und war schon im Begriff, den Brenner zu übersteigen, als die Tyroler sich unter Martin Sterzinger mannhaft erhoben und, von den Österreichern unterstützt, die Bayern zum Rückzug nöthigten, so daß der Kurfürst nur noch mit der Hälfte seines Heeres nach Bayern zurückkam.

Die aufopfernde Liebe der Tyroler zu ihrem Vaterland und angestammten Fürstenhause zeigte sich in diesem ersten bayrischen Überfall in einem glänzenden Lichte, und traurig war das Loos derer, die eroberungssüchtig in ihr Gebirgsland eingedrungen waren, indem Tausende von ihnen durch die, von allen Felsenhöhen auf sie herabgeworfenen Steine und Baumstämme zerschmettert oder von den unversehenen Kugeln dieser sicher zielenden Schützen, ohne sich wahren zu können, dahin sanken. Ein Tyroler (der Revierförster Anton Sechleitner) hatte es auch auf den Kurfürsten abgesehen und hinter einer Anhöhe (dem sogenannten Martinsbühel) hervor

den Stutzen auf ihn angelegt, so daß er unzweifelhaft des Todes gewesen wäre, wenn nicht der edle Graf Ferdinand von Arco, der die Gefahr gewahrte, seinen Platz neben dem Kurfürsten gewechselt hätte und auf dessen andere Seite geritten wäre, um ihn zu decken. Denn da er prächtiger gekleidet war, als der in einen gemeinen Reitermantel gehüllte Kurfürst, so hielt nun der feindliche Schütze ihn für den Fürsten und verharrte in der Schußrichtung, aus der nun den Grafen die Todeskugel traf. Kurz darauf giengen wieder alle Eroberungen in Tyrol bis auf Kuffstein verloren und an den Gränzorten nahmen die Tyroler schreckliche Rache.

Inzwischen war der Markgraf von Baden mit dem Reichsheere vom Rhein her nach Bayern gezogen und besetzte Augsburg, während ein österreichisches Heer unter Styrum den Marschall Villars beobachtete, der bei Lauingen verschanzt war. Beide hatten eine so günstige Stellung, daß dem bayrisch-französischen Heere die Zufuhr abgeschnitten war und nur das falsch berechnete Vorrücken der Österreicher ihm Luft machte, indem der Kurfürst und Villars den Styrum bei Höchstädt überraschten und schlugen. Dem fortdauernden Zwist zwischen Villars und dem Kurfürsten machte nun Ludwig XIV dadurch ein Ende, daß er den Villars zurückrief und ihn durch den Marschall Marsin ersetzte, worauf durch gemeinsame Anstrengung wenigstens Augsburg, aus dem sich der Markgraf zurückgezogen hatte, den Verbündeten entrissen wurde.

Nichts desto weniger war der Kaiser durch den Aufstand in Ungarn, durch die drohende Stellung der Schweden gegen Sachsen und Polen und zuletzt durch Verluste am Rhein, — wo Marschall Duc de Tallard nicht nur Breisach genommen, sondern auch Landau wieder erobert hatte und sich anschickte, dem Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu ziehen, — in nicht geringer Bedrängniß.

Um ihn daher aus derselben zu reißen, sollte durch eine Vereinigung Marlborough's und Eugen's der Feind zunächst aus Deutschland geworfen werden. Mit Mühe erhielt Marlborough von den Generalstaaten die Bewilligung, bis an die Mosel vorzugehen. Dort machte er, um die Franzosen zu täuschen, einen Scheinzug gegen Trier, wandte sich dann aber plötzlich nach Mainz und von da nach Heilbronn am Neckar, wo sich Eugen von Italien über Wien her und der Markgraf vom Rhein her im Juni 1704 mit ihm vereinigten, so daß nun diese drei großen Feldherren sich über die weitern Kriegsoperationen um so leichter verständigten, da zwischen ihnen ein gutes Vernehmen herrschte, wie sie es denn auch an gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen nicht fehlen ließen.

Während nun Eugen den Rhein deckte, rückte Marlborough mit dem Markgrafen an die Donau, und als ihnen hier eine Abtheilung von 12,000 Bayern unter Arco den Übergang wehren wollte und diese sich am Schellenberg (bei Donauwörth) zu verschanzen anfieng, so schlugen sie dieselbe in einer einzigen, aber blutigen Stunde so, daß sie mit Verlust ihres Gepäckes und Geschützes nach Lauenburg floh. Dort hatte das vereinigte Heer der Bayern und Franzosen eine feste Stellung und

erwartete den von Flandern herrückenden Villeroy, dessen Vereinigung mit ihnen aber Prinz Eugen glücklich zu verhindern wußte.

Ungeduldig, sein Bayern vom Feinde befreit zu sehen, bewog nun der Kurfürst den Marschall Marsin, mit ihm die bisherige Stellung zu verlassen und in die Nähe von Augsburg zu ziehen. Noch einmal forderte Marlborough den Kurfürsten wohlmeinend und ernstlichst auf, seine Verbindung mit Frankreich aufzugeben, und bot ihm die billigsten Bedingungen. Allein er verwarf sie. Als sodann Marlborough, um ihn nachgiebig zu machen, anfieng, Bayern zu verheeren, und nun die Kurfürstin weinend ihren Gatten bat nachzugeben, ja selbst seine Räthe zur Versöhnung mit dem Kaiser riethen, da wurde er schwankend. Allein die Gegenvorstellungen Marsin's und die Ankunft Tallard's mit einer bedeutenden Hülfsmacht bewogen ihn, alle Friedensvorschläge zu verwerfen und mit den beiden Marschällen in der Ebene von Höchstädt dem Feinde eine Schlacht anzubieten.

Allein unterdessen war Eugen vom Rhein her hinter dem Marschall Tallard hergezogen und hatte sich mit Marlborough wieder vereinigt, der inzwischen den alten Markgrafen, um durch seine Bedächtlichkeit nicht behindert zu sein, beredet hatte, die Belagerung von Ingolstadt zu übernehmen. Darauf zogen beide gegen den Feind und lieferten ihm den 13. August 1704 die entscheidende Schlacht bei Höchstädt und Blenheim, in welcher die Franzosen und Bayern so auf das Haupt geschlagen wurden, daß 12,000 M. todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde blieben, 10,000 Franzosen vor Schrecken das Gewehr streckten und selbst Marschall Tallard und sein Sohn mit 818 Offizieren gefangen wurden.

Die Schlacht fiel auf einer weiten Ebene zwischen der Donau und einigen Anhöhen vor. Das französisch-bayrische Heer, an 56,000 M. stark, hatte seine Stellung hinter einem Bach, dem sog. Nebelbach: der Kurfürst stand links bei Lützingen, Tallard mit der Hauptkraft bei Blenheim, Marsin in der Mitte. Das englisch-preußisch-kaiserliche Heer war 50,000 M. stark: Eugen stand dem Kurfürsten, Malborough dem Tallard gegenüber. Tallard glaubte sich durch den Bach hinreichend gedeckt, aber Marlborough überschritt ihn sogar mit einer Batterie, und da die Verbündeten auch an Reiterei überlegen waren, die französische Reiterei aber schlechte Pferde hatte, wurde letztere von der erstern durchbrochen und das zu Hülfe anrückende Fußvolk über den Haufen geworfen. — Tallard's Heer war fast vernichtet. Der Kurfürst und Marsin zogen sich zurück. Doch belief sich der Gesammtverlust der Geschlagenen auf 20,000 M. — Auch die reiche Kriegskasse, mehr als 5000 Proviant- und Munitionswägen, über 140 Geschütze, 200 Fahnen und Standarten wurden erbeutet. Der Ruhm, den Marlborough durch diesen Sieg errang, erfüllte ganz Europa und bewog den Kaiser, ihn in den Reichsfürstenstand zu erheben. Das menschenfreundliche Betragen des Siegers gegen die Verwundeten und seine Höflichkeit gegen die Besiegten erhöhte diesen Ruhm, und sein öfteres Geständniß, daß er nie mehr zu Gott gebetet habe, als in dieser Schlacht, giebt ihm noch eine gewisse Weihe.

Sogleich besetzte der Kaiser ganz Bayern und dem schwer gedemüthigten Kurfürsten blieb nichts anderes übrig, als mit den Franzosen über den Rhein zu fliehen, wo bald darauf Marlborough Trier

besetzte und Landau sich wieder, wiewohl erst nach tapferer Gegenwehr ergab, also daß ganz Deutschland wieder befreit war.

Vor seiner Flucht übergab Max Emanuel das bedrängte Bayern seiner Gemahlin Theresia in der Hoffnung, sie werde vielleicht die Gnade des Kaisers gewinnen können. Allein ihre Gesandten brachten es mit Mühe nur zu dem Vertrag von Ilbesheim im Zweibrückischen (7. Nov. 1704) mit dem röm. König Joseph, demgemäß der Kurfürstin bloß das Rentamt München belassen, das ganze Land mit allen Festungen und Kriegsvorräthen an Österreich übergeben wurde, von dem es schweren Druck erlitt.

Als nicht lange darnach, im Anfang des Jahres 1705, Kaiser Leopold I (an der Wassersucht) starb, sprach sein Sohn und Nachfolger, Joseph I, der ganz die Politik seines Vaters befolgte, mit Zustimmung der Reichsfürsten über die beiden Kurfürsten von Bayern und von Köln die Reichsacht aus und gab die Oberpfalz dem pfälzischen Kurfürsten zurück, während das kaiserliche Heer, welches Bayern besetzt hatte, einen mächtigen Aufstand der über anbefohlene Aushebungen entrüsteten Bauern mit großer Härte unterdrückte.

4. Der Kampf in Spanien. Castilien für Philipp V. Landung des Erzherzogs Karl in Portugal. Einnahme Gibraltar's und Barcelona's durch die Engländer. Catalonien und Valencia für Karl. Beginnendes Glück der Franzosen in den Niederlanden und Savoyen. Marlborough's Sieg bei Ramillies. Philipp's Flucht aus Madrid. Französische Verstärkung. Philipp wieder in Madrid; Karl in Catalonien. Eugen's Sieg bei Turin.

Während so an der langen Gränzlinie von Antwerpen bis Nizza, welche Ludwig XIV zu vertheidigen hatte, die Aussichten auf die Oberhand nichts weniger als glänzend waren, schienen anfangs die Angelegenheiten in Spanien sich besser anzulassen, wo der politische und kirchliche Despotismus der Könige die höheren, mit der Staatsverwaltung näher zusammenhängenden Stände in einen Zustand äußerster, keiner Verbesserung zugänglicher Schlaffheit herabgebracht, aber doch den Kern des Landvolks und der kleinern Städte nicht so verdorben hatte, wie in Frankreich. War auch der Bauer, der Kleinbürger, der Kloster- und niedere Weltgeistliche unwissend und träge und deshalb um Politik wenig bekümmert, so war das Volk doch, wenn sein Nationalstolz in's Spiel kam, einer großen Begeisterung und muthigen Aufopferung fähig.

Wirklich hatte sich auch sogleich ganz Castilien für Philipp V erklärt und bewies ihm in allen Glücksänderungen eine große Treue. Weniger aber konnte er die andern Provinzen für sich gewinnen, und das, was er bedurfte, nämlich Geld, Heer und Flotte, konnte Castilien allein um so weniger bieten, da es arm und gleich den andern Provinzen in den Gang einer regelmäßigen Verwaltung nicht zu bringen war. Die neuen starken Steuern konnten ihm freilich die Zahl seiner Anhänger nicht mehren. Aragonien war ohnedies von Castilien durch Stammesfeindschaft geschieden, und Catalonien, das einmal unter Richelieu zu

Frankreich abgefallen war, fühlte sich, im Andenken an die damals von den Franzosen erlittenen Mißhandlungen, nicht eben sehr zum neuen französischen Regimente hingezogen. Dazu kam, daß die Großen sich durch die französische Hofumgebung zurückgesetzt und in ihrer frühern behaglichen Stellung gestört sahen: daher zogen sich die meisten zurück, und viele fiengen an, sich den Verbündeten zuzuwenden.

In den ersten paar Jahren jedoch — seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten — war Spanien im Innern vom Kriege verschont, außer daß im Aug. 1702 eine englisch-holländische Flotte einen zwar vergeblichen Angriff auf Cadix machte, aber auf ihrer Rückkehr im Hafen von Vigo die dort eben aus Amerika angekommene Silberflotte wegnahm und dadurch der neuen Regierung einen empfindlichen Schaden verursachte. Im Anfang des Jahres 1704 aber landete Erzherzog Karl mit einem englisch-holländischen Heere von 12,000 M. in Portugal, dessen König anfangs zu Frankreich gehalten hatte, nachher aber gegen das Versprechen, einige spanische Gränzbezirke zu bekommen, zu den Verbündeten übergetreten war. Von den Portugiesen verstärkt, rückte Karl sodann gegen die spanische Gränze vor, wurde aber bei einem zweimaligen Versuche zurückgeworfen. Indeß aber erschien unter der Führung eines Prinzen von Darmstadt eine englische Flotte vor Barcelona und, da diese Stadt sich hielt, vor Gibraltar und nahm (im Aug. 1704) diesen schlecht verwahrten Platz für — England weg. Alle Versuche der Spanier, sie wieder in ihre Gewalt zu bekommen, schlugen fehl.

Allmählich aber gewann der Erzherzog in einigen großen Städten, namentlich in Madrid, Cadix und Barcelona, Anhänger, und nun gelang es der Flotte, welche Gibraltar eingenommen hatte, 1706 auch Barcelona zu erobern, so daß Catalonien und ihm nach bald auch Valencia den Erzherzog als König Karl III von Spanien anerkannte.

Während demnach in Spanien die Sache der Verbündeten vorwärts gieng, setzte ihnen aber Ludwig XIV, nach thätiger Erneuerung seiner Rüstungen, durch seine Marschälle in den Niederlanden, am Rhein und in Italien einen glücklichen Widerstand entgegen, ja Vendôme entriß ihnen den größten Theil von Savoyen, und selbst Eugen, der dem Haupte seines Hauses zu Hülfe kommen wollte, mußte sich nach dem verlorenen Treffen bei Cassano zurückziehen. — Auch Marlborough wagte es nicht (aus Mangel an Pferden und rechtzeitigem Beistande) den an der Mosel aufgestellten Villars anzugreifen, sondern wendete sich wieder von der Mosel weg nach den Niederlanden, wo die Franzosen eine feste Stellung an der Dyle hatten. Nichts desto weniger sah Ludwig XIV, bei den Fortschritten der Verbündeten in Spanien, keinen guten Ausgang voraus und machte daher Vergleichsanerbietungen. Sie wurden aber zurückgewiesen. Um daher durch einen glücklichen Schlag

die Gegner zum Frieden geneigter zu machen, gab er seinem Günstling Villeroy, der in den Niederlanden kommandirte, den Befehl, eine Schlacht zu suchen, doch nicht vor der Ankunft der Verstärkung, welche Marsin vom Rhein aus ihm zuzuführen beauftragt war. Ohne aber diese abzuwarten, ließ sich Villeroy am 23. Mai 1706 zu einer Schlacht verleiten, die er nach Überschreitung der Dyle durch seine ungeschickte Stellung bei Ramillies gegen den Herzog von Marlborough verlor, der nun sogleich Brabant und Flandern besetzte, wo sich alle Städte vor dem Namen des glücklichen Siegers beugten. Errangen auch um dieselbe Zeit Vendôme in Italien und Villars am Rhein Vortheile, so konnten diese doch den Verlust nicht aufwiegen, den jene Niederlage in den Niederlanden verursachte.

In der Schlacht bei Ramillies zählte jedes der gegnerischen Heere an 60,000 M. Während Villars sich tapfer auf seinem linken Flügel um das Dorf Ramillies schlug, griffen die Verbündeten, mit ihrer Reiterei in vollen Linien vorrückend (weil Villars sein Fußvolk rechtzeitig aufzustellen versäumt hatte) den rechten Flügel desselben an und zersprengten ihn. Darauf eroberte Marlborough das Dorf, so daß die Franzosen in großer Unordnung sich gegen Löwen und nach einem Verlust von 30,000 M. bald sogar hinter die Schelde, ja hinter die Lys zurückzogen.

Auch in Spanien nahm die Sache Philipp's V einen schwankenden Gang. Vergebens belagerte er Barcelona, um es seinem Gegner zu entreißen: er mußte mit Verlust seines Heeres, Geschützes und Gepäcks wieder nach Madrid zurückweichen, um bald darauf von da nach Burgos zu fliehen, weil die Verbündeten, mit einem Heere von 12,000 Engländern und Holländern und 30,000 Portugiesen von Portugal her in Estremadura eingefallen waren und im Juni 1706 in Madrid einrückten. Dort aber wurden sie, besonders wegen des Nationalhasses der Spanier gegen die Portugiesen, mit unverholenen Zeichen des Abscheu's empfangen. Alsbald schickten sie Boten an Karl mit der Einladung, in Madrid seine Residenz aufzuschlagen. Allein Karl hielt sich damals in Aragonien auf und empfieng jene Nachricht erst nach vier Wochen, während welcher Zeit die Portugiesen, anstatt sich ungesäumt auf die Franzosen zu werfen und sie im ersten Schreck sammt Philipp V aus Spanien zu vertreiben, träge in Madrid saßen und sich allen Ausschweifungen überließen, die den Haß der Hauptstadt gegen die Verbündeten steigerten.

Endlich erfuhr Karl, daß Madrid ihm offen stehe, und brach dahin auf. Als ihm aber von dort aus ein Theil des englisch-portugiesischen Heeres entgegenzog, schnitt der französische Marschall Berwick demselben die Rückkehr nach der Hauptstadt ab und nahm die in Madrid Zurückgebliebenen gefangen, so daß Philipp V wieder seinen Hof dahin zurückverlegen konnte, Karl aber genöthigt war, seinen Weg nach Catalonien zu nehmen, wo er auf Bitten der Catalonier den Winter über in Barcelona zubrachte.

In Italien dagegen, wo bisher die Franzosen die Übermacht gehabt und noch im April des nämlichen Jahres (1706) die Kaiserlichen über die Etsch zurückgedrängt, ja dem Herzog von Savoyen fast sein ganzes Land abgenommen hatten, trat ein plötzlicher Umschlag zu Gunsten des Kaisers ein.

Dort belagerte eben der Marschall de la Feuillade, der mit dem Marschall Berwick dem Herzog von Orleans beigegeben war, mit 38,000 M. Turin, das von den Piemontesen und Österreichern unter Daun tapfer vertheidigt wurde, aber ohne Entsatz verloren schien. Da eilte Eugen von Wien her, wo er den Winter zugebracht hatte, nach Italien, zog seine Macht zusammen, überschritt mit 24,000 M. plötzlich den Po und Tanaro und vereinigte sich mit dem Herzog von Savoyen, der mit seinem kleinen Heere von 13,000 M. den Fall seiner Hauptstadt nicht hätte abwenden können.

Niemand im Belagerungsheere glaubte an die Kühnheit eines Angriffs, da die große im ganzen Land verbreitete Macht der Franzosen denselben zu widerrathen schien. Deßungeachtet erschien Eugen vor Turin und griff, tapfer unterstützt von den Preußen unter Leopold von Dessau, die Belagerer am 7. Sept. 1706 so ungestüm an, daß sie gänzlich geschlagen und noch auf der Flucht von den erbitterten piemontesischen Bauern großentheils erschlagen wurden. Kaum ein Drittheil des französischen Heeres konnte sich wieder sammeln, und so ward es dem Herzog von Savoyen möglich, sich wieder in den Besitz seiner Staaten zu setzen.

Die Sieger erbeuteten 211 Geschütze, 80,000 Fässer Pulver und eine Menge anderer Kriegsvorräthe, dazu die reichgefüllte Kriegskasse, ferner 2000 Ochsen, 5000 Maulesel und die meisten Pferde von 13 Regimentern Dragoner, welche abgestiegen waren, um auf der Flucht besser entwischen zu können. Eugen's Ruhm wurde nun dem Ruhme Marlborough's gleichgesetzt und in vielen Liedern gepriesen. Kaiser Joseph ernannte ihn zum Dank zum Oberstatthalter von Mailand.

5. Waffenruhe in Italien. Die Österreicher in Neapel. Glück der Franzosen in Spanien: Philipp Herr von Valencia und Aragonien. Villars in Franken und Schwaben. Eugen's und Marlborough's Sieg bei Oudenarde. Furcht in Paris.

Nach solchen Schlägen machte Ludwig neue Friedensanerbietungen und zwar zuerst den Holländern, die jedoch durch ihren Rathspensionär Heinrich Heinsius so starke Bedingungen machten, daß sie der König nicht annahm. Darauf wandte er sich an den Kaiser und an den Herzog von Savoyen mit dem Vorschlag einer Waffenruhe für Italien. Diese ward ihm unter der Bedingung gewährt, daß Frankreich alle festen Plätze, die es jenseits der Alpen gewonnen hatte, zurückgab, wodurch der Kaiser in den Stand gesetzt wurde, einen Theil seiner oberitalischen Truppen zur Besitznahme von Neapel zu verwenden, die alsdann im Juni des folgenden Jahres (1707) durch General Daun erfolgte.

Aber auch Ludwig XIV konnte nun seinem Enkel in Spanien Verstärkungen schicken, und als Karl im Frühjahr 1707 mit den Engländern, Holländern und Portugiesen aus Valencia aufbrach und dem Herzog von Berwick bei Almanza eine Schlacht lieferte, ward er und seine Verbündeten geschlagen. Gleich am folgenden Tag traf der Herzog von Orleans mit neuen Verstärkungen ein und gieng mit dem Herzog von Berwick auf Valencia los, das ihnen ohne Widerstand die Thore öffnete. Während nun Berwick das Umland besetzte, bemächtigte Orleans sich Aragoniens, und Philipp V (oder vielmehr der für ihn denkende Ludwig XIV) konnte es wagen, diesem Königreiche seine alten Fueros (Rechte und Freiheiten) zu nehmen und es von Castilien abhängig zu machen.

So giengen dem Erzherzog die besten Provinzen verloren und vergebens sah er nach Unterstützung aus, die ihm aber sein Bruder Joseph nicht senden konnte, da dieser seine besten Kräfte zur Bekämpfung des ungar'schen Aufstandes und zur Behauptung der Rheinlinie verwenden mußte.

Gerade um diese Zeit führte Villars am Mittelrhein ein kühnes Unternehmen aus, das ihm vielen Ruhm und dem Kaiser einen nicht unbedeutenden Nachtheil brachte. Er nahm die Schanzen, die der Markgraf von Baden zwischen Philippsburg und Stollhofen zur Abwehr französischer Einfälle in sein Land hatte anlegen, allmählich erweitern und so verstärken lassen, daß sie für uneinnehmbar galten, durch Überrumpelung weg und fiel in das widerstandlose Schwaben und Franken ein, wo er weit und breit ohne alles Hinderniß Brandschatzungen erhob. Erst nachdem er den ganzen Sommer hindurch solch Raubwerk getrieben, rafften sich die Norddeutschen auf, und als der Kurfürst von Hannover sich mit einem Heere in Bewegung setzte, zog sich Villars wieder in das französische Gebiet zurück.

Bei allem dem sah Ludwig keinen wesentlichen Gewinn; vielmehr mußte er in Sorge sein, selbst im Innern Frankreichs angegriffen zu werden, wie denn auch bald nach dem Eintritt des italienischen Waffenstillstandes Prinz Eugen und Victor Amadeus sich mit Unterstützung einer englischen Flotte Toulon's hatten bemächtigen wollen, was ihnen aber nicht glückte. Dagegen mißlang ihm der Versuch, den stuartischen Kronprätendenten Jacob (III) bei einer Landung in England zu unterstützen: sie verunglückte völlig.

Daher machte König Ludwig wieder eine außerordentliche Anstrengung, durch die er die Verbündeten zum Frieden zu bringen suchte. Ein neues Heer von 100,000 Mann unter dem Oberbefehl seines ältesten Enkels, des 25jährigen Herzogs von Burgund, dem er den erfahrenen Herzog von Vendôme an die Seite stellte, fiel in Flandern ein und nahm Gent und Brügge mit ihren reichen Vorräthen weg, so daß schon fast ganz Flandern ihre Beute zu werden schien. Zum Glück eilte Eugen, der an der Mosel stand, mit einem Heere herbei und vereinigte sich mit Marlborough. Das französische Heer stand zwischen Aelst und der Schelde, und Vendôme hatte den Befehl gegeben, die Festung Oudenarde zu berennen. Diese zu retten, schlug Eugen eine Schlacht vor,

und da Marlborough ihm beistimmte, so geschah der Angriff in bester Ordnung und Zusammenstimmung, während die Uneinigkeit der französischen Doppel-Anführung 1708 die schmähliche Niederlage bei Oudenarde und diese nicht nur den Verlust von Lille, sondern auch aller in den Händen der Franzosen befindlichen niederländischen Plätze, darunter Brügge und Gent, zur Folge hatte, also daß der Herzog von Burgund und Vendôme es nicht wagten, sich in Paris blicken zu lassen, weil die Erbitterung daselbst gegen sie sehr groß war.

Beide letztere waren nämlich gleich anfangs darüber uneinig, ob man überhaupt eine Schlacht annehmen solle, und dadurch bekamen die Gegner Zeit, die Schelde zu überschreiten. Da nun nicht mehr auszuweichen war, so brachen die Franzosen auf, geriethen aber auf dem mit Canälen und Hecken coupirten Terrain in Unordnung, welche durch den Angriff Marlborough's und Eugen's vollendet wurde. Vendôme schlug nun vor, sich in der einbrechenden Nacht zu sammeln und am andern Morgen wieder anzugreifen. Allein der Herzog von Burgund bestand auf dem Rückzug, der sich dann in eine volle Niederlage verwandelte.

Die durch diese Schmach verletzte Eigenliebe des französischen Volkes erhöhte in Verbindung mit einer 1709 eintretenden Hungersnoth die ohnedieß längst vorhandene allgemeine Unzufriedenheit über den schleppenden Gang des Kriegs und über die überhandnehmende innere Erschöpfung des Staats, welche der König vergebens durch seinen schon mehrmals angewandten Kunstgriff einer Münzveränderung, oder richtiger gesagt: Münzfälschung, zu heben suchte; denn solche Hülfe wirkte nur momentan, schadete im Gegentheil dem Verkehr nach dem Ausland und untergrub den Staatscredit.

Zur Wahrnehmung dieser Noth gesellten sich neue Verlegenheiten in Spanien, die ihm dort das Benehmen seines Neffen, des Herzogs von Orleans, bereitete, der in Verdacht kam, mit den Verbündeten zu unterhandeln, um sich an die Stelle Philipp's V zu setzen. Da auch englischer Seits von einem Vorschlage verlautete, Frankreich zu theilen und dem Herzog von Orleans Südfrankreich bis zur Rhone als Herrschaft zu übergeben, so rief Ludwig den Herzog aus Spanien zurück und faßte den Entschluß, Frankreichs Sache von der seines Enkels Philipp zu trennen und diesen zur Verzichtleistung auf das spanische Erbe zu vermögen. Allein Philipp gieng nicht darauf ein.

6. Ludwig's Friedensanerbietungen. Übermüthige Zurückweisung derselben. Sieg Eugen's und Marlborough's bei Malplaquet. Karl's Einzug in Madrid. Ludwig's tiefste Demüthigung.

Diese bitteren Erfahrungen, vermischt theils mit der Furcht, Marlborough und Eugen möchten im nächsten Feldzug auf Paris losgehen, beugten den Stolz des Königs so tief, daß er sich gegen seine Feinde bereit erklärte, den Frieden um jeden Preis zu erkaufen.

Nachdem sein Erbieten, mit Spanien und Indien für Philipp zufrieden sein zu wollen, von den Holländern, an die er sich wieder zuerst

wandte, gar nicht angehört worden war, erbot er sich, auf Spanien, Amerika, Mailand und die Niederlande zu verzichten, wenn man dem Philipp Neapel und Sicilien zugestehen wolle. Aber Marlborough und Eugen, die sich im Geiste schon vor den Thoren von Paris sahen, widerriethen, darauf einzugehen. Da gieng Ludwig XIV in seiner Noth — und daraus läßt sich auf die Größe derselben schließen — so weit, daß er sich durch seinen Finanzminister de Torcy, der selbst nach dem Haag reis'te, anheischig machte, nicht nur die ganze spanische Erbschaft herauszugeben, sondern auch an Holland und an Savoyen mehrere Gränzfestungen zu überlassen, ja sogar Elsaß sammt Straßburg an Deutschland abzutreten, wenn man ihm den Frieden gewähre.

Allein der Übermuth der verbündeten Feldherren wuchs mit der Nachgiebigkeit des französischen Bevollmächtigten, und als sogar Worte wegen der Herausgabe Burgunds und der Franchecomté fielen und Torcy eine Übersicht der gegnerischen Forderungen verlangte, stellte ihm der Rathspensionär Heinsius im Namen aller Verbündeten eine Liste von 40 Forderungen zu, die allerdings zum Theil jenen Vernichtungsforderungen Roms an Karthago nahe kamen.

Die wichtigsten waren folgende: Frankreich solle seine Heere aus Spanien, Flandern und Deutschland ziehen, seine sämmtlichen Nordgränzfestungen an Holland ausliefern, Straßburg, Luxemburg und Breisach herausgeben und die seit dem westfälischen Frieden gebauten Festungen schleifen. Erst wann dieses Alles geschehen sei, solle ein zweimonatlicher Waffenstillstand eintreten, während dessen man über den Frieden unterhandeln wolle. Philipp müsse binnen zwei Monaten Spanien räumen, und wenn er sich deß weigere, solle Ludwig den Verbündeten helfen, ihn mit Waffengewalt zu vertreiben!

Da Ludwig daraus erkannte, daß die Verbündeten es auf völlige Lähmung Frankreichs abgesehen hatten, und daß namentlich eine vorausgehende Entwaffnung Frankreichs einen irgend erträglichen Frieden unmöglich machen und nach etwa scheiternden Friedensunterhandlungen dennoch wieder Krieg eintreten würde, den das entwaffnete Frankreich dann nicht würde führen können; da endlich die Forderung, selber seinen Enkel zu vertreiben, als eine ihn und Frankreich entehrende erschien: so brach Ludwig die Verhandlungen ab, ließ diese übermäßigen Forderungen allenthalben in seinem Reiche bekannt machen, und bewog dadurch das Volk zu erneuerten Anstrengungen.

Noch einmal wurde ein Heer von 110,000 Mann aufgebracht, das unter Villars und Boufflers an die Nordgränze gesandt wurde und zwischen den Dörfern Malplaquet und Blangies vor der Festung Mons eine feste Stellung nahm, aber nichts that, um Tournay (Dornyk) zu entsetzen, das Marlborough einnahm. Um nun auch Mons zu bekommen, griffen Marlborough und Eugen die Franzosen in ihrem Lager an und besiegten sie am 11. Sept. 1709 in der Schlacht bei Malplaquet, der mörderischesten im ganzen Kriege. Da Villars verwundet worden war, übernahm der alte Boufflers die Führung und entschloß

sich zum Rückzug. Da die Sieger an Zahl und Geschütz überlegen waren, so konnten sie den großen Verlust an Mannschaft, den ihnen dieses Treffen kostete, leichter ertragen. Unmittelbar darauf eroberten sie Mons.

Wenn nun gleich unterdeß am Rhein der Marschall d'Harcourt einen Vortheil über das deutsche Heer gewann und seine Soldaten sich den Winter über auf badischem Boden nährten, und selbst auch in Spanien die Franzosen im Vortheil waren, so blieb doch nach jener Niederlage dem König Ludwig, dessen Name in Paris anfieng, mit Mißachtung genannt zu werden, nichts anderes übrig, als die im Frühling abgebrochenen Unterhandlungen über einen Frieden wieder aufzunehmen, der wegen der traurigen Folgen des ungewöhnlich strengen Winters von 1709 als doppeltes Bedürfniß erschien.

Die Unterhandlungen wurden in Gertruydenburg eröffnet, nahmen aber den vorigen Ausgang. Ludwig erbot sich, alle oberwähnten Puncte einzugehen, nur die selbsteigene Vertreibung seines Enkels solle man ihm nicht zumuthen. Als man dennoch darauf bestand, erbot er sich in seiner Bedrängniß, und zwar monatlich eine Million Livres zur Vertreibung desselben herzugeben. Weil nun aber die Verbündeten in ihrer Verblendung nicht im kleinsten Puncte nachgaben und die Interessen Deutschlands, welches am meisten gelitten hatte, zu wenig in Betracht kamen, nahm der Krieg, der ohnedieß von Marlborough's und Eugen's Seite nicht unterbrochen worden war, seinen Fortgang, und vier Festungen nach einander, darunter Douay, fielen in ihre Hände.

Dazu kam, daß auch in Spanien das Waffenglück der Franzosen um diese Zeit eine schlimmere Wendung nahm. Philipp, der noch einmal von seinem Großvater zum gütlichen Verzicht aufgefordert, aber standhaft auf seiner Weigerung geblieben war, wurde bei Almenara und vier Wochen darauf bei Saragossa geschlagen, so daß es nun seinem Gegner Karl möglich wurde, am 23. Sept. 1710 seinen Einzug in Madrid zu halten.

7. Sturz Marlborough's. Tod Kaiser Joseph's I. Rückgang des habsburgischen Glücks in Spanien. Karl auf Barcelona beschränkt. Seine Rückkehr nach Deutschland und Besteigung des Kaiserthrons. Abstand Englands vom Krieg. Eugen im Nachtheil in den Niederlanden. Der Friede von Utrecht.

So schien das Glück auf allen Seiten dem König Ludwig den Rücken zu kehren und sein ganzer, mit so vielen Künsten zusammengefügter und aufgethürmter Machtbau zusammenzubrechen, um das vom Gefühl des Triumphs über den gedemüthigten Despoten überschwellende Herz der Sieger vollauf zu befriedigen, als plötzlich — „Weiberlaune und Kabale" dem wankenden Throne neue Stützen boten und die Sieger ob ihrer unklugen Maßlosigkeit zu vergeblicher Reue veranlaßte.

Bisher war der Herzog von Marlborough durch seine Verbindungen der mächtigste Mann in England, indem seine Gemahlin die Königin Anna beherrschte, sein Schwiegersohn, Graf Godolphin, Schatzmeister und die übrigen Minister mit ihm verwandt waren, oder seiner Gunst ihre Stellung zu danken hatten. Alle aber stunden unter dem Einfluß der Herzogin von Marlborough, die eine herrische Frau war, von der sich selbst ihr Gatte zu viel leiten ließ.

Marlborough und Godolphin hatten zum Besten des bisherigen Regierungssystems zwischen den Whigs und den Tories eine vermittelnde Stellung eingenommen, während die Herzogin eine leidenschaftliche Whigistin war, so daß sie allmählich auch den Herzog zu einem näheren Anschluß an die Whigs brachte. Daher bekam er die Tories zu erklärten Feinden, die Alles aufboten, die mehr torystisch-gesinnte Königin gegen ihn einzunehmen; ja, sie stifteten sogar einen Geistlichen auf, der von der Kanzel herab die Grundsätze der Whigs als staatsgefährlich schildern mußte. Ohnedieß hatte schon das anmaßende Betragen der Herzogin gegen die Königin die Freundschaft zwischen beiden Frauen gelockert, so daß es endlich bei einer geringen Veranlassung zu einem Bruch kam, der einen Wechsel des Ministeriums und durch diesen den Sturz Marlborough's herbeiführte.

Hatte die Verschiedenheit der politischen Ansicht sowohl, als der befehlende Ton der Herzogin das Herz der Königin ihr schon länger her entfremdet, so entwendete ihr den Rest der Gunst eine eigene Verwandtin, die Lady Masham, welche von der Herzogin der Königin zur Kammerdame empfohlen worden war. Zuletzt soll die Weigerung der Herzogin, der Königin auf ihren Wunsch ein Paar neumodische Handschuhe abzutreten, zu Ausbrüchen gereizter Eitelkeit geführt haben, und als die Herzogin trotzig die Beleidigte spielen wollte, ließ ihr die Königin ihre Ungnade ankündigen. Vergebens eilte sie, die Königin fußfällig um Vergebung zu bitten; sie mußte alle ihre Ämter niederlegen und den Hof meiden. — Das neue Ministerium enthielt Männer von der Gesinnung der Königin, unter welchen Harley und Bolingbroke die wichtigsten waren.

Diese Katastrophe in England ließ den König Ludwig neue Hoffnung schöpfen, welche durch den unerwarteten Tod des Kaisers Joseph's I und durch eine plötzliche Glückswendung in Spanien noch erhöht wurde. Jener durch seine Thätigkeit, Einsicht und Entschiedenheit gewichtige Gegner Ludwig's starb am 17. April 1711 an den Kinderblattern, und da er keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, so hatte die Erledigung des Kaiserthrons eine wesentliche Rückwirkung auf Spaniens Geschick.

Ohnedieß hatte sich Karl in Madrid nicht lange halten können, weil ihm die Castilier abgeneigt waren, und Vendôme, damals noch der kriegserfahrenste unter den übrigen französischen Feldherren, welchen Ludwig zuletzt dem Philipp zu Hülfe geschickt hatte, in Castilien eingerückt war und nicht nur den englischen General Stanhope in Brihunga sich zu ergeben zwang, sondern auch den österreichischen General Stah-

remberg bei Villaviciosa (10. Dec. 1710) angriff, so daß dieser mit Verlust seines Geschützes sich zurückziehen mußte. Karl war daher wieder nach Catalonien zurückgegangen. Dort war aber ebenfalls ein neues französisches Heer unter Noailles eingerückt und eroberte Girona, so daß Karl sich auf Barcelona und Taragona beschränkt sah. Als er daher die Nachricht von seines Bruders Tod erhielt, verließ er Spanien, setzte nach Genua über und empfieng zu Mailand den unterdeß unter den Kurfürsten zu Stand gekommenen Wahlbeschluß als deutscher Kaiser, worauf er zu Frankfurt am Main als Karl VI die Wahlcapitulation beschwor und am 22. December 1711 in Mainz gekrönt wurde.

Unterdeß hatte der Krieg in den Niederlanden nicht geruht. Marlborough hatte dort, ungeachtet seiner Zurückstellung, anfangs noch den Oberbefehl in Flandern behalten dürfen: er trieb den klugen Villars aus seinen Verschanzungen und eroberte Bouchain; doch als er die Festung Quesnoy angreifen wollte, versagten ihm die Generalstaaten die Einwilligung, und da seine Feinde in England es dahin brachten, daß er auf ihre (nach Macaulay nicht ganz ungegründete) Anklage wegen Unterschleifs am 1. Jan. 1712 aller seiner Ämter und Würden entsetzt wurde, so blieb ihm fortan der Schauplatz seiner Thaten verschlossen.

Eugen gieng selbst (1712) nach England, um seinen Freund und Waffengenossen zu vertheidigen, und wurde vom Volke hochgeehrt und von der Königin mit einem prächtigen, mit Diamanten besetzten Degen beschenkt; dennoch gelang es ihm nicht, die Königin und das Parlament umzustimmen. Die Klage gegen Marlborough wurde von einer Jury für zuläßig erklärt und die Prozeßverfolgung eingeleitet. Doch allmählich schämte man sich in England des kleinlichen Benehmens gegen einen solchen Helden und ließ die Klage fallen. Marlborough begab sich nun nach dem Continent und bereis'te mit seiner Gemahlin Holland, die Niederlande und Deutschland, wo er allenthalben mit den höchsten Ehren empfangen wurde. Erst als die Königin Anna starb (1714) kehrte er wieder nach England zurück und erhielt von ihrem Nachfolger Georg I (aus dem Hause Hannover) alle seine Würden wieder. Doch schon 1716 traf ihn der Schlag, in Folge dessen er, im Geiste gelähmt, nur noch vegetirte, bis er, von seiner Gattin treu gepflegt, 1722 starb. Aus seinen Papieren, nach denen William Coxe ihn schildert, geht hervor, daß er ein gehorsamer Sohn, ein zärtlicher Gatte, ein guter Herr gegen seine Diener und ein Mann von Religiosität war; allein eine unersättliche Begierde nach Reichthum brachte ihn zum Fall und durchzog wie ein dunkler Schatten seine ganze sonst so glänzende Laufbahn.

Schon länger her waren die Engländer durch die vielen Opfer, die sie in diesem schweren, meist in fremdem Interesse geführten Kriege gebracht hatten, ernüchtert worden; auch die Holländer, um ihren Handel besorgt, waren dem Frieden geneigt. Und weil diese beiden Seemächte die Vereinigung der spanischen Krone mit der österreichischen auf Einem Haupte nicht zu wünschen Ursache hatten, so waren zuerst englischer Seits die Friedensunterhandlungen mit Frankreich länger her im Stillen wieder in Gang gesetzt worden, bis sie endlich in Utrecht

1712 unter Theilnahme der andern kriegführenden Mächte förmlich eröffnet wurden.

Während dieser Verhandlungen gieng jedoch der Krieg in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien ohne Unterbrechung fort, wurde aber von England durch den an Marlborough's Stelle zum Oberfeldherrn ernannten Herzog von Ormond nur defensiv betrieben. Bald darauf schloß England mit Frankreich einen Waffenstillstand und trennte seine Truppen von denen der Verbündeten.

Um so eifriger bemühte sich der ruhmliebende Eugen noch möglichst viele Vortheile für seinen Kaiser zu erringen, der, unzufrieden mit seinen Verbündeten, welche den Philipp als König von Spanien anerkennen wollten, sich bald von den Utrechter Verhandlungen zurückzog. Eugen eroberte Quesnoy, belagerte Landrecy und bedrohte die Picardie und Champagne mit einem Einfall, so daß man am französischen Hofe schon in Ludwig drang, Paris zu verlassen und sich anderswo in Sicherheit zu begeben. Allein Ludwig befahl dem Marschall Villars, den Prinzen Eugen um jeden Preis durch eine Schlacht zurückzudrängen. Es glückte ihm wirklich, vor den Augen Eugen's, der durch den Bruch einer Brücke über die Schelde zu kommen verhindert wurde, die doppelten Verschanzungslinien Eugen's bei Denain zu durchbrechen und dessen reichgefüllte Magazine wegzunehmen, so daß Eugen, von Mitteln entblößt, die Belagerung von Landrecy und damit die Hoffnung, nach Paris vorzudringen, aufgeben mußte, weßhalb Villars als der Retter Frankreichs gepriesen wurde. Auch die Festungen Quesnoy, Douay, Bouchain mußte Eugen aufgeben und mit Schmerz die Franzosen wieder in die Niederlande eindringen sehen.

Nach vielen mühevollen Verhandlungen der übrigen Mächte untereinander und mit Frankreich kam es endlich zwischen England, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal, Savoyen und Preußen am 11. Apr. 1713 zu dem **Frieden von Utrecht**, dessen Bedingungen in vielen Beziehungen neue Rechts- und Territorialverhältnisse schufen, um das bedrohte europäische Gleichgewicht wieder herzustellen.

Die Kronen von Frankreich und Spanien sollten auf ewig getrennt bleiben; die Succession in Frankreich daher ohne alle Rücksicht auf Philipp und seine Nachkommen eintreten und sein Recht daselbst zunächst auf seinen Bruder, den Herzog von Berry, übergehen und, falls dessen Mannsstamm ausstürbe, der Herzog von Orleans und die legitimen Nachkommen desselben, und so der Reihe nach die übrigen Prinzen aus königlichem Blute zur Nachfolge gelangen. Auf diese Weise konnte Spanien weder „ein Nebenland des Kaisers", noch eine „Secundogenitur Frankreichs" werden. Philipp V sollte Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen behalten: er verzichtete für sich und seine Nachkommen in der formgültigsten Weise auf die französische Thronfolge. Frankreich verpflichtete sich ferner, die protestantische Thronfolge in England anzuerkennen und den stuartischen Prätendenten Jacob fallen zu lassen, auch Dünkirchen zu schleifen; ferner die Hudsonsbai, Akadien, Neuschottland und Neufoundland an England abzutreten, so wie seine Ansprüche auf die südamerikanische Küste zwischen dem Amazonenstrome und dem Fluß Oyaboc an Portugal abzutreten.

Savoyen erhielt eine Reihe von Festungen an der Gränze gegen Frankreich und für seine Ansprüche an Spanien die Insel Sicilien als unabhängiges Königreich nebst der Anwartschaft auf die spanische Thronfolge für den Fall des Erlöschens der spanisch-bourbonischen Dynastie.

Holland, das am spärlichsten bedacht wurde, erhielt einige Gränzfestungen (Barrièreplätze) von untergeordneter Bedeutung und von den Spaniern die Anerkennung der Handelsfreiheiten, die es unter Karl II in Spanien genossen hatte.

Preußen bekam das Oberquartier von Geldern, die Bestätigung seiner Landeshoheit über Neufchatel und Valengin, nebst der Anerkennung seiner Königswürde, mußte aber das Fürstenthum Orange an Frankreich überlassen.

In einem besondern Friedensinstrument erhielt England von Spanien Gibraltar und Port-Mahon, und in jener Felsenfestung einen unschätzbaren Anhaltspunct im Mittelmeer für alle künftigen europäischen Conflicte —, in diesem befestigten Hafenplatz der Insel Menorca einen wichtigen gegen Spanien, Afrika und Südfrankreich gerichteten Angriffs- und Vertheidigungspunct, — so daß überhaupt durch diesen Frieden die „commercielle Überlegenheit“ Englands über Spanien und Frankreich „festgesetzt“ wurde. — An der Durchführung des ganzen Friedenswerks hatte der englische Minister Bolingbroke das Hauptverdienst.

8. Der Kaiser noch im Krieg mit Frankreich. Villars' Glück. Der Friede zu Rastatt zwischen Frankreich und Österreich, zu Baden im Aargau zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche. Frankreichs Erschöpfung. Ludwig's XIV letztes Regierungsjahr und Ende.

An dem Utrechter Frieden betheiligte sich Kaiser Karl VI nicht, weil er weder den Philipp anerkennen, noch den beiden geächteten Kurfürsten die von Frankreich befürwortete Wiedereinsetzung in ihre Staaten gewähren wollte. Zwar räumten seine Truppen Catalonien, jedoch mehr in Folge einer Militärconvention mit England, das schon vor dem Friedensabschluß seine Truppen aus Spanien gezogen hatte. Dagegen setzte er nun allein den Krieg am Rhein fort, wo jedoch Eugen wegen saumseliger Truppenzuzüge aus dem Reich nichts unternehmen konnte, sondern wie mit gebundenen Händen zusehen mußte, wie sich die Franzosen unter Villars am ganzen linken Rheinufer ausbreiteten, Landau und Freiburg wieder eroberten und in der Pfalz und im Breisgau Brandschatzungen erhoben.

Zum Glück ließ Villars selbst, mit Bewilligung des nach der vollen Beendigung des Kampfes sich sehnenden Königs dem Prinzen Eugen eine Zusammenkunft zu einer Friedensunterredung anbieten. Eugen erhielt vom Kaiser, der jetzt bereute, sich nicht früher, wo er bessere Bedingungen hätte erhalten können, herbeigelassen zu haben, die Vollmacht zu den Unterhandlungen, welche zu Rastatt d. 26. Nov. 1713 eröffnet wurden. Da Frankreich jetzt im Vortheil war, so mußte Eugen auf gar manche Puncte verzichten, und als endlich der Friedenstractat zu Stande gekommen und zum Unterschreiben nach Wien und Versailles geschickt worden war, stellte Ludwig zwölf neue Forderungen, so daß Eugen, über diese

Unredlichkeit aufgebracht, Rastatt verließ, und Villars, selber gekränkt, persönlich nach Paris reis'te, um den König durch die eindringendsten Vorstellungen von seinen Forderungen abzubringen. Ludwig gab nun größtentheils nach, und freudig eilte Villars nach Rastatt zurück, wohin auch Eugen auf Villars' Einladung wieder kam, und beide brachten nun den Friedensvertrag zu Stande, nach dessen glücklicher Beendigung in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1714 beide Feldherren einander vor Freuden in die Arme fielen.

Die Bedingungen des Rastatter Friedens waren: Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, das erledigte Mantua und die toscanischen Seehäfen, welche Spanien an der westitalischen Küste besessen hatte. Frankreich gab alle in diesem Kriege gemachten Eroberungen am Rhein heraus, die Festung Landau ausgenommen, und erkannte die hannöverische Kur an. (Zur Herausgabe von Straßburg, wofür zu wirken England anfangs sein Wort verpfändet hatte, konnte Ludwig nicht gebracht werden: denn da der Besitz von Straßburg zur Ausgleichung der französischen Abtretungen von Newfoundland und St. Christoph dienen sollte, so bestanden die englischen Minister nicht mehr darauf, und vergebens berief sich nachher Deutschland auf das von England gegebene Wort.) Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden unter Aufhebung der Reichsacht wieder in ihre Länder eingesetzt.

Der Friede Frankreichs mit dem deutschen Reiche wurde alsdann durch besondere Verhandlungen zu Baden im Aargau betrieben, am 7. Sept. 1714 geschlossen und vom Kaiser im Namen des Reichs unterzeichnet. Vergebens suchte man dabei die Ryswiker Clausel (XXII. 6, 2.) zu beseitigen: Ludwig ließ sich nicht darauf ein; auch konnte der Kaiser hier, so wenig, wie vorher in Rastatt, eine Amnestie für seine treuen Catalonier erzielen, mit denen Philipp und Ludwig noch immer den Krieg fortsetzten. Erst die Erstürmung Barcelona's (11. Sept.), dessen todesmuthige Bewohner ihre Rechte im Verzweiflungskampfe vertheidigten, machte dem spanischen Krieg, aber damit auch dem letzten Rest der ständischen Freiheiten in Catalonien ein Ende.

Die Belagerung und Eroberung von Barcelona war das Werk des Herzogs von Berwik. Bei der Einnahme war die Wuth der Stürmenden und der Widerstand der Einwohner so groß, daß sich der Kampf in jedem Haus, ja in allen Kirchen fortsetzte, bis Feuer und Schwert fast Alles vernichtet hatte. — Der letzte spanische Widerstand wurde erst 1715 auf Mallorca gebrochen.

Zwar gieng Ludwig XIV aus diesem 13jährigen Kriege, in welchem er einzig für sein persönliches Interesse — sich mit halb Europa in Kampf eingelassen hatte, ohne namhaften Länderverlust hervor und hatte noch überdieß das Glück, einen Sprößling seines Geschlechts auf dem Throne Spaniens zu sehen und dadurch gegen dieses Reich hin eine gesicherte Gränze zu bekommen. Aber um welchen Preiß! Hatte er doch sein Land, obgleich es innerlich meist vom Kriege selbst verschont war, durch den ungeheuern Aufwand an Geld und Menschen, durch die Stockung des Handels, des Ackerbaus und der Gewerbe so entkräftet, daß die öffentliche Schuldenlast von 900 Millionen Thalern einen Maaßstab von der Größe

der Noth giebt, in welche er durch seine maaßlose Glanz- und Eroberungssucht das Volk gestürzt hat.

Nichts desto weniger ließ er selbst in seinem Alter von dem Schein und Prunk nichts nach, den er mit der Vorstellung von der Majestät eines Monarchen von Frankreich verband, und der in der letzten Zeit seiner Regierung mit den Kräften des Landes außer allem Verhältniß stand. Die traurige Gestalt dieser Landesnoth verdeckten die ihn nächst Umgebenden vor seinen Augen, und daß ihn ein großer Theil des Volkes anfieng zu verwünschen, wußte er nicht, obgleich er zuletzt selbst in seiner Hofumgebung eine gewisse Unzufriedenheit wahrnehmen mußte, weil ihm manchmal die Worte entfielen: „Als ich noch König war!" Das Leben an seinem Hofe hatte immer noch seine Abwechselungen: denn außer Paris waren seine Schlösser zu Versailles, Marly und Trianon die Schauplätze weiterer oder engerer Hofkreise; allein die früheren geistigen Würzen darin waren karger geworden, und die Unterhaltungen drehten sich nur um die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens, zumal am Hof über Politik zu sprechen vermieden wurde. Denn was der König im engsten Kreise seiner Vertrauten berieth und beschloß, war stets in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt.

Noch immer war Frau von Maintenon (XXII. 4,2.) der Mittelpunct für das Innere des königlichen Hauses. Daß sie, obgleich die kirchlich angetraute Gattin Ludwig's, keinen äußerlichen Rang hatte, kam ihr in ihrem Verhältniß zum König, so wie zu den Prinzen und andern Vornehmen zu Statten, weil diese Ranglosigkeit keine Eifersucht hervorrief. Der Zauber, durch welchen die nun bejahrte Frau den König ununterbrochen fesselte, lag in ihrer Kunst, sich in ihn zu schicken und in seine Plane und Entwürfe mit Verstand einzugehen. Obgleich sie es nie wagte, etwas wider seine Ansicht zu thun, so hatte sie doch unvermerkt durch ein beistimmendes oder fürsprechendes, im rechten Augenblick hingeworfenes Wort einen unberechenbaren Einfluß auf ihn und somit auf die Geschicke des Landes: daher es auch als ein großes Glück galt, in ihrer Gunst zu stehen: denn Niemanden entgieng, daß „ihre Art und Weise zu sein, zu denken, sich auszudrücken auf den König immer die gleiche Anziehungskraft ausübte." Darum war sie ihm auch in den Tagen schwerster Unfälle zum Trost. — Daß sie, welcher so Vieles von Vielen zugetragen wurde, Manches auch vor dem König verbarg (zum Theil auch um seine Gesundheit zu schonen) oder durch zögernde Mittheilung aufhielt, was dann Schaden brachte, oder daß sie auch ihre Schützlinge hatte, von denen einzelne ihre Wahl nicht rechtfertigten, — ist übrigens nicht zu leugnen, wenn auch diese ihre Schwächen von Vielen allzu gehässig dargestellt wurden. — Daß sie auch auf ihre Weise die Zeichen der Zeit erkannte, ersieht man aus Äußerungen, wie folgende: „Unser König war allzu ruhmsüchtig: Gott will ihn demüthigen; unsere Nation ist anmaßend und regellos: Gott will sie züchtigen; Frankreich hatte sich, wohl ungerechter Weise, zu weit ausgedehnt: Gott will es in engere Gränzen einschließen, was ihm vielleicht besser sein wird." (Ranke a. a. O. IV. 16, 1.) Nichts desto weniger war ihre eigene ganze Stellung zu ihm keine ganz wahre.

Hatte der König in den harten Schlägen, die ihn im Laufe des spanischen Erbfolgekrieges trafen, den Widerstand Gottes nicht erkannt, so sollte die Hoffahrt des Mächtigen in der mit seinem Alter zunehmenden Isolirung seiner Person und in der Verödung seines Hauses Demüthigungen anderer Art erfahren. So wie allmählich alle bedeutenden Geister

und Charactere, die seiner Regierung den großen Glanz verliehen, vor ihm dahinstarben, daß er lange mitten in einem ganz neuen Geschlechte vereinsamt stand, so mußte er auch fast alle Glieder seiner Familie „Haupt um Haupt“ vor ihm in die Gruft sinken sehen, so daß ihm zuletzt zur Nachfolge auf seinen Thron nur ein einziger Urenkel, ein Kind von vier Jahren, übrig blieb!

In dem gleichen Jahr und Monat (April 1711), da Kaiser Joseph I an den Kinderblattern starb, wurde dem Könige Ludwig von der nämlichen Krankheit sein 50jähriger Sohn, der Dauphin, hingerafft, für dessen geistige Ausbildung er früherhin die größten Gelehrten und größten Summen (z. B. nur allein zur Anschaffung und Ausstattung der römischen Classiker in usum Delphini 200,000 Livres) verwendet hatte, „um ihn zum Muster eines weisen und kenntnißreichen Monarchen zu bilden“, ohne daß derselbe nachher eine besondere Neigung zu den Wissenschaften gezeigt hätte. — Im nächsten Jahre darauf starb der älteste Sohn des Dauphin, der Herzog von Burgund, Fenelon's Zögling, nachdem ihm sechs Tage zuvor seine liebenswürdige Gemahlin, im Tode vorausgegangen war: beide waren die Hoffnung des Volks, beide wurden die Beute eines hitzigen Fiebers, an welchem kurz darnach auch deren ältester Sohn, der Herzog von Bretagne, starb, so daß nur noch dessen Bruder Ludwig, damals ein Kind von zwei Jahren, als Thronerbe übrig war, um durch seinen Anblick den alten König an die Hinfälligkeit aller Größe zu erinnern. — Außer dieser rechtmäßigen Nachkommenschaft hatte der König noch zwei natürliche Söhne von der Montespan, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, die er durch Rang- und Machtausstattung über die königl. Prinzen von Geblüt zu heben und dadurch besonders dem Herzog von Orleans ein Gegengewicht zu geben suchte und sie daher in den letzten Jahren seiner Regierung legitimirte. Ja den Herzog von Maine erklärte er sogar, auf Andringen der Frau von Maintenon, deren Liebli×g er war, wider die Successionsordnung und den sittlichen Anstand, für den Fall des Aussterbens seiner rechten Descendenz, als thronfähig.

Nachdem Ludwig XIV durch die von ihm befohlene Zerstörung des Port Royal (XXII. 5, 2. a. E.) und völlige Unterdrückung des Jansenismus sich selbst und ganz Frankreich in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt hatte, brachte die Einförmigkeit des abgemessenen Hofceremoniels und Hofandachtswesens eine gewisse Leerheit in sein und seiner Umgebung Leben; nur an der Musik, an der Fortsetzung seiner Bauten und Verschönerung seiner Parkanlagen fand er noch Vergnügen.

Obgleich Ludwig XIV in den letzten Jahren seines Lebens seine gewohnte Lebensordnung und seine Regierungsarbeiten nicht unterbrach, so giengen dieselben doch ohne ein bedeutendes Ereigniß nach dem herkömmlichen Ceremoniel und in steigender Bigotterie dahin, und seine Umgebung war nur darauf bedacht, ihm Unterhaltung zu verschaffen oder seine Eitelkeit zu befriedigen. So wurde z. B. die Anwesenheit eines portugiesischen Jesuiten, der aus Persien zu kommen vorgab, benützt, um den König zu überreden, der Schach von Persien wolle ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich schließen. Dadurch geschmeichelt, ließ Ludwig ihn mit der größten Pracht einholen und gab ihm eine der glänzendsten Audienzen, wobei er sich im überladensten Kronschmuck zeigte. Der vermeinte persische Gesandte erhielt täglich 100 Louisd'or, und keine

Kosten wurden gescheut, ihm Ehren und Vergnügungen zu bereiten. Endlich merkte der König den Betrug, und plötzlich verschwand der Gesandte, zwar nicht aus dem Leben, aber aus Frankreich. Dennoch ließ der König fortwährend durch seine Minister versichern, es sei wirklich ein persischer Gesandter gewesen. Diese Komödie fiel einige Monate vor des Königs Tode vor! Als er aber endlich am 10. Sept. 1715 im 77. Jahre seines Lebens und im 54. seiner Regierung starb, so athmete ganz Frankreich auf, wie von einer schweren Last, die es zu lange getragen hatte.

Selbst Frau von Maintenon zog sich noch vor seinem Ende nach St. Cyr zurück. — Zwar ließ er nach Empfang der letzten Ölung noch den kleinen fünfjährigen Dauphin und die übrigen Prinzen vor sich kommen, um sie von der Kriegslust und der Unterdrückung des Volks abzumahnen und versäumte nichts, was den Schein eines erbaulichen Endes erzeugen konnte; — allein Alles dieß hielt das Volk nicht ab, seinen Leichenzug mit solchen Schmähungen und Verwünschungen zu verfolgen, daß die Leiche auf einem Nebenweg nach St. Denys gebracht werden mußte.

Trat auch mit Ludwig XIV von der Weltbühne (und Bühne war ihm die Welt im doppelten Sinne) ein Regent ab, welcher durch die Macht seines Willens und Beispiels länger als ein halb Jahrhundert auf ganz Europa den eingreifendsten, bis auf unsere Zeit fortwirkenden Einfluß gehabt hat, und schien durch ihn Frankreich unter den civilisirten Nationen den ersten Rang einzunehmen, so sahen doch schon damals manche tiefer und weiter schauende Geister (wie namentlich Fénélon) vorher, daß das französische Volk die absolute Monarchie, nachdem ihre veralteten Institutionen so schrecklich mißbraucht worden waren, nicht mehr lange ertragen würde.

2. Kapitel. Umgestaltung des europäischen Nordens und Ostens durch den nordischen Krieg: Niedergang Schwedens, Aufsteigen Rußlands, Verfall Polens.

1. Karl XI in Schweden. Stärkung der Kronmacht. Hohe Stufe der innern Blüthe Schwedens. Karl XII. Seine Jugend und sein Character als Motiv der Absichten Rußlands und Dänemarks gegen Schweden. — Rußland unter der Dynastie Romanow bis Feodor III. Eroberung eines Theils der Ukraine.

Während im Westen Europa's der spanische Erbfolgekrieg so große Bewegungen und Veränderungen hervorbrachte, wurde auch der europäische Norden und Osten durch einen Kampf erschüttert, der die bis dahin größte Macht daselbst von ihrem Höhestand herabstürzte und eine andere bis dahin noch wenig einflußreiche zur ersten emporhob. Es war dieß der nordische Krieg, in welchem Schweden mit Dänemark, Rußland und Polen, ja mit Preußen und Hannover um die Herrschaft der Ostsee rang und in dem abenteuerlich-thatkräftigen Karl XII ein glän-

zendes Meteor am politischen Horizont aufstieg, um noch schneller, als er gestiegen, wieder zu sinken und zu verschwinden, während Peters des Großen werkschöpferische, klug berechnende Kraft seinem Volke eine zukunftvolle Bahn politischer Größe eröffnete.

In **Schweden** hatte **Karl XI** (S. XXII. 3, 2 a. E.) seine deutschen Besitzungen, die er im Kriege mit Brandenburg und Dänemark verloren hatte, 1679 durch den Frieden zu St. Germain en Laye und durch den Frieden von Lund zwar fast ganz wieder erhalten, aber sich daraus die Lehre gezogen, sich nicht mehr in Frankreichs Interesse brauchen zu lassen. Von seinem Kanzler Gyllenstjerna, einem scharfblickenden Staatsmanne, angeleitet und auf den Reichstag gestützt, zog er die seit Gustav Wasa von dem Adel der Krone entzogenen Lehensgüter (10 Grafschaften, 70 Baronieen und viele Ländereien) mit unnachsichtlicher Strenge ein und unterwarf den durch seine Privilegien übermüthig gewordenen Adel der gleichen Besteuerung wie die übrigen Stände, dessen eigensüchtigste Glieder ihm deshalb bitter gram wurden. Dieses kräftige Auftreten des Königs verschaffte ihm auf dem Reichstage des Jahres 1682 nicht nur freie Hand in der Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Kriegführung, sondern auch die Vergünstigung, die Thronfolge auch auf die weibliche Linie ausdehnen zu dürfen.

Dadurch, daß er nicht mehr von dem Adel abhieng, der vielmehr nun seine Gnade suchen mußte, sowie dadurch, daß er durch jene Vermehrung des Staatseinkommens nach und nach die außerordentlichen Steuerauflagen vermeiden und doch den Handel und die Schifffahrt, den Ackerbau und das Gewerbe (letzteres durch Einführung von Manufacturen nach niederländischem Muster) nachhaltig befördern konnte, hob er sein Reich auf eine hohe Stufe der Blüthe. Und da er es möglichst vermied, unnöthige Kriege zu führen und sich selbst als Mitglied des Vertheidigungsbündnisses, das er mit dem Kaiser, mit Holland und andern Mächten gegen Frankreich schloß, nur so weit es ihm Pflicht schien, am Kriege betheiligte, so konnte er bei seinem Tode, der ihn noch vor dem Ryswiker Frieden unvermuthet ereilte, einen wohl geordneten, fast schuldenfreien Staat, eine mit zwei Millionen Thalern gefüllte Staatskasse und außer einer nationalen Miliz ein wohlgerüstetes Söldnerheer von 70,000 M. hinterlassen. Er starb am 15. Apr. 1697, wie man glaubte, an Gift.

Schwedens Kraft erhielt damals ihren besten Zufluß aus den deutschen Küstenprovinzen, in denen die durch ihren Handel reichen Städte Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval lagen, während die Mündungen der Weser, Oder, Düna und Newa ihre Zölle abwarfen und insbesondere Ingermannland, Liefland und Esthland die Kornkammern Schwedens waren. Indeß waren diese seine auswärtigen Besitzungen rings von eifersüchtigen Nachbarn umgeben, welche, wie Brandenburg und Preußen, Dänemark und Polen, nicht gleichgültig die Küstensäume ihrer Länder und die Mündungen ihrer Flüsse in den Händen einer auswärtigen Macht sehen mochten, oder welche, wie Rußland, das damals nur das Eismeer und das Asowische Meer zur Wassergränze hatte, nach Gewinnung eines so wichtigen Meeres, wie die Ostsee, strebte.

Als Karl XI starb, war sein Sohn und Nachfolger **Karl XII** (geb. d. 27. Juni 1682) erst 15 Jahre alt und stand unter der von seinem Vater angeordneten Regentschaft seiner Großmutter: denn seine edle Mutter Ulrike Eleonore, die ihn in seiner Kindheit zum Gebet und Bibellesen angehalten hatte, war schon gestorben, als er erst eilf Jahre alt war. Von tüchtigen Lehrern in Sprachen, und zwar im Lateinischen, darin er sich gewandt ausdrücken konnte, — im Französischen, das er aber zu sprechen vermied, und im Deutschen, das in Schweden Hofsprache war, wohlunterrichtet, war er außerdem in allen Leibes- und Waffenübungen von Niemand übertroffen, und insbesondere als tollkühner Reiter mehrmals in Lebensgefahr.

Obgleich der königliche Jüngling wegen einer gewissen Verschlossenheit und einer auffallenden Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Jugendvergnügungen fremden Beobachtern den Eindruck eines mittelmäßigen Talents machte und wohl nur Wenige wußten oder darauf achteten, daß des Curtius Leben Alexander's des Großen sein Lieblingsbuch war: so wurde er doch bald von einem der Reichsräthe, dem Marschall Piper, tiefer erkannt und den Ständen zur Mündigkeitserklärung empfohlen, welche wirklich, und zwar wider den Einspruch seiner Großmutter, am 24. Dec. 1697 (also 8 Monate nach dem Tode seines Vaters) von den Reichsständen beschlossen wurde, worauf alsbald die Krönung erfolgte, bei der er dem Bischoff die Krone aus der Hand nahm und sie mit eigner Hand sich aufsetzte.

Deßungeachtet schien er sich nicht um die Regierungsgeschäfte bekümmern zu wollen und lieber den Vergnügungen der Jagd, des Waffenspiels und der Soldatenübungen zu leben, als ihm unversehens der Ernst eines Krieges nahe trat und ihn auf den Schauplatz der Thaten riß.

Schon länger her hatten die Berichterstattungen der fremden Gesandten an ihre Höfe über seine vermeintliche Unbedeutendheit die Hauptfeinde Schwedens auf den Gedanken gebracht, sich seine Jugend und Unerfahrenheit zu Nutz zu machen und auf Kosten Schwedens ihre Gränzen zu erweitern. Die Mächte, welche sich auf diesen Zweck hin verbanden, waren Rußland, Sachsen-Polen und Dänemark, auf deren politische Verhältnisse daher zunächst die Blicke zu richten sind.

2. Rußland unter der Dynastie Romanow. Michael. Alexei. Feodor III. Peter der Große während der Regentschaft Sophien's. Entfernung Peter's vom Hofe. Die Poteschni. Kiew russisch. Beginn des Türkenkriegs. Sophien's Verweisung. Die Civilisationsbestrebungen Peter's. Die Eroberung von Asow. Grundlegung der russischen Marine. Unterdrückte Verschwörung. Peter's erste Reise in's Ausland. Aufhebung der Strelitzen. Mentschikoff. Reformen.

Der Anstoß zum Ergreifen dieser Gelegenheit gieng zunächst von Rußland aus, von dessen Geschichte, die wir bei der Erhebung des Hauses Romanow auf den Thron der Czaren verlassen haben, noch das Nöthige nachzuholen ist.

Der Stifter dieser Dynastie, Michael Feodorowitsch Jurief Romanow, der den 21. Febr. 1613 in Moskau zum Czar erwählt und in ganz Rußland anerkannt wurde, wußte, obgleich er bei seinem Regierungsantritt erst im 16. Jahre stund, doch mit eben so viel Geschick als Glück die Unruhen im Innern seines Reichs durch die Gefangennehmung und Hinrichtung zweier falschen Dimitri's und ihres Anhangs zu stillen.

Michael's Vater, ein Bojar, war von dem Czar Boriß auf boshafte Angaben hin zum Mönch, seine Mutter Iwanowna zur Nonne gemacht, beide aber nach einiger Zeit begnadigt, und Michael wieder seiner Mutter zurückgegeben worden. Anfangs wollte er, geschreckt durch die Erinnerung an den Sturz von vier vorangegangenen Czaren, die Wahl nicht annehmen. Allein die Geistlichkeit und der hohe Adel baten ihn fußfällig darum, seine Weigerung werde sonst das Vaterland und die Kirche in das äußerste Verderben stürzen, er dürfe sich dem Willen Gottes nicht entziehen. „Wenn Gott es will", rief er darauf feierlich aus, „so soll es sein!" (3. März 1617.) — Als sich die Nachricht von seiner Wahl verbreitete, wollte eine Rotte Polen ihn ermorden, aber der Russe Susanin rettete ihn. — Der Zustand Rußlands bei Michael's Thronbesteigung war schrecklich: die Gränzstädte befanden sich in den Händen der Feinde (der Polen, Schweden, Tartaren, Nogaier u. a.); im Innern des Reichs haus'ten Aufrührer und Räuber. Viele Städte und Klöster waren zerstört, vieles Land lag wüste, die Steuern blieben aus, die Staatskasse war erschöpft, der Kronschatz nach Polen geschleppt. Und doch gelang es ihm, schon nach fünf Jahren in das Reich Ordnung und Ruhe zurückzuführen.

Sein Sohn **Alexei** Michailowitsch, der ihm 1645 in einem Alter von 16 Jahren auf dem Throne folgte, überließ anfangs die Regierungsangelegenheiten seinem Schwager Morosow, dessen Habsucht durch harte Auflagen und Einführung von Monopolien das Volk in Betreff der nöthigsten Lebensbedürfnisse in solche Noth brachte, daß es sich zu Moskau in einem furchtbaren Aufstand erhob, der sich in vielen Städten des Reichs wiederholte, bis Alexei den Günstling entfernte und sich fortan selbst den Sorgen der Regierung widmete.

Er schaffte nun Mißbräuche ab, verbesserte das Gerichtswesen durch eine Sammlung der Gesetze, erleichterte den Handel und gab eine Kriegsordnung. Auf die Kirche und die Sittenzucht wendete er sein Hauptaugenmerk und wurde dabei von dem kräftigen und thätigen Patriarchen Nikon unterstützt, der unter Anderm auch eine verbesserte Liturgie gab, wegen deren Einführung es aber unter einem Theile des Volks zu einem Aufstand kam, den der Patriarch nur mit Lebensgefahr stillte. Aus denjenigen, die sich beharrlich der Annahme dieser Liturgie weigerten, entstand die Secte der Roskolniken.

Die bisherigen langwierigen Kriege mit den Schweden beendete er in dem Interimsfrieden von Stolbowa (1617) und mit den Polen im Zeitfrieden von Drulin theils durch Austausch mehrerer Gebietstheile gegen andere, theils durch Verzichtleistung auf andere. Auch befreite er dadurch zugleich seinen Vater aus der polnischen Gefangenschaft, worauf er ihn zum Mitregenten annahm und die eingetretene Ruhe zu günstigen Handelsverbindungen mit auswärtigen Mächten benützte.

Im stolbowischen Frieden nämlich trat Rußland an Schweden außer anderen Bezirken und Orten ganz Ingermannland ab und erhielt vom König Gustav Adolf dagegen Nowgorod und andere Städte zurück. — Mit den Polen, deren König Wladislav vergebens Moskau bestürmte, wurde am 1. Dec. 1618 zu Drulin ein 14jähriger Waffenstillstand geschlossen, wobei Wladislav auf den Czarstitel verzichtete

und Michael seinen Ansprüchen auf Lievland, Tschernigow und Smolensk entsagte und noch einige Provinzen abtrat. Es waren dieß alles große Verluste für Rußland, aber dennoch war damit seine Unabhängigkeit nicht zu theuer erkauft. Zwar versuchte es Michael in der Folge, die an die Polen verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen, und nahm den Krieg mit den Polen wieder auf, führte ihn aber nicht glücklich, brachte es jedoch dahin, daß der drulinische Zeitfriede in den ewigen Frieden von Wjäsma, 1634, verwandelt wurde und der Polenkönig Wladislav seine Ansprüche auf die russische Krone völlig aufgab. — Unter Michael wurde auch die Eroberung des westlichen Sibiriens bis zum Jenisei vollendet. Michael starb noch in der besten Kraft seiner Jahre.

Weil Alexei den Kosaken Kleinrußlands, die sich früher an Polen angeschlossen hatten, aber, weil ihnen von dort der Katholicismus und die Leibeigenschaft aufgedrungen werden sollte, sich nun den Russen zuwandten (1654), seinen Schutz gewährte, so gerieth er deßhalb mit den Polen in einen Krieg, worin er ihnen mehrere von seinem Vater an sie verlorene Orte und Länder (darunter Smolensk) wieder abnahm. Im Vertrage von Wilna (1656) sollte nach dem Tode des Polenkönigs Johann Casimir der Czar den polnischen Thron bekommen und Weiß- und Kleinrußland mit dem moskowitischen Reiche vereinigt werden. Allein der polnische Reichstag, der den Thron einem französischen Prinzen (Condé) zuwenden wollte, kehrte sich nicht an jenen Vertrag, sondern erneuerte den Krieg. Alexei, der kurz vorher gegen die Schweden ausgezogen war, um sein künftiges Polen gegen dieselben zu schützen, eilte, sich mit dem Schwedenkönige Karl X auszusöhnen und behielt durch den Vertrag von Welau die in Lievland eroberten Städte bis zu einem definitiven Frieden. Dann wendete er sich gegen die Polen und führte mit ihnen einen zweiten Krieg, der sieben Jahre dauerte und mit dem Frieden von Andrusow 1667 endete, worin der Czar Smolensk, Sjewerien, die Hälfte von Kleinrußland erhielt und später kam noch die Ukraine jenseits des Dnjepr's hinzu. — Alexei hinterließ vier Kinder, nämlich drei aus erster Ehe: Feodor, Iwan und Sophia, und einen Sohn, Peter von seiner zweiten Gemahlin Natalia Narischkin.

Sein ältester Son, **Feodor** III, Alexejewitsch, ein Mann von Kopf und Herz, erhielt 1676 die Nachfolge. Er hatte, wie sein Vater, wegen Aufnahme eines Kosakenstammes (der Zaporoger Kosaken) mit Polen einen Krieg zu führen, der jedoch mit einem für ihn günstigen Frieden, nämlich mit der Erwerbung von Kleinrußland ausgieng. Auch führte er um den Besitz der Ukraine einen Krieg mit den Türken, anfangs in Gemeinschaft mit den Polen unter Sobiesky, dann als diese besiegt zurücktraten, mit alleiniger Kraft, und zwang die Türken 1680

auf den russischen Theil der Ukraine zu verzichten, während die Polen den ihrigen verloren. — Im Innern war Feodor's wichtigste Staatshandlung die Aufhebung der Erblichkeit der Ämter und Würden bei dem Adel, so daß bei der Ämterbesetzung nicht mehr nach dem Unterschied des Rangs verfahren werden, sondern Jeder da dienen solle, wohin ihn der Czar berufen würde.

Als Feodor, viel zu früh für sein Reich, 1682 kinderlos starb, übergiengen die Bojaren seinen blödsinnigen Bruder Iwan und wählten den erst zehnjährigen, aber vielversprechenden Peter, den sie unter die Vormundschaft seiner Mutter Natalie stellten. Allein Sophie, Iwan's leibliche Schwester und Peter's Halbschwester, die den erstern lieber auf dem Throne gesehen hätte, um in seinem Namen regieren zu können, reizte, besonders aus Haß gegen Peter's Mutter, die Strelitzen (XX. 5, 2) durch die Vorspiegelung, Iwan sei von Natalien's Sippschaft ermordet worden, zu einer blutigen Empörung, die nur dadurch gestillt werden konnte, daß man den beiden Prinzen die Czarenwürde, ihrer Schwester Sophie aber bis zur Volljährigkeit jener die Regentschaft übertrug.

Da aber die Macht der Strelitzen der Regentin selbst zu lästig war, so kam ihr ein neuer Aufstand derselben, der gegen Peter gerichtet war, doppelt gelegen, indem sie diesen Umstand sowohl zur Entfernung Peter's vom Hofe, als auch zur Bestrafung der Strelitzen benützte.

Peter floh nämlich mit seiner Mutter vor den Verfolgern in ein festes Kloster nahe bei Moskau. Allein das Kloster wurde von ihnen erstürmt und eben wollte ein Strelitze den Prinzen am Altar der Kirche, wo er mit seiner Mutter entdeckt wurde, niederstoßen, als kaiserliche Reiterei erschien und die Strelitzen auseinander flohen. Nachdem 30 der Rädelsführer ihre Köpfe eingebüßt, erhielten die übrigen, die sich flehentlich gedemüthigt hatten, Verzeihung. Dem jungen Peter aber wurde sein Aufenthalt in dem kleinen Dorfe Preobraschenskoje angewiesen, wo er unter der Leitung Lefort's, eines durch abenteuernde Reisen gebildeten Genfers, der aus holländischen Diensten in russische getreten war, zu einem kräftigen, wiß- und thatbegierigen Jüngling heranwuchs. Durch diesen seinen Führer für den Gedanken begeistert, westeuropäische Civilisation nach Rußland zu verpflanzen, bildete er sich aus etwa 60 rüstigen Dorfburschen, die er seine Poteschni, d. i. Kameraden, nannte, eine kleine Kriegsschaar, der er sich als Gemeiner beigesellte, und ließ sich mit ihnen von Lefort, als ihrem Hauptmann, auf europäische Weise einschulen.

Sophie ließ dieß zu, weil sie dachte, er werde sich durch diese Vorliebe zu ausländischen Sitten bei den Russen verhaßt machen. Auch ließ sie — da sie ihn mit Gewalt aus dem Weg zu räumen nicht wagte, — ihm Gelegenheit geben, sich durch fremde Verführung leiblich zu verderben. Erreichte sie nun zwar auch hierin ihren Zweck nicht, so blieb doch in dem so kräftigen Fürsten stets ein Hang zu Ausschweifungen, die ihm in der Folge Krankheitszufälle zuzogen.

Unterdeß giengen die Reichsangelegenheiten in Sophien's Händen nicht zurück: sie gewann, unterstützt von ihrem Günstling, dem Fürsten Galitzin, von Polen bei der Erneuerung des Andrusower Friedens Kiew für das russische Reich, und gieng mit Polen, Österreich

und Venedig jenes Bündniß gegen die Türkei ein, das in der Folge zu dem Carlowitzer Frieden führte, der die Türken auf immer in Ungarn auf der Südseite der Donau zurückwarf. (s. unten K. 2, 3. a. E. u. K. 3, 1.)

Als es hieß, des blöden Iwan's Gemahlin sei in dem Zustande, dem Thron einen Nachfolger zu schenken, schloß Peter schnell eine Heirath mit Eudoxia Lapuchin, in der Absicht, durch die Rechnung seiner Feinde einen Strich zu machen. Dadurch, so wie durch den Ernst seines Waffenspiels zum Argwohn bewogen, trat Sophie gebieterisch gegen ihn auf, und als er sich dagegen aussprach und auf die Nachricht von einigen Nachtheilen der Russen im türkischen Kriege einen lauten Tadel wagte, hielt sie es an der Zeit, ihn zu beseitigen. In einer Nacht erschienen 600 Strelitzen in Peter's Aufenthaltsort, um ihn zu tödten. Allein zwei davon, von Reue ergriffen, verriethen den Anschlag, und Peter floh wieder in das feste Dreifaltigkeits-Kloster, worin er schon einmal Rettung gefunden, und rief seine Poteschni's und übrigen Anhänger auf. Diese kamen schnell und in so großer Zahl, daß die Strelitzen nicht anzugreifen wagten. Darauf erklärte sich der Patriarch für ihn, und seinem Beispiele folgte das Volk. Sophie, von Allen verlassen, mußte von der Regentschaft abtreten und ward in ein Kloster geschickt (1689). Von da an trat Peter I seine Herrscherlaufbahn an, auf der er sich, als der eigentliche Gründer der russischen Macht, den Beinamen der Große erwarb.

Als Peter, erst 17 Jahre alt, seine Regierung antrat, gebot er über eine 266,000 Q. M. große Länderfläche, deren Gränze westlich: von Kola durch den Ladogasee nach dem Peipussee, von da an Smolensk und Kiew vorüber nach Saporigien lief; südlich sich von den Dnjeprschnellen durch die Steppen von Cherson, Jekatarinoslaw und Astrachan nach der Mündung des Terek —, von da längs dem Norduser des kaspischen Meers und dem Laufe des Ural bis zum Quellland des Tobol und dann längs den Weidestrichen der Kirgisen, Mongolen und Mandschuren bis zum ochotskischen Meer erstreckte; östlich aber mit Kamtschatka und nördlich mit dem Eismeer endete. — Diese Länderstrecken waren von mannichfaltigen Seen und Flüssen, Wäldern und Weiden bedeckt und spendeten einen Reichthum von Pelzthieren, Wild, Vögeln und Hausvieh; nur der Reichthum von edlen Metallen war noch unerschlossen. — Dieser Länderausdehnung entsprach aber die Größe der Bevölkerung nicht, die kaum 10 Millionen betrug, nach Abstammung, Religion und Sitte unter sich höchst verschieden war, und deren Bildung selbst in dem Stamme der Russen hinter den europäischen Nationen noch weit zurückstand. Die im Gebiete von Altrußland (von Nowgorod bis Putiwl und von Smolensk bis Kasan) wohnenden Russen waren die herrschende Nation, welcher auch in allen übrigen zum Reiche gehörigen Ländern und Städten sowohl die Woiwoden und Beamten, als auch die Soldaten und meisten Handwerker angehörten.

Die höchste Gewalt war beim Czar, der als unumschränkter Regent, Gesetzgeber und Richter nach Gutdünken über die Kräfte des Landes verfügen und mit Einem Wort das ganze Reich aufbieten konnte. Ein Ukas von ihm war Gesetz für Hoch und Nieder, für Geistliche und Laien. „Die Einwilligung des Czars gab den Rechten Kraft, der Zorn desselben vernichtete sie." — Der Adel war ohne Ausnahme zum Kriegsdienst sowohl, als zum Civildienst verpflichtet. Auf des Czar's Befehl erschienen die Edelleute mit ihren Untergebenen im Felde, und

nach beendigtem Feldzug legten sie die Waffen nieder und kehrten in den Civildienst zurück. — Das Volk zeichnete sich aus durch unbedingte Unterwürfigkeit, staunenswerthe Ausdauer und großen Muth in Gefahren, durch Gutmüthigkeit, Genügsamkeit, Frohsinn und Gastfreiheit, und sein Glaube an die Wahrheit seiner Religion und an die Macht seines rechtgläubigen Czars machte es lenksam und für künftige Bildung fähig, mit der es aber vor Peter's Regierung noch ganz unbekannt war. Noch schlummerte selbst der Geist der Betriebsamkeit: das Gewerbswesen war noch in der Kindheit; Fabriken und Manufacturen (mit Ausnahme des Unentbehrlichsten beim Hausbedarf) gab es noch nicht. Alles, was zum Schmuck und zur Bequemlichkeit diente, bezog man vom Ausland und bezahlte es theuer mit Roherzeugnissen. Der Handel beschränkte sich bloß auf den Transport von Stadt zu Stadt. Daher war das Volk arm, konnte kaum seine mäßigen Steuern zahlen und gewann nur mit Mühe seinen unentbehrlichsten Bedarf. So streng, ja überstreng die Gesetze waren, so konnten sie doch den Ausschweifungen und Lastern, deren Quelle Armuth, Rohheit und Unwissenheit sind, nicht Einhalt thun. — Kunst und Wissenschaft waren unbekannt; wenige Menschen konnten lesen und selbst die Großen nicht alle schreiben. Sogar in der Kriegskunst war der Russe nach Czar Feodor's eigenem Eingeständniß, noch hinter der des Türken zurück, und die unbestreitliche russische Tapferkeit konnte bei dem Mangel an Ordnung und bei der Unwissenheit der meisten Führer und Beamten sich nicht verwerthen. Daher wurde es den Herrschern so schwer, die halbwilde, räuberische, bald von den Polen, bald von den Türken aufgestiftete Horde der Krim oder die ewig unruhigen, obwohl in sich zerrissenen Polen zu bewältigen.

In dieser Lage befand sich Rußland, als der junge Peter den Thron bestieg. In seinem Schooße große Schätze an Macht, Stärke und Reichthum bergend, die es aber noch nicht kannte, schlummerte es „gleichsam im Schatten seiner Unwissenheit" und gewährte den Anblick eines großen, aber noch „ungefährlichen Riesen": die Feinde konnten sich noch an ihm reiben, und ihn berauben, und thaten Alles, seinen Schlummer zu verlängern, wohl fühlend, daß ihnen „des Riesen Erwachen erschreckend" sein würde. Peter bewirkte dieses Erwachen. (Ustrialow a. a. O. 11.)

Von der Natur zwar leidenschaftlich, leicht und furchtbar aufbrausend und wegen verabsäumter guter Erziehung und gründlicher Bildung in vielen Beziehungen roh und noch halb barbarisch, zeichnete ihn doch ein ungemeiner Verstand, ein unersättlicher Wissenstrieb und ein fester, ausdauernder, durch kein Hinderniß zu ermüdender oder abzuschreckender Wille aus.

Erfüllt von Bewunderung für die westeuropäische Cultur, wie sie ihm durch seinen Führer Lefort nahe gebracht worden war, strebte er darnach, auch seinen Russen die Wohlthat jener Civilisation zuzuwenden. Daß er zur Erreichung dieses Zweckes neben guten und löblichen Mitteln auch despotische, in die nationale Eigenthümlichkeit oft gewaltsam eingreifende Mittel anwandte, kann bei einer Herrschernatur, in der selbst noch Barbarei und Civilisation miteinander rangen, nicht Wunder nehmen; vielmehr muß bei ihm, was er wirklich Gutes und Großes schuf um so höher angeschlagen werden, zumal die damals noch asiatische Natur seines Volks auf anderm Wege wohl nicht hätte europäisirt werden können.

Sein Scharfblick ließ ihn bald erkennen, daß eine durch europäische Tactik und Disciplin gebildete Landmacht und eine erweiterte Marine die ersten Bedingungen zur Stärkung seiner Macht wären. In erster Beziehung schuf er sich aus seinen Poteschni's eine 5000 M. starke Leib-

wache, die sogenannte Preobraschenskoische Garde, an die sich noch ein von dem Schotten Gordon im Dorfe Semenowskoje eingeschultes Corps von 7000 Mann anschloß, so daß diese 12,000 starke czarische Garde ein hinreichendes Gegengewicht gegen die 17,000 M. starke Strelitzenmasse abgaben.

Um dieses neugebildete Heer auch im ernsten Kampfe zu üben, nahm er — denn mit Polen oder Schweden anzubinden, getraute er sich noch nicht — den Krieg mit den Türken wieder auf, zu welchem Rußland durch einen früherhin mit König Johann Sobiesky von Polen geschlossenen Vertrage verpflichtet war. Er selbst machte als Capitän seiner Garde, begleitet von fremden Ingenieuren den Feldzug mit. Nach Eroberung der türkischen Befestigungen wurde das unweit der Donmündungen liegende, von einer starken türkischen Besatzung vertheidigte Asow belagert und anfangs vergebens bestürmt. Nachdem der Czar aber zu Woronesch eine kleine Flotte hatte bauen und auf dem Don hinab in's Meer fahren lassen, und er selbst als Commandant derselben von der Seeseite aus sein Landheer unterstützte, mußte sich Asow, von der Bestürmung und dem Hunger erschöpft, 1696 dem siegenden Czar ergeben.

Somit hatte Peter seinem Reiche die Verbindung mit dem schwarzen Meere verschafft, und sein Plan zur Schöpfung einer russischen Marine hatte nun eine Grundlage, die er besonders dadurch verstärkte, daß er auf einer Erdzunge des asowischen Meeres Taganrog anlegte und es zu einem Kriegs- und Handelshafen machte. Auch ließ er durch einen Canal die Wolga mit dem Don verbinden, um Schiffbauholz leichter herbeizuschaffen und dem Handel dieser entlegensten Provinz seines Reiches eine bequemere Straße zu eröffnen. Um diese Eroberung zu schützen, baute er auf den Werften von Woronesch eine größere Flotte von 60 Kriegsschiffen und schloß ein Bündniß mit Österreich und Venedig.

Auch im Innern seines Reichs arbeitete er nach dem Maaße seiner Einsicht an einer Verbesserung der Staatseinrichtung. Zu dem Ende sandte er noch viele junge Russen zu ihrer Ausbildung nach Deutschland, Holland und Italien, und zog auch viele Ausländer in sein Land, worunter sich freilich auch viele Abenteurer und Taugenichtse befanden, die, durch solche Vortheile angelockt, in Rußland ihr Glück machen wollten. Um nun auch selber Europa und seine Cultur kennen zu lernen, beschloß Czar Peter eine Reise über die Gränze seines Reiches dahin zu machen, und sich mit eigenen Augen und Sinnen weitere Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln.

Allein mit allen diesen Neuerungen waren die altrussischen Großen und Geistlichen, welche darin eine Gefahr für die Nationalität und Religion befürchteten, höchst unzufrieden, und da auch die Strelitzen über die Bevorzugung der Poteschni erbittert waren, so bildete sich, genährt durch die Ränkesucht der nun vom Kloster aus agitirenden Sophia,

eine Verschwörung gegen Peter's Leben, die jedoch sein muthiges Auftreten sogleich unterdrückte (1697).

Die Verschwörung gieng von drei Männern aus, dem Staatsrath Sokownin, dem Reichsrath Zykler und dem Stolnik Puschkin. Peter befand sich eines Abends in einer Gesellschaft bei Lefort zu Preobraschenskoje, als ihn zwei Strelitzen hinausrufen ließen und ihm entdeckten, daß Verschworne im Hause Sokownin's versammelt wären, und in der Nacht durch eingelegtes Feuer bewirken wollten, daß der Czar zu Hülfe eile und ihnen so desto leichtere Gelegenheit gebe, ihn zu ermorden. Sogleich ertheilte Peter seinem Gardehauptmann Trubetzkoi den Befehl, um 11 Uhr Nachts das Haus der Verschwornen zu umzingeln und sie gefangen zu nehmen. Dann gieng er wieder in die Gesellschaft zurück, ohne sich etwas merken zu lassen. — Nach der Tafel, um 10 Uhr, fuhr er nach Moskau, in der Meinung, den Befehl zur Umzingling für diese Stunde gegeben zu haben, fand aber das bezeichnete Haus von den Seinen noch unbesetzt. Dennoch stieg er ab und trat mitten unter die Verschwornen hinein, welche sichtliche Zeichen des Erschreckens von sich gaben. Mit scheinbarer Heiterkeit rief er ihnen zu, sich nicht stören zu lassen, er wolle mit ihnen trinken. Allmählich beruhigten sie sich, und in dem Glauben, er wisse um nichts, tranken sie auf seine Gesundheit. Er that tapfern Bescheid und blieb, bis es 11 Uhr schlug. Schon winkte Einer dem Sokownin mit den Worten: „Jetzt ist's Zeit!" — „Noch nicht!" sagte dieser leise. — „Aber für mich ist's Zeit, Schurke!" schrie Peter mit furchtbarer Stimme und schlug ihn mit der Faust in's Gesicht. In diesem Augenblick trat der Hauptmann Trubetzkoi mit Wache ein und nahm auf des Czar's Befehl alle gefangen. Doch erhielt auch er vom Czar einen derben Schlag, weil er eine Stunde zu spät gekommen sei. Zum Glück konnte sich der Hauptmann durch Vorzeigung seiner schriftlichen Ordre ausweisen, daß er um 11 Uhr bestellt worden sei. Die Übereilung gutmachend küßte ihn Peter und erklärte ihn für einen Ehrenmann. Dann fuhr er in Gesellschaft zu Lefort zurück und erzählte, welcher Gefahr er entgangen sei. Die Gefangenen wurden sofort hingerichtet.

Noch in demselben Jahre brachte Peter seinen Plan, in's Ausland zu reisen, in Ausführung. Nachdem er die Verwaltung seines Reichs einem Bojarensenate übergeben und die Bewachung Moskau's und der Reichsgränze angeordnet hatte, reis'te er incognito unter dem Titel eines Generals im Gefolge einer von ihm abgeordneten Gesandtschaft, an deren Spitze er seinen vertrauten Lefort stellte, über Königsberg, wo ihn Kurfürst Friedrich III glänzend empfieng und mit ihm ein Freundschafts- und Handelsbündniß schloß, dann über Berlin, wo er sich genau über das brandenburgisch-preußische Kriegswesen belehrte, nach Holland, dessen großartiges See- und Handelswesen den jungen Czar mit solchem Erstaunen erfüllte, daß er den Entschluß faßte, den Schiffsbau practisch zu lernen.

Zuerst ließ er sich in dem nahen Saardam, dem Hauptwerfte der Holländer, in einem kleinen Hause (das noch gezeigt wird) nieder und beschäftigte sich in der Tracht eines gemeinen Russen unter dem Namen Peter Michailow an sieben Wochen lang mit der Schiffszimmerkunst; alsdann ließ er in Amsterdam unter seinen Augen ein Kriegsschiff mit 60 Kanonen bauen und sandte es, mit Matrosen, Schiffszimmerleuten und Künstlern versehen, nach Archangel. Dabei benutzte er auch die staatsmännischen und geographischen Erfahrungen des vielgereis'ten Bürgermeisters Clars Witson. Auch mit Holland schloß er einen Freundschafts- und Handelsvertrag.

Im folgenden Jahre gieng er nach England, wo sich ihm in London eine noch größere Schule des Lebens aufthat und König Wilhelm ihm Gelegenheit gab, das englische Seewesen näher kennen zu lernen, auch ihm die Freude machte, ein künstliches Seetreffen vor ihm aufführen zu lassen, dessen Anblick den verwunderten Czar zu dem Ausruf bewog: „Wahrlich, wenn ich nicht zum Czar von Rußland geboren wäre, so möchte ich englischer Admiral sein!"

Nachdem er 500 Engländer in seine Dienste genommen hatte, verließ er nach einem Vierteljahre England und reiste durch Holland über Dresden nach Wien, um von da Italien, insbesondere Venedig, zu besuchen. Da erhielt er in Wien die Nachricht von einer Strelitzenempörung zu Moskau, die den Zweck hatte, den siebenjährigen Sohn Peter's, Namens Alexei, zum Czar und Sophie zur Regentin zu machen. Rasch eilte er nach Moskau zurück, wo jedoch General Gordon als Stadtbefehlshaber den Aufstand bereits gedämpft hatte. Da der Hauptverdacht der Anstiftung auf Sophie fiel, hätte Peter in der Aufwallung seines Zorns sie mit dem Schwert durchstoßen, wenn nicht eine Kammerzofe ihn mit den Worten: „Es ist Deine Schwester!" zurückgehalten hätte. Er dankte der Zofe, daß sie ihn vor einer Blutschuld bewahrt habe; doch mußte Sophie zusehen, wie an 28 vor ihren Klosterfenstern aufgerichteten Galgen 150 der Schuldigsten nacheinander aufgeknüpft wurden; ja der Arm eines derselben mit dem Schreiben in der Hand, in welchem die Empörer sie zur Wiederübernahme der Regierung gebeten hatten, hieng so lange in ihr Zimmer hinein, bis er verfaulte. Im Ganzen wurden 2000 Strelitzen auf verschiedene Weise hingerichtet und das rebellische Corps in Moskau wurde ganz aufgehoben. Auch Peter's Gemahlin Eudokia Feodorowna wurde schuldig befunden und von ihm verstoßen. Sophie wurde zur Nonne geweiht und in ein Kloster eingesperrt, wo sie 1704 starb.

Nach dem bald darauf erfolgten Tod seines vertrauten Freundes und Rathgebers Lefort, den Peter aufrichtig betrauerte, wurde Mentschikoff (Menczikow), eines armen Landmanns Sohn, den Lefort als Bäckerjungen in den Straßen Moskau's Backwerk verkaufend gefunden, in seinen Dienst genommen; nachdem Peter ihn wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben zum Staatsdienst hatte heranbilden lassen, ward er der Liebling des Czars und unterstützte, von Stufe zu Stufe steigend, thätigst die fortgesetzten Bemühungen Peter's zur Verbreitung der Civilisation unter dem russischen Volke, das zwar theilweise durch dieselben auch Schaden nahm, aber doch im innern Kern seiner ausnehmend dehnbaren Natur nicht verletzt wurde.

Die weitern Reformen, zu denen der Czar gleich nach seiner Rückkehr vom Auslande schritt, betrafen zunächst die Tracht, indem die langen, zur Erde reichenden Kleider und die Bärte verpönt und letztere nur den Geistlichen und nachher denen, welche jährlich 20—100 Rubel dafür erlegten, zu tragen gestattet wurden; Bauern mußten beim Eintritt in die Stadt zwei Kupfermünzen zahlen; eben so mußte, wer seine russische Kleidung behalten wollte, eine Abgabe geben. Eine wichtige Veränderung betraf die gesellschaftlichen Formen, indem er zur

Erzielung einer feinern Sitte den Frauen Zutritt in Männergesellschaften erlaubte. Auch suchte er durch sein Beispiel der Einfachheit in Kleidung, Wohnung und Geräthen den herrschenden asiatischen Luxus zu mindern. Um wissenschaftliche Bildung zu verbreiten, führte er Schulen und Buchdruckereien ein und zog noch mehr gebildete Fremde in sein Land. Jeder Russe, der eine Erbschaft von 500 Rubel und darüber antreten wollte, mußte lesen, schreiben und die Elemente der russischen oder einer fremden Sprache kennen oder zu lernen sich verpflichten. Auch mußte jeder Russe, von seinem 30. Jahre an, dem Czar in irgend einem Civil- oder Militärposten eine Zeit lang freiwillig dienen, sonst wurde sein Vermögen eingezogen. — Das Heerwesen erfuhr eine durchgreifende Umwandlung. Die Strelitzen, welche in andern Städten noch die Besatzungen bildeten, wurden nach und nach vermindert und verschwanden allmählich dadurch, daß Niemand mehr zum Strelitzen gemacht wurde. Durch die Recrutirung, die der Czar nun im ganzen Reich einführte, standen bald 39 Regimenter da, die er nach deutschem Vorbild formirte: sie wurden auf Staatskosten gekleidet, bewaffnet und unterhalten und der Soldat trat nie mehr in seinen früheren Stand zurück. Die schon von Peter vorher gebildete Garde blieb. Die militärische Disciplin, die nun eingeführt wurde, erhöhte die schon erwähnten kriegerischen Tugenden des Russen. Die Marine wurde durch Erbauung neuer Kriegsschiffe vermehrt. — Die Finanzverwaltung entzog er den Bojaren und vertraute sie kaufmännisch gebildeten Westeuropäern. Zur Vermehrung der Staatseinkünfte wurde eine bessere Ordnung in die Erhebung der Steuern und Zölle gebracht, die Steuerfreiheit gewisser Klassen und Personen aufgehoben, viele neue Real-Besteuerungen und eine Stempelsteuer eingeführt, der Salzverkauf und einige andere Monopolien dem Staate vorbehalten. Die meisten dieser Einnahmsquellen wurden jedoch in Pacht gegeben. — In kirchlicher Beziehung beschränkte er die Geistlichkeit mehr als billig und ihre Klagen waren vielfach gegründet. Um ein arbeitsames und gewerbfleißiges Volk zu bekommen, beschränkte er die Aufnahme in die Klöster. Die Verwaltung der Kirchengüter machte er unabhängig von den Kirchenbehörden und übergab sie weltlichen Händen. Die Mönche bekamen daraus ein Gewisses zum Unterhalt, der übrige Ertrag wurde auf Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten und auf die — Kriegsbedürfnisse verwendet. (Gegen das Ende seines Lebens jedoch gab er diese Güter der Geistlichkeit wieder zurück, ließ aber eine besondere Aufsichtsbehörde über die Erhebung jener Einkünfte bestehen.) Als der Patriarch i. J. 1700 starb, ließ er dessen Stelle bis zum J. 1721 durch einen Verweser versehen, worauf er die „heiligste dirigirende Synode" errichtete, welche unter dem Schutz und Einfluß des Czars stand, dem sie fortan zu einer Stütze seiner Herrschaft diente.

Unter solchen Thätigkeiten war die Zeit gekommen, in der die Schwäche Schwedens, die sich in dem jungen, für unbedeutend gehaltenen Karl XII darzustellen schien, Peter's lange schon im Stillen gehegten Gedanken zur Reife brachte, sich durch Eroberung der schwedischen Ostseeländer auch im baltischen Meere eine Seemacht zu gründen, zu welchem Zwecke er, wie wir gleich sehen werden, eine Verbindung mit den Polen und Dänen einging.

3. Polen seit Wladislav IV. Johann Casimir. Verlust Kleinrußlands. Die Landesverfassung. Dynastiewechsel: der Piast Michael Johann III Sobiesky. Podolien und Caminiec. (Rettung Wiens.) Der Convertit Friedrich August von Sachsen auf polnischem Thron. (Beendigung des Türkenkriegs durch den Karlowitzer Frieden.)

Polen's Geschicke, deren Faden wir bei Siegmund III liegen gelassen (XX. 5, 1), hatten sich seit dem Tode dieses Königs in gewohnter Verwicklung dargestellt. Unter Siegmund's ältestem Sohne Wladislav IV

(1632—1648) war lange Ruhe, zu der die den Katholiken gewährte Duldung und die Förderung der Wissenschaften und Künste beitrug. Das Lebensende dieses Königs fiel in einen Aufstand der Leibeigenen gegen ihre adelige Herrschaften, der eine Folge des oben in K. 2, 2. erwähnten Kosakenaufstandes in Kleinrußland war.

Der neuerwählte Polenkönig Johann Casimir (1648—1668) der letzte der drei Könige aus dem Hause Wasa, vermochte die Kosaken, die bei Rußland Schutz suchten, nicht wieder zur Unterordnung zurückzubringen und Kleinrußland blieb für Polen verloren. (Von dem unglücklichen Verlauf dieses Kriegs mit den Russen, so wie von dem in Verbindung mit den Russen geführten Kriege mit den Türken war oben [K. 2, 2. a. A.] bei Rußland die Rede.)

Die Thronentsagung Johann Casimir's (der sich wieder in den geistlichen Stand, dem er vor seiner Thronbesteigung als Cardinal angehört hatte, zurückzog und in Frankreich von Ludwig XIV die Einkünfte zweier Abteien erhielt) führte wieder zu einer großen Wahlerschütterung, da viele Bewerber um den polnischen Thron auftraten.

Seit Polen ein Wahlreich wurde, war alle Gewalt in die Hand des Adels gekommen, der als alleiniger Vertreter der Nation auf den allgemeinen Reichstagen die Hoheitsrechte ausübte. Der Reichstag bestand 1. aus dem König als Vorsitzer, der aber nur bei Stimmengleichheit mit seiner Stimme eintrat; 2. aus dem Senat, dessen Glieder die Bischöffe, die Woiwoden (d. i. die auf Lebenszeit ernannten Statthalter der Provinzen), die Castellane (ursprünglich Festungscommandanten) und die zwölf höchsten Staatsbeamten waren; 3. aus den Landboten oder Abgeordneten des Ritterstandes, die in den woiwodschaftlichen Versammlungen von den Edelleuten gewählt wurden. (Wähler war man schon mit dem 18. Jahre). Polens politische Verfassung war also eine aristokratische Republik: denn der Bürgerstand war ausgeschlossen und einen freien Bauernstand gab es gar nicht. — Zur Beschlußfassung war in Finanzsachen Stimmenmehrheit, in Sachen der Gesetzgebung und Politik Stimmeneinheit erforderlich. Es konnte daher jeder einzelne Landbote durch seinen Einspruch — sein liberum Veto — alle Verhandlungen zum Abbruch bringen. Diesen Umstand benützten gar oft fremde Mächte, um die in solcher Verfassung liegenden Keime zur Anarchie zu nähren. Unter 55 Reichstagen, die in einem Zeitraum von 110 Jahren zu halten waren, wurden 48 auf diese Weise abgebrochen und so alle Gesetzgebung gelähmt. Um doch „nicht alle Gesetzgebung und geregelte Verfassung unmöglich“ zu machen, nahm man daher seine Zuflucht zu den sogenannten Conföderationsreichstagen, bei denen Stimmenmehrheit entschied. In der Verfassung waren diese außerordentlichen Reichstage nur bei den Königswahlen, Verschwörungsuntersuchungen und in andern Nothfällen vorgesehen.

Die Wahl traf einen Nachkommen der Piasten, Michael von Wiecnowiecki (1669—1673), dem sein tapferer Feldherr Johann Sobiesky die Krone wider seinen Gegner — und das Reich gegen die Türken erhielt. Eben als der letztere über die Türken den glänzenden Sieg bei Choczim (1673) erfocht, starb der schwache König, und die Wahl fiel auf jenen seinen Feldherrn, den edlen Johann III Sobiesky, der die Türken 1676 zu einem Frieden nöthigte, worin sie den bei weitem größten Theil von Podolien und Caminiec an Polen abtreten mußten.

Vergebens suchte der kühne Mann die europäischen Fürsten zur gemeinsamen Vertreibung der Türken, als der Erbfeinde der Christenheit, zu vermögen: die Gleichgültigkeit und selbstsüchtige Zwietracht derselben unter einander aber ließ es nicht zu. Erst die Gefahr **Wiens** (1683 s. o. XXII. 5, 1.) rüttelte sie auf, und **Sobiesky's rettende Hülfe**, so wie seine weitere Theilnahme an den Kämpfen gegen die Türken mehrten seinen Ruhm, der ihm aber bei dem Anblick der Parteizerrissenheit seines eigenen Landes wenig Trost gewährte. Nach seinem Tode 1696 zeigte sich auf's Neue recht deutlich, wie **Polen durch sein Wahlrecht und durch die Unumschränktheit seines Reichstags der Spielball auswärtiger Mächte** geworden war.

Der Kurfürst **Friedrich August** von Sachsen gewann sich eine Partei im Lande und erhielt, unterstützt durch seinen Ruf, den er sich in Europa durch Reisen in Frankreich, Spanien und Italien, durch seine allenthalben bewunderte Leibesstärke und Geistesgewandtheit, Gesellschaftsgabe und Galanterie erworben hatte, nach vorausgegangener Abschwörung seines lutherischen Bekenntnisses und **Annahme der katholischen Religion** (1697) **den polnischen Thron**, auf dem er es durch verschwenderischen Glanz einem Ludwig XIV gleich-, ja zuvorzuthun suchte — zum Schaden für Polen und Sachsen.

Er hatte den sächsischen Kurhut 1694 erhalten und sich gegen Kaiser **Joseph** I, mit dem er in enger Freundschaft stand, zur **Theilnahme am Türkenkriege** verpflichtet und, nach Übernahme des Oberbefehls über das Heer des Kaisers und Reichs in Ungarn, 1696 die Türken bei **Ollatsch** besiegt und dadurch **dem Kaiser Siebenbürgen erhalten**. Als er um der polnischen Krone willen zum Katholicismus übertrat (d. 2. Juni 1697 zu Baden in Österreich), gab er **den Sachsen die festesten Versicherungen, ihren Glauben** in jeder Weise **schonen** zu wollen. Und wirklich vermied er es ernstlich, dem Religionshaß neue Nahrung zu geben. — Zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt beendete er den oft besprochenen Türkenkrieg durch den **Carlowitzer Frieden**. — Allein seine gränzenlose **Prachtliebe und Verschwendung**, die er insbesondere bei den feenhaften Festen, welche er seinen Maitressen (der Gräfin **Aurora von Königsmark**, der Gräfin **Cosel** &c.) zu Gefallen oder fremden Großen zu Ehren gab, so wie bei den glänzenden **Lustlagern**, die er das einemal zu **Mühlberg**, das anderemal zu **Willanow** hielt, und überhaupt an seinem Hofe zur Schau trug, — desgleichen die kostspieligen Kriege, die er in seinem polnischen Interesse führte, stürzten das sächsische Land in große **Schulden**. — (Seine Leibesstärke bewies er bei mehreren Gelegenheiten: er konnte z. B. ein Hufeisen mit Leichtigkeit entzwei brechen, und soll einen Trompeter, der auf seiner ausgestreckten flachen Hand stund, lange frei in der Luft gehalten haben.)

4. Verbindung Polens, Rußlands und Dänemarks gegen Schweden. (Patkul.) August's Einfall in Liefland; Einfall der Dänen in Holstein. Karl XII vor Kopenhagen. Der Friede von Travendahl mit Dänemark. Karl's XII Sieg bei Narwa über die Russen.

Rußland, Polen und **Dänemark** nun, diese drei Mächte waren es, welche, die Jugend Karl's XII (s. oben K. 2,1) benützend, ein Bündniß gegen Schweden mit einander eingiengen, und zwar **August** von Sachsen und Polen

in der Absicht, dem bei seiner Wahl den Polen gegebenen Versprechen gemäß, das früher an Schweden verlorne Liefland und Esthland dem polnischen Reiche wieder zurückzuerobern; der Czar Peter, um durch Eroberung von Ingermannland und Karelien sein Reich mit der Ostsee in Verbindung zu bringen; Christian V von Dänemark endlich, um die von Karl X den Dänen abgenommenen Lande wieder zu gewinnen. Keiner zweifelte, daß er mit Schweden und seinem jungen Könige bald werde fertig werden.

Den Unterhändler bei diesem Bündnisse machte ein liefländischer Edelmann, Namens Reinhold Patkul, der, weil er gegen Karl XI bei Gelegenheit der erwähnten Einziehung der schwedischen Krongüter eine so heftige Sprache geführt hatte, daß ihn dieser gefangen nehmen und zum Tode verurtheilen ließ, aus dem Gefängniß entflohen war und seinen Aufenthalt in Dresden genommen hatte. Das Bündniß selbst wurde am 24. März 1698 zu Kopenhagen abgeschlossen. Im folgenden Jahre starb Christian V und erhielt seinen Sohn, Friedrich IV, zum Nachfolger. Dieser machte dem Schwager Karl's XII, dem Herzog von Holstein-Gottorp, der ebenfalls den Namen Friedrich IV führte, die Souverainetät über Holstein streitig und benützte nun dieses Bündniß zu einem Angriff auf das von Schweden unterstützte Holstein.

Der erste, der losbrach, war König August, welcher ehrbegierig ein sächsisches Heer in Liefland einrücken ließ, worauf im März 1700 die Dänen in Holstein einfielen. Czar Peter war noch in den Vorbereitungen begriffen.

Allein wie sehr irrten sich die Verbündeten in ihrem jungen Gegner! Schon auf die Nachricht von den Rüstungen seiner Feinde hatte Karl XII, kühn und entschlossen, wie man ihn bisher nicht gekannt, im schwedischen Reichsrath, in welchem man schon vom Nachgeben und Opfern sprach, zum Erstaunen erklärt, er werde zwar niemals einen ungerechten Krieg führen, aber einen gerechten nur mit dem Untergang seiner Feinde enden. Daher wurde der Krieg beschlossen, und ehe die Dänen sich es vermutheten, fuhr Karl mit der schwedischen Flotte, unter dem Schutze englisch-holländischer Schiffe, von Karlscrona aus, legte sich vor Kopenhagen und ließ die Beschießung beginnen. Ungeachtet des heftigsten Feuers der Dänen landete man (am 25. Juli alten Styls oder 4. August neuen Styls) auf Seeland, und Karl selbst, aus dem Schiffe springend und mit dem Degen in der Hand durch das Wasser vordringend, begann unter dem Jubel seiner Soldaten den Angriff auf die dänischen Batterien. Bald waren die Verschanzungen vor der Stadt erobert und der Schrecken in derselben so groß, daß König Friedrich IV, dessen Bundesgenossen zu entfernt waren, nachgab und am 18. Aug. 1700 den Frieden zu Travendahl schloß, worin er die Souverainetät des Herzogs von Holstein anerkennen und ihn für die Kriegskosten entschädigen, dazu auch dem Bündnisse gegen Schweden entsagen mußte.

Begleitet von der Achtung der Bewohner Seelands, gegen welche Karl seine Schweden, mit denen er in frommer Sitte selbst alle Morgen

und Abend dem Lagergottesdienste beiwohnte, die strengste Mannszucht hatte beobachten lassen, kehrte er nach Schweden zurück, um sich gegen die Sachsen zu wenden. Inzwischen aber hatten diese die Belagerung Riga's zwar begonnen, aber sie wegen der tapfern Vertheidigung dieser Stadt (durch den alten schwedischen General Dahlberg) wieder aufgegeben. Vergebens erneuerte König August in Person die Belagerung: er mußte zu seiner Beschämung wieder abziehen und mit Verdruß gewahren, daß eine polnische Partei, welche seiner Erwählung entgegen gewesen, ihm auch bei diesem Unternehmen hinderlich war.

Zuletzt unter den Verbündeten war Czar Peter mit 80,000 Russen in Ingermannland eingedrungen und belagerte mit 45,000 Mann Narwa. Da landete Karl am 7. Oct. im Pernauer Hafen mit 10,000 Schweden und gieng ohne Zaudern auf Narwa los. So groß war noch von den vorigen Zeiten her der Name der Schweden, daß Peter für gut fand, aus Narwa sich zu entfernen, um noch Verstärkung über Pleskow herzuführen. Doch vor seiner Rückkunft griff Karl „in Gottes Namen", wie er sagte, den fünffach stärkern Feind an und erfocht am 30. Nov. den glänzenden Sieg bei Narwa, der dem 18jährigen Helden die Bewunderung von ganz Europa erwarb.

Gleich im Beginn der Schlacht wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen: rasch warf er sich auf ein anderes mit den Worten: „Die Leute wollen mich im Reiten üben!" Auch dieß andere Pferd verlor er in einem Morast sammt seinem Stiefel, worauf er im bloßen Strumpf weiter stürmte. Da die Russen außer einem ungewöhnlich tapfern Feind auch Wind und Schneegestöber gegen sich hatten, lösten sie sich bald in Flucht auf; ein großes Corps ergab sich am folgenden Tag ohne Schwertstreich, da es erfahren hatte, daß der Sieger die Gefangenen so milde behandelte. Außer 155 Geschützen fiel noch die ganze Kriegskasse sammt ungeheuern Kriegsvorräthen in schwedische Hände. Der Verlust der Russen an Todten war groß; die Schweden verloren nur 667 an Todten. Über die Tapferkeit und Ordnung der Seinen rief Karl entzückt aus: „Es ist in der ganzen Welt kein Volk hierin meinen Schweden zu vergleichen! Sich mit den Russen zu schlagen, ist aber kein Vergnügen, sie halten nicht Stand; hätte die Narwa eine Eisdecke gehabt, so hätten wir kaum Einen von ihnen tödten können!" Als Karl in die über ihre Rettung jubelnde Stadt eingezogen war, gieng er sogleich in die Kirche und dankte dort Gott auf den Knieen für diesen Sieg, worüber seine Soldaten zu Thränen gerührt wurden. — Als indeß der Czar die Niederlage der Seinen erfuhr, blieb er eine Zeit lang schweigend sitzen, dann sagte er gefaßt: „Ich weiß wohl, daß die Schweden noch oft siegen werden aber am Ende werden sie uns auch siegen lehren."

5. Karl XII in Liefland, Kurland und Litthauen, in Warschau und Krakau. Seine Siege bei Clissow und Pultusk. August's Entthronung. Stanislaus Lesczinsky. Vertreibung der Russen aus Litthauen und Volhynien. Karl XII in Sachsen. Der Friede von Altranstädt.

Der einbrechende Winter wurde auf beiden Seiten zu neuen Vorbereitungen benützt. Der nächste Feldzug (1701) galt vorzugsweise dem sächsischen Polenkönig, den Karl als einen leichtsinnigen, unsittlichen und treulosen Mann nicht achten zu können erklärte. Karl rückte über Riga

gegen König August an, der aber, weil er gerade durch einen Sturz vom Pferde den Arm gebrochen hatte, nicht selbst das Obercommando über das sächsisch-russische Heer führte, sondern es dem General Steinau mit dem Herzog von Curland anvertraut hatte. Noch warteten die Sachsen auf Verstärkung, als Karl an dem rechten Düna-Ufer anlangte und wider Erwarten des Feindes den breiten Fluß mit seiner Garde überschritt, nach deren glücklicher Landung er sagte: „Seht, nun sind wir da, und Gott wird weiter helfen!" Noch waren nicht alle Schweden übergesetzt, als die Sachsen angriffen, aber ungeachtet ihres Muthes dreimal geworfen wurden und den Schweden das Feld überlassen und Lievland räumen mußten. Nach diesem glänzenden Siege an der Düna stand dem Könige Karl ganz Kurland offen, das ihm nach der Einnahme von Mietau zum nächsten Winterquartier diente.

Während dieses Winterquartiers ließ der nun 19jährige König Karl seine Soldaten sich mit beständigen Kriegsübungen beschäftigen, und gieng ihnen, gleich einem der berühmten Kriegshelden alter Zeit, mit dem Beispiel strengster Verläugnung und Entbehrung voran. Er nahm nicht etwa in einer der Städte sein Quartier, sondern campirte unter Gezelten: denn seine Offiziere sollten sich durch Bequemlichkeiten nicht verweichlichen. Er trank deßhalb auch weder Wein, noch Branntwein. War es allzukalt, so ließ er zum Erwärmen glühende Kanonenkugeln ins Zelt bringen. In der Regel ritt er beständig von einem Cantonnementsquartier zum andern, nur von einigen Offizieren begleitet, auch im Sturm und Regen und stets im fliegenden Galopp; wurde ein Pferd unter ihm matt, so nahm er ein anderes, und so fort, bis die Tour vollendet war. Eben so vergnügte es ihn, nächtliche Rundritte zu machen und seinen Generalen die Fenster einzuwerfen, um sie zu nöthigen, die Nacht hindurch in der Kälte auszuharren. — Von Kurland machte er selbst einmal mit nur 2000 M. einen Einfall in Litthauen, drang, 40 Meilen von seiner Hauptarmee getrennt, bis Kowno vor, legte 1800 M. in diesen Platz und ritt mit nur 50 Reitern mitten durch die Feinde hindurch nach Kurland zurück, wo man ihn schon verloren geglaubt und ein Detachement unter dem General Horn abgesandt hatte, ihn aufzusuchen.

Da er die Russen noch gar gering achtete und sie mit einer kleinen Gränzhut abwehren zu können glaubte, behielt er nur den anderen Gegner im Auge. Mit dem festen Vorsatz, dem sächsischen August, der von der polnischen Partei Oczinsky gehalten wurde, die Krone von dem Haupte zu reißen und sie einem andern zu geben, stützte er sich auf die demselben feindliche polnische Opposition, an deren Spitze der Sapieha und der Cardinal-Primas Radcziejowsky, Erzbischoff von Gnesen, stand. Der polnische Reichstag suchte unter Englands und Hollands Vermittlung den schwedischen König von den Gränzen Polens durch die Erklärung fern zu halten, er habe an dem Kriege gegen Schweden keine Schuld: diese trage August als sächsischer Kurfürst. Allein Karl gieng nicht darauf ein, so wenig wie auf eine gesandtschaftliche Vorstellung August's, der sich nun gern mit großen Opfern den Frieden erkauft hätte.

August sandte sogar seine Favorite, die schöne Gräfin von Königsmark, unter dem Vorwand eines andern Geschäfts nach Kurland, um dem König Karl Anerbietungen zu machen; allein schon vorher von ihren Absichten unterrichtet, wich dieser ihr mit dem gemessensten Ernst aus. Sie brachte es selbst mit Hülfe seiner Umgebung (des Grafen Piper, Rehnskjöld, Düben &c.) nicht dahin, daß er ihr eine Audienz gewährte. Zuletzt suchte sie dem Könige auf einem seiner

Spazierritte zu begegnen, stieg aus ihrem Wagen und neigte sich tief vor ihm, um ihn dadurch zu einer Anrede zu zwingen. Er zog zwar seinen Hut ab, gab aber zugleich seinem Pferde die Sporen und jagte weiter, ohne ihr ein Wort zu gönnen. — Kurze Zeit darauf ließ er eine Anzahl übelberüchtigter Weibspersonen, die sich in die Cantonirungen seiner Soldaten eingeschlichen hatten, zusammenfangen und sie zwingen, miteinander auf den Knieen liegend, einem ganzen Feld-Gottesdienst beizuwohnen, worauf er sie aus dem Bezirke jagen ließ. Man wollte darin einen bedeutenden Wink für die schöne Aurora erkennen! — Ohnedieß suchte er weiblichen Umgang nicht, und wenn er auch, sich einst zu vermählen nicht völlig abgeneigt war, so nahm ihn doch das Kriegsleben so ein, daß zartere Empfindungen jener Art in ihm nicht aufkamen und sechs verschiedene Heirathsanträge bei ihm kein Gehör fanden. Obgleich in seinem Blick ernst und kühn, in seinen Reden kurz, doch sinnvoll, in seinen Entschlüssen unbeugsam bis zum größten Eigensinn, war er doch gegen alle seine Untergebene leutselig, nachsichtig und für treue Dienste dankbar.

Anstatt den Vorstellungen seiner Räthe, daß er dem Czar keine Zeit lassen, sondern ihn durch rasche Verfolgung zum Frieden zwingen solle, Gehör zu geben, war Karl einzig darauf bedacht, den ihm aus politischen, religiösen und moralischen Gründen verhaßten August zu verderben. Er rückte daher in Polen ein, und gerades Wegs vor Warschau mit der Erklärung, er sei gekommen, die Polen von einem unwürdigen und eidbrüchigen Oberhaupte zu befreien und ihnen Gelegenheit zu geben, ein würdigeres zu wählen. Warschau öffnete dem Gefürchteten die Thore, und vergebens suchte ihn der größte Theil der Magnaten für August zu stimmen. Nach vier Wochen brach er auf, schlug den ihm von Krakau aus entgegenziehenden König August bei Clissow und eroberte Krakau.

Die Schlacht bei Clissow war eine äußerst hitzige: die Polen flohen zwar bald, die Sachsen aber hielten tapfern Stand. Karl feuerte während des langen Kampfes die Seinen bald da, bald dort an und ritt sich einmal in einem Moore so fest, daß es seinem Stallmeister nur schwer gelang, ihn wieder herauszubringen. Gleich im Beginn der Schlacht wurde Karl's Schwager, Herzog Friedrich von Holstein, den er sich zu seinem künftigen Nachfolger ersehen hatte, von einer Falkonetkugel zerschmettert und verblutete sich unter einem Baum. Als es Karl erfuhr, traten ihm Thränen in die Augen. Viele hohe schwedische Offiziere fanden gleichfalls ihren Tod. — Die Einnahme von Krakau glich einem Handstreich. Der schwedische General Steenbock erschien mit nur 300 M. vor der mit schlechten Mauern und halb verfallenen Thoren verwahrten Stadt und begehrte Einlaß. Der Stadthauptmann weigerte sich, da ja Polen neutral sei. In diesem Augenblick langte Karl selbst an und rief gebietend: Ouvrez la porte! Der Pole, aus Neugierde, zu sehen, wer diese andere befehligende Person sei, öffnete die Pfortenthüre ein wenig, wurde aber unsanft zurückgestoßen; die Schweden drangen in die Stadt ein, und als der Stadthauptmann sich in die Citadelle flüchtete, sprengte ihm Karl so rasch nach, daß er zugleich mit ihm unter dem Burgthor ankam und so auch Herr der Burg wurde.

Vergebens suchte August die getrennten Parteien zu vereinigen: er konnte es nur zu einem nochmaligen Friedensversuch bringen. Allein Karl nahm keine Bedingungen an. Obgleich sein Kanzler Piper ihm die Schwierigkeiten einer Entthronung August's und den geringen Gewinn, der daraus für Schweden erwachsen würde, vorstellte, so blieb er doch auf seinem Vorsatz: dieser König müsse herunter, und wenn er (Karl) noch 50 Jahre in Polen bleiben müßte! Selbst ein Schenkelbruch, den

Karl durch einen Sturz vom Pferd erlitt, und der ihn mehrere Wochen auf's Lager warf, konnte ihn nicht anderes Sinnes machen.

Als er beim Sturz seines Pferdes den linken Schenkel oberhalb des Kniee's brach und allgemeine Bestürzung sich laut machte, sagte er: „Lapperei! dergleichen heilt bald wieder." Die Ärzte besorgten ein lebensgefährliches Fieber, aber sein gesundes Blut und seine geschonten Jugendkräfte beschleunigten die Heilung.

Die Uneinigkeit der polnischen Parteien ließ es den ganzen Winter hindurch zu keinem gemeinsamen Handeln kommen. Als daher Karl, unterstützt durch englisch-holländische Hülfsgelder und durch ein Bündniß mit Preußen, die Polen im April 1703 bei Pultusk (das auf einer Insel im Narewflusse liegt), besiegte und nachher Danzig, Elbing, Thorn (letzteres durch Sturm) in seine Gewalt bekam, so trat im Januar 1704 der polnische Reichstag in Warschau zusammen und beschloß auf Betrieb des Cardinal-Primas die Absetzung August's und die Vornahme einer neuen Königswahl, für die man aber nicht den rechten Mann zu finden wußte, weil Karl keinen Ausländer wollte und kein Magnat dem andern diese Ehre gönnte!

Noch aber waren drei Söhne Johann Sobiesky's vorhanden, von denen Karl und die ihn stützende Partei sich einen gefallen lassen wollte; allein August ließ zwei davon gefangen nehmen und der dritte schlug die Krone aus. Als Graf Piper den König fragte, warum er nicht selbst die Krone haben wolle, antwortete er, er wolle lieber Königreiche vergeben, als für sich nehmen. — Kurz vorher hatte Kanzler Piper noch einen letzten ernsten Versuch bei Karl gemacht, ihn für einen Friedensschluß mit August zu gewinnen; denn es war die Nachricht eingelaufen, daß Czar Peter unterdeß Ingermannland erobert und somit einen Hafenplatz gewonnen habe. Ein solches Ereigniß (stellte Piper dem Könige vor) sei doch für Schweden von weit größerer Bedeutung, als die Frage, wer Polen beherrsche. Allein Karl beharrte starrsinnig auf seinem Willen, worauf der klar vorausschauende Minister sagte: Dixi et salvavi animam!

Endlich bestand Karl auf der Wahl des jungen Woiwoden von Posen, Grafen Stanislaus Lescinsky, und beleidigte dadurch den Cardinal-Primas, der den alten Kronfeldherrn Lubomirsky vorgeschlagen hatte. Unter dem Schutze der schwedischen Waffen und in einer Versammlung von nur 56 Wählern gieng die ungeregelte Wahl in der Nähe von Warschau vor sich, und am 2. Juli 1704 wurde Stanislaus im Dom zu Warschau zum König geweiht. Er war 27 Jahr alt, von männlich-schöner Gestalt, lebhaftem, dabei bescheidenem Wesen nnd einnehmender Beredsamkeit.

Da sich unterdeß August gestärkt hatte, zog Karl wieder gegen ihn aus und erstürmte Lemberg. Zwar überfiel August inzwischen Warschau, so daß sich Stanislaus flüchten mußte; aber als Karl herbeieilte, verließ August die Hauptstadt wieder, und 9000 Sachsen unter Schulenburg wurden über die Oder zurückgedrängt.

Nachdem Karl die förmliche Krönung Stanislaus' gegen die sächsische Partei unter den Polen durchgesetzt hatte, wandte er sich nach Litthauen, wo unterdessen August in Grodno

russische Hülfe erhalten hatte, und so eben ein neues sächsisches Heer an sich zu ziehen im Begriff war. Während der schwedische General Rhenskjöld bei Frauenstadt das Schulenburgische Corps vernichtete, und August auf die Nachricht hievon sich nach Krakau zog, verfolgte Karl die von Grodno abziehenden Russen bis tief in Volhynien hinein und was nicht unter seinem Schwerte fiel, versank sammt Pferd und Wagen in dem Morast des aufgethauten Bodens. Die Folge dieses kühnen, durch den Kampf mit Hunger und Wetter angestrengten Zuges war, daß Litthauen und Volhynien den Stanislaus als König anerkannten.

Aber nicht genug, daß Karl ganz Polen von den Sachsen gesäubert hatte, er wollte nun den Krieg auch in das Herz des Sachsenlandes tragen, um seinen Gegner zu einem „unverstellten" Frieden zu bewegen. Von Stanislaus begleitet, der nur da herrschen konnte, wo das Lager war, gieng nun Karl mit seiner Hauptmacht über die Oder und rückte in Schlesien ein, ohne sich an des Kaisers Protestation zu kehren. Während die königliche Familie in's Ausland floh und die Schätze Dresdens auf den Königsstein gerettet wurden, zog Karl, die erschrockenen Einwohner durch strenge Mannszucht beruhigend, über Meißen, Leipzig, Grimma nach Altranstädt, wo er sein Standquartier nahm.

Dieser Einbruch in das Innere von Deutschland brachte alle deutschen Fürsten in Bewegung und erregte in ganz Europa Aufsehen. Allein Karl gab den fremden Mächten die feste Versicherung, es sei keineswegs seine Absicht, sich in die Angelegenheiten des damals noch währenden spanischen Erbfolgekriegs zu mischen; auch sei er nicht im Entferntesten gesonnen, Ländereroberungen zu machen; sein einziger Zweck sei, den Kurfürsten von Sachsen zur Entsagung auf Polen zu zwingen.

Da nun schon ein Theil des schwedischen Heeres eine drohende Stellung bei Dresden nahm, August aber noch in Litthauen stand und von Rußland keine wesentliche Unterstützung erwarten konnte, so sah dieser, zumal auch seine Sachsen der schweren Opfer, die sie ihm bereits in diesem polnischen Kriege gebracht hatten, müde wurden, sich zu dem Altranstädter Frieden genöthigt, welchen er am 24. Sept. 1706 mit schwerem Herzen unterzeichnete. In diesem Frieden mußte August auf die Krone Polens verzichten, den Stanislaus als König von Polen anerkennen und dem russischen Bündnisse entsagen.

Als August bereits die seinen Gesandten mitgegebenen Blanquets dazu in Petrikau unterzeichnet hatte, suchte er aus Furcht vor den Vorwürfen des Czar's und aus Scham vor den Polen durch eine öffentliche Erklärung sich eine kurze Zeit lang noch den Schein zu geben, als wolle er der Republik den letzten Blutstropfen opfern. Darum erfolgte, obwohl wider August's Willen, noch das Treffen bei Kalisch, worin eine schwedische Abtheilung von den Sachsen und Russen unter Mentschikoff geschlagen wurde (19. Oct. 1706).

Als nun Karl den Friedensschluß veröffentlichte, verließ August in Eile Warschau, wohin er sich während der geheimen Unterhandlungen begeben hatte, und kehrte nach Sachsen zurück. Karl gieng in der Demüthigung dieses Fürsten so weit, daß Stanislaus ihm seine Thronbesteigung schriftlich kundgeben und der Exkönig ihm in einem eigenen Schreiben dazu Glück wünschen mußte! — Zu den übrigen Friedensbedingungen gehörte ferner noch: 1. Die

Auslieferung Patkul's, den Karl in der Folge, obgleich derselbe jetzt russischer Gesandter in Dresden war, als einen ohnehin schon in Schweden zum Tod verurtheilt gewesenen Hochverräther auf eine wahrhaft grausame Weise hinrichten ließ; — 2. Die Einräumung der Winterquartiere für das schwedische Heer bis zur Beischaffung der Friedensgarantie vom Kaiser, von England und von Holland. Weil Karl bis nach der Ärnte des folgenden Jahrs in Sachsen verweilte, so sollen diese Quartierungen dem Kurfürstenthum an 23 Millionen Gulden, dazu 24,000 für das schwedische Heer ausgehobene Rekruten gekostet haben. Übrigens hielt Karl seine Schweden in guter Mannszucht und strafte Vergehungen an den Einwohnern nicht selten mit dem Tode.

Weil August noch einen großen Anhang in Polen hatte, hielt sich Stanislaus daselbst nicht sicher, sondern folgte dem schwedischen Heere nach Sachsen nach, und war fortan von seinem Beschützer abhängig. August kehrte nach Dresden zurück, indeß Karl fortwährend seinen Sitz in Altranstädt behielt. Obgleich die beiden Polenkönige ein persönliches Zusammentreffen vermieden, so fügte es sich doch einst, daß sie bei der Anwesenheit des berühmten Marlborough's, der bei Karl eine Sendung hatte, einander begegneten: beide grüßten sich mit leichter Verbeugung, sprachen aber kein Wort miteinander. — Der große Abstand zwischen August und Karl zeigte sich bei diesen Gelegenheiten auch in der Kleidung: jener stets in gallonirtem, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Anzug, dieser in Stulpstiefeln, unansehnlichen Lederhosen und dürftigem blauen Rock mit großen kupfernen Knöpfen. Dennoch erwies das sächsische Volk dem Schwedenkönige größere Achtung, und Alles strömte herbei, den Kriegshelden wegen seiner Tapferkeit, Kriegszucht, Ehrbarkeit, Einfachheit und Uneigennützigkeit zu bewundern. Alle Mächte bewarben sich um seine Freundschaft, und in dem kleinen Altranstädt besuchten ihn 10 Fürsten und 30 Gesandte. Als Marlborough mit Karl diplomatische Unterhandlung pflegte, zeigte sich zwischen diesen beiden Feldherren eine große Characterverschiedenheit. Karl fand Marlborough zu fein und höfisch für einen Kriegsmann, und dieser erkannte in dem Könige mehr ein bloßes Bestreben, Aufsehen zu erregen, als einen Mann von wirklichen staatsmännischen Einsichten.

Während seines Aufenthalts in Sachsen ließ sich Karl XII bei Lützen die Stelle zeigen, wo Gustav Adolf gefallen war, und sagte: „Ich habe mich bemüht, so zu leben, wie er; vielleicht schenkt mir Gott auch einen so schönen Tod." — Den Lutheranern in Schlesien brachte seine Gegenwart in Deutschland eine große Wohlthat. Als sie über die Beschränkungen klagten, denen sie bei Ausübung ihres Gottesdienstes unterworfen waren, verschaffte er ihnen vom Kaiser Joseph I eine größere Freiheit, die ihnen der vom spanischen Erbfolgekrieg bedrängte Kaiser auf Karl's kategorische Forderung ohne Weigerung gewährte. Sie erhielten unter andern Gerechtsamen an 300 Kirchen zurück. Als der päpstliche Nuntius deßhalb dem Kaiser Vorwürfe machte, antwortete dieser, er sei froh gewesen, daß der Schwede von ihm nicht dazu den Übertritt zum Lutherthum verlangt habe. Die schlesischen Protestanten dankten nachher Karl'n auf den Knieen für seine Verwendung. Doch dauerte die Duldung nur so lange, als Schweden zu fürchten war: unter dem Nachfolger Joseph's kehrte die Bedrückung der Lutheraner in Schlesien wieder.

6. Peter der Große in Ingermannland und Liefland. Gründung von St. Petersburg. Karl XII in Wilna; Überschreitung des Dnjeprs. Mazeppa. Zug in die Ukraine. Karl's Niederlage bei Pultawa und Flucht in die Türkei. Sein Aufenthalt bei Bender.

Als Karl fast ein Jahr lang sein Heer in Sachsen herausgenährt und ergänzt hatte, trat er seine Rückkehr nach Polen an, um sich nun gegen seinen dritten Gegner zu wenden, von dem ein Heer wieder in Litthauen stand.

Allein Rußland war seit der Niederlage von Narwa, also in den sieben Jahren, in denen Karl unbegreiflicher Weise den Czar und sein Thun fast völlig aus den Augen gelassen hatte, ein ganz anderes geworden. Während Karl seine Zeit und Kräfte auf Polen verwandte, hatte Peter, wenig gestört von den Schweden, von denen nur 12,000 in den Ostseelanden zurückgelassen worden waren, 1701 einen Angriff auf Archangel abgeschlagen, die Schweden in der Nähe von Dorpat besiegt, so daß er sagte: „Gottlob, nun haben wir's so weit gebracht, daß zwei Russen einen Schweden schlagen können; noch einige Jahre, und wir werden Mann gegen Mann kämpfen können!" — hatte Riga eingeschlossen und sich in Ingermannland festgesetzt; — hatte 1702 bei Sagnitsch gesiegt, Marienburg und Nöteburg am Ladogasee erobert und letzteres unter dem Namen Schlüsselburg stark befestigt; — hatte 1703 Nyenschanz am finnischen Meerbusen eingenommen und am Ausflusse der Newa durch Erbauung einer Festung den Grund zu St. Petersburg gelegt, — sodann 1704 Dorpat und Narwa erobert.

Der sumpfige Boden, auf den Petersburg zu stehen kam, mußte erst durch aufgetragene Erde gefestigt und erhöht werden. Er ließ unter seiner eigenen Aufsicht Hunderttausende von Leibeigenen der verschiedensten Nationen Tag und Nacht daran bauen, so daß man schon im zweiten Jahre die in ihren Festungswerken liegenden, anfangs von Holz gebauten Häuser bewohnen konnte. Er bevölkerte sie mit Familien verschiedener Stände aus verschiedenen Städten, die sich freilich anfangs nur durch Zwang in den noch ungesunden Ort versetzen ließen. Der Czar ließ damals eine Münze schlagen, die den Meergott darstellt, wie er auf dem Muschelwagen, den Dreizack in der Hand, über die Wogen fährt, mit der Umschrift: FInnIa eCCe trIDenteM, d. h. Finnland siehe hier deinen Beherrscher! 1703. — Erst allmählich durch Peter's und seiner Nachfolger unendliche Sorgfalt wurde diese Stadt die Prachtresidenz, die sie jetzt ist.

Zugleich fuhr Peter fort, durch Einführung fremder Schafzucht, Anlegung von Manufacturen, Papiermühlen, Stückgießereien, Canalbauten, Betreibung der sibirischen Bergwerke, für die Hebung des Wohlstandes Sorge zu tragen. Im Felde zogen die Russen oft noch den Kürzern gegen die Schweden, indem sie 1705 vom schwedischen General Grafen Lewenhaupt (bei Gemauerthof) schwer geschlagen und, wie schon K. 2, 5 erwähnt, von Karl selbst aus Litthauen und Kurland geworfen wurden, wo der Czar sie, um sie an Tactik zu gewöhnen, unter August an der Seite der Sachsen gegen die Schweden hatte fechten lassen. Während sodann Karl in Sachsen sich aufhielt und Peter wahrnahm, daß er nicht mehr auf den Beistand der Polen rechnen konnte, sein Plan aber, ein Heer in Pommern einfallen zu lassen, durch die Weigerung Preußens, ihm den Durchmarsch zu gestatten, scheiterte, so erbot er sich mehrmals zu Friedensunterhandlungen, die aber Karl mit den Worten ablehnte: „Ja, ich werde Frieden mit ihm machen, aber auf sächsisch!" — Unterdessen waren die Russen wieder in Litthauen eingerückt; und Peter selbst befand sich in Grodno, als Karl nach seiner Rückkehr aus Sachsen nach Polen im Anfang des Jahres 1708

endlich über die Weichsel rückte, nachdem er in Polen dem Stanislaus 8000 Mann zur Stütze seines schwankenden Thrones zurückgelassen hatte. Noch war die Furcht vor den Schweden so groß, daß sich die Russen allenthalben vor ihnen zurückzogen, ja Peter selbst es für gut fand, sich nach Petersburg zurückzubegeben.

Karl nahm nun seinen Weg nach Litthauen, und zwar längs der preußischen Gränze hin, durch die unwegsamsten Gegenden, durch Sümpfe und Moräste vordringend und überall selbst seinen Soldaten das Beispiel der Ausdauer gebend. Stets die Russen vor sich her verfolgend, welche einer Schlacht auswichen und, damit sich der Feind nicht halten könne, in Esthland, Liefland und Ingermannland Alles verheerten und die Einwohner vieler Städte in's Innere Rußlands zu wandern zwangen, nahm Karl Grodno ein, erreichte Wilna und gieng über die Berésina.

Nun machte der Czar Friedensvorschläge; aber Karl wies sie mit den Worten zurück, er werde erst in Moskau mit ihm Frieden schließen, — worauf Peter gesagt haben soll: „er will wohl ein Alexander sein; ich aber bin nicht Willens, ein Darius zu werden."

Bei weiterem Vordringen stieß Karl auf ein russisches Heer von 25,000 Mann, das jenseits des Flusses Wabis in zwei Lagern unter Mentschikoff und Scheremetjew stand, und schlug es bei Golowtschin (Holowczin) in völlige Flucht. Es war der letzte Sieg, den Karl in diesem Kriege davon trug!

Schon weit früher, als man gewöhnlich annimmt, hatte Karl den Plan gefaßt, nach Moskau zu ziehen, und dort den Czar zu entthronen. Doch ob er den Weg über Nowgorod und Smolensk oder durch die Ukräne nehmen wollte, blieb ihm noch ungewiß. Im Jahr 1707 schon hatte der alte Kosakenhettmann Mazeppa (Maseppa), welcher gerne seine bisher dem Czar zinsbare Ukraine frei von der russischen Oberherrschaft gemacht hätte, sich durch vertraute Boten dem Könige Karl erboten, falls dieser über den Dnjepr würde gegangen sein, sich an der Spitze von 20—30,000 Kosaken mit ihm zu vereinigen und ihm Lebensmittel im Überfluß zu verschaffen. Auch da noch hielt Karl mit der Entscheidung zurück. Als er aber zu Smorgone von einem Aufstand der donischen Kosaken, desgleichen von einem Aufstand in Astrachan erfuhr, der die russischen Kräfte zu theilen schien, welche wahrscheinlich Mazeppa dazu angeregt hatte, da trat ihm der Gedanke näher, seinen Weg durch die Ukräne zu nehmen, und er gebot dem General Lübecker mit 14,000 Mann Petersburg anzugreifen, dem General Lewenhaupt aber mit 11,000 Mann und mit den Vorräthen von Liefland her zum Hauptheere Karl's zu stoßen.

Nach der Schlacht bei Golowtschin setzte daher Karl seinen Marsch nach dem Dnjepr fort und überschritt diesen Fluß bei Mohilew. Als er erfuhr, der Czar stehe mit einer großen Streitmacht bei Mstislawl, rückte er wieder nördlich auf den Weg nach Smolensk zu, stets umschwärmt

von russischen Streifcorps, unter mehr oder minder günstigen Gefechten, und an Allem Mangel leidend. Noch einmal war er zweifelhaft, welchen Weg er einschlagen solle, weil Lewenhaupt noch immer nicht erschien. Den Rath und Wunsch seiner Umgebung, sich nach seinen Ostseelanden zu wenden, verwarf er, um den Schein eines Rückzugs zu vermeiden; der directe Weg nach Moskau aber war bei seinem langen Zögern durch die zur Deckung dieser Hauptstadt sich zusammenziehenden russischen Streitkräfte gefährlich geworden. Das Heer aber, das er bei sich hatte, schmolz durch Gefechte und angestrengte Märsche mehr und mehr zusammen. Da langte Nachricht von Mazeppa an, welcher dringend bat, nicht länger zu zögern, weil ihn sonst seine Kosaken verlassen und sich mit den Russen vereinigen würden. Nun erst entschied sich Karl für die Richtung nach der Ukräne, — und obgleich Graf Piper und alle einsichtsvollen Generale ihn davon abriethen, so bestund er nur um so eigensinniger auf seinem Entschluß. Und so trat er zum Erstaunen des Czars, der schon sein Moskau in Gefahr sah, den Zug nach der weiter abliegenden Ukräne an. (Hätte Karl nur noch fünf Tage sich geduldet, so hätte ihn Lewenhaupt's Eintreffen gerettet.)

Der Zug des Heeres gieng nun in ein Land, worin ungebahnte Wege durch öde Steppen, dichte Waldungen, Sümpfe und Moräste, der Mangel an Lebensmitteln, nasse Witterung und dadurch erzeugte Krankheiten, und endlich das Ausbleiben Mazeppa's sowohl, als Lewenhaupt's den König und sein Heer in die schrecklichste Lage versetzte. Nicht nur war Lübecker's ungeschickter Angriff auf Petersburg schmählich mißlungen, sondern, was das Schlimmste war, es war Lewenhaupt auf dem Marsche durch unaufhörliche Angriffe von den Russen aufgehalten und nach seinem Übergang über den Dnjepr zur Schlacht bei'm Dorfe Liesnaj gezwungen worden, in der er sich zwar tapfer durchschlug, aber fast die Hälfte seiner Mannschaft und alle Kriegs- und Mundvorräthe verlor, so daß er nur mit 6000 Mann zum Könige stieß, der ihn nachher ungerechter Weise sein Mißgeschick schwer fühlen ließ. Endlich erschien auch Mazeppa, aber nur mit 5000 Mann, ohne Geld und Lebensmittel! Denn die Masse des Kosakenvolkes, von Mentschikoff gewonnen, war nicht in seinen Plan eingegangen. Damit war Karl's Haupthoffnung, die ihn zu dem gefährlichen Marsche nach der Ukräne verleitet hatte, zerstört.

Diese vielen, Schlag auf Schlag erfolgten Unfälle waren wohl geeignet, den König aus seinen bisherigen „Träumen von einer gerechten Sache, von seiner unwiderstehlichen Macht und seinem unwandelbaren Glück" aufzuwecken und zum Nachdenken zu bringen. Aber vollends zur Erkenntniß seines Irrthums von der Größe seines Feldherrntalents zu gelangen und von seinem welterschütternden Plan abzugehen, um den nordischen Völkern die Segnungen des Friedens zu schenken, dazu brachte er sich nicht; vielmehr suchte er nun seinen Ruhm in der Beharrlich-

keit und Unbeugsamkeit, die kein Unrecht eingestehen will, jedem Hinderniß Trotz bieten und Alles, ja sich selbst, sein Volk und Land daran setzen zu müssen wähnt.

Anstatt den Weiterzug aufzugeben, bestand Karl auf dem tiefern Eindringen in die Ukräne, und als man, stets von Russen umschwärmt und beunruhigt, in Mazeppa's kleinem Hauptdorfe Baturin ankam, hatte Mentschikoff dasselbe einäschern lassen und einen andern Hetman ernannt. Unter großen Kämpfen mit Frost, Schnee und Eis, mit dem Hunger und dem Feinde erreichte man Weprik und erstürmte es mit großem Verlust. Vergebens suchte Piper den König zum Rückzug nach Polen zu bewegen. Karl's Eigensinn und Ehrgeiz, der auch nicht im entferntesten den Schein eines Rückzugs auf sich nehmen wollte, führte ihn unter noch unsäglichen Anstrengungen und großen Verlusten bis vor Poltáwa, die Hauptstadt der Ukräne, nach deren Einnahme er erst einen Entschluß fassen zu wollen erklärte.

Allein er konnte die feste Stadt nicht einnehmen. Plötzlich erschien der Czar selbst mit 65,000 Mann, und in zwei Stunden der entscheidenden Schlacht bei Poltáwa war der bis dahin unbesiegte Sieger dreier Könige ein Flüchtling ohne Heer und Reich, auf dem Weg nach der türkischen Gränze (8. Juli 1709).

Schon die Belagerung von Poltáwa war ein von vorn herein als unausführbar zu erkennendes Unternehmen, und vergebens stellte der redliche Generalquartiermeister Gyllenkrook dem Könige den Mangel an allen Belagerungsmitteln vor. Die Russen vertheidigten sich muthig, während der Zustand der Belagerer mit jedem Tag sich verschlechterte, so daß Karl selbst unruhig wurde und in einer Nacht in das Quartier des bisher von ihm vernachlässigten Lewenhaupts trat und seinen Rath begehrte. Derselbe rieth, die Belagerung aufzugeben und lieber gleich auf den jenseits des Flusses Worskla sich sammelnden Feind loszugehen. Karl wollte das nicht ritt aber mit Lewenhaupt nach dem Fluß und an dessen Ufer zwecklos auf und ab, während die Kugeln ihn umsaußten. Aller Warnungen ungeachtet blieb er, und als einige Feinde über den Fluß drangen, trieb er sie zurück und setzte sein Hin- und Herreiten fort. Da traf ihn eine Kugel in den linken Fuß und blieb ihm in der Hake stecken. Obgleich ihm das Blut aus dem Stiefel herabfloß, ritt er noch eine Stunde herum und als er sich verbinden lassen wollte, war der Fuß, so angeschwollen, daß man den Stiefel losschneiden und er nach herausgenommenen Knöchelsplittern einige Zeit das Bett hüten mußte.

Während dieser Zeit erschien der Czar selbst mit 50,000 M. zum Entsatze der Stadt, überschritt den Fluß und verschanzte sich. Karl's Heer bestand nur noch aus 18,400 M., von denen er 6000 vor Poltáwa ließ, so daß er mit nur 12,400 M. Schweden und etwa 4000 Kosaken nebst 4 Kanonen dem Czar entgegenrücken konnte. Da Karl noch an seiner Wunde litt, übergab er den Hauptbefehl dem General Rehnskjöld; er selbst aber ließ sich, als es zur Hauptschlacht kam, von zwei Pferden in einer Sänfte umhertragen, um die Soldaten zu ermuntern. Zunächst suchten die Schweden die russischen Schanzen zu erstürmen, was aber nicht gelang, zumal die Feindschaft Rehnskjöld's gegen Lewenhaupt die Operationen störte. Daher bekamen die Russen den Muth, aus ihren Verschanzungen auszurücken und die Feldschlacht anzunehmen. Sie hatten dabei 32,000 M., während das schwedische Fußvolk nur noch 4000 betrug und die schwedische Reiterei so gestellt war, daß sie nicht zur rechten Zeit zum Angriff kommen konnte. (Kurz vor dem Beginn der Schlacht versöhnte sich Rehnskjöld mit Lewenhaupt, nachdem er ihm den Befehl zum Hauptangriff gegeben hatte.) Während des Schlachtgetümmels wurde dem König das vordere Sänftenpferd erschossen; darauf ließ er sich

von Trabanten tragen und als auch die Sänftenstangen von Kugeln zerschmettert wurden, so daß der König zur Erde stürzte, hob man ihn auf ein Pferd. Bereits aber war sein Fußvolk auf die Hälfte eingeschmolzen und die meisten Offiziere in den Gliedern gefallen. In der allgemeinen Verwirrung kam Rehnskjöld herangestürzt und rief: Das Fußvolk ist verloren! Bursche! rettet den König! Dann sprengte er wieder in das Kampfgewirre zurück und bald darauf war er gefangen! Es erfolgte nun allgemeine Flucht, auf der Viele in Gefangenschaft geriethen. Dabei traf eine Kugel des Königs Pferd in das Bein und auch Karl wäre gefangen worden, wenn ihm nicht ein treuer Trabant sein Pferd gegeben hätte, auf welchem der König entkam. In diesem letzten Act der Schlacht flog auch dem Czar, der auf einem Araber vor seinem Heere einhersprengte, eine Gewehrkugel durch den Hut und eine prallte an seinem Taufkreuz ab. — Nachdem auch der rechte schwedische Flügel, der noch kurze Zeit sich wehrte, geschlagen war, zeigte sich's, daß die meisten Chefs der Regimenter theils getödtet (darunter auch ein Wrangel, ein Torstenson rc.), theils gefangen waren, darunter, außer Rehnskjöld, der Prinz von Würtemberg, Schlippenbach, Stackelberg, Roos rc., dazu auch Graf Piper, der sich mit der Kriegskanzlei freiwillig ergab, um nicht den Kosaken oder Kalmücken in die Hände zu fallen. Gepäck und Kriegskassa giengen verloren. Mehrere tausend Schweden bedeckten das Schlachtfeld. Als Karl nach der verlornen Schlacht in sein Lager bei Poltáwa zurückkam, ließ er sich in einen Wagen bringen, und als man ihm die Gefangenschaft Rehnskjöld's und des Prinzen meldete, rief er: „gefangen? und bei den Russen? darum lieber sterben unter den Türken!" und befahl den Aufbruch nach dem Dnjepr. Unterwegs stellte Lewenhaupt dem Könige vor, er möge, um nicht den nachsetzenden Russen in die Hände zu fallen, sich mit einer Truppenauswahl von den Übrigen trennen und sich über den Dnjepr retten; er, Lewenhaupt, wolle den Rest sammeln und nachkommen. Der König willigte ein und setzte mit 1500 M. über den Dnjepr. Bald nach der Entfernung des Königs ward Lewenhaupt, nachdem er 9000 M. gesammelt hatte, zu denen noch 5000 Kranke und Verwundete kamen, auf seinem Rückzug von den Russen eingeholt und bei Perewokotschno, wegen Mangels an Kriegsvorräthen, zu einer Capitulation gezwungen, in welcher ihm die künftige Freigebung nach eingetretenem Frieden zugesichert wurde. Späterhin wurde aber diese Bedingung nicht gehalten. So war nun fast das ganze tapfere schwedische Heer durch des Königs gränzenlosen Eigensinn vernichtet.

Unterdeß setzte Karl mit seinem Gefolge, zu welchem nach und nach noch eben so viele Flüchtlinge stießen, seinen Zug unter schweren Entbehrungen und Mühen fort und erreichte mit ohngefähr 2400 M. den Bug, der die Gränze Rußlands gegen die Türkei bildete. Ein Geldgeschenk von 2000 Ducaten verschaffte ihm die Erlaubniß zum Betreten des türkischen Gebiets und bei dem Pascha von Bender ehrende Aufnahme.

Für jeden Mann seines Gefolges mußte er 2 Ducaten Überfahrtsgeld bezahlen. Die Überfahrt selbst nahm, weil die Kähne sehr klein und ihre Zahl gering war, so viel Zeit weg, daß die nachsetzenden Russen erschienen und noch an 500 der Zurückgebliebenen gefangen nahmen.

Da sich Karl schämte, ohne Heer durch Ungarn und Deutschland nach Schweden zurückzukehren, gedachte er Rußland durch die Türken zu besiegen und versuchte es, den Sultan Achmed III durch die Vorstellung der großen Gefahr, in welche die Türkei durch Peter's Vordringen gerathen könnte, zu einem Krieg mit Rußland zu vermögen. Da der Sultan, der übrigens den König mit allem Nöthigen reichlich versehen ließ, nicht darauf einzugehen wagte, so sandte Karl den gewandten polnischen Grafen Poniatowsky nach Constantinopel, wo derselbe durch Bestechungen und List aller Art, jedoch erst nach langer Zeit und nach dem Sturz

von zwei Großwessiren, den Sultan zur Kriegserklärung an Rußland bestimmte.

Unterdessen lebte Karl, ohne sich seine große Ungeduld merken zu lassen, in Bender zuerst in einem für ihn bestimmten Hause; dann aber in einem, von ihm für seine 1800 Schweden und Polen nahe am Dniester eingerichteten Lager bei Bender auf militärischem Fuß. Seine nächste Umgebung bestand aus 5 Generalen, 28 Stabsoffizieren, 55 subalternen Offizieren, 28 Intendanturbeamten, 20 Geistlichen und 24 Trabanten. An die Stelle der Gezelte ließ er allmählich Hütten und Häuser bauen und sie mit einem Wall umgeben. Hier hielt er, wie sonst, seine täglichen Feldandachten und wenn er Sonntags mit Trompeten zum Gottesdienst blasen ließ, fand sich allemal viel türkisches Volk, um die Andacht des durch seine Kriegsthaten bekannten Königs zu bewundern. Nach einer kurzen Beschäftigung Karl's in der Kanzlei folgten die Waffenübungen der Mannschaft, dann einfaches Mittagessen, wobei sich Karl des Weins enthielt (was auch den Türken gefiel). Nachmittags, doch oft auch schon Vormittags, machte er seine weiten Reittouren, wobei er täglich drei Pferde matt ritt; dazwischen machte er Exercierreglements, las gern in Racine's Mithridates oder ließ sich einen abenteuerlichen alten französischen Ritterroman vorlesen, oder spielte Schach. Nach dem Abendgebet legte er sich, häufig gestiefelt und gespornt, zur Ruhe, und konnte er in der Nacht nicht schlafen, so stand er auf und gieng in die Stube eines seiner Leute und verplauderte mit ihm manche Stunde. In der Kleidung war er, wie sonst, einfach, indeß er an den Seinen eine gewisse Pracht, aber doch keine Sachen duldete, die, seiner Ansicht nach, einem schwedischen Mann nicht ziemten; selbst üppige Mahle erlaubte er ihnen zuweilen, sah aber dabei bloß zu. Er trieb selbst öfters Scherz, und war überhaupt gelassener, wie früherhin, so daß er selbst Erinnerungen über sein zweckloses langes Bleiben in der Türkei ungerügt hinnahm. — An Mitteln zu seinem Aufwand fehlte es lange nicht: der Sultan ließ ihm für seinen ganzen Haushalt freie Lebensmittel und täglich 500 Thlr. reichen und gab ihm auch einmal ein Geschenk von 10,000 Ducaten; aus dem Vermögen Mazeppa's, der im Lager starb und 180,000 Ducaten hinterließ, erhielt er 40,000. Da er zu den Bestechungen der Veziere und zu Geschenken an die Janitscharen viel Geld brauchte, so machte er Anleihen beim Sultan und bei Juden, und Frankreich soll ihn zu jenem Zweck mit Geld unterstützt haben. — Seine Angelegenheiten mit den fremden Höfen besorgte Kanzler von Müllern, die innern ein kluger Schwede Karston Feif, der immer bereit war, in Karl's Pläne einzugehen. Sonst traten noch als Günstlinge hervor die Generalmajore Axel Sparre und K. Gustav Hard: der Hauptgünstling aber war Freiherr von Grothusen, sein Schatzmeister, der zwar sehr verschwenderisch war, aber auch die Gabe hatte, immer wieder Geld herbeizuschaffen. Eine hervorragende Persönlichkeit war besonders jener polnische Graf Poniatowsky, ein vorzüglich begabter, muthiger, feingewandter und dem Könige am längsten treuergebener Mann, den Karl zu seinen oberwähnten diplomatischen Sendungen verwandte.

7. König August's Rückkehr auf den polnischen Thron. Mißglückter Einfall der Dänen in Schonen. Peter, Herr der schwedischen Ostseeprovinzen. Preußen neutral. Das Haager Concert der Seemächte und des Kaisers. Die Türken gegen Rußland. Peter am Pruth. Katharina. Frieden zwischen Rußland und der Türkei. Karl's XII Rückkehr nach Schweden.

Während Karl vom Kriegsschauplatz verschwunden war, benützten seine drei alten Gegner seine Gebundenheit und schloßen ein neues Bündniß gegen Schweden. August von Sachsen erklärte den Altranstädter Frieden für ungültig und kehrte, von seinem polnischen Anhang unterstützt, wieder auf den polnischen Thron zurück, welchen Stanis-

laus, in der Einsicht, sich nicht halten zu können, verließ, um mit dem Rest der Schweden nach Pommern abzuziehen, wo er sich dann in Stettin aufhielt.

Bald darauf besetzten die Dänen die Küste der Insel Schonen, wurden aber mitten im Winter von der schwedischen Landmiliz unter dem General Steenbock (im März 1710) bei Helsingborg geschlagen und zum Land hinausgetrieben. — Die Russen aber überzogen in großen Heeren Liefland und Esthland, eroberten Karelien und einen Theil von Finnland und minderten so Schweden auf dieser Seite um mehr als 1000 Quadratmeilen. Zum Glück war Preußen neutral geblieben und hatte unter Vermittlung Englands, Hollands und Frankreichs mit dem Kaiser das sog. Haager Concert zu Stande gebracht, welches dem deutschen Reiche sammt Holstein und Schleswig die Neutralität sicherte, für Schweden also den Vortheil hatte, daß auch seine deutschen Provinzen verschont blieben. Deßungeachtet protestirte Karl XII von der Türkei aus gegen diesen Act, als gegen einen Eingriff in seine Souveränitätsrechte!

Indessen setzten sich zu Karl's Freude im Frühjahr 1711 zwei türkische Heere, zusammen 250,000 M. unter dem Großwessir Mehemed und dessen Unterfeldherrn Osman-Aga, denen Graf Poniatowsky als Beirath diente, gegen Rußland in Bewegung, während ein russisches Heer von 20,000 M. unter Scheremetjew's Befehl, von dem Czar und seiner neuen Gemahlin Katharina begleitet, heran- und in die Moldau einrückte. Der Czar hatte sich auf die Hospodaren der Moldau und Walachei verlassen, die ihm auf den Fall seines Einrückens ihren Beistand zugesagt hatten. Allein der wallachische Hospodar Brankowan hielt aus Eifersucht gegen den moldauischen Hospodar Cantemir nicht Wort und die erwarteten Zufuhren blieben aus.

Als die Russen weiter am Pruth hinabrückten, sahen sie sich von den beiden türkischen Heeren (bei dem Dorfe Falczin) eingeschlossen und in Gefahr, ausgehungert zu werden. Schon gab der Czar Alles verloren, schloß sich in sein Gezelt ein und ließ Niemand vor sich: denn es schienen ihm selbst mit seinem drohenden Untergange die Früchte seiner 20jährigen besonnenen Thätigkeit für Rußlands Cultur durch den gleichen Mißgriff verloren gehen zu wollen, dessen sich der Schwedenkönig fünf Jahre zuvor durch ein zu tiefes Eindringen in Feindes Land, ohne für den gehörigen Unterhalt der Truppen gesorgt zu haben, schuldig gemacht hatte. Da in dieser Noth fiel Katharina auf ein Mittel der Rettung. Sie knüpfte mit Peter's Bewilligung durch Bestechung des Großwessirs (wozu sie ihren ganzen Juwelenschmuck verwandte) eine Unterhandlung an und verschaffte durch die Abtretung von Asow und der befestigten Küstenplätze am schwarzen Meere dem Heere freien Abzug.

Als die Unterhandlungen schon dem Abschluß nahe waren, verlangte der Großwessir noch die Auslieferung des moldauischen Hospodars. — Aber Peter verweigerte sie standhaft, indem er erklärte: „Lieber will ich mein Land bis Kursk abtreten, als meinen Verbündeten die

Treue brechen, denn mein Land kann ich hoffen wieder zu erhalten, aber Treue und Ehre sind — einmal verloren — nicht zu ersetzen." Und der Großwessir ehrte diese Gesinnung.

Katharina war die Tochter eines katholischen Bauern in Litthauen und hatte in Marienburg, wo sie im Hause eines evangelischen Propsts als ein Kind gehalten wurde, einen schwedischen Dragoner (nach Einigen einen Unteroffizier) geheirathet, der aber gleich nach der Hochzeit in's Feld rücken mußte und aus demselben nicht wieder zurückkehrte. Bei dem Falle Marienburgs wurde sie von den Russen erbeutet und dem Fürsten Mentschikoff zugeführt, der sie wegen ihrer Schönheit dem Czar anbot. Hingenommen von ihrer Schönheit sowohl, als von ihrem Verstand, ließ der Czar sie zur griechischen Religion übertreten und nach einigen Jahren (1707) sich heimlich antrauen. Sie hatte ihm schon zwei Töchter (1708 Anna und 1709 Elisabeth) geboren, als er sie zur Czarin erklärte: denn sie wußte sich mit bewunderswürdigem Tact in seine Eigenheiten und Launen zu schicken, quälte ihn nie mit Eifersucht, auch wo sie es Ursache gehabt hätte, und machte sich ihm unentbehrlich. Ihre später geborenen Kinder, darunter ein vom Czar sehr geliebter Sohn, starben noch bei Peter's Lebzeiten. Obgleich sie oft in Gefahr war, Nebenbuhlerinnen weichen zu müssen, wußte sie sich doch zu halten, so daß er sie 1724 auch krönen ließ.

Vergebens hatte Poniatowsky gegen Peter's freien Abzug zu wirken gesucht: Alles was er erreichte, war, daß der Czar versprechen mußte, den König ungehindert in sein Reich zurückzulassen. Eben als die Russen am Pruth abzogen, erschien Karl selber im türkischen Lager und protestirte gegen den Frieden, ja er erbot sich, mit einem eigens gesammelten Heere den heimziehenden Czar zu überfallen. Doch der Wessir blieb bei seinem Wort und Karl kehrte unwillig nach Bender zurück, von wo aus er in einem eigenen Schreiben dem Sultan (Achmed III) vorstellte, daß der Wessir durch diesen Frieden aus Eigenutz sowohl die Vortheile des türkischen Reichs, als auch die Schwedens vernachlässigt habe.

Nun bot der erzürnte Wessir Alles auf, den König aus dem Lande zu entfernen, und schickte ihm Mittel und Bedeckung zur Abreise. Karl aber drohte, dem ersten Türken, der sich ihm nahe, den Bart absengen zu lassen. Nun entzog ihm der Wessir den Dolmetscher und das zum täglichen Unterhalt gewährte Geld. Alsbald hielt Karl (theils von erborgtem, theils von französischem und gottorpischem Gelde) eine glänzendere Tafel wie bisher, und fieng an in dem Dorfe Warnitza, in das er einer Dniester-Überschwemmung wegen sein Lager verlegt hatte, sich einen steinernen Palast zu bauen, den er prächtig ausschmückte, und setzte seinen Hofstaat auf einen glänzenden Fuß.

Inzwischen schien es, als ob sich der Czar den eingegangenen Friedensbedingungen entziehen und besonders Asow nicht herausgeben wollte, und so gab der Sultan, der anfangs den Frieden gebilligt und den Wessir belobt hatte, den anschuldigenden Klagen Karl's Gehör, und nachdem er durch Karl's Unterhändler mehr und mehr von dem Vorgang am Pruth und von der Bestechung des Wessirs erfahren hatte, setzte er den Wessir Mehemed ab und erhob an seine Stelle den Janitscharen-Aga Jusuf; ließ dann dem König Karl die bisherige Unterstützung wieder reichen und erklärte am 11. Nov. 1711 den Russen wieder den Krieg; zugleich wurden

dem Könige Karl die von ihm früherhin zur Abreise begehrten 600,000 Thaler nebst 50,000 M. Bedeckung zugesagt.

Allein England und Holland traten in's Mittel und brachten dadurch, daß sie den Czar zur Erfüllung der Pruth-Friedensbedingungen bewogen und die Heimreise des Schwedenkönigs zu sichern versprachen, die Pforte dahin, daß sie, nach der wirklichen Herausgabe Asows, mit Rußland am 15. (26.) April 1712 einen neuen Frieden eingieng.

Nichtsdestoweniger gab Karl die Hoffnung auf einen Wiederausbruch des Kriegs zwischen der Pforte und dem Czar noch nicht auf und rechnete zugleich darauf, daß im kommenden Sommer ein schwedisches Heer in Pommern landen würde, an dessen Spitze er einen Einfall in Polen zu machen und den Stanislaus wieder auf den polnischen Thron zurückzuführen gedachte. Da Karl demnach den türkischen Boden immer noch nicht verlassen wollte, so forderte ihn der Großherr in einem eigenen Schreiben auf und bot ihm die Mittel dazu an. Der König gab eine ausweichende Antwort: denn da die Russen, den Friedensbedingungen entgegen, mit ihren Truppen Polen noch nicht geräumt hatten, während die russischen Gesandten dem Sultan das Gegentheil versicherten, so nahm Karl dies zum Grund, den Czar bei dem Großherrn des Friedensbruchs zu beschuldigen.

Da der Sultan bei näherer Untersuchung der Sache fand, daß der russische Gesandte in Verbindung mit Jusuf ihn getäuscht hatte, entsetzte er auch diesen Wessir und ließ durch einen neuen im Herbst des Jahres 1712 dem Czar auf's Neue den Krieg erklären und dem König Karl wieder Geld und Bedeckung anbieten. Doch nur kurze Zeit leuchtete demselben dieser Hoffnungsstern. Denn Achmed III hatte inzwischen die eingetretene Schwäche Schwedens in Erfahrung gebracht. Er schloß daher zum drittenmal einen Vergleich mit Rußland und forderte den König ernstlich zur Abreise auf.

Nichtsdestoweniger beharrte Karl auf seinem Eigensinn und gab keiner Aufforderung Gehör. Nun aber beschloß der Sultan im Divan, den König mit Gewalt zu vertreiben. Die Lieferungen hörten wieder auf, die Polen und Kosaken, von den Türken beredet, verließen ihn und ein 12000 Mann starkes Heer von Türken und Tartaren rückte gegen sein Lager an, das er aber mit seinen Schweden, wider alle Vorstellungen seiner eigenen Generale, auf das hartnäckigste vertheidigte, bis er gefangen und entwaffnet nach Bender abgeführt wurde.

Bei dieser Vertheidigung diente ihm sein steinernes Haus zum Haupthalt. Da die hartgefrorne Erde nicht gestattete, es mit einem eigenen Wall zu umgeben, so verbarricadirte er es mit Palisaden, Wägen, Tonnen, Tischen und Bettstellen; mit eingeschmuggelten Lebensmitteln wurde das Lager verproviantirt. Während der Belagerung ritt er oft an die Feinde hinan und selbst unter Tartarenhaufen hinein, gleichsam als inspicire er sie: sie hatten aber noch den Befehl, sich nicht an des Königs Person zu vergreifen. Daraus schloß er, daß der Befehl zur Belagerung nur vom Seriasker und nicht vom Sultan ausgegangen sei, und blieb hartnäckig auf

seiner Weigerung, um so mehr, da er auch argwöhnte, man wolle ihn auf seiner Heimreise durch Polen an den König August ausliefern. Da selbst alle Bemühungen der Seinigen, seinen „Eisenkopf“, wie sie ihn zu nennen pflegten, nachgiebigen Sinns zu machen, scheiterten, so befahl ein erneuerter Beschluß des Divan, Ernst zu machen. Kanonenschüsse gaben das Zeichen: aber die zum ersten Angriff befehligten Janitscharen, stete Bewunderer seiner Freigebigkeit und Tapferkeit, weigerten sich zu stürmen und zogen sich hinter die Tartaren zurück. Erst als der Seriasker an 30 derselben mit dem Tode bestraft hatte und eine neue Aufforderung von Karl abgewiesen wurde, begann der Sturm. Weil sich der größte Theil der 700 bei Karl im Lager zurückgebliebenen Schweden, den nutzlosen Widerstand einsehend, gleichfalls davon gemacht hatte, so hatte Karl in seinem Hause nur noch an 30 M. um sich, mit denen er sich wüthend wehrte. Schon waren die Janitscharen in dasselbe eingedrungen und plünderten in allen Zimmern. Karl trieb sie zwar noch wenigstens aus dem Saal hinaus und vertheidigte sich darin noch drei Stunden lang. Endlich ließ der Seriasker das Haus anzünden, und als Flammen und Rauch die Vertheidiger zu ersticken drohten, machte Karl mit der Pistole in der Hand einen Ausfall, verwickelte sich aber dabei in seine Sporen, stolperte und fiel zur Erde, so daß er gefangen, entwaffnet und nach Bender gebracht werden konnte.

Sechs Tage darauf wurde er mit seinen Getreuen in die Nähe von Adrianopel auf das kaiserliche Lustschloß Demürtasch bei Demitoka (nicht Demotika) gebracht, wo er ziemlich lange krank lag, dabei aber durch seinen unermüdlich thätigen Gesandten Poniatowsky in Constantinopel mit dem Sultan Unterhandlungen über einen neuen Krieg gegen Rußland anknüpfte, während neue Versuche gemacht wurden, den König zur freiwilligen Rückkehr nach Schweden zu vermögen.

Nachdem er, ohne vernünftigen Vorstellungen, selbst nicht denen des schwedischen Reichsraths, nachzugeben, seit fünf Jahren Kraft, Zeit und Geld in fast kindischem, oft bis zur tollsten Starrköpfigkeit gehenden Eigensinn verschleudert hatte, ließ er sich durch die Vorstellungen des zu ihm gesandten Grafen von Lieven, daß die Schweden im Falle seines ferneren Ausbleibens einen Reichsvorsteher wählen würden, endlich zur Rückkehr nach Schweden bewegen.

Und so trat Karl XII am 1. Oct. 1714 von Demitoka aus, mit welchem Ort er in der letzten Zeit seinen Aufenthalt in Demürtasch hatte vertauschen dürfen, die Abreise an, wozu ihm der Sultan noch ein reiches Geschenk und ein großes türkisches Gefolge zum Geleite bis an die türkische Gränze geben ließ, von wo aus dann seine aus dem türkischen Gebiet gesammelte schwedische Mannschaft den Weg durch das östliche Deutschland nach Stralsund einschlug, während er, am 6. Nov., um unerkannt zu reisen, von Pitescht in der Wallachei aus, nur von zwei Obersten begleitet, unter dem Namen Hauptmann Peter Frisch einen Parforce-Ritt quer durch Ungarn und Deutschland machte, und am 22. Nov. nach Mitternacht vor den Thoren von Stralsund anlangte, wo er mit der größten Freude aufgenommen wurde.

Die Wegstrecke, welche Karl von Pitescht bis Stralsund fast in Einem Odem durchritt, betrug 286 deutsche Meilen. Seine Begleiter hießen v. Rosen und Düring, von den bald der eine, bald der andere aus Erschöpfung zurückblieb und dann nacheilen mußte. Den Rosen ließ er, wegen dessen Gesichtsähnlichkeit mit ihm, bald zurück, um allein nachzureisen. Der

Ritt gieng über Klausenburg, Semlin, Ofen, Wien, von da, zur Vermeidung des sächsischen Gebiets über Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Frankfurt, Hanau, Cassel, Braunschweig, Güstrow nach Stralsund, wo man ihm anfangs, da er in seiner Verkleidung nicht erkannt wurde, keinen Einlaß geben wollte. Als er sich aber dem herbeigerufenen Stadtcommandanten zu erkennen gab, war die Freude unter Soldaten und Bürgern ungemein groß: denn mit seiner Ankunft kehrte wieder Muth und Regsamkeit in die bisher durch Furcht und Sorge über die Zukunft des Reiches gedrückten Gemüther seiner Anhänger zurück. — (Siehe die ausführliche Lebensgesch. Karl's XII von dem schwed. Prof. A. Fryxel.)

8. Mittlerweilige Fortschritte der Wiederverbündeten. Die Eroberungen Rußlands und Dänemarks. Auftreten der Schweden in Pommern. Steenbock's Sieg bei Gadebusch. Seine Gefangenschaft. Besetzung Stettins durch Preußen. Bremen und Verden durch Kauf an Hannover. Karl XII in Stralsund. Der Fall von Stralsund und Wismar. Karl's neue Kriegsplane. Minister Görtz und sein Schalten in Schweden. Annäherung an Rußland. Karl's XII erster Einfall in Norwegen. Unterhandlungen mit Rußland. Zweiter Einfall Karl's in Norwegen. Sein Tod vor Friedrichshall.

Unterdeß aber hatten seine Feinde dem schwedischen Reiche großen Abbruch gethan.

Seit der Klemme am Pruth und dem darauffolgenden Frieden mit den Türken hatte Czar Peter Zeit gewonnen, in seinen Eroberungen gegen die Schweden weiter vorzuschreiten. Er hatte ihnen ganz Finnland abgenommen, die Insel Aland erobert und Ingermannland organisirt, indem er Petersburg zur künftigen Residenz erhob, den Moskauer Senat dahin versetzte und ihn mit Beseitigung des Bojaren-Einflusses zum dirigirenden Organ seines Herrscherwillens machte.

Während dieser Zeit hatten die Dänen in Verbindung mit den Polen, ungeachtet des Haager Concerts, deutsch-schwedische Provinzen, vornehmlich das Herzogthum Bremen, besetzt, waren dann zwar wieder durch den tapfern Steenbock bei Gadebusch (1712) besiegt worden, hatten aber alsbald wieder russische Hülfe erhalten und schloßen diesen General in Tönningen ein, so daß er sich 1713 mit dem Rest des schwedischen Heers ergeben mußte.

Schon seit mehreren Jahren war nämlich der schwedische Reichsrath wegen der unverantwortlich langen Abwesenheit des Königs aus seinem von allen Seiten bedrängten Lande in der übelsten Lage und es war kein Wunder, daß sich zwischen beiden zu verschiedenen Malen Mißhelligkeiten erzeugten. Von überall her in schwedischen Landen liefen Klagen über die fortdauernden Kriegsbedrängnisse und schwer lastenden Abgaben beim Reichsrathe ein, so daß dieser es kaum für möglich hielt, mit so vielen Feinden ringsum zugleich einen neuen Kampf mit Erfolg eingehen zu können, von dem sich für Schweden anstatt Gewinn nur Verlust und jedenfalls kein baldiges Ende voraussehen ließ. Und dieses große andauernde Opfer sollte dieses Land bloß um des Heldenruhms willen bringen, nach welchem sein König begierig war. Solches Streben erschien vielen Reichsrathsgliedern, angesichts der Noth des Volkes, verderblich, ja zum Untergang führend. So lange es die Rettung des Königs galt, brachte das Volk diese Opfer gerne; als aber der König befahl, für die Wiedereinsetzung des Stanislaus in das für diesen verlorne Polen neue Truppen nach Pommern zu senden, um von da aus Polen anzugreifen, so kam es bei der Rekrutenaushebung zu Aufständen, die nur mit Gewalt unterdrückt werden konnten.

Selbst Graf Magnus Steenbock, der seit dem Unglück in der Ukräne im schwedischen Reichsrath des Königs Sache treu vertrat, schrieb 1711 an den König nach Bender: die Zustände in Schweden seien jämmerlich; es sei nicht zu begreifen, wie die Armee beim Mangel an allem Nothwendigen erhalten werden könne. Auch die Königin-Wittwe, die Prinzessinnen und andere königliche Verwandte erkannten die Noth und boten ihre Pretiosen zu den Bedürfnissen des Vaterlandes dar. Der König wies alle Vorstellungen des Reichsraths zurück und blieb auf seiner Forderung. So brachte denn Steenbock's Einfluß den Reichsrath zu neuen Anstrengungen und 1712 kam die Überfahrt nach Pommern zu Stande. Obgleich dabei zwei Drittheile der Armee-Vorräthe von den Dänen vernichtet wurden, rückte doch Steenbock nach der Besetzung Stralsunds mit dem Heere in Mecklenburg ein. Weil aber England, Holland und Österreich einerseits zwar den Fall Schwedens, anderseits aber auch einen neuen Krieg der Schweden in Polen verhindern wollten, so mußte man schwedischer Seits sich zu Friedensunterhandlungen und zu einem Waffenstillstand verstehen. Allein damit war Karl XII nicht zufrieden. Daher wendete Steenbock, der mit seinen 16,000 M. östlich von den Russen und Sachsen, westlich von 18,000 Dänen bedroht war, welche ihn, aufgefangenen Briefen zufolge, zu umgehen und einzuschließen vorhatten, sich ungesäumt gegen die Dänen, erreichte unbemerkt ihr Lager und machte, nachdem er erst, als er ganz in ihrer Nähe war, hatte Feuer geben lassen, einen raschen Bajonettangriff, vor dem sogleich eine Sachsenabtheilung die Flucht gab, so daß der linke Flügel der Dänen bloßgestellt wurde, die nun zwar noch tapferen Widerstand leisteten, aber die Schlacht nicht mehr herstellen konnten. Auf dem rechten Flügel bereiteten zwar die Dänen den Schweden noch einen schweren Kampf, mußten ihnen aber, als auch hier ihre Linien durchbrochen wurden, das Feld überlassen. Das war die Schlacht bei Gadebusch, die den schwedischen Heldenmuth unerwartet auf's Neue zum Gegenstand der allgemeinen Bewunderung machte und dem Sieger den Feldmarschallstab eintrug.

Allein, da eine zweite Truppensendung aus Schweden, welche dem Steenbock die nothwendige Verstärkung bringen sollte, durch Winterstürme zurückgehalten wurde, so war nach jenem Siege die Lage Steenbock's eine sehr mißliche. Denn die Sachsen und Russen brachten inzwischen ihre Vereinigung zu Stande und die geschlagenen Dänen zogen sich nach Holstein, wo sie ihre Truppen ergänzten; in der Mitte von beiden aber stand Steenbock mit seinem Heer an Allem Mangel leidend, selbst an Munition.

Um aus dieser trostlosen Lage zu kommen, zog Steenbock auf den Rath des Gouverneurs von Bremen und Verden, Grafen Vellingk, eines geschwornen Dänenfeindes, ebenfalls in das Holsteinische, obwohl er wußte, daß er dieß nicht im Sinne seines Königs that, dem mit der weitern Entfernung Steenbock's von Polen die diplomatischen Unterhandlungen mit den Türken erschwert wurden. Steenbock wollte allerdings in Holstein bloß seine Soldaten wieder zu Kräften kommen lassen, um dann von dort aus nach Umständen weiter zu operiren. Allein er ließ sich nun daselbst von Vellingk durch die Vorstellung, man müsse sich jetzt an den Dänen für deren Bombardirung von Stade rächen und ihnen, um sie zu schwächen, ihre Vorräthe zerstören, zur grausamen Einäscherung von Altona verleiten, die in Jedermanns Augen seinen Ruhm befleckte.

Da Steenbock die ihn umstellenden Feinde nicht zu einer Schlacht bringen konnte, seine Stellung aber durch die Winterzeit und die sumpfige Gegend für die Gesundheit seiner Truppen äußerst gefährlich war, so warf er sich mit geheimer Zustimmung des holsteinisch-gottorpischen Herzog-Administrators Christian August und seines Ministers des Grafen Görtz, in die schleswigische Festung Tönningen, wurde aber darin belagert und mußte sich aus Mangel an Proviant mit 12,555 M. (die Kranken und in der Gegend noch Umherliegenden mitgerechnet) ergeben und die Waffen strecken. Er selbst wurde nach Kopenhagen abgeführt und, als die ihm abgenommenen Papiere ihn schwer compromittirten, in ein feuchtes Gefängniß gebracht, worin er, in seiner Gesundheit angegriffen und von der Ungnade seines Königs gedrückt, dritthalb Jahre nach Karl's Rückkehr aus der Türkei, am 6. März 1717 starb, nachdem er in einem Concepte

zu seinem Testamente sich selbst den Vorwurf gemacht hatte, seinem Könige getreuer, als seinem Gotte gedient zu haben. Weil nun aber der Herzog-Administrator, der in Bezug auf die holstein-gottorpischen Lande die Neutralität erklärt hatte, den Steenbock in Tönningen eingelassen hatte, so erklärte Dänemark dieß Benehmen für einen Neutralitätsbruch und nahm sogleich Schleswig für sich in Beschlag. Vergebens versuchte nachher der junge Herzog von Holstein-Gottorp Schutz bei Karl XII (nach dessen Rückkehr aus der Türkei); allein dieser war nicht im Stande, seinem Neffen zu helfen, obwohl er ihn liebte und ihn als seinen Nachfolger sich dachte.

Der schwedische Reichsrath unterstellte nun in der Noth die übrigen noch freien schwedisch-deutschen Provinzen durch Vertrag neutralen Mächten z. B. die Festungen Wismar und Stettin dem Bischoff von Lübeck (als dem Administrator des minderjährigen Herzogs von Holstein-Gottorp). Auch Preußen, das sich durch diesen Krieg in seiner Nähe bedroht sah, ließ sich in diesen Vertrag einschließen und erhielt die Festung Stettin in Sequestration unter der Bedingung, sie nach dem Frieden wieder an Schweden zurückzugeben. (Ehe noch diese Festung, welche den ganzen Küstenstrich von der Oder bis zur Peene beherrschte, von den Preußen besetzt wurde, starb König Friedrich III von Preußen und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm führte jene Besetzung aus). Dazu unterhandelten die Dänen mit dem Kurfürsten von Hannover über das Herzogthum Bremen und verkauften es an ihn unter der Bedingung, daß er an dem Kriege gegen Schweden Theil nahm. Nur Stralsund war noch von den Schweden besetzt.

Als daher Karl XII in Stralsund angekommen war, forderte er zunächst die Preußen auf, Stettin herauszugeben. Da der König Friedrich Wilhelm zuvor Vergütung für die Sequestration verlangte, so griff Karl die preußische Besatzung der Insel Usedom an, und als Preußen und Hannover ihm den Krieg erklärten, und auch England seines gestörten Handels wegen sich gegen Schweden wendete, so sah sich Karl rings von alten und neuen Feinden umgeben.

Während die schwedische Flotte im Seekampf mit den Dänen den Kürzern zog und sich zuletzt nicht mehr von Karlskrona hervorwagte, rückten Sachsen, Preußen, Dänen und Hannoveraner heran und umlagerten Stralsund. Karl vertheidigte sich darin mit gewohnte Beharrlichkeit und selbstverläugnendem Muthe, kehrte aber, da die Stadt in keiner Weise mehr zu halten war, mitten im Winter auf einer Schaluppe, der man durch Eis den Weg bahnen mußte, nach Schweden zurück. Es war am 24. Dec. 1715 gegen Morgen, als Karl XII bei Trälleborg mit wenigen Begleitern nach fünfzehnjähriger Abwesenheit unter strömendem Regen, noch im nächtlichen Dunkel, ohne Heer und ohne Hülfe, dennoch nicht ohne Hoffnung den vaterländischen Boden wieder betrat. — Gleich am folgenden Tage gab sich die Besatzung Stralsunds kriegsgefangen, und ganz Schwedisch-Pommern bis an die Peene fiel den Dänen zu.

Rügen war schon durch den preußischen General Fürst Leopold von Dessau weggenommen, und als auch Wismar am 19. April 1716 sich ergeben mußte und dänisch wurde, hatte Schweden kein deutsches Stück Erde mehr. Ohne jedoch den Muth zu verlieren, faßte Karl XII, unterstützt von seinem aus holsteinischen Diensten zu ihm übergetretenen Minister, Baron von Görtz, den Plan, den Dänen Norwegen zu entreißen und dann den König Georg I von England zu Gunsten des Prätendenten Jacob Stuart zu entthronen. Zu gleicher Zeit knüpfte er durch Görtz mit dem Czar geheime Unterhandlungen an, um ihn von seinen Verbündeten zu trennen und mit ihm gemeinschaftlich den König August abermals vom polnischen Throne zu stürzen und den Stanislaus wieder auf denselben zu heben; der Czar sollte die den Schweden abgenommenen Ostseeländer, mit Ausnahme von Finnland, behalten dürfen, dafür wollte Karl Norwegen und Hannover mit Schweden vereinigen.

Georg Heinrich von Görtz (eigentlich Graf von Schlitz, genannt zu Görtz) aus der reichsgräflichen Familie von Schlitz im Fuldaischen, geb. 1688, hatte in seiner Jugend bei einer Studentenschlägerei zu Jena ein Auge verloren, das er sich durch ein künstliches, aus Emaille verfertigtes, ersetzte. Als Kammerjunker in holstein-gottorpischen Diensten begleitete er den Herzog Friedrich IV nach Schweden und später als Cavalier auf dem schwedischen Feldzug nach Polen. Als der Herzog in der Schlacht bei Clissow gefallen war, geleitete er auf Auftrag Karl's XII die herzogliche Leiche nach Schleswig zurück, wo er durch die Gunst der Herzogin-Wittwe Hedwig Sophie Geheimer Rath und Mitglied der holstein-gottorpischen Regierung wurde. Geistreich, witzig, lebendig, von hohem Wuchs, angenehmem Äußern und gefälligen Manieren, dabei aber eitel und verschwenderisch, ohne höhere sittlich-religiöse Richtung, vielmehr ganz einer Staatskunst hingegeben, die es in der Wahl der Mittel nicht genau und nur das Interesse zum Ziel nimmt, mischte er sich, unterstützt durch verwandtschaftliche Verbindungen mit den höchsten Familien Dänemarks und Schwedens, in die wichtigsten Staatsangelegenheiten, und wußte sich besonders in die Gunst des Herzog-Administrators Christian August zu setzen, indem er den Verschwendungen desselben auf Kosten des Landes Vorschub leistete. Zwar bekam er dadurch eine Partei gegen sich und zog sich bei der verwittweten Herzogin eine solche Demüthigung zu, daß er sich schon nach einem fremden Dienst umsah, — als kurz darauf die Herzogin-Wittwe starb und nun der Herzog-Administrator allein die Vormundschaft über den minderjährigen Herzog von Holstein-Gottorp erhielt. In dieser neuen Stellung behielt der Administrator den Grafen Görtz bei, der nun fast unumschränkt in holstein-gottorpischen Landen schaltete und die einträglichsten Ämter mit seinen Verwandten und Anhängern besetzte. Welchen Antheil er an Steenbock's Aufnahme in Tönningen hatte, ist oben berührt worden. — Seiner Politik verschlug es nichts, Unterhandlungen mit den entgegengesetztesten Mächten in einer Weise zu pflegen, die ihm von allen Seiten den Vorwurf doppelzüngiger Machinationen zuzog.

Kaum war Karl in Stralsund angekommen, so stellte sich Görtz bei ihm ein, und schon nach der ersten geheimen Unterredung mit ihm ward er sein vertrautester Günstling. — Die Theilnahme für den zurückgekehrten König Karl lebte noch in vielen seiner frühern Bewunderer, und vermehrte sich, als man erfuhr, daß er auf seiner Rückreise in einem hessischen Wirthshause in ein Gedenkbuch die Verse geschrieben habe: „Was zagt ihr doch? Gott und ich leben ja noch!"

Nach der Ankunft auf heimischem Boden nahm Karl seinen Aufenthalt in dem kleinen Ystad und mied es, nach Stockholm oder über-

haupt in große Städte zu gehen; er wich selbst seinen Verwandten aus, schob den Reichsrath bei Seite und beschränkte sich auf einen kleinen Kreis von ihm erwählter Männer, unter denen Görtz bald allmächtiger Minister wurde. Ohne auf die Klagen des Landes, noch auf die Bitten um Frieden zu hören, zu dem selbst seine sterbende Großmutter ihn ermahnen ließ, stellte Karl vor Allem die gemessenste Forderung zur Anschaffung von Kriegsvorräthen und zur Aufstellung von Streitkräften zu Land und See und überließ die Sorge um die Aufbringung der Mittel dazu dem erfindsamen Görtz, der dabei ohne alle Rücksicht auf die wirklichen Kräfte des ohnedies geschwächten Landes verfuhr.

Die alten Steuern wurden erhöht, neue Steuern auf Luxus, Schenkwirthschaften 2c. eingeführt, die Einkaufs- und Sechspfennigsabgabe erdacht, Zwangslieferungen und Zwangsfuhren auferlegt, fremde Subsidiengelder ermittelt, eine Anleihe bei Holland, Spanien 2c. gemacht, selbst Zwangsanleihen von Kirchen-, Schul-, Armenfonds und Vormundschaftsgeldern gemacht, die Bank und die Dotationen und Gehalte der Beamtenstellen angegriffen, Krongüter und Kroneinkünfte veräußert, Nothmünzen geschlagen und sonst die Münzen verschlechtert, Münz-, Wäge-, Löhnungs- und andere Zettel ausgegeben, eine neue Beamteneintheilung gemacht, verschiedene Beamtenstellen eingezogen, Zwangsmittel aller Art bei der Gelderhebung angewendet und so die Noth des Landes in's Unbeschreibliche vermehrt. Görtz konnte alles das um so ungescheuter wagen, da Karl vom Innern der Regierungsverwaltung wenig verstand, weil er sich nie gern darum gekümmert hatte.

Als es an die Beischaffung der Streitkräfte zur Ausführung des bevorstehenden Kriegsplans gieng, wurden Mannschaften nicht nur in allen Kirchspielen, sondern auch aus den Posthöfen und Bergwerken, aus der Kategorie der Studenten und Schüler ausgehoben, ein allgemeines Aufgebot erlassen, gewaltsame Werbungen, Jagden auf Betteljungen 2c. veranstaltet und das Alles geschah bei einer Bevölkerung, die schon während einer so langen Reihe von Jahren durch andauernde Kriege, durch Hungersnoth, Pest und andere jeweilige Landplagen so bedeutend vermindert worden war. — Die wachsende Unzufriedenheit der Schweden in allen Ständen war nicht zu verwundern. So lange sie die Ungerechtigkeit der Feinde für die Ursache der fortgesetzten Kriege hielten, kämpften sie ausdauernd und ohne Murren an der Seite ihres Königs; als sie aber erkannten, daß der Krieg in der Folge mehr aus Kriegsruhmsucht, Rachsucht und gekränktem Stolz geführt wurde, erkaltete ihr Eifer. Und dennoch kam es ihnen nicht bei, sich im Aufruhr zu erheben und selbst in dieser schlimmsten Zeit blieben sie auf der Bahn der Treue und Pflicht. Deßungeachtet behandelte Karl, einzig auf Görtz vertrauend, seine Schweden mißtrauisch und begriff nicht, daß nicht Jeder auch, wie er, Alles um den Heldenruhm hingeben mochte, um „gleich einem Ragnar Lodbrok in der Heldensage" zu enden. — Umsonst machten Manche Versuche, dem Könige über die verderblichen Maßregeln dieses Ministers die Augen zu öffnen, und nur Wenige gab es, die sein Thun zu rechtfertigen suchten.

Als zunächst die Land- und Seerüstung zu einem Einfall in Norwegen zu Stande gekommen war, setzte sich noch im Jahr 1716 das Landheer in drei Abtheilungen in Bewegung. Zwei davon unter den Generalen Aschfeld und Mörner, nahmen den Weg nach Christiania längs der Küste; die dritte führte Karl selbst vom westlichen Wermland aus über das Gebirg, um jene Hauptstadt auf dem geradesten Wege zu erreichen. Allein eintretender Winterfrost und Schneefall bereiteten ihm so große Hindernisse, daß er zuletzt in den Strandweg einlenken mußte,

auf dem er, mit Möllner vereinigt, in Christiania einrückte, das er jedoch vom Feinde verlassen und an Vorräthen leer fand. Weil nun die Tapferkeit der Norweger, welche die kleine Festung Friedrichshall gegen den General Aschfeld glücklich vertheidigten, und auch die schwedische Flotte sammt Lebens- und Kriegsbedarf bei Dynekil schlugen und verbrannten, einen nicht zu bewältigenden Widerstand leistete und die Schweden an Allem Mangel litten, so kehrte König Karl nach vier Monaten wieder nach Schweden zurück, um später auf eine nochmalige Expedition zurückzukommen.

Inzwischen waren die Russen noch in demselben Jahre in Finnland eingefallen und hatten große Verheerungen angerichtet, welche die geringen unter General Armfelt stehenden Streitkräfte nicht verhüten konnten. Bald jedoch minderten sich die Angriffe der Russen; sie unterließen selbst einen erwarteten Anfall auf das schlecht beschützte Stockholm. Denn bereits hatte Görtz insgeheim die oberwähnten Unterhandlungen mit dem Czar angeknüpft, der wirklich auf Karl's Vorschläge einzugehen anfieng, weil er seinen bisherigen Verbündeten zürnte, daß sie die Stadt Wismar nicht an Mecklenburg ablassen wollten, das er einst zu beerben die Aussicht hatte.

Während dieser fortdauernden Unterhandlungen mit Rußland hielt sich König Karl vom Herbst des Jahres 1716 bis zum Frühjahr des Jahres 1718 in Lund auf, machte mit Görtz ein Project zu einer Landung in Schottland; knüpfte Unterhandlungen mit Freibeutern der ostindischen Gewässer an, die sich ihm untergeben wollten; entwarf einen Plan auf die dänisch-westindischen Besitzungen in St. Thomas; hatte 1717 noch einen Anfall der Russen (welche zur Maskirung jener ihrer Unterhandlungen den Krieg noch nicht ganz aussetzen durften), desgleichen einen Angriff der Dänen zu bestehen, wobei sich General Gierta (derselbe, der bei Poltawa dem Könige das Leben gerettet hatte) durch die tapfere Vertheidigung Strömstad's auszeichnete; auch beschäftigte sich Karl mit dem Kaperwesen der Ost- und Nordsee.

Als die Unterhandlungen mit Rußland so weit gediehen waren, daß im Mai 1718 schwedische und russische Gesandte einen Friedenscongreß auf Aland eröffneten, hielt es Karl XII an der Zeit, — nach vorausgegangenen Rüstungen mit der schon bezeichneten Art görtzischer Beischaffung der Mittel — einen zweiten Einfall in Norwegen zu machen, nach dessen Eroberung er mit einem schwedisch-russischen Heere nach Deutschland zu gehen gedachte, um dort zum Ersatz für die im Osten abgetretenen Lande anderen Landbesitz zu erobern.

Obgleich die Kriegsvorräthe ungenügend und die Meerseiten durch keine Flotte geschützt waren, so wurde doch der Zug unternommen. Im August entsandte der König den General Armfelt mit 14,000 Mann über das Kjölengebirg mit dem Auftrag, Drontheim zu nehmen; er selbst brach mit 22,000 Mann erst im October auf, als schon Regen einfiel und die Flüsse austraten.

Allein jener Übergang über das Gebirg war wieder mit so großen Hemmungen verbunden, daß der Winter herbeikam, der es dem Arm-

keltischen Korps unmöglich machte, das wohlverwahrte Drontheim anzugreifen, sondern es zum Rückzug zwang, auf dem es nachher durch Hunger und Frost zu Grunde gieng. Karl gelangte mit geringerem Verlust bis zur kleinen Festung Friedrichshall, die er erst erobern wollte, bevor er weiter in das Innere von Norwegen drang. Schon waren die Laufgräben eröffnet, als der König bei der Besichtigung derselben am 30. Nov. 1718 Abends 9 Uhr erschossen wurde.

Die Belagerung wurde sogleich aufgehoben und das Heer von dem Erbprinzen von Hessen-Cassel nach Schweden zurückgeführt.

Karl XII war erst 36 Jahre alt, und hatte die Hälfte davon nicht eigentlich regiert, sondern nur Kriege geführt, bei denen er zwar ungewöhnlichen Muth und bewundernswürdige Ausdauer, aber weder eigentlich strategisches, noch staatsmännisches Talent bewies. Mit ihm, ja durch ihn sank Schwedens Macht und Größe.

Die näheren Umstände seines Todes sind kurz folgende. Der König hatte sein Hauptquartier in Tistedalen, nördlich vom Flusse; um aber die Schanzarbeiter besser antreiben und die Gefahren mit ihnen theilen zu können (denn seine Lust, sich auch ohne Noth Gefahren auszusetzen, war stets die gleiche geblieben), hatte er sich näher bei der Festung eine kleine Bretterhütte errichten lassen, in der er in der letztern Zeit sich oft Tag und Nacht aufhielt. Am 30. Nov. alten, oder 11. Dec. neuen Styls, als am ersten Adventssonntag, ritt er Morgens nach Tistedalen, wechselte die Kleider, verbrannte einige Papiere und wohnte dann den Vor- und Nachmittagspredigten bei. Um 4 Uhr ritt er, begleitet von dem Oberingenieur Maigret und dem Generaladjutanten Sicre (zweien Franzosen) an den äußersten, zuletzt aufgeworfenen Laufgraben, und stieg vom Pferd, um nun der Eröffnung eines neuen Laufgrabens beizuwohnen. Es war schon Dämmerung eingetreten und das ein paar hundert M. starke Schanzercorps ließ lange auf sich warten, so daß der König ungeduldig wurde. Endlich begann die Arbeit, indem Maigret vorangehend den Soldaten die Plätze anwies, worauf jeder, einer neben dem andern liegend, mit Hacken und Spaten hinter seinem Reißbündel und Schanzkorb sich in die Erde eingrub, um sich gegen die von der Festung her sausenden, da und dort Manchen tödtenden, Musketenkugeln zu schützen: denn man war mit der Arbeit bereits in Musketenschußweite gekommen. Es war 8 Uhr geworden und der König nahm stehend theils in, theils neben dem Laufgraben seine Mahlzeit ein. Da es dunkel war, ließ der Festungscommandant Leuchtkugeln fliegen und Pechkränze ausstecken, um die Gegenstände im Felde einigermaßen zu unterscheiden. Um nun auf alles Vorfallende besser achten zu können, stieg der König aus der Tiefe des Laufgrabens heraus und lehnte sich an die innere Böschung der Brustwehr, so daß er mit Kopf und Armen über dieselbe emporragte, daher ihm Maigret zurief, diese gefährliche Bloßstellung zu meiden. Der König blieb aber, gewohnt auf keine Warnung zu achten, in der angenommenen Stellung. Es war 9 Uhr und der Mond bereits aufgegangen, und noch immer stand der König mit über die Brustwehr erhobenem Kopfe da, das Kinn auf die linke Hand gestützt und mit der linken Seite des Körpers gegen die Böschung gelehnt. Dicht unter ihm im Laufgraben hatten sich 8—10 Offiziere gesammelt und berathschlagten, wie sie den König bewegen wollten, den gefährlichen Platz zu verlassen, als man auf einmal einen dumpfen Laut hörte, wie wenn ein Stein in einen Sumpf plumpte, und zu gleicher Zeit sank des Königs Kopf in den Mantel hinunter, die linke Hand glitt an der Seite hinab, indeß der übrige Körper seine Stellung nur wenig veränderte: „Herr Jesus, der König ist erschossen!“ rief einer der Offiziere und ließ den General Schwerin herbeiholen. Maigret zog an des Königs Mantel, aber es erfolgte keine Bewegung. Als Schwerin kam, hieß er die in der Nähe befindlichen Soldaten sich entfernen und nun brachte man den Körper des Königs, dessen Hand auf den Degengriff herabgefallen

war, als hätte sie im Augenblick des Todes darnach greifen wollen, hinab in den Laufgraben und fand, daß eine Kugel neben dem Auge in die linke Schläfe eingedrungen und etwas tiefer durch das rechte Auge wieder herausgegangen war. In die Wunde konnte man drei Finger legen; das linke Auge war eingefallen, das rechte herausgesprengt.

Um keine Unruhe und Verwirrung im Heere zu veranlassen, ließ man die Leiche, von einem Mantel bedeckt, durch einige Soldaten in der Stille in's Hauptquartier tragen, wo der Herzog Karl Friedrich und die andern Generale mit Wehmuth den Gefallenen betrachteten. Alsdann brachte man den Leichnam nach Uddevalla, wo er einbalsamirt wurde, und darauf nach dem Lustschloß Karlsberg, wo er stehen blieb, bis man ihn am 26. Febr. 1719 zu Stockholm beisetzte.

Allmählich regte sich der Verdacht, daß der König durch Meuchelmord gefallen sei. Der Verdacht richtete sich zuerst gegen Sicre, dann gegen Maigret, der beim Wegtragen der Leiche aus dem Laufgraben zu den Andern die leichtsinnige Rede gethan: Voilà la pièce finie, allons souper! — Auch auf einige Namen aus dem schwedischen Adel heftete sich eine Zeit lang der Verdacht. — Erst im J. 1746 stellte man die erste förmliche Besichtigung des Leichnams an, verfaßte aber dabei ein sehr ungenaues Protokoll, das zwar dem Schuß aus der Festung das Wort redete, aber keine volle historische Gewißheit gab. — Endlich am 31. August 1859 (also 141 Jahre nach dem Tode Karl's XII) wurde eine auf wissenschaftliche Gründe gestützte Untersuchung angestellt, welche es außer Zweifel setzte, daß von einer Meuchelmörderkugel nicht mehr die Rede sein kann. (Vergl. Fryxell a. a. O. V. Bd.)

9. Die schwedischen Adelsparteien. Görtzen's Hinrichtung. Ulrike Eleonore. Das Königthum ein Schatten. Waffenstillstand mit Polen. Die Friedensschlüsse mit Preußen, Hannover und Dänemark. Die Verluste Schwedens. Friede zu Nystadt mit Rußland.

Schon längst war der schwedische Adel, insbesondere der zuletzt ganz hintangesetzte Reichsrath, über den Eigenwillen des Königs, der sich allein auf den Rath und Beistand seines Ministers stützte, unzufrieden; mehr aber noch hatte die rücksichtslose Verwaltung des letztern, namentlich die von ihm ungesetzlich erhöhte, unerträgliche Steuerbelastung und die gewaltsame Umbildung des Beamtenwesens bei den Gedrückten und Zurückgesetzten die äußerste Erbitterung hervorgebracht. Je mehr Görtz den Haß der Menge gewahrte, desto mehr suchte er sich des Königs Gunst dadurch zu erhalten, daß er unbedingt in dessen abenteuerliche Pläne eingieng und zu ihrer, obgleich oft augenscheinlich unmöglichen Ausführung in der erwähnten Weise die Mittel aufzubringen suchte. Am Ende fürchtete man, Görtz möchte, als fortwährender Anwalt des holstein-gottorpischen Hauses, das man in Schweden haßte, dem jungen Herzog Friedrich die schwedische Erbfolge verschaffen. Als daher der zweite Einfall in Norwegen begann, wobei man dachte, der König werde sich wieder den größten Lebensgefahren aussetzen, waren die Gemüther wieder viel mit der Sache der Nachfolge beschäftigt, während der König nie dahin zu bringen war, sich über dieselbe auszusprechen, so daß also die Wage zwischen dem holstein-gottorpischen Herzog und dem hessischen Erbprinzen Friedrich, dem Gemahle der jüngeren Schwester Karl's, Ulrike Eleonore, die jedoch mit ihrer Verheirathung nach schwedischem Gesetze die

Erbberechtigung verloren hatte, hin- und herschwankte und dadurch zwischen beiden Häusern eine gehässige Rivalität nährte.

Eine dritte Partei, die der Freiheitsfreunde, welche von jenen beiden Parteien nichts wissen wollte und einen Theil des Adels und der übrigen gebildeten Klassen ausmachte, dachte schon länger her für den Fall der Thronerledigung auf eine Umgestaltung der Regierungsform und auf Einschränkung der Königsgewalt, harrte aber in der Stille den Gang der Ereignisse ab.

Allen drei Parteien aber war Görtz der Gegenstand des gemeinschaftlichen Hasses und Abscheus, zumal seine Gewalthandlungen auch durch willkührliche Auslegungen und vergrößernde Gerüchte in ein noch grelleres Licht gestellt wurden, so daß man sagen kann, das ganze Reich habe sich nach seinem Sturze gesehnt, wie er denn schon eine Zeit her von einzelnen Gegnern, ja von ganzen Collegien und Corporationen schroffen Widerspruch und trotzige Behandlung erfuhr.

Eben befand sich Görtz mit einem großen Gefolge von Dienern auf einer Reise zum König nach Friedrichshall, als er, ehe er noch etwas von des Königs Tod wußte, auf Befehl des Erbprinzen von Hessen verhaftet, nach Stockholm gebracht und ungesäumt vor eine Specialcommission gestellt wurde, die ihn ohne Gewährung eines rechtskundigen Beistandes, ohne Abhör von Zeugen, ohne ausreichende Frist zur Vertheidigung, und unter noch andern Gesetzwidrigkeiten im Verfahren am 19. Febr. 1719 zum Tode verurtheilte. Er wurde unter den Verwünschungen des Volkes öffentlich enthauptet.

Die Hauptbeschuldigungen gegen ihn liefen in folgenden drei Puncten zusammen: er habe dem Könige Widerwillen gegen sein Volk eingeflößt; er habe des Königs Vertrauen mißbraucht und höchst reichsverderbliche Maßregeln veranlaßt; er habe dem König zur Fortsetzung des Kriegs gerathen, während doch Reich und Volk nur durch den Frieden zu retten gewesen wären. — Wie schuldig auch der Mann gewesen sein mochte und wie laut auch das Volk ein blutiges Opfer forderte: jedenfalls hätte um so mehr jede Gesetzwidrigkeit bei diesem Prozesse vermieden werden sollen. — Durch ein so auffallendes Verfahren gaben die Veranlasser desselben dem nachher aufkommenden schon erwähnten Verdachte einer Ermordung des Königs noch mehr Raum, zumal der Reichsrath, der nun die ganze Regierung in seiner Hand hatte, den Tod des Königs näher zu untersuchen unterlassen hatte.

Es ward inzwischen nicht der näher berechtigte Herzog von Holstein-Gottorp, welcher ein Sohn von Karl's XII verstorbener älterer Schwester war, sondern Ulrike Eleonore zur Thronfolgerin ernannt, weil sie durch Verzicht auf die unumschränkte Gewalt mehr Gewähr für das Machtbestreben des Adels bot. Denn obgleich Ulrike Eleonore mit des Reichsraths Bewilligung ihrem Gatten die Krone überließ, so hatte dies bei der nunmehrigen Scheinmacht derselben keine Folgen: die wirkliche Macht übte doch der Reichsrath. Dieser brach alsbald die Unterhandlungen mit Rußland ab und führte den Krieg gegen den Czar fort. Dagegen schloß er am 19. Nov. 1720 mit England-Hannover

einen Vertrag wegen Bremen und Verden dahin ab, daß diese beiden schwedischen Landgebiete für eine Million Thaler an Hannover überlassen wurden. Im folgenden Jahre übertrug Schweden an Preußen Stettin und Vorpommern bis an die Peene mit den Inseln Usedom und Wollin gegen Erlegung von zwei Millionen Thaler. Dänemark wußte sich ungerechter Weise den gottorpischen Antheil an Schleswig zu verschaffen und erhielt für sich allein den Sundzoll, mußte aber seine übrigen Eroberungen an Schweden herausgeben und 600,000 Thaler entrichten. Dem König August von Sachsen wurde die schwedische Anerkennung seiner polnischen Krone zu Theil; er mußte aber dem Stanislaus Leszinsky eine Million Thaler geben und die Führung des Königstitels gestatten.

Mit Rußland war die Verständigung schwer. Czar Peter ließ, weil der schwedische Reichsrath nicht auf seine Forderungen eingehen wollte, durch den Admiral Apraxin und den Fürsten Golizyn das östliche Ufer Schwedens oberhalb und unterhalb Stockholms verheeren. Zwar erschien zu Gunsten Schwedens eine englische Flotte im finnischen Meerbusen und bedrohte Petersburg; allein Golizyn schlug die schwedische Flotte und führte fünf eroberte Schiffe im Angesicht des englischen Admirals triumphirend nach Petersburg. Dadurch, sowie durch die fortgesetzten Verwüstungen der Russen geschreckt, machte nun der schwedische Reichsrath Anträge, welche am 10. Sept. 1720 zu dem für Rußland so äußerst vortheilhaften Frieden von Nystadt führten, worin Schweden Liefland, Esthland, Ingermannland, einen Theil von Karelien und das finnländische Wiborgslehen, die Alandsinseln sammt der Insel Ösel an Rußland abtrat, wogegen der Czar alles übrige Finnland zurückgab und zwei Millionen Thaler erlegte.

Obgleich Schweden durch diese Zahlungen in der darauffolgenden Friedenszeit sich erholte, so trat es doch von nun an im europäischen Staatensystem in die Reihe der Staaten zweiten Rangs zurück. Dagegen wurde fortan Rußland die vorwiegende Macht im Norden, und das Protectorat, welches bis dahin Schweden über den Protestantismus gehabt hatte, gieng an das aufstrebende Preußen über.

10. Rußland: Peter's des Großen fortgesetzte Sorgfalt für die innere Entwicklung seines Reichs. Seine zweite Reise nach dem europäischen Westen. Alexei. Der russische Feldzug gegen Persien. Peter's letzte Regierungszeit. — Katharina I und Mentschikoff. Peter II. Kaiserin Anna und Biron. Iwan III, die Regentin Anna und Münnich. Die Wiedereroberung Asow's. Kaiserin Elisabeth und Bestuschew.

Noch ist ein weiterer Blick der Betrachtung auf Czar Peter's fortgesetzte Bestrebungen für die innere Wohlfahrt seiner Staatsschöpfung zu werfen. In den Jahren 1717 und 1718, während welcher er mit Karl XII in geheimen Unterhandlungen stand, machte er, von seiner

Gemahlin Katharina begleitet, seine zweite Reise nach dem westlichen Europa. Sie gieng über Dänemark nach Holland und von da nach Paris, von wo ihn der Rückweg über Amsterdam und Berlin führte.

In Holland weilte er einige Monate, um weitere Kenntnisse über Seewesen, Ackerbau und Industrie zu sammeln. — In Paris ließ er sich während seines sechswöchentlichen Aufenthalts alle Merkwürdigkeiten zeigen; auch fand er an den dortigen Polizeieinrichtungen einen so großen Gefallen, daß er sie in Rußland anzuwenden gedachte. Damals war Ludwig XV sieben Jahre alt. Peter nahm ihn zwanglos auf den Arm, küßte ihn und sagte: „Ich wünsche, Sire, daß Sie wohl aufwachsen und löblich regieren; mit der Zeit werden wir einander vielleicht brauchen können!"

Kurz nach seiner Rückkunft von dieser zweiten Reise fand auch sein länger obwaltendes Mißverhältniß zu seinem ältesten Sohne von seiner ersten Gemahlin Eudokia Feodorowna Lapuchin, dem rohen Czarewitsch Alexei, ein unerwartetes Ziel, indem derselbe, noch ehe die über ihn verhängte Strafe vollzogen wurde, starb und den Czar von der Besorgniß befreite, es möchten, wenn derselbe zum Throne gelangte, alle seine das Reich erneuernde Schöpfungen zerstört werden.

Der Czar hatte ihn, als seinen Nachfolger, von Jugend auf sorgfältig unterrichten lassen und Alles gethan, um ihn für das Ziel der Civilisirung Rußlands zu gewinnen. Allein gekränkt wegen der Verstoßung seiner Mutter und anfangs von ihr, nachher von ihren heimlichen Anhängern angeleitet zur Abneigung gegen Alles, was der Czar für Rußland that, neigte er ganz zur altrussischen Partei. Sein Vater wurde mit Versuchen nicht müde, den Sinn desselben zu ändern, er nahm ihn mit zu Feldzügen und auf Reisen und vertraute ihm manche Geschäfte an: es half nichts; denn Alexei haßte die Wissenschaften und vergeudete seine Zeit in Gesellschaft seiner Günstlinge mit rohen Vergnügungen. In seinem 20. Jahre ward er von seinem Vater nach Deutschland geschickt mit der Erlaubniß, sich eine deutsche Prinzessin zur Gattin zu wählen; seine Wahl fiel auf Charlotte Sophie, Tochter des Herzogs von Braunschweig-Blankenburg, die sich durch edle Eigenschaften auszeichnete. Als sie seine Gemahlin war, kränkte er sie unaufhörlich, so daß sie bald nach der Geburt eines Sohnes vor Kummer starb. Nun gab der Czar alle Hoffnung auf und drohte ihm in einem Brief mit Ausschließung vom Thron, gab ihm aber noch Bedenkzeit. Als Peter seine oberwähnte zweite Reise in's Ausland antrat, stellte sich Alexei krank, feierte aber noch an demselben Abend die Entfernung seines Vaters durch ein Trinkgelag. Als Peter auf der Reise davon erfuhr, beschied er ihn nach Kopenhagen; jedoch Alexei, nichts Gutes sich versehend, entfloh nach Wien und bat den Kaiser um Schutz, der ihm erlaubte, sich in Tyrol, nachher in St. Elmo bei Neapel zu verbergen. Der Czar aber ließ ihn sich ausliefern und übergab ihn einer Commission zur Untersuchung, deren Ergebnisse von der Art waren, daß ein oberstes Gericht von 144 Beisitzern den Czarewitsch als hochverrätherischen Verbrecher gegen Vater und Vaterland zum Tode verurtheilte. Bei Anhörung des Todesspruchs stürzte Alexei vor Schrecken zu Boden und starb noch vor Vollstreckung des Urtheils an demselben Tage, nachdem er noch seine Vergehungen bereut und seinen Vater um Verzeihung gebeten hatte (14. Juni 1718).

Peter's letzte Kriegsunternehmung, die in das Jahr 1722 fällt, bestand in dem Vordringen seines Heers in die persischen Provinzen am kaspischen Meere, die sich gegen den Schah empört und den russischen Seidenhandel gestört hatten. In dem mit Persien 1723 geschlossenen Frieden erhielt er die an der Westküste jenes Meeres liegenden Provinzen Ghilan, Masanderan und Astrabad mit den Städten Baku und

Derbent, wogegen sich der Czar verpflichtete, dem Schah Hülfstruppen gegen einen Usurpator zu senden.

Nachdem er schon früher an die Stelle des Bojarenhofs, als obersten Reichstribunals, einen Senat gesetzt hatte, der nur aus Beamten bestand, die nicht einmal dem Adel anzugehören brauchten, gieng er an eine, französischem Vorbild nachgeahmte Regierungs- und Polizeiverfassung und dachte auch auf ein neues Gesetzbuch. Auch die griechische Kirche erhielt von ihm durch die Errichtung der „allerheiligsten dirigirenden Synode", so wie durch eine völlige „Umgestaltung des Mönchwesens" eine neue Organisation. Darauf folgte die Stiftung der Academie der Wissenschaften und die Aussendung des Capitän's Behring zur Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Asien und Amerika (daher die Behringsstraße).

Die letzten Lebensjahre des Czar's waren durch geistige und körperliche Leiden getrübt: einestheils quälte ihn der Gedanke, daß alle seine mit so viel Mühe getroffenen Einrichtungen nach seinem Tode wieder zerfallen möchten; anderntheils hatte er sich durch eine fehlerhafte Diät (besonders durch den unmäßigen Genuß stark gebrannter Wasser) eine schmerzhafte Gonorrhöe (Harnblasentzündung) zugezogen, zu welcher zuletzt dadurch, daß er, um ein auf den Sand gefahrenes Schiff flott zu machen, in's Wasser sprang, eine Erkältung hinzutrat, die seinen Tod beschleunigte († 18. Febr. 1725).

Die Behauptung, Peter der Große habe ein geheimes Testament hinterlassen, worin er seinen Nachfolgern den Weg zur Welteroberung vorgezeichnet habe, ist erwiesen falsch. Sie geht auf ein in Napoleonischem Interesse geschriebenes Pamphlet aus dem Jahr 1812 von einem gewissen Lesür zurück, an das sich spätere weitere Ausführungen knüpften, die das Falsum in die Geschichte einschwärzten.

Schon drei Jahre zuvor hatte Peter der Große einen Ukas erlassen, der den jedesmaligen Czar ermächtigte, selbst mit Übergehung seiner Verwandten seinen Thronfolger zu wählen und zu ernennen. Seiner letztwilligen Anordnung gemäß erhielt daher Katharina die Regierung, die sie durch den Fürsten Mentschikoff führte, während sie dem zwölfjährigen mit guten Anlagen begabten Sohn des verstorbenen Alexei, Peter, den sie zu ihrem Nachfolger bestimmte, den edlen Vicekanzler Ostermann zum Oberhofmeister gab. Allein Mentschikoff, dessen Hang zur Eigenmächtigkeit nur Peters des Großen kräftiger Willen hatte in den gebührenden Schranken halten können, fieng schon unter Katharina an, willkührlich zu herrschen, und brachte sie dahin, daß sie seinen kecken Plan, seine Tochter Marie dem jungen Czar zu verloben, in ihrem Testamente bestätigte.

Als daher Katharina I nach zweijähriger Regierung 1727 starb, riß Mentschikoff als künftiger Schwiegervater des Czars die Zügel der Regierung ganz an sich und verfuhr in allen Beziehungen nach Gutdünken, ohne auf die Einsprüche des Vormundschaftsraths zu hören, der

aus der Herzogin von Holstein und ihrem Gemahle, der Prinzessin Elisabeth und sechs Geheimräthen bestand. Vielmehr ließ er nach der Zurückziehung der erstern, seine volle Ungnade den letzteren fühlen, indem er sie beschuldigte, der Verlobung seiner Tochter mit dem Czar entgegen gewesen zu sein.

Nachdem seine Willkürherrschaft vier Monate gedauert hatte, wurde er auf Betrieb der fürstlichen Familie Dolgoruky, insbesondere des jungen kräftigen Iwan Dolgoruky, eines Vertrauten des jungen Czar's, gestürzt, indem Peter den Mentschikoff, nach vorhergegangener Untersuchung, aller seiner Würden entsetzte, sein ungeheures Vermögen von mehr als 10 Mill. Rubel und 100,000 Leibeigene einziehen ließ und ihn mit Gattin und Tochter nach Sibirien verbannte.

Dort lebte der ehemals allmächtige Mann in dem Städtchen Beczow von seinem kleinen Gefangnengehalt, und baute mit eigener Hand eine hölzerne Kirche. Als ihm bald nachher die Seinigen vom Tode entrissen wurden, starb er vor Schwermuth schon im J. 1729. Unerachtet seiner Bestechlichkeit, deren er überführt war, hatte er doch dem aufstrebenden Rußland unter der Regierung Peter's des Großen unbestreitbare Dienste geleistet.

Nach Mentschikoff's Entfernung erklärte **Peter** II, obwohl noch nicht volljährig, durch den Einfluß der Familie Dolgoruky bestimmt, die Zügel der Regierung selbst in die Hand nehmen zu wollen, wurde nun aber bei seiner Jugend und Unerfahrenheit von seinen neuen Leitern in so fern mißbraucht, daß sie sich in die reichsten und angesehensten Ämter setzten und nur für ihr Interesse sorgten. Sie entfernten seinen Oberhofmeister Ostermann aus seiner Nähe und beredeten den Czar, gegen das System Peter's des Großen, seine Residenz von Petersburg hinweg- und wieder nach Moskau zu verlegen, wo sie ihn dann durch Jagdvergnügungen von den Regierungsgeschäften abzogen. Da bekam aber der erst vierzehnjährige Czar die Pocken und starb an deren Vernachlässigung am 18. Juni 1730.

Mit Peter II erlosch der Mannsstamm des Hauses Romanow und es kam die Regierung an die weibliche Linie, aus welcher **Anna**, des unglücklichen Iwan's Tochter, damals verwittwete Herzogin von Kurland, zur Nachfolge berufen wurde. Weil aber die Dolgoruky's sie, ohne Wissen des übrigen Adels, des Synodus und des Senats zu einer Capitulation vermocht hatten, worin die kaiserliche Macht auf's engste beschränkt werden sollte, so erklärte Anna auf Bitten der obgenannten Corporationen jene Capitulation für nichtig und übernahm die Krongewalt in der von ihren Vorfahren überkommenen Unbeschränktheit.

In den ersten Jahren regierte sie mit Unterstützung der wohlgesinnten Männer aus Peters des Großen Schule, zu denen vorzüglich der Kanzler Golowkin, der Vicekanzler Ostermann, und die Feldmarschälle Graf Golizyn und Graf Münnich gehörten. Von ihnen berathen, stellte sie den Senat wieder her, führte Ordnung in die Verwaltung zurück,

hielt auf strenges Recht und auf Kriegszucht, förderte die Volksbildung und machte verschiedene zweckmäßige Einrichtungen.

Nach einigen Jahren aber überließ sie die Regierung ihrem Günstling Biron, einem Kurländer und Stallmeisterssohn, den sie nach und nach zum Oberkammerherrn, Grafen und sogar zum Herzog von Kurland erhoben hatte. Dieser fieng allmählich an, mit unerhörter Willkür zu schalten, vor der Alles zitterte. Mittelst eines über das ganze Land ausgebreiteten Spionirsystems setzte er ganz Rußland in Schrecken: er ließ die Angeklagten knuten, foltern und in mannichfacher Weise zu Tode martern. „Niemand war mehr sicher, ob er am andern Morgen von demselben Bette sich erheben werde, auf das er sich Abends niederlegte."

Als die Dolgoruky's wieder das Ohr der Kaiserin zu gewinnen suchten, verhängte Biron über alle Glieder dieser Familie das schwerste Strafgericht; er ließ sie foltern, mehrere enthaupten, einige rädern (welch' schreckliches Loos auch jenen oberwähnten Fürsten Iwan Dolgoruky traf), und ihre Anhänger zu Tausenden nach Sibirien wandern. Auch für das Volk hatte er kein Herz: es seufzte über seine Habsucht, die „eben so unersättlich war, als seine Rache unbegränzt." Dem Mitleid unzugänglich, der Milde fremd und voll Verachtung für alles Russische, wollte er nichts von der allgemeinen Noth hören; selbst in Zeiten der Hungersnoth erpreßte er durch Militär die Steuerausstände, ließ den Armen Alles wegnehmen, ihre Wohnungen anzünden, sie selbst in die Winterkälte hinausjagen und dort schonungslos peitschen, ja ganze Dorfgemeinden nach Sibirien schicken. Dennoch kam das so eingetriebene Geld dem Staate nicht zu Gute: die Regierung war ohne Geld, so daß man gegen das Ende der Regierung Anna's nicht wußte, womit man die Ausgaben des Hofes decken sollte.

Als die Kaiserin Anna, welche oft diese Despotie vergebens mißbilligt und manches Todesurtheil mit Thränen unterschrieben hatte, am Sterben war, ließ Biron sie, da sie kinderlos war, einen Act unterschreiben, worin sie den erst zwei Monate alten Sohn ihrer an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählten Nichte Anna, Namens Iwan, zum Thronfolger ernannte und dem Biron die vormundschaftliche Regentschaft übertrug, die er denn auch sogleich nach der Kaiserin Tod mit dem Titel „kaiserliche Hoheit" antrat.

Gehorsam unterwarfen sich alle Stände dem neuernannten Czar Iwan III; aber über die fortdauernde Tyrannei Biron's entstand ein allgemeines Murren, und besonders gerieth der Adel in eine geheime oppositionelle Bewegung, überließ aber die Leitung derselben einem zu schwachen Haupte, so daß Biron gegen die Theilnehmer einschritt, und bereits wieder alle Gefängnisse mit Unglücklichen sich füllten, ja selbst der Vater des Czars mit Verhaftung bedroht war.

Empört über solche Anmaßungen gewann der Feldmarschall **Münnich**, mit Zustimmung der Mutter des Kaisers, die Garde, ließ in einer Nacht den **Biron im Palast überfallen** und ihn nach der Festung Schlüsselburg bringen, wo er durch eine Untersuchungs-Commission **zum Tode** verurtheilt wurde. Da er vor Schrecken darüber fast den Verstand verlor, so schenkte ihm die **Regentin Anna** (denn dazu war die Herzogin sogleich ernannt worden) das Leben, das er aber zu **Pelym** in Sibirien verbringen mußte, wo ihm Münnich ein Haus bauen ließ.

Bei der neuen Einrichtung der Staatsregierung erhielt **Münnich** die Premierministerwürde nebst dem Departement des Kriegs, **Ostermann** das Ministerium des Äußern und als Generaladmiral die Marine, die beiden Kanzler **Tscherkasski** und **Golowkin** das Innere, und der Herzog **Anton Ulrich** als Generalissimus den Heerbefehl.

Burkhard Christoph, Reichsgraf von Münnich, geb. 1683 zu Neuenhuntorf im Oldenburgischen, war in seiner Jugend französischer Ingenieur, gieng aber, weil er nicht gegen Deutschland fechten wollte, beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs in hessische Dienste, wohnte mehreren Feldzügen gegen Frankreich bei und gerieth bei Malplaquet in französische Gefangenschaft, aus der er sich aber loskaufte. Hierauf trat er in sächsische, darauf in schwedische und nach Karl's XII Tod in russische Dienste, in denen er 1721 als Ingenieurgeneral verschiedene Befestigungen ausführte, und unter Peter II nach Mentschikoff's Sturz Feldmarschall und Kriegsminister wurde. Als Biron an's Ruder kam, verwendete man Münnich, um ihn zu entfernen, im **polnischen Kriege**, worin er Danzig eroberte, dann im **Türkenkriege**, worin er durch sein von kühner Entschlossenheit und Raschheit unterstütztes Feldherrntalent in den Jahren 1736 und 1737 **Asow** und die ganze Krim eroberte, die Linien von **Pericop** nahm, **Oczakow** erstürmte, die Türken bei Stawutschane schlug und zuletzt **Choczim** eroberte. Allein in dem von Österreich rasch betriebenen Belgrader Frieden wurden alle diese Eroberungen, mit Ausnahme von **Asow**, an die Türken zurückgegeben.

Heinr. Joh. Friedr. Graf **Ostermann**, geb. 1686 zu Bockum im Westfälischen, Sohn eines lutherischen Geistlichen, studierte in Jena, trat 1704 in russische Dienste und wurde wegen seines diplomatischen Talents von Peter dem Großen zum Staatsminister und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten erhoben. An der Rettung des Czars am Pruth hatte er, nächst Katharinen, einen wesentlichen Antheil, und der obgenannte für Rußland so vortheilhafte **Nystädter** Frieden von 1721 war vorzüglich sein Werk. Welchen Einfluß er unter Katharina I, Peter II und der Kaiserin Anna besaß, ist oben berührt worden. Im J. 1740 wollte er sich von den Geschäften zurückziehen, ließ sich aber, nicht zu seinem Glücke, noch im Dienste zurückhalten.

Im Anfang folgte die **Regentin** den erfahrenen Rathschlägen Münnich's und Ostermann's und gab jedem Stande Beweise ihrer Fürsorge für des Landes Wohl. Allmählich aber zeigte sie sich leichtsinnig und eigenwillig, achtete nicht mehr auf die Vorträge jener Minister und bildete sich einen eigenen Kreis von Günstlingen, von denen sie sich namentlich gegen Münnich einnehmen und dahin bringen ließ, daß sie sich wider das Interesse Rußlands in den Streit Preußens mit Österreich um Schlesien einmischte. Die Folge davon war, daß **Münnich**, (der „Eugen des Nordens"), der dem Throne Iwan's zur festesten Stütze gedient hatte, **seinen Abschied** nahm und daß Rußland zugleich in ein Zerwürfniß mit dem **Versailler Hof** gerieth, der nun von Außen

die Schweden gegen Rußland in die Waffen brachte, im Innern aber der aufkommenden Partei Elisabeth's, der bei den bisherigen Thronveränderungen übergangenen Tochter Peter's des Großen, zur Erlangung des russischen Throns seine Unterstützung bot.

Längst schon war nämlich die national-russische Partei der „Herrschaft der Fremden" überdrüssig: es bildete sich eine Verschwörung, deren Hauptagent Lestocq, der Arzt der Prinzessin, war. Dieser, von dem französischen Gesandten gewonnen, bestimmte die Fürstin, die ihre Rechte wohl kannte, aber zur Führung des Regiments keine Lust zeigte, durch die Versicherung, die Regentin habe den Plan, sie in ein Kloster zu sperren, zum handelnden Auftreten.

In der Nacht des 25. Nov. 1741 begab sich Elisabeth, von Lestocq und dem Kammerjunker Woronzow begleitet, zum preobraschenskoischen Garderegiment, und als dieses ihr seine Hülfe zugesagt hatte, befahl sie, die Regentin mit ihrem Gatten und Sohne und ihren Räthen zu verhaften. In wenigen Stunden war der Thronwechsel ohne Blutvergießen vollzogen, und am Morgen huldigten alle übrigen Garderegimenter der neuen Kaiserin Elisabeth, und diesem Beispiele folgten auch die weltlichen und geistlichen Beamten. — Die Regentin Anna aber mit ihrer Familie zusammt den Ministern Münnich, Ostermann, Golowkin u. a. wurden zur Sicherung der neuen Regierung nach — Sibirien geschickt.

Der Czar Iwan III, das kaum einjährige Kind, wurde in der Festung Schlüsselburg verwahrt, wo er späterhin starb; — die Regentin Anna wurde mit ihrem Gatten Anton Ulrich nach Cholmogor in Sibirien geschickt, wo sie 1746, er aber erst 1776 starb; ihre Brüder und Schwestern wurden 1780 nach Dänemark entlassen. — Münnich mußte 20 Jahre lang in demselben Hause zu Pelym, das er seinem Vorgänger Biron hatte bauen lassen, in der Verbannung leben, bis ihm Peter III die Freiheit schenkte. Ostermann und Golowkin starben in Sibirien.

Somit hatte die Herrschaft „der Fremden" ein Ende und russische Große traten an die Stelle der Verbannten, sowie derjenigen, welche sich nach ihrer Zurücksetzung, aus Rußland entfernten und zum Theil ihre Kraft anderen Staaten widmeten. Bei aller Abneigung gegen die Fremden wollte man aber doch nicht in die altrussischen Gewohnheiten zurückfallen; vielmehr suchte Elisabeth, gestützt auf ihre Vertrauten Bestushew, Woronzow, die Schuwalow's und die Rasumowski's, die Schöpfungen ihres Vaters zu erhalten und in der Verschmelzung des europäischen Lebens mit dem russischen fortzufahren.

Unter Elisabeth's Regierung wuchs Rußland nicht nur im Äußern an Macht, und seine Heere, wenn auch nicht immer gut geführt, flößten durch die Standhaftigkeit des gemeinen Mannes den Feinden Achtung ein, sondern es gewann auch im Innern, namentlich durch Verbesserungen in der Gesetzgebung und Gerichtsverwaltung, durch Abschaffung der innern Zölle und durch Errichtung von Staatsbanken ein erhöhtes Gedeihen.

Noch zurück war die Entwicklung der Volkskräfte in verschiedenen Zweigen der Industrie, Kunst und Wissenschaft; doch war fremde Kunst, namentlich italienische Baukunst und italienische Musik geschätzt. Auch fieng die russische Sprache, vorzüglich durch den Dichter Lamonossow an, sich von ihren frühern Fesseln zu lösen und die Bahn eigenthümlicher Entwicklung einzuschlagen. (Die politische Seite dieser Epoche der russischen Geschichte s. XXVIII. 8, 1.)

3. Kapitel. Rückblick auf die Türkenkriege von der Befreiung Ungarns an bis zum Frieden von Passarowitz.

1. Eroberung Belgrads durch Kurfürst Max II Emanuel; Markgraf Ludwig's Sieg bei Nissa; Siege der Venetianer. Solyman III und Kiuprili. Belgrad wieder türkisch. Achmed II. Österreichs Sieg durch Ludwig von Baden bei Salankemen. Mustapha II. Eugen's Sieg bei Zentha. Waffenstillstand zu Carlowitz.

Es ist im Laufe der Kämpfe Deutschlands gegen Frankreich unter Kaiser Leopold I und Kaiser Joseph I mehrmals der Türkenkriege gedacht worden, bei denen Frankreich nicht selten die aufstachelnde Hand im Spiele hatte, um Österreichs Kraft bei seinen Kämpfen mit Frankreich zu theilen und dadurch zu schwächen. Zuletzt wurde oben (XXII. 5, 1.) des 16jährigen Türkenkriegs erwähnt, der seit der Befreiung Wiens unter Leopold I durch die Tapferkeit Karl's von Lothringen und des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in Verbindung mit Johann Sobiesky von Polen so glücklich bestanden wurde, daß in Folge des Sieges bei Mohacz 1687 der Reichstag zu Preßburg das befreite Ungarn dem österreichischen Mannsstamm als ein Erbreich für immer zugesprochen hatte.

Bis dahin waren 150 Jahre hindurch die Kämpfe zwischen Österreich und der Türkei auf ungarischem Boden ausgefochten worden. Von da an drangen die beiden Feldherrn, Karl von Lothringen und Max Emanuel von Bayern, nebst dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen in Bosnien und Serbien ein, so daß man nach der Eroberung Belgrads durch Max Emanuel und nach dem Siege des Markgrafen bei Nissa, so wie nach den Siegen der Venetianer in Dalmatien und Griechenland schon an eine Theilung der türkischen Provinzen dachte.

Maximilian II Emanuel widmete sich in drei Feldzügen dem Interesse des Hauses Österreich. Er half 1683 Wien entsetzen, Neuhäusel und Ofen erobern, focht ruhmvoll bei Essek und Mohacz und erstürmte 1688 Belgrad, so daß er wegen seiner Tapferkeit und Geistesgegenwart, die er mitten im hitzigsten Kampfe bewies, allgemein bewundert wurde und die Türken, welche den in seine Landesfarben Gekleideten nur den blauen König hießen, ihn eben so sehr achteten, als fürchteten. Und für alle diese Anstrengungen, für seine Kriegsauslagen

und für das Blut von 30,000 Bayern erhielt er von Österreich nichts, als die leere Hand Maria Antonia's, der Tochter des Kaisers Leopold und damit jene, nachher zerronnene Hoffnung auf das spanische Erbe, davon oben XXIII. 1, 1. die Rede war.

Da erhielt der kräftige Kiuprili Mustapha (ein Sohn des XXII. 3, 3. genannten Kiuprili) das Großwessirat und an ihm das Türkenthum wieder eine bessere Stütze. Obwohl in der Türkei selbst das Verlangen nach einem Frieden allgemein war, so widerstand er demselben doch standhaft, weil der Frieden nur durch Abtretung von Provinzen hätte erkauft werden müssen; vielmehr stellte er sich selbst an die Spitze eines Heeres, eroberte Nissa und Semendria und gewann Belgrad wieder durch Sturm. Im folgenden Jahre (1691) starb Solimann III und erst als Kiuprili den Bruder desselben Achmed II auf dem Throne befestigt hatte, trat er den neuen Feldzug an, wurde nun aber, als er die Sawe überschritten hatte und die von Ludwig von Baden befehligten Österreicher angriff, gleich im Anfange der Schlacht bei Salankemen tödtlich verwundet, so daß sein Heer geschlagen wurde und der Sultan Frieden schließen mußte.

Auf Frankreichs Anstiften nahmen die Türken den Krieg bald wieder auf, setzten ihn aber unter der Verwaltung schlechter Wessire nicht mit Glück fort, bis der neue Sultan Mustapha II (ein Bruder Achmed's II) mit Kraft den Einfluß des damaligen habsüchtigen und bestechlichen Großwessirs brach, die verfallene Kriegszucht wieder herstellte und die Österreicher und Polen (unter August II dem Starken) 1696 bei Bega schlug. Schon wollte er Peterwardein belagern, als er auf das vom Prinzen Eugen befehligte österreichische Heer stieß. Eben hatte das türkische Heer zur Hälfte die Theiß passirt, als es von Eugen bei Zentha am 11. Sept. 1697 so auf's Haupt geschlagen wurde, daß alle türkische Anführer fielen, 20,000 Türken das Schlachtfeld deckten, 10,000 im Fluß ertranken und der Rest gefangen wurde. Der andere, durch den Fluß gedeckte Theil, entfloh mit dem Sultan, und dieser sah sich bei der Entmuthigung seines Heeres und bei der Erschöpfung seines Schatzes genöthigt, unter der Vermittlung Englands und Hollands am 26. Jan. 1699 den Waffenstillstand zu Carlowitz auf 25 Jahre einzugehen, in welchem er dem Kaiser Siebenbürgen und alles Land zwischen der Donau und der Theiß abtrat, auch auf Slavonien verzichtete, so daß von Ungarn nur noch der auf dem linken Ufer des Marosch und der Theiß befindliche Theil in türkischen Händen blieb.

Dieser Frieden erstreckte sich auch auf die Polen, Russen und Venetianer, mit denen die Türken zu gleicher Zeit im Kriege waren. Rußland blieb im Besitz von Asow; Polen erhielt Podolien, Caminiec und die Ukraine zurück gegen Herausgabe der Moldau. Venedig erhielt gegen die Räumung von Lepanto ganz Morea bis an den Hexamilon, die Inseln des Archipels und sechs dalmatische Festungen. Alle Tributzahlungen an die Türkei wurden für immer aufgehoben.

Es war dies der nachtheiligste Friede, den die Türkei je geschlossen hatte, und fortan gerieth die osmanische Macht in immer tieferen Verfall.

Durch eben diesen Frieden machte sich der Sultan bei den Seinigen verhaßt: es entstunden immer Parteiungen, und da der Sultan dem Drängen nach einem neuen Kriege standhaft widerstand, so empörten sich die Janitscharen sammt dem Volk von Constantinopel und zogen gegen den Sultan, der bei Adrianopel mit 50,000 M. stand. Als nun auch dieses Heer zu den Aufrührern übergieng, dankte der Sultan ab (1702) und überließ den Thron seinem Bruder Achmed III, der die Empörer in die Provinzen vertheilte und die Häupter derselben hinrichten ließ.

2. Zunehmender Verfall der Türkei. Achmed's III Krieg gegen die Venetianer. Einschreitung Kaiser Karl's VI. Eugen's Sieg bei Peterwardein; seine Eroberung von Belgrad, Orsowa ꝛc. Der Friede von Passarowitz.

Obgleich Österreich damals mit dem spanischen Erbfolgekriege beschäftigt war, so mied Achmed III doch einen Krieg gegen jene Macht, theils wegen Erschöpfung des Staatsschatzes, theils aus Furcht vor innern Verschwörungen. Vielmehr erlangte er 1703 die Verlängerung des Carlowitzer Waffenstillstandes auf 30 Jahre.

Gegen Rußland jedoch ließ sich dieser Sultan durch Karl XII (bei dessen Aufenthalt in Bender) zu einem Kriege bereden, worin Peter der Große in jene Noth am Pruth gerieth, aus der ihn die Klugheit seiner Gemahlin und die Bestechlichkeit des Großwessirs rettete. (S. oben K. 2, 7.)

Wiewohl nun Sultan Achmed III den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten suchte, so ließ er sich doch im Jahr 1714 durch den kriegslustigen Divan, welcher Rußland mit den Schweden beschäftigt und die Polen in Ohnmacht sah, zu Rüstungen gegen die Venetianer bestimmen, und da Kaiser Karl VI, als Garant des Carlowitzer Friedens, Einspruch dagegen that, so stellte der Sultan auch ein Heer an der Gränze von Ungarn auf, während ein anderes Heer in Morea einfiel und bis gegen das Ende des Jahres 1715 diese ganze Halbinsel den Venetianern entriß, die auf diesen Anfall gar nicht gefaßt waren.

Die Venetianer hatten sich durch die drückende und intolerante Verwaltung ihrer Statthalter auf Morea der griechisch-christlichen Bevölkerung daselbst äußerst verhaßt gemacht, so daß diese sich lieber wieder unter das türkische Joch zurückwünschte. Als daher die Türken zugleich mit der Kriegserklärung an Venedig in Morea eindrangen, fielen ihnen die Griechen sogleich zu, so daß innerhalb einiger Monate die ganze Halbinsel in türkischer Gewalt war.

Als die Türken bereits Dalmatien angriffen, faßte Kaiser Karl VI, der damals durch den Barrièretractat mit Holland (im Nov. 1615) und durch den Tod Ludwig's XIV im Rücken gedeckt war, den Beschluß, den Venetianern Hülfe zu leisten, stellte drei Heere in Ungarn unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen auf und gieng zugleich die Reichsfürsten um Beistand an, der denn auch von denselben auf dem Reichstag am 17. Juni 1716 einstimmig bewilligt wurde.

Kaum hatten die Türken nach einigem Zaudern die Sawe überschritten, so gieng der Prinz Eugen über die Donau und schlug die Türken bei Peterwardein so vollkommen, daß die Fliehenden unter den Wällen Schutz suchten.

Das kaiserliche Heer bestand aus 80,000 M., das türkische aus 150,000 M. Den Sieg entschied Eugen durch seinen Angriff auf die Flanke der Janitscharen. Die meisten türkischen Pascha's und selbst der Großwessir fanden den Tod.

Die Folge dieses Sieges war die Eroberung von Temeswar durch den Prinzen von Württemberg und die Besetzung des Banats, wo das kaiserliche Heer überwinterte. Im folgenden Frühjahr gieng Eugen mit 100,000 Mann über die Donau und schloß Belgrad durch ein festes Lager ein, und als ein neugerüstetes Türkenheer zum Entsatz anrückte, erfocht er über dasselbe einen so glänzenden Sieg, daß sich auch Belgrad ergab und andere feste Plätze (darunter Orsowa) in die Hände der Sieger fielen. Jetzt ließ sich der Sultan mit Einstimmung des Divan zu Friedensunterhandlungen herbei, welche am 21. Juni 1718 den besonders für Österreich so günstigen Frieden von Passarowitz herbeiführten, durch welchen dasselbe in den Besitz des Temeswarer Banats, eines Theils von Serbien, Bosnien, Croatien und der Wallachei gelangte.

Eugen's Belagerung von Belgrad zog damals die Augen von ganz Europa auf sich: Die Prinzen von Bayern, von Hessen und viele französische Große kamen, um als Freiwillige unter Eugen zu dienen. Die Belagerten machten öftere Ausfälle, wobei auch ein kaiserlicher Feldmarschall und ein General blieben. Die Festung hätte sich längst ergeben, wenn sie nicht sicher hätte auf Entsatz rechnen können. Als dieser auf den Höhen vor Belgrad erschien und sich, 150,000 M. stark, im Rücken Eugen's aufstellte, so erschien letzterer wie eingeschlossen. Während Eugen fortfuhr, Belgrad zu berennen, ward sein Lager sowohl von dem Entsatzungsheere, als auch von der Festung aus so gewaltig beschossen, daß man im Lager vor den Kugeln nirgends sicher war. Da beschloß Eugen, eine Schlacht zu bieten. Er ließ einen Theil seines Heeres zur Deckung des Lagers zurück und griff mit 60,000 M. den Großwessir an. Das Fußvolk befehligte Feldmarschall Prinz Württemberg, die Reiterei Feldmarschall Graf Palfy, die Reserve der Feldmarschall-Lieutenant von Seckendorf.

Noch vor Tagesanbruch (den 16. Aug.) kam es zum Treffen; als aber die Sonne aufgieng, fiel dichter Nebel. Die Türken leisteten tapfern Widerstand, und als sich im Nebel der rechte kaiserliche Flügel zu weit rechts zog und zwischen sich und dem Centrum eine Lücke ließ, rückten die Türken in dieselbe und griffen das Centrum in der Flanke und im Rücken an. Da fiel der Nebel und Eugen erkannte die Gefahr. Er setzte sich an die Spitze des zweiten Treffens, stellte die Schlachtordnung her und griff die Türken in ihrem Lager an. Die Bayern auf dem linken Flügel, 5000 an der Zahl, erstürmten zuerst eine Batterie, und als auch der rechte Flügel gleiches Glück hatte, ergriffen die Türken die Flucht und wurden über die Höhen hinüber in die Ebene verfolgt. — Auf türkischer Seite lagen 13,000 Todte und 5000 Verwundete auf dem Platz; die Kaiserlichen hatten 5000 Todte und Verwundete. Selbst Eugen war verwundet. Unter der Beute befanden sich 161 Geschütze und 52 Fahnen. — Von dieser Schlacht und Eroberung von Belgrad sang das Volk lang und viel das Lied „Prinz Eugenius der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen Stadt und Festung Belgarad &c.“

Im Frieden zu Passarowitz wurde dem Kaiser auch Siebenbürgen, und das Gebiet zwischen der Donau und Theiß ausdrücklich zuerkannt und Ungarn gegen Osten durch eine von der Mündung des Marosch bis an den Einfluß der Bossut in die Sawe gezogene Linie und im Süden durch die Sawe bis zur Vereinigung mit der Unna begränzt. Dieser Vertrag bildete größtentheils die Grundlage zu den

spätern Verträgen zwischen Österreich und der Türkei. — Der Türkei blieben einige Plätze in Albanien und Dalmatien (Prevesa, Butrinto, Parga ꝛc.), die Insel Cerigo und ganz Morea. — Darauf hatten die Türken einen Krieg mit Rußland und mit Persien zu bestehen, auch verschiedene Aufstände im Innern zu dämpfen, so daß das deutsche Reich gute Ruhe vor ihnen hatte.

4. Kapitel. Spaniens Eroberungsversuche aus Anlaß der Verwicklungen Österreichs in den Türkenkrieg und in den polnischen Erbfolgekrieg.

1. Spannung Kaiser Karl's VI und Philipp's V von Spanien. Königin Elisabeth und Alberoni. Besetzung Sardiniens und Angriff auf Sicilien. Alberoni's Sturz. Aussöhnung zwischen dem spanischen und kaiserlichen Hof. Karl's VI pragmatische Sanction. Bündnisse und Gegenbündnisse unter den europäischen Mächten.

Der Friede von Passarowitz war indeß durch eine Gefahr befördert worden, welche von Spanien her die Ruhe von Westeuropa bedrohte. Zwischen Kaiser Karl VI und Philipp V von Spanien war, ungeachtet des Friedens von Utrecht, ein feindliches Verhältniß geblieben. Bei dem eben erwähnten Türkenkriege gab sich Spanien den Schein, als wolle es sich auch an demselben betheiligen und sandte den Venetianern einige Schiffe zu Hülfe. Da der Papst diese Unternehmung der Christen gegen die Türken billigte und zu diesem Zwecke dem Kaiser in seinen Erblanden den Zehnten der Einkünfte der geistlichen Güter bewilligte, gestattete er auch den Spaniern von ihrer Geistlichkeit in Indien ansehnliche Summen zu erheben.

Die Verhältnisse des spanisch-bourbonischen Hofes hatten sich unterdeß bedeutend verändert. Philipp's V erste Gemahlin, Maria Luise von Savoyen, bei welcher die von Ludwig XIV zur Wahrung des französischen Interesses aufgestellte italienische Fürstin Orsini, ein freches, ränkesüchtiges Weib, den Haupteinfluß auf die Regierung hatte, war gestorben, und Elisabeth Farnese, die Bruderstochter des regierenden Herzogs von Parma, Philipp's zweite Gemahlin geworden. Diese, eine ehrgeizige und herrschbegierige Fürstin, verbannte sogleich die Orsini, welche bei ihr die vorige Stellung behalten wollte, und nahm, da Philipp schwermüthig und regierungsunfähig wurde, kühn selbst die Zügel der Regierung in die Hand, bediente sich aber dabei des durch Willenskraft, Scharfblick und Schlauheit ausgezeichneten Cardinals Giulio **Alberoni**, der sich aus niederm Stande zu diesem hohen Posten emporgeschwungen hatte. Er benützte geschickt die natürlichen Hülfsquellen des durch so lange Mißregierung heruntergekommenen Landes, belebte Handel und Gewerbe, förderte Kunst und Wissenschaft und verfolgte mit der Königin den Plan, der spanischen Monarchie wo möglich wieder den früheren Machtumfang zu gewinnen. Dazu sollte zunächst der Türkenkrieg als Maske dienen.

Anstatt jene Gelder zum Türkenkriege zu verwenden, unternahm die spanische Regierung geheime Rüstungen gegen den Kaiser, um dessen Kampf mit den Türken zur Wegnahme der im Utrechter Frieden an den Kaiser

abgetretenen Inseln Sardinien und Sicilien zu benützen, und hatte 1717 mit 9000 M. gleich Sardinien weggenommen. Ein ähnlicher Angriff erfolgte dann (1718) auf Sicilien.

Dadurch geschreckt, schloß der Kaiser ein Bündniß mit England und Frankreich, und weil man auch Holland's Beitritt voraussetzte, so nannte man diese Übereinkunft die Quadrupelallianz oder den Viermächtebund. Nach ihrer Bestimmung sollten der Kaiser und der König von Spanien auf den Grund des Utrechter Friedens Verzicht auf ihre gegenseitigen Forderungen leisten; Spanien sollte die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toscana (nach dem Aussterben der Häuser Farnese und Medici) erhalten, der Kaiser aber von dem König von Sardinien die Insel Sicilien für die Insel Sardinien eintauschen.

Da nun Spanien damit nicht zufrieden war, griff England sogleich die spanische Flotte an und schlug sie am 11. August 1718 bei dem Cap Passaro. Daher suchte Alberoni mit Karl XII von Schweden und mit Peter dem Großen ein Bündniß zu schließen, um einerseits den hannöverischen Thron in England zu stürzen und die Stuarts wieder einzusetzen, anderseits um die ungarschen Magnaten zum Aufstand gegen den Kaiser aufzuwiegeln, in Frankreich aber sich eine Partei zu machen, die den Herzog von Orleans, der die Regentschaft für den minderjährigen Ludwig XV führte, an Spanien ausliefern sollte.

Dieser Plan aber wurde verrathen, und England und Frankreich erklärten den Krieg an Spanien; eine englische Flotte vertrieb die Spanier aus Sardinien wieder, und ein französisches Heer fiel in Spanien ein. Zugleich machte man der Königin Elisabeth die Hoffnung, daß, wenn sie der Quadrupelallianz beiträte, ihre Tochter Maria Anna die Gemahlin Ludwig's XV werden sollte. Daher bewirkte die Königin den Sturz Alberoni's und die Annahme der obgenannten Bedingungen der Quadrupelallianz (den 26. Jan. 1720).

Einige Jahre darauf (1724) übergab Philipp, von Schwermuthsanfällen gequält, seinem ältern, 17jährigen Sohne Ludwig die Regierung. Als aber dieser schon nach sieben Monaten an den Kinderblattern starb, übernahm Philipp die Regierung wieder, verfiel aber in noch tiefere Melancholie, die sich bis zur Geisteszerrüttung steigerte, während welcher seine Gemahlin Elisabeth mit Hülfe des Herzogs von Ripperda regierte.

Weil nun aber auf dem Congreß zu Cambray, auf welchem gewisse noch strittige Puncte im Quadrupelallianzvertrag in's Reine gebracht werden sollten, England und Frankreich durch einen übermüthigen Ton den Kaiser und Spanien beleidigten: so traten der kaiserliche und spanische Hof einander näher. Als deßhalb der französische Hof die mit Ludwig XV verlobte spanische Infantin, Maria Anna, die seit 1720 zu Paris für ihre künftige Bestimmung erzogen wurde, wieder nach Spanien zurückschickte und für den jungen König um die Tochter des Stanislaus Lesczinsky, warb, so söhnten sich der spanische und kaiserliche Hof vollends aus, und Kaiser Karl VI erhielt von Spanien

nicht nur für die von ihm zu Ostende errichtete ostindische Handelsgesellschaft die gleichen Handelsvortheile, wie England und Frankreich (welche beide aus Handelsneid jene Gesellschaft nicht aufkommen lassen wollten), sondern auch die Gewährleistung eines von ihm aufgestellten Hausgesetzes, der sogenannten pragmatischen Sanction, kraft welcher in Ermanglung eines männlichen Erben die gesammte, aus so vielen, verschiedenen Ländermassen zusammengesetzte österreichische Monarchie ungetheilt auf die weibliche Linie, und zwar auf seine älteste (mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen und Bar verlobte) Tochter Maria Theresia übergehen sollte.

Da nämlich Karl VI seinen einzigen Sohn schon nach dessen Geburt verloren hatte, so wünschte er das gesammte Erbe jener Tochter — mit Übergehung der beiden Töchter Joseph's I, so wie auch seiner eigenen Schwestern, — zuzuwenden. Damit nun nach seinem Tode sich keine Thronstreitigkeit erheben möchte, so ließ er jede der josephinischen Töchter (davon die eine sich nach Sachsen, die andere nach Bayern vermählte) zu Gunsten seiner Tochter nach dem Erstgeburtsrechte auf die österreichische Erbschaft Verzicht leisten. Erst nach dem Aussterben dieser weiblichen Linie sollten die josephinischen Töchter und deren Descendenten erben. Desgleichen erwirkte er von den Ständen in allen seinen Erbstaaten die Anerkennung dieses Hausgesetzes Die Anerkennung der auswärtigen Mächte schien ihm keine Schwierigkeit zu haben, obgleich Prinz Eugen meinte, ein paarmalhunderttausend Mann seien die sicherste Bürgschaft für Maria Theresia's Thronfolge.

Die Zustimmung des spanischen Hofes zu der pragmatischen Sanction erfolgte übrigens darum so leicht, weil Königin Elisabeth hoffte, der Kaiser werde seine Tochter ihrem Sohne Don Carlos, Prinzen von Asturien, zur Gemahlin geben und überdies zur Vertreibung der Engländer aus Gibraltar beihelfen. Als hierauf diesem spanisch-österreichischen Bündnisse auch die Kaiserin Katharina I von Rußland beitrat, so stellte England (unter dem neuen Minister Walpole) durch den Vertrag von Herrenhausen einen Gegenbund auf, dessen Glieder England, Frankreich, Holland, Schweden, Dänemark und Sardinien waren, wogegen sich noch Preußen, das anfangs für England gewonnen worden war, durch den Vertrag von Wusterhausen an Österreich anschloß.

2. Vermittlung. Für Parma und Piacenza die span. Anerkennung der pragmatischen Sanction. Der polnische Erbfolgekrieg. Die Spanier in Neapel und Sicilien, die Franzosen in Lothringen und Mailand. Eugen's Verlassenheit am Rhein. Der Präliminarfrieden von Wien. Stanislaus in Lothringen, Franz Stephan in Toscana. Karl VI mit Rußland gegen die Türkei. Verlust der Eroberungen Eugen's. Tod Karl's VI.

Den Ausbruch des Krieges hielt indeß der päpstliche Nuntius Grimaldi in Wien durch einen vermittelnden Vorschlag, und darauf der Tod Georg's von England auf, und da unterdeß der spanische Hof wahrgenommen hatte, daß der Kaiser keineswegs gewillet war, seine Erbtochter mit dem spanischen Prinzen zu vermählen, so trat Spanien

von dem Bündnisse mit Österreich zurück und schloß mit Frankreich und England gegen den Kaiser den Tractat von Sevilla, der sich aber eben so schnell wieder auflöste.

Endlich kam ein Vertrag zu Stande, demgemäß der Kaiser für die Anerkennung der pragmatischen Sanction Parma und Piacenza an Spanien abzutreten, die ostindische Handelsgesellschaft aufzuheben und den Engländern und Holländern den freien Handel nach Sicilien zu gestatten sich verpflichtete. Froh, für ihren Sohn Carlos in Italien eine unabhängige Herrschaft gefunden zu haben, schickte Elisabeth denselben mit Truppen dahin, gieng aber zugleich mit nichts Geringerem um, als ihm auch noch die Herrschaft von Neapel und Sicilien zu verschaffen.

Dazu schien ihr der nach dem Tode August's II von Polen 1733 eingetretene polnische Wahlstreit die beste Gelegenheit zu bieten. Die von Frankreich unterstützte Lesczinsky'sche Partei berief den Stanislaus wieder auf den polnischen Thron, während die von Rußland und dem Kaiser unterstützte sächsische Partei in Polen für des verstorbenen Königs Sohn, August III, eintrat.

Daher verbanden sich Ludwig XV, um seinen Schwiegervater Lesczinsky auf den polnischen Thron zurückzuführen, die spanische Königin, um Neapel zu gewinnen, und der König Karl Emanuel III von Sardinien, um irgend einen Zuwachs an Gebiet zu bekommen, — mit einander gegen den Kaiser und erklärten ihm den Krieg. Dieß nennt man den polnischen Erbfolgekrieg, der von 1733—1735 sowohl in Italien, als auch am Oberrhein geführt wurde.

Nach seiner ersten Absetzung war Stanislaus Lesczinsky nach Stettin und von da 1711 nach Schweden geflohen, von wo aus er den oben (Kap. 2, 8) erwähnten Feldzug des Generals Steenbock mitmachte, wobei er vor Rostock und Güstrow sich persönlich tapfer bewies. Seinem Versuche, mit König August II zu unterhandeln, war Karl XII, der damals noch in Bender war, entgegen. Um sich darüber mit Karl zu verständigen, reis'te Stanislaus nach Jassy, wo er aber von den Türken verhaftet und nur gegen das Versprechen, das türkische Gebiet zu verlassen, frei gegeben wurde. Da Karl XII den Plan festhielt, ihn seiner Zeit wieder auf den polnischen Thron zu setzen, überließ er ihm, bis dies möglich wäre, sein Herzogthum Zweibrücken, wohin sich Stanislaus 1714 begab und in diesem Asyl bis 1718 lebte. Als nach Karl's XII Tode Zweibrücken an den Pfalzgrafen Gustav Samuel fiel, begab sich Stanislaus 1720 nach Frankreich, wo er gute Aufnahme fand. Zuerst hielt er sich in Weißenburg, dann in Bergzabern und als seine Tochter Maria Lesczinska den jungen König Ludwig XV zum Gemahl bekam, in Chambord (bei Meudon) auf. — Auf die Nachricht von seines Gegners, August's II, Tode machte er mit Unterstützung Frankreichs und Schwedens seine Ansprüche auf den polnischen Thron geltend, und reis'te, als Kaufmann verkleidet, nach Warschau, zeigte sich am Tage vor der Wahl seinen Anhängern, die ihn mit Jubel aufnahmen, und wurde am 12. Sept. 1733 von der Mehrzahl der Wähler zum König erwählt. Aber schon wenige Tage darauf erschien in der Nähe von Warschau ein russisches Heer, so daß Stanislaus, der keine Mittel hatte, mit seinen Anhängern nach Danzig floh, um dort die ihm verheißene französische Hülfe zu erwarten. Unterdeß aber ließ die Wahlminderheit den Kurfürsten August III zum König ausrufen, und sogleich erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs.

Während ein spanisches Heer unter Don Carlos in Toscana landete, um gegen Neapel zu ziehen, besetzte ein französisches Heer Lothringen; ein zweites unter Marschall Berwick gieng bei Straßburg über den Rhein und nahm die Reichsfestung Kehl weg; ein drittes unter Villars rückte in Italien ein, wo sich sardinische Truppen mit ihm vereinigten.

Der Kaiser, unvorbereitet, wie er war, und nur vom deutschen Reiche schwach unterstützt, sandte den Prinzen Eugen an den Rhein, jedoch mit so wenig brauchbaren Truppen, daß der ohnedieß bejahrte und kränkliche, noch dazu vom Wiener Hofkriegsrath in allen seinen Anordnungen gehemmte Feldherr mit Schmerz die festen Plätze Trier und Trarbach und die Reichsveste Philippsburg in französische Hände übergehen sehen mußte und sich auf die bloße Defensive zurückgebracht sah. In Italien aber war der Kaiser in noch größerem Nachtheil: denn Mailand wurde von den Franzosen und Sardiniern, Neapel und Sicilien von den Spaniern besetzt.

Da aber mittlerweile Stanislaus Lesczinsky aus Mangel an ausreichender Unterstützung, welche von Frankreich aus nur kümmerlich erfolgte, sich in Danzig nicht halten konnte, sondern im Juni 1734, als Ochsenhändler verkleidet, sich in's Preußische zurückzog, und nun Danzig capitulirte, so verständigte sich der französische Hof mit dem Kaiser in dem Präliminarfrieden von Wien (d. 3. Oct. 1735) dahin, daß der Herzog Franz Stephan, Maria Theresia's Bräutigam, sein Herzogthum Lothringen und Bar dem Schwiegervater Ludwig's XV, dem Exkönige Stanislaus, und zwar mit dem Rechtsanfall an Frankreich überlassen und dafür, nach dem nahe bevorstehenden Aussterben des letzten Mediceers, das Großherzogthum Toscana bekommen sollte; — daß ferner die spanischen Bourbonen zwar Neapel und Sicilien, jedoch nur als Secundogenitur, d. h. als stets nur einem jüngern, spanischen Prinzen zufallendes, nie mit der spanischen Krone zu vereinigendes Erbe behalten, der König von Sardinien aber von dem mailändischen Gebiete die Städte Tortona und Novara bekommen sollte.

Spanien war zwar nicht damit zufrieden und wollte jene oberitalischen Herzogthümer auch noch behalten, konnte aber seinen Forderungen keinen Nachdruck geben, und trat dem definitiven Friedensabschluß bei, der am 18. Nov. 1738 zu Stande kam. Franz Stephan, der 1736 seine Vermählung mit Maria Theresia feierte, kam schon 1737 in den wirklichen Besitz von Toscana.

Stanislaus trat sogleich die Einkünfte seiner neuen Herrschaft an Frankreich gegen eine Pension von 2 Mill. Fr. ab; davon lebte er zu Lüneville Kunst und Wissenschaft unterstützend und Wohlthaten übend, und erwarb sich dadurch die Liebe seiner neuen Unterthanen. Er hatte aber einen bedauerlichen Tod: er kam dem Kaminfeuer zu nahe, so daß sein Schlafrock Feuer fieng, und als er sich helfen wollte, fiel er in die Kohlen und brannte sich so, daß er nach drei Wochen an den Wunden starb (1766).

Für so große, auch dem deutschen Reiche tiefe Wunden schlagende Opfer erhielt der Kaiser die allseitige Anerkennung der pragmatischen Sanction! Denn in die polnische Königswahl hatte er sich nur gemischt, um von Rußland die Garantie jener Sanction zu erhalten.

Um sich nun für diese Verluste auf einer andern Seite zu entschädigen, ließ sich der Kaiser unter dem Schein der Bundesgenossenpflicht gegen Rußland, das gerade mit den Türken Krieg führte, wieder in einen Kampf mit dem Halbmond ein (1736). Allein die Ungeschicklichkeit und Uneinigkeit seiner Feldherren, sowie die Engherzigkeit seines Hofkriegsraths führte zum Verlust von Orsowa und Semendria, zum Verlust der Schlacht bei Grozka, ja durch kopflose Unterhändler im Belgrader Frieden 1739 (d. 18. Sept.) zum Verlust von Serbien mit Belgrad und des österreichischen Antheils der Wallachei, so daß also fast alle Eroberungen Eugen's wieder an die Türken zurückfielen und fortan in deren Händen blieben!

Da fühlte man schmerzlich, daß Eugen, dieser Wächter der deutschen Ehre und Freiheit im Westen und Osten der deutsch-vaterländischen Gränzen, nicht mehr war! Er hatte bereits am 20. April 1736 sein lorbeergekröntes Haupt im Tode gesenkt. — Auch Kaiser Karl VI, ein durchaus redlicher, aber seiner Regentenaufgabe nicht gewachsener Fürst, starb schon ein Jahr nach jenem unglücklichen Frieden (am 20. Oct. 1740) und hinterließ seiner Tochter und Nachfolgerin eine schwere Aufgabe.

5. Kapitel. Die Schwäche des deutschen Reichs in Folge des französischen Einflusses seit der Mitte des 17. Jahrhunderts.

.1 Knechtische Nachahmung französischer Sitte und Bildung in Deutschland. Schädliche Folgen. Die deutschen Fürstenhöfe.

So sind wir denn bei der politischen Rundschau über die europäischen Staaten von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wieder am deutschen Reiche angekommen, auf dessen innern Zustand in jenem Zeitraume, bevor wir in eine neue Periode europäischer und zugleich deutscher Staatenentwicklung eintreten, noch ein Blick der Betrachtung zu werfen ist.

Unter allen Staaten, die Frankreichs Einfluß in dieser durchlaufenen Periode erreichte, war Deutschland durch die politische Schwäche, zu der es in Folge innerer Uneinigkeit durch die langen und vielen Kämpfe mit Frankreich herabgebracht war, dem Nachtheile jenes Einflusses am meisten ausgesetzt und durch seine knechtische Nachahmung französischer Sitte und Bildung machte es sich selber nur abhängiger.

Während es ihm kaum gelang, das zu erhalten, was ihm die, auf den Geist rein weltlicher Despotie gegründete Macht der in Frankreich, Spanien und Italien vorwaltenden Bourbonen belassen wollte, richtete es sich auch in den Bewegungen seines innern Lebens mehr und mehr nach dem, seit Ludwig XIV vom französischen Hofe ausgehenden Geist einer eigensüchtigen, unsittlichen, aller Wahrheit und Tugend Hohn bietenden, modernen Lebensphilosophie.

Auch hier gieng durch die Sucht vieler fürstlichen Höfe Europa's, es Ludwig dem Vierzehnten an Glanz und Üppigkeit nachzuthun, das verderbliche Beispiel von Oben aus und endete mit dem Ruin der Unterthanen. Rücksichtslose Willkürherrschaft, üppige Sinnlichkeit, abenteuerlich-lüderliche Verschwendung, trügerischer Heuchelschein, eitle Prahlerei und falsche Ruhmsucht und wie alle die schlimmen Geister hießen, die vom französischen Hofe in alle Welt ausfuhren, wirkten ansteckend auf viele deutsche Fürsten und Herren jener Zeit, die in dem französischen Ludwig das Muster eines Herrschers sahen und dasselbe nach Möglichkeit in sich und in ihrer Umgebung nachzuahmen strebten. Es war längst zur Sitte geworden, die jungen Prinzen und Junker nach Paris zu schicken, um dort ein kleiner Ludwig XIV werden zu lernen. Und der Adel Deutschlands that sein Möglichstes, seine Fürsten in einem Streben zu bestärken, wovon er sich nur Vortheile für seinen Stand versprach.

Die schädlichen Folgen solcher Nachahmungssucht offenbarten sich in allen Lebensrichtungen. In politischer Hinsicht gewahrte man sie in der durch den französischen Einfluß stets genährten Uneinigkeit des Reichsgemeinwesens, dessen mehr als dreihundert große und kleine geistliche und weltliche Staaten mit ihren mannichfaltigen theils beschränkt oder unbeschränkt monarchischen, theils aristokratischen oder demokratischen Regierungsformen ohnedieß nur noch äußerst lose untereinander verbunden waren; — ferner in dem daraus entstandenen Mangel an Gemeinsinn und an kräftigem Zusammenwirken, indem Jeder über den eigenen Nutzen und Vortheil den des Ganzen außer Acht ließ und nicht selten zum Schaden des Gesammtvaterlands mit Fremden gegen dasselbe Verbindungen eingieng; — in dem eigensüchtigen Bestreben auch des kleinsten dieser vielen Oberherren, dem Reichsoberhaupte so wenig Rechte und Befugnisse einzuräumen, als möglich; — in der rücksichtslosen Verletzung der Unterthanenrechte von Seiten vieler Fürsten, die, einem Ludwig XIV gleich, nur in ihrer Person den Staat sahen und darauf ausgiengen, die Landstände zu mißachten, die in ihrem Gebiete liegenden Reichsstädte zu unterdrücken, die Bürger ihrer alten Freiheiten zu berauben und überhaupt gar keinen freien Bürgersinn zu dulden.

In moralischer Hinsicht vollends gieng von vielen damaligen Fürstenhöfen ein Geist der Entsittlichung aus, der, zunächst die obern Stände ergreifend, auch den einst so kräftigen Volksgeist, so weit er noch

in einzelnen Schichten, insbesondere bei der deutschen Nation, vorhanden war, völlig erschlaffte und den edlern, ehrbaren Bürgersinn verderbte, zumal da, wo man durch gewissenlose, leichtsinnige Verschwendung und gänzliche Verschüttung der Quellen des Landeseinkommens die Steuerpflichtigkeit der Unterthanen übermäßig anstrengte und ihre völlige Verarmung herbeiführte.

Der erste Nachahmer Ludwig's XIV unter den deutschen Fürsten schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts war der Kurfürst Johann Georg II von Sachsen, dessen verschwenderische Hofhaltung einen Bankerott nach sich zog, den die Landstände decken mußten. Noch weiter gieng hierin sein zweiter Nachfolger Johann Georg IV, unter dessen Erpressungen das Volk schwer seufzte. Am ärgsten aber trieb es sein Bruder und Nachfolger August der Starke, dessen Feste und Vergnügungen, Lustschlösser und Schatzkammern unermeßliche Summen verschlangen, und der, vollends als er König von Polen wurde, das Mark seines sächsischen Erblandes auf die Befriedigung seines Ehrgeizes und seines üppigen Prunklebens verwendete, ohne je auf die Klagen seiner Unterthanen zu hören. (S. das Nähere oben K. 2, 3.)

Eben so hatte die lange traurige Verbindung des Kurfürsten Max II Emanuel von Bayern mit Frankreich einen sehr schädlichen Einfluß auf sein Erbland, das schon vorher wegen seines Antheils am Türkenkrieg und am spanischen Erbfolgekrieg durch schwere Opfer an Geld und Menschen gedrückt gewesen war. (S. K. 3, 1. und K. 1, 1 und 3.) Denn da er als Statthalter der Niederlande meist in Brüssel lebte, so mußten ihm zur Befriedigung seiner, dem französischen Geschmack huldigenden Bedürfnisse oft dreifache Steuern aus seinem Stammlande zugeschickt werden, zu geschweigen der Kriegsnoth, in welche dasselbe durch ihn in jenem spanischen Erbfolgekriege versetzt wurde. — Auch sein Vetter, der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz († 1716), der in Düsseldorf, der Hauptstadt seines jülichischen Erbes, lebte, führte einen ähnlichen luxuriösen Hofhalt.

Auch der kurfürstliche Hof von Braunschweig-Hannover blieb nicht hinter dem Zeitgeschmack zurück, und als Kurfürst Georg 1714 den englischen Thron bestieg und Hannover dadurch gleichsam eine britische Provinz ward, so wurde in Hannover doch der Hofprunk gerade so beibehalten, als ob der Fürst noch stets anwesend gewesen wäre.

Gerade aber an den kleinern deutschen Höfen herrschten oft die gröbsten und sittenverderblichsten Mißbräuche, wie unter andern am württembergischen Hofe, sowohl unter dem Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733), dessen landverderbliche Regierung 1717 viele Württemberger zur ersten Auswanderung (meist nach Nordamerika) bewog, als auch unter dem zur katholischen Kirche übergetretenen Herzog Karl Alexander (1733—1737), dessen Günstling, der Hofjude Süß-Oppenheimer, als Finanzminister das Land auf die ausgesuchteste, infamste Weise auspreßte, bis der plötzliche Tod des Fürsten das arme Land von dem Juden, so wie von einer angezettelten Verschwörung zur Katholisirung der protestantischen Einwohner befreite.

Auch die meisten geistlichen Höfe, größere wie kleinere, vorzüglich aber der kurkölnische, blieben in der Üppigkeit nicht hinter den weltlichen zurück und überboten sie oft noch an Üppigkeit und Schwelgerei.

Unter den bessern Höfen zeichnete sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besonders Brandenburg unter seinem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus, der sich alle Mühe gab, deutsche Sitte und Ehre aufrecht zu erhalten. Dagegen stürzte sein Sohn, Kurfürst Friedrich III, zumal nach seiner Erhebung zum König von Preußen, (deren bereits oben K. 1, 1. erwähnt wurde und demnächst unten in K. 7, 1. noch näher gedacht werden wird), durch seine Prachtliebe das Land in Schulden und brachte durch Begünstigung französischer Sitten und Moden, welche in Berlin mehr, als anderswo herrschten, seine Unterthanen in eine noch schlimmere Gefahr.

Von dem französischen Unwesen fern hielt sich besonders der kaiserliche Hof zu Wien, und Leopold I, der zwar mit seiner Umgebung am liebsten lateinisch, spanisch und italienisch sprach, aber die französische Sprache nicht hören mochte, brachte es auf dem Reichstage zu Regensburg 1789 sogar dahin, daß aller und jeder Verkehr mit Frankreich, selbst die Annahme französischer Bedienten verboten sein solle. — An Karl's VI Hof herrschte zwar viel überflüssiger und unnützer Prunk, der aber mehr eine Folge der aus Spanien mitgebrachten steifen und geschmacklosen Etikette war, welche übrigens dem unter dem österreichischen Adel und Bürger einreißenden Leichtsinn einigen Damm entgegensetzte.

2. Abspiegelung des nichtigen Hofwesens in der Roman-Literatur jener Zeit. Ausartung der deutschen Wissenschaft und Kunst. Leibnitz.

Der Prunk und das Ceremoniel bei Hof- und Staatsactionen, bei Audienzen und Congressen, bei Aufzügen und Festen, von welchen im Zeitalter Ludwig's XIV die kleinsten Höfe voll waren, fand seinen Nachhall und sein Spiegelbild auch in demjenigen Theile der damaligen Literatur, den man den Roman nennt, eine Dichtungsart, deren Form gleichfalls unsern westlichen Nachbarn abgeborgt war und in welcher die durch die Zeit zuckenden Ideen zur Verbreitung unter die größere Masse kamen. Diese Romane, die sich zum Theil auf ihrem Titel schon als „Staatsgeschichten" geben, fanden als treue Abbilder ihrer Zeit die Gunst des Publikums im hohen Grade.

Eine solche Schilderung von Hof- und Staatsactionen gab zuerst Philipp von Zesen (XXI. 5, 9.) in seinem Roman „Simson und Assenat", worin unter dem Bilde des ägyptischen Staatsregiments und Hofprunks auf das französische Hofwesen angespielt ist. Dieses Buch eröffnete eine lange Reihe von „Helden- und Staatsromanen." — Einen solchen Roman schrieb auch der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (Gemahl der Regentin Anna von Rußland s. K. 2, 9. a. E.) unter dem Titel „Octavia", worin er in einer Darstellung der römischen Kaiser von Claudius bis auf Vespasian fast ein halbes hundert Anekdoten und Begebenheiten aus dem Treiben der großen und kleinen Höfe seiner Zeit unter verstecktem Namen eingelegt hat, natürlich durchweg in dem krausen, wunderlichen Styl jenes Zeitgeschmacks.

Die spitzkünstliche Staatsweisheit und das macchiavellistische Getriebe der Cabinetsregierungen, die Wichtigthuerei und der Nichtigkeitskram gerngroßer Staatsleute, die windige Prahlhanserei und die großsprecherischen Rodomontaden der Zeithelden fanden dann in den sogenannten „historisch-politischen Romanen" des letzten Viertels vom 17. und des ersten Viertels vom 18. Jahrhundert eine Ablagerung, nicht aber etwa mit satirischer Tendenz, sondern im Sinne der Selbstbespiegelung jener ganzen kleinlichen, ehr- und prahlsüchtigen, von Wahrheit und Natur gleichweit enfernten Welt.

Zu solchen Romanen gehören Hagdorn's „Großmogul", eine chinesische und indische Staats-, Kriegs- und Liebesgeschichte (v. J. 1670); desgleichen Happel's asiatische Onagambo, italienischer Spinelli, spanischer Quintana, ottomannischer Bajazed und ähnlicher Unsinn einer verschrobenen Zeit, die, überreizt durch das phantastisch-theatralische Schaugepränge eines sinnbethörten Hoflebens, sich an solchen geschmacklosen Abenteuerlichkeiten bis zum Entzücken krank las.

Die Ausartung der deutschen Wissenschaft und Kunst, welche das zum Theil schon oben (XXI. 5, 9.) geschilderte 17. Jahrhundert kennzeichnet, reichte auch noch in Verbindung mit der Herrschaft des Aberglaubens und der Unwissenheit in die erste Periode des 18. Jahrhunderts herein, und selbst die besseren Werke sind dadurch sprachlich, sittlich und wissenschaftlich ungeniesbar, und während selbst die größten Gelehrten dem französischen Geiste huldigten und dem vaterländischen Sinne abgestorben waren, leuchtete in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts nur Ein deutscher Gelehrter, der große Leibnitz, nicht nur als ein in vielen Beziehungen höchst klarer, fast alle Hauptwissenschaften umfassender Geist, sondern auch als echter deutscher Vaterlandsfreund aus jener verwälschten Zeit hervor, und dennoch hat auch er seine gewichtigsten, Deutschland vertheidigenden Schriften nicht in deutscher, sondern entweder in lateinischer oder in französischer Sprache geschrieben, so daß er selber dem Einfluß im Wege stand, den er auf die ganze deutsche Nation hätte haben können.

Gottfried Wilh. Freiherr von **Leibnitz**, geb. d. 1. Jul. zu Leipzig 1646, legte in Leipzig, Jena und Altdorf den Grund zu seiner umfassenden wissenschaftlichen Bildung, die er als kurmainzischer Rath auf Reisen nach Paris und London durch die Verbindung mit den angesehensten Gelehrten vollendete. Er erwarb sich bald so großen Ruhm, daß er 1677 in Hannover zum Hofrath und Bibliothekar, von Peter dem Großen zum geheimen Justizrath mit 1000 Rubel Pension, in Berlin zum Präsidenten der k. Academie der Wissenschaften, die er gestiftet hatte, von Kaiser Karl VI 1711 zum Reichshofrath ernannt und in den Freiherrnstand erhoben wurde. Er starb als Geheimerath und Bibliothekar zu Hannover 1716. Sein Wissen umfaßte die Geschichte, das Völker- und Staatsrecht (wie er denn auch Verfasser verschiedener in die Zeitgeschichte eingreifender Staatsschriften war), die Naturwissenschaften, die Mathematik (worin er der Erfinder des Differentialcalcüls ist), die Philosophie (worin er die Sätze des Widerspruchs, des zureichenden Grundes, das Gesetz der Stetigkeit in's Licht stellte und worin ihm die eigenthümliche Lehre von den Monaden, von der vorherbestimmten Harmonie zwischen Seele und Leib angehört) und die theologischen Wissenschaften (worin er mit einer Theodicee oder Vertheidigung der Weisheit und Güte Gottes in Betreff der in der Welt bestehenden Übel auftrat). Weil er sich an den damals vielfach und auch anderwärts (XXI. 7, 4.) hervortretenden Bestrebungen einer religiösen Union der Katholiken und Protestanten lebhaft betheiligte, ward er von Einigen des Kryptokatholicismus beschuldigt, von Andern vertheidigt. Er unterstützte übrigens anfangs auch die Bemühungen des Königs Friedrich I von Preußen für eine Union der Lutheraner und Reformirten, widerrieth sie aber nachher aus dem in Kap. 5, 3 angegebenen Grunde. — Von seinem deutschen Patriotismus sei nur folgendes erwähnt: Als Ludwig XIV den mit dem Kaiser auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand brach (XXII. K. 5, 1.) und ihm den Krieg unter dem sophistischen Vorwand erklärte, weil der Kaiser mit Frankreichs Bundesgenossen (dem Türken) Frieden zu schließen und seine Westgränze zu befestigen vorhabe, auch durch Beförderung des bayrischen Prinzen Joseph Clemens auf den Kölner Stuhl das Aussterben des bayrischen Hauses bezwecke: — so übernahm es Leibnitz auf Ersuchen des Kaisers, diesen empörenden Hohn in einer klaren und bündigen, jedoch in lateinischer Sprache geschriebenen Staatsschrift (v. 18. Oct. 1688) einem „Meisterstück großartiger politischer Beredsamkeit" zurückzuweisen, indem er unter anderm nachwies, daß es stets Hauptzweck der französischen Staatskünste sei, die Reichsstände „durch das lügenhafte Schreckbild einer Knechtschaft unter Österreich" vom Kaiser ab- und Frankreich zuzuführen. „Aber das Haus Bayern sei nicht so einfältig und die deutsche Nation nicht so

unerfahren, um diese schlechten, schwer zu verhüllenden Künste nicht zu merken und nicht einzusehen, daß auf Frankreich, welches nur eigene Vortheile suche, keine Hoffnung zu setzen sei. Jeder Deutsche, der noch nicht das eiserne Joch Frankreichs trage, werde an den darunter seufzenden Stammgenossen, ja an den Unterthanen und dem niedern und hohen Adel Frankreichs selbst zu unterscheiden vermögen, ob die österreichische Regierung oder die französische Herrschaft der Tyrannei verwandter sei." — „Frankreich rühme sich, Gott habe zwar jedesmal die Waffen des Königs als gerecht befunden, sobald sie erhoben worden seien; dagegen habe der Kaiser die Überzeugung, daß er auch dann, wann es Gott gefallen sollte, wieder die französischen Waffen glückliche Erfolge gewinnen zu lassen, die geheimen Rathschlüsse dessen zu verehren habe, der die, welche er liebe, zu ihrer Besserung zuweilen durch seine Attila züchtige!" — Merkwürdig ist die von Leibnitz im Beginn des 18. Jahrhunderts ausgesprochene Vorhersagung einer ganz Europa bedrohenden Revolution, wie sie am Ende desselben Jahrhunderts wirklich eingetreten ist. Er sagte (in seinen Nouveaux Essais sur l'entendement humain L. IV. C. XVI.), daß „mit dem Sturz des Glaubens an eine wachende Vorsehung der Verfall der großartigen Gefühle, die das Leben der Altvordern verherrlicht habe, — mit dem Aufhören der Furcht vor göttlichen Strafen die Entfesselung aller Leidenschaften und die Herrschaft einer Sinnesart und Denkweise eintreten werde, welche die Menschen geneigt und fähig machen werde, zu ihrem Vergnügen oder zu ihrem Vortheile die Welt mit einer Sündfluth von Blut zu überschwemmen oder sie an allen vier Ecken anzuzünden. Vielleicht, setzte er prophetisch hinzu, wird man diesen Übeln noch dadurch vorbeugen können, daß man sich rechtzeitig bessert; wenn dies aber nicht geschieht und das Verderben zunimmt, so wird die Vorsehung selbst die Menschen durch die daraus hervorgehende Revolution bessern: denn was auch immer kommen möge, so wird jederzeit am Schlusse der Rechnung Alles im Allgemeinen zum Besten sich kehren, obgleich dies nicht ohne die Züchtigung derjenigen geschehen kann, welche das Gute nur durch schlechte Handlungen gefördert haben." (Siehe K. A. Menzel Neuere Gesch. d. Deutsch. Bd. IX.)

3. Der kirchliche Zustand Deutschlands. Streitsucht einer todten Theologie. Erfrischung des christlichen Lebens durch Ph. J. Spener. Die erste deutsch-protestantische Missionsgesellschaft. A. H. Franke's Stiftungen. Chr. Thomasius. Kirchen-Unionsversuche in Preußen. Religionswechsel in der Pfalz. Übertritt prot. Fürsten zum Katholicismus. Die Vertreibung der prot. Salzburger. Zunehmender Territorialismus in prot. Ländern.

Der kirchliche Zustand Deutschlands in jener Zeit war nicht geeignet, dem innern Christenleben heilende und stärkende Kräfte zuzuführen. Protestantischer Seits fuhren Lutheraner und Reformirte fort, einander zu bekämpfen, was zwar an sich in der Natur der Sache lag; aber die Meisten bekämpften sich ohne den Geist der Liebe und thaten durch eine streitsüchtige todte Theologie dem lebendigen Glauben im Volke großen Abbruch, da ohnedies der Glaube durch den von weltlichen Oberen ausgehenden Geist unchristlicher und undeutscher Sitte viel zu leiden hatte.

Doch gab es auch in dieser unerquicklichen Zeit geheiligte Geister, welche dem todten Wortglauben, neben welchem der Aberglauben fortbestand, entgegen traten und, wenn auch unter Spott und Verfolgung, dem in der Liebe lebendigen Glauben und der aus dem Glauben kommenden Liebe Raum und Bahn zu machen strebten. Unter diese gehört zunächst Spener, dem das ersterbende

christliche Leben jener Periode neue Anregung verdankte. Wurde diese auch in dem Leben der protestantischen Gesammtheit nicht in einem großen Umfang gespürt, so äußerte sie doch auf weit hinaus im Stillen ihre guten Wirkungen, wenn gleich zugegeben werden kann, daß Spener in dem heilsamen Gegensatz seines lebendigen Glaubens gegen den todten Glauben der meisten Kirchenglieder und Kirchenbeamten, ohne daß er es ahnete, der Kirche als solcher in gewissen Beziehungen zu nahe trat.

Philipp Jakob Spener, geb. 1635 zu Rappoltsweiler, zuerst Freiprediger zu Straßburg und Docent an der dortigen Universität, dann (seit 1666) Senior des Ministeriums zu Frankfurt a. M., wo er fern von dem auf den meisten Kanzeln herrschenden herzlosen Schulgezänke seinen Zuhörern vorzugsweise die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines liebethätigen Christenthums an das Herz legte und auf Bitten mehrerer frommer Gemeindeglieder, welchen die Eitelkeit und Nichtigkeit der öffentlichen Gesellschaften verleidet war, seit 1670 in seinem Hause christliche Privatzusammenkünfte, die sogenannten Collegia pietatis, hielt, in welchen er die Theilnehmer aus allen Ständen in freier einfacher Form gegenseitiger Unterredungen in das nähere Verständniß der Bibel einführte und durch Ermahnungen, Belehrungen, Warnungen zu einem christlichen Liebeleben anleitete. Diese Collegia oder Erbauungsstunden wurden lange Jahre hindurch mit allgemeinem Eifer besucht und erlangten eine solche Bedeutung, daß auch königliche und kaiserliche Räthe, Fürsten und Grafen, Professoren aller Facultäten, Superintendenten und Geistliche aus allen Gegenden Deutschlands daran Theil nahmen. — Übrigens hielt er selbst die Einführung solcher Collegia pietatis nicht für jeden Ort rathsam, sondern nur da, wo bereits schon im Christenthum Geförderte sich vorfänden, die mit ihren Gaben in Demuth den Andern dienen könnten. — Je größer indeß die Theilnahme daran wurde, desto mehr verloren diese Zusammenkünfte, zumal sie nach obrigkeitlicher Weisung in die Kirche verlegt und somit öffentlich wurden, ihren Privatcharacter und dadurch die tiefergehende Wirksamkeit des Hausgottesdienstes. Längst schon war auch von Seiten der Feinde einer ernstlichern Gottesfurcht die Verläumdung und Verdächtigung rege, so daß sich Spener nach verschiedenen Seiten hin vertheidigen mußte, zumal als manche seiner Zuhörer im falschen Eifer über das allgemeine sittliche Verderben sich von dem öffentlichen Gottesdienste absonderten und Winkelkirchen errichteten. Spener eiferte zwar in Wort und Schrift gegen dieses Separationswesen, fand aber nicht bei Allen Gehör. Daher seine Feinde fortfuhren, ihn zu verlästern, ohne daß er sich jedoch in seinem Thun entmuthigen ließ. — Der traurige Verfall der gesammten evangelischen Kirche seiner Zeit veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der Evangelischen Kirche nebst dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen", eine Schrift, die ihm eben so viele Freunde, als Feinde, eben so viel Liebe, als Haß erweckte. Unter die segensreichen Früchte dieser Schrift gehörte auch die Einführung der Katechismus-Übungen in mehreren Landen. — Seine heftigsten Gegner fand er unter demjenigen Theile der lutherischen Geistlichkeit, der das Wesen des Glaubens mehr im Buchstaben, als im Geiste suchte, oder wenn auch Andere darunter mit vollem Recht die reine Lehre gegen einen falschen Pietismus zu wahren sich getrieben fühlten, doch zwischen Spener und den verkehrten Auffassern seiner Lehren und unberufenen Nachahmern seines Thuns keinen Unterschied machten. Er machte aber durch seine große Liebe und Demuth viele seiner Gegner verstummen. — Im Jahre 1686 folgte er dem Ruf als Oberhofprediger nach Dresden, wo er gleichfalls durch seine Wirksamkeit einen lebendigern Geist in die Kirche brachte, besonders durch Einführung der Katechismus-Examina für Erwachsene, welche selbst die kurfürstliche Billigung erhielt. — Als er aber bei einer amtlichen Revision der Universität Leipzig in seiner Gastpredigt von der Nothwendigkeit sprach, dem geistlichen Stande würdigere Glieder zu erziehen, wurde ein großer Theil der Professoren so gegen ihn aufgebracht, daß sie ihn einen Widersacher wissenschaft-

licher Bildung schmähten. Und als ein junger Docent, August Hermann Franke mit noch zwei Gleichgesinnten sogenannte Collegia philobiblica errichtete, an denen viele Studenten und Bürger Theil nahmen, so machten auch die Geistlichen mit den Professoren gemeinschaftliche Sache, brachten den Spottnamen Pietisten und Pietismus auf und begannen in Wort und Schrift von Kanzeln und Kathedern jene erbitterten Streitigkeiten, die mit dem Namen „pietistische" eine lange Reihe von Jahren durch die Kirche zogen. Auf den Bericht der theologischen Facultät zu Leipzig wurden diese Versammlungen vom Kurfürsten verboten, und Franke aus Leipzig verwiesen, Spener aber allgemein von seinen Gegnern (unter denen Carpzov einer seiner heftigsten war) als „Patriarch der Pietisten" verlästert. Als Spener nach einiger Zeit in einem herkömmlichen beichtväterlichen Bußmahnschreiben an den Kurfürsten in seiner demüthigen und schonenden Weise denselben an seine Christenpflichten erinnerte und Spener's Gegner am Hofe dem Kurfürsten dieses Schreiben, das anfangs gut von ihm aufgenommen worden war, verdächtigten, so fiel er bei dem Kurfürsten in Ungnade. Schon gieng derselbe damit um, ihn des Dienstes zu entlassen, als Kurfürst Friedrich III von Brandenburg (der nachmalige König von Preußen) Spenern als Propst und Consistorialrath nach Berlin berief und nun der Kurfürst ihm, ohne daß er darum bat, die Entlassung dazu gab. Von den Segenswünschen der Tausende seiner Treuen begleitet, verließ er 1691 Dresden und trat in Berlin sein Amt an, worin er zwar auch bald ähnliche Angriffe und Kränkungen erfuhr, aber doch noch 14 Jahre lang in großem Segen wirkte und am 5. Febr. 1705 „mit der Hoffnung auf eine Besserung der Kirche auf Erden" starb.

Die Nachwirkungen von Spener's Geist zeigten sich insbesondere durch den fernern Zusammentritt christlicher Gemeinschaften, denen (einzelne Auswüchse abgerechnet) neben dem eigenen Wachsthum im Christenthum die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden am Herzen lag, — eine Pflicht, welche die katholische Kirche ihrerseits nie aus den Augen gelassen hatte. Die erste deutschprotestantische **Missionsgesellschaft** war die dänisch-hallische, die sich um jene Zeit, besonders durch des obgenannten Franke christliche Bemühungen bildete, und die ihre Missionäre (unter denen Ziegenbalg und Schwarz die wirksamsten waren) nach Tranquebar in Ostindien aussandte. (In England war übrigens schon 1747 die erste protestantische Missionsgesellschaft gestiftet worden.)

Von tief eingreifender Wirksamkeit im Gebiet des practischen Christenthums sowohl, als des Schulwesens jener Zeit war der dem Spener'schen Geiste verwandte **Franke**, der Stifter des hallischen Waisenhauses, das im ersten Viertheil des 18. Jahrhunderts auf weit hinaus ein leuchtendes Vorbild christlicher Glaubens- und Liebesthätigkeit für eine Zeit wurde, in welcher in dem Kampf um die rechtglaubige Lehre, dessen Berechtigung übrigens nicht in Zweifel gezogen werden kann, die Meisten vergessen hatten, was rechtglaubiges, lebendiges Christenthum ist.

Aug. Hermann **Franke**, geb. 1663 zu Lübeck, wo sein Vater Syndicus war, wurde vom 7. Jahr an in Gotha erzogen und gebildet, studirte dann in Erfurt und Kiel Theologie und wurde zu Leipzig 1685 Magister, errichtete als Docent daselbst die schon (oben bei Spener) erwähnten Collegia philobiblica, die er, nach einiger, durch Reisen nach Lüneburg und Hamburg veranlaßter Unterbrechung, so lange fortsetzte, bis ihm durch die Gegner Spener's diese Vorlesungen untersagt wurden, worauf er 1690 Leipzig verlies und als Diaconus in Erfurt durch Erbauung und Bibelverbreitung thätig war. Doch auch von hier wurde er vertrieben und wollte sich eben zu den Seinigen nach Gotha begeben, als er 1691 einen kurbrandenburgischen Ruf an die neuerrichtete Universität Halle als Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen und zu seinem bessern Auskommen 1692 zugleich die Pfarrstelle zu Glaucha

erhielt, die er 1714 mit der Predigerstelle an der Ulrichskirche zu Halle vertauschte. Er nahm sich besonders der Armen und Kinder an und suchte deren leibliche und geistige Noth mit aufopfernder Liebe zu heben. Unter Andern stellte er für sie in seiner Wohnung eine Büchse mit der Überschrift Joh. 3, 17. und 2. Kor. 9, 7 auf, und als einst eine wohlthätige Person 4 Thlr. 16 Gr. auf Einmal hineinlegte, kam er (1695) auf den Gedanken eine Armenschule damit zu begründen. Er bestellte einen armen Schüler für wöchentlich 6 Gr. zum Lehren, kaufte für weiter eingehende Gaben Schulbücher, theilte Almosen unter die Kinder aus, damit sie fleißig zum Unterricht kämen, und unternahm Reisen, um für seinen Zweck Gelder zu sammeln. Sein lebendiges Gottvertrauen erweckte so viele Herzen, daß er ein Haus zur Aufnahme von Waisenkindern anlegen konnte. Oft gieng ihm das Geld zur Bezahlung der Bauleute aus, immer aber kam die Hülfe noch zu rechter Zeit und stärkte seinen Glauben.

Die nieversiegende Quelle freiwilliger Liebesgaben setzte ihn in den Stand, seinen Plan zu erweitern. Nach 10 Jahren wurden in seiner Anstalt schon 125 Waisen und 75 arme Studenten ernährt und 800 fremde Kinder unterrichtet. — Um die Mittel zur Erweiterung und Unterhaltung der Anstalt zu vermehren, verband er damit eine Apotheke, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, eine Meierei, ein Pädagogium für Knaben und Jünglinge wohlhabender Ältern; und bald erhob sich auch ein Wittwenhaus und eine Krankenpflegeanstalt. — Die von ihm ausgehende verbesserte Lehrmethode und christliche Erziehungsweise machte lange Zeit hindurch das Hallische Waisenhaus zu einem Vorbild im deutschen Schulwesen. Unter seinen Mitarbeitern sind besonders Freylinghausen, Wiegleb, Neubauer zu nennen. Als Franke 1727 starb, wurden in den deutschen Schulen seiner Anstalt 2125 Kinder von 136 Lehrern größtentheils unentgeldlich unterrichtet, im Waisenhaus 430 Waisen, dazu mehrere hundert andere arme Kinder und 255 arme Studenten gespeist; das Pädagogium bestand aus 152 Personen, die Gehülfen und dienenden Personen in den übrigen Anstalten nicht gerechnet. Besonders zu erwähnen ist auch die mit diesen Instituten verbundene segensreiche Cansteinische Bibelanstalt. (Freiherr von Canstein, geb. 1667, ein inniger Freund Spener's sowohl, als Franke's, förderte dessen Sache durch seinen Rath und seinen Einfluß bei Hofe, vorzüglich aber dadurch, daß er den fruchtbaren Gedanken faßte, aus eigenen und öffentlichen Beiträgen jene Anstalt zu gründen, um „Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis (A. u. N. T. für 6 Groschen) in die Hände zu bringen.“ Ja er dachte bereits auch auf die Verbreitung der h. Schrift in fremden Sprachen und wollte mit der englischen den Anfang machen. S. Plath's Biogr. Cansteins, Halle 1861). — Die sämmtlichen mit dem Gesammtnamen „Frankische Stiftungen“ oder auch bloß „Hallisches Waisenhaus“ bezeichneten Gebäude umschließen einen Raum, der einer sehr langen und breiten, oben und unten geschlossenen Straße gleicht. Nach seinem Vorgang wurden noch an mehreren Orten solche, mit Lehr- und Erziehungsanstalten verbundene Waisenhäuser errichtet und mit Lehrern aus der hallischen Musterschule besetzt.

So berechtigt die Vertreter des kirchlichen Bekenntnisses waren, wirklichen Irrlehren entgegenzutreten, so ungerecht war die Wuth, mit der eine streitsüchtige todte Orthodoxie die Gesammtheit der Anhänger Spener's und Franke's verfolgte, ohne einen Unterschied zwischen wahren und falschen, nüchternen und schwärmerischen Theilnehmern dieses neuerwachten christlichen Lebens zu machen, indem sie von ihrem todten Standpunct aus das innerste Leben dieser Männer nicht fassen konnte und das wahrhaft belebende Element, das sie der Kirche zuführen wollten, nicht verstand oder nicht gehörig würdigte, um es ihr in segensreicher Weise dienstbar zu machen.

So machten Wittenberger Professoren es Spener'n zum Vorwurf, daß er auf Heiligung, als auf die nothwendige Frucht des Glaubens, drang; daß er versicherte, man könne auch von Reformirten, Katholiken, Quäckern 2c. Manches lernen; daß er das meiste Verderben in der Kirche unwiedergebornen Lehrern zuschreibe; daß er behaupte: daß der neue Mensch durch das h. Abendmahl genährt werde, daß die Gültigkeit der Sündenvergebung die Wahrheit und Redlichkeit der Buße voraussetze, daß alle Rache verboten sei, daß die Seligkeit und das ewige Leben für den wahren Christen schon in diesem Leben beginne 2c. — Wo solche Wächter die Macht in Händen hatten, verfuhren sie gegen die Pietisten gerade so arg, wie einst die Römischen gegen die Anhänger der Reformatoren. Als sie z. B. in Hamburg den Schwager Spener's aus seinem Amte und aus der Stadt vertrieben hatten, und der Magistrat, den Anforderunger seiner Gegner, daß man die zurückgebliebene Frau desselben mit Gewalt aus der Stadt schaffen solle, nicht nachkommen wollte, so entstand ein Straßenkampf, den die bewaffnete Macht mit Mühe dämpfte; ja der Magistrat mußte nachgeben, und die arme Frau sammt ihren Habseligkeiten aus der Stadt schaffen!

Aber auch die Freidenker hatte die Spener'sche Thätigkeit zu Feinden. Unter den letztern befand sich Christian Thomasius, wiewohl derselbe Spener'n anfangs begünstigt hatte, — ein Mann übrigens, der das große Verdienst hat, daß er durch seine Beredsamkeit die Abschaffung der Tortur und der Hexenprozesse (denen schon früher der edle Katholik Friedrich von Spee muthig entgegengetreten war) bewirkte, und der überhaupt dem Aberglauben scharf zu Leibe gieng, nur aber bei seinen Bestrebungen, die Achtung vor den Menschenrechten geltend zu machen, durch seine Philosophie den Grund des positiven Glaubens untergrub.

Christian Thomasius, geb. 1655 zu Leipzig, wurde 1684 Prof. der Beredsamkeit und Rector der Thomasschule daselbst und 1675 Prof. der Jurisprudenz zu Frankfurt a. d. O. Von da mußte er, wegen seiner Vertheidigung der Vermählung eines lutherischen Herzogs mit einer reformirten Prinzessin, aus Sachsen, wo ihm Verhaftung drohte, nach Halle fliehen, wo er Vorlesungen an der Ritteracademie hielt, und als diese 1694 zu einer Universität erhoben wurde, eine Professur der Rechte und nachher das Directorium der Universität erhielt, das er bis an seinen Tod 1728 bekleidete. Er war der erste deutsche Universitätslehrer, der sich bei seinen Vorlesungen der Muttersprache bediente. Er war bloß practischer Denker, und allgemeine philosophische Aufklärung sein Ziel, wobei aber Mangel an Tiefe, die Sucht, originell zu sein und der Wahn, in allen Wissenschaften über allen seinen Zeitgenossen zu stehen, seinem Ruhme schadete. (Er stellte die Ehe als einen bloß bürgerlichen Vertrag dar und vertheidigte den Concubinat und die Vielweiberei vom Standpuncte des Naturrechts.)

Da es dem König Friedrich I von Preußen gelungen war, wenigstens auf der Universität Halle eine Art Friedenscompromiß zwischen der Orthodoxie und den Pietisten zu Stande zu bringen, so hoffte er auch zwischen Lutheranern und Reformirten eine Union, welche von den Reformirten von Anfang an war angestrebt worden, zu Stande bringen zu können, und setzte zu dem Ende 1703 eine Commission unter dem Namen Collegium charitativum nieder. Allein der Versuch scheiterte, wie so viele frühere, und selbst Leibnitz, der zu Rathe gezogen worden war, widerrieth die Fortsetzung der Unionsverhandlungen mit dem Bemerken, daß die Union „ein Universalwerk sein müsse, wenn daraus nicht ein

neues Schisma in der Kirche entstehen solle, was zu einer Zeit, wo die Wohlfahrt beider evangelischen Kirchen wie an einem seidenen Faden hange, unzeitig, ja höchst gefährlich sein würde." König Friedrich hob nun zwar das Collegium charitativum auf, beförderte aber doch in seiner reformirten Gesinnung noch einzelne vergebliche Versuche.

In Brandenburg, wo seit 1540 nur die lutherische Kirchenordnung gegolten hatte, hatte man seit dem Übertritt des Landesfürsten Johann Sigismund 1613 zur reformirten Kirche dieser letztern den Eingang zu verschaffen und durch die Confessio Sigismundi, welche die schärfsten Unterscheidungslehren umgieng, auf die Vereinigung beider Confessionen hinzuarbeiten gesucht. Allein die angestellten Religionsgespräche (zu Leipzig 1631, zu Thorn 1645, zu Cosel 1661) verschärften den Gegensatz nur. Denn die lutherische Geistlichkeit und die Landstände setzten nachhaltigen Widerstand entgegen. Hierauf suchte man durch Übertragung der lutherischen Kirchensachen auf den reformirten Geheimenrath, durch Abschaffung der Verpflichtung auf die Concordienformel, durch das Verbot des Besuchs der lutherischen Universität Wittenberg den Widerstand zu brechen. — Als sodann unter dem großen Kurfürsten so viele um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterland vertriebene reformirte Franzosen, Pfälzer, Holländer und Waldenser im Brandenburgischen Aufnahme fanden und dadurch, wenigstens in den preußischen Ostseeprovinzen, die reformirten Gemeinden zusehends wuchsen: so trat durch die Gründung eines eigenen reformirten Kirchendirectoriums 1713 die reformirte Kirche förmlich neben der lutherischen auf. Die lutherische wurde viel später, nämlich erst 1750, durch ein eigenes lutherisches Oberconsistorium vertreten.

Weit schlimmer für den Kirchenfrieden standen von jeher die Verhältnisse der Lutheraner und Reformirten in der Pfalz, wo in den Religionswechsel der Kurfürsten immer das ganze Land hineingezogen und auf diese Weise bald die eine, bald die andere Partei unterdrückt wurde. Bereits ist erwähnt worden, wie Kurfürst Friedrich III den Calvinismus in der Pfalz begründet hatte; unter dem Kurfürsten Karl Ludwig, der von Unionsgedanken ausgieng, hatte die Strenge der calvinistischen Einrichtungen nachgelassen, die aber sein Sohn Karl (1680 – 85) wieder schärfte. An letzterem hatten die Lutheraner keinen Gönner und die ihnen von dessen Vater bewilligte Duldung wurde sehr beschränkt. Als sodann in dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm I (dem Sohne des zum Katholicismus übergetretenen Wolfgang Wilhelm von Neuburg) die katholische Linie zur Regierung über die Pfalz kam, so wurden Lutheraner und Reformirte gleichmäßig so sehr unterdrückt, daß „die pfälzischen Religionsbeschwerden ein stehender Artikel auf den Reichstagen und bei den Reichsgerichten" wurden. Doch gieng diese Unterdrückung mehr von den verschiedenen Ordensgeistlichen: Kapuzinern, Franciscanern und Jesuiten aus, deren übermäßige Forderungen der Kurfürst oft selbst in die Schranken wies, dabei aber sich der Reformirten mit mehr Nachdruck annahm, als der Lutheraner. Übrigens konnte man diesem Fürsten nachrühmen, daß seine Religiösität nie in Unduldsamkeit ausartete. — Unter seinem Sohne Johann Wilhelm (1690 — 1716) — einem Ludwig XIV im Kleinen — dessen politische Rathgeber die Jesuiten waren, nahmen jene kirchlichen Bedrückungen der Protestanten so zu, daß schon im 3. Jahre seiner Regierung 100 reformirte Kirchen an jene Ordensmänner übergeben waren. Welch' ein Schaden vollends der in Folge der Clausel des Ryswiker Friedens unter Johann Wilhelm eintretende kirchliche Terrorismus den pfälzischen Protestanten verursachte, ist oben (XXII. 6, 2. a. E.) angedeutet worden. Dieser Terrorismus dauerte fort, bis ihm 1705 die sogenannte Religionsdeclaration ein gewisses Ziel setzte und den pfälzischen Kirchenverhältnissen eine gesetzliche Grundlage gab (wiewohl die Katholiken dabei doch die Gewinnenden und die Protestanten die Verlierenden blieben). (L. Häusser's Geschichte der rhein. Pfalz, Bd. II. Abschn. II.) — Unter der Regierung des Kurfürsten Karl Philipp (1716 – 1742)

des vorhergehenden Regenten vierten Bruders, der gleichfalls hierarchischen Einflüssen unterworfen war, erneuerten sich die kirchlichen Gewaltthaten, indem das Verbot des Heidelberger Katechismus der Anfang noch größerer Bedrückungen wurde. Die Protestationen Preußens und Hessenkassels, desgleichen die englischen und holländischen Intercessionen vermochten lange nicht viel. Erst als der Kaiser Karl VI im J. 1720, aus Rücksicht auf England und Holland, welche ihm die pragmatische Sanction garantirten, dem genannten Kurfürsten gebot, den Reformirten zu Heidelberg eine ihnen weggenommene Kirche zurückzugeben und den Gebrauch ihres Katechismus wieder zu gestatten, so gab der Kürfürst nach, verlegte aber im Unwillen darüber seine Residenz von Heidelberg nach — Mannheim! Dennoch blieb die Lage der prot. Kirche „beengt, wie sie es gewesen war, und ward unter der folgenden kurpfälzischen Regierung nicht gebessert." (Häusser a. a. O. III. Abschn.)

Der häufige Übertritt protestantischer Fürsten damaliger Zeit zur katholischen Confession (worin der sächsische Kurfürst August II vorangegangen war, und unter Andern der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig noch in seinem hohen Alter ein Beispiel anderer Art gab) und die Toleranz mancher dieser convertirten Fürsten gegen die Reformirten veranlaßte auch einige Versuche zu einer Union zwischen Katholiken und Protestanten. Diese gelang aber ihrer Natur nach noch weniger, obgleich die Theologen der Helmstädter Universität den Übertritt von der lutherischen Kirche zur katholischen für unverfänglich erklärten, weil der Unterschied nur auf Mißverständnissen beruhe, und obgleich selbst Kaiser Leopold I durch Fabricius (der den venetianischen antipäpstlichen Katholicismus vor Augen hatte) eine solche Union zu befördern suchte, deren Unmöglichkeit durch das Anathema des Tridentiner Concils zur Genüge erklärt wird. Wie wenig Umstände dagegen manche andere, von Haus aus katholische Fürsten mit ihren protestantischen Unterthanen machten, bewies die Vertreibung der 30000 Salzburger durch ihren katholischen Landesherrn (1731).

Weil nämlich diese Protestanten im Salzburgischen die Rechtsbeständigkeit ihres Bekenntnisses vor dem Normaljahr 1624 nicht nachweisen konnten, so nöthigte sie der Erzbischoff von Salzburg (ein Freiherr von Firmian) auszuwandern, denn er wollte, wie er schwur, die Ketzer aus dem Lande haben und „sollten auch Disteln und Dornen auf den Äckern wachsen." Nachdem sie einige Jahre schon verfolgt worden waren, traten sie am 5. Aug. 1731 insgeheim zusammen und schloßen den sogenannten Salzbund (nach 2. Chron. 3, 5) mit dem Schwur, vom evangelischen Glauben nicht zu lassen und einig und treu zu einander zu stehen in Noth und Tod. Deßhalb ließ der Erzbischoff fremde Truppen (6000 M.) einlagern und hoffte sie dadurch einzuschüchtern. Da aber unter diesen Truppen selbst viele Protestanten waren, von welchen die Gedrückten ermuthigt wurden, so entfernte er einen Theil der Truppen wieder. Unterdeß hatte sich das Corpus Evangelicorum zu Regensburg an den Kaiser um Abhülfe gewendet, aber kein Gehör gefunden. Da nahm sich König Friedrich Wilhelm I von Preußen der Bedrängten an und drohte mit Repressalien. Hierauf beschloß der Erzbischoff, sie aus seinem Lande zu vertreiben, gab ihnen aber nur eine dreimonatliche Frist, obgleich der westfälische Friede eine dreijährige bestimmt hatte. Auf den Einspruch des Corpus Evang. erhielten sie jedoch einige kurze Fristverlängerungen. In allen protestantischen Landen, durch welche die Auswandernden zogen, wurden sie mit begeisterter Liebe behandelt. Den größten Theil dieser armen Vertriebenen nahm der König von Preußen im Litthauischen auf, wie denn überhaupt das brandenburgisch-preußische Haus mehr und mehr den

Beruf einer Schutzherrschaft über den Protestantismus erkannte, welche das sächsische Haus durch den Übertritt seines Kurfürsten zur katholischen Religion aus der Hand gegeben hatte.

Bei der nachlassenden Wachsamkeit, deren sich übrigens im Ganzen die beiden protestantischen Confessionen in Bezug auf die Kleinodien ihres Glaubens schuldig machten, kam es, daß die lutherische und die reformirte Kirche in Preußen sowohl, als auch in andern deutschen Landen durch den immer mehr zunehmenden Territorialismus, d. h. durch die Unterwerfung der Landeskirchen unter den Staat und dessen kirchliche Verordnungen, allmählich ihre Unabhängigkeit und bezugsweise Selbständigkeit verloren. Dadurch litt das innerste Wesen der Kirche, und die Staaten selbst mußten fortan den Verfall und die Ohnmacht der Kirche schwer empfinden.

Katholischer Seits hat die unbhängige Haltung, welche die Staatsregierungen dieser Confession in Bezug auf den päpstlichen Stuhl annahmen, bewirkt, daß die katholische Kirche wieder mehr in die Lage der Selbstvertheidigung zurückversetzt wurde.

4. Deutsches Handels- und Gewerbswesen in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrh. Die deutschen Handelsstädte. Verfall des Handels der Binnenstädte. Die Anstalten für das Gemeinwohl.

Noch sei ein Blick auf das Handels- und Gewerbwesen dieser Periode geworfen. Da im Haushalt der meisten Staaten das Deficit nicht fehlte und die Staatsschulden vermehrt waren, denen das Papiergeld nicht abhalf, so suchte man die Quellen der Einnahmen durch Beförderung des Merkantilsystems zu mehren. Mit dem Eifer für Verkehrserweiterung, namentlich durch Bildung von Handelsgesellschaften, stieg aber auch die Gewöhnung des Volks an fremde Getränke, Gewürze, Gerüche, Zeuche und andere Bedürfnisse. Der deutsche Landbau wurde zwar allenthalben, wo Kriegsruhe eingetreten war, mit Fleiß betrieben, war aber noch vielfach durch den Druck der Steuer und der Gerichtsverhältnisse gehemmt, in welchem der Landmann gehalten wurde. Zur Hebung der Industrie, vorzüglich der Manufacturen und Metallfabriken, trug die Einführung der stehenden Heere bei; insbesondere war für deutsche Gewerbe die Einwanderung der französischen Refugiés, darunter sehr viele Fabrikanten waren, förderlich, indem sie Handschuh-, Hut-, Seiden-, Silber- und Goldstoff-Manufacturen, Glas-, Porcellan- und andere Fabriken gründeten. Doch konnte dadurch der alte Gewerbfleiß der deutschen Städte nicht ersetzt werden; vielmehr schadeten diese Fabriken dem Kleinhandwerker, abgesehen von dem Übelstande, daß die durch sie vermehrte Sucht nach französischer Mode dem alten deutschen Sinn und den von den Voreltern ererbten guten Sitten merklichen Eintrag that. Lein- und Tuchfabriken, die schon lange vorher bestanden, hoben sich besonders in den Niederlanden und in Kursachsen, in

welchem letztern Staat auch der Land= nnd Bergbau mit der meisten Einsicht betrieben wurde.

Die bedeutendsten deutschen Handelsstädte waren um jene Zeit Hamburg und Bremen durch ihren sich erweiternden Verkehr mit dem westlichen Europa, während Lübeck und andere Seestädte, welche vorher mit dem Nordosten einen großen Verkehr gehabt hatten, ihren Wohlstand einbüßten und fast nur den Getreidehandel behielten, den sie als Zwischenhandel zwischen dem Nordosten und dem Westen betrieben. Frankfurt, Leipzig und Braunschweig waren besonders durch ihre Messen berühmt. Aber die einst so reichen Bürgerschaften derjenigen deutschen binnenländischen Städte, durch welche der Welthandel von Italien her nach dem Norden und Nordosten gegangen war, sahen sich nun auf ihre eigenen Erwerbsquellen beschränkt. Neue Handelswege ließen sich nicht eröffnen, da England und Holland den Weltverkehr beherrschten; und die Theilnahme daran sich zu erzwingen, gebrach es Deutschland an Kraft. Überdieß waren ihm seine beiden größten Verkehrswege, der Rhein und die Donau, an ihren Mündungen, dort durch die systematische Eigensucht der Holländer, hier durch die Brutalität der Türken, gesperrt, und unverständige Finanzspeculationen in Aufrichtung von zahlreichen Wasserzollstätten, Vermehrung von Stapelgerechtsamen ꝛc. lähmten vollends die Freiheit des Verkehrs.

Wo eine Staatsverwaltung einsichtsvolle Thätigkeit entwickelte, da suchte man durch Waisen= und Invalidenhäuser, Quarantainen, medicinische Bildungsanstalten, Kranken= und Gebärhäuser, Straßenbeleuchtung und andere dem Gemeinwohl dienende Einrichtungen der so lange und schwer gestörten Behaglichkeit der Völker möglichst aufzuhelfen, wie es denn in der Periode, in welche demnächst unsere Betrachtung eintritt, den deutschen Fürsten und Staatsmännern zur Ehrensache zu werden anfieng, für das Wohl der Völker thätig zu seyn, so weit ihre vom Geist der Zeit beherrschte Einsicht reichte. Hätte nur diese Einsicht aus der rechten Lichtquelle geschöpft, so wäre nicht zumeist das Gegentheil von dem hervorgegangen, was guter Wille für die Förderung des Menschenwohls erstrebte.

6. Kapitel. Frankreich im Innern unter Ludwig XV bis zur Allgewalt der Pompadour. Steigerung des sittlichen Übels in der höhern Gesellschaft. Die Oppositionsliteratur gegen kirchliche Hierarchie und staatlichen Absolutismus in ihrer gleichzeitigen Richtung gegen den Grund der Kirche und des Staats.

1. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans. Cardinal Dubois. Offene Herrschaft des Unglaubens und der Sittenlosigkeit. Der Skeptiker Bayle; der Epicureer St. Evremont. Die französische Aspasia. Der Pariser Hof. Zerrüttung der Finanzen. Die Law'sche Zettelbank.

Bevor wir in der politischen Geschichte für längere Zeit wieder auf den deutschen Boden zurückkehren, müssen wir noch das Wichtigste von dem nachholen, was sich im Innern des auf Deutschland in politischer und moralischer Hinsicht so tief einwirkenden Frankreichs seit dem Tode Ludwigs XIV unter Ludwig XV und zwar zunächst in der Regentschaftsperiode, sowie unter der Verwaltung Fleury's bis in die Zeit der Pompadour zugetragen und dort in geistiger und sittlicher Beziehung die zum Theil dämonischen Grundtöne hervorgebracht hat, deren Schwingungen in ihren contrapunctischen Modulationen noch die Neuzeit durchgellen und auch in Deutschland nachhallen sollten.

Für den fünfjährigen Thronerben Frankreichs, Ludwig XV, trat wider seines Großvaters testamentarische Verordnung mit Hülfe des gefügigen Parlaments, das wieder die Rolle eines Reichsrathes spielen wollte, der nächste unter den Verwandten des königlichen Hauses, der Herzog Philipp II von Orleans, Ludwig's XIV Bruderssohn die Regentschaft in unumschränkter Weise an, indem er den durch Ludwigs XIV Testament ihm beigegebenen Regentschaftsrath, ohne dessen Beistimmung er nicht handeln sollte, gänzlich beseitigte, und sich blos von seinem ehemaligen Erzieher und nunmehrigen obersten Agenten, dem Abbé (und nachmaligen Cardinal) Dubois leiten ließ, dessen Lehre und Beispiel ihn zu dem lasterhaften und gottlosen Wüstling gemacht hatte, der er bei allen seinen geistigen Anlagen war.

Seine Talente waren vielseitig: er hätte in anderem Stande als Maler, als Musiker, selbst in einem oder dem andern Fache der Gelehrsamkeit sich auszeichnen können. Er gieng gern mit Männern der Wissenschaft um, nahm selbst manchmal an den chemischen Arbeiten Hombergs Theil, dem er im Palais Royal ein Laboratorium errichten ließ; er drückte sich klar aus und interessirte sich für materielle und geistige Probleme. Aber mit Recht sagte seine verständige Mutter, die pfälzische Elisabetha Charlotte, daß allen seinen Gaben „eine vernachlässigte Fee den Fluch beigegeben habe, daß sie ihm nichts nützen, sondern durch eben so große Laster verdunkelt werden sollten.“

Denn dieser Philipp von Orleans war es, der hauptsächlich den frivolen, die Wahrheiten des Christenthums untergrabenden Geist begünstigte,

welcher sich zwar bei der am Hofe Ludwig XIV zuletzt herrschenden Bigotterie nur im Geheimen verbreitet hatte, aber jetzt, als Rückschlag dagegen, mit der schamlosesten Offenheit hervortrat und auch die letzten äußern Wehren und Dämme der Sitte und Zucht niedertretend, in der scheußlichsten Gestalt der Gottentfremdung und des Lasterdienstes erschien.

Die heillosen Grundsätze, daß der Mensch nur da sei, dem Sinnengenusse zu dienen; daß die göttlichen Gebote und die auf ihre Übertretung gesetzten göttlichen Strafen nur eine Erfindung verrückter Menschen sei, daß überhaupt der Glaube an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, geschweige an die Erlösung durch Christum nur leerer Wahn, die Ungebundenheit des eigenen Willens die wahre Freiheit sei, — alle diese Grundsätze waren Folgen der heuchlerischen Bigotterie des Hofs und eines durch die gewaltsame Unterdrückung der Reformation herrschend gewordenen Atheismus. Dieser fand da, wo die Mißbräuche der Kirche einen das Evangelium beeinträchtigenden Einfluß übten, eine um so gefährlichere Anwendung und Weiterbildung, als die von Ludwig XIV beförderte glanzvolle Außenseite der Bildung mit den wahren Zuständen einen um so grelleren Abstand bildete.

So wie Bayle in seinen Schriften die skeptische Richtung vertrat, so war Charles de St. Denis, Seigneur de St. Evremont († 1703), als geistreichster Gesellschafter in Paris, in theoretischer sowohl, als practischer Hinsicht der Vertreter des Epicureismus, einer Lebensrichtung, die sich übrigens in der sogenannten französischen Aspasia auf die vollkommenste Weise concentrirte. Es war dieß die damals alle höhere Gesellschaft um sich vereinigende Ninon de l'Enclos, eine durch ihre Schönheit, wie durch ihren Geist bis in ihr höchstes Alter die ausgezeichnetsten Männer bezaubernde Courtisane, von der man erzählt, daß einer ihrer Söhne (sie hatte deren mehrere, obgleich sie nicht verheirathet war), ohne zu wissen, daß sie seine Mutter sei, sich in sie verliebt und als er des Geheimnisses inne geworden, in der Verzweiflung sich den Tod gegeben habe. Sie war „das mit Geist geschminkte Laster, welches in ihr seine Priesterin, in ihrem Salon seinen Tempel hatte"; denn dieser ihr Salon „war für die Corruption der europäischen Höfe und des Adels, wie der Literatur so wichtig, als des ehebrecherischen Ludwig's XIV eigene Hofhaltung." (Leo.)

So offen der Sinnengenuß an diesem Hofe sich zur verführerischen Schau gestellt hatte, so war das doch unter der Hülle des Geistes und äußerlichen Anstandes geschehen, und als in der spätern Zeit der Regierung Ludwig's XIV die Frömmelei und Bigotterie zum Feigenblatt geheimer Schande diente, wagte sich das Laster und die Gottlosigkeit noch nicht in grober, unverdeckter Frivolität hervor. Kaum aber hatte Ludwig XIV die Augen geschlossen, so rissen alle künstlich angezogenen Bande äußerer Sitte mit Einemmal, und durch den rohsinnlichen Herzog-Regenten erhielt das Laster in seiner scheußlichsten Gestalt die ausgedehnteste Freiheit der Bewegung. Er machte den Pariser Hof zum Mittelpunct der verworfensten Sittenlosigkeit. Täglich brachte der Herzog seine Abende in der Gesellschaft lüderlicher Männer und Frauen zu, die er nur seine roués (Geräderten) nannte, weil alle — nach seiner eigenen Erklärung — „verdienten, auf dem Rade zu liegen." Denn ungeachtet er ihnen mit seinem schlechten Beispiel vorausgieng, verachtete er sie doch tief, ohne übrigens selbst eine Scham zu empfinden, welche wenigstens sein alter Kammerdiener, der ihm auf dem Gang zu seinen Abendgesellschaften leuchten mußte, besaß, indem er dem Herzog, der ihn einst scherzweise mit hineinzugehen einlud, antwortete: „Gnädiger Herr! hier hört mein Dienst auf: in so schlechte Gesellschaft gehe ich nicht, und es thut mir leid, Sie darin zu wissen!" Mit Recht hat man die geheime Lebensseite dieser Regentschaft ein „fortgesetztes Bacchanal" genannt, dem nur das raffinirte Lasterleben mancher römischen Kaiser zur Seite steht.

Während man den jungen König unter den Händen characterloser Erzieher ohne höhere sittliche Leitung aufwachsen ließ, wurde das Reich von dem Herzog von Orleans und seinen Creaturen nach den Grund-

sätzen der Willkühr und Sittenlosigkeit verwaltet. Anfangs suchte er sich durch einige bessere Maßregeln populär zu machen. Er entließ die eingekerkerten Jansenisten aus der Bastille, verbannte den Jesuiten Le Tellier, ihren Verfolger, in die Provinz, erleichterte einige Auflagen und stellte den freien Verkehr mit Getreide wieder her. Da aber die Staatskasse erschöpft und überdieß eine so bedeutende Schuldenlast vorhanden, ja alles Einkommen im Voraus auf zwei Jahre verpfändet war, so galt es vor Allem, durch ein zweckmäßiges Finanzsystem dem Mangel abzuhelfen. Aber dazu bediente man sich unrechtmäßiger und gefährlicher Mittel, welche in wenigen Jahren einen völligen Staatsbankrott herbeiführten.

Solche Mittel waren z. B. die willkührliche Ungültigmachung vieler rechtmäßigen Forderungen, welche Einzelne an den Staat hatten; ferner der Abzug an der ohnedieß elenden Löhnung der darbenden Söldner; die Verschlechterung der Münzen; die Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld; die von der Chambre ardente an Staatspächtern und Einnehmern verübte Abnöthigung großer Summen durch Androhung von Unterschleifsprozessen rc. Der Gewinn aus allen diesen Finanzkniffen kam keineswegs dem Staate zu gut, sondern floß in den Privatsäckel des Regenten, der seinen Günstlingen und Lastergenossen mit vollen Händen spendete.

Das größte Aufsehen machte die mißglückte Finanzspeculation des Schotten John Law. Sohn eines Goldschmieds in Edinburg, bei welchem er Gelegenheit gehabt hatte, das Bank- und Wechselgeschäft kennen zu lernen, etablirte er sich zuerst in London, wo er durch geschickte Verwaltung seines Vermögens und feine Manieren in den vornehmsten Kreisen Zugang fand. Aber in Folge eines unglücklichen Duells zur Flucht genöthigt, besuchte er sodann die großen Städte des Continents (Amsterdam, Paris, Venedig, Genua, Rom), und trug sich mit der Errichtung einer Bank nach einer neuen Theorie des Credits, welche jedoch zu errichten ihm nirgends geglückt war. Bald nach dem Tode Ludwig's XIV erschien er zum zweiten Male in Paris, wohin er ein Vermögen von 1,600,000 Livres mitbrachte und wo er durch seine Geschicklichkeit im hohen Spiel und durch seine finanziellen Talente das Vertrauen des Regenten gewann. — Da nun in Italien, England, Holland bereits blühende Banken vorhanden waren, welche dem Geld- und Handelsverkehr zu großer Erleichterung dienten, so fand das großartige Project des genialen Speculanten um so leichter Eingang, als Frankreich deren noch keine besaß, während die Verlegenheiten der Staatskasse um so größer waren. — Er schlug vor, alle Monopole der öffentlichen Einnahmen (Steuern, Münzen, Pachtungen, Tabak rc.) so wie alle Privilegien der Handelscompagnieen in einer großen Staatsbank zu vereinigen und diese dann zur Ausgabe von Bankscheinen im drei- bis vierfachen Betrag der Einnahme zu ermächtigen, welche, zum Nennwerthe in Verkehr angenommen, — wie es jetzt allwärts geschieht — das öffentliche Vermögen um den gleichen Betrag vermehren, mithin die Staatslasten ebenso erleichtern würde. Dieser Vorschlag, wodurch dem Staat aus seiner Noth geholfen werden sollte, leuchtete dem Regenten um so mehr ein, als ihm und seinen Freunden dadurch zugleich eine bequeme Gelegenheit, sich durch Speculation zu bereichern, dargeboten wurde.

Law begann damit, daß er 1716 mit einem Capital von 6 Millionen eine Bank gründete, und in Folge der günstigen Meinung des Publicums von derselben schon bis 1717 für 20 Mill. Bankbillets ausgeben konnte, welche nun auch kraft eines Edicts des Regenten an allen öffentlichen Cassen im Nennwerth als Zahlung angenommen wurden. — Hierauf übernahm er das Monopol des Handels nach Louisiana und erlangte die Erweiterung desselben auf Ost- und Westindien, um darauf eine Compagnie mit 100 Mill. Capital in 200,000 Actien zu errichten, um die man sich riß und die man bald weit über den Nominalwerth bezahlte. — Zwar bildete sich nun eine Opposition von Seiten der älteren besonnenen Finanzmänner, in Folge deren das Parlament am 12. Aug. 1718 den Einnehmern verbot, ferner Bankbillete anzunehmen, deren

dadurch alsbald eintretende Entwerthung eine solche Aufregung gegen Law veranlaßte, daß seine persönliche Sicherheit in hohem Grade bedroht war und er im Palais-Royal eine Zuflucht suchen mußte. — Allein der Regent gewährte dem Verfolgten seinen Schutz, entzog dem Parlament durch königliche Declarationen das Recht der Remonstranz auf diesem Gebiete und verwandelte die Bank im Dec. in eine königliche, deren Direction Law übertragen wurde. Zwar durften ohne Beschluß des Staatsraths keine neuen Bankbillets mehr ausgegeben werden, aber schon in wenigen Monaten betrugen die ausgegebenen an 100 Millionen.

Unterdessen erlangte die Compagnie für Indien auch das Monopol des Tabaks, der Münze, der Pachtungen und aller Staatseinnahmen und kam dadurch in die Lage, weitere 50,000 Actien im Nominalwerth von 500 Liv. auszugeben, welche aber zu 550 Liv. verkauft wurden und 3 Monate später weitere 25,000 Actien à 500 Liv., welche schon in Folge des stets steigenden Curses je zu 1000 verkauft werden konnten, während der Zins auf 12 pCt. festgestellt wurde. Nun glaubte sich Law in der Lage, auch sein Versprechen hinsichtlich der Staatsschulden lösen zu können, woran er vom Regenten beständig erinnert wurde. Die Compagnie für Indien gewährte daher dem Staate ein Anlehen von 1500 Millionen (zu ca. $3^1/_2$ pCt.) und erhielt dagegen die Befugniß, die Zahl ihrer Actien bis zu dieser Summe zu erhöhen. Zu gleicher Zeit hatte der Schwindel mit Actien so sehr zugenommen, daß der Curs einer Actie von 500 Liv. bereits auf 5000 stand, und da er immer noch im Steigen war, weitere 349,000 Actien von 500 Liv. zu je 5000 Liv. verkauft werden konnten. Auch war Ende 1719 bereits eine Milliarde Bankbillete in Umlauf und noch schien das Speculationsfieber so wenig nachzulassen, daß im Oct. der Curs einer Actie von nominell 500 Liv. auf 20,000 stand. Bei der Ausgabe der Actien war der Zudrang so ungeheuer, daß man sich darum stritt. Der hohe Adel war vorzugsweise betheiligt; aus den Provinzen strömte es nach Paris, um Actien zu kaufen, und selbst auswärtige Fürsten sandten zu diesem Zweck Beauftragte dahin. Ungeheure Summen wurden in wenigen Monaten gewonnen und die Geschäftsthätigkeit schien sich in ganz Frankreich zu verdoppeln.

Jedoch konnte eine so schwindelhafte Verblendung nicht lange dauern. Weiter sehende Speculanten begannen mit dem Jahre 1720 ihre Actien zu verkaufen und ihre Bankbillete in Silber umzusetzen; bald folgten Andre und in kurzer Zeit wurde das Mißtrauen allgemein. Vergebens war der gezwungene Curs, vergebens eine Verordnung, nur in Bankbillets zu zahlen; vergebens suchte Law Bank und Compagnie zu vereinigen: es gereichte beiden zum Untergang und der Schrecken wurde nur um so größer. Die Papiere sanken immer tiefer und die Bank mußte endlich geschlossen werden, weil sie ihre Billets nicht mehr einlösen konnte. Ein Straßentumult, worin 16 Personen erdrückt wurden, führte zur Zerstörung der Wohnung Law's, welcher eingesetzt und zur Untersuchung gezogen wurde. Da sich aber keine genügende Beweise gegen ihn vorfanden, so verließ er Paris als Flüchtling und starb zu Venedig in Dürftigkeit. Der Herzog-Regent aber und andere Große — darunter auch der Herzog von Bourbon — hatten unermeßliche Gewinnste gemacht, die der Regent zwar zum Theil zu nützlichen Zwecken, z. B. zur Errichtung des Hotel Dieu, zumeist aber zur Befriedigung seiner Ausschweifungen und Wollüste verwendete. Ein damaliger Beobachter der Dinge wundert sich, daß das betrogene Volk den Regenten nicht in Stücke zerrissen oder nicht einen großen Aufstand gemacht habe, findet aber den Grund dieser Apathie in der Kraftlosigkeit des allzusehr erniedrigten Volks.

Um nun die Finanzen des Staats wieder herzustellen, wurde eine allgemeine Aufnahme des Vermögens der Bürger vorgenommen und die Inhaber von Actien und Bankbillets erhielten zwei Drittel des Nominalbetrags in Staatsrenten.

Hatte dieser Staatsbankbruch auch ungeheure Verluste zur Folge, so waren davon doch vorzugsweise nur solche betroffen, welche durch Speculation schnell reich werden wollten, während der Handels- und Unternehmungsgeist durch den gewaltigen Umschwung der Geld- und Credit-

verhältnisse den Anstoß zu einer neuen großartigen Entwicklung erhielt. Gleichwohl bietet dieser systematische Schwindel mit dem Staatsvermögen ein abschreckendes Beispiel auch noch für unsere Zeiten dar.

2. Mündigkeitserklärung Ludwig's XV. Tod des Herzogs von Orleans. Der Herzog von Bourbon=Condé. Verheirathung des Königs mit Maria Lesczinska. Cardinal Fleury's sparsame Verwaltung. Verderbniß des Königs durch Mätressen=Einfluß.

In die achtjährige Verwaltung des Regenten fiel jene Tripelallianz von 1717 zwischen England, Frankreich und Holland, sowie die Quadrupelallianz von 1719, deren oben K. 4, 1 gedacht ist. — Der junge König war lange sehr schwächlich, so daß der Herzog von Orleans sowohl, als auch Philipp V von Spanien auf den französischen Thron speculirten. Das Volk aber haßte den Herzog, und als einst der junge König von einer Krankheit genesen war (1721), war die Freude des Volks ein wahrer Paroxismus zu nennen. Da nun der König sich etwas kräftiger entwickelte, so wurde er 1723 durch ein lit de justice für mündig erklärt, nahm jedoch keineswegs an der Regierung Theil. Diese verblieb vielmehr fortwährend in den Händen des Herzogs oder eigentlich seines zwar klugen, aber „cynischen und brutalen" Premierministers Dubois, der jedoch noch in demselben Jahre an den Folgen einer Amputation, welche seine abscheulichen Ausschweifungen nöthig gemacht hatten, unter gotteslästerlichen Flüchen starb.

Zwar übernahm nun der Herzog von Orleans die Geschäfte allein; aber noch ehe das gleiche Jahr völlig zu Ende gieng, starb auch dieser vom Laster entnervte Mann, als er eben nach einer Unterhaltung mit einer Dame, die für seine Hetäre galt und ihm als Vorleserin diente, von seinem Sitze aufstund, um zum König zu gehen, an einem Schlaganfall.

Die Rolle eines ersten Ministers übernahm nun der ehrgeizige, aber im Geiste beschränkte Herzog von Bourbon=Condé, der unter dem Einflusse seiner Maitresse, der Marquise von Prye, stand, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem jungen Könige gleich eine Gemahlin zu verschaffen. Zwar hatte die vorhergegangene Regentschaft schon für ihn um eine spanische Infantin geworben, die erst sieben Jahre alt und bereits am französischen Hofe zur Erziehung war. Allein da der Marquise darum zu thun war, daß der König, dessen Schwächlichkeit kein langes Leben versprach, bald einen leiblichen Thronfolger bekäme, damit die etwa eintretende vormundschaftliche Regierung in des Herzogs von Bourbon und in ihren Händen bliebe: so schickte man (und zwar mit dem Beifall der öffentlichen Stimme) die spanische Prinzessin zurück (s. oben K. 4, 1) und sah sich nach einer weit ältern, dabei lenksamen und durch keinen Anhang gefährlichen Braut für den König um. Man fand sie in der Tochter des aus Polen vertriebenen, damals in

Weißenburg (an der pfälzisch-französischen Gränze (K. 4, 2 a. E.) fast unbeachtet lebenden Exkönigs Stanislaus Lesczinsky, mit Namen Maria Lesczinska, die nicht besonders schön, aber sanft und sieben Jahre älter als der König war.

Als der gutmüthige Stanislaus den Antrag des Herzogs von Bourbon gelesen hatte, rief er seiner Gemahlin und Tochter zu, sie sollten mit ihm auf den Knieen Gott danken; — und als die Tochter fragte: warum? ob er etwa wieder auf den polnischen Thron zurückberufen werde? antwortete er: „Nein! Der Himmel ist uns noch gnädiger: du bist Königin von Frankreich geworden!" Die Vermählung wurde am 4. Sept. 1725 zu Fontainebleau gefeiert.

Aber die herrschsüchtige Marquise kam doch um ihr Ziel. Der Erzieher des Königs, Hercule de Fleury, Bischoff von Frejus, hatte auf die königlichen Gnadenerweisungen einen Haupteinfluß und stand dadurch der Allgewalt des Herzogs noch im Wege: den Bischoff daher vom Hofe zu entfernen, suchte man sich sogar der Königin zu bedienen. Allein der König, von dem Bischof bereits über die Regierungsweise des Herzogs und über das Treiben der Marquise aufgeklärt, wollte den erfahrenen und ihm vertrauten Mann, der sich sogleich vom Hofe entfernt hatte, nicht entbehren: einige Monate darnach (im Juni 1726) wurde der Herzog sammt der Marquise in strenger Form vom Hofe verwiesen, Fleury dagegen, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach zum ersten Minister erhoben, zu welcher Stellung er bald darauf auch vom Papste die Cardinalswürde bekam. Die Prinzen von Geblüt aber, welche seit Ludwig XIV oft so eigenmächtig in die Regierung eingegriffen hatten, wurden fortan von der Theilnahme an derselben ausgeschlossen, und der König, der dadurch sein Ansehen gehoben fühlte, überließ um so lieber die Verwaltung des Staats seinem Lehrer und ältesten Vertrauten, als dieser, bereits 73 Jahre alt, den größten Theil der Regierung Ludwig's XIV in selbstbewußter Weise durchlebt und nun die Absicht hatte, dem französischen Königthum wieder eine solide Weltstellung zu verschaffen. Dieser welterfahrene und umsichtige, durchaus gemäßigte, ordnungs- und friedliebende Staatsmann nun machte es sich in seiner siebenzehnjährigen Staatsverwaltung zur Aufgabe, nach Innen den zerrütteten Zustand des Landes durch Sparsamkeit und gesunde Finanzgrundsätze, durch Hebung des Ackerbaus, Belebung des Handels und der Industrie, durch Förderung der Wissenschaft zu verbessern und auch, nach Außen wenigstens, durch eine wohlgeordnete Landmacht (nur die Marine blieb zurück) sowie durch aufrichtige Friedensliebe die Achtung der Nationen zu verschaffen, so daß man von ihm sagen konnte, er habe die Auflösung der alternden Monarchie „wie ein geschickter Arzt einen siechen Körper" durch seine Klugheit und Vorsicht länger aufgehalten, als es ohne ihn geschehen wäre.

Seine Vorsicht zeigte er besonders darin, daß er es verstand, einerseits mit der römischen Curie und dem französischen Klerus in Frieden zu leben und es doch andererseits mit dem Parlament und den übrigen Corporationen des Reichs zu keinem Conflicte kommen zu lassen. Daher fand er auch einen Gehorsam, wie man ihn seit Ludwig XIV nicht mehr geleistet hatte.

Da der König in Folge mangelhafter Erziehung träge, verschlossen und, nur mit sich beschäftigt, ohne Kraft und höhern Trieb war und keinerlei Neigung zu geistiger Anstrengung zeigte, so überließ Fleury ihn sich selbst, und gab ihm nur solche Gesellschafter, von denen nicht zu befürchten war, daß sie sich in die Regierung mischen würden.

Indeß beschäftigte sich der König, theilnahmlos für alles Höhere, mit den Vergnügungen der Jagd und lebte mit seiner ihn liebenden, frommen Gemahlin die ersten drei Jahre in einer ungestörten Ehe, deren Glück durch die Geburt von einem Zwillingstöchterpaar und einem Dauphin (1729) erhöht wurde. Allein das Bedürfniß äußerer Reize bei einem so unthätigen Leben und die Verführung seiner verdorbenen Umgebung brachte ihn in die Schlingen dreier Schwestern aus dem Hause de Nesle, mit welchen er abwechselnd Umgang hatte, bis endlich die jüngste, Frau von Tournelle, ihn ausschließlich zu fesseln wußte und daher von ihm zur Herzogin von Chateauroux erhoben wurde. So wurde der König nach und nach zu einem völligen Wüstling, und sein geheimes Hofleben übertraf bald an schamloser Sittenlosigkeit noch das des ehemaligen Herzogs-Regenten.

Ludwig XV ließ sich das Schloß Choisy mit aller nur ersinnlichen Pracht für seine geheimen Vergnügungen ausschmücken und feierte darin seine gewöhnlichen Bacchanalien. Die geheimsten Lustgemächer hatten eine Art Versenkung (wie sie auf einer Theaterbühne vorkommt), in welche auf ein gegebenes Zeichen die Tafel mit den gebrauchten Speisen und Getränken hinabsank, und aus welcher eine neubesetzte Tafel sammt den mittels eines Zettels verlangten andern Speisen und Getränken heraufkam. Diese Einrichtung machte aufwartende Diener überflüssig, die man bei dem üppigen Leben nicht zu Zeugen haben wollte. So wurden ganze Nächte durchschwelgt und dem Dienste des Lasters in schändlichster Weise gefröhnt. Kein Strahl höhern Lichtes drang in des Königs umdüsterte Seele, obgleich er alle Kirchengebräuche pünctlich beobachtete, und selbst wenn er noch so schändlich seine Abende zugebracht hatte, vergaß er niemals beim Niederlegen und Aufstehen mechanisch seine in der Jugend eingelernten Gebete herzusagen!

3. Tod Fleury's. Die Marquise von Pompadour und ihre Allgewalt. Wachsthum der sittlichen Pest in den höhern Ständen. Voltaire's Einfluß. Die Vertreter der negativen Geistesrichtung: Montesquieu; J. J. Rousseau, Diderot, Helvetius, d'Alembert (die Encyclopädisten).

In den Beziehungen Frankreichs nach Außen stellte Fleury das getrübte Verhältniß mit Spanien wieder her, hielt das gute Vernehmen mit England aufrecht, nahm zu Gunsten Lesczinsky's Theil am erneuerten polnischen Thronstreit (K. 4, 7 a. A.), bot aber zu rechter Zeit dem Kaiser von Österreich Frieden und erwarb dadurch, wiewohl auf Kosten des deutschen Reichs (wie oben gezeigt), für Frankreich den Besitz von Lothringen und somit eine neue Angriffsposition gegen Deutschland, ohne daß man damals österreichischer- und englischer Seits die Tragweite dieses Ereignisses gehörig erkannt hätte. Als er sich in der Folge in den österreichischen Erbfolgekrieg (s. unten K. 7, 6) verwickeln ließ und es sich

bereits zeigte, daß Frankreich nicht mit Ehren daraus hervorgehen werde, trat Fleury, noch vor dem Ende dieses Krieges, im 89. Jahre seines Alters mit Tod ab (1743).

Mit Fleury endete „die letzte Epoche des alt-französischen Königthums, in welcher eine oberste und feste Hand, unabhängig von den Intriguen des Hofs und den Interessen der Parteien, das Ruder des Staats" und Frankreich das Schiedsrichteramt in Europa geführt hatte. Er starb mit dem Ruhm, weder sich, noch seine Verwandtschaft auf Kosten des Staates bereichert zu haben. Doch trifft ihn der Vorwurf, seine der Ruhe und dem Wohlstande Frankreichs so förderliche und darum lang bewunderte Verwaltung zuletzt durch das oberwähnte Unternehmen, welches halb Europa gegen Frankreich aufregte, um ein andauerndes Gedeihen gebracht zu haben. Auch liegt es ihm zur Last, das ausschweifende Leben des Königs, wenigstens von da an, wo derselbe bereits zu tief darein verstrickt war, geduldet zu haben, um sich neben den Maitressen und deren Versuchen, sich in die Regierung einzumischen, behaupten zu können. Wirklich erlangten diese nach seinem Tode vorherrschenden Einfluß auf die Regierung, besonders als die Marquise von Pompadour die Gunst des Königs gewann und durch ihre glaubens- und sittenlosen Grundsätze den König und den Staat in das tiefste Verderben stürzte.

Sie war die natürliche Tochter eines untern Beamten, Namens Poisson, und wegen ihrer Schönheit von ihrer leichtsinnigen Mutter für die Buhlkünste erzogen worden, durch welche sie den Neffen eines Generalpächters, den Unterpächter Le Normand d'Etiolles, zum Gatten gewann, der sie zärtlich liebte. Deßungeachtet trachtete ihre Mutter durch einen ihrer Verwandten, welcher Kammerdiener und Kuppler des Königs war, die Aufmerksamkeit des Königs auf sie zu ziehen. Es glückte nicht gleich, da am Hofe in der Umgebung des Dauphin eine kirchliche Partei war, der daran lag, daß der König seine Gunst wenigstens nur solchen Maitressen schenke, die nicht der neuen philosophischen Richtung angehörten. Der Umstand aber, daß diese Partei dem Aufkommen der Pompadour so sehr entgegen war, machte den König erst auf sie näher aufmerksam, und er trat, nach dem Tode der oberwähnten Herzogin von Chateauroux, in ein näheres Verhältniß zu ihr. Sie mußte ihre Wohnung in einem Seitengebäude des Schlosses zu Versailles nehmen, und da ihr Gatte das Verhältniß nicht zugeben wollte, erhielt er den Befehl, Paris zu verlassen und wurde später durch eine Generalpächtersstelle beschwichtigt. Zur Marquise von Pompadour erhoben, wurde sie nun die anerkannte Maitresse des Königs und mit einem Gehalt von 240,000 Fr. als Palastdame der Königin beigegeben, so sehr diese sich auch dagegen sträubte.

Ohne großer Gedanken und Entschlüsse fähig zu sein, bekam sie durch alle möglichen kleinen Künste eine solche Gewalt über den unselbständigen König, daß dieser die Ministerberathungen in ihrer Gegenwart vornehmen ließ und am Ende duldete, daß sie über die höchsten Civil- und Militärstellen und über ungeheure Geldsummen nach Gunst und Gefallen verfügte, so daß die durch Fleury's Sorgfalt errungenen Ersparnisse theils durch Geschenke und Bestechungen (namentlich auswärtiger Großen), theils durch Unterschlagungen und andere Mißbräuche untreuer Beamten verschleudert wurden.

Besonders grobe Veruntreuungen ließen sich ein Herzog von Richelieu, Neffe des ehemaligen Ministers, und der französische Marschall Moritz von Sachsen (der natürliche Sohn König August's II und der Gräfin Königsmark) zu Schulden kommen. So tapfer dieser Moritz im Felde war, so verabscheuungswerth war er wegen seiner gräulichen Erpressungen in den Niederlanden und wegen seines schamlos unsittlichen Privatlebens.

In ihrer Allgewalt setzte sie Generale und Minister ein und ab, empfieng Gesandte und correspondirte mit fremden Höfen. Damit aber der König, der ohnedieß für nichts Ernstes Sinn hatte, sich um die Regierung in keiner Weise kümmern möchte, suchte sie ihn immer tiefer in die Schlingen der Sinnlichkeit zu verstricken, indem sie nicht nur seine Neigung zu anderen Frauen ohne Eifersucht begünstigte, sondern ihm auch späterhin, als sie selbst verblüht war, für seinen „Hirschpark" unzählige Opfer der Verführung aus allen Gegenden des Reichs liefern ließ.

Nicht genug, daß sie auf diese Weise die sittliche Pest, von welcher die höheren Schichten der französischen Gesellschaft ergriffen waren, ins Ungeheure mehrte; sie förderte auch durch ihre Beziehung zu denjenigen Geistern, welche, wie Voltaire, mit an der Spitze der falschen Aufklärung standen, jene den Staat und die Kirche untergrabenden Bestrebungen, welche sich von den Zeiten der Gesellschaft her geltend gemacht hatten.

Maria François Arouet, mit dem von ihm sich selbst gegebenen Namen **de Voltaire**, geb. 1694 zu Paris, Sohn eines Advocaten und nachherigen Schatzmeisters der k. Rechnungskammer, machte schon als Knabe Verse, die Aufsehen erregten, und wurde als noch junger Mensch zu den Gesellschaften der oberwähnten Ninon de l'Enclos zugelassen, wo er die Grundsätze des geistigen Epicureismus und der philosophischen Freidenkerei kennen lernte, zu deren weitern Ausbildung ihm die reichsten Geistesmittel zu Gebote standen. Seinem vielseitigen Wissen fehlte es jedoch an Tiefe und Gründlichkeit, seinem Character an dem wahren Lebensgehalt; hingegeben seiner Laune und subjectiven Empfindung, hin- und herschwankend in Widersprüchen, abhängig von tausend Äußerlichkeiten, Sclave seiner unbegränzten Eitelkeit, haschend nach den Huldigungen der Großen und nach dem Beifall des Volks, vereinigte er in seiner Natur Hohes und Gemeines, Gutes und Böses in einer Weise, daß das Diabolische in ihm nicht immer gleich erkannt wird. Stets gestachelt von seiner Neigung zum Witz und Spott, schonte er auch das Heiligste nicht und wirkte dadurch um so gefährlicher, als die Anmuth seiner Darstellung und die Schönheit seiner Sprache Jeden bestach, der im sittlichen Urtheil nicht fest stand. — In seinem 17. Jahre bewarb er sich durch sein Trauerspiel Ödip um den Preis der Academie, und da er ihn nicht erhielt, rächte er sich durch beißende Epigramme. Den Versuch, auf seines Vaters Wunsch, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, gab er gleich wieder auf und schrieb eine Satire auf die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV, die ihn in die Bastille brachte, wo er seine Henriade anfieng. Kaum aus der Haft befreit, verwickelte ihn seine Zunge in Händel, die ihm abermals die Haft in der Bastille und Verweisung aus Frankreich zuzogen. Nachdem er sich in England durch seine Henriade Geld und Ansehen verschafft hatte, nahm er, nach Paris zurückgekehrt, Theil am Streit über die Bulle Unigenitus, und schrieb seinen Charles XII und die Trauerspiele Brutus und Zaïre. Der Gewinn aus seinen Schriften, die Erbschaft des väterlichen Vermögens, Gewinn in der Lotterie und Handelsspeculationen machten ihn zu einem der reichsten Schriftsteller. — Seine philosophischen Briefe, in denen er die Religion verspottete, wurden vom Parlament verbrannt, und als er wegen seiner berüchtigten Schandschrift La Pucelle mit neuer Haft bedroht

wurde, flüchtete er sich in die Champagne zu seiner Geistesgenossin, der Marquise von Chatelet, bei der er die Trauerspiele Alzire, Merope und seine philosophischen Gespräche schrieb. Wieder nach Paris zurückgekehrt, gewann er die Gunst der Marquise von Pompadour, die ihm die Stelle eines Historiographen von Frankreich verschaffte. Er glänzte in ihren Gesellschaften so lange, bis er sich zu seinem Verdrusse von seinem dichterischen Nebenbuhler Crebillon verdrängt sah, daher er sich an demselben dadurch rächte, daß er die Stoffe, die jener zu seinen Trauerspielen genommen hatte, zu neuen Trauerspielen benützte. — Von seinem Ruf nach Berlin zu Friedrich dem Großen wird weiter unten (K. 7, 10) noch die Rede sein. Als er Preußen wieder verlassen hatte, siedelte er sich in der Schweiz an, wo er zuletzt zu Fernay, eine Meile von Genf, von einem jährlichen Einkommen von 140,000 Livr. fürstlich lebte und noch viele Trauerspiele, Romane und philosophische Schriften schrieb. (Von seinem Ausgang 1778 s. unten XXV. 1, 2.).

Unter den übrigen französischen Schriftstellern, deren negative Geistesrichtung eine Folge und Nachwirkung der vorangegangenen Periode des englischen Deismus und Atheismus, mehr oder weniger die ewigen Grundsätze der menschlichen Gesellschaft angriff, waren Montesquieu, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Maupertuis, Helvetius, de la Mettrie die bedeutendsten. Das wahre Ziel des philosophischen Strebens verkennend, ja ganz verfehlend hielten sie alle einseitig den Standpunct der Empirie fest und bewegten sich dabei noch in Abstractionen, welche, von allem Gegebenen absehend oder dessen Urgrundlagen verrückend, eine Welt falscher Ideale erzeugte, in der sich an die Stelle der Wahrheit die Lüge, an die Stelle der Freiheit die Zügellosigkeit, an die Stelle des wirklich geistig und göttlich Berechtigten die Afterweisheit des Materialismus und die Todtenlarve des Atheismus setzte.

Charles de Secondat, Baron de la Bredé et de **Montesquieu** (geb. 1689, gest. 1755), der durch seine Lettres persanes, worin er die französischen Sitten schildert und die herrschenden Laster, Verkehrtheiten und Vorurtheile lächerlich macht, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, fußt in seinem Werke De l'esprit des loix auf der aristotelischen Classification der Staaten nach ihrer äußern Form und stellt für jede derselben ein besonderes Princip auf, wozu er insbesondere für die demokratische Verfassung la vertu nimmt, unter der man aber damals weder den deutschchristlichen Begriff Tugend, noch den im classischen Alterthum mit virtus bezeichneten Begriff verstand. Dadurch, daß er in seiner Verfassungstheorie die englische Staatsverfassung als eine für alle Staaten gültige Abstraction aufgefaßt hat, und daß er in dieser ihm als Muster geltenden englischen Verfassung eine Theilung der Staatsgewalt in drei von einander gesondert und in dieser Sonderung selbständig auftretende Gewalten (der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen) erblickte und anpries, hat dieser übrigens geistvolle Beobachter der wichtigsten europäischen Volksthümer und Staateneinrichtungen Vieles zur Erzeugung jenes Zeitgeistes beigetragen, der, weil allerdings Staat und Kirche tief entartet waren, anstatt auf die Verbesserung beider durch Wiederherstellung der verlassenen ewigen Grundlagen hinzuwirken, thörichterweise lieber gleich alles Bestehende von Grund aus umzustürzen begann.

Noch weiter gieng Jean Jacques **Rousseau**, geb. 1712 zu Genf, gest. 1778, indem er in seinem Contract social, die Idee der englischen Deisten vom „Urvertrag" noch erweiternd, lehrte, bei der ursprünglichen Bildung des Staats habe jeder Einzelne im Volk auf seine Privatrechte zu Gunsten der Volksgemeinde (nicht, wie Hobbes annahm, zu Gunsten des Fürsten) verzichtet. Dadurch machte Rousseau den Willen der aus lauter gleichberechtigten Gliedern bestehenden Volksgemeinde oder den Willen der Majorität zum Souverain,

und somit zum Quell und Urgrund alles Rechts und aller Gesetze, und jeder andere Rechtsursprung galt ihm als „Usurpation" und „Tyrannei." Selbst wenn das Volk dieses Recht Einem übertrüge, so sei dieser Eine doch nur der Beamte des Volks, und wo er über seinen Auftrag hinausgehe, werde er Tyrann: nur die demokratische Republik sei demnach eine rechtmäßige Staatsgrundform. Er übersah dabei, daß, wenn die Gemeinde in ihrem Willensact von keiner wahren höhern sittlichen Kraft getragen und durch sie gebunden ist, nach dem Wegfall dieser Schranke das Recht keinen Schutz gegen die Willkür hat, und der Einzelne, wie das Ganze, entweder der völligen Anarchie oder dem Despotismus verfällt. — Obgleich nun Rousseau selbst sagt, daß eine solche Republik unter den Menschen, wie sie einmal sind, in der Wirklichkeit nicht existiren könne, daß sie vielmehr nur „für Götter" sei, — so ist ihm doch die Monarchie so viel als Despotismus und eben so gut wie die Aristokratie der Geburt und des Reichthums, ein Gräuel; ja selbst die Aristokratie des persönlichen, vom Volk anerkannten und gewählten Verdienstes ist ihm Etwas, das den Begriff der Volkssouveränetät aufhebt, weil kein Mensch durch den andern repräsentirt werden könne. — Zu diesen Widersprüchen gelangte er einerseits durch die Betrachtung des damaligen heillosen Hofregiments und des verrotteten Zustandes der höhern Gesellschaft, anderseits durch seinen Mangel an wahrer Gottes- und Heilserkenntniß. „Mit verzehrendem Ingrimm fluchte er dem tiefen sittlichen Verderben seiner Zeit, ward aber selbst von ihren trüben Fluthen fortgerissen. Ergriffen, ja besessen von einer bittern Reue, sagte er, im eigenen Namen und im Namen des in Sünden versunkenen Frankreichs die Beichte. Allein es war eine Reue zum Tode, und statt des Friedens der Vergebung versank er selbst tief in feindseligen Haß; den Andern aber verkündete er mit Entschiedenheit das Strafgericht der Revolution", der er übrigens selbst durch seine Virtuosität in der Sophistik zur Geburt verhalf. Denn in seinen Schriften, von denen noch besonders seine, die Bekenntnisse Augustin's nachäffenden „Bekenntnisse" und sein „Emil" zu erwähnen sind, trat der Unglaube in allen Gestalten auf, um sich jedem Alter, Character und Stand anzubequemen, und eben daß seine Schriften „Licht und Finsterniß, Wahrheit und Lüge, Heilsames und Heilloses" auf das künstlichste vermischt enthalten, macht sie für den, der nicht die wahre kritische Sonde anwenden kann, zu einem gefährlichen Seelengift. — (Siehe die eingehende, treffende Characteristik Rousseau's und seiner Werke in Karl v. Raumer's Geschichte der Pädagogik II. Th. 170—242.)

Denys **Diderot,** (geb. 1712 zu Langres in der Champagne, gest. 1784), ein in poetischer und philosophischer Darstellung gleich gewandter Geist und ein Meister in echt französischen Umgangsformen, schrieb zuerst Pensées philosophiques, die das Parlament wegen ihrer Irreligiosität vom Scharfrichter verbrennen ließ, die aber eben, weil er sich darin als Gegner des Christenthums erwies, seinen schriftstellerischen Ruhm begründeten, den er in der Folge durch seine übrigen moralphilosophischen, natur- und staatsrechtlichen Schriften zu erhöhen suchte. „Er besaß die Fähigkeit, die zartesten Regungen der Seele darzustellen und auf religiöse Themata philosophisch einzugehen, nur daß sich überall vernichtender Hohn an seine Feder setzte." Daher war die Wirksamkeit dieses reichen Talents „durch und durch eine social auflösende und sittlich verderbliche."

Noch talentvoller, aber auch in noch höherem Grade widerchristlich ist Claude Adrian **Helvetius,** der als reicher Generalpächter den ausgebildetsten Epicureismus, Naturalismus und Materialismus practisch übte und in seinen Schriften de l'esprit und de l'homme theoretisch zu begründen und zu rechtfertigen suchte.

Jean le Ronde **d'Alembert,** ein scharfsinniger, mit Zuversicht auftretender Doctrinär, war der Hauptredacteur des Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des metiers, eine Art Encyclopädie, worin er und seine Mitarbeiter Diderot, Rousseau, de la Mettrie u. a. die verschiedenen Kenntnisse zu popularisiren, dabei aber zugleich ihre dem Christenthum und dem christlich-germanischen Staatsbegriffe diametral entgegengesetzte Welt- und Lebensansicht unter das Volk zu verbreiten suchten. Eben von diesem

encyclopädischen Werke, welches „das gesammte menschliche Wissen umfassen, ja neu begründen, alle Vorurtheile, (wozu sie auch das Christenthum rechneten) zerstreuen, alle Irrthümer ausrotten und auf Erden Liebe und Eintracht zur Herrschaft bringen sollte", rührt die Benennung Encyclopädisten her, mit der man diese neuen Philosophen des 18. Jahrhunderts bezeichnet. Sie waren es, die nach Bekämpfung des religiösen Fanatismus den ebenso schrecklichen Fanatismus der Gottlosigkeit hervorbrachten, im Kampfe gegen Irrthümer und Mißbräuche Wahrheit und Recht vernichteten und unter dem Vorgeben, alle Menschen „trostreich zu belehren", den Abgrund der Verzweiflung unter ihnen eröffneten. (S. eine nähere Characteristik derselben in Leo's Univ. Gesch. III.; Friedr. v. Raumer's Gesch. Europa's, VIII, 2. Abschn.)

Merkwürdig ist es (worauf sowohl Schlosser als auch Leo aufmerksam machten), daß alle diese negativen, den seichtesten Materialismus und den trostlosesten Atheismus fördernden Geister vorzugsweise nur die in Frankreich sogenannten exacten d. i. mathematischen und naturkundlichen Wissenschaften betrieben hatten und von einem gründlichen und tiefen Studium des classischen Alterthums kaum nur die Außenseite kannten. Welche verderbliche Früchte aus dem meist giftigem Samen, den diese Sophisten ausstreuten, für die Gesellschaft, den Staat und die Kirche hervorgiengen, sollte in der folgenden Periode nur zu deutlich aller Welt in die Augen springen.

7. Kapitel. Österreichs Erhaltungskampf und Preußens Emporsteigen.

1. König Friedrich I in Preußen. Pflege der Wissenschaften. (Sophie Charlotte den Aufklärungsideen geneigt.) Hofprunk. Friedrich Wilhelm I selbstherrschend. Seine sparsame Verwaltung. Nützliche Anstalten und Werke. Beschützung des Kirchenglaubens. Ausbildung des Heerwesens. Leopold von Dessau. Länderwerbung.

Mit dem Aussterben des habsburgischen Mannsstamms, bei welchem drei Jahrhunderte hindurch die höchste weltliche Würde der Christenheit war und der dem deutschen Reiche 16 Kaiser gegeben hatte, trat ein neuer Zeitabschnitt ein, in welchem Deutschland in Betreff des auf dem Grund des westfälischen Friedens ruhenden conservativen Zusammenhalts seiner nur lose verbundenen Theile den ersten Hauptstoß erlitt und dadurch in staatsbürgerlicher, sittlicher und religiöser Hinsicht einer neuen Entwicklung entgegengieng.

Der Anbruch dieses neuen Zeitalters war aber zugleich bedingt durch einen Regierungswechsel in Preußen, der daselbst in dem gleichen Jahre 1740, da in Österreich Maria Theresia das von ihrem Vater dem Anschein nach wohlgesicherte Regierungsrecht auszuüben begann, in der Person Friedrich II des Großen einen Fürsten auf den Thron seiner Väter brachte, durch welchen in einem gewaltigen Kampfe der jungen Preußenmacht mit dem alternden Österreich die Keime der nationalen Erneuerung und Kräftigung des deutschen Volkes gefördert werden sollten,

wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß der mit jenem Kampf verbundene Bruch des positiven Völkerrechts und der bestehenden Reichsverfassung in anderweitigen Folgen noch in späten Zeiten gebüßt werden mußte.

Bereits ist erwähnt worden, daß Preußen als polnisches Lehns-Herzogthum seit 1618 mit dem Kurfürstenthum Brandenburg vereinigt und seit 1657 durch den großen Kurfürsten im Welauer Vertrag mit Polen souverän geworden war und durch dessen große Kraft und Umsicht bereits zu einer achtunggebietenden Macht erhoben wurde. — Sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III, weniger kräftig zwar, aber als billig denkender, thätiger Fürst in Brandenburg beliebt, setzte seinen Ehrgeiz darein, die Königskrone an seine Dynastie zu bringen, und unter welcher europäisch-politischen Constellation es ihm gelungen ist, den Kaiser Joseph I zu dieser seiner Erhebung zu bestimmen, so daß er am 18. Jan. 1701 mit großer Pracht sich und seiner Gemahlin die Krone aufsetzte, ist gleichfalls schon (K. 1, 1.) erwähnt worden. Die neue Würde, obgleich bloß auf das Herzogthum Preußen gegründet, warf ihren Glanz zugleich auf die kurbrandenburgischen Lande, die zwar Reichstheile blieben, aber doch fortan mit Preußen in einer besondern Einheit zusammengefaßt erscheinen sollten.

Sah nachher Friedrich der Große, in dieser politischen Schöpfung seines Großvaters mehr ein „Werk der Eitelkeit", so sagt er doch selbst in seinen Memoiren darüber: „Die Königswürde hob das Haus Brandenburg aus der Abhängigkeit empor, in welcher die andern deutschen Fürsten unter dem Hause Österreich schmachteten. Friedrich I gab durch die Erwerbung derselben seiner Nachkommenschaft einen Antrieb zu hohen Dingen und schien ihr sagen zu wollen: Macht euch des Titels würdig, den ich euch verschafft, vollendet den Bau, dessen Grundstein ich gelegt habe."

So wie man schon seit den Thaten des großen Kurfürsten und seiner Heere mit dem Namen Preußen frühe den Begriff einer Kriegsmacht verband, so knüpfte sich nun auch durch Friedrich's I Sinn für Bildung der Beginn einer bedeutsamen Entwicklung auf wissenschaftlichem Gebiete an diesen Staat. In seinem freudigen Eingehen auf die Vorschläge trefflicher Männer (eines Spener, Leibnitz u. a.), den Wissenschaften eine erweiterte Pflege zu geben — zunächst durch die Stiftung der Universität Halle (1694), und durch die freigebige Ausstattung ihrer Facultäten, für die er tüchtige Männer (wie Franke, Thomasius, Pufendorf ꝛc.) gewann, sodann durch Errichtung der Academie der Künste (1694) und der Wissenschaften (1700) zu Berlin — zeigte sich das „königliche und doch zugleich nationale Streben, die Deutschen auch in den Wissenschaften auf den Weg zu bringen, daß sie sich einmal mit andern Völkern vergleichen könnten."

Merkwürdig ist, daß seine begabte Gemahlin Sophia Charlotte sich den von Westen neu aufkommenden Aufklärungsideen zuneigte. Zwar gab sie dem englischen Freidenker M. Tindal, der in seiner pantheistischen Denkweise den Glauben an Gott und Unsterblichkeit

für Aberglauben hielt und ihr seine Ansichten sehr nahe zu legen bemüht war, kein Gehör; doch studierte sie die Schriften des französischen Philosophen Bayle mit Vorliebe und ließ sich durch ihre Abneigung vor allem „äußerlichen Wesen in der Religion eher auf die entgegengesetzte Seite" ziehen. Sie war es besonders, die mit ihrem vorherrschenden Verstand und stets wachen Forschungsgeiste die höhern Gesellschaftskreise für geistige Interessen anregte, wobei sie, allerdings unabsichtlich, der negativen Richtung der Zeit einen gewissen Vorschub leistete, wiewohl ihr bei allem Schwanken zwischen Zweifel und Wahrheit eine gewisse innere Haltung und äußere Mäßigung stets zu beobachten gelang.

Der übergroße, wenn auch geschmackvolle Luxus, den dieser König liebte und um sich verbreitete, diente wohl manchem Zweige des Gewerbfleißes zur Förderung, führte aber zur Unordnung im Staatshaushalt, die der Mangel an festen Grundsätzen und Formen der Verwaltung, verbunden mit noch anderen Ursachen, zu einer durch die Schuldennoth gesteigerten Verwirrung kommen ließ. Aus dieser jedoch den preußischen Staat bald und gründlich zu befreien, war nach dieses Königs Tod (25. Febr. 1713) das Werk der Regierung Friedrich Wihelms I.

Mit den Worten: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten!" bezeichnete er beim Antritt seiner Regierung seinen festen Willen, selbst zu herrschen und sich auch die Mühe selbstthätiger Arbeit nicht verdrießen zu lassen. Er hatte in den niederländischen Feldzügen von Marlborough gelernt, weniger auf „Äußerlichkeiten der Würde", als auf eine tüchtige, das Ansehen eines Herrschers stützende Wehrkraft zu sehen; daher es sein Erstes war, für Vermehrung und verbesserte Einrichtung des stehenden Heeres zu sorgen, um „das Gewicht des preußischen Schwerts in die Wagschale der europäischen Dinge werfen zu können."

Da aber die Aufstellung und Haltung eines stets schlagfertigen Heeres und die vorhandene Schuldennoth sich nicht vertrugen, so schaffte er den bisherigen Hofaufwand mit Einemmale ab, zog eine Menge überflüssiger Hofämter ein, verkaufte alle überflüssigen Prunkgeräthe und Kostbarkeiten, um die Schulden zu tilgen, stellte ein neues, auf genau bemessene Sparsamkeit und strenge Controle der Beamten gegründetes Finanz- und Verwaltungssystem auf und traf sonst noch viele Maßregeln, um die Ordnung im Staatshaushalt herzustellen.

Das Abgabewesen vereinfachte er dadurch, daß er die Hauptsteuern auf die Ertragsfähigkeit des Bodens gründete und die Leistungen nach Classen bestimmen ließ; auch zog er die Güter der Adeligen zu verhältnißmäßigerer Steuerpflichtigkeit herbei. — Den Ausfall, den der Gewerbsstand durch Abschaffung des Hofaufwands erlitt, ersetzte er durch Hebung der einheimischen Manufacturen, vorzüglich derjenigen, die den Bedürfnissen des Heeres dienten. So ernährte das Berliner Lagerhaus an 5000 Arbeiter, welche die Tücher für das ganze Heer verfertigten, während die Potsdamer und Spandauer Gewehrfabriken es mit Waffen versorgten. — Auch sorgte er für bessere Bewirthschaftung der Domainen, für die er eine eigene Kammer errichtete, die mit der Kriegskammer unter einem gemeinschaftlichen Generaldirectorium stand. — Der einzige Aufwand, den er machte, zeigte sich in seiner seltsamen Lieb-

haberei für riesengroße Soldaten, aus denen sein Leibregiment bestand, zu welchem er Leute aus allen Ländern Europa's mit großen Kosten (so wurde ihm einmal ein Irländer für 8500 Thlr. angerechnet), zuweilen sogar mit einer Gewaltsamkeit anwerben ließ, die ihn einmal beinahe mit Hannover und Holland in einen Krieg verwickelt hätte. Zur Erholung diente ihm nur die Jagd und sein sogenanntes „Tabakscollegium“, zu dem seine „guten Freunde“ Zutritt hatten, unter denen besonders Einer war, der stets zur Zielscheibe des Witzes der Andern diente. Es war dieß der Freiherr v. Gundling, sein Zeitungsreferent und Historiograph, ein pedantisch-aufgeblasener, Trunk-liebender Mann, der die Stelle eines Hofnarren vertrat, auf den der König eine Menge Ehren-Ämter häufte, um ihn desto mehr verspotten zu können.

Leider erstreckte sich des Königs Sparsamkeitssystem auch auf die Künste und Wissenschaften, für die er bei seiner Vorliebe zum Soldatenwesen keinen Sinn hatte; vielmehr hatte die eitle Prachtliebe seines Vaters und die über die weiblichen Schranken gehende Bildung seiner Mutter in ihm einen Widerwillen gegen höhere Bildung, — insbesondre gegen die Gelehrsamkeit, erzeugt, deren Vertretern er nicht selten mit roher Verachtung begegnete.

So besetzte er die Präsidentenstellen der Academieen der Künste und der Wissenschaften mit jenem seinem Quasi-Hofnarren Gundling; auch beschränkte er die Gehalte der Gelehrten und gab ihnen sonst seine Mißachtung zu erkennen. Als er einst in Frankfurt a. d. O. anwesend war, befahl er den Professoren der dortigen Universität, den Satz zu vertheidigen, daß die Gelehrten Narren seien, und weil sich die Gehöhnten zu kommen weigerten, ließ er sie durch Soldaten herbeiholen. — Den Berlinern gestattete er weder Oper, noch Schauspiel, sondern fast nur das Vergnügen an Seiltänzern und Puppencomödien.

Dagegen gab er Millionen her, um ruinirte Städte aufzubauen, verödete Landstriche (namentlich in Litthauen) durch arme Ansiedler aus der Schweiz, aus Schwaben, Sachsen, Böhmen rc. zu bevölkern, und um Solchen, die um der Religion willen heimathlos wurden, (wie den oberwähnten protestantischen Salzburgern) ein Unterkommen zu bereiten und sie mit Reisegeld, Bau- und Ackergeräthen zu versehen. Auch sparte er nicht, wenn es galt, Landschulen zu errichten und sonstige Stiftungen und andere nützliche Anstalten zu unterstützen, wie er denn unter andern das Krankenhaus in Berlin zur jetzigen Charité erweitert, das Waisenhaus in Potsdam (für 2500 arme Soldatenkinder) gegründet und das Cadettenhaus gestiftet hat.

In religiöser Beziehung hielt er den alten Kirchenglauben fest, den er auch für sein Volk um jeden Preiß erhalten wissen wollte, weil er von dem aus der Quelle der englischen und französischen Freidenkerei kommenden Unglauben sich nichts Gutes versah. War auch sein Glauben mehr nur äußerlich, und sein alter Mensch noch ungebrochen, daher sein religiöser Eifer zu menschlich-leidenschaftlich, so hatte er doch Momente, wo er sich vor einem innern, lebendigen Glaubensleben, wenn es ihm in würdiger Weise nahe trat, gerne beugte.

So lud er einst den weiter unten noch zu erwähnenden Grafen Zinzendorf, der ihm als ein Narr geschildert worden war, zur Tafel, um ihn kennen zu lernen. Als er den Hofbedienten, der ihn eingeladen, fragte, was der Graf gesagt habe, und derselbe antwortete: Nichts! so versetzte der König: dann ist er kein Narr! Und nun forschte der König in einer dreitägigen Unter-

haltung den Zinzendorf über seine Bestrebungen aus und erklärte dann vor dem Hof und der Königin: Man habe ihn über den Grafen teuflisch belogen: die ganze Narrheit desselben bestehe darin, daß er als ein Graf und in der Welt angesehener Mann sich dem Dienst des Evangeliums widme." Er versicherte darauf denselben seines völligen Vertrauens und daß er ihm stets dienen werde, wo er wisse und könne. Und wirklich hatte der Graf an dem Könige „den wärmsten Freund und die festeste Stütze bis an sein Ende." — Auch Franke und seine christlichen Bestrebungen erfreuten sich der kräftigen Unterstützung des Königs. Als dieser hörte, daß der Professor der Philosophie und Mathematik Christian Wolff in seinen Collegien auf die theologische Richtung Franke's und seiner Freunde Ausfälle machte, ließ er ihn absetzen und aus Halle verweisen. (Späterhin wurde derselbe durch Friedrich II wieder dort angestellt und zum Rector der Universität erhoben.) — Merkwürdig ist auch die Instruction, die der König den Erziehern seines Sohnes gab, den er zur Gottesfurcht und zur Liebe zu Christus, als den einzigen Trost im Leben, erzogen und vor allen falschen Lehren, namentlich vor den socinianischen, arianischen und atheistischen, bewahrt wissen wollte, weil das wahre Christenthum „das einzige Mittel sei, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." Die rigoröse Art und Weise aber, mit der nach eben dieser Instruction mit dem Prinzen die täglichen hausgottesdienstlichen Übungen vorgenommen werden sollten, zeugt doch von der Äußerlichkeit, mit welcher der König den evangelischen Glauben erfaßte. Auch hat der Erfolg gezeigt, daß solcher Mechanismus auf religiösem Gebiete gar leicht in's Gegentheil von dem überschlägt, was bezweckt wird.

Dabei aber blieb die Ausbildung des Heerwesens dem Könige stets die Hauptsache, und der als Feldherr berühmte Fürst Leopold von Dessau, dessen kern- und mannhafte Natur sowohl, als leidenschaftliche Derbheit und herbe Strenge ganz mit der seinen übereinstimmte, war ihm dabei ein unermüdeter Gehülfe.

Schon sein Vorgänger Friedrich I hatte, als Sohn der ältern Schwester des Königs Wilhelm III von England, aus der oranischen Erbschaft in den Niederlanden die Grafschaften Meurs und Lingen, und in der Schweiz die Fürstenthümer Neuenburg und Valendis (Neufchatel und Valengin) erhalten. Friedrich Wilhelm I erwarb im Utrechter Frieden Obergeldern und vermehrte im nordischen Krieg seine pommer'schen Besitzungen durch Stettin (s. o. K. 2, 8) mit den Küstenstrichen an den Odermündungen, also daß sich nun sein Reich von der Ostgränze der eigentlich germanisirten Länder an mit Unterbrechungen bis an die alten Westgränzen Deutschlands erstreckte, demnach Rußland und Frankreich zu Gränznachbarn hatte. Doch befand sich die Grundlage seiner Macht in den mittleren Landen an der Elbe und Oder, und auf sie vorzüglich war „das militärisch-administrative System gegründet, das dem Ganzen Einheit und Gleichartigkeit verlieh." Und in diesem Reiche war der Protestantismus vorherrschend, der noch dazu in dem strengkirchlichen Sinne dieses Landesherrn, so wie in dem großartigen Schutz, den er seinen in andern Landen verfolgten Glaubensgenossen gab, einen solchen Halt fand, daß der protestanische Name zu neuem Ansehen gelangte.

Gegen Österreich war er aus ehrenwerther „Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des alten Reichs und an die Autorität des Kaisers"

im Grunde nie schwankend: „Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, sagte er, so gehe ich nicht ab vom Kaiser oder der Kaiser muß mich mit Füßen wegstoßen, sondern ich mit Treue und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe." Doch manche erfahrne Hintansetzungen drangen ihm eine mißtrauische Stellung auf, besonders als ihm der Kaiser Karl VI das Versprechen, ihn nach dem Aussterben des pfalz-neuburgischen Hauses in den Besitz des dem preußischen Hause aus dem Jülich-Bergischen Erbschaftsvergleiche v. 1627 (XXI. I, 4. a. E.) zuerkannten Besitz des Herzogthums Berg zu setzen, nicht hielt, so daß er diese Zurücksetzung tief fühlte, und auf seinen Sohn zeigend sagte: „da steht Einer, der mich rächen wird." Dennoch kehrte er zur Politik seines Vaters zurück und erneuerte 1728 die Garantie der kaiserlichen Erbfolgeordnung oder pragmatischen Sanction, indem er versprach, erforderlichen Falls mit 10,000 M. zur Aufrechthaltung derselben in's Feld zu rücken, auch dem künftigen Gatten Maria Theresia's seine Stimme bei der Wahl des römischen Königs zu geben, unter der Bedingung jedoch, daß derselbe kein Nichtdeutscher wäre. Dagegen machte auch der Kaiser sich anheischig, Preußen im Fall eines Angriffs zu Hülfe zu kommen. Auch bewies Friedrich Wilhelm bei mehreren Gelegenheiten, daß Preußen bereits bedeutend genug war, zwischen andern großen Mächten, die zu einander feindlich standen, ein vermittelndes Friedenswort zu sprechen. Preußen selbst aber zu einer noch höhern Bedeutung zu erheben, war seinem Sohne vorbehalten.

2. Friedrich's des Großen Jugendbildung. Das Mißverhältniß zu seinem Vater. Fluchtversuch und Gefangensetzung des Prinzen. Hinrichtung Katte's. Friedrich's Prüfungsjahr, Vermählung, Studien und Briefwechsel mit Voltaire &c. Tod des Königs Friedrich Wilhelm I.

Es waren ihm schon zwei Söhne in ihrem Knabenalter gestorben, als ihm am 24. Jan. 1712 wieder ein Sohn geboren wurde, der den Kaiser Karl VI zum Pathen hatte und daher in der Taufe den Namen Karl Friedrich bekam, doch aber für gewöhnlich Friedrich genannt wurde, den späterhin der Beiname der Große schmückte.

Von Natur mit scharfem Verstand, lebhaftem, offenem Geist, feurigem Temperament und fester Willenskraft ausgestattet, so daß er frühe die Aufmerksamkeit auf sich zog, ward er von der Frau von Rocoulles, der höchst achtbaren Wittwe eines Obersten, welche schon die Erzieherin seines Vaters gewesen war und nun auch seine Kindheit leitete, von Kind auf an die französische Sprache gewöhnt, und dann als Knabe von einem seiner Lehrer, der ihm die brandenburgische Geschichte lehren sollte, angeleitet, französische Verse zu machen, so daß er schon frühe eine Vorliebe für diese Sprache faßte, wiewohl sein Vater dieselbe haßte. Weiter im

Knabenalter vorgerückt, machte ihn ein französischer Lehrer, Hau de Jandun, mit den historischen und poetischen Werken der Franzosen bekannt, so daß fortan französische Bücher ausschließend seine Lecture bildeten, bei der ihn vorzüglich das geistreich-Witzige anzog, wie es besonders in Voltaire's Schriften hervortrat. Zu seiner Neigung für literarische Beschäftigungen trug auch seine Mutter Sophie Dorothea (Schwester Georg's II von England) bei, welche, selbst beengt durch die starren Grundsätze des Königs, seinen Sinn für geistige Vergnügungen nährte, so daß er den Lieblingsbeschäftigungen seines Vaters keinen Geschmack abgewinnen konnte und darum von demselben nicht gelitten war.

Ein Besuch am Dresdener Hof (unter August II) machte ihn mit dem Flötenspiel eines berühmten Tonkünstlers, Namens Quanz, bekannt, von dem er nachher in Berlin mit Begünstigung seiner Mutter, insgeheim vor seinem Vater, diese Kunst in dem Grade lernte, daß er es selbst darin zu einer gewissen Meisterschaft brachte.

Durch diese Beschäftigung gerieth er in Widerspruch mit den Wünschen und Absichten seines Vaters, der ihm ein unmännliches, verweichlichtes Wesen vorwarf; und da der Prinz ihm auch nicht haushälterisch genug war und in religiöser Hinsicht eine dem König bedenkliche Richtung zu nehmen schien, so bildete sich zwischen Vater und Sohn eine Abneigung aus, die bei jenem in oft sich wiederholenden Vorwürfen und hartem Druck, bei dem Sohne in vielfachen Klagen über knechtende Behandlung und in tadelnden Ausfällen über des Vaters Gewohnheiten, besonders in mißbilligenden, zum Theil spöttischen Äußerungen über dessen starke Jagdlust und harte Behandlung der Soldaten an den Tag trat. Der König gieng in seinem Unwillen sogar so weit, daß er dem Sohn zumuthete, zu Gunsten seines Bruders der Thronfolge zu entsagen. Aber der Prinz erklärte, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als in dieses Begehren willigen.

Er hätte sich gerne aus dieser drückenden Lage losgerissen, wenn nicht die Verhandlungen des preußischen Hauses mit dem englischen rücksichtlich einer Familienverbindung, die auch seine Person betrafen, dazwischen gekommen wären.

Schon unter Georg I und nun auch unter Georg II waren Unterhandlungen darüber im Gange, daß sich der englische Kronprinz mit der preußischen Prinzessin und der preußische Kronprinz mit der englischen Prinzessin vermählen sollte. Nur wollte der englische Hof diese Verbindungen zugleich auf eine neue politische Allianz gründen. Darauf wollte aber Friedrich Wilhelm nicht eingehen, weil es ein Ehrenpunct für ihn war, sich von allem fremden Einfluß unabhängig zu erhalten und „keinen Bund zu schließen, ohne Vortheil gegen Vortheil auszutauschen." Er sagte: „Ich habe meine Tage nicht nach Allianzen getrachtet, nie einer fremden Macht die ersten Anträge gethan; meine Maxime ist, Niemanden zu verletzen, aber mir auch nicht auf den Fuß treten zu lassen." Eben weil er merkte, daß der englische Hof für diese Verbindungen gewisse Zugeständnisse haben wollte, so bekam der König einen Widerwillen dagegen, der sich noch durch Differenzen mit Hannover (wegen der oberwähnten Soldatenanwerbungen) vermehrte. Eher hätte er noch die Vermählung seiner Tochter

zugegeben, als die seines Sohnes, während der englische Hof die eine Vermählung zur Bedingung der andern machte. Dagegen war Prinz Friedrich und besonders seine Mutter ganz für die englische Verbindung. Indeß schien der König doch noch in das englische Anerbieten eingehen zu wollen, als die Ungeschicklichkeit des englischen Gesandten die Unterhandlungen wieder in's Stocken brachte.

Die Abhängigkeit, durch die sich der Prinz von allen Seiten eingeengt sah, reifte in ihm endlich den Entschluß, sich dem harten, ihm unerträglich dünkenden Joche zu entziehen. Einige Gelegenheiten, vom Hof zu entfliehen, mußte er als unräthlich vorübergehen lassen. Endlich schien sich ihm die rechte darzubieten. Sein Vater gestattete ihm, ihn auf einer Reise nach Oberdeutschland und von da den Rhein abwärts nach Cleve zu begleiten (1730). Der Prinz verabredete nun mit dem Lieutenant v. Katte, dem er wegen verwandten Strebens in der Literatur und Musik einiges Vertrauen schenkte, die Art und Weise, wie ihm dieser behülflich sein solle, sich auf dieser Reise von seinem Vater zu entfernen und auf bereit gehaltenen Pferden über die Gränze zunächst nach Frankreich zu flüchten. Schon war er nach einem Nachtlager zu Steinfurt (bei Mannheim), wo der mit in's Geheimniß gezogene Page v. Kait Pferde bereit hielt, nahe an der Ausführung, wurde aber durch die Wachsamkeit des Gefolges daran verhindert. In Mannheim aber drang der Prinz in den Kait, die Pferde wieder herbeizuschaffen. Dieser aber, dem es nun schwer auf's Herz fiel, daß er sich hergeben sollte, seinen König zu täuschen, entdeckte voll Reue dem Könige das ganze Vorhaben.

Der König, darüber aufgebracht und eine englische Intrigue dahinter vermuthend, aber noch an sich haltend, um kein Aufsehen zu machen, eilte nach Wesel auf eigenes Gebiet zu kommen und schritt dort zum Verhör des Prinzen, wobei er denselben einen feigen Ausreißer schalt und sogar den Degen gegen ihn gezogen haben soll. Der Prinz läugnete nicht und wurde nun unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln nach Cüstrin gebracht, während der König nach Berlin zurückkehrte. Zwar schrieb der Prinz an Katte, er solle sich retten, allein der Brief kam nicht in die Hände desselben, und so ward Katte gefänglich eingezogen und vor ein Specialgericht gestellt.

Bei dem Verhör des Prinzen in Cüstrin ließ der König ihn auffordern, auf die Thronfolge zu verzichten. Dazu erklärte er sich bereit, wenn er um keinen andern Preis des Königs Gnade erlangen könne, — wie er denn im ganzen Verlauf der Verhöre kein unehrerbietiges Wort von sich gab. Hierauf wurde in Köpenik ein Kriegsgericht niedergesetzt, das in Bezug auf den Prinzen jedoch sich jeder Entscheidung enthielt, weil der Fall keine eigentliche Desertion in sich schlöße.

Viele befürchteten von der hitzigen Natur des Königs das Ärgste, und mehrere befreundete Fürsten, selbst der Kaiser Karl, legten Fürbitte für den Prinzen ein. Doch Friedrich Wilhelm dachte nicht im Ernst

daran, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Anders beschloß er es mit dem Katte. Dieser wurde vom Kriegsgerichte nicht des Todes würdig befunden, sondern zu immerwährender Festungsstrafe verurtheilt. Der König tadelte die Milde dieses Urtheils und befahl, nochmals zu votiren: „sie sollten Recht sprechen und nicht bloß so mit dem Flederwisch darüber hingehen." Als nichts desto weniger das Gericht bei seinem Spruch blieb, so änderte er ihn in ein Todesurtheil um und ließ es dem Katte mit den Worten eröffnen: „es thäte Sr. Majestät leid, aber es wäre besser, er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme." Kurz darauf ward es eines Morgens unmittelbar unter den Gefängnißfenstern des Prinzen vollzogen.

Der Prinz rief dem Unglücklichen flehentlich zu, ihm zu verzeihen, worauf Katte ihm antwortete, er habe ihm nichts zu verzeihen, und dann standhaft mit nach dem Prinzen gerichtetem Gesichte den Todesstreich empfieng. Der Prinz fiel in Ohnmacht und behielt von der ganzen erschütternden Scene einen unauslöschlichen Eindruck, der völlig geeignet war, ihn von den Abwegen, auf die seine lebhafte erregbare Natur ihn geführt hatte, abzubringen.

Von dem Feldprediger Müller, der den Katte zum Tode bereitet hatte, dringend ermahnt, diese traurige Begebenheit als eine Mahnung Gottes zu seiner Besserung anzusehen und sich seinem Vater gehorsam zu unterwerfen, gab sich Friedrich willig seinen christlichen Belehrungen hin und zeigte eine so wesentliche Sinnesänderung, daß ihn sein Vater der Haft entließ, nachdem der Prinz vor einer Commission einen Eid geschworen hatte, sich nie rächen, sondern ein gehorsamer Sohn sein zu wollen. Diesen Schwur hat er auch nachher gewissenhaft gehalten. Vorerst aber bekam er sein Portépée noch nicht zurück, sondern mußte in der Kriegs- und Domainenkammer zu Cüstrin sich von unten auf im strengsten Kanzleidienst üben und sich mit dem Geschäfte der Staatsverwaltung bekannt machen, um einst selbstthätig die Regierung führen zu können und nicht Günstlingen in die Hände zu gerathen.

Nachdem er unter noch andern ihm auferlegten Entbehrungen diese Prüfungszeit ein Jahr lang ausgehalten hatte, war der Vater versöhnt, um so mehr, da ihm der Sohn beim ersten Wiedersehen auf des Vaters milde Frage, warum er ihn denn anfeinde, da er als Vater ja nur für ihn arbeite und sorge und sich damit nicht einmal seine Freundschaft habe erwerben können, vom Gefühl überwältigt zu Füßen stürzte und bekennend und bereuend um Vergebung bat.

Hierauf durfte er Cüstrin verlassen, ward wieder in's Militär aufgenommen und zum Obersten eines Infanterieregiments ernannt. Um dem englischen Hofe alle Hoffnung auf eine Familienverbindung mit dem preußischen Hause abzuschneiden und dadurch die Unabhängigkeit Preußens zu wahren, hatte Friedrich Wilhelm unterdeß seine Tochter Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth verlobt und wählte nun für seinen Sohn Friedrich die Prinzessin Elisabethe Christine

von Braunschweig-Bevern zur Gattin, die sich dieser aus Gehorsam gefallen ließ. (Dadurch wurde die englische Regierung bewogen, sich dem österreichischen Hofe zu nähern und die pragmatische Sanction Karl's VI unter den Bedingungen anzuerkennen, deren oben K. 4, 1. gedacht ist.) Hierauf gab der König seinem Sohne die Herrschaft Ruppin und kaufte ihm das Schloß Rheinsberg, wo Friedrich bis zu seiner Thronbesteigung in persönlichem und schriftlichem Umgang mit ausgezeichneten Männern lebte und theils mit der wirthschaftlichen Verbesserung dieses Besitzthums, theils mit theoretischen und practischen Übungen im Militärdienste, theils mit philosophischen und historischen Studien, insbesondere mit den Werken der französischen Literatur sich beschäftigte. In den Geist dieser letztern vertiefte er sein ganzes Denken und Sein mit jugendlich-blinder Begeisterung so sehr, daß er dabei jener falsch-aufklärerischen Richtung folgte, die durch ihn auf weit hinaus in Deutschland geltend werden und zu nicht geringem Theile das Zeitalter Friedrich's des Großen kennzeichnen sollte, wiewohl ihm selbst seine deutsche, maaßhaltende Natur vor den letzten Consequenzen jener Richtung bewahrte.

Die ganz verkehrte, mechanisch-formelle Art, in der ihm von Jugend auf die Kirchenlehre beigebracht und der häusliche Gottesdienst mit ihm getrieben worden war, hatte bei ihm das Gegentheil von dem hervorgebracht, was man bezweckt hatte: das innerste Leben des Christenthums in seiner die Menschheit von Irrthum und Sünde befreienden Wirkung blieb ihm verborgen. Als er zum Nachdenken über die Confessionen kam und lange die calvinische Prädestinationslehre festhielt, sein Vater ihm aber die lutherische Lehre hierüber aufdrängen wollte, so ließ er zwar seine Meinung fallen, nahm aber auch die andere nicht an. Als er nach eingetretener Ruhe von jenen Stürmen in Cüstrin sich in Rheinsberg freier bewegen konnte, beschäftigte ihn zuerst die Lehre von der Unsterblichkeit, in der er sich damals mehr dem Materialismus zuneigte, bis er durch die Bekanntschaft mit der Wolffischen Metaphysik, die der sächsische Gesandte von Suhm für ihn in's Französische übersetzte (in welcher Sprache Friedrich allein schreiben und lesen wollte), zu einem gewissen Deismus gelangte. Welche Befriedigung seine Seele in dieser Mischung von Philosophie und Religion fühlte, drückte er in einem Briefe an Manteuffel (v. Apr. 1736) so aus: „Ich bin jetzt überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen. Ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Creatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen meines Gleichen erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Überzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

Unter den französischen Werken über Philosophie, Moral und Geschichte, die er in Verbindung mit Übersetzungen altclassischer Autoren las, nahm ihn aber keine so hin, als die wegen ihrer Leichtigkeit und Vielseitigkeit, ihrer Klarheit und Glattheit im Ausdruck, ihres Witzes und Spottes damals allgemein bewunderten Geisteswerke Voltaire's, den er über alle Schriftsteller der Welt setzte. Er trat sogleich in Briefwechsel mit ihm. In ihren Briefen stritten beide zunächst über Fragen der Philosophie, bei deren Erörterungen Friedrich noch bewies, daß er auf weit religiöserem Boden stand, als sein atheistischer Correspondent. Deßungeachtet aber übte Voltaire's Geist fortwährend einen Zauber auf ihn aus. Um diese Zeit schrieb Friedrich seinen Antimacchiavell, den Voltaire zum Druck beförderte, nachdem er ihn vorher verstümmelt hatte. In der Urschrift ist „das Ideal

eines Königthums" aufgestellt, das eine thatenvolle Regierung erwarten ließ, und worin sich zwar weniger Gefühl für Religion, als ein starkes Gefühl für Recht und Moral ausspricht. — Auch mit dem französischen Geschichtschreiber Rollin, mit dem Mathematiker Maupertuis, mit dem Philosophen Wolff und andern berühmten Männern der Zeit stand er damals im Briefwechsel, wobei ihn theils der Trieb, seinen Geist vielseitig auszubilden, theils die Begierde leitete, Bewunderung für Bewunderung einzutauschen. Denn: „Ich glaube," — schrieb damals von Suhm über ihn, — „daß seine größte Leidenschaft die für den Ruhm ist, der nach seiner Meinung darin besteht, immer der strengsten Vernunft gemäß zu handeln und sich von keinem Vorurtheile beherrschen zu lassen. Er ist unerschütterlich in den Entschlüssen, die er nach weiser Überlegung gefaßt hat. Er ist großmüthig, freigebig und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empören ihn."

Bei solchen Beschäftigungen machte er sich ein Hochbild von einem Regenten, strebte aber nicht minder nach Kriegsruhm, und schon damals sprach seine nähere Umgebung die Ahnung aus, daß er „dem Vater des Vaterlands auch den Helden hinzufügen" werde. So kam das Jahr herbei, in welchem der Tod des alten Königs ihn zur Regierung eines Staates berief, den derselbe in eine solche Ordnung gebracht hatte, daß er seinem Sohne außer den erhöhten jährlichen Einkünften einen Schatz von fast 9 Millionen Thalern und ein wohlgehaltenes Heer von fast 78,000 Mann hinterlassen konnte.

Als Friedrich Wilhelm die Abnahme seiner Kräfte fühlte, ließ er durch seine Minister seinen Sohn in Ruppin, den er bisher von aller Politik fern gehalten hatte, über den Stand der innern und äußern Angelegenheiten des Staates unterrichten. Als die Gefahr für das Leben des Königs stieg, eilte Friedrich nach Potsdam, wo ihn sein Vater wohlwollend empfieng und ihn selbst noch über seine innersten Regierungsgrundsätze belehrte, welche auf die Mehrung der Macht des Staats, auf Verbesserung des Unterthanenwohls und Fernhaltung jeder Allianz für fremde Interessen abzielten. Da Friedrich ganz auf die Idee des Vaters eingieng und der Vater dabei nicht bloß den guten Willen, sondern auch die besondern Fähigkeiten des Sohnes wahrnahm, prieß er laut Gott, und als der Sohn darüber zu Thränen gerührt seinem Vater die Hand küßte, umschlang ihn dieser und rief aus: „Mein Gott! ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!" Freudig erwartete er nun sein Ende und zeigte den Sarg, den er sich hatte machen lassen, mit den Worten, daß er darin gut zu schlafen gedenke. Da ihm sein Leibarzt auf seinen Wunsch von Zeit zu Zeit sagte, wie lang er noch zu leben habe, und die letzte Viertelstunde angedeutet war, so rief der König aus: „Gott Lob, nun ist Alles vorüber!" Er starb den 31. Mai 1740.

3. Regierungsantritt Friedrich's des Großen. Kundgebung seiner Regierungsgrundsätze. Neue Hofeinrichtung. Abstellung von Mißbräuchen. Seine Regierungsthätigkeit. Verbindung mit England und Rußland. Tod Karl's VI.

Das Erste war, daß König Friedrich, nachdem er seinen Vater herzlich beweint hatte, seiner Umgebung erklärte, daß er das Amt eines Königs verwalten und die Autorität allein ausüben wolle. Die Generale ermahnte er, ihm die schöne Armee erhalten zu helfen und zu sorgen, daß die Truppen gut gehalten und menschlich behandelt, daß sie aber auch nicht dem Lande verderblich würden. Den Ministern äußerte er, daß das Interesse des Landes und seiner Person ein und dasselbe wäre, daß

aber, wo beide collidirten, der Vortheil des Landes den Vorzug haben müßte. Und nach diesen Grundsätzen traf er unverweilt in Angelegenheiten des Hofhalts, des Heers, der Religion, der Wissenschaften selbständig eine Maßregel nach der andern, daraus das Volk mit Freuden die Würdigkeit und Tüchtigkeit seines neuen Herrschers erkannte, der selbst von der Bedeutung eines Monarchen eine so hohe Idee hatte, daß er sagte: „Ein Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist; er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unbescholten sein, und alle seine Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen." Wer sieht aber nicht zugleich, daß dieser von ihm aufgestellten Bedeutung des Königthums eine ganz moderne, der ältern entgegengesetzte Natur zum Grunde liegt, welche durch seinen Vorgang in Deutschland die Beziehung des Königthums zu dem Inhaber desselben, so wie des Regierenden zu den Regierten allmählich im tiefsten Grunde umzukehren geeignet war?

Seine ersten Regierungsthätigkeiten bestanden in Folgendem: Zuerst ließ er, um einer Getreidenoth zu steuern, die Magazine öffnen und Korn zu wohlfeilen Preisen verkaufen. Dann gab er dem Hof eine andere, anständigere Einrichtung, wiewohl er für seine Person stets die Einfachheit liebte. Seine Mutter suchte er für die drückende Einschränkung, in der sie hatte leben müssen, durch einen glänzenden Hofstaat zu entschädigen, und auch seine Gemahlin, von der er jedoch, weil sie ihm aufgenöthigt worden war, längst in einer völligen Getrenntheit lebte, richtete er einen anständigen Hofstaat ein, erschien aber nie an demselben, wiewohl er ihr mit Achtung begegnete. Da er es nicht auf eine Nachkommenschaft absah, so erklärte er seinen Bruder Heinrich als seinen künftigen Nachfolger. — Das Regiment der Riesen, das so viel kostete, löste er auf; auch schaffte er die Plackereien der Soldaten beim Dienst, die Gewaltthätigkeiten bei deren Anwerbung und andere Mißbräuche beim Heere ab. Gleiche menschlichere Rücksicht empfahl er den Civil-Obern gegen ihre Untergebenen und stellte auch hier viele Mißbräuche ab, ohne das Gute in den Einrichtungen seines Vaters, besonders im Finanzwesen, umzustoßen. Auch die Jagdbelästigung hob er auf. — In der Religion drang er auf Duldung unter den Confessionen, und schützte die Rechte der Stifter. Der Wissenschaft schenkte er volle Aufmerksamkeit, erhöhte die Gehalte der Academiker, setzte den Philosophen Wolff wieder in seine Professur zu Halle ein und zog verschiedene Gelehrte an seinen Hof, die mit seiner Geistesrichtung übereinstimmten. — In materieller Hinsicht beförderte er die Manufacturen, errichtete eine besondere Behörde für Gewerbe und Handel, zog Seidenarbeiter aus Italien und Fabrikanten aus Frankreich herbei, und setzte Accise und Zoll in ein besseres, natürlicheres Verhältniß.

Nachdem er auf einer Reise durch alle seine Provinzen die Huldigungen des Landes eingenommen hatte, gab er sich ganz den Regierungsgeschäften hin und arbeitete mit einer unermüdeten, von Allen bewunderten Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum Abend, wo er das Vergnügen ausgesuchter Gesellschaft genoß, die er mit seiner geistvollen Laune belebte.

In die Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten fand er sich schnell. Anfangs suchte er sich besonders dem französischen Hofe zu nähern, weil ihm Frankreich noch in idealem Lichte erschien; allein er erkannte bald, daß die nationale Richtung der französischen Politik den

Ansprüchen Preußens an Jülich und Berg entgegenstehe, und daß er daher nichts von ihr zu erwarten habe. Dagegen fand er in dieser Beziehung den englischen Hof mehr entgegenkommend und leitete daher einen nähern Verkehr ein. An Rußland fand er ohne große Schwierigkeiten einen Verbündeten, der ihn, falls er wegen Berg die Waffen ergreifen wollte, Hülfe versprach. Der kaiserliche Hof zu Wien wies zwar eine Allianz mit Preußen nicht zurück, nur in Bezug auf Jülich und Berg wollte man dort keine Zugeständnisse machen. Deßhalb faßte Friedrich den Entschluß, sich selbst zu helfen. Da erfolgte unversehens der Tod Karl's VI (am 1. Oct. 1740), und rasch gedachte der König die Gelegenheit des in Österreich eintretenden Thronwechsels zu benützen und zugleich der Geringschätzung, mit der man an den großen Höfen von dem kleinen Preußen sprach, ein Ende zu machen.

4. Regierungsantritt Maria Theresia's in Österreich. Die pragmatische Sanction im Gedränge. Ansprüche des bayrischen Hauses auf das österreichische Erbe. Friedrich's Ansprüche auf schlesische Gebietstheile. Erster schlesischer Krieg. Friedrich in Breslau. Eroberung Glogau's. Schwerin's Sieg bei Molwitz. Huldigung Breslau's.

In Österreich bestieg in dem gleichen Jahre, darin Friedrich II den preußischen Scepter ergriff, vermöge der pragmatischen Sanction Karl's VI 23jährige Tochter **Maria Theresia**, welche seit 1736 Gemahlin des Erzherzogs Franz Stephan von Toscana war, den Thron ihres Vaters. Selten war ein Regierungsantritt mit mehr Schwierigkeiten verbunden. Denn der Staatsschatz war leer, die Armee — mit Ausnahme der niederländischen und italienischen — schwach (nur 30,000 M. stark), eine Hungersnoth vor den Thoren der Hauptstadt und Unruhe in den entferntern Provinzen bemerklich. Indeß Maria Theresia hatte bei ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihrer Sittenreinheit und Herzensgüte, ihrer Wohlredenheit und Empfänglichkeit für Bildung, so weit ihr dieselbe nahe gebracht worden war, einen entschlossenen, festen, ja heroischen Character, der ihr die Kraft gab, sich in ihren schweren Stand zu finden und die rechten Mittel zu ergreifen, um sich zu helfen.

„Was ihr aber (theilt Ranke aus einem venetianischen Bericht vom J. 1738 mit) den höchsten Werth verleiht, ist die Erhebung des Geistes, die sie an den Tag legt, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit des Gemüthes; man sieht, daß sie fühlt, daß sie zum Thron geboren ist, und darf glauben, daß ihre Rathgeber dereinst keine despotische Gewalt über sie ausüben werden." Die alten Minister ihres Vaters hofften volle Gewalt zu bekommen, und einer schmeichelte sich sogar zur Mitregentschaft erhoben zu werden; allein sie war nicht gesonnen, ihnen, selbst nicht einmal ihrem Gemahle, den sie doch außerordentlich liebte, einen wesentlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten.

Nachdem sie, obgleich noch vom Schmerz über den Tod ihres Vaters tief gebeugt, mit Würde die Huldigung der Civil- und Militärbehörden empfangen hatte, erklärte sie ihren Gemahl zum Mitregenten, und anfangs schien alles ruhig abzugehen. Preußen, Sachsen, Rußland,

Polen sandten ihre Glückwünsche; nur Frankreich zauderte und der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern trat sogar mit Ansprüchen auf Österreich, Böhmen und auch Ungarn hervor, welche Lande nach dem Testamente Ferdinand's I nach dem Aussterben des „männlichen Stammes“ auf seine weiblichen Nachkommen übergehen sollten. Da nun das bayrische Haus in gerader Linie von Ferdinand's I Tochter Anna stammte, so ließ Karl Albrecht, heimlich von Frankreich unterstützt, sogleich gegen den Regierungsantritt Maria Theresia's protestiren und drang auf Einsicht in das Testament Ferdinand's I, von dem ein Exemplar in München und eines in Wien war. Die Vergleichung ergab, daß die Wiener Urkunde anstatt der Worte „männlichen Stammes“ die Worte „ehelichen Stammes“ enthielt, so daß, da sich für den Kurfürsten kein Vertheidiger fand, von dieser Seite her sich keine ernstliche Folge zu ergeben schien.

Karl Albrecht führte für seinen Erbanspruch noch einen zweiten Grund an, daß nämlich die Ansprüche seiner Gemahlin Amalie, welche eine Tochter des Kaisers Joseph I war, nach dem Testamente Leopold's I, den Ansprüchen Maria Theresia's vorgehen sollten. Allein diesen Grund erkannte Österreich darum nicht an, weil Amalie vor ihrer Vermählung auf jene Ansprüche verzichtet habe.

Dagegen drohte von einer andern Seite her eine nähere Gefahr. Denn plötzlich erhob Friedrich II, der ohnedieß wegen Berg sich von Österreich beeinträchtigt erachtete, Ansprüche auf vier schlesische Gebietstheile, nämlich auf die Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und da er voraussah, daß sie nicht würden anerkannt werden, schob er zugleich ein schlagfertiges Heer an die schlesische Gränze vor.

Noch ehe das Haus Habsburg in den Besitz der böhmischen Krone kam, hatten die jagellonischen Könige in Böhmen den Fürsten von Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf das besondere Recht eingeräumt, daß sie diese ihre Lande, worüber ihnen kraft älterer Rechte bei ihren Lebzeiten zu verfügen freigestanden, durch Testament nach Gefallen sollten vergeben dürfen. Auf den Grund dieser Befugniß war in der Folge ein Erbverbrüderungsvertrag geschlossen worden. Weil nun aber im schmalkaldischen Kriege Schlesien gegen den König Ferdinand stand, so wurde der Herzog von Liegnitz nach der Schlacht bei Mühlberg genöthigt, auf jene Erbverbrüderung zu verzichten.

Früher schon war ein Markgraf von Brandenburg aus der kurfürstlichen Linie von einem böhmischen Könige habsburgischer Herkunft mit dem Herzogthum Jägerndorf belehnt worden und hatte Sitz und Stimme auf dem schlesischen Fürstentag; auch war er 1611 unter den vier schlesischen Fürsten, die dem Kaiser Matthias huldigten. Als darauf die Schlesier in das Geschick und in die Katastrophe Friedrich's V von der Pfalz verwickelt wurden, so suchte Kurbrandenburg sein Erbrecht auf Jägerndorf festzuhalten und der kaiserliche Hof wollte sich wenigstens zu einer Entschädigung verstehen; Kurbrandenburg aber blieb darauf, daß ihm das aus der Erbverbrüderung mit dem piastischen Hause ihm auf dieses Herzogthum Jägerndorf zustehende Recht nicht entzogen werden könne, und behauptete, daß, da nach erfolgtem Absterben der Piasten auch die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an das brandenburgische Haus hätten fallen sollen, es eigentlich Ansprüche auf diese vier Fürstenthümer habe. — Diese Ansprüche hielt Brandenburg fortwährend fest, und noch Friedrich Wilhelm I hatte ihrer öfters erwähnt. In dem festen Glauben (wie Ranke darthut) an die Rechtsbeständigkeit

derselben, (die allerdings eine ungelöste Rechtsfrage war) holte sie nun der junge Friedrich hervor, um auf die Erwerbung dieser Länder seinen Ruhm zu gründen und durch sie die Macht seines Hauses zu vergrößern. Zwar erbot sich Friedrich, wenn man ihm willfahre, Österreich bei einem allgemeinen Angriff mit den Waffen zu vertheidigen und mit Geld zu unterstützen, auch seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Großherzog von Toscana zu geben; allein man ließ den Gesandten gar nicht zur Unterhandlung kommen.

Als daher die abschlägliche Antwort erfolgte, rückte er mit einem Heere von 30,000 M. am 26. Dec. 1740 über die Gränze, die er seinen Rubicon nannte, in Schlesien ein und begann so den ersten schlesischen Krieg. Da er den Schlesiern ungestörte Religionsübung und ungekränkten Besitz ihres Eigenthums zusagte, die strengste Mannszucht beobachtete, und Alles, was die Soldaten bedurften, bezahlte, so fielen ihm gleich die vielen Evangelischgesinnten im Lande mit Freuden zu, da sie bei der Thronbesteigung der eifrig katholischen Maria Theresia die Erneuerung gegenreformatorischer Bedrückungen fürchteten.

Während der Feldmarschall Graf Schwerin auf der am Gebirg sich hinziehenden Straße in die Grafschaft Glatz einrückte, zog der König in das wichtige Breslau ein und gestand diesem fast offenen Handelsplatz, der noch eine gewisse municipale Selbständigkeit (namentlich das Recht, sich selbst zu bewachen und zu vertheidigen) besaß, aber davon gegen Friedrich Gebrauch zu machen nicht Lust hatte, Neutralität zu, welche die Bürger mit Freuden annahmen.

Unter den Festungen ergaben sich zuerst Ohbau, Ottmachau und Namslau, und während Neisse, Glogau und Brieg ernstlichen Widerstand leisteten und daher blokirt wurden, Graf Schwerin aber in Ober-Schlesien einrückte, um die Österreicher unter dem Feldmarschall Brown daraus zu vertreiben, begab sich Friedrich nach Berlin, um für den Feldzug des folgenden Frühjahrs Anstalten zu treffen.

Graf Kurt von **Schwerin**, der schon in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough seine Kriegsschule gemacht hatte, war ein Mann von gebildetem Geist und heiterem Gemüthe, ohne eigensüchtigen, engherzigen Sinn, so daß er in ökonomischer Hinsicht sich nur zu wenig berieth. Er war dem positiv-christlichen Glauben von Herzen ergeben und stets bereit, sich seiner Pflicht mit Aufopferung hinzugeben. Dem Character nach fast das Gegentheil war der alte, rauhe, der Bildung abgewandte, seinen Vortheil nicht leicht vergessende Fürst Leopold von **Dessau**, der besonders darüber schmerzlichen Verdruß empfand, daß er sich bei Friedrich im Einfluß zurückgesetzt sah. Friedrich hatte ihn bei der Eröffnung des Kriegs absichtlich nicht um Rath gefragt, damit es nicht hieße, er sei „mit seinem Hofmeister" ausgezogen und habe auf dessen Eingebungen gehandelt. Doch gab Friedrich nachher den wohlgemeinten Warnungen des alten Dessauers mehr Gehör. Auch ließ er ihn im Beginn des folgenden Feldzugs zum Schutz gegen Hannover und Sachsen ein Heer im Magdeburgischen zusammenziehen.

Gegen Ende Februars brach der König wieder nach Schlesien auf und war zunächst auf die Einnahme Glogau's bedacht, dessen Belagerung er dem Erbprinzen von Dessau (Sohn des alten Dessauers) anvertraut hatte. Mit Umsicht, Kühnheit und Tapferkeit schritt dieser zum Sturm und eroberte am 8. März 1741 die Festung in Einer Nacht

zur großen Freude des Königs, der ihm erhöhte Freundschaft zusicherte und die Soldaten ansehnlich belohnte.

Unterdessen aber hatten die Österreicher am Fuße der mährischen Gebirge ein Heer von 15,000 M. (darunter Hannaken, Heiducken, Ungarn und Kroaten) unter dem Commando des Grafen Neipperg aufgestellt, der vor Begierde brennend, „den preußischen Fürsten zum Apoll und den neun Musen zurückzujagen", über Neiße heranzog und sein Lager in der Nähe von Brieg aufschlug und dadurch Brieg rettete. Denn da nun Friedrich seine Truppen zusammenzog, rief er auch seine Belagerungstruppen von Brieg ab. Weil aber auch ein zweites österreichisches Heer die große Straße nach Niederschlesien besetzte, so sah sich Friedrich fast in die Mitte genommen und daher genöthigt, es auf eine große Feldschlacht ankommen zu lassen, die er zugleich mit Begierde herbeiwünschte. So kam es am 10. April zu der hitzigen Schlacht bei Molwitz, die zwar lange unentschieden blieb, zuletzt aber doch durch Schwerin's glücklich eingreifende Feldherrnerfahrung dem König Friedrich den Sieg und in weiterer Folge Schlesien in die Hände legte.

Beide Heere waren ohngefähr gleich stark an Zahl, das preußische 19,000 M., die Österreicher an Reiterei, die Preußen an Kanonen überlegen. Die Österreicher, in den Dörfern Molwitz, Grüningen, Hümen eingelagert, wären leicht zu überfallen gewesen; aber Friedrich, damals noch nicht erfahren genug, ließ ihnen Zeit, sich völlig zur Schlacht aufzustellen. Die Schlacht war mörderisch. Die überlegene österreichische Reiterei bemächtigte sich vieler preußischer Kanonen und wüthete damit schrecklich unter der preußischen Infanterie, der allmählich der Pulvervorrath ausgieng. Schon war der linke preußische Flügel geworfen und Friedrich verlor die Fassung: da rieth ihm Schwerin (dem es darauf ankam, die Person des Königs zu retten), sich nach Oppeln zu begeben und mit den dort stehenden Holsteinern den Rückzug über die Oder zu decken. Ungern befolgte der König den Rath. Darauf übernahm es Schwerin, noch einmal, das Glück der Schlacht zu versuchen. Bald hatte das erneuerte preußische Infanteriefeuer unter der entschlossenen Leitung des Prinzen von Dessau den Feind von weiterem Andrang zurückgeschreckt, und Schwerin, noch einmal alle verfügbare Mannschaft an sich ziehend, stürmte mit solchem Todesmuth gegen die dichten Colonnen der Österreicher, daß Neipperg den Rückzug befahl und die Preußen den Wahlplatz behaupteten, auf welchem sie die Nacht beim Wachtfeuer zubrachten.

In dieser Nacht war der König vor Oppeln angelangt, hatte es aber von den Österreichern schon besetzt gefunden und als er in Löwen ankam, vernahm er vom Siege bei Molwitz. Einigermaßen beschämt kehrte er auf das Schlachtfeld zurück, wo man beschäftigt war, die 2500 Todten und 3000 Verwundeten, die man auf preußischer Seite zählte, wegzubringen.

Die nächste Folge dieses Siegs war die Übergabe von Brieg. Neipperg eilte zwar, Breslau wegzunehmen, aber Friedrich kam ihm darin zuvor, und weil die Breslauer schon mit dem Feinde sich in ein Einverständniß eingelassen hatten, erklärte Friedrich die Neutralität der Stadt für aufgehoben und ließ sich von ihnen förmlich huldigen. Während nun der sogenannte kleine Krieg noch seinen Fortgang nahm, stiegen für Maria Theresia auch von einer andern Seite her noch größere Gefahren auf, die nicht blos gegen die eine oder die andere Provinz Österreichs gerichtet waren, sondern gegen die Integrität der ganzen

österreichischen Monarchie, die wenigstens Friedrich nicht hatte antasten wollen, so deutlich ihn schon einige Stimmen aufgefordert hatten, seine Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken.

5. Stellung Englands unter Walpole und Frankreichs unter Fleury zu Preußen und Österreich. Der preußisch-französische Vertrag zu Breslau; Bayern im Nymphenburger Vertrag.

Längst hatten die übrigen europäischen Mächte durch Friedrich's unerwartet rasches und selbständiges Vorgehen sowohl, als durch Bayerns Vorbereitungen zu einem ähnlichen Angriff auf Österreich bewogen, ihre besonderen Stellungen für oder gegen genommen.

Zur Zeit, da Friedrich auf den schlesischen Krieg bedacht war, befand sich England, wo Walpole die Leitung des Staates über sich hatte, wegen Spanien mit Frankreich, wo Fleury noch am Ruder war, in einem Kriege und setzte daher Alles daran, andere Mächte, vor Allem Österreich, für sich zu gewinnen.

In England hatte Georg II, ein König mittelmäßigen Geistes, von sich widersprechenden Eigenschaften des Characters, in der Regierung den Minister Robert **Walpole**, der schon unter Georg I eine hohe Stelle bekleidet hatte, zum Beistand, einen gewandten, besonnenen Staatsmann, der übrigens ohne höhere sittliche Kraft und Richtung, sondern nur gemäßigt, klug und schmiegsam, dabei aber doch kräftig genug war, die verschiedenen Parteien in England im Zaum zu halten, indem er die Menschen nach ihren Schwächen behandelte und nach seinen Zwecken benützte, ohne auf ihre sittliche Hebung Bedacht zu nehmen. Er fand oft viele Opposition im Parlament, doch erwies sich gar Manches von dem, was er nicht durchsetzen konnte, in der Folge als gut und fand noch Eingang. Unter ihm wurde die Testacte wieder, jedoch nur für England, bestätigt, während man die in ihr waltenden Grundsätze für Schottland aufgeben mußte, ihre Durchführung für Irland aber mit despotischen Mitteln erzwang. Rücksichtlich Irlands gieng man so weit, daß man dem irischen Oberhaus die Gerichtsbarkeit entzog, während man sie dem englischen Oberhause auf das ganze Reich ausdehnte.

Übrigens nahm England unter Walpole einen ungemeinen Aufschwung und mit ihm steigerte sich das Kraftgefühl der Engländer in der Art, daß sie jede Beschränkung des Handels, die ihnen von einem andern Volke drohte, unerträglich nannten und daher sich nicht entblödeten, namentlich gegen Spanien den ärgsten Schleichhandel zu begünstigen, und ihm am Ende (1739) den Krieg erklärten, den Walpole's Mäßigung vergebens zu hindern suchte. Als die Engländer den Spaniern in Amerika Portobello wegnahmen und Anstalt machten, sich auch auf dem Festland von Südamerika festzusetzen, so nahm Frankreich, ohnedieß durch Haustractate mit Spanien verbunden, an dem Krieg desselben gegen England Theil und schickte eine Flotte in die westindischen Gewässer. So stand's, als der erste schlesische Krieg ausbrach. Es fragte sich nun, ob der kaiserliche Hof die Allianz mit England ergreifen und die mit Frankreich aufgeben werde.

Frankreich hatte in Betreff der österreichischen Erbfolgeordnung Garantie geleistet und darum scheute sich der Wiener Hof, sich England zu nähern, um nicht Frankreich zum Feind zu bekommen. Fleury (s. o. K. 6, 2), der insgeheim die alte, auf Österreichs Schwächung gerichtete Politik festhielt, hatte aber in der macchiavellistischen Weise jener Zeit, jener Garantie die Clausel „unbeschadet der Rechte eines

Dritten" beigefügt, und hatte dabei sowohl die spanischen, als auch die bayerischen Interessen im Sinne. Die spanischen Bourbonen hatten zwar auch Garantie geleistet, glaubten sich aber in Betreff Italiens nicht daran gebunden, und nur der Umstand, daß man nicht gerüstet war, hielt sie ab, Toscana und das alte Erbtheil der Farnesen, Parma und Piacenza, gleich nach Karl's VI Tod zu besetzen.

Um dem Streben Maria Theresia's, ihren Gatten, den Großherzog von Toscana, zum römisch-deutschen Kaiser wählen zu lassen, entgegenzuarbeiten, beschloß man am spanischen sowohl, als am französischen Hofe, nicht nur die Bewerbung des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern um den Kaiserthron, sondern auch dessen Ansprüche auf die österreichische Monarchie zu unterstützen. Hätte der österreichische Hof von diesen Intriguen eine Ahnung gehabt, so hätte er wohl die preußischen Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer weniger rasch und barsch von sich gewiesen und sich eine große Noth erspart.

Als nun Friedrich anfieng zu siegen, bot ihm das französische Cabinet eine Verbindung an, wenn er Bayerns Ansprüche auf Österreich und Absichten auf die Kaiserkrone unterstützen würde. Allein Friedrich war gegen ein Bündniß mit Frankreich gestimmt, weil er ein lebendiges Gefühl der darin liegenden Gefahr hatte, indem er natürlich dann sowohl Rußland (wo nach dem Sturze Münnich's die Regentschaft Anna's durch Ostermann [K. 2, 9] eine zweideutige Haltung gegen Preußen beobachtete), als auch die Seemächte gegen sich in die Waffen gebracht hätte. Darum wollte Friedrich seine Entscheidung erst noch von seinem weitern Waffenglück abhängig machen.

Nach der Schlacht bei Molwitz, in welcher die Österreicher wohl den Kürzern gezogen, aber keine eigentliche Niederlage erlitten hatten, erkannte Friedrich, daß er noch nicht am letzten Ziele sei und Österreich ihm noch viel zu schaffen machen könne. Da nun das englische Cabinet und Parlament aus Haß gegen Frankreich offen auf Österreichs Seite trat und der Maria Theresia als Königin von Ungarn eine Subsidie von 300,000 Pf. Sterl. bewilligte; da ferner auch die Niederlande — aus Besorgniß, Preußen möchte bei wachsender Macht wegen Berg auch an den niederländischen Gränzen um sich greifen wollen, — sich gleichfalls dem österreichischen Hof zur Hülfe erbot, und der sächsische Hof, den der Minister Graf Brühl leitete, bereits eine feindselige Haltung gegen Preußen nahm, weil ihm Österreich das alt-brandenburgische Fürstenthum Crossen, das einst zu Schlesien gehört hatte, als ein zur leichtern Verbindung mit Polen dienendes Besitzthum versprach, — da war es schon schwerer, einer Versuchung zu dem auf's Neue angetragenen Bündnisse mit Frankreich zu widerstehen. Dennoch suchte Friedrich noch demselben auszuweichen und hätte sich mit einem Theile Schlesiens begnügt, wenn Österreich nachgiebiger gewesen wäre; allein dieses gieng auf seine Vorschläge nicht ein.

Um nun in dem bevorstehenden europäischen Kampfe nicht allein zu stehen, schloß Friedrich am 4. (5.) Juni 1741 zu Breslau einen geheimen Vertrag mit Frankreich; sein Ehrgeiz, die einmal angefangene Sache durchzuführen und sich keiner Verspottung auszusetzen, gab den Ausschlag.

Der Breslauer Vertrag garantirte dem preußischen Hause den Besitz von Niederschlesien mit Inbegriff von Breslau; wogegen der König von Preußen dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach. Doch verpflichtete sich Friedrich nicht, die Ansprüche Bayerns an Österreich mit den Waffen zu unterstützen. Für den Fall eines Angriffs sicherten sich Frankreich und Preußen gegenseitige Hülfe zu.

Kurfürst Karl Albrecht hatte schon am 22. Mai den Vertrag von Nymphenburg dahin abgeschlossen, daß Frankreich ihm zur Unterstützung seiner Erbrechte ein Hülfsheer von 16—26,000 M. schicke, das jedoch der Kurfürst besolden sollte; eben so wollte Frankreich zur Unterstützung der Kaiserwahl ein Heer von 60,000 M. auf eigne Kosten über den Rhein gehen lassen, wogegen der Kurfürst als künftiger Kaiser im Voraus die Erwerbungen anerkennen mußte, welche Frankreich in den Niederlanden oder anderwärts für sich machen würde! Dieser Tractat war dem König Friedrich unbekannt.

Auf die Unterstützung des Kurfürsten in Bezug auf das sog. Erbrecht legte Frankreich darum weniger Gewicht, weil es ihn zwar zum Kaiser machen wollte, aber nicht zu einem ländermächtigen, als der er dann leicht Frankreichs Gegner hätte werden können.

6. Der österreichische Erbfolgekrieg. Der Kurfürst von Bayern in Österreich, Sachsen an der böhmischen Gränze, Frankreich in Westdeutschland. Abtretung Niederschlesiens. Beistand der Ungarn. Der Kurfürst in Prag. Seine Krönung als Kaiser Karl VII. Friedrich's Hülfsvertrag mit ihm; Sieg bei Czaslau. Der Berliner Frieden. Ober- und Niederschlesien preußisch.

Während nun Friedrich Brieg einnahm, sich im Lager von Strehlen eine besser eingeschulte Reiterei schuf, in das gährende Breslau eine preußische Besatzung legte und bereits abermals die Neiße überschritt, brach unvermuthet zwischen Bayern und Österreich **der österreichische Erbfolgekrieg** aus, der eine Umwandlung vieler bisherigen Verhältnisse ahnen ließ.

Es war am letzten Juni 1741, als ein bayrisches Heer plötzlich in Passau eindrang, worauf am 15. August ein französisches Heer in bayrischen Farben über den Rhein gesandt und dem Kurfürsten mit der Erklärung zur Verfügung gestellt wurde, daß man damit nur „die Freiheit der Kaiserwahl aufrecht erhalten" wollte. Während sich bald darauf ganz Westdeutschland mit französischen Truppen füllte, zog der Kurfürst in Linz ein und nahm den Titel eines Erzherzogs an. — Auch Sachsen, vom französischen und bayrischen Hofe durch die Aussicht auf Oberschlesien und Mähren gewonnen, ließ Truppen gegen die böhmische Gränze rücken.

Jetzt erst giengen dem österreichischen Hofe die Augen auf! Die Bestürzung in Wien war groß: denn außer dem Neippergischen Heere, das gegen Preußen in Schlesien stand, hatte man den vielen Feinden keine eigene Armee entgegenzustellen.

Daher gab der Wiener Hof, der schon gleich beim Einbruch der Bayern in Österreich nach Presburg geflüchtet war, dem englischen Rathschlage, sich durch einen Vergleich mit Preußen wenigstens einstweilen diesen Feind vom Halse zu schaffen, obwohl mit Widerwillen Gehör. Man gestand dem Könige in einer geheimen Unterhandlung (zu Kleinschellendorf) Niederschlesien sammt Breslau, und selbst auch Neiße zu, und forderte nichts als die mündliche Zusicherung, daß er Österreich nicht weiter angreifen wolle: noch in dem Laufe jenes Jahres sollte dann ein Friedensvertrag diesem Übereinkommen Festigkeit geben; inzwischen sollte über diesen Vertrag — das war eine wesentliche Bedingung Friedrich's — das tiefste Stillschweigen beobachtet werden.

Für den Augenblick hatten beide Theile nur den Gewinn, daß Neipperg's Truppen gegen die Bayern verwendet und Friedrich's Truppen sich in den Winterquartieren erholen konnten. Friedrich erkannte wohl, daß die neue Erwerbung noch nichts Festes war, und daß er, wollte er eine selbständige Macht werden, nicht stehen bleiben konnte. Das Streben aber, ein selbständiges Preußen zu schaffen, konnte nicht anders, als zu größern Verwicklungen führen, deren Überwindung er als Aufgabe ansah.

Mit dem vorläufigen Zurücktreten Preußens vom Kampfplatze konnte Österreich nun seine Kräfte sammeln. Zunächst versicherte sich Maria Theresia des Beistandes der Ungarn. Diesen erhielt sie aber erst nach wichtigen Zugeständnissen in Betreff einer Erweiterung der ungar'schen Privilegien. Nach erfolgter Krönung, die unter dem Jubel des Volks vor sich gieng, beschied sie (d. 11. Sept.) die Stände vor sich und erklärte ihnen, daß sie, von Allen verlassen, ihre Zuflucht zu der alten Treue und Tapferkeit der Ungarn nehme und ihnen ihre Person und ihr Kind anvertraue. Als ihr bei den letzten Worten die Thränen hervorbrachen, wurden die Abgeordneten so tief ergriffen, daß sie mit einem einstimmigen Vivat Maria Theresia Rex! Blut und Leben zu opfern gelobten, und in der Ständeversammlung nicht nur den Beschluß zu einem allgemeinen Aufgebot faßten, sondern auch den Gemahl der Königin als Mitregenten anerkannten.

Die Erzählung, die Königin sei mit ihrem kleinen Joseph auf dem Arm hülfeflehend vor die ungarischen Stände getreten, worauf diese jenen begeisterten Ruf erhoben, gehört unter die historischen Mythen. — Die Zugeständnisse, welche die Königin machen mußte, bestanden darin, daß sie Ungarn als den wichtigsten Theil ihrer Staaten ansehen, nur Eingeborne zu den Ämtern berufen, Siebenbürgen nur als ein von dem ungar'schen Königthum abhängiges Land besitzen, die Freiheit des Adels sowohl überhaupt, als insbesondere die Freiheit seines Grundbesitzes von der Contributionspflicht anerkennen, und noch einige ähnliche Privilegien gewähren wolle. Der Königin kamen diese Zugeständnisse so schwer an, wie dort die Abtretung Schlesiens; allein es galt das Reich vor dem Überfall der Franzosen und Bayern zu retten.

Indessen hatte sich der Kurfürst in Österreich huldigen lassen und war bis Wien vorgedrungen, worauf er sich aber, auf französischen Rath,

rasch nach Böhmen wandte und Budweis nahm, während ein französisch-bayrisches Heer Pilsen besetzte und ein sächsisches Elbe-aufwärts gegen Prag zog. Obgleich Neipperg schon an 40,000 M. beisammen hatte, so konnte er doch nicht mehr verhindern, daß Prag sich den Verbündeten ergab und dem Kurfürsten huldigte, der dann (am 19. Dec. 1741) sogleich nach Frankfurt a. M. reis'te, um sich dort die römische Krone zu holen. Indeß gewann Neipperg Budweis wieder und schnitt den Bayern und Franzosen die Verbindung mit Oberösterreich ab, so daß der österreichische Hof wieder nach Wien zurückkehren konnte, worauf Truppen aus Ungarn und Italien, welche Graf Khevenhüller an sich gezogen hatte, die Franzosen größtentheils aus Böhmen hinaus- und nach Linz zurückwarfen und durch die Einnahme von Schärding (d. 7. Jan. 1742) den Weg nach Bayern öffneten. Und als der Kurfürst in Frankfurt am 24. Jan. zum Kaiser gewählt und am 14. Febr. als Karl VII gekrönt wurde, zogen andern Tags die Österreicher in seine Hauptstadt München ein und nahmen bald darnach ganz Bayern in Besitz.

In dieser Bedrängniß suchte Karl VII Hülfe bei dem König von Preußen. Dieser hatte nämlich unterdessen (und zwar schon gegen Ende Octobers 1741) wieder die Waffen gegen Österreich ergriffen, theils weil man seine Bedingung der Geheimhaltung des Kleinschellendorfer Vertrags nicht gehalten und ihn dadurch vor den Verbündeten compromittirt hatte, theils weil ihn das Waffenglück der Königin mit der Besorgniß erfüllte, daß man Schlesien wieder von ihm zurückfordern möchte, wie man denn allerdings in Wien keine Lust hatte, den definitiven Friedensvertrag mit Preußen einzugehen.

Zugleich wollte Friedrich den Einfluß der Franzosen, mit denen er ohnedieß nicht gerne verbündet war, in Deutschland nicht zu groß werden lassen: denn er besorgte, sie möchten, um den Engländern in Hannover zu schaden, den Schweden Bremen und Verden wieder verschaffen wollen, wodurch dann auch sein Pommern in Gefahr würde gekommen sein.

Nachdem er am 4. Nov. mit Bayern einen Hülfsvertrag geschlossen hatte, ließ er den Grafen Schwerin in Mähren einrücken, der am 27. Dec. Olmütz einnahm, indeß der Prinz von Dessau (im Jan. 1742) die Stadt und Grafschaft Glatz wegnahm und sich in Böhmen festsetzte. Der König selbst begab sich über Dresden nach Prag, ein sächsisches Heer belagerte Brünn, preußische Reiter fielen in Ungarn ein und Ziethen'sche Husaren streiften bis vier Meilen vor Wien.

Um Brünn zu entsetzen, rückte Prinz Karl von Lothringen mit 40,000 Österreichern heran, und trieb die Preußen und Sachsen wieder aus Mähren, so daß Friedrich mit seiner Armee nach Böhmen zurückgieng und die Sachsen und Franzosen, die ihn bisher schlecht unterstützt hatten, sich selbst überließ, um auf die ihm unter englischer Vermittlung angebotene Unterhandlung Österreichs einzugehen.

Da ihm aber Maria Theresia seine Forderungen nicht genehmigte, vielmehr es noch auf das Glück der Waffen ankommen lassen wollte, und der Prinz von Lothringen sich mit seinem Heere gegen Prag in Bewegung setzte, so warf sich ihm Friedrich mit dem Prinzen von Dessau von Kuttenberg her entgegen und lieferte am 17. Mai 1742 zwischen Chotusitz und Czaslau eine Schlacht, in welcher nach langer Unentschiedenheit theils die Überlegenheit der preußischen Artillerie, theils und hauptsächlich eine geschickte Wendung des Königs den Preußen den Sieg verschaffte.

Jetzt gab Maria Theresia alle weitern Glücksversuche auf und bot unter englischer Vermittlung die Hand zum Frieden. In Breslau wurden die Präliminarien am 11. Juli unterzeichnet und am 28. Juli sprach der Friede von Berlin dem König von Preußen den Besitz von Ober- und Niederschlesien (mit Ausnahme von Teschen, Troppau und des Landes jenseit der Oppa und des hohen Gebirgs) mit der Grafschaft Glatz zu, wogegen er die schlesischen Schulden von 1,700,000 Thalern übernahm.

Diese Schulden hatte Maria Theresia für diesen Krieg bei den Engländern gemacht und ihnen dafür Schlesien verpfändet: daher der verdoppelte Eifer dieser Mächte, den Frieden zu Stande zu bringen. Friedrich begnügte sich mit dem Errungenen, denn er hatte nie die Absicht gehabt, Österreichs Macht zu brechen, so wenig, als es ihm je in den Sinn kam, sich vom deutschen Reiche zu trennen, dem er eben durch die Wahl Karl's VII einen neuen Halt hatte geben helfen. Daß er einseitig, ohne Vorwissen seiner bisherigen Verbündeten, den Frieden mit Österreich abschloß, also gewissermaßen vertragsbrüchig erschien, war ihm selbst ein unangenehmer Gedanke: allein die politische Moral jener ganzen Zeit und aller ihrer Träger war nichts weniger als dem Evangelium gemäß. Frankreich indeß auf Kosten Deutschlands zu stärken, hielt er nicht für seine Pflicht, da er wohl fühlte, daß er von dieser Macht bei der nächsten Gelegenheit würde geopfert worden sein. Daher hatte die Nachricht von diesem Frieden für den französischen Hof die Wirkung eines betäubenden Schlags, indem der alte Fleury, der sich für den „feinsten Kopf in Europa" hielt, erklärte, daß er überlistet sei. Dagegen freuten sich die Seemächte, (England und Holland) und zauderten keinen Augenblick, dem König Friedrich den Besitz Schlesiens zu gewährleisten und eine Defensivallianz mit ihm zu schließen.

Das eroberte Gebiet umfaßte 650 Q. M. mit 1,200,000 Einwohnern deutschen und slavischen Ursprungs in 150 größern und kleinern Städten und 5000 Dörfern, also ein Drittheil des ganzen damaligen preußischen Landes. Vor Allem wandte nun Friedrich seine Sorge auf eine neue Organisation Schlesiens, und wiewohl er in Bezug auf Steuern und Abgaben, Verwaltung und Gesetzgebung viele Änderungen vornahm und neue Einrichtungen machte, so fügten sich doch die neuen Unterthanen ohne ernstlichen Widerstand in die neue Ordnung der Dinge, zumal er Alles that, sie durch humane Behandlung, durch das Gebot der Religionsduldung und durch Belebung des Handels und Gewerbes zu gewinnen. Alles Einkommen (von dem er für seine Person nur 16,000 Thlr. in Anspruch nahm) verwendete er zum öffentlichen Dienst, vorzüglich zur In-

standhaltung und Vermehrung des Heers und zur Verstärkung von fünf schlesischen Festungen; von den Ersparungen wurde der Schatz, der durch diesen Krieg fast ganz geleert worden war, bedacht, um bei voraussichtlich kommenden neuen Kriegsgefahren einen Halt an ihm zu haben.

7. Vertreibung der Bayern und Franzosen aus Böhmen und Bayern. Sieg des englisch-österreichischen Heeres bei Dettingen. Maria Theresia mit England, Sardinien und Sachsen; Friedrich mit Rußland, Schweden und Frankreich. Zweiter schlesischer Krieg. Karl's VII Tod. Der Friede zu Füßen zwischen Österreich und Bayern.

Es hatte die Königin Maria Theresia tief geschmerzt, daß man ihren Gemahl bei der Kaiserwahl hintangesetzt hatte; doch gab sie den Gedanken nicht auf, ihn noch an der Spitze des deutschen Reiches zu sehen. Durch den Frieden mit Preußen sah sie sich in den Stand gesetzt, diesen Plan zu verfolgen und sich für Schlesien einen Ersatz zu verschaffen. Auch kam es ihr zu Statten, daß sich auch der sächsische Hof aus dem Nymphenburger Bündniß zurückgezogen hatte, weil ihm denn doch die französische Vasallenschaft noch gefährlicher, als die österreichische erschien.

Dazu kam, daß den Engländern Alles daran lag, Frankreich wo möglich unter Österreich zu erniedrigen und den französischen Einfluß auf Deutschland auszuschließen: daher sammelten sie ein Heer von englischen, österreichisch-niederländischen und hannöver'schen Truppen und ließen sie unter dem Namen der pragmatischen Armee durch das Gebiet von Jülich und Köln nach dem Mittelrhein vorrücken. Das französische Cabinet hatte ohnedieß schon erkannt, daß dieser Krieg Frankreich nur Schaden bringen werde, und daher sein Heer unter dem Marschall Broglie aus Böhmen zurückgezogen; es hielt nur noch Eger und die Oberpfalz fest, so daß es Maria Theresia leicht wurde, Prag wieder zu gewinnen, das mit Freuden unter die österreichische Herrschaft zurückkehrte.

Vergebens suchte der Kaiser, der im April 1743 wieder in seine Hauptstadt München zurückgekehrt war, die Franzosen zu einem erneuerten Angriff auf Österreich zu bringen: er konnte daher nur eine Defensivstellung nehmen. Bald jedoch gelang es den Österreichern, diese Vertheidigungslinie zu durchbrechen, Braunau den Bayern wieder zu entreißen und die Franzosen aus Bayern hinauszuwerfen. Da mußte der Kaiser, vom Herzog Karl von Lothringen gedrängt, am 8. Juni wieder aus München fliehen und sein Land abermals den Österreichern überlassen, worauf sich Maria Theresia in München huldigen ließ.

Mit Verdruß sah der Kaiser sich vom französischen Cabinet bloßgestellt, dem es offenbar nur darum zu thun war, seine Armee an sich zu ziehen, um sie am Rhein gegen die vorrückenden Engländer zu verwenden: ja um diese vom Mittelrhein zu verdrängen, erschien aus Frankreich ein zweites Heer unter dem Herzog von Noailles, wurde aber bei Det-

tingen am 27. Jul. 1743 von den Engländern und Österreichern so geschlagen, daß es sich wieder über den Rhein zurückzog.

Eine Unterhandlung, in welcher der Kaiser seine Ansprüche auf die österreichischen Erblande gegen Rückgabe der seinigen aufgeben wollte, wenn England ihn zur Behauptung seines kaiserlichen Ansehens mit Geldmitteln unterstützen würde, scheiterte an dem Widerspruch des englischen Parlaments, das nur die Bekämpfung Frankreichs in dem kaiserlichen Bundesgenossen desselben vor Augen hatte. Das eben kam dem Wiener Hof zu Statten.

Maria Theresia betrieb nun mit allen Kräften die Fortsetzung des Kriegs und brachte sogar eine Protestation gegen die jüngste Kaiserwahl vor. Hierauf schloß sie (den 13. Sept. 1743) mit England und Sardinien zu Worms ein Bündniß, das eine Gewährleistung ihres Besitzstandes, wie er 1739 war, enthielt; auf das nämliche Ziel hin gieng sie auch einen Vertrag mit Sachsen ein.

Diese drohenden Bündnisse ließen den König Friedrich erkennen, daß man in Wien damit umgehe, ihm Schlesien irgend einmal wieder zu entreißen, zumal in jenem Vertrage von Worms jeder frühere Tractat von neuem bestätigt, des Breslauer Tractats aber gar nicht erwähnt worden war, und zu Wien und anderwärts Reden fielen, die darauf hinausgiengen, man wolle den König von Preußen wieder zum Markgrafen von Brandenburg herabsetzen. Auch war es für ihn eine Ehrensache, den Kaiser, den er mitgewählt hatte und den man seiner Würde entkleiden wollte, aufrecht zu erhalten.

Er faßte daher den Entschluß, den Absichten der Gegner zuvorzukommen. Zuvörderst aber bedurfte er ebenfalls Bundesgenossen und fand sie in der Kaiserin Elisabeth von Rußland und in dem von Rußland abhängigen Schweden.

Rußland, wo jüngst Elisabeth, Peter's des Großen Tochter, durch den Sturz ihrer Gegner auf den Thron gelangt war, suchte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er zwischen dem Thronerben Peter, für den man eine Gemahlin suchte, und der Prinzessin Sophia von Anhalt-Zerbst, deren Vater in preußischem Dienst Befehlshaber und mit dem holsteinischen Hause verwandt war, eine Vermählung zu Stande brachte. (Diese Prinzessin erhielt in Folge des Religionswechsels, dem sie sich dabei unterwerfen mußte, den Namen Katharina, unter dem sie späterhin als Czarin berühmt wurde.) — Desgleichen gab Friedrich auf Betrieb des russischen Hofs seine älteste Schwester Ulrike dem Thronerben von Schweden, so daß nun zwischen Preußen, Rußland und Schweden eine Tripelallianz im Werk war.

Wichtiger noch war ihm jedoch eine abermalige Verbindung mit Frankreich, wo nach Fleury's Tode Ludwig XV selbst die Regierung leitete, der, über das Vorrücken der Engländer in Sorgen, nun dem König Friedrich (durch — Voltaire, der selbst nach Berlin kam) seine Geneigtheit zu einem Bündnisse mit Preußen zu erkennen geben ließ. Rasch gieng Friedrich darauf ein und verlangte, Frankreich solle, um die Seemächte zu beschäftigen, in die österreichischen Niederlande eindringen und zugleich in Westfalen die Hannoveraner bedrohen, indeß er (Friedrich) selber Böhmen für den Kaiser Karl einnehmen, für sich aber Oberschlesien behalten und einige böhmische Kreise erwerben wollte.

Obgleich seine Minister sich von der Klugheit seines Planes nicht überzeugen konnten, so bestund er doch auf Erneuerung des Krieges, denn er wollte lieber „mit Ehren untergehen", als sich von seinen Gegnern verkleinern lassen.

Ludwig XV eröffnete mit 100,000 M. den Feldzug von 1744 durch einen Einfall in die Niederlande und durch Wegnahme verschiedener Gränzplätze, und während ein französisches Heer am Oberrhein gegen den Prinzen von Lothringen und den kaiserlichen Feldmarschall von Daun, wiewohl nicht glücklich, operirte, führte Friedrich ein Heer von 80,000 M. „kaiserlicher Hülfstruppen", (wie er sie im Manifest nannte) in drei Colonnen durch Sachsen nach der böhmischen Gränze, indeß Schwerin mit einer vierten Colonne von Schlesien her in Böhmen einbrach und am 1. Sept. vor Prag anlangte. Nach einer wirksamen Beschießung ergab sich Böhmens Hauptstadt am 16. Sept. und schon sah Friedrich Böhmen zu seinen Füßen liegen, da er auch kurz darauf Tabor und Budweis in seine Gewalt bekommen hatte.

Indeß aber rief der Wiener Hof, der den Einfall in Böhmen für einen Bruch des Berliner Friedens ansah, das unter dem Prinzen von Lothringen in's Elsaß eingedrungene Heer zurück, um es in Böhmen zu verwenden. Da die Österreicher auf diesem Rückzuge von den Franzosen nicht lebhaft verfolgt wurden, (weil diese seit der Dettinger Niederlage keine Lust hatten, sich weit in Deutschland hinein zu wagen), so langten sie glücklich in Böhmen an, vereinigten sich mit den Sachsen und nahmen bei Marlowitz eine feste Stellung.

Friedrich suchte sie zu einer offenen Schlacht zu reizen; aber der vorsichtige Daun nahm sie nicht an: Friedrich mußte sich des ungünstigen Bodens wegen hinter die Elbe zurückziehen und sogar Budweis und Tabor wieder in die Hände der Österreicher fallen sehen. Bald darauf rückte der Prinz von Lothringen gleichfalls über die Elbe und schnitt dem Könige die Verbindung mit Prag ab, so daß diesem nichts übrig blieb, als Prag mit allem dort befindlichen preußischen Geschütz aufzugeben und sich nach Schlesien zurückzuziehen.

Nun kehrte ganz Böhmen, dessen Bevölkerung ohnedieß den Preußen entgegen war, wieder unter die Herrschaft Österreichs zurück, das ohne Schlacht und Belagerung zu diesem Ergebniß kam.

Ohne Zögern ließ nun Maria Theresia, welche wenigstens einen Theil von Schlesien wieder zu bekommen sich sehnte, in Oberschlesien einrücken und Glatz, Troppau und Jägerndorf besetzen. Während Friedrich es dem alten Dessauer (der ganz glücklich war, einmal wieder verwendet zu werden) überließ, den Feind aus Oberschlesien hinauszudrängen, beredete Friedrich sowohl mit Frankreich, das unterdeß Freiburg und den Breisgau für Karl VII erobert und eine starke Stellung am Mittelrhein genommen hatte, als auch mit dem Kaiser, der im

October seinen Aufenthalt von Frankfurt nach München verlegt hatte, einen neuen Feldzugsplan.

Doch ein unerwartetes Ereigniß gab der französischen und preußischen Politik eine andere Wendung. Der Tod Karl's VII (am 20. Jan. 1745) entband sie der lästigen Verpflichtung, das bayrische Haus im Kaiserthum zu erhalten: man beschränkte sich darauf, den bayrischen Thronfolger in seinem Erblande zu schützen, das die Österreicher unter Bathiany und Bernklau schon wieder bis an die Isar eingenommen hatten.

Da aber der junge Kurfürst Maximilian III, nach einem vergeblichen Widerstand bei Pfaffenhofen, selbst erkannte, daß er die Ansprüche seines Vaters nicht behaupten könnte, so schloß er, unter Verzichtleistung auf dieselben, am 22. Apr. 1745 mit Österreich den Frieden zu Füssen und versprach, dem Gemahl der Maria Theresia seine Stimme bei der neuen Kaiserwahl zu geben.

Nunmehr hatte Maria Theresia, welche schon im Januar mit England, Sachsen und Holland zu Warschau einen neuen Bund gegen Preußen geschlossen hatte, freiere Hand, konnte in Schlesien und am Rhein entscheidender vorgehen und zugleich die Wahl ihres Gemahls zum Kaiser mit leichterem Erfolge betreiben.

8. Friedrich's mißliche Lage. Die Österreicher in Oberschlesien. Friedrich's Sieg bei Hohenfriedberg. Englands Vermittlung. Sieg bei Sorr. Kaiser Franz I. Friedrich's Einfall in Sachsen; Flucht August's III. Sieg des Dessauers bei Kesselsdorf. Der Friede von Dresden.

König Friedrich hatte sich durch seine fruchtlose Unternehmung auf Böhmen in eine schlimme Lage versetzt: sein Schatz war erschöpft; der russische Hof wurde ihm abtrünnig; der Füssener Friede isolirte ihn gewissermaßen; die Vertheidigung Oberschlesiens, das fast ganz von den Österreichern überschwemmt war, wurde immer schwieriger: in Berlin sah man schon Alles verloren. Wäre Friedrich auf christ-gläubigem Boden gestanden, so hätte sich die Volkstheilnahme lebhafter für ihn geregt: so aber „stand er in seiner Gesinnung allein," die sich in der damaligen Lage bei ihm in einem gewissen Stoicismus äußerte, der es ihm übrigens in Verbindung mit seinem persönlichen und dynastischen Ehrgeiz und mit seinem Feldherrntalent möglich machte, mit Umsicht und Kaltblütigkeit anzuordnen, was der bevorstehende große Rettungskampf erheischte. Zum Glück sah er sich auch durch tapfere Generale unterstützt, die wie Winterfeldt und Ziethen mitten unter den Nachtheilen des oberschlesischen Kriegs durch einzelne glänzende Thaten den Muth des Heeres belebten. Als z. B. der König bei Frankenstein durch 20,000 Österreicher von der Verbindung mit dem Corps seines Vetters, des Markgrafen Karl, abgeschnitten war, befahl der König dem Ziethen sich mit seinem Husarenregiment durch die Österreicher durchzuschlagen und sollte auch von seinen Husaren nur Einer durchkommen, der dem Markgrafen melden könnte, daß der König

seines Beistands bedürfe. Um dem König zu gehorchen, doch aber auch das Leben seiner Husaren nicht grausam zu opfern, befahl Ziethen ihnen, ihre neuen Uniformen anzuziehen, worin die Österreicher sie noch nicht gesehen hatten, und zog so mitten durch die vom Feind besetzte Gegend, indem er sich an einen feindlichen auf dem Marsch befindlichen Trupp anschloß, der die Ziethenschen Husaren für österreichische hielt. Zuletzt wurde er erkannt und von den Panduren angegriffen, schlug sich aber zum Markgrafen durch, der nun seinerseits auch in einem kühnen Zug und unter glücklichen Gefechten die Vereinigung mit dem Könige bewerkstelligte.

Bereits hatten sich die Österreicher, im Besitz von Oberschlesien, unter dem Prinzen von Lothringen mit den sächsischen Truppen vereinigt und waren im Begriff, den Gebirgsübergang bei Landshut zu bewerkstelligen, um den König, der eine Bewegung gegen Schweidnitz machte, die man österreichischer Seits für einen Rückzug nahm, zu verfolgen und so vielleicht bald als Sieger in Breslau einzuziehen.

Da zog der König, welcher erkannte, daß nichts als eine Schlacht ihn retten könnte, seine Truppen zusammen und bezog ein Lager zwischen Schweidnitz und Striegau, indeß die österreichischen und sächsischen Generale auf den Anhöhen von Hohenfriedberg (einem schlesischen Dorfe auf der Straße von Jauer nach Landshut) ihr Heer in acht Colonnen durch verschiedene Gebirgsthäler defiliren ließen.

Hier am Fuße des Gebirgs sollte es sich entscheiden, ob Friedrich Herr von Schlesien sowohl, als auch in der Stellung bleiben sollte, die er sich bis dahin unter den Mächten Europa's gewonnen hatte.

Am 4. Juli 1745 erfolgte die berühmte Schlacht bei Hohenfriedberg, aus der Friedrich — als Sieger hervorgieng.

Vor Mitternacht setzte sich das preußische Heer gegen Striegau in Marsch, und als der Morgen graute, gab der König die Befehle zur Schlachtordnung. Er gedachte zuerst die Sachsen zu schlagen und dann die Österreicher anzugreifen. Um 4 Uhr hallte der Donner des preußischen Geschützes durch das Gebirg. Der Angriff (unter den Generalen Winterfeldt, Rothenburg und Stille) auf die Sachsen, die sich mit Nachdruck wehrten, geschah mit Muth und Tapferkeit, und Fußvolk und Reiterei, sich gegenseitig unterstützend, verdrängten die Sachsen aus ihrer Stellung. Bei dem Angriff auf die Österreicher gerieth der linke preußische Flügel, durch feindliche Wachtfeuer verführt, zu weit links, während der rechte geradezu vordrang, so daß sich wegen des dadurch entstehenden großen Zwischenraums die Linie nicht so schnell und in gehöriger Weise bilden konnte; dabei hatten Fußvolk und Reiterei mehrere Gräben, Moräste, Hecken und Zäune zu passiren, während der Feind, hie und da von Gebüschen verdeckt, seine Batterien spielen ließ: deßungeachtet warfen ihn die preußischen Regimenter über den Haufen. Das Feuer aus Geschütz und Gewehr war so arg, daß die Berge zu zittern schienen. — Um 7 Uhr Morgens war der linke feindliche Flügel bis zum Centrum hin allenthalben geschlagen. Der Prinz von Lothringen hoffte die Schlacht noch herzustellen, wenn es ihm gelänge, den Preußen in die linke Flanke zu kommen. Seine Reiterei unterlag zwar der preußischen, aber die österreichische Infanterie unter dem besonnenen Marschall Leopold von Daun brachte der preußischen durch ein furchtbares Feuer schwere Verluste bei. Erbittert darüber, daß ihre Kameraden so jämmerlich zusammengeschossen wurden, brachen die Dragoner des Regiments Bayreuth unter dem Oberst Geßner mitten durch eine feindliche Lücke, warfen den Feind über den Haufen, brachten den ganzen österreichischen Flügel zur Flucht und erbeuteten 66 Fahnen, worauf noch einige andere Regimenter mit gefälltem Bajonett den Rest zurückschlugen, also daß die Preußen gegen 8 Uhr Morgens Meister des Schlachtfeldes waren. Noch auf dem

Schlachtfeld erhielt jenes tapfere Regiment ein Belobungsschreiben vom König. Um Mittag hatte sich der Feind vollends in das Gebirg zurückgezogen, nachdem er 5000 Todte und 7000 Gefangene verloren hatte. Der König ließ allen Verwundeten Erfrischungen reichen und ritt zu den Regimentern hin, die am meisten gelitten hatten, um ihnen zu danken.

Im ganzen Land fühlte man, daß diese Schlacht eine dauernde Entscheidung gebracht habe. Allenthalben in den evangelischen Ortschaften, in denen man die Kanonade gehört hatte, war man auf die Kniee gefallen, um von Gott den Sieg zu erflehen; daher Jubel überall, besonders in Breslau. Alles erkannte, Gottes Schutz habe augenscheinlich gewaltet, und selbst Friedrich, davon ergriffen, sagte zum französischen Gesandten: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar beschützt!"

Hierauf beschloß der König, den Krieg fortzusetzen, aber nur um sich Frieden zu verschaffen. Das Nächste war, daß er den Österreichern, die sich nach Böhmen zurückzogen, dahin folgte, um seinem eigenen Lande Erleichterung zu verschaffen.

Als er Landshut passirte, traten ihn etliche tausend Bauern an und fragten ihn, ob sie ihre katholischen Nachbarn, von denen sie früher so gedrückt worden wären, todtschlagen sollten; allein Friedrich wies sie auf das Gebot der Feindesliebe im Evangelium hin, so daß sie ihm Recht gaben und ruhig wieder heimzogen.

Lange beobachteten sich die feindlichen Heere und begnügten sich mit dem Kleinkrieg. Unterdeß gab Friedrich, zufrieden, den Feind wieder aus Oberschlesien verdrängt zu haben, dem Könige von England zu erkennen, daß er keine neue Eroberung mehr bezwecke und auch dem Gemahle der Königin seine Stimme bei der Kaiserwahl geben wolle, wenn man ihm Schlesien garantiren wolle. Hierauf schloß König Georg, der beständigen Subsidien an Österreich müde, mit Friedrich am 26. Aug. 1745 einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, die Königin und die übrigen Mächte zu einem Frieden zu bewegen.

Allein Maria Theresia erklärte mit gewohnter Lebhaftigkeit, sie wolle lieber den Rock vom Leibe, als Schlesien verlieren, und drang in den Prinzen von Lothringen, noch eine Schlacht zu wagen. Als daher Friedrich, sich deß nicht versehend, mit nur 18,000 M. ein Lager bei Staudenz bezog, ward er von dem Prinzen mit 40,000 M. angegriffen, und nur der außerordentlichen Tapferkeit seiner Preußen, insbesondere der Schnelligkeit seiner Reiterei, hatte der König es zu danken, daß er die Schlacht bei Sorr (30. Sept.) gewann und, wiewohl von den Panduren beunruhigt, doch glücklich nach Schlesien zurückkehren konnte, von wo er, nach geschehener Vertheilung seines Heeres, nach Berlin zurückkehrte, um dort die Friedensunterhandlungen vorzubereiten.

Unterdessen war am 13. Sept. 1745 Maria Theresia's Gemahl als Franz I Stephan zum Kaiser gewählt worden (seine Krönung gieng erst am 27. Mai 1764 vor sich); in Wien hatte man dann auf den Vorschlag des sächsischen Ministers Grafen Brühl den Plan gefaßt, von zwei Seiten her in das Herz des preußischen Staates zu dringen, um

den König zu zwingen, Schlesien an Österreich, Magdeburg mit Kottbus an Sachsen abzutreten.

Kaum hatte Friedrich geheime Kunde davon bekommen, so ließ er die Pässe nach Böhmen und der Lausitz besetzen, zog mit dem Hauptheer über Naumburg nach Görlitz und trieb durch Ziethen und Winterfeldt fünf Regimenter Sachsen in die Flucht. Erschreckt dadurch kehrte ein anderes sächsisches Heer, das sich schon der brandenburgischen Gränze näherte, nach Dresden zurück; auch der Prinz von Lothringen zog sich mit Verlust seines Gepäcks, das Winterfeldt seiner Nachhut abnahm, nach Böhmen zurück. Der alte Dessauer nahm Leipzig ein und gieng auf Dresden los, das August III verließ, um nach Prag zu fliehen.

Unterdeß rückte Friedrich in Meißen ein, und eben, als er ein Schreiben seines Gesandten gelesen hatte, welcher meldete, daß König August zum Frieden geneigt sei, kam die Kunde von des alten Dessauer's Sieg bei Kesselsdorf (d. 15. Dec.), dadurch Dresden in Friedrich's Gewalt kam und der sächsische und kaiserliche Stolz so gedemüthigt wurde, daß man nun gerne Friedrich's billige Friedensbedingungen annahm.

Die Sachsen hatten unter dem Marschall Rutowsky (einem Halbbruder des Marschalls Moritz von Sachsen) ihre Stellung auf den Hügeln an einem Grunde, den die Tzschone (ein Nebenfluß der Elbe) bildet. Am Fuße jener Hügel liegt das Dorf Kesselsdorf, das mit starken Batterien befestigt war. Rechts hin lehnte sich die sächsische Linie an eine österreichische Abtheilung unter Grünne. Die Preußen, geführt von dem alten Fürsten, rückten in zwei Linien an und eröffneten das Treffen durch einen Angriff auf das Dorf. Zweimal aber wurden die Grenadiere von dem mörderischen Feuer der Batterien geworfen, so daß die Kesselsdorfer Besatzung, in der Meinung, den Sieg schon in Händen zu haben, ihre feste Verschanzung verließ, um die Geworfenen zu verfolgen. Schon dachte der Fürst den Tod suchen zu müssen, um eine Niederlage nicht zu überleben, als er in den Reihen der Verfolger Unordnung gewahrte; sogleich ließ er die Dragoner einhauen und sie auseinandersprengen, worauf er das Dorf gewann, worin der Feind für einen Rückhalt zu sorgen versäumt hatte.

Inzwischen machte auch sein jüngster Sohn, der muthige, in der Schule seines Vaters herangebildete Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, einen Angriff auf das Centrum der sächsischen Schlachtordnung, die jenseits des Tzschonegrundes aufgestellt war. Er sprang voran in das halbgefrorne morastige Wasser des Grundes, und unter dem Kugelregen der Feinde folgten ihm neun Bataillone und klommen zum Erstaunen der Feinde die mit Schnee und Eis bedeckten Hügel hinan. Als die feindliche Reiterei sie hinabtreiben wollte, hatten sie sich schon in Reih und Glied gestellt und empfiengen dieselbe mit so kräftigem Feuer, daß sie wich; auch das sächsische Fußvolk konnte ihnen nicht widerstehen, und nach drei Stunden war die ganze Schlacht entschieden. Hätte nicht die ungünstige Gegend den linken Flügel der preußischen Reiterei am weitern Nachdringen gehindert, so würde die sächsische Armee vernichtet worden sein, die sich nun nach Pirna zurückzog.

Der Fürst von Dessau, dessen alter Kriegsruhm sich durch diese seine letzte That noch so glänzend bewährt hatte, war ganz glücklich, seinen König, der, von Meißen herkommend, ihn mit entblößtem Haupte begrüßte und umarmte, auf dem Schlachtfelde (auf welchem von beiden

Seiten 5000 Todte lagen) umherführen zu dürfen. Am andern Tage nahm der König von Dresden Besitz, und der sächsische Hof war froh, daß der König keine andern, als die schon früher angebotenen Bedingungen machte. Dieser Umstand bewog auch Österreich, mit dem Frieden zu eilen, zumal sich von England keine Subsidien mehr erwarten ließen und die Spanier so eben in der Lombardei Mailand eingenommen hatten. Also wurde am 18. Dec. 1745 von den Sachsen, am 25. Dec. von den Österreichern der Friede von Dresden unterzeichnet. In diesem Frieden verzichtete der sächsische Hof auf alle Ansprüche an die im Breslauer Frieden abgetretenen Gebietstheile und verpflichtete sich zur Entrichtung von 1 Mill. Thalern. — Österreich nahm die Grundsätze des hannoverischen Vertrags an: es bestätigte abermals den Frieden von Berlin, erkannte die darin festgesetzte Gränztheilung an und leistete feierlich Verzicht auf die darin abgetretenen Länder. Dagegen erkannte Friedrich den Gemahl Maria Theresia's als Kaiser an. England gab sein Einverständniß zu erkennen und Frankreich that wenigstens keinen Einspruch gegen diesen Frieden.

Der Jubel und die dankbare Verehrung, womit Friedrich nach seiner Rückkehr in Berlin empfangen wurde, war ungemein groß, und mit allgemeiner Beistimmung wurde er zum Erstenmale feierlichst als „der Große" begrüßt, und dabei fühlten sich zugleich die verschiedenen Bevölkerungen des preußischen Staates zum Erstenmale als Ein Volk.

9. Österreichs fortgesetzter Kampf mit Frankreich und Spanien in den Niederlanden und in Italien bis zum Frieden von Aachen. (Beendigung des Kriegs der Seemächte mit Frankreich und Spanien.)

Während sich nun Friedrich ganz der Sorge für die innere Hebung seines Staates hingeben konnte, hatte Maria Theresia, obwohl ihr dieser Friede mit Preußen freiere Hand gab, doch noch etliche Jahre mit Frankreich und Spanien, und zwar mit jenem in den Niederlanden und mit beiden in Italien, einen schweren Kampf zu bestehen.

In den Niederlanden hatten die Franzosen im Jahre 1745 einen Sieg bei Fontenai gewonnen, dann 1746 bereits Westflandern, Hennegau, Brabant mit Brüssel erobert und die österreichischen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg in ihrer Gewalt. Im Jahr 1747 griff der siegreiche Marschall Moritz von Sachsen sogar die holländische Republik an und eroberte das ganze holländische Flandern. Dort aber erhob sich die bisher unterdrückte oranische Partei, vom Volk unterstützt, in vielen Städten der Republik (zunächst in Seeland) gegen die regierenden Magistrate und verlangte zum Schutze des Landes die Wiederherstellung der seit Wilhelm's III Tod unbesetzt gebliebenen Erbstatthalterschaft. Sie brachte es dahin, daß Wilhelm IV von

Nassau-Oranien, Schwiegersohn des Königs Georg II von England, mit der Erbstatthalterwürde bekleidet und diese (am 16. Oct. 1747) in der männlichen und weiblichen Linie dieses Hauses erblich erklärt wurde. Sogleich wurde alsdann eine durchgängige Volksbewaffnung angeordnet und Alles aufgeboten, den Krieg gegen Frankreich mit großem Nachdruck zu führen.

In Italien waren die Spanier mit den Franzosen anfangs in bedeutendem Vortheil: denn sie hatten Piemont, Mailand, Parma und Piacenza für Don Philipp erobert; allmählich aber gewann Österreich in Verbindung mit Sardinien durch den Fürsten Wenzel von Lichtenstein wieder mehr Fuß, und als nach dem Tode des spanischen Königs Philipp V (1746) die Königin-Wittwe Elisabeth (Farnese) ihren lange behaupteten politischen Einfluß verlor — indem der neue spanische König Ferdinand VI, durch seine portugiesische Gemahlin für England gewonnen, seinen Halbbruder, den obengenannten Don Philipp, nur schwach unterstützte, — so mußte sich das zusammengeschmolzene spanische Heer aus Italien znrückziehen, so daß nun die Österreicher Genua besetzten und unter dem Feldmarschall Browne einen Einfall in Süd-Frankreich machten. Allein dort konnten sie sich nicht halten, und da zugleich in Genua ein Aufstand ausbrach, kehrten sie wieder nach Italien zurück und vermochten dem abermaligen Eindringen der Franzosen nur mit Mühe zu begegnen.

Indeß waren alle Theile des Krieges müde, und da so eben die Kaiserin Elisabeth von Rußland sich für Österreich rüstete und schon ein Heer von 40,000 M. gegen den Rhein aufbrechen ließ, so beschleunigte Frankreich die lange von ihm hingehaltenen Friedensunterhandlungen, und eben als die Franzosen Mastricht eingenommen hatten, wurde am 30. April 1748 der Friede zu Aachen abgeschlossen und am 18. Oct. ratificirt. Dieser Friede, bei dessen Abschluß auch König Friedrich thätig war, beendigte (gerade 100 Jahre nach dem westfälischen Frieden) den österreichischen Erbfolgekrieg sowohl, als auch den Seekrieg, welchen Spanien und Frankreich mit England und Holland gleichzeitig geführt hatten.

An diesem Seekriege, den zunächst England seit 1739 mit Spanien begonnen hatte, weil dieses das Recht, britische Schiffe in Westindien zu visitiren, in Anspruch nahm, hatte Ludwig XV erst seit 1744, als die französisch-spanische Flotte von der englischen im Mittelmeer geschlagen worden war, offenen Theil genommen. Um das Haus Hannover vom englischen Throne zu stoßen, unterstützte er den Sohn des ehemaligen stuartischen Kronprätendenten Jacob's III, Karl Eduard. Dieser landete in der Zeit, als Georg II bei dem Heere in den Niederlanden war, mit einem unter dem Marschall Moritz von Sachsen stehenden Heere 1745 in Schottland, fiel mit Unterstützung der stuartischgesinnten Partei der Schotten in England ein und drang bis Derby (unfern London) vor. Allein das englische Volk, das sich in seiner Verfassung und Kirche durch ihn bedroht sah, erhob sich, trieb unter dem Herzog von Cumberland den Prätendenten und seinen in sich selbst uneinigen Anhang nach Schottland

zurück und schlug ihn dort bei Culloden 1746, worauf sich derselbe unter langwährenden und großen Gefahren nach Frankreich rettete. Auch zur See waren die Engländer glücklich, während Frankreichs Handel und Seemacht ungeheure Verluste erlitt.

In Folge des Aachner Friedens gaben die kriegführenden Mächte alle gegenseitigen Eroberungen heraus, nur daß Maria Theresia die Fürstenthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Don Philipp, als eine spanische Secundogenitur, und einen kleinen Theil von Mailand, nämlich Tortona und Novara, an den König von Sardinien abtreten mußte, dafür aber die im Anfang des Kriegs in Frage gestellte Existenz ihrer Gesammtmonarchie rettete. — Dem König von Preußen wurde der Besitz von Schlesien zugestanden. — Das deutsche Reich aber wurde bei diesem Frieden gar nicht gefragt, ja im Friedensvertrag gar nicht erwähnt; willig hatte es die Verletzung des westfälischen Friedens, welcher Bündnisse mit auswärtigen Mächten gegen Kaiser und Reich verbot, hingenommen, und dadurch bewiesen, daß es factisch aus der Reihe der europäischen Mächte verschwunden war und nur noch in seinen äußern Formen fortbestand.

10. Friedrich's des Großen Friedensthätigkeit. Ordner des Staatshaushalts und Heerwesens. Seine Sorge für Unterthanenwohl. Sein Privatleben. Seine Freunde und Gesinnungsgenossen. Voltaire am Hofe zu Berlin.

So sehr den König Friedrich der Ruhm des größten Feldherrn, seiner Zeit erfreute, so äußerte er doch, daß er „den wahren Ruhm darin finde, für das Glück und die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen." Daher war es sein Erstes, die Wunden des Kriegs zu heilen, durch unermüdete Thätigteit nicht nur in allen Theilen seines Staates (zu denen auch 1744 durch Lehensanfall Ostfriesland gekommen war) die gestörte Ordnung zurückzuführen, sondern ihn auch von Grund aus durch neue wohlüberdachte Einrichtungen innerlich auf eine höhere Stufe zu heben.

Vor Allem ordnete er den Staatshaushalt wieder: denn der Krieg hatte ihm 8 Mill. Rthlr. gekostet, und am Ende desselben befanden sich nur noch 15000 in der Kasse. Als Mittel zur Verbesserung der Finanzen dienten: eine scharfe Controle für die Cassebeamten, Sorge für eine unbestechliche und arbeitsame Staatsdienerschaft, Schutz der verschiedenen Stände wider gegenseitige Beeinträchtigungen, administrative Behandlung jeder Provinz nach ihrem besonderen Bedürfniß (in Cleve Sorge für Waldanpflanzungen, in Pommern für Vermehrung der Bevölkerung, für Anlegung vieler neuen Dörfer 2c.); Verbesserung des Manufactur- und Handelswesens (durch Förderung der Schaaf- und Seidenzucht, durch Canalbauten 2c.); genaue Ordnung im Abgabesystem, Regelung der Provinzialeinkünfte; Bestreitung der außerordentlichen Bedürfnisse, besonders der militärischen, aus den Erübrigungen; Sparsamkeit und Einfachheit im Hofhalt.

Seine Sorgfalt für Hebung der Ordnung und des Wohlstandes trat besonders auch bei seinen Reisen hervor. In allen Orten, durch die er kam, erkundigte er sich nach den Zuständen und fehlenden Bedürfnissen, und überraschte oft die Amtleute durch seine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen ihres Bezirks. Besonders redete er gern mit Bauern und geringen Leuten und machte sie zutraulich; er nahm sich vorzüglich derjenigen Bauern an, die von ihren Gutsherrn gedrückt wurden. Wo er bemerkte, daß ein Mißbrauch abzustellen, eine Verbesserung anzubringen, Mangelndes herbeizuschaffen sei, traf er entweder sogleich Abhülfe oder verzeichnete es selbst in seine Schreibtafel. Daher die Bewunderung und Liebe des Geringsten im Volk für den großen Fritz.

Eine gleiche große Sorgfalt widmete er fortwährend dem Heerwesen, wobei er von dem Grundsatz ausgieng, der Friede sei das Studium der Kriegskunst, der Krieg die Ausübung derselben. Dabei kam es ihm vor Allem auf die Erhaltung der Disciplin an, von welcher der Ruhm und der Bestand seines Staates abhienge. Unausgesetzte Übungen in raschem Anrücken, geschlossene Haltung, schnelles Schießen, strenge Gewöhnung an Ordnung und Gehorsam, Belebung des kriegerischen Geistes, und der Tapferkeit — waren seine Mittel, die Armee in einen vollkommeneren Zustand zu bringen, den er zur Wahrung seiner allenthalben bedrohten Selbständigkeit für nöthig hielt. Daher er mit der Steigerung der Einkünfte des Landes auch die Zahl seiner Regimenter vermehrte.

Aber auch die höheren geistigen Interessen blieben nicht außer Acht. Er hielt auf strenge Gerichtspflege, und obgleich er den Grundsatz der Neuzeit, daß die Justiz unabhängig von der Fürstenmacht sei, nicht annahm, sondern das Recht der letzten Berufung festhielt, so bemühte er sich doch selbst stets streng gerecht zu sein, und ließ auch in der Regel dem einmal begonnenen Justizgang seinen Lauf. Bei der Verbesserung der Rechtspflege war ihm Minister von Cocceji besonders dienlich. — Die Kirche freilich hatte von ihm keine positive Förderung und Bevorzugung zu gewarten. Da er dem specifischen Christenthum abgewandt war, so konnten es ihm die Confessionen schon zu Gute rechnen, daß er sie duldete, keine Religionsverfolgung gestattete, jede Confession bei ihren Rechten schützte und bei Unterstützungen nur die größere Bedürftigkeit berücksichtigte.

„Ich bin neutral zwischen Rom und Genf", sagt er von sich selbst; „in meinem Staate mag Jeder auf seine Façon selig werden!" Den Katholiken zeigte er seine Unparteilichkeit darin, daß er sie gern in seine Dienste zog, daß er in Berlin eine katholische Kirche entstehen ließ, selbst den Jesuiten nichts in den Weg legte, — nur daß er in Schlesien, wo er ihnen, als Anhängern Österreichs, nicht traute, Jesuiten aus Frankreich kommen ließ, welche durch ihre feinere Bildung die einheimischen aus dem Einfluß auf die höheren Klassen verdrängten und dem preußischen Interesse geneigter waren. Sein gutes Vernehmen zum römischen Stuhl hatte allerdings auch in der milden Gesinnung des Papstes Benedict XIV seinen Grund. — Der evangelischen Kirche gab er 1750 ein Oberconsistorium, dessen Präsident angewiesen war, lange Disputationen zu meiden und nach Stimmenmehrheit zu beschließen. An Unterstützungen zu Kirchen und Pfarrbauten ließ er es nicht fehlen. Bei Pfarrstellenbesetzungen gab er gern dem Wunsche der Gemeinde nach, vorausgesetzt, daß der gewünschte Geistliche gesittet, aber nicht — zu entschieden positivgesinnt war: denn von dieser Rich-

tung befürchtete er Religionsstreit. In dieser Beziehung zog er überhaupt die Reformirten den Lutheranern vor, weil er sie nachgiebiger fand.

Seine Sorge für die Pflege der Wissenschaften beschränkte sich mehr nur auf die Theilnahme, die er der von ihm erneuerten Berliner Academie widmete, deren Mitglieder meist aus den Männern bestand, die sich nach seinem Beispiel und in seiner dem Zeitgeist huldigenden Richtung mit der Literatur beschäftigten und von denen mehrere zu seiner nähern gesellschaftlichen Umgebung gehörten.

Unter den literarisch berühmten Männern, die er um sich sammelte, war der schon oben genannte Maupertuis derjenige, der schon im Anfang der Regierung Friedrichs den Plan zur eigentlichen Academie entwarf. Er war zuerst Dragonerhauptmann gewesen, widmete sich dann den physikalisch-mathematischen Wissenschaften, leitete die französische Expedition zur Untersuchung des Nordpols, wurde dann auf Voltaire's Empfehlung von Friedrich nach Berlin gerufen und nachher zum Präsidenten der Academie ernannt. In seinem Fach arbeiteten an der Academie noch Pott, Eller, Marggrav, Euler 2c.; in der Abtheilung der Philosophie und schönen Wissenschaften befanden sich Sulzer und Merian, ja eine Zeit lang war der König selbst darin thätig, späterhin beschäftigte er sich vorzüglich mit historischen Darstellungen der Macht seines Hauses und Landes, so wie auch seiner Kriege. Die übrigen Fächer waren an dieser Academie noch schwach vertreten. Ein Übelstand dabei war es, daß alle Abhandlungen der Mitglieder statutenmäßig erst in's Französische übersetzt werden mußten, um gedruckt zu werden.

In seiner Gesellschafts-Umgebung zu Sanssouci befanden sich — außer seinen alten Freunden und Gesinnungsgenossen, Jordan und Kaiserling, die schon 1745 starben, von der Golz, der auch 1745 —, Graf Rothenburg, der 1751 starb, — der Südfranzose Marquis d'Argens, der sich selber als Deist und Epicureer bezeichnete und wegen seiner gutmüthigen Dienstbeflissenheit und Biegsamkeit dem König werth war; ferner der nordfranzösische Arzt de la Mettrie, ein tumultuarisch-lustiger Gesellschafter, dabei unbesonnener, durch seine Feder Jedermann beleidigender Schriftsteller, den Friedrich vorzüglich darum aufnahm, weil er als Atheist vom Klerus und von seinen Standesgenossen verfolgt worden war; der Italiener Algarotti, ein feiner, geistreicher, gewandter Gesellschaftsmann, doch ohne alle Tiefe; endlich noch der ehrliche Darget, der thätige Chasot, der biedre Lord Maréschall und der Baron Pöllnitz, letzterer die tägliche Zielscheibe des königlichen Witzes. Der französische Mathematiker d'Alembert gefiel sich nicht lange in dieser Gesellschaft, weil des Königs schonungslose Scherze nicht nach seinem Geschmack waren.

In diesen Kreis trat 1750 auf eine Zeit lang auch Voltaire ein, mit dem der König schon seit 1740 in ununterbrochener Correspondenz gestanden war, und den er sich zum Muster im französischen Styl nahm. Der König gab ihm 4000 Thaler Reisegeld, 5000 Thaler Jahrgehalt nebst freier Tafel und Equipage. Entzückt über seine Erwerbung huldigte der König ihm mit unbedingter Verehrung als dem „bestorganisirten und anmuthvollsten Geiste, den die Natur geschaffen" habe! Voltaire's Erscheinung brachte noch mehr Leben in die königliche Umgebung, zumal sich derselbe mit Maupertuis in beständigem Gegensatz befand, so vieles Einzelne sie auch gemein hatten. Aber sehr bald erkannte Friedrich, daß er sich über den Character seines Gastes getäuscht habe. Je länger er um ihn war, desto mehr wich seine frühere Vorliebe für den Bewunderten, der die Fehler weibischer Eitelkeit und Eifersucht, des Neides, der hämischen Bosheit, der gewissenlosesten Verläumdung, der Habsucht, ja des gemeinsten Betrugs an den Tag legte. Friedrich selbst sagt von ihm: „mit einem Geiste vom ersten Range sei in diesem Manne eine der perfidesten und schwärzesten Seelen verbunden: wann er ruhig erscheine, dann denke er am gewissesten auf eine Treulosigkeit; auf wessen Meinung einzugehen er Miene mache, der müsse sich am meisten vor ihm in Acht nehmen." Doch suchte der

König lange ein erträgliches Verhältniß zu erhalten. Endlich löste es sich auf folgende Weise: Zwischen Voltaire und Maupertuis, auf den der erstere den giftigsten Neid hatte, kam es zu einem solchen Bruche, daß Voltaire eine Schmähschrift gegen Maupertuis, als Präsidenten der Academie, schrieb und herausgeben wollte. Da verbot der König sie drucken zu lassen. Deßungeachtet ließ Voltaire sie nun im Auslande drucken. Unwillig darüber und über die sonstigen dabei vorkommenden Unlauterkeiten, ließ der König das Libell durch den Henker verbrennen. Darauf erfolgte, nach einer vorübergehenden Versöhnung, Voltaire's Trennung vom preußischen Hofe. Er reis'te ab, nahm aber heimlich eine Sammlung ungedruckter Gedichte Friedrichs mit, um sie in Leipzig drucken zu lassen und sich Geld damit zu machen. Daher ließ ihn der König in Frankfurt anhalten und ihm die Sammlung abnehmen. Dafür rächte sich Voltaire durch eine verläumderische Schrift, die unter dem Titel „Privatleben Friedrich's II" herauskam; ja er ließ jene Gedichte, von denen er noch eine zweite Abschrift hatte, in Frankreich drucken!

Solche Erfahrungen trugen bei, den König vorsichtig und fast verschlossen zu machen. Ohnedieß mied er seine Gemahlin und allen weiblichen Umgang; einige Windspiele waren die einzigen Geschöpfe, an denen er mit einer großen Vorliebe hieng. Dafür widmete er fast alle Zeit den Geschäften, und unermüdete, geordnete und aufschublose Thätigkeit war ihm Bedürfniß. Um 4 Uhr Morgens stand er im Sommer auf, kleidete und frisirte sich ohne Hülfe eines Dieners, gieng dann gleich nach seinem Schreibtisch, las die eingelaufenen Briefe und Depeschen, hörte die Berichte seiner Adjutanten, frühstückte und spielte dann oft länger als eine Stunde lang Flöte. Hierauf vernahm er die Vorträge seiner Cabinetsräthe und entschied entweder mündlich oder schrieb an den Rand der Schriften seine oft lakonischen Bescheide hin (und zwar auf deutsche Eingaben auch in deutscher Sprache, freilich oft in wunderlichem Deutsch und in noch wunderlicherer Rechtschreibung.) Alles ward in möglichster Kürze abgemacht. Den Rest des Vormittags füllte das (laute) Lesen eines Buchs oder das Briefschreiben. Punct 12 Uhr gieng's zur Tafel, die sich durch feine Speisen, mehr noch aber durch geistreiche Unterhaltung auszeichnete, die er mit stets bereitem Witz, gewandter Sprachfertigkeit und scharfem Verstand, in französischer Sprache zu führen pflegte und an der die gebildetsten Offiziere und berühmte Gelehrte Theil nahmen. Einwendungen hörte er gern, nur die bloßen Ja-sager konnte er nicht leiden. Nach aufgehobener Tafel bließ er in seinem Cabinet auf seiner Flöte, unterzeichnete Briefe und Bescheide, trank Kaffee und besah die Gartenanlagen. Von 4 bis 6 Uhr nahm er schriftstellerische Arbeiten vor; von 6—7 war Cabinetsconcert, wobei er drei Solo's zu spielen pflegte; auch Opernbesuch wechselte mit ab. Darauf folgte die Abendtafel, die bei witziger Unterhaltung oft bis Mitternacht ausgedehnt wurde. Truppenmusterungen brachten einige Abwechselung in den gewohnten Lebensgang. — An dieser Ordnung änderte die spätere Zeit nur Weniges, außer daß er in der Folge die Abendgesellschaft (aus diätetischen Gründen auch das Abendessen) aufgab und dafür mehr Stunden der Lectüre und gelehrten Unterhaltung widmete. „Er bekennt einmal, es mache ihm ein größeres Vergnügen, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, als mit der Verwaltung der laufenden Geschäfte; aber er fügt hinzu, daß er darum diesen doch keinen Augenblick der Thätigkeit und Aufmerksamkeit entziehen würde, denn dazu sei er geboren, sie zu verwalten." „Der Fürst (sagt er in seinem „politischen Testament"), ist der erste Diener des Staats und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten; aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohl des Staates arbeite." — Er beklagt die deutschen Fürsten, „die, wenn sie von einer Reise nach Frankreich zurückkommen, ihren Ehrgeiz darin suchen, Versailles im Kleinen zu Hause nachzuahmen", wie denn gegen die Nichtigkeiten des damals gewöhnlichen Hoflebens und des Treibens in großen Städten wohl nie ein Fürst mehr eingenommen war, als Friedrich.

8. Kapitel. Der siebenjährige Krieg.

1. Maria Theresia als Regentin. Kaunitz. Bündniß mit Rußland und Sachsen. Friedrichs Bündniß mit England. Österreichisch-französisches Bündniß. Erster Feldzug: Friedrichs Einfall in Sachsen und Böhmen. Preußische Landesverwaltung in Dresden. Schlacht bei Lobositz. Waffenstreckung der Sachsen bei Pirna.

Auch Maria Theresia hatte die Friedensjahre verständig benützt, um durch Heilung der Kriegsschäden und durch Verbesserungen in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung ihre Länder emporzubringen, insbesondere aber das Heer und die Finanzen in einen achtunggebietenden Stand zu setzen. Ihr Minister Daun wußte die Einkünfte, die ehehin mit Einrechnung von Schlesien 30 Mill. Thlr. betragen hatten, nun ungeachtet des Wegfalls von Schlesien auf 36 Mill. und das Heer auf 108,000 M. zu bringen. Ihr fester und selbstherrschender Sinn zeigte sich besonders darin, daß sie ihrem, von ihr zärtlich geliebten Gatten Franz I. nur wenig Einfluß auf ihre Regierungsentschlüsse gestattete und die entgegengesetzten Ansichten der beiden Minister Bartenstein und Wasner ruhig vernahm, um dann das zu thun, was sie für das Rechte hielt, bis sie in der Person des gewandten Grafen (nachher Fürsten) Kaunitz den Minister fand, dessen Rathschlägen sie in der Folge am meisten vertraute, ohne jedoch ihr Entscheidungsrecht aus den Händen zu geben.

Bei ihrem lebhaften Geist und tiefempfindenden Gemüthe konnte sie den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, und sich dasselbe bei ehester Gelegenheit wieder zu verschaffen, stand bei ihr fest. Darin ward sie von Kaunitz bestärkt, der ihr nach verschiedenen Seiten hin geheime Verbindungen knüpfen half, welche gegen Preußen gerichtet waren. Bereits am 2. Jan. 1746 hatte Maria Theresia mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland ein Bündniß geschlossen, angeblich zu gegenseitigem Schutz für den Fall eines Angriffs von jener Seite her, in der That aber zur Wiedereroberung Schlesiens im Fall Friedrich den Dresdener Frieden in irgend einem Stücke verletzen würde. Diesem Bündnisse versprach Sachsen dann beizutreten, falls Friedrich Sachsen oder Polen angreifen sollte.

Die Kaiserin Elisabeth (S. K. 2, 10.) war schön, aber auf die Schönheit Anderer eifersüchtig, dabei eitel und so auf den Putz aus, daß keine russische Dame eine neue Mode früher tragen durfte, als sie dieselbe getragen hatte, und daß man nach ihrem Tode 3000 Kleider von ihr vorfand. Ihr sittlicher Lebenswandel war anstößig, und weil Friedrich deßhalb sich in seiner Umgebung oft über sie in beißenden Spottreden ausließ, wurde sie ihm unversöhnlich feind. — Am sächsisch-polnischen Hofe war noch Graf Brühl am Ruder. Er

beherrschte den Kurfürsten August III, dem zu Gefallen er zur katholischen Religion übergetreten war, vollständig und brachte durch seine Verschwendung und durch das Bestreben, sich und seine Familie zu bereichern, das sächsische Land in großen Schaden. Auch er fand sich durch Friedrich's verachtende Spottreden so sehr beleidigt, daß er Zeitlebens ein abgesagter Feind Friedrich's war und aus Haß den österreichischen und russischen Hof unaufhörlich gegen Preußen zu hetzen suchte.

Von dem österreichisch-russischen Vertrage und dem Briefwechsel Brühl's mit den Ministern der beiden Höfe wußte sich Friedrich durch einen bestochenen Geheimen-Canzlisten in Dresden (Namens Mentzel) eine Abschrift zu verschaffen, so daß er klar sah, wie er mit diesen Höfen daran war. Aber ein noch tiefer angelegter Plan des österreichischen Hofes sollte zum Erstaunen der Welt allmählich zu Tage kommen. Kaunitz wußte die Abneigung Maria Theresia's gegen Frankreich, diese von jeher den Habsburgern feindselige Macht, zu überwinden und die Kaiserin dahin zu bringen, daß sie dem französischen Hof ein Bündniß antrug, ja deßhalb sogar an die von ihr verabscheute, in Frankreich allmächtige Marquise Pompadour (s. o. K. 6, 3.) eigenhändig schrieb. Kaunitz selbst übernahm die Gesandtschaft nach Paris und benützte zur Erreichung seines Planes alle Schwächen dieses Hofes.

Dennoch giengen die Unterhandlungen langsam vor sich, da inzwischen ein neuer Seekrieg zwischen Frankreich und England ausbrach, der über die Abgränzung der im Utrechter Frieden von Frankreich an England abgetretenen amerikanischen Landschaft Acadien entstand, und sich während seiner siebenjährigen Dauer über die vier Welttheile verbreitete (S. unten K. 5.). Weil nun dieser Krieg sich auch auf das europäische Festland zu erstrecken drohte, so wurde König Georg II für Hannover besorgt und neigte sich, da Österreich sich um Frankreichs Bundesgenossenschaft bewarb, zu einem Bündnisse mit Preußen. Friedrich gieng um so bereitwilliger das Bündniß zu Westminster (v. 16. Jan. 1756) ein, weil er im zweiten schlesischen Krieg von dem französischen Bündnisse mehr Nachtheil, als Vortheil gehabt hatte. Auch hoffte er durch diesen Schritt die russische Kaiserin, als bisherige Verbündete Englands, freundlicher zu stimmen. Diese aber brach lieber mit England, um nur nicht mit dem ihr verhaßten Preußenkönig zusammenstehen zu müssen. Englischer Einfluß bewog auch die Höfe von Braunschweig, Hessen-Cassel und Sachsen-Gotha sich an Preußen anzuschließen.

Diese Vereinigung Preußens mit England förderte den Plan des Fürsten Kaunitz zu Paris und beschleunigte den Abschluß des österreichisch-französischen Bündnisses von Versailles (1. Mai 1756), das alle einsichtsvollen Staatsmänner auf beiden Seiten mißbilligten, weil es der ganzen bisherigen französischen und österreichischen Staatskunst geradezu entgegenlief. Da es aus keiner lauteren Gesinnung

hervorgieng, jedenfalls von französischer Seite nicht aus dem Gefühl, altes Unrecht gut zu machen und sich etwa künftig in den Schranken der Mäßigung und Gerechtigkeit zu halten, so konnte sich der deutsche Vaterlandsfreund darüber eben so wenig freuen, wie über das frühere Bündniß mit Frankreich.

Es währte nicht lange, so konnte Friedrich aus dem Umstande, daß Rußland in Litthauen, Österreich aber in Böhmen Truppen zusammenzog, schließen, daß es seine Gegner auf einen Schlag wider ihn absahen. Daher faßte er, festen Willens, sich im Besitz von Schlesien zu erhalten, den Entschluß, ihnen zuvorzukommen und sie noch vor Beendigung ihrer Rüstungen anzugreifen, und zwar zunächst Sachsen aus dem Bündniß mit Österreich zu reißen und dann Böhmen zu überfallen. Um seine Absichten zu verdecken, nahm er den Schein an, als sei er mit seinen ersten Generalen in Betreff der zu beobachtenden Politik im Zerwürfniß.

Plötzlich aber rückte er mit 60,000 M. am 29. August 1756 (an demselben Tage, als er durch seinen Gesandten in Dresden den König August um den Durchzug ersuchen ließ), über die sächsische Gränze, besetzte Wittenberg, Torgau, Leipzig und zog am 9. Sept. in Dresden ein, das ihm die Thore öffnete. König August hatte sich mit Brühl in das Lager seines Feldmarschalls Grafen Rutowsky entfernt, der auf den Rath des französischen Gesandten sich mit 17,000 M. bei Pirna wohl verschanzt hatte, um dadurch die Preußen aufzuhalten und so den Österreichern, die in Böhmen unter dem Feldmarschall Browne standen, zu ihren Operationen Zeit zu verschaffen.

Um Sachsen auf seine Seite zu bringen, hatte Friedrich seinen Truppen die größte Enthaltsamkeit geboten und mit dem Könige eine briefliche Unterhandlung angeknüpft. Da aber dieser auf Brühl's Eingebung nur Neutralität versprach, die er nach der Entfernung Friedrich's nicht würde gehalten haben, so ließ Friedrich die Waffen aus allen sächsischen Zeughäusern nach Magdeburg bringen, setzte in Dresden eine preußische Landesverwaltung ein, zog die kurfürstlichen Landesgefälle ein und legte auf alle öffentliche Anstalten (die Münze, die Bergwerke rc.) Beschlag. Alles Eigenthum der Unterthanen aber wurde streng geschont und die königliche Familie in Dresden von ihm mit ausgesuchter Achtung behandelt.

Da der Kaiser als Reichsoberhaupt ein Abmahnungsschreiben an Friedrich erlassen und darin das Beginnen desselben „eine sträfliche Empörung" genannt hatte, so deckte Friedrich in einem Manifest die gegen ihn geschmiedeten Plane unter Beidruck von Beweisschriften auf. Zu dem Ende hatte er sich auch Original-Urkunden aus dem Dresdener Archiv verschaffen wollen. Die Königin von Polen, Maria Josepha (Geschwisterkind mit Maria Theresia) August's Gemahlin, hatte, um den zur Eröffnung des Archiv's befehligten preußischen Offizier abzuhalten, in eigener Person die Thüre zum Archiv mit ihrem Rücken gedeckt, und sich erst entfernt, als derselbe sie auf den Knieen beschwor, ihn nicht zu hindern, da er im Nothfall Gewalt zu brauchen beordert sei. Man fand indeß im Archiv das Gesuchte nicht.

Vier Wochen lang schon hatte Friedrich die Sachsen im Pirnaer Lager vergeblich zur Übergabe zu vermögen gesucht, und schon rückte Browne mit den Österreichern aus Böhmen heran, um die Sachsen zu entsetzen. Da eilte Friedrich mit Zurücklassung des Einschließungsheers zu seinem bereits in Böhmen eingedrungenen Beobachtungsheere, das unter dem Feldmarschall Keith bei Aussig stand. Am 1. Oct. trafen die Preußen mit den Österreichern bei Lobositz (am Fuße des böhmischen Mittelgebirgs) zusammen, und Browne, der in dieser gebirgigen Gegend nicht sein ganzes Heer entwickeln konnte, wurde geschlagen. Diesem Siege folgte sodann der Rückgang über die Eger, der eilige Abzug der Sachsen aus dem Pirnaer Lager und ihre Waffenstreckung, die noch mit besonderen Demüthigungen für die Sachsen verbunden war.

In der Schlacht bei Lobositz befehligte Browne 70,000 M., Friedrich nur 20,000. Schon hatte man einen halben Tag gekämpft, und der linke preußische Flügel, dem das Pulver ausgegangen war, fieng an unruhig zu werden: da rief der ihn commandirende Herzog von Bevern: „Kinder, habt ihr denn keine Bajonette?" Ermuthigt dadurch machten nun die Preußen in geschlossenen Reihen einen Bajonettangriff und brachten dadurch den Feind zum Weichen. — „Nun erst hab' ich gesehen, was meine Truppen vermögen," — schrieb Friedrich an Schwerin: — „nie haben meine Preußen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren." Dieses Wort hob den preußischen Kriegerstolz ungemein.

Im Lager von Pirna hatten die Sachsen schon an Allem Mangel gelitten. Daher faßten sie den Entschluß, sich durchzuschlagen und über die Elbe zu gehen, wo Browne sie unterstützen wollte. Sie kamen zwar über die Elbe und stellten sich während eines ununterbrochenen Kanonenfeuers der Preußen unter „dem Lilienstein" auf. Hunger und Mattigkeit, Kälte und Nässe zwangen sie aber zur Capitulation. Die sächsischen Offiziere mußten ihr Ehrenwort geben, nicht gegen Preußen zu dienen; die Gemeinen, 14,000 an der Zahl, wurden in die preußische Armee eingereiht. Da sie aber nicht einzeln vertheilt, sondern beisammen gelassen wurden, so desertirten ganze Regimenter, meist nach Polen, wohin sich auch König August mit Brühl geflüchtet hatte, während seine Familie in Kufstein untergebracht wurde.

2. Zweiter Feldzug. Neue Rüstungen gegen Preußen. Vertheidigung Nordwestdeutschlands durch die Verbündeten Friedrich's. Sieg und Heldentod Schwerin's bei Prag. Friedrich's Niederlage bei Kollin. Verlust der Engländer bei Hastenbeck: Die Zevener Convention. Nachtheile Friedrich's gegen die Schweden und Russen. Die Franzosenschmach von Roßbach. Verluste in Schlesien bis zum Sieg von Leuthen.

Hiermit war der erste Feldzug beendet. Die Österreicher zogen sich in's Innere von Böhmen zurück; das preußische Heer bezog die Winterquartiere von Schlesien und Böhmen, und Friedrich brachte den größten Theil der Waffenruhe in Dresden mit Vorbereitungen auf den nächsten Feldzug und unter literarischen Beschäftigungen zu, unter die auch seine Vertheidigungen gegen die vielen heftigen Anklagen gehörten, welche, von Wien und Regensburg ausgehend, ihn des Landfriedensbruchs sowohl, als auch der Verletzung des Völkerrechts beschuldigten.

Unterdessen gelang es dem Fürsten Kaunitz, drei neue Feinde gegen ihn in die Waffen zu bringen: Frankreich, das seine Garantie des westfälischen Friedens zum Vorwand seines Einschreitens nahm und eine dreifach größere Macht stellte, als es versprochen hatte; Schweden, das noch den Verlust von Pommern schmerzlich empfand und von Frankreich Subsidien bekam, und das deutsche Reich, das durch seine Stände zur Bestrafung des Reichsfriedensbruchs einen dreifachen Kriegssteueranschlag bewilligte, aber durch seine schlecht und unvollzählig zusammengebrachten Truppen (unter dem Prinzen Joseph von Sachsen-Hildburghausen) eine unsichere Hülfe gewährte. Österreich und Rußland rüsteten gewaltig, und leicht waren es 500,000 M., welche alle diese Feinde Preußens gegen dessen König aufbrachten, um ihn ihrem Plane gemäß wieder zum Kurfürsten herabzusetzen und ihm nichts, als sein Brandenburg zu lassen.

Dagegen konnte Friedrich, außer auf seine und seiner Bundesgenossen (Englands, Braunschweigs, Hessen-Cassels und Gothas) Truppen, die zusammen keine 200,000 M. ausmachten — nur auf seinen Feldherrngeist rechnen. Indem er die Vertheidigung Norddeutschlands gegen die Franzosen seinen Bundesgenossen überließ und sein Preußen durch den alten Feldmarschall Lehwald mit 14,000 M. gegen die Russen —, Pommern aber mit 4000 M. gegen die Schweden deckte, brach er im März 1757 in vier Heeresabtheilungen aus Schlesien und Sachsen nach Böhmen vor. Diese vereinigten sich schon am 6. Mai vier Meilen vor Prag, wo Prinz Karl von Lothringen wenige Tage vorher eingetroffen war, um zur Rettung dieser bestürzten Stadt eine Schlacht zu wagen. Allein da er die Anstalten zur Schlacht erst in dem Augenblick traf, als sie beginnen sollte, General Daun aber noch einen Tagmarsch von Prag entfernt war, dagegen Friedrich's entschlossener Sinn wider alle Einwendungen seiner Generale auf raschem Angriff bestand, so wendete sich das Glück gegen Österreich, und der glänzende Sieg bei Prag, dem Plan nach ein Werk Friedrich's, dem Erfolg nach ein Werk Schwerin's, schien Böhmen zu den Füßen des Königs zu legen.

Der alte Feldmarschall Schwerin wollte den Angriff noch verschoben wissen, weil er den ermüdeten Truppen erst noch einen Tag Ruhe gönnen und dem jenseits der Moldau stehenden Prinzen Moritz (von Dessau) Zeit lassen wollte, über den Fluß eine Schiffbrücke zu schlagen und sich mit ihnen zu vereinigen. Aber Friedrich antwortete: „Nichts, nichts, es muß noch heute sein! Frische Fische, gute Fische!" — Muß es denn noch heute sein, entgegnete Schwerin, den Hut heftig in's Gesicht drückend, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!" — Allein das feindliche Feuer war so furchtbar, daß gleich ganze Reihen niederstürzten und die schönsten Regimenter zerschmettert wurden, so daß zuletzt keines mehr vorwärts wollte. Da nahm Schwerin, der 73jährige Greis, einem fliehenden Fähndrich die Fahne aus der Hand, rief den Seinen zu: „Heran ihr Kinder!" und trug die Fahne den Feuerschlünden entgegen. Kaum aber war er einige Schritte vorgedrungen, als er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, fiel und „seine Heldenseele aushauchte." Die Fahne hob sogleich General von Manteuffel auf und führte damit das Heer weiter vorwärts. Alles wetteiferte nun in Selbstauf-

opferung. General Fouqué, dem eine Kartätsche den Degen aus der Hand schmetterte, ließ sich einen andern, den ihm ein zum Tode verwundeter Offizier reichte, an die Hand binden; des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Leute zu Fuß gegen den Feind und eroberte eine Batterie; der Herzog von Braunschweig trieb den linken Flügel des Feindes „von Berg zu Berg." Dennoch schwankte der Sieg, als plötzlich österreichischer Seits Feldmarschall Browne tödtlich verwundet, Prinz Karl aber, vom Brustkrampf befallen, bewußtlos vom Schlachtfelde getragen wurde, und nun Friedrich, den Schrecken der Österreicher benützend, mit dem Mitteltreffen den blutigen Kampf entschied, in welchem allein 16,500 Preußen theils getödtet, theils verwundet worden waren.

Der eine Theil der Geschlagenen aber hatte sich in die Stadt geworfen, der andere war nach Kuttenberg entkommen, wo das Heer des Feldmarschalls Daun stand. Da Prag von 46,000 Österreichern vertheidigt wurde, folglich die Eroberung dieser Stadt eine um so schwierigere Aufgabe war, als Daun's täglich sich mehrendes Heer jeden Augenblick zum Entsatz herankommen konnte, so sah sich Friedrich genöthigt, einen Theil seines Heeres (16000 M.) mit dem Herzog von Bevern zur Beobachtung Daun's abzuschicken und die Beschießung Prags zu beeilen.

Allein die Stadt, durch ein eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's zum tapfersten Widerstand begeistert, ergab sich nicht, obgleich sie bereits fünf Wochen lang furchtbar beschossen wurde. Da nun vom Rhein her an 100000 Franzosen und auf der andern Seite eben so viele Russen im Anzuge waren, so beschloß Friedrich, den Daun, dessen Heer er für weniger stark hielt, als es war, zu schlagen und dadurch die Übergabe Prags zu beschleunigen. Er nahm daher 12000 M., vereinigte sich mit dem Herzog von Bevern und griff den Daun an, der bei Kollin an der Elbe mit 50000 M. eine feste Stellung genommen und in seiner besonnenen Weise sogar auch für den Fall eines Verlustes Fürsorge getroffen hatte. Dagegen zog sich Friedrich durch Ungeduld und Hartnäckigkeit den Verlust der Schlacht bei Kollin (am 18. Jun.) zu, aus welchem die Unmöglichkeit folgte, Prag zu erobern und Böhmen zu behaupten.

General von Ziethen hatte das Unglück vorhergesagt, weil der König in seiner üblen Laune seinen zuverlässigen Berichten über des Feindes Stellung und Stärke nicht hatte glauben wollen. Der Angriffsplan des Königs war zwar meisterhaft; aber er selbst wich gleich anfangs davon ab, und als Prinz Moritz in ihn drang, einen störenden Befehl zurückzunehmen, wies ihn der König mit gezogenem Degen zum Gehorsam. Dieser Fehler, verbunden mit dem Abweichen einiger Generale von seinem gegebenen Befehle, führte zu dem Verlust der Schlacht. Nach vergeblichen Anstrengungen überließ sich sein durch das österreichische Geschütz und durch die sächsische Reiterei gelichtetes Fußvolk des linken Flügels der Flucht. In der Verzweiflung wollte Friedrich selbst mit nur 40 Mann eine Batterie angreifen! Obgleich diese Wenigen theils fielen, theils flohen, so ritt Friedrich doch immer vorwärts, und erst, als ihm der Major Le Grand zurief: „Sire! wollen Sie denn die Batterie allein erobern!" kehrte der König um und ritt zum rechten Flügel, der, obgleich bisher im Vortheil, nun auch wich, aber, da Daun nicht verfolgte, doch wenigstens einen geordneten Rückzug machen konnte, welchen Ziethen mit der Reiterei deckte. Die Preußen hatten 13,000 M., die Österreicher 8000 M. verloren. Daun selbst hatte einen Prellschuß am Arm und eine Contusion im Rückgrath erhalten, ohne

deßhalb das Schlachtfeld zu verlassen. Zwei Tage darnach zog er in das gerettete Prag ein und „empfieng noch den Händedruck des sterbenden Browne. Dann hatte durch diesen Sieg die österreichische Monarchie aus einer großen Gefahr gerettet, was ihm seine Kaiserin stets dankbar gedachte. Auch die ganze Armee vom Gemeinen bis zum General erhielt Belobungen, wodurch sich die freudige Hingebung jedes Einzelnen für diese edle Frau noch erhöhte.

Während Friedrich Böhmen räumte und sich bis zum August in der Oberlausitz hielt, empfieng er die Unglücks-Nachricht, daß der Herzog von Cumberland (Georg's II zweiter Sohn), der die englisch-hannöverische Armee befehligte (bei der auch Braunschweiger, Hessen, Gothaer und einige Preußen waren) von den Franzosen unter dem Marschall d'Estrées bei Hastenbeck an der Weser (d. 26. Jun.) geschlagen worden war. Ja, der Herzog hatte die Schwäche, am 10. Sept. mit den Franzosen die Convention zu Kloster Zeven einzugehen, durch die er sich verpflichtete, seine Hülfstruppen zu entlassen, die hannöver'schen aber hinter die Elbe zu verlegen, worauf die Franzosen Hannover besetzten und Magdeburg bedrohten.

Anderseits waren die Schweden unter Wrangel in Pommern eingefallen und die Russen unter dem Fürsten Apraxin hatten Memel erobert und schlugen am 30. Aug. den General Lehwald bei Groß-jägerndorf. Zum Glück für Friedrich bewog die schwere Krankheit der Kaiserin Elisabeth den Fürsten Apraxin zum schleunigen Rückzug aus Preußen, indem er sich dadurch für den Fall ihres Todes der Gunst ihres Nachfolgers Peter's III, der ein entschiedener Bewunderer Friedrich's war, zu versichern gedachte. Obgleich nun Elisabeth wieder genaß und diesen Rückzug strafte, so hatte dadurch doch Lehwald Zeit gewonnen, die Schweden bis Greifswalde zurückzutreiben. Indeß machte ein österreichisches Corps unter Haddik einen Streifzug bis Berlin (d. 16. Oct.) und brandschatzte diese Stadt.

Durch alle diese Nachtheile schwer betroffen, suchte Friedrich mit Frankreich zu unterhandeln, wurde aber zurückgewiesen: denn bereits hatte sich ein bedeutendes französisches Heer unter dem Befehl des Marschalls Prinzen von Soubise, eines Günstlings der Pompadour, mit der deutschen Reichsarmee vereinigt, welche unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Prinzen Johann von Sachsen-Hildburghausen, (welchem Soubise untergeordnet war) durch Thüringen gegen Sachsen vordrang, um den König Friedrich daraus zu vertreiben: denn dieser hatte Görlitz, wo er den Herzog von Bevern mit 36000 M. zurückließ, verlassen und sich nach Dresden zurückbegeben. Auf die Nachricht hievon eilte Friedrich nach Erfurt und ließ zunächst durch seinen trefflichen Reitergeneral Seydlitz den Marschall Soubise aus der Stadt Gotha, welche dieser mit 8000 Franzosen eingenommen hatte, vertreiben.

Es war der 19. Sept., an welchem Seydlitz dort die Franzosen gar artig abspeis'te. Denn eben als sich Soubise im herzoglichen Schlosse mit seinen Offizieren zur Tafel gesetzt hatte, überfiel Seydlitz die Stadt mit nur 1500 Mann, jagte die Franzosen im Sturm hinaus

und ließ sich dann mit seinen preußischen Offizieren die Speisen wohl schmecken, welche jene sich hatten bereiten lassen.

Doch drangen bald darauf die Franzosen wieder vor und näherten sich Leipzig, wohin sich der preußische Feldmarschall Keith zurückgezogen hatte. Sogleich eilte Friedrich, der sich inzwischen zur Deckung Berlins nach der Mark gewendet hatte, herbei, sich mit Keith zu vereinigen, und drang alsdann gegen Weißenfels vor, das er rasch einnahm, so daß die Armee der Verbündeten für gut fand, über die Saale zurückzugehen. Obgleich sich Friedrich hier einem weit über das Doppelte überlegenen Feinde gegenüber sah, so schlug er doch am 5. Nov. in der **Schlacht von Roßbach** die prahlenden Franzosen in so schimpfliche Flucht, daß sie zum Theil erst am Rhein Halt machten und durch dieses „Ridicule" die Deutschen für allen von Frankreich jemals erfahrenen Spott auf lange hinaus entschädigten.

„**Die Schlacht von** (nicht: bei) **Roßbach**" fiel nicht bei dem Orte Roßbach, wo Friedrich zuletzt sein Hauptquartier auf einem Edelhofe hatte, sondern auf den Feldern von und bei Reichardtswerben vor, einem Dorfe an der Saale unweit Weißenfels. Die Schlacht erhielt anfangs verschiedene Namen. Friedrich der Große benannte sie in seinen Werken nach Roßbach.

Die unter dem Oberbefehl des Prinzen von Soubise (eines Günstlings der Madame de Pompadour) stehende Armee der Verbündeten, welche an dieser Schlacht Theil nahm, betrug gegen 44,000 M. (genauer: 34,200 Franzosen und 9570 M. theils österreichische, theils Kreistruppen). Das übrige über 20,000 M. betragende Gros des Reichscontingents war größtentheils noch im Heranziehen begriffen, theils in entfernter Umgegend vertheilt, ein Theil noch gar nicht auf dem Marsch. Wenn daher allerdings längst her die Reichstruppen wegen ihrer Ungleichförmigkeit, Ungeübtheit und Unbeholfenheit, wegen ihres Mangels an Disciplin und kriegerischem Geist nicht eben den Ruhm der Tapferkeit genoßen, vielmehr die „Reichsarmee" sich auch hier den Spottnamen „Reißausarmee" gefallen lassen mußte, so kommt doch die ganz geringe Zahl derselben, auf welche in diesem Treffen gerade der erste ungestüme Anstoß der Feinde traf, wenig in Betracht, so daß die Niederlage ein Schimpf für die französische Waffenehre war und dieß auch nie bestritten wurde.

Das Heer der Preußen betrug in diesem Treffen 20,000 M. Sie hatten (nach Ewald von Kleist's Angabe) in den sächsischen Cantonirungen allenthalben die größte Mannszucht beobachtet und in den Winterquartieren sogar ihre Kost bezahlt. Dagegen hatten die Franzosen nach übereinstimmenden Berichten jener Zeit bei ihren Einlagerungen in ihrem Übermuth wie die „Tartaren" gehaus't, indem sie nicht nur alles rein ausplünderten, sondern auch aus Muthwillen, was sie nicht mitnehmen konnten, zerschlugen und zerstörten, Kirchen und Altäre verunreinigten, die Einwohner, besonders Prediger, mißhandelten, ganze Heerden Vieh in Stücke hieben, Äcker verwüsteten, ja Dörfer aus bloßer Lust niederbrannten.

Als die gegnerischen Heere einander näher kamen, machte die verbündete Armee Front gegen Halle, woher sie sich des Königs Angriff dachte. Friedrich aber kam mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, bei Weißenfels über die Saale heran und bezog ein Lager. Auf die Nachricht hievon änderte Soubise seine bisherige Stellung und verschanzte sich hinter steilen Abhängen. Als der König das neue feindliche Lager recognoscirt und so stark gefunden hatte, daß er sein geringeres Heer durch einen Sturm nicht opfern wollte, so beschloß er, seine Stellung zu ändern, und bezog auch ein neues Lager zwischen Roßbach und Betra. Diese Lagerveränderung Friedrich's sahen die Franzosen für einen Rückzug an, und kanonirten, jubilirten und spotteten viel, daß man „dem Marquis de Brandenbourg die Ehre anthue, mit ihm une

espèce de guerre zu führen." Theils die Meinung von der Furcht der Preußen und das Bewußtsein der Überzahl bestimmte daher den Prinzen Soubise zu einem Angriff auf die Preußen, von denen er keinen Angriff erwartete. Als er am 5. Nov. Morgens das Lager derselben recognoscirte und ihre geringe Stärke wahrnahm, sagte er zu den ihn umgebenden Offizieren: Messieurs, ce n'est qu'un dejeûner! und ordnete sogleich einen Kurier nach Versailles mit der Nachricht ab, daß er bald die Ehre haben werde, den König von Preußen gefangen nach Paris zu liefern; und als diese Botschaft dem Hofe gerade zur Tafelzeit zukam, sagte die Herzogin von Orleans: „Das wäre mir lieb, da wüßte ich doch, daß ich einmal in meinem Leben einen König zu sehen bekäme!"

Bereits war das verbündete Heer aufgebrochen und auf dem Weg nach Reichardtswerben, um von dort aus den Angriff zu machen, wendete sich aber auf Soubise's Anschlag auf Merseburg zu, um den König im Rücken anzugreifen. Vor dieser Abänderung des ersten Plans warnte nur der französische General de Custine, und auch der Prinz von Hildburghausen rieth zu einem unmittelbaren Angriff: sie wurden aber überstimmt. — Der König saß eben auf dem Roßbacher Edelhof an der Mittagstafel, als ihm der Feinde Anzug gemeldet wurde. Da beschloß er ihnen zuvorzukommen, gab dem Seydlitz den Befehl zu einem Reiterangriff und er selbst übernahm die Führung des Fußvolks. Plötzlich um 2 Uhr Nachmittags brachen die Preußen ihre Zelte ab und setzten hinter einem langen Höhenrücken, der sie vor den Blicken der Feinde barg, sich in Marsch. Die Feinde hatten wohl den Abmarsch der Preußen wahrgenommen, aber nicht die von denselben eingeschlagene Richtung sehen können, so daß sie weiter keine Sorge hatten, als der König möchte mit seinem Häuflein gegen Merseburg hin entrinnen. Dieser aber hatte schnell die Höhe jenes Bergrückens (den Janushügel) mit Geschütz besetzen lassen, ohne daß der Feind, der auf der andern Seite sich auch jenen Hügel ersehen hatte und langsam nach demselben zog, von seinem tiefern Grunde aus gewahrte, daß er schon besetzt war. Ohne sich eines Angriffs zu versehen, vielmehr in der Meinung, die Preußen zu verfolgen, zogen die Verbündeten unter lustiger Feldmusik dahin: als sie auf einmal von einer Kanonade aus jener Höhe empfangen wurden und Seydlitz in diesem Augenblick aus dem sog. Hohlwegsfelde mit den grünen Husaren Szekely's wie ein Sturm auf sie daher jagte, so daß die Reiterei der Verbündeten sich mit Schrecken überflügelt sah und vor den wiederholten Angriffen der Husaren sich in hastige Flucht auflöste, auf der sie, besonders in einem Hohlwege, viele Einbuße erlitt. Nun erst erfolgte die Infanterieschlacht. Die Infanterie der Verbündeten war nämlich noch im Anmarsch gegen Reichardtswerben begriffen, als auch sie sich, weil Friedrich diesen Ort durch Keith rasch hatte besetzen lassen, überflügelt sah. Da sie nun auch gewahrte, daß ihre Cavallerie geschlagen war, die preußische Reiterei aber schon ihren Rücken bedrohte, und nun kurz darauf ihr rechter Flügel vom Prinzen Heinrich angegriffen wurde, so nahm sie in entsetzlicher Zerstreuung ebenfalls die Flucht und riß auch ihren ganzen linken Flügel, der gar nicht zur Action gekommen war, mit sich fort.

Die ganze Schlacht hatte höchstens anderthalb Stunden gedauert; die Zahl der Todten auf Seite der Verbündeten belief sich auf 1500, die der Verwundeten auf ohngefähr eben so viel, indeß die Preußen diese „Franzosenjagd" nur an 100 Todte und 300 Verwundete kostete. Unter den hohen Führern wurden Prinz Heinrich und Seydlitz, auf der Gegenseite der Prinz von Hildburghausen und der Prinz Soubise (letzterer nur leicht am Ohr) verwundet. Die Zahl der Gefangenen, welche die Preußen machten, wird zwischen 5000 und 7000 angegeben; die Franzosen hatten nur Einen Gefangenen gemacht. — Die Wege der Flucht waren mit französischen Cürassen, großen Reiterstiefeln sammt Schuhen und Strümpfen, verlornen Hüten, weggeworfenen Tornistern, wie besät. In dem eroberten Lager der Franzosen fand man die Offizierszelte mit Luxus- und Modeartikeln aller Art angefüllt. (Vergl. Th. Wiltsch: „die Schlacht von Roßbach"; K. Brodrück „der Feldzug der Reichsarmee im Jahr 1775.")

Hierauf kehrte Friedrich mit seinem über diesen Sieg erfreuten Heere nach Sachsen zurück, um von Leipzig aus dem bedrängten Schlesien zu Hülfe zu kommen. Dort stund es schlimm: das Heer, das unter Bevern und Ziethen bei Görlitz stand, war von den Österreichern unter dem Ban von Croatien, Nadasdi, bei Moys geschlagen, und dabei General Winterfeldt, Friedrich's vertrauter Freund und Lehrer, tödtlich verwundet worden; der Rest, den Bevern und Ziethen dann nach Schlesien geführt hatten, wurde (nach der Wegnahme der Festung Schweidnitz durch Nadasdi) von dem dreifach überlegenen österreichischen Heere des Prinzen Karl und Feldmarschalls Daun am 22. Nov. bei Breslau geschlagen und der Herzog von Bevern gefangen: ja Breslau selbst mit seinen reichen Magazinen und Zeughäusern mußte sich den Siegern ergeben.

Sollte daher Schlesien nicht ganz verloren gehen, so mußte das Äußerste gewagt werden. Dazu war Friedrich entschlossen und eine feurige Vorstellung an seine Generale und Offiziere, worin er ihnen erklärte, daß sie mit ihm den dreimal stärkern Feind, wo man ihn auch träfe, schlagen oder sich unter dessen Batterieen begraben lassen müßten, — begeisterte das kleine Heer der Seinen zu dem ruhmreichen Sieg bei Leuthen (5. Dec.), der ihm auch die Wiedereroberung Breslau's möglich machte.

In drei Stunden, während welcher die seitdem oft gepriesene schiefe Schlachtordnung Friedrich's den Ausschlag gab, wurde Daun's schönes Heer bis auf ein Drittheil vernichtet. Tausende deckten das Schlachtfeld, 20,000 waren theils verwundet, theils gefangen, Tausende zerstreut, 117 Kanonen erbeutet. Während der König noch am Abend mit einem Theil der Husaren nach Lissa eilte, um das Abbrechen der Brücke über das Schweidnitzer Wasser zu verhindern, blieb das ermüdete Preußenheer auf der Wahlstatt und suchte Ruhe. Das aufdämmernde Dunkel der Nacht, die schneidende Luft, das Stöhnen der Sterbenden und Ächzen der Verwundeten erfüllte eines Jeden Herz mit schaurigen Empfindungen. Auf einmal fieng ein Soldat laut und feierlich das Lied: „Nun danket alle Gott!“ an zu singen: rasch fielen ein paar Spielleute mit ihren Blasinstrumenten begleitend ein und bald sang das ganze Heer mit und fühlte sich dadurch neu gestärkt zum Abzug, der noch vor dem vollen Einbruch der Nacht erfolgte. — Unterdeß hatte der König Lissa noch von den Österreichern angefüllt gefunden und als er eben mit wenigen seiner Begleiter über die Zugbrücke, die nach dem Schlosse führte, ritt, kamen ihm aus dem Schloßthor viele österreichische Offiziere mit Lichtern entgegen, so daß er mit seinen wenigen Leuten leicht hätte gefangen oder erschossen werden können. In seiner Geistesgegenwart aber gieng er ruhig durch sie hindurch mit den Worten: „Bon soir, Messieurs! Sie haben mich wohl hier nicht vermuthet? Kann man denn noch mit unterkommen?“ Mit einem ehrfurchtsvollen Ah! traten die Österreicher zurück und ließen sich, da ihm gleich darauf seine Generale nachkamen, gutwillig gefangen nehmen.

Schnell seinen Sieg benützend, rückte er vor Breslau, das sich in 14 Tagen ergab, worauf Ziethen und Fouqué Schlesien vollends von den Feinden säuberten, die nur noch Schweidnitz behaupteten, so daß Friedrich ungestört die Winterquartiere beziehen und nach so schweren Wechselfällen, welche diesen Feldzug auszeichneten, zuletzt doch noch von Glück sagen konnte.

3. Dritter Feldzug. Wiederzutritt Englands; Ferdinand von Braunschweig; sein Sieg bei Crefeld. Eroberung von Schweidnitz. Schlacht bei Zorndorf. Daun's Überfall bei Hochkirch. — Vierter Feldzug. Ferdinand's Sieg bei Minden. Friedrich's Niederlage bei Kunersdorf. Verlust von Dresden. Fink bei Maxen.

In Wien herrschte über den schlimmen Ausgang dieses Feldzugs große Bestürzung und alles Volk gab dem Prinzen Karl von Lothringen die Schuld, so daß dieser den Oberbefehl in Daun's Hände niederlegte und als Statthalter der Niederlande nach Brüssel abgieng. An den Anstrengungen, welche Österreich zum neuen Feldzug machte und an dem frühen Ausrücken der Russen (fast noch im Winter), so wie an dem frühen Rheinübergang der Franzosen unter dem Grafen Clermont, konnte Friedrich erkennen, daß an einen Frieden noch nicht zu denken war, und daß er für den Feldzug des Jahres 1758 wieder auf schwere Kämpfe gefaßt sein müsse. Er hatte jedoch die Genugthuung, daß die Engländer, welche seit der Roßbacher Schlacht von Friedrich's Feldherrngenie begeistert waren, auf den Antrag des berühmten Premierministers Pitt schon im Herbst 1757 die Zevener Convention mit Frankreich aufgehoben und wieder ein Hülfsheer aufgestellt hatten, worüber sie dem „großen Könige" die Wahl des Feldherrn überließen. Dieser hatte dazu den tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig ersehen, der dann noch im November das ganze Nordwestdeutschland bis an die Aller besetzte, und nun, im Februar 1758, das oberwähnte unter Clermont eingedrungene französische Heer aus Hannover vertrieb und im März über den Rhein zurückdrängte. Ja im Juni gieng er selbst über den Rhein und schlug die Franzosen bei Crefeld, so daß sich Friedrich im Rücken gedeckt wußte.

Alles war gespannt, wo nun Friedrich selbst beginnen werde. Da — es war schon im April — eröffnete er den Feldzug mit der Eroberung von Schweidnitz, fiel dann in Mähren ein und belagerte Olmütz. Denn da seine Kassen erschöpft waren und er schon zur Münzverschlechterung hatte seine Zuflucht nehmen müssen, (denn die von den Engländern ihm persönlich votirten vier Millionen Thaler jährlicher Subsidien reichten nicht weit, indem ihm nach seiner Berechnung ein einziger Feldzug an 25 Mill. zu stehen kam), so glaubte er seine Truppen in diesem vom Krieg noch nicht heimgesuchten Lande besser nähren zu können. Allein die ihn von allen Seiten umschwärmenden Feinde hinderten ihn daran, und Daun, der ein festes Lager bei Leitomischl bezogen hatte, um Verstärkungen an sich zu ziehen, nahm ihm nicht nur durch den General Loudon (oder nach gewöhnlicher Aussprache Laudon) einen auf 4000 Wagen von Schlesien herkommenden Provianttransport weg, sondern schnitt ihn auch von Schlesien ab. Daher hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf und bewerkstelligte mit Keith, Ziethen und Fouqué einen meisterhaften Rückzug durch Böhmen

nach Königingräz an der schlesischen Gränze und bezog ein Lager bei Landshut. Hier ließ er den Feldmarschall Keith zur Deckung Schlesiens zurück, um sich gegen die Russen zu wenden, die unterdeß (unter Fermor) Königsberg und fast ganz Preußen, Pommern und die Neumark eingenommen und eben Küstrin in Asche gelegt hatten.

Nachdem er sich in der Neumark mit Dohna vereinigt hatte, gieng er den 50,000 M. starken Russen entgegen und schlug sie vorzüglich durch die Tapferkeit des als Reiterführer unvergleichlichen Seydlitz in der mörderischen Schlacht bei Zorndorf (d. 25. Aug.) so, daß sie sich hinter die Wartha nach Polen und Preußen zurückziehen mußten.

Diese Schlacht war darum die blutigste im ganzen Krieg, weil Friedrich befohlen hatte, keinem Russen Pardon zu geben. Sie dauerte von Morgens 9 Uhr bis Nachts 10 Uhr. Anfangs wich das preußische Fußvolk, das freilich meist aus einem neuen, von den Helden bei Prag und Leuthen verschiedenen, Geschlechte bestand. Aber Seydlitz stellte die verlorne Ordnung wieder her, befreite das von den Russen umzingelte Fußvolk und eroberte die verlornen Kanonen zurück und 120 feindliche dazu. An 30,000 Todte (darunter ein Drittheil Preußen) bedeckten das Schlachtfeld. — Da dieser Sieg vorzugsweise Seydlitzen zu danken war, sei hier einiges Nähere über diesen größten Reiterführer beigebracht, den es, nach dem Urtheil sämmtlicher Militärschriftsteller, je gab. Friedrich Wilhelm von **Seydlitz**, eines preußischen Rittmeisters Sohn, geb. 1721 zu Rees, hatte sich schon bei Hohenfriedberg, Sorr, Zittau hervorgethan, dann mehrere Reiterregimenter organisirt, und an ihrer Spitze sich bei Lowositz, Kollin, Gotha so ausgezeichnet, daß ihm Friedrich das Commando über die ganze Cavallerie des preußischen Heers übertrug, in welcher Eigenschaft er gleich den wichtigen Sieg von Roßbach entschied, so daß von da an „sein Name mit Begeisterung auf allen Zungen war." Unter den Kriegsgehülfen Friedrich's stand er mit Winterfeldt in erster Reihe. Blankenburg sagt von ihm: „Mit Recht galt er (hinsichtlich aller Eigenschaften eines Reitergenerals) für den Ersten seiner Zeit, so wie er zugleich der schönste Reiter seiner Zeit war. Er und sein Pferd schienen zusammengewachsen, nur Ein Wesen auszumachen." — Varnhagen von Ense sagt in seiner Biographie von ihm: Er war „vollkommener Meister und Führer alles Reiterwesens. Persönlich tapferer, als er, war Keiner. Immer gieng er in den Schlachten voran; nie war er in Verlegenheit, wie er einen drei- und viermal stärkern Feind täuschen oder besiegen wollte. In der Schlacht erkannte er jedesmal den rechten Augenblick, wann der Feind anzugreifen sei, um ihn zu schlagen. Dieß Talent zeigte er besonders bei Zorndorf: diese Schlacht ist sein größtes Meisterwerk. Wiederholt verwarf er hier sogar die Befehle Friedrich's, auch dann noch, als dieser ihm sagen ließ, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopf zu verantworten haben, worauf jedoch Seydlitz ruhig erwiederte: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache!" — „Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden, dankte ihm in den gnädigsten, rührendsten Ausdrücken und sagte in der unwiderstehlichen Anmuth, die er seinen Worten voll Hoheit zu geben wußte: „Auch diesen Sieg hab' ich Ihm zu danken!" Seydlitz, im Gefühl der Anerkennung fremden Verdienstes mit dem Könige wetteifernd, sagte bewegt: „Nicht mir, allergnädigster König, sondern den braven Leuten, die ich anführte! Ew. Majestät Reiterei hat den Sieg erkämpft und sich der größten Belohnungen werth gemacht!"

Weil unterdessen Daun, des Königs Abwesenheit benutzend, den Prinzen Heinrich zurückgedrängt hatte und eben Dresden belagerte, so eilte Friedrich aus der Neumark, um seinen Bruder und die Stadt

41*

aus dieser Bedrängniß zu befreien. Schon hatte er Görlitz erreicht, als er auf Daun's doppelt starke Macht traf und daher bei Bischoffswerda ein Lager bezog. Um den König da heraus und auf einen ungünstigen Boden zu locken, ließ Daun das Gerücht verbreiten, er wolle hinter die Löbau zurückgehen. Friedrich auf sein Glück und auf die Mittheilungen eines vom Feinde bestochenen Kundschafters vertrauend, und zugleich auf Daun's Langsamkeit rechnend, folgte ihm nach, ohne auf die Gegenvorstellungen seiner Generale zu achten, und schlug sein Lager bei Hochkirch auf, in dessen Nähe Daun die Kittlitzer Höhen besetzt hatte. Diese Unvorsichtigkeit zog dem Könige den Überfall bei Hochkirch und bei demselben eine sehr empfindliche Niederlage zu. (14. Oct.)

Als die Preußen dieses Lager bezogen hatten, sagte Feldmarschall Keith, des Königs Vertrauter: Nun wenn uns die Österreicher in dieser Stellung nicht angreifen, verdienen sie gehenkt zu werden! Lachend antwortete der König: Ich hoffe, sie fürchten sich mehr vor uns, als vor dem Galgen! — Noch schlief des andern Morgens der König mit seinem ganzen Heere und nur Ziethen mit seinen Husaren wachte gerüstet, ohne es dem Könige merken zu lassen. Plötzlich brach der Feind in das Dorf ein, bemächtigte sich der preußischen Batterie und schmetterte die aus ihren Zelten aufgeschreckten Preußen nieder. Während Ziethen und Seydlitz außerhalb des Dorfes die nachrückenden Feinde aufzuhalten suchten, wüthete der Kampf im brennenden Dorf auf das schrecklichste. Dem Prinzen Franz von Braunschweig (des Königs Schwager) nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; der treffliche Keith fiel von zwei Kugeln getroffen; Moritz von Dessau wurde schwer verwundet weggetragen: ein Major Lange vertheidigte mit 600 Preußen den Dorfkirchhof gegen acht österreichische Grenadierbataillone und wurde erst, als noch 10 Bataillone auf ihn anrückten, bewältigt. So dauerte der Kampf bis Morgens 9 Uhr fort und endete mit dem Verlust des Lagers und Geschützes.

Doch zog sich der König noch in guter Ordnung auf die Höhen von Bautzen zurück, wo ihn der vorsichtige Daun nicht anzugreifen wagte. Hierauf gelang es dem Könige, Neisse und Kosel in Schlesien zu entsetzen und in Sachsen einzudringen, so daß Daun, welcher Dresden, und der Herzog von Zweibrücken, welcher mit der Reichsarmee Leipzig belagerte, diese ihre Unternehmungen aufgeben mußten, und jener in Böhmen, dieser in Franken, die Winterquartiere bezog.

Da Friedrich's Gegner im Frühjahr 1759 mit mächtigen Verstärkungen auftraten, indem Frankreich im erneuerten Bündnisse mit Österreich sich anheischig machte, für die Dauer des Kriegs 100000 M. in Deutschland zu halten und die Subsidiengelder an Schweden ganz allein zu übernehmen, auch die Russen wieder mit 70000 M. im Felde erschienen, so hatte der König, dessen Heereskern durch die bisherigen vielen Schlachten und Anstrengungen sehr gelitten hatte, in diesem für ihn unglücklichen Feldzuge einen besonders schweren Stand.

Gleich im Beginn desselben mußte Prinz Ferdinand, nach einem vergeblichen Angriff auf die Franzosen bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt a. M.), es geschehen lassen, daß sie das Bisthum Münster und durch Besetzung von Kassel und Minden ganz Hessen eroberten,

bis es ihm endlich am 1. Aug. gelang, ihnen durch seinen Sieg bei Minden die errungenen Vortheile wieder zu entreißen. Anderseits drängten die Russen unter Soltikow den Grafen Dohna, der Brandenburg decken sollte, zurück, schlugen den an Dohna's Stelle gesetzten General Wedell bei Züllichau und vereinigten sich bei Frankfurt an der Oder mit dem kaiserlichen General Loudon. Und als nun Friedrich selbst, um ihrem weitern Vordringen zu wehren, sie angriff, erlitt er am 12. Aug. in der Schlacht bei Kunersdorf die schwerste Niederlage, die er je erfahren.

Friedrich hatte eine äußerst ungünstige Stellung. Dennoch schlug er in den ersten sechs Stunden den ganzen linken Flügel der Russen und eroberte 124 Kanonen, so daß er schon eine Siegesbotschaft nach Berlin abfertigte. Aber noch stand der rechte russische Flügel wanklos und die Österreicher waren noch gar nicht in's Treffen gekommen. Als sich daher der geschlagene linke Flügel wieder zu sammeln begann, rieth Seydlitz, die Schlacht einzustellen und sich mit dem gewonnenen Vortheil zu begnügen; aber Friedrich, der sich nie gern rathen ließ und oft mit nur zu großem Eigensinn auf seiner Meinung beharrte, bestand auf der Fortsetzung des Kampfs und rief Marsch! Der neue Angriff galt den Österreichern, mit denen Loudon den sog. Kuhgrund, einen quer über die Anhöhe laufenden, an beiden Enden sehr steilen Hohlweg, besetzt hatte. Als das preußische Fußvolk von den dort aufgestellten Kartätschen reihenweise hingestreckt ward, schritt der König zum Äußersten und befahl den Reiterangriff. Zweimal weigerte sich Seydlitz, indem er die Zweckwidrigkeit und Unmöglichkeit erkannte, mußte aber gehorchen und stürmte gegen die Feuerschlünde an, vor denen Roß und Mann zusammenstürzten; auch Seydlitz wurde verwundet weggetragen. — Nun führte der König selbst den Rest gegen den Feind, konnte aber gegen dessen feste Stellung nichts ausrichten, und als vollends die österreichische Reiterei hervorbrach, wurde die Niederlage allgemein. Umsonst suchte der König, dem eine Pistolenkugel in die Westentasche schlug, aber an einem goldenen Etuis abprallte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Schon waren ihm zwei Pferde unter dem Leib erschossen worden. „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!" rief er verzweifelt aus, und es schien, als ob sich die Verwünschung erfüllen sollte: denn gleich darauf sprengte eine österreichische Reiterschaar auf ihn heran, — aber in diesem Augenblick umringte ihn Rittmeister v. Prittwitz mit einem Husarentrupp und brachte ihn in Sicherheit.

Der König war wie vernichtet und hielt Alles für verloren. Während Tausende in ihrem Blute auf dem weiten Felde lagen (unter ihnen auch Ewald von Kleist, der „Dichter des Frühlings"), suchte der König, in einer halbzerstörten Bauernhütte auf Stroh liegend, vergebens den Schlummer, und die Zukunft stand schwarz vor seinen Augen. Seine Stimmung in diesen Tagen war von der Art, daß Jedermann sich fürchtete, ihm nahe zu kommen. — Als er gegen den alten Obrist Moller die Frage that, warum doch seine Truppen nicht mehr solche Thaten verrichten könnten, wie früher? antwortete der fromme Kriegsmann: daran sei wohl die Sünde des Heeres Schuld, weil in den letzten Jahren die Betstunden eingestellt worden wären. Sogleich führte der König den Feldgottesdienst wieder ein. Dennoch geht gerade aus seinen schriftlichen Äußerungen hervor, daß er damals nur die eherne Nothwendigkeit zum Gott hatte, und keinen andern Erlöser vom Übel kannte, als den — Tod.

An 20000 Mann und alles Geschütz hatte Friedrich in dieser Schlacht verloren, und mit nur 3000 Mann deckte er seinen Rückzug. Er wäre verloren gewesen, wenn ihn die Russen verfolgt hätten. Loudon forderte den russischen General Soltikow dazu auf; dieser aber (der

eine baldige Regierungsveränderung in Rußland voraussah), antwortete: er habe keinen Auftrag, den König von Preußen zu vernichten; die Russen hätten ihn jetzt in zwei Schlachten besiegt, nun sollten erst die Österreicher auch zwei Schlachten gewinnen. Diese Uneinigkeit rettete den König. Als sich der Rest seines zerstreuten Heeres wieder gesammelt hatte, wollte er den Feinden, um sie von Berlin abzuhalten, bei Fürstenwalde noch eine Schlacht anbieten. Da indessen die Russen anstatt nach Berlin vorzugehen, durch Niederschlesien nach Polen zurückgiengen, und Loudon sich nach Olmütz zurückzog, so war diesmal für Berlin keine Gefahr mehr.

Indeß hatte in Folge der Schlacht bei Kunersdorf Dresden sich an das Reichsheer ergeben, und wenn auch nachher der preußische General Wunsch dieses Reichsheer bei Torgau besiegte, so konnte doch dadurch der Verlust jener Stadt nicht gut gemacht werden. Als sodann der brave General Fink auf des Königs Befehl mit nur 15000 M. eine Stellung gegen Daun, der bei Dresden unterhalb Plauen in einem festen Lager stand, nehmen mußte, ward er von diesem bei Maxen umzingelt und genöthigt, sich zu ergeben (d. 21. Nov.). (Das nannten die Sieger den „Finkenfang bei Maxen.") Hatte auch Friedrich bei einbrechendem Winter das übrige Sachsen noch in seiner Gewalt, so sah er sich doch von jetzt an auf einen bloßen Vertheidigungskrieg beschränkt.

4. Fünfter Feldzug. Schlimme Lage Friedrich's. Fouqué's Nachtheil bei Landshut: Verlust von Glatz. Friedrich's Sieg bei Liegnitz. Die Russen in Berlin. Ziethen's Sieg bei Torgau. Friedrich wieder Herr in Sachsen. Ferdinand in Westdeutschland. — Sechster Feldzug: Spanien mit Österreich; die Franzosen brandschatzend am Niederrhein und in Hessen. Prinz Heinrich in Schlesien. Der Fall von Schweidnitz und Colberg.

Auch das Jahr 1760 nahm keinen glücklichen Anfang für den König, der, weil die Österreicher und Russen keine Gefangenen herausgaben, sein Heer nur mit neugeworbener, erst einzuübender Mannschaft ergänzen und es mit Einrechnung der Hülfstruppen nur bis auf 75000 M. bringen konnte, während seine Gegner zusammen 250000 M. aufstellten. Entmuthigt dadurch, war er nahe daran, das Commando in die Hände seines Bruders niederzulegen, ja er trug sich mit noch düsterern Gedanken.

Die Österreicher eröffneten den Feldzug mit der Eroberung von Landshut (in Schlesien). Dieses wieder zu nehmen, beauftragte Friedrich den General Fouqué, der diesen Auftrag glücklich vollzog. Da ihm aber der König keine Verstärkung schicken konnte, verlor er es wieder, ungeachtet der tapfersten Vertheidigung, sammt seinem Lager an die dreifache Übermacht Loudon's. Fouqué selbst wurde dabei verwundet und gefangen. Der Plan des Königs, Dresden wiederzugewinnen,

mißlang auch; Glatz fiel in Loudon's Hände und Breslau wurde nur mit Mühe gerettet. Schon hatte sich Daun mit einem Theile der Russen vereinigt und mit Loudon einen Doppelangriff auf Friedrich's Lager verabredet, als der König, ehe sich's Daun versah, einem Überfalle Loudon's zuvorkam und selbst ihn auf den Pfaffendorfer Höhen bei Liegnitz (an der Katzbach) überfiel und besiegte, so daß derselbe 10,000 M. an Todten und Verwundeten und 6000 M. an Gefangenen verlor. Doch rettete der gewandte Loudon sein übriges Heer durch einen meisterhaften Rückzug.

Um den König aus Schlesien zu entfernen, ließ nun Daun durch 15,000 Österreicher unter Lascy und 20,000 Russen unter Tschernitscheff Berlin brandschatzen und Charlottenburg plündern. Natürlich eilte Friedrich herbei und verscheuchte durch seine bloße Ankunft den Feind aus der Hauptstadt; aber eben so rasch wendete er sich dann wieder gegen Daun, der unterdeß an der Elbe vorgedrungen war, und erfocht über ihn, vorzüglich durch seinen tapfern, frommen Husarengeneral Ziethen, den entscheidenden Sieg bei Torgau (am 3. Nov.).

Durch ein Mißverständniß eröffnete der König diese Schlacht zu früh, so daß Daun im Vortheil war und noch während des Kampfs nach Wien melden ließ, die Preußen seien geschlagen, und daß am Abende des blutigen Tages der Kern des vom Könige befehligten Flügels auf der Wahlstatt lag. Zehntausend Verwundete durchseufzten die lange kalte Nacht, während der König, der selbst leicht verwundet war, in der Dorfkirche Befehle ertheilte und den Plan zum zweiten Schlachttag machte. Als er dann mit der ersten Dämmerung zum Dorf hinausritt, begegnete er dem General Ziethen, der selber heranritt und ihm im Ordonnanzton meldete, daß er auf der andern Seite des Schlachtfelds den Sieg erfochten habe und Daun sich geschlagen zurückziehe. Darauf sich gegen seine Husaren wendend rief Ziethen: „Bursche, unser König hat die Schlacht gewonnen, unser großer König lebe!" — „Ja, antworteten sie, unser König Fritz soll leben, aber unser Vater Ziethen auch!" — In dieser Schlacht hatten die Preußen 13,000 M., die Österreicher 20,000 M. verloren.

In Folge dieses Sieges war Friedrich wieder Herr in Sachsen, mit Ausnahme von Dresden, und konnte noch Brandenburg, Schlesien und Pommern befreien, während sich Loudon nach Glatz, die Schweden nach Stralsund und die Russen nach Polen in die Winterquartiere zurückzogen.

In Westdeutschland gegen die Franzosen hatte Prinz Ferdinand in diesem Feldzuge auch nur vertheidigungsweise verfahren können. Zwar gieng sein Neffe, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand (Sohn des regierenden Herzogs Karl) einmal über den Rhein und nahm Cleve und Ruremonde, wurde aber wieder zurückgedrängt und überwinterte mit seinem Vater in Westfalen, während die Franzosen ihre Winterquartiere in Hessen nahmen.

Die Versuche, welche Friedrich im Laufe dieses Feldzugs gemacht hatte, um einen ehrenvollen Frieden zu erhalten, waren fehlgeschlagen, weil seine Gegner bestimmt hofften, ihn im nächsten Feldzuge vollends aufzureiben.

Die Aussicht auf den Feldzug des folgenden Jahres hatte sich für Friedrich schon am 25. Oct. des Jahres 1760 dadurch getrübt, daß an jenem Tage Georg II gestorben war und sein friedliebender Nachfolger Georg III zusammt dem Parlament, dessen Enthusiasmus für den Preußenkönig erkaltet war, bei dem sinkenden Einfluß des großen Pitt zu weiterer Subsidien-Verwilligung nicht geneigt war, also daß Friedrich's mächtigster Bundesgenosse keine wesentliche Stütze mehr bot. Dazu kam, daß Österreich an dem König Karl III von Spanien einen neuen Bundesgenossen dadurch gewann, daß Maria Theresia ihre Ansprüche auf Parma aufgab und ihren Sohn, den Erzherzog Joseph, mit der Nichte des spanischen Königs, der Prinzessin Elisabetha von Parma, vermählte.

Der Feldzug des Jahres 1761 wurde spät eröffnet. Die Franzosen, welche 150,000 M. stark unter Broglio und Soubise in Deutschland standen, sahen es auf Hannover ab. Zwar wurde die Abtheilung des Herzogs von Broglio geschlagen; doch behaupteten sich die Franzosen am Niederrhein und in Hessen und ließen es wieder an Plünderungen und Brandschatzungen wehrloser Gegenden nicht fehlen.

Während der König durch seinen vorsichtigen und erfahrenen Bruder Heinrich Schlesien decken ließ, wußte er drei Monate hindurch mittels künstlicher Manöver die beabsichtigte Vereinigung der Russen und Österreicher zu vereiteln. Endlich aber gelang sie ihnen (am 17. Aug.) unter Loudon und Buturlin zu Striegau in Schlesien, so daß dem Könige jetzt 130,000 M. gegenüber stunden. Zum Glück für ihn waren die feindlichen Führer uneinig, indem der stolze Russe in den Operationsplan Loudon's nicht eingehen wollte, und so gewann Friedrich Zeit, sich bei Bunzelwitz so gut und fest zu verschanzen, daß man ihn nicht anzugreifen wagte.

Dennoch war Friedrich in dieser eingeschlossenen Lage so hoffnungslos, daß er oft in der Nacht bei Ziethen Trost suchte, der seinen finstern Befürchtungen stets das Gedulds-Wort entgegensetzte: es werde gewiß Alles noch ein gutes Ende nehmen. Da Friedrich ohne Verstandesgründe nichts anzunehmen gewohnt war, entgegnete er ihm spöttisch, ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft habe? — „Ich habe nur den Alten da Oben, antwortete der fromme Ziethen, und der verläßt uns nicht!" — Ach, sagte der König, der thut keine Wunder mehr!" — „Das braucht's auch nicht, entgegnete der gläubige Ziethen, er streitet doch für uns und läßt uns nicht sinken!" — Bald konnte Friedrich dem Ziethen Recht geben, daß sein Alliirter Wort gehalten.

Nach zwanzig Tagen trennte sich der russische Feldherr mit seinem Hauptheere aus Mangel an Lebensmitteln von Loudon und zog über die Oder nach Pommern (im Sept.). Um die Mark vor ihm zu retten, hieß der König den Grafen Platen in Polen einbrechen, und erreichte dadurch seinen Zweck. Als Friedrich sein Lager verließ, überrumpelte Loudon durch einen nächtlichen Überfall das feste Schweidnitz und erstürmte es. Mit dieser wichtigen Festung verlor der König halb

Schlesien. Während sodann sein Heer längs der Oder zwischen Brieg und Glogau die Winterquartiere bezog und er seinen Aufenthalt in Breslau nahm, bekam er die zweite Hiobspost, daß sich das schon seit zehn Monaten belagerte und durch den Oberst Heiden standhaft vertheidigte Colberg (d. 16. Dec.) aus Mangel an Nahrung den Russen und Schweden ergab. Obwohl diese Festung nur als Trümmerhaufe in die Hände der Feinde kam, so war doch damit halb Pommern verloren. Da nun auch halb Sachsen in Daun's Händen, dazu das preussische Heer bis auf 60,000 M. zusammengeschmolzen war und von England, das mit Frankreich in Unterhandlungen über die Beendigung des Seekriegs trat, keine Geldunterstützungen mehr zu hoffen waren: so stund allerdings zu besorgen, daß der nächste Feldzug eher mit dem Untergang, als mit der Erhaltung Preußens enden werde.

5. Friedrich's Noth und Rettung. Siebenter Feldzug. Tod Elisabeth's; Peter III. Friede mit Rußland und Schweden. Peter's Neuerungen und Tod. Katharina II. Friedrich's Sieg bei Burkersdorf. Wiedergewinn von Schweidnitz. Seydlitz bei Freiberg; Ferdinand in Cassel. Österreichs Waffenstillstand mit Preußen. Der Hubertsburger Friede. (Der Pariser Friede.)

Friedrich war in der äußersten Noth, da sich ihm nirgends ein Ausweg bot. In seiner gedrückten Stimmung ließ er sich selten öffentlich sehen und selbst seine Flöte blieb den Winter über unberührt. Unter andern Versuchen, sich zu helfen, verfiel er sogar darauf, den Chan der Tartarei und den türkischen Sultan zu einem Einfall in das russische Reich bewegen zu wollen: „es war der Strohhalm eines im Untergehen Begriffenen." Schon erwachten in seinem umdüsterten Gemüthe wieder Gedanken an einen freiwilligen Tod, als — das am 5. Jan. 1762 erfolgte Ableben seiner Todfeindin, der Kaiserin Elisabeth, ihn und sein Preußen aus dieser verzweifelten Lage riß. Denn ihr Schwestersohn und Nachfolger Peter III, Friedrich's begeisterter Bewunderer, gab sogleich alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld frei und schloß mit Friedrich nicht nur Frieden, in welchem er alle Eroberungen zurückgab und sich nur den preußischen schwarzen Adlerorden und den Besitz eines preußischen Regiments zur Gegengunst ausbat, sondern gieng auch ein Bündniß mit ihm ein, demgemäß er sogleich den unter Czernitschew (Tschernitscheff) stehenden 20,000 Russen sich an die Preußen anzuschließen befahl. Auch Schweden, das sich nun der russischen Stütze beraubt sah, wurde dadurch genöthigt, Frieden zu begehren und trat diesem Bündnisse bei.

In Österreich brachte dieser Umschlag große Bestürzung hervor, zumal Maria Theresia aus übelangewandter Sparsamkeit und in der sichern Annahme, Preußen's Kraft sei gebrochen, 20000 altgediente Soldaten mit 500 Offizieren entlassen hatte, die sie nun, weil dieselben meist in spanische Kriegsdienste getreten waren, mit erst noch einzuschulenden Recruten ersetzen mußte!

So konnte nun der **König** alle seine Kräfte gegen Österreich wenden, und indem er von allen Seiten seine Truppen zusammenzog, beschloß er, zunächst sich wieder in den Besitz von Schweidnitz zu setzen. Dieses aber zu decken, war **Daun** im Anzug und hatte bereits mit einem Theile seines Heeres die Höhen von Burkersdorf und Öhmsdorf besetzt. Eben zog **Friedrich** mit den Preußen und Russen heran, um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, als plötzlich der **gewaltsame Tod Peter's III** und die **Thronbesteigung Katharina's II** wieder alle Hoffnungen Friedrich's und alle Befürchtungen Österreichs niederzuschlagen schien.

Peter III nämlich hatte, ganz im Geiste Friedrich's, der in Allem sein Vorbild war, gleich nach seinem Regierungsantritt eine Menge tief eingreifender Reformen im russischen Reiche vorgenommen. Er rief alle von seiner Vorgängerin nach Sibirien Verbannte (darunter auch **Biron** und **Münnich** sich befanden) zurück, gestattete dem russischen Adel wieder das Reisen in's Ausland, und machte neue Einrichtungen nach preußischem Vorbild, sowohl in der Finanzverwaltung und Rechtspflege, als auch in der Heeresverfassung. In letzterer Beziehung **löste** er die von Elisabeth errichtete **Nobelgarde auf** und stiftete die **holsteinische Garde**, über die er seinen unfähigen Oheim zum Befehlshaber setzte. Dadurch und weil er bei allen Gelegenheiten die preußische Tapferkeit vor der russischen rühmte und auch stets in preußischer Uniform mit dem schwarzen Adlerorden einhergieng, verletzte er den Stolz des russischen **Adels** und Militärs, so wie auch die Mehrzahl der Beamten auf's tiefste; und da er auch in **kirchlicher** Beziehung willkührliche Neuerungen machte, indem er z. B. die Bilder aus den Kirchen entfernen ließ, den Popen das Barttragen verbot und Anstalten traf, Kirchengüter einzuziehen, so hatte er **auch die Geistlichkeit gegen sich**. Da er nun auch seine Gemahlin **Katharina** (die schon erwähnte Sophie Auguste, Tochter des Fürsten Christian August von **Anhalt-Zerbst**) übel behandelte, ja sie mit Verstoßung und Einsperrung in's Kloster bedrohte, so bildete sich unter ihrem Anhang russischer Großen, im Vertrauen auf die allgemeine Unzufriedenheit des Landes mit seiner Regierung, eine **Verschwörung** zum **Sturze Peter's** und zur Erhebung Katharina's auf den Thron. Sie verhielt sich zurückgezogen auf dem Petershof, und erst als die Stunde der Entscheidung kam, trat sie selbst mit dem ganzen Gewicht ihrer reichbegabten, characterfesten Persönlichkeit ein. Als **Peter** eben damit umgieng, die Gräfin **Elisabeth Woronzow** zur Kaiserin zu erheben, verließ **Katharina**, vom Fürsten **Georg Orlow** abgeholt in der Nacht des 9. Juli 1762 den Peterhof und stieg zu Petersburg in der Gardecaserne ab, von wo aus sie, umgeben von vielen Großen und den dazu vorbereiteten Garden, in die Kasan'sche Kirche zog, wo sie der Erzbischoff von Nowgorod mit dem Klerus und die vom Grafen **Panin** versammelten Senatoren empfiengen und sie als **Selbstherrscherin** aller Reußen ausgerufen wurde. Noch an dem Abend dieses Tages zog sie an der Spitze von 15,000 M. — in die Uniform der Garde gekleidet, den Hut mit Eichenlaub geschmückt und das langwallende Haar mit einer Schleife gehalten, ihr Tigerroß mit stolzer Anmuth tummelnd, nach dem Peterhof. **Peter**, der nur 3000 M. um sich hatte, verlor den Muth und begab sich auf Münnich's Rath nach **Kronstadt**, wo man ihn jedoch nicht einlassen wollte. Anstatt sich den Einlaß zu ertrotzen, gieng er nach Oranienbaum und unterhandelte. Dort wurde er verrathen und dahin gebracht, **seine Abdankung zu unterschreiben**. Darauf wurde er **gefangen** gesetzt und in dem Schlosse zu **Ropscha**, wiewohl **ohne Vorwissen der Kaiserin**, zuerst **vergiftet** und als das Gift nicht wirkte, **erdrosselt**. Da **Katharina** fast Niemanden der Freiheit oder seiner Stellen beraubte und alle diejenigen Neuerungen **Peter's**, welche allgemein verhaßt waren, **wieder aufhob**, überhaupt Alles that, was den Nationalstolz und die Kirchenglaubigkeit der Russen befriedigte, so erhielt sie sich auf dem Throne, um das von Peter dem Großen angefangene Werk

russischer Civilisation fortzuführen. — (Über das Verhältniß zwischen Peter und Katharina und über die erste Entwicklung des Characters dieser merkwürdigen Beherrscherin Rußlands aus deutschem Stamme siehe unten XXIV. 1, 1.)

Die neue russische Kaiserin, in dem Argwohn, daß Friedrich es gewesen, der ihren Gemahl nicht nur zu den verhaßten Neuerungen, sondern auch zur Mißachtung ihrer Person angeleitet habe, hatte gleich in ihrem Antritts-Manifest erklärt, daß Rußlands Ruhm durch einen mit dem Todfeinde dieses Reichs abgeschlossenen Frieden verdunkelt sei, und alle von Peter eingegangenen Verbindlichkeiten widerrufen. Als sich jedoch unter Peter's hinterlassenen Papieren Briefe vom Könige vorfanden, worin dieser jenem im Gegentheil ein bedachtsameres Vorgehen in seinen Reformen und ein edleres Verfahren gegen seine hochbegabte Gemahlin angerathen hatte, so gab Katharina, welche übrigens von früherher im Grunde keine Abneigung gegen Friedrich fühlte, jene Stelle ihres Manifestes, die nur auf die russische Volksmenge berechnet gewesen war, eine andere Deutung und ließ es beim Frieden mit Preußen, hob aber das Bündniß auf und rief ihr Heer zurück.

Aber noch bevor Czernitschew mit seinem Heere sich von den Preußen trennte, hielt er dem von ihm verehrten Könige zu Gefallen den empfangenen Befehl seiner Kaiserin noch drei Tage lang geheim und zog scheinbar gegen Daun mit aus: zwar ließ er seine Russen am Gefecht nicht Theil nehmen, hielt aber durch seine Gegenwart einen Theil des österreichischen Heeres, welchen Daun gegen ihn aufstellte, in Unthätigkeit, so daß Friedrich die Österreicher bei Burkersdorf schlug und den Weg nach Schweidnitz einschlagen konnte, das er jedoch, da es tapfer vertheidigt wurde, erst nach 69tägiger Belagerung (d. 9. Oct.) glücklich eroberte, so daß er Schlesien wieder sein nennen konnte.

Auch in Sachsen hatten die Preußen unter Seydlitz und Kleist ungeachtet ihrer Minderzahl, wieder Vortheile errungen und waren sogar tief in Böhmen eingedrungen; desgleichen schlug Prinz Heinrich mit dem tapfern Seydlitz die Reichsarmee in der Nähe von Freiberg (d. 29. Oct.) völlig in die Flucht; und da auch im Westen Deutschlands die rühmliche Haltung Ferdinand's von Braunschweig, der am 1. Nov. Kassel eroberte, zu dem raschen Abschluß der Friedensprälimi- narien zwischen Frankreich und England zu Fontainebleau (3. Nov.) wesentlich beitrug: so sah sich der Wiener Hof ebenfalls genöthigt, mit Preußen einen Waffenstillstand (v. 24. Nov.) einzugehen, worauf Friedrich seine Truppen in einem großen Umkreis von Thüringen an durch Sachsen und durch die Lausitz bis nach Schlesien in die Winterquartiere verlegte und sein Hauptquartier in Leipzig aufschlug.

Da in diesen Waffenstillstand die Reichstruppen nicht mit eingeschlossen waren, so brachte Friedrich's kluge Voraussicht — durch einen

mitten im Winter von Kleist glücklich ausgeführten Streifzug nach Franken — mehrere dadurch geschreckte Reichsfürsten, namentlich Bayern, Pfalz, Mainz, Bamberg, Würzburg und Mecklenburg, zum Abfall von Österreich.

So, fast von allen Bundesgenossen verlassen, von der Last einer durch diesen Krieg noch um weitere 100 Millionen vermehrten Staatsschuld gedrückt, und zugleich von dem Wunsch angetrieben, ihrem Sohne Joseph bald die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, beugte sich Maria Theresia der Nothwendigkeit und bot die Hand zum Frieden, der, nachdem noch am letzten Tag des Jahres 1762 auf dem Jagdschlosse Hubertsburg (zwischen Meißen und Wurzen) die Unterhandlungen dazu begonnen hatten, am 15. Febr. 1763 zu Stande kam.

In diesem Hubertsburger Frieden behauptete Friedrich alle seine vor dem Krieg besessenen Länder, also auch Schlesien mit der Grafschaft Glatz, wogegen er Sachsen an den Kurfürsten August II, der sich bis dahin in Polen aufgehalten hatte, zurückgab und der Kaiserin Maria Theresia seine Stimme für die Wahl ihres Sohnes zum römischen Kaiser, sowie auch seine Verwendung für Österreichs Aussicht auf Modena versprach.

Zehn Tage vorher, am 10. Februar, war zwischen England, Frankreich und Spanien der Pariser Frieden geschlossen worden, aus welchem England weit mächtiger, Frankreich aber durch den Verlust seiner meisten Colonieen geschwächt hervorgieng. (Das Nähere dieses Seekrieges und seines Ausgangs siehe unten XXIV. K. 5.)

6. Nachwehen des Kriegs in preußischen Landen: ihre Heilung. Unterstützung des Ackerbau's und des Fabrikwesens. Heeresergänzung und Vervollkommnung des Militärwesens. Verbesserung des Steuerwesens. Mißgriffe dabei: Monopole und Handelssperren.

So beendeten diese beiden Friedensschlüsse einen schweren über einen großen Theil der Welt sich erstreckenden Kampf, der allein in Deutschland über 500 Millionen Thaler verschlungen und eine Million Menschen gekostet hatte. Am meisten war Deutschland heimgesucht worden und darin Sachsen wie ausgepreßt, Pommern und ein Theil der Marken schrecklich verwüstet, Hannover, Westfalen und Hessen theilweise zur Einöde gemacht, so daß es in manchen Gegenden an Menschen und Vieh gebrach, um die Felder zu bestellen. Ein Augenzeuge erzählt, daß er einst sieben hessische Dörfer hintereinander durchritten und nur auf Einen Menschen, einen Prediger, gestoßen sei, der sich Bohnen kochte. Am schlimmsten sah es aus, wo Franzosen und Kosaken gehaust hatten: wie sich die erstern benahmen, wurde Kap. 8, 2 angedeutet, die letzteren haben noch überdieß viele Tausende von wehrlosen Menschen grausam getödtet. Kein Wunder, daß König Friedrich, in dem drückenden Gefühl der schweren Opfer, welche dieser Krieg seinem Lande gekostet hatte, den prächtigen Festlichkeiten,

womit die für seinen Ruhm begeisterten Berliner seine Rückkehr in ihre Stadt, von der er so lange abwesend gewesen war, zu verherrlichen gedachten, geflissentlich auswich und auf einem Umweg erst mit beginnender Nacht in seiner Hauptstadt eintraf (d. 30. März). Die Freude über des Königs Erhaltung und über die durch ihn gerettete Nationalehre entschädigte sein Volk für ausgestandne Noth und erlittenen Schaden, und selbst dem zum Krüppel geschossenen preußischen Soldaten trat die Freudenthräne ins Auge, so oft er von den Thaten des großen Fritz und von dessen Freundlichkeit gegen seine Braven erzählte. Aber auch ganz Europa zollte ihm Bewunderung, und der Hauptgewinn, den der Bewunderte aus diesem Kampfe davon trug, war der Rang, den hinfort Preußen unter den Großmächten Europa's einnahm, und das Gewicht der Entscheidung, das er dadurch in die Wagschale der europäischen Geschicke zu legen berufen ward.

Der Beiname des „Großen," welcher den König Friedrich seitdem stehend schmückte, drückt die Gesammtstimmung des von seinem Geiste beherrschten Zeitalters aus, dessen Einflusse sich selbst seine bisherigen Feinde nicht entziehen konnten. Denn durch sein Beispiel angeregt, entstund von nun an unter den deutschen Fürsten und Staatsmännern ein Wetteifer, „für das Wohl der Völker" thätig zu sein und der Kraft derselben mehr Raum zur Übung zu lassen. Seiner weisen Verwaltungssorge gelang es auch früher, als allen Andern, die schweren Wunden, welche dieser Krieg allen dabei betheiligten deutschen Landen geschlagen hatte, zu heilen, indem er den am schwersten Betroffenen Steuernachlaß gewährte, an die meistbeschädigten Landleute das in den Kriegsmagazinen noch vorhandene Getreide vertheilen, öde Gegenden urbar machen, Dörfer und Colonieen, Straßen und Canäle anlegen und dem Ackerbau und Fabrikwesen die möglichste Unterstützung zukommen ließ.

Um den zerstörten Provinzen aufzuhelfen, tilgte er ihre Schulden und wies alle Überschüsse aus der königlichen Kasse zur Unterstützung hülfsbedürftiger Landbauern und Fabrikanten an, so daß er zwischen den Jahren 1763—1786 weit über 24 Mill. Thaler aus seinen Privatersparnissen zu diesem Zwecke verwendete.

Eine vorzügliche Sorge widmete er der Ergänzung und Vervollkommnung des Heerwesens, das er wieder in einen Stand setzte, als ob er es abermals mit halb Europa würde aufnehmen müssen. Hatte doch sein Heer im Jahr 1770 bereits wieder eine Stärke von 160,000 M. Dabei befolgte er den Grundsatz, die Offiziersstellen vorzugsweise dem Adel vorzubehalten, und um diesem ein desto größeres Gewicht zu geben und ihn sogleich nahe an seine Person und den Thron zu fesseln, schenkte und lieh er Vielen aus diesem Stande bedeutende Geldsummen zur Verbesserung ihrer Güter und stiftete für die Rittergutsbesitzer in Schlesien (nachher auch in Pommern und Preußen) das noch jetzt bestehende landschaftliche Creditsystem mit den Pfandbriefen. Junge Edelleute ließ er in den Cadettenhäusern zu Berlin, Stolpe und Kulm er-

ziehen. Auch errichtete er eine eigene Militär-Academie, an der er aber meist Franzosen als Lehrer anstellte. Zu besserer Sicherung Schlesiens verstärkte er die alten Festungen und legte eine neue, die starke Bergfestung Silberberg (im Regierungsbezirk Breslau) an, die man das schlesische Gibraltar nannte.

Um die Staatskasse für Nothfälle zu füllen, gab er auf den Rath des französischen Generalpächters Helvetius dem Steuerwesen eine verbesserte Einrichtung, indem er dem Schleichhandel wehrte und eine General-, Zoll- und Accise-Administration errichtete, bei der er aber fast nur Franzosen (einige Hundert an der Zahl) anstellte! Wurde auch die Staatseinnahme dadurch um eine Million Thaler erhöht, so war doch das ganze Wesen, theils wegen der ausländischen Beamten, theils wegen der erhöhten Steuer dem Volke verhaßt. Auch die vielen Monopole, die er an Fabrikanten und Manufacturisten ertheilte, und die damit zusammenhängenden Waarenverbote und Handelssperren, welche den innern Wohlstand heben sollten, erwiesen sich in der Folge als eine reiche Quelle von Klagen.

Da er aber bei allen seinen Anordnungen nur das Beste des Volkes vor Augen hatte, und mit Aufopferung aller Zeit und Bequemlichkeit eine rastlose Thätigkeit und unausgesetzte Sorgfalt bewies, die besonders auf seinen jährlichen Untersuchungsreisen recht heraustrat, so ward er von seiner ganzen Zeit als das Muster eines treuen Landesvaters erkannt.

Auf den Visitationsreisen, die er jährlich in die Provinzen unternahm, vergewisserte er sich selbst über den Zustand des Landes, und ließ sich auch im hohen Alter nicht davon zurückhalten: denn, sagte er: „Ich muß hin, sonst werden meine Minister Könige und meine Generale Tyrannen." Er beobachtete dabei dieselbe Regelmäßigkeit, wie in seinem gewöhnlichen Leben: Tag und Stunde der Abreise und Ankunft, Ort und Zeit für die Zwischenstationen, war vorausbestimmt und wurde genau eingehalten. Große Empfangsfeierlichkeiten liebte er nicht. Zum Nachtquartier verlangte er nur Ein Zimmer mit Bett, Armstuhl und Tisch, und obgleich er seit dem siebenjährigen Krieg nicht mehr zu Abend aß, so bezahlte er doch für jedes Nachtlager 100 Thaler. Um aber diesen Gewinn den rechten Händen zuzuwenden, übernachtete er gewöhnlich auf Dörfern und wo möglich bei Pfarrern. Sein Reisezug bestand aus zwei Wagen, davon den zweiten sein Secretär mit den nöthigen Papieren einnahm; ein paar Pagen ritten neben seinem Wagen, der seine ganze Regierungszeit hindurch immer der gleiche und so schwerfällig war, daß ihn stets 12 Bauernpferde zogen, welche jede Meile gewechselt wurden: denn der König pflegte stets im Galopp zu fahren. Kurz nach seiner Ankunft an einem Orte las er die ihm übergebenen Bittschriften oder hörte die Anliegen der Leute und beantwortete sie entweder gleich, oder ließ sie, mit Bemerkungen begleitet, an sein Ministerium oder an die betreffenden Behörden gelangen. Eine der guten Folgen dieser Reisen war, daß sich seine Beamten bestrebten, ihre Schuldigkeit gegen die Unterthanen zu thun. — Das wahre Verdienst suchte er stets hervor, ehrte es und belohnte es oft königlich. Aber eben so trat er thörichten Anforderungen unverhohlen und streng abweisend entgegen. So z. B. wies er eine adelige Dame, die für ihren Sohn um eine Präbende bat, mit den Worten ab, daß er für Müssiggänger keine Präbende zu vergeben habe, und einem Kammerherrn, der ihn bat, seinen Sohn mit dem Militärdienst zu verschonen, gab er die Antwort: „Sein Sohn wird beim Regiment besser erzogen, als auf Seinem Dorf!" — Einem Baron, der ihn um Urlaub zu einer Badereise bat, sagte er: „Was will Er da machen?

Verspielen, was Er noch übrig hat und wie ein Bettler zurückkommen?" — Als eine Anzahl Soldaten seiner Garde an die Terrasse zu Sanssouci giengen, um in unbescheidener Weise eine Forderung an ihn zu stellen, trat er heraus und vor sie hin, zog den Degen und commandirte, wie ein Chef vor seinem Regiment. „Halt! Richt' Euch! Links umkehrt! Marsch!" Verblüfft gehorchten die Soldaten auf's Commando und zogen lautlos ab.

Vor seiner strengen Gerechtigkeit, welche den Niedrigsten im Volke schützte und des Mächtigsten nicht schonte, hat man unzählige Beispiele. Nur Eines hier von der letztern Art. Er hatte einen Baron Görne, der im Rufe der Rechtschaffenheit stand, in seine Dienste genommen und späterhin zu seinem Finanzminister gemacht. Einst kaufte derselbe eine Starostie in Polen auf mehrere Zahlungstermine. Weil ihm zur letzten Zahlung die benöthigte Summe fehlte und wegen Nichteinhaltung des Termins seine Ehre auf dem Spiele stand, so nahm er — anstatt dem König seine Verlegenheit zu eröffnen, der ihm ausgeholfen hätte — einige von den ihm amtlich anvertrauten Seehandlungsobligationen und gab sie dem Gläubiger einstweilen als Pfand, das er in Kurzem auslösen wolle. Die Sache kam heraus und sogleich ließ der König ihn verhaften und den Prozeß gegen ihn einleiten. Die gerichtliche Entscheidung verhängte über den Mann den Verlust des Adels und aller seiner Titel und Würden.

So streng Friedrich in Dienstangelegenheiten war, so übersah er doch manchmal geringe Vergehungen, besonders wenn sich der Delinquent geistreich und gewandt aus der Sache ziehen konnte. Da sich die Offiziere der Potsdamer Garnison häufig nach Berlin begaben, um sich dort einen lustigen Tag zu machen, so ertheilte er den Befehl, daß dieß künftig nicht ohne Urlaub geschehen dürfte. Einst ritt seines Kanzlers Sohn, der Lieutenant von Cocceji, dem Verbote zuwider, nach Berlin, und zum Unstern begegnete ihm der König und fragte ihn: „Wo will Er hin?" Ohne die Fassung zu verlieren, antwortete jener: „Incognito nach Berlin, Sire!" Da lachte der König und ließ ihn weiter reiten.

So sparsam der König an seiner eignen Person, wie an Andern, z. B. an seinen Gesandten war, um das Ersparte dem Lande zu Gute kommen zu lassen, so freigebig war er, wenn sein edler Sinn sich berührt fühlte. Einst klingelte er dem wachthabenden Pagen, und als derselbe nicht kam, gieng er hinaus in's Vorzimmer, wo er den Pagen mit einem Brief in der Hand eingeschlafen fand. Leise zog er ihm den Brief aus der Hand und las darin den Dank der armen Mutter des Pagen für das, was der gute Sohn ihr von seinem kleinen Gehalte geschickt hatte, er solle nur fortfahren, im Dienste des Königs recht treu zu sein. Sogleich holte Friedrich eine Rolle mit Gold und legte sie sammt dem Briefe in die Hand des Schläfers. In sein Kabinet zurückgekommen, schellte er nun heftiger, so daß der Page erwachte und erschrocken über die gefüllte Hand zum Könige lief und sagte: „Sire, man will mich verderben: dieß Gold gehört mir nicht; ich weiß nicht, wie es in meine Hand kam!" — „Den Seinen giebt es Gott im Schlaf!" sagte der König: „schick' es Deiner Mutter und schreib ihr, daß ich für Dich sorgen wolle!" — Lieblich ist auch die zarte Aufmerksamkeit, mit welcher der König den alten Ziethen behandelte. Als der fromme Heldengreis einst an des Königs Tafel eingeschlafen war, und ein Nachbar desselben, um ihn zu wecken, ihn anstoßen wollte, sagte Friedrich: „Nicht doch! laßt ihn schlafen: er hat oft für uns gewacht!" Und als er einst bemerkte, daß demselben das Stehen sauer wurde, holte er ihm selbst einen Stuhl und nöthigte ihn, sich niederzulassen.

7. Österreich nach dem siebenjährigen Krieg. Maria Theresia's Sorgfalt und Streben nach Staatsverbesserungen: der Staatsrath, die Hofkanzleien. Hofcommerzienrath. Zahlenlotterie und Papiergeld. Strafgesetzbuch; Organisation des Heerwesens. Die Militärgränze. Tod Joseph Franz I. Joseph II. Seine Jugendzeit und heranreifenden Reformideen.

Auch Maria Theresia war in ihren österreichischen Landen mütterlich bedacht, die Wunden des Kriegs zu heilen und Staatsverbesserungen

anzubahnen. Um eine Einheit in die verschiedenen, von den Statthaltern der Provinzen willkührlich angewandten Verwaltungsgrundsätze zu bringen, errichtete sie einen Staatsrath, der die Aufgabe hatte, die wichtigsten Gegenstände durch Berathung vorzubereiten und die den andern Behörden obliegende Vollziehung zu überwachen. Die Vermittlung zwischen dem Staatsoberhaupt und den Provinzialverwaltungen bildeten die in Wien für die verschiedenen Provinzen aufgestellten Hofkanzleien.

Wie Friedrich bot auch Maria Theresia Alles auf, zunächst die Finanzen zu ordnen. Sie begann mit Ersparnissen an sich selbst und an ihrem Hofe, dessen große, von ihrem Vater eingeführte Verschwendung sie beschränkte, so daß z. B. für die Papageien nicht mehr jährlich so und so viel Eimer Tokayer vom Hofmarschallamt verrechnet werden durften u. s. w.

Sie begünstigte gleichfalls das Fabrikwesen, zum Theil auch durch Monopole und Waarenverbote, beförderte den Handel durch Anlegung von Häfen und Canälen und errichtete den Hofcommerzienrath.

Zwei neue in ihren Folgen bedenkliche Finanzmaßregeln, die Einführung der Zahlenlotterie und des Papiergeldes (der Bancozettel), gehörten dieser Periode ihrer Regierung an. Durch die erstere wurde übrigens dem Spielen in den auswärtigen Lotterieen, die streng verboten wurden, ein Ende gemacht; die zweite, noch gefährlichere Maßregel legte den Grund zu der spätern Zerrüttung der österreichischen Finanzen.

Eine besondere Aufmerksamkeit wendete die Kaiserin der Gerechtigkeitspflege zu, indem sie ein neues Strafgesetzbuch ausarbeiten ließ, in welchem jedoch die Tortur noch beibehalten wurde: doch wurde dieselbe gegen das Ende ihrer Regierung noch abgeschafft. — Da die bisher von Österreich geführten Kriege viele Gebrechen im Heerwesen herausgestellt hatten, so suchte sie denselben durch eine bessere Organisation abzuhelfen. Schon früher hatte sie die unübertreffliche Einrichtung der Militärgränze geschaffen, die in Croatien beginnend, längs der türkischen Gränze fortlaufend, sich durch Siebenbürgen zieht und 18 Regimenter liefert, welche sich im Frieden selbst erhalten und im Kriege sich selbst ergänzen. Eben so hatte sie die Militärconscription und systematische Rekrutirung eingeführt. Auch verstand sie es, in bewunderungswürdiger Weise die Ausdauer und Tapferkeit ihrer Truppen durch Belohnungen und herzgewinnende Auszeichnungen zu fördern.

Überhaupt stammen die meisten organischen Einrichtungen der österreichischen Monarchie, die bis in die neuere Zeit gedauert haben, von dieser klugen, von ihren Völkern bis zur Begeisterung geliebten und verehrten Frau her. Durch diese ihre Eigenschaften gelang es ihr, den Grundsatz der unbeschränkten Monarchie, dem damals fast alle europäischen Mächte huldigten, in den meisten ihrer Staaten durchzuführen: nur in Tyrol tastete sie die landständische Ordnung nicht an, und in Ungarn, dessen Volk sie unendlich liebte, dessen Landtage ihr aber nicht gefielen, konnte sie auf den Landtagen weit weniger durch-

setzen, als ihr Vater. Das viele Gute, das sie für Ungarn that, that sie ohne die Landstände, die sie während ihrer 40jährigen Regierung nur dreimal berief. Die Ungarn gewöhnten sich übrigens an diese Regierungsweise der „Mutter Maria Theresia", wie sie sie allgemein nannten, und hätte sie länger gelebt, so wäre die ungarische Verfassung, und in den höhern Schichten der Gesellschaft sogar die ungarische Sprache erloschen.

Denselben Geist des monarchischen Absolutismus trug sie auch auf die kirchlichen Angelegenheiten über und in dieser Beziehung war sie das gerade Gegentheil Friedrich's des Großen. Sie konnte sich nicht einmal zu derjenigen Toleranz erheben, die in einem Staate von verschiedenen Religionsgenossen zur politischen Klugheit gehört.

So wollte sie einmal die Juden binnen sechs Monaten aus ihren Ländern vertreiben, so daß selbst der Papst und der König von Polen sich bewogen fühlten, für die Belassung derselben ein gutes Wort einzulegen. Auch die Protestanten wurden von ihr stark niedergehalten, und selbst in das innere Familienleben griff sie zuweilen rücksichtslos ein. Traten katholische Familien oder Gemeinden in deutschösterreichischen Landen (was anfangs öfters vorkam) zum Protestantismus über, so ließ sie dieselben nach Siebenbürgen oder in den Banat übersiedeln. Liehen auf dem deutschen Reichstag auswärtige Mächte, oder gar Preußen, den Protestanten ihre Fürsprache, so wies sie dieselbe mit Empfindlichkeit zurück!

Aber auch gegen die römische Curie verhielt sie sich ziemlich abschließend, gestattete den Verkehr mit dem h. Stuhl nur durch das Ministerium des Auswärtigen, verbot die Visitationen der päpstlichen Nuntien in ihren Staaten, beschränkte die Menge der kirchlichen Feiertage, ließ die Ablegung der Ordensgelübde nicht vor dem 24. Lebensjahre zu, hob die Kirchenasyle auf u. a. m. Wie sie sich in der Folge gegen den Jesuitenorden verhielt, wird weiter unten angegeben werden.

Da seit dem westfälischen Frieden die Person des österreichischen Monarchen von der des Kaisers getrennt war und Maria Theresia's selbstherrschender Character in Bezug auf den österreichischen Staat streng auf die Rechte ihrer Macht hielt, das deutsche Reich aber dem Kaiser wenig Gewicht mehr gab, so trat ihr Gemahl Franz gegen ihre Person um so mehr zurück, als er zugleich kein energischer Character war und zwar viele gute und liebenswürdige Eigenschaften besaß, die ihn seiner Gemahlin und Umgebung werth machten, aber gerade diejenigen vermissen ließ, die den Regenten bezeichnen. Ohnedieß überlebte er seine späte Krönung, die am 27. Mai 1764 vor sich gieng, nicht lange: denn er starb schon am 18. August 1765 eines unerwarteten Todes zu Innsbruck. (Seine Wahl ist oben Kap. 7, 8. a. E. erwähnt worden.)

Da sein und Maria Theresia's Sohn Joseph gleich nach dem Hubertsburger Frieden zum römischen König gewählt worden war (im März 1764), so bestieg er jetzt im 24. Jahre seines Alters den Kaiserthron, gehoben und getragen von den Hoffnungen, welche Deutschland sich von den vielversprechenden Eigenschaften des jungen, lebhaften Fürsten machte.

Joseph II zeigte schon als Kind bei einem schönen Äußern ungewöhnliche Geistesanlagen, aber auch einen ungewöhnlichen Eigensinn, der sich durch eine ganz falsche Einwirkung seiner Erzieher oft zu hartnäckigem Starrsinn steigerte. Eine eben so falsche Unterrichtsmethode, die seinem glänzenden Gedächtnisse den todtesten, geistlosesten Ballast einzunehmen zumuthete, brachte ihm einen wahren Ekel vor der Wissenschaft bei und hatte Einfluß auf seine Nichtachtung der Gelehrten und ihrer Bestrebungen, so wißbegierig er im Übrigen war: daher Königs Friedrich's Wort über ihn: „Der Kaiser hat den Wunsch zu lernen, ohne sich dazu Zeit zu nehmen." — Am meisten zog es ihn zum Kriegswesen hin; aber seinen Wunsch, im siebenjährigen Krieg unter Daun einen Feldzug mitzumachen, genehmigte seine Mutter nicht, aus Besorgniß, seine kriegerische Neigung möchte zu viel Nahrung bekommen.

Als Joseph noch Erzherzog und 20 Jahre alt war, vermählte er sich 1760 (wie K. 8, 4. schon erwähnt wurde) mit Elisabetha von Bourbon, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, die er ungemein liebte, aber schon nach drei Jahren wieder verlor. Auf den Wunsch seiner Mutter vermählte er sich zum zweitenmal mit Josepha von Bayern, deren Eigenschaften ihm aber keine Theilnahme abgewannen. Er verlor auch sie schon nach zwei Jahren, und sein Herz, das in dieser Ehe sich sehr unglücklich gefühlt hatte, suchte nun in dem Streben nach Verwirklichung seiner politischen Ideale eine Befriedigung zu finden. Stets aber blieb ihm eine gewisse Bitterkeit zurück, die oft plötzlich „wie ein verderbender Blitz" aus der stets am Himmel seines Herzens hangenden „Wolke vernichteter Jugendhoffnungen hervorbrach."

Nach seiner Thronbesteigung wandte er sein Hauptaugenmerk auf die Heilung der Schäden des deutschen Reichs, dessen Oberhaupt er war: da aber sein Versuch, die unsäglichen Übel und Gebrechen der Reichsjustiz zu heben, an der Zersplitterung Deutschlands in 300 Territorien und an der unbeweglichen Trägheit des herkömmlichen Schlendrians scheiterte, so gab er die Hoffnung, Deutschland umgestalten zu können, auf. Obgleich ihn sodann seine Mutter zum Mitregenten der österreichischen Monarchie ernannte, so gewährte sie ihm doch, so lange sie lebte, keinen wesentlichen Antheil an der Regierung, theils weil sie selbst gern unbeschränkt waltete, theils weil sie seine hastige Neuerungslust fürchtete. Nur beim Militärwesen, dessen er sich lebhaft annahm, ließ sie ihm mehr Spielraum. In welcher Weise er sodann die übrige Zeit bis zum Tode seiner Mutter dem Reiche und der Vorbereitung zur einstigen Verwirklichung seiner Lieblingsideen widmete, insbesondere welche Stellung er nach Außen zu den übrigen europäischen Staaten, namentlich zu Preußen und Rußland einnahm, wird uns Gegenstand weiterer Betrachtung werden, wenn wir zuvor wieder einen Blick auf die andern Hauptstaaten Europa's werden geworfen haben.

Vierundzwanzigstes Buch.

Die Fürsten und Völker Europa's am Vorabend der neuern Zeit.

1. Kapitel. Die gewissensbaare Vergrößerungssucht und humanitarische Aufklärungspolitik der Großen: Katharina II, Joseph II, Gustav III.

1. Rußland. Katharina's II Thronsicherungsbestrebungen. Iwan's Tod. Ausdehnungsversuche der russischen Macht. Absichten auf Polen. Bündniß mit Preußen. Erzwungene Wahl Stanislaus Poniatowky's, und Gleichberechtigung der Nichtkatholiken mit den Katholiken. Opposition des Adels. Die Conföderation zu Bar. Frankreichs Aufstiftung der Türkei zum Krieg gegen Rußland. Attentat gegen Stanislaus. Unterdrückung der Conföderation.

Da nach dem Hubertsburger Frieden Friedrich der Große, der sich, Österreich, England und Frankreich gegenüber, zu isolirt fühlte, und daher — weil er von den andern Staaten entweder wegen ihrer großen Entfernung, oder wegen ihrer geringen Macht keinen Beistand erwarten konnte, sich Rußland näherte und ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Czarin Katharina II zu schließen suchte, so wollen wir die Rundschau über die außerdeutschen Staaten diesmal zuerst mit **Rußland** beginnen.

Hatte Peter der Große sein Reich zu einem „Glied" des europäischen Staatenbestandes gemacht, so war es der Kaiserin **Katharina** II vorbehalten, es zu einer Großmacht zu erheben. Mit ihr erhielt das Czarenreich eine Fürstin, die, obgleich Ausländerin, doch die „Vorkämpferin" und Weiterbeförderin der russischen Nationalität wurde, eine Herrscherin, die obschon aus einem der kleinsten deutschen Fürstenhäuser, doch ihren Scepter „nach Polen und Schweden, nach Constantinopel und Minorca, nach China und Persien" hinstreckte und dem russischen Einflusse selbst auf das Innere von Deutschland breite und tiefe Bahn zu machen bestimmt war.

Die Umstände hatten frühe ihren Character entwickelt und gestärkt. Sie war erst 14 Jahre alt, als sie als Braut des Großfürsten Peter in den Kreis des russischen Hofes eintrat und dort mitten in dem allgemeinen „Drängen nach Macht und Genuß", worin nur „der Starke und Listige vorankam, der Schwache, Unkluge, Vertrauende" untertreten wurde, „allein stand ohne Berather, ohne Freund, ohne Schutz." — Von ihrem ungebildeten Bräutigam nicht beachtet, von Andern, selbst von der Kaiserin Elisabeth mit Mißtrauen betrachtet, von dem damals

allmächtigen Bestuschew, dem Hauptfeinde Peter's, lange mit Spähern umstellt, fühlte sie bald, daß es „das Beste sei, sich in vorsichtiges Schweigen, Fügen und Warten zu hüllen." Dadurch lernte sie genau auf sich selbst Acht geben und Andere unvermerkt sich unterordnen. „Sie machte es sich zur Regel, sich nie einzumischen, noch vorzudrängen, der Kaiserin gränzenlosen Gehorsam, dem Großfürsten tiefste Achtung zu zeigen" und durch Freundlichkeit gegen Jedermann die Gunst des Volks zu gewinnen. — „Mit richtigem Tact griff sie inmitten der rauschenden Geselligkeit des Hofs, in der sie völlig einsam lebte, zu ernster geistiger Nahrung": sie las in ruhigen Stunden in den Schriften des Cicero, Tacitus, Plutarch; und suchte sich selbst mit Plato's Philosophie und mit der Kirchengeschichte des Baronius bekannt zu machen. — Als ihre Vermählung (den 21. Aug. 1746) vollzogen war, sagte sie sich selbst kein häusliches Glück voraus; nur der Ehrgeiz, der Gedanke an ihre Bestimmung, hielt sie aufrecht. Die Unempfänglichkeit ihres Gemahls für sittliche Erhebung, sein Mangel an Gefühl für das Schickliche, Schöne, Große legte ihr eine schwere Entbehrung auf, und wenn sie auch eine Zeit lang durch ihre Geduld und durch die staatsklugen Rathschläge, die sie ihm in seinen politischen Verwicklungen gab, sein Vertrauen erhielt, so fühlte er sich doch durch ihre geistige Überlegenheit gedrückt, so daß er sie mied, ihr hart begegnete und nach wie vor mit andern Damen Verhältnisse unterhielt. Zurückgestoßen und mißachtet von ihm, wie sie war, machte die Annäherung des jungen Grafen Soltykow einen um so tiefern Eindruck auf ihr unerfahrnes Herz. Als man das am Hofe bemerkte, bot man Alles auf, ihm zur Günstlingschaft zu verhelfen; selbst Bestuschew trat, als die Kaiserin Elisabeth anfieng zu kränkeln, jetzt auf die Seite der Großfürstin. Fortan aber behandelte Peter sie mit dem offensten Widerwillen, und das völlig gestörte Verhältniß wurde weder durch die Geburt des Prinzen Paul, noch durch die Entfernung Soltykow's auf den spanischen Gesandschaftsposten wieder gut gemacht. Peter fuhr in seinen Mißhandlungen fort, in denen sich vollends nach seiner Thronbesteigung ein mit Furcht vermischter Haß aussprach, der eben jene Katastrophe herbeiführte, die ihm Krone und Leben kosten sollte.

Nachdem sie mit der sie auszeichnenden Entschlossenheit die oben (XXIII. 8, 5.) erwähnte Entthronung mit durchgeführt hatte, suchte sie sich den Thron dadurch zu sichern, daß sie zugab, daß der junge Iwan III, der schon früher einmal die Czarenwürde empfangen, seitdem aber im Gewahrsam zu Schlüsselburg gelebt hatte, dann von Peter III aus Mitleid wieder daraus hervorgezogen worden war, abermals in seinen vorigen Aufenthalt zurückgebracht wurde, um zu verhindern, daß eine Partei sich seiner zu einer neuen Thronänderung bedienen möchte. Allein er starb zwei Jahre darnach eines gewaltsamen Todes.

Ein Unterlieutenant, Namens Mirowitsch, machte im J. 1764 einen Befreiungsversuch, welcher aber mißlang, und wobei der „zum Unglück geborene" Prinz nach verzweifeltem Widerstand den Tod fand. Als jenem Mirowitsch der Prozeß gemacht und das Todesurtheil gesprochen wurde, benahm dieser sich dabei so sicher und furchtlos, daß Manche vermutheten, es sei ihm bei seiner Untersuchung Begnadigung und Belohnung in Aussicht gestellt worden; aber die wirkliche Hinrichtung bezeugte, daß er sich in einer Täuschung befunden hatte.

Unterstützt von den angesehensten Großen, vorzugsweise vom Fürsten Gregor Orlow (der sogar nach ihrer Hand strebte, die er vielleicht erlangt hätte, wären nicht der Kanzler Graf Woronzow und der Erzieher des Prinzen Paul, Graf Panin dagegen gewesen), gab sich die Czarin nun ganz den Mühen, Sorgen und Genüssen unumschränkter Herrschaft hin, und da sie einerseits die naturwüchsige Kraft ihres Volkes und was zur Entwicklung derselben noth that, anderseits die Schwächen der be-

nachbarten Regierungen genau kannte, so beschloß sie, die von Peter vorgezeichnete Bahn mit aller Kraft ihrer seltsamen Begabung zu verfolgen. Die erste (12- bis 13jährige) Periode ihrer 34jährigen Regierung gewährt ein reiches Bild ihrer persönlichen Selbstthätigkeit und ihrer ungewöhnlichen, Inneres und Äußeres umfassenden Herrscherkunst.

„Mit unendlichem Eifer warf sie sich auf die Erforschung ihrer Länder, fragte, studierte, sammelte, ruhte nicht, bis sie klare Anschauung und eigenes Urtheil besaß. Nach allen Seiten hin gieng ihre persönliche Correspondenz. Sie hatte eine unvergleichliche Gabe, die zuverlässigen Zeugen zu finden, durch liebenswürdige Vertraulichkeit ihren Freimuth zu wecken, sich ihnen unterzuordnen, so lange sie lernte, und dann mit anmuthiger Wendung ihre souveraine Überlegenheit wieder zu ergreifen, so bald ihre Ansicht gebildet, ihr Wille entschlossen war." — Überall ist die unausgesetzteste persönliche Einwirkung der Herrscherin sichtbar. „Sie prüft und entscheidet; sie geht mit echt frauenhafter Sorgsamkeit in jedes Detail ein und hält mit imperatorischer Kraft die großen leitenden Gesichtspuncte fest." (v. Sybel in seinem Vortrag über Katharina II. 1859.)

Welche zeitphilosophischen Grundsätze sie aber dabei geleitet haben, und welches die wichtigsten innern Staatsverbesserungen waren, die sie mit ihren vertrauten Räthen in der angegebenen Periode ihrer Regierung durchführte, wird weiter unten in Kap. 3, 4. im Besondern zur Betrachtung kommen. Zunächst gehen wir den Schritten nach, welche sie in der ersten Zeit ihrer Herrschaft zur Ausdehnung der russischen Macht nach Außen unternahm.

Rußland's Macht nach Außen zu vergrößern, bot sich der Czarin in der Schwäche Polens und in dem Verfall der Türkei die voraussichtlich erfolgreichste Gelegenheit dar. Zunächst hatte sie ihr Absehen auf Polen, dessen meisten Landestheile in frühern Zeiten selbst ursprüngliche Bestandtheile von Rußland gewesen waren und dessen klägliche Verfassung oben (XXIII. 2, 3) als die Quelle seiner Unmacht angegeben wurde. August III hatte früherhin nach dem Sturze des russischen Herzogs Biron, des Günstlings der Regentin Anna, das diesem zugetheilt gewesene polnische Lehnsherzogthum Kurland seinem Sohne, dem Prinzen Karl von Sachsen, gegeben. Katharina II forderte nun dasselbe zurück, und gab es dem Biron, der von Peter III aus seiner Verbannung zurückgerufen worden war. Prinz Karl verweigerte zwar die Herausgabe standhaft, mußte aber doch dem bewaffneten Andringen Rußlands nachgeben. Nach August's Tode war sein Sohn, der Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen, geneigt, sich zum König von Polen wählen zu lassen, starb aber schon sieben Wochen nach seines Vaters Hintritt.

Von dieser Thronerledigung nahm nun Katharina Anlaß, russische Truppen nach Polen zu verlegen, unter dem Vorwand, sie von da aus leichter in die verschiedenen russischen Provinzen vertheilen zu können, in der That aber, um die polnische Krone ihrem Günstling Stanislaus Poniatowsky zu verschaffen. Zu diesem Zweck kam ihr die Bewerbung Preußens um ein Bündniß mit Rußland gelegen, und so kam dasselbe am 11. April 1764 dahin zu Stande, daß sich Rußland und Preußen auf acht Jahre gegenseitig den Besitz ihrer Staaten ver-

bürgten und sich für den Fall eines Angriffs 12000 Mann Hülfstruppen oder statt derselben 480000 Thlr. Hülfsgelder versprachen. In einem geheimen Artikel kam man überein, die Wahl Poniatowsky's durchzusetzen und in Polen keine etwaige Verstärkung der Krongewalt aufkommen zu lassen. Darauf reichte die Zusammenziehung von 10000 Russen bei Warschau und von eben so viel Preußen an der Westgränze hin, um am bestimmten Wahltage (d. 6. Sept. auf dem Felde bei Wola) die Erwählung Poniatowsky's zu sichern, obgleich ein großer Theil der Magnaten Widerspruch eingelegt hatte.

Um sich zu behaupten, mußte der neue König — er führte den Namen Stanislaus II August — sich auf Rußland stützen, erfuhr aber bald selbst, daß er nur ein Werkzeug in der Hand dieser Macht war. Denn als die beiden Oheime des Königs (aus dem Hause Czartorisky) mit seiner Einwilligung die Krongewalt durch Abschaffung der höchsten fast selbständig auftretenden Kronwürden stärken und den Adel zur Aufhebung des liberum veto bestimmen wollten, schreckten russische Waffen den Reichstag von jeder Veränderung ab.

Religiöser Parteieifer gab sodann dem russischen Cabinet Veranlassung zu weiterm Vorgehen. Zur Reformationszeit hatten nämlich in Polen die Protestanten und unirten Griechen mit den Katholiken gleiche Rechte gehabt: diese hatten sie nachher im schwedischen Kriege verloren und waren von allen öffentlichen Ämtern und von den Landesberathungen ausgeschlossen worden (1736). Als sie sich jetzt an die russische Kaiserin um Beistand zur Erlangung ihrer frühern Rechte wandten, empfahl diese dem polnischen Reichstag die Gewährung dieser Forderung, und auch Dänemark, Schweden und England sprachen durch ihre Gesandten zu Gunsten der Dissidenten.

Der Reichstag gieng nicht darauf ein und gewährte ihnen nur einige Erleichterungen im Gottesdienste. Damit nicht zufrieden, „conföderirten sich" die Dissidenten zu Radom 1767 unter dem Schutze des russischen Gesandten Repnin, der mit anmaßendem Stolz den Regenten des Landes spielte und durch Gefangennehmung Soltyk's und anderer Häupter des katholischen Widerstandes den Reichstag zwang, den Nichtkatholiken gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken einzuräumen und ihnen Zutritt zu allen Ehrenstellen (mit Ausnahme des Throns) zu gewähren. Der dabei erneuerte Grundsatz des sogenannten liberum veto sah wie eine Satire aus, welche die polnischen Reichstagsglieder auf sich selbst und auf ihre Abhängigkeit von Rußland machten, die sie so eben durch ihr Votum besiegelt hatten!

Der neue König, von den Russen nicht geachtet, weil er sich furchtsam vor ihnen beugte, und von den Polen theils gehaßt, weil er als Rußlands Werkzeug erschien, theils verachtet, weil er sich, obgleich persönlich fein und liebenswürdig, in unköniglicher Weise eitlen Beschäfti-

gungen hingab, sollte bald die Dornen seiner Krone spüren. Es bildete sich unter einem Theile des Adels im Februar 1768 die Conföderation zu Bar (in Podolien), welche im Einverständnisse mit Frankreich und der Türkei gegen die russischen Besatzungen die Waffen ergriff und dadurch unsägliches Elend über das Land heraufbeschwor. Die gewaltthätigen Erpressungen, durch welche sich die Conföderirten die Mittel zur Kriegsführung verschafften, reizten auch Andere zu räuberischen Ueberfällen und zur Vergewaltigung ruhiger Bürger, wobei von dem zuchtlosen Volke an vielen Orten furchtbare Gräuel verübt, z. B. Kinder auf der Straße in Stücken gehauen, ein reformirter Prediger zu Tode gepeitscht, ein Bürgermeister mit einem durch sein Kinn gezogenen Strick an einen Baum aufgehängt und langsam zu Tode gemartert wurde 2c.

Anfangs traten die Russen mit Schonung entgegen; als sich aber von allen Seiten feindselige Haufen erhoben und nach jeder Unterwerfung wider das gegebene Versprechen der Ruhe immer von Neuem aufstanden und solche Grausamkeiten begiengen, steigerte sich auch bei ihnen die Leidenschaft so, daß sie nach der Einnahme von Bar und Krakau, als der Hauptwaffenplätze der Conföderirten, die Gefangenen grausam behandelten. Noch höher stieg das Elend, als vollends die sog. Haidamaken (ukränische Bauern) und Zaporoger Kosaken gegen die Conföderirten zogen und „für frühere von den polnischen Katholiken an den Griechen verübte Grausamkeiten besonders an Edelleuten und Juden" Rache nahmen.

„Vierzig Meilen in der Runde war Alles eingeäschert und verheert, alles Lebende zu Tode gebracht; Hunderte von Schlachtopfern wurden bis an die Schultern eingegraben und ihre Köpfe gemäht; die Juden starben meist den Feuertod."

Vergebens harrten die Conföderirten auf die Hülfe Friedrich's II; er rieth ihnen zur Ruhe und sicherte seine Gränzen durch aufgestellte Truppen, gewährte aber flüchtigen Dissidenten Schutz. Auf Österreich und Frankreich rechneten sie ebenfalls vergeblich: denn Österreich war bereits von Preußen und Rußland durch die Hoffnung auf eine polnische Erwerbung zur Unthätigkeit bewogen worden, Frankreich aber begnügte sich, die Türkei gegen Rußland zu erregen. Sultan Mustapha III nahm eine Gränzverletzung, bei welcher die Russen einen türkischen Ort in Brand gesteckt hatten, zum Vorwand und erklärte im Oct. 1768 an Rußland den Krieg. Dieser Umstand verbesserte die Lage der Conföderirten so, daß, da ihnen nun auch Frankreich wenigstens Geldsubsidien und eine Anzahl Offiziere — darunter den Dumouriez — sandte, nunmehr der russische Hof in der Person des neuen Gesandten Wolkonsky eine gemäßigtere Sprache führte. Dadurch ermuthigt, erklärte die Conföderation den König Stanislaus für abgesetzt und machte sogar ein Attentat auf seine Freiheit.

Einige kühne Conföderirte wagten es sogar, ihm bei einer allgemeinen Audienz in Warschau das Absetzungsdecret einzuhändigen, worauf sie dann rasch unter die Menge zurücktraten und

unertappt ſich entfernten. Ein Jahr darauf (1771) überfiel ihn eine Anzahl Conföderirter in den Straßen von Warſchau, als er eben bei einbrechender Nacht von ſeinem Landſitz in die Stadt zurückkehrte, hießen ihn aus der Kutſche ſteigen und ſchleppten ihn weit in einen dichten Wald hinein, wo ſie ihn ausplünderten und verließen. Nur ſeiner Beredſamkeit, womit er den letzten abziehenden Räuber bewog, ihn in einer Mühle unterzubringen, verdankte der König ſeine Rettung, indem er von da aus am andern Tag wieder nach Warſchau zurückkehren konnte.

Zuletzt zog aber doch die Conföderation den Kürzern: die franzöſiſchen Subſidien blieben aus; Dumouriez, vom ruſſiſchen General Suwórow geſchlagen und mit den Polen entzweit, verließ das Land; die Türken, die ohnedieß erſt im März 1769 auf dem Kampfplatz erſchienen waren und von einem ungeſchickten Vezier geführt wurden, richteten nichts aus, und ſo erhielt Rußland ein leichteres Spiel.

2. Friedrich's Zuſammenkünfte mit Joſeph zu Neiße und zu Neuſtadt. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg. Die Ruſſen ſiegreich in der Moldau, Walachei und in der Krim. Öſterreichs Militärcordon. Preußens Annäherung an Rußland. Prinz Heinrich am ruſſiſchen Hof. Die erſte Theilung Polens; Maria Thereſia's Urtheil darüber. Fortgang des Türkenkriegs. (Der Koſakenaufſtand des Pugatſchew.) Friede von Kutſchuck-Kainardſché.

Mit Beſorgniß ſahen Katharina's Verbündete das Vorſchreiten der ruſſiſchen Macht. Öſterreich hatte daher gleich beim Ausbruch des ruſſiſch-türkiſchen Kriegs, um ſein Gebiet vor einer Verletzung durch die kriegführenden Mächte zu bewahren und die Moldau und Wallachei nicht in den Beſitz von Rußland kommen zu laſſen, im Frühjahr 1769 einen Militärcordon gegen Polen und die Türkei gezogen und bei dieſer Gelegenheit dreizehn Städte des früherhin zu Ungarn gehörigen, dann an Polen gekommenen Zipſer Comitats beſetzt, auf die es Anſprüche zu haben behauptete.

Dieſe 13 Städte nämlich waren im J. 1412 vom König Siegmund von Ungarn an Wladiſlaw Jagello von Polen verpfändet worden, und 1589 hatte das Erzhaus im Vertrage von Pitſchin ausdrücklich auf den Beſitz derſelben verzichtet. Seine Anſprüche darauf gründete es auf die Behauptung, der Pitſchiner Vertrag ſei nicht rechtsgültig, weil ihm noch immer die Beſtätigung der ungariſchen Stände fehle.

Auch Friedrich der Große erkannte in der ganzen Stellung Rußlands zu Polen und der Türkei eine große Gefahr für ſein Preußen, das, wenn Polen ganz in die Hände Rußlands fallen würde, gleichfalls Mühe haben werde, dem ruſſiſchen Einfluß zu widerſtehen. Daher wandte er ſich an Öſterreich, um mit demſelben ein Gegengewicht zu bilden. Die Zuſammenkunft, welche Friedrich mit dem ihn enthuſiaſtiſch bewundernden Joſeph II am 25. Aug. 1769 zu Neiſſe hatte, führte zu einem geheimen Vertrag, in welchem beide für den Fall eines Conflicts mit andern Mächten ſich für ihre beiderſeitigen Beſitzungen volle Neutralität zuſicherten.

Über diese Zusammenkunft äußert sich Friedrich der Große in seinen hinterlassenen Werken in folgender Weise: „Dieser junge Fürst zeigte eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebenswürdiger Character verrieth einen frohen Sinn, mit dem er eine große Lebhaftigkeit verband; aber bei aller Begierde zu lernen, hatte er nicht die Geduld, sich zu unterrichten, was indeß nicht hinderte, daß nicht Bande der Freundschaft und Hochachtung zwischen beiden Monarchen geknüpft worden wären. Der König sagte dem Kaiser, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an: denn er werde die Epoche zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interresse es erforderte, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben. Der Kaiser antwortete, für Österreich gebe es kein Schlesien mehr. Hierauf ließ er auf eine sehr gute Art etwas davon fallen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erlangen; jedoch verhehle er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Dinge weder er, noch seine Mutter je zugeben würden, daß die Russen in den Besitz der Moldau und Walachei kämen.

Im nächsten Jahre, als eben Friedrich (am 3. Sept.) seinen Gegenbesuch bei dem Kaiser Joseph in dessen Lustlager zu Neustadt in Mähren machte und beide Monarchen sich über die Nothwendigkeit eines engern Zusammenhaltens besprachen, wobei Joseph den Wunsch äußerte, der König möge gemeinschaftlich mit ihm auf die Czarin wegen Einstellung des Türkenkriegs zu wirken suchen, kam eine günstige Mittheilung des österreichischen Gesandten aus Konstantinopel, welche den Schritt bei der Czarin zu erleichtern geeignet war. Da nämlich die Russen kurz vorher unter ihrem ausgezeichneten Feldherrn, dem Grafen Rumänzow, durch einen Sieg am Pruth (d. 18. Jul. 1770) und durch einen Sieg am Kaghul (d. 1. Aug.) die Moldau genommen hatten, so fand sich der Sultan zur Nachgiebigkeit bewogen und ließ den Kaiser von Österreich und den König von Preußen um ihre Vermittlung ersuchen. Beide nahmen des Sultans Ansuchen bereitwillig an und Friedrich übernahm es, der Czarin diese Vermittlung anzubieten. Die beste Gelegenheit dazu ergab sich in dem Umstand, daß Friedrich's Bruder, der Prinz Heinrich, der bei einem Aufenthalte in Stockholm eine Einladung an den russischen Hof erhalten hatte, mit Friedrich's Erlaubniß eben nach Petersburg reis'te, um Katharina zu einem raschen Friedensschluß zu vermögen.

Als der Prinz nach seiner Ankunft in Petersburg (am 12. Oct.), wo ihn die Czarin mit der höchsten Auszeichnung aufnahm, die ihm bereiteten Festlichkeiten einnahm, kam neue Siegesbotschaft aus der Türkei, wo seit dem 27. Sept. die Festung Bender mit Sturm, die Stadt Akjermann durch Capitulation genommen, Braïlow eingenommen und Bucharest besetzt worden war. — Die Czarin schien daher um so weniger gesonnen, eine Vermittlung, am allerwenigsten von Österreich, anzunehmen, sondern wollte mit der Pforte unmittelbar unterhandeln. Allein der Sultan bestand auf der Vermittlung des Wiener und Berliner Hofs. Nun erst entschloß sich auch die Czarin dazu, stellte aber wieder so hohe Forderungen, daß Friedrich, welchem Prinz Heinrich darüber berichtete, erklärte, sie weder

dem österreichischen Hofe, noch der Pforte vorlegen zu können, und zu verstehen gab, daß er sich werde ganz aus dem Spiel zurückziehen. (Denn der Krieg, zu dem er in Folge seines Allianzvertrags von 1764 dem russischen Hofe zu Subsidiengeldern verpflichtet war, hatte schon während seiner beiden ersten Jahre dem preußischen Schatze eine Million gekostet, und Rußlands Vergrößerung mit seinem eigenen Gelde zu fördern, konnte ihm nur zu doppeltem Schaden gereichen.)

Da, als sich kein Ausweg zu zeigen schien, gab ein weiterer Schritt Österreichs Anlaß zu einer neuen Wendung der Dinge. Es dehnte nämlich im Spätherbst 1770 seinen oberwähnten Militärcordon nun auch über die ganze Starostei Zips und über die Starostei Zander aus und erließ am 19. Dec. eine Verfügung, durch welche diese beiden Landschaften dem österreichischen Gebiete einverleibt und über sie eine eigene Regierungsverwaltung bestellt wurde. Als diese Nachricht nach Petersburg gelangte, befand sich Prinz Heinrich gerade in Moskau, von wo er erst am 6. Jan. 1771 wieder zurück nach Petersburg kam. Da, in einem gewählten Abendzirkel, theilte ihm die Kaiserin jene neuesten Nachrichten wie scherzend mit und fügte mit scheinbarer Unbefangenheit hinzu: „Aber warum sollte nicht Jedermann auch zugreifen?" — Weil nun einige Monate vorher König Friedrich wegen einer in Polen ausgebrochenen Pest einen Sicherheitscordon an der preußisch-polnischen Gränze hatte ziehen lassen, der sich zum Theil auch ziemlich weit in das polnische Gebiet hinein erstreckte, so glaubte Prinz Heinrich bei jenem hingeworfenen Worte Katharina's, sie spiele auf den preußischen Cordon an, und erwiederte: obgleich der König einen Cordon gezogen, so habe er doch keine Starostei occupirt! Darauf sagte Katharina lachend: „Aber warum nicht occupiren?" Dieß Wort, von dem Prinzen ergriffen, führte zu dem Plane der Theilung Polens und seiner Ausführung durch die drei verbündeten Mächte.

Als nämlich Katharina jenes Wort hingeworfen hatte, brach sie ab und überließ das Weitere dem Grafen Czernitschew, der es in einem fortgesetzten Gespräch mit dem Prinzen dahin erläuterte: „Warum sich (preußischer Seits) nicht des Bisthums Ermeland bemächtigen: denn es muß doch ein Jeder etwas bekommen!" Als Prinz Heinrich darauf mit dem russischen Minister Panin sprach, schien dieser entschieden gegen eine solche Politik zu sein: er wenigstens werde seiner kaiserlichen Herrin nie dazu rathen, einen solchen Act der Willkür, wie z. B. Österreich, zu begehen, vielmehr müsse man von Seite Rußlands und Preußens Alles thun, um Österreich zur Räumung der beiden Starosteien zu bewegen. Darüber erstattete Prinz Heinrich Bericht an seinen Bruder, den König, und theilte ihm auch in Bezug auf den türkischen Krieg die russischen Friedensvorschläge mit. Friedrich aber, obwohl er selbst früher sich mit einem Theilungsplane getragen, wollte jetzt um den so geringen Gewinn von Ermeland es sich nicht einen so großen Geld- und Kraftaufwand kosten lassen und dabei sich dem Tadel Europa's aussetzen; ein Anderes wäre es freilich, wenn er damit das einstige Westpreußen gewinnen könne, daran sei aber jetzt nicht zu denken. Vor Allem galt es ihm, dem russisch-türkischen Kriege ein Ende zu machen, um Rußlands Vergrößerung zu verhüten, das ihm ein furchtbarer Nachbar und für ganz Europa schrecklich werden könne. Die Friedensvorschläge Rußlands seien aber zu übermäßig, als daß er sie dem österreichischen Kabinet vorlegen könne.

Noch in demselben Monat aber knüpfte Friedrich durch seinen Gesandten in Petersburg, den Grafen Solms, neue Unterhandlungen mit Katharina an und drang auf Ermäßigung jener Friedensvorschläge. Bald darauf schrieb Katharina an den König und erklärte sich zu Ermäßigungen bereit; zugleich ließ ihr Minister Panin den Fürsten Kaunitz in Wien zur Theilnahme an den preußischen Friedensvermittlungen einladen. Bald jedoch trat bei diesen Unterhandlungen die polnische Theilungsfrage in den Vordergrund, welche im russischen Reichsrathe vorzüglich vom Grafen Czernitschew und seinem Anhang betrieben wurde.

Als sodann Prinz Heinrich am 17. Febr. nach Berlin zurückkehrte und die in Petersburg herrschenden Ansichten und Neigungen näher darlegte, erfolgte in Friedrich's Anschauung eine solche Änderung, daß er mit Eifer auf die Sache eingieng und dem russischen Hofe (zugleich in einer besondern Denkschrift Herzberg's) seine aus älteren Verträgen hergeleiteten Ansprüche auf Ermeland, Pomerellen und andere polnische Gebietstheile darlegte. Seine Vorschläge fanden Katharina's ganze Billigung. — Weil aber das österreichische Cabinet zwar seine Betheiligung am Friedensvermittlungswerke zusagte, dennoch zugleich nicht nur in Ungarn größere Truppenmassen zusammenzog, die eben so gut gegen Polen, als gegen Rußland verwendet werden konnten, sondern auch Truppen aus Italien und den Niederlanden nach Böhmen und Mähren beorderte, welche gegen Preußen gerichtet sein konnten, so wollte man in Petersburg vor einer Entscheidung sich erst darüber Aufklärung verschaffen. Da übernahm es Friedrich in einer Unterredung mit dem österreichischen Gesandten van Switen, die Absichten der beiden Mächte auf Polen durchblicken zu lassen. Fürst Kaunitz aber erklärte darauf: eine Theilung würde unabsehliche Verwicklungen herbeiführen; Österreich habe sich jener polnischen Starosteien nicht für immer bemächtigen wollen, sondern nur um alte Pfand-Schuldforderungen an Polen geltend zu machen; doch wolle es jene Gebietstheile unter der Bedingung räumen, daß Preußen und Rußland das Gleiche thäten.

Friedrich sah in dieser Weigerung keinen vollen Ernst und besorgte, die Mittheilung derselben möchte in Panin die frühern Bedenken zurückrufen: er theilte daher dem russischen Cabinet nur diejenigen Gründe mit, aus welchen Österreich die Starosteien in Besitz genommen, und schloß mit den Worten: es sei klar, daß diese Leute das Beispiel gaben, folglich seien Rußland und Preußen berechtigt, es eben so zu machen. Auf diese Erklärung hin, gieng Panin, der doch im Grunde den gleichen Wunsch gehegt hatte, mit Vertrauen ein und bat im Namen der Kaiserin den König um einen Plan zur Theilung. Friedrich stellte es der Kaiserin anheim, zu nehmen, was ihr beliebe, und verlangte für sich nur die von ihm schon früher bezeichneten Theile; dabei rieth er, erst nach dem förmlichen Theilungsübereinkommen zwischen ihnen beiden dem österreichischen Cabinet die weitern Propositionen zu machen.

Nach langen Verhandlungen über die russischen Ansprüche drang Friedrich bei der Czarin, um Österreich allen Vorwand zu einer bewaffneten Intervention abzuschneiden, zunächst auf einen Friedensabschluß mit der Pforte, und zwar durch Verzichtleistung auf die Donaufürstenthümer. — Weil nun Fürst Kaunitz zwar zu verstehen gab, er werde nicht zulassen, daß Rußland und Preußen Hand an Polen legen, werde aber doch die 13 Zipser Städte gegen Rückzahlung der Pfandsumme behalten, — so hielt Panin es für gerathen, dem Fürsten Kaunitz auf halbem Weg entgegenzukommen, und ließ ihm eröffnen, daß Rußland und Preußen auch gegründete Ansprüche auf verschiedene Theile Polens hätten, und daß es daher der Grundsatz des Gleichgewichts erfordere, daß die drei Mächte sich über den Umfang und die Verhältnisse ihrer Ansprüche näher verständigten. Nun lüftete auch Kaunitz den Schleier seiner Politik und zeigte das größte Entgegenkommen, indem er die Berechtigung einer Theilung anerkannte, worauf dann nach weitern Unterhandlungen der drei Höfe die vorläufige Theilungsacte zu Wien am 19. Febr., zu Berlin am 1. März und zu Petersburg am 19. März 1772 unterzeichnet wurde, der letzte Abschluß des Vertrags aber am 5. Aug. Statt fand. — (Kurd v. Schlözer in s. Schrift „Friedrich d. Gr. und Katharina II," nach archivalischen Quellen und aus den Schriften Friedrich's, 1859.)

Demselben gemäß bekam **Preußen** das ehemalige **Westpreußen** (außer Danzig und Thorn) nebst dem von Ostpreußen umschlossenen Bisthum **Ermeland** und dem großpolnischen **Netzdistrict**, im Ganzen zwar nur einen Zuwachs von 631 Q. M., der aber für die preußische Monarchie höchst wichtig war; — **Österreich** erhielt **Ostgalizien** und **Lodomerien** als ein Königreich, nämlich den Zipser Comitat, die halbe Woiwodschaft Krakau, einen Theil der Woiwodschaft Sendomir, die Woiwodschaft Roth-Reussen, den größten Theil der Woiwodschaft Belz, Pokuzie und ein Stück von Podolien, zusammen 2500 Q. M.; — **Rußland** nahm an sich: polnisch Lievland, den größten Theil der Woiwodschaft Witebsk, den Hauptheil der Woiwodschaft **Polock**, die Woiwodschaft **Mzislav** und die beiden „Enden" der Woiwodschaft Minsk, zusammen 3500 Q. M. (zwischen der Drutsch, der Düna und dem Dnjepr.). Sonach bekam Rußland den größten Theil, verpflichtete sich jedoch, bei dem Frieden mit den Türken die **Moldau und Walachei** wieder herauszugeben. — Alle drei Mächte garantirten sich ihre neuen Territorien.

Da **Polen** seit Jahrhunderten in Parteien zersplittert war, welche ihre Stütze nie in sich, sondern **stets im Ausland** suchten, so war die vaterländischgesinnte Partei zu klein, um gegen die andern die Oberhand zu gewinnen. Lange Zeit hindurch war Polen ein Werkzeug in den Händen der **französischen** Politik gewesen, von der es aber **stets im Stiche gelassen** worden war. Die Franzosen nicht mehr in Polen aufkommen zu lassen, lag im Interesse der nordischen Mächte; aber auch Polen nicht die alleinige Beute Rußlands werden zu lassen, heischte die Politik Preußens, Schwedens und Österreichs. Die stete **Anarchie in Polen** schien daher gleichsam von selbst zu einer Theilung aufzufordern, welche darum nicht von rechtlichen, sondern lediglich von politischen Motiven herbeigeführt wurde. Minister **Kaunitz** war im Grunde gleich anfangs dafür gestimmt und wartete nur auf die Aufforderung Rußlands; auch **Joseph**, von den Ideen der Zeit beseelt, war gleich geneigt, in das Anerbieten einzugehen; nur **Maria Theresia** fühlte das Bedenkliche der damaligen Cabinetspolitik und unterzeichnete nur mit Widerstreben, indem sie dabei die weissagenden Worte sprach: „**Wenn ich schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird!**" —

Preußen bekam übrigens zumeist denjenigen Antheil, der ehedem zu Preußen gehört hatte und erst 1466 im **Frieden zu Thorn** an Polen abgetreten war, seitdem aber unter polnischer Mißherrschaft den Druck fremder Gesetze und Sprache zu seinem Schaden reichlich hatte erleiden müssen. Durch diese **Rückerwerbung** wurde **Altpreußens natürliche**, für die Pflege christlichdeutscher Bildung günstige, **durch polnische Willkür gestörte Lage wiederhergestellt**. Von nun an nannte sich **Friedrich** nicht mehr König in Preußen, sondern König von Preußen. **Rußland** aber bekam, nach Maltebrun's Bemerkung, nur dieselben Provinzen wieder, die einst den Russen gehört hatten und ihnen von den Polen **mit dem Schwert abgenommen** worden waren, und wirklich macht dort die **polnische Nationalität nur ein Drittheil der Bevölkerung** aus, das aus dem Adel und einem Theile der Städtebewohner besteht.

Hierauf verlangten die drei Mächte, von denen jede 10,000 M. in Polen einrücken ließ, die Einberufung des **polnischen Reichstags**, der nicht umhin konnte, am 19. Apr. 1773 seine Einwilligung dazu zu geben **und den Abtretungsvergleich zu unterzeichnen**, ja noch

dazu die Widerstrebenden für Landesverräther zu erklären. Das übrige Polen blieb durch die bedrückende Willkür seines Adels, so wie überhaupt durch seine schlechte Verfassung in abhängiger Stellung und einer spätern noch weitern Zerstückelung vorbehalten.

Denn auch über den noch freien Theil von Polen erstreckte sich Rußlands mächtiger Einfluß dadurch, daß Katharina dem Königreich Polen eine neue Institution, den sog. immerwährenden Rath aufdrang, d. i. eine aus dem Adel der Woiwodschaften ohne Zuthun des Königs gewählte Commission, welche „mit und neben dem Könige für die Vollziehung der Gesetze und für die Besetzung der geistlichen und weltlichen Ämter sorgen sollte.“ Dadurch wurde die königliche Macht Polens vollends zum bloßen Schatten gemacht und in Rußlands Hände gelegt, das auf die Zusammensetzung jenes Raths den Haupteinfluß hatte. — Die Dissidenten im freigebliebenen Polen blieben vom Senat ausgeschlossen und kirchlichen Beschränkungen unterworfen.

Die Theilung von Polen machte auch dem russisch-türkischen Krieg ein Ende. Dieser war nach der Einnahme von Bender zu Land auf Seite der Russen aus dem bis dahin so glücklich geführten Angriffskrieg in einen Vertheidigungskrieg an der Donau übergegangen; im Osten aber hatten sie sich 1771 unter Dolgorucky die Halbinsel Krim unterworfen und die Häupter der dortigen Tartaren durch Versprechungen dahin gebracht, daß sie sich der russischen Oberhoheit unterwarfen und daß der neue von den Russen dort eingesetzte Chan der Kaiserin Katharina in Petersburg seine Lehenshuldigung darbrachte.

Da der durch Preußen und Österreich vermittelte und zu Friedensunterhandlungen bestimmte Waffenstillstand am 1. April 1773 ohne Erfolg ablief, eröffneten die Russen die Fortsetzung des Kriegs durch einen Angriff auf Silistria, der aber zweimal abgeschlagen wurde. Um diese Zeit brach ein großer Kosakenaufstand aus, der für Katharina's Thron so gefährlich war, daß sie sich genöthigt sah, nun ihrerseits der Türkei einen Frieden anzutragen, den jedoch der neue Sultan Abdul Hamed, Mustapha's Bruder, von sich wies.

Der eben erwähnte **Kosakenaufstand** wurde von einem Roskolniken (Glied einer griechischen Secte) Namens Pugatschew dadurch gestiftet, daß er sich, gestützt auf seine Gesichtsähnlichkeit mit Peter III, für diesen ausgab, indem er behauptete, er sei damals seinen Verfolgern entkommen und der Getödtete sei nur ein ihm ähnlich sehender Soldat gewesen. Schon hatte Pugatschew mit seinem dadurch gewonnenen Anhang mehrere kaiserliche Truppen geschlagen und Städte, wie Orenburg und Katharinenburg, zu belagern unternommen, als er vom General Galitzin geschlagen wurde und sich hinter den Ural zurückziehen mußte. Zwar brach er wieder hervor und belagerte Kasan: er wurde aber überfallen und in die donischen Steppen gejagt. Als er sodann mit einem neuen Heere von Kosaken, Kalmücken und Baschkiren unter blutigen Verheerungen gegen Moskau zog, ward er in einer Wüste eingeschlossen. Doch rettete er sich, indem er über die Wolga schwamm, wurde aber doch am Ende durch den Verrath seines Vertrautesten von drei Kosaken dem russischen General ausgeliefert und auf Katharina's Befehl zu Moskau enthauptet. Dieser Aufruhr hatte binnen zwei Jahren 100,000 Menschen gekostet und viele Städte und Dörfer in Asche gelegt.

Schon machten die Türken Zurüstungen zu einem Übergang über die Donau, als ihnen die Russen zuvorkamen und durch ein rasches

Überschreiten dieses Stroms den Großvezier bei Schumla umringten, ihm den Rückzug nach Adrianopel abschnitten und dadurch den Sultan zu dem berühmten Frieden von Kutschuck-Kainardsché (einem Dorf unweit Silistria) d. 22. Juli 1774 nöthigten, in welchem Rußland von der Türkei die freie Schifffahrt in allen türkischen Gewässern, die Anerkenntniß der Unabhängigkeit der Tartaren in der Krim, im Budjack und im Kuban vom türkischen Scepter und den Besitz der krim'schen Festungen Kertsch und Jenikalé, so wie der Festung Kinburn an der Dnjepr-Mündung errang, dagegen aber die Moldau und Walachei nebst den übrigen Eroberungen herausgab. Daß in diesem Vertrag der Keim zu künftiger weiterer Entwicklung von Rußlands Größe lag, zeigte sich in der Folge auf's deutlichste.

3. Joseph II. Der bayrische Erbfolgekrieg. Erlöschen des bayrischen Mannsstamms. Karl Theodor von der Pfalz. Besetzung Niederbayerns durch die Österreicher. Protestation des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken. Einschreiten Friedrich's des Großen. Der Friede von Teschen.

Eine Zeit lang bestand zwischen Joseph und Friedrich das freundschaftlichste Verhältniß noch. Als aber Friedrich — es war im Jahre 1775 — erfuhr, daß man am Wiener Hofe die Gicht, an der er litt, für lebensgefährlich ansehe und sich von seinem baldigen Tode unterhalte, faßte er großes Mißtrauen gegen den Kaiser, zumal als ihm ein Gerücht zukam, derselbe sende Truppen nach Böhmen, um für den Fall seines Todes von dort aus gleich in Brandenburg einzufallen und dadurch seinem Thronfolger Schlesien abzudringen, sodann weitergehend dem Kaiserthum die alte, zum Theil an die Fürsten übergegangene Macht wieder zu verschaffen.

Hatte nun Joseph keine feindlichen Absichten wider Preußen, so war er doch bei seinem raschen, hastigthätigen Wesen seit der polnischen Erwerbung dem Einflusse der neuen Politik hingegeben, welche das Gewissen weniger als den eigenen Vortheil befragte, und so nahm er die erste Gelegenheit wahr, die er für geeignet hielt, seine Macht zu vergrößern. Diese Gelegenheit schien sich ihm bei dem voraussichtlichen Aussterben des einen wittelsbachischen Mannsstamms in Bezug auf das angränzende Bayern darzubieten.

Zwischen der bayrischen und der pfälzischen Linie der Wittelsbacher bestand ein gegenseitiger Erbvertrag. In Bayern war damals noch Kaiser Karl's VII Sohn, der Kurfürst Maximilian III Joseph, am Leben. Da dieser ohne Kinder, Brüder und Seitenverwandte war, so trat Kaiser Joseph, von Kaunitz unterstützt, mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, als dem künftigen Erben von Bayern, in Unterhandlung und zog alte österreichische Ansprüche auf Niederbayern, auf alle ehemaligen böhmischen Lehen in der Oberpfalz und auf das in

Schwaben gelegene Fürstenthum Mindelheim hervor, was zusammen wenigstens die Hälfte von Bayern ausmachte. Es gelang ihm, den schwachen Kurfürsten, der ohne erbfähige Nachkommenschaft war, zu einem Vertrag zu bereden, worin dieser, ohne Rücksicht auf Seitenverwandte, — in der Hoffnung theils auf Geldentschädigung, theils auf kaiserliche Gnadenerweisungen für seine ungesetzliche Nachkommenschaft — die beanspruchten Landestheile abtrat.

Im Jahr 1426 nämlich hatte nach dem Tod des letzten Herzogs von Bayern-Straubing, der keine Leibeserben hinterließ, der Kaiser Siegmund seinen Eidam, den Herzog Albrecht von Österreich und dessen Nachkommen in männlicher und weiblicher Linie mit Niederbayern belehnt, aber diese Vergünstigung wieder zu Gunsten der Herzoge von Oberbayern, Ernst I und Wilhelm III, zurückgenommen. Kaiser Joseph behauptete nun, diese Zurücknahme habe sich nur auf die oberbayrische Linie bezogen und könne sich jetzt nicht auf die pfälzische erstrecken. Allein im Jahre 1438 hatte Herzog Albrecht von Österreich in einer eigenen Urkunde für sich und seine Erben und Nachkommen allen Ansprüchen entsagt, die er theils wegen jener Belehnung, theils wegen seiner mütterlichen Verwandtschaft mit dem bayrischen Hause auf Niederbayern machen könnte.

Mit Unwillen vernahm Kurfürst Max III Joseph von dieser Unterhandlung, konnte aber keine Einsprache mehr machen, da er plötzlich an den Blattern starb, worauf Karl Theodor die Regierung übernahm, und jenen Vertrag mit Österreich durch seinen Gesandten in Wien unterzeichnen ließ. Sogleich besetzten österreichische Truppen (d. 15. Jan. 1778) die stipulirten Ländertheile. Dieses Verfahren erschreckte alle Reichsfürsten, und die muthige Herzogin Maria Anna (Wittwe des Herzogs Clemens, eines ohne Erben verstorbenen Brudersohns Kaiser Karl's VII) forderte Karl Theodor's nächsten Lehenserben, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der sich schon hatte darein ergeben wollen, auf, seine Rechte zu wahren und den König von Preußen zum Schutz anzugehen.

König Friedrich, fest entschlossen, der österreichischen Vergrößerungsbegierde entgegenzutreten, ermunterte den Herzog zu einem förmlichen Einspruch und sagte ihm Hülfe zu. Da auch Sachsen Anspruch auf die bayrische Allodialerbschaft, desgleichen Mecklenburg auf die bayrische Landgrafschaft Leuchtenberg Anspruch machte, so verband sich Friedrich mit dem Kurfürsten Friedrich August und rüstete sich zu dem bevorstehenden bayrischen Erbfolgekrieg. (Auf andere Hülfe konnte Friedrich nicht bauen, da England im Krieg mit Nordamerika begriffen und Rußland wieder eines türkischen Krieges gewärtig war.)

Joseph hatte Truppen aus Ungarn, Italien und Flandern nach Böhmen gezogen und bezog nun selbst ein festes Lager bei Königsgräz, während ein anderes Heer unter Loudon sich an der sächsischen Gränze aufstellte. Rasch ließ Friedrich von Berlin aus die sächsische Gränze, von Schlesien aus die böhmische Gränze besetzen und begab sich persönlich zu dem letztern Heere.

Da Joseph den schriftlichen Vorstellungen Friedrich's kein Gehör gab, so begannen die feindlichen Angriffsbewegungen. Unterdeß aber hatte Maria Theresia ohne Wissen ihres Sohnes sich mit Friedrich in Friedensunterhandlungen eingelassen, gegen die sich aber Joseph, als er davon erfuhr, unbedingt erklärte. Nun rückte Friedrich in Böhmen ein, zog sich aber wegen Futtermangels bald wieder nach Schlesien zurück. Obgleich im nun einbrechenden Winter der Krieg (den wegen seines schleppenden Gangs der Volkswitz mit dem Namen Kartoffelkrieg bezeichnete) in Oberschlesien etwas lebhafter in Gang kam, so sah man doch deutlich, daß Friedrich keinen rechten Ernst machen wollte. Zwar bot ihm Rußland ein Hülfsheer an, verlangte aber für dessen Unterhalt eine so große Geldsumme, daß Friedrich das Anerbieten nicht annahm.

Da nun auch die gealterte Maria Theresia fortfuhr, sich um den Frieden zu bemühen, und Frankreich und England die Vermittlung übernahmen, so fügte sich auch Joseph. Im März 1779 kam ein Waffenstillstand und am 13. Mai (dem Geburtstage Maria Theresia's) der Friede von Teschen (in österreichisch-Schlesien) zu Stande, in welchem Joseph Niederbayern wieder herausgab, für seine übrigen Ansprüche aber das Innviertel behalten durfte.

Das Innviertel ist der Bezirk zwischen der Donau, dem Inn und der Salzach: er enthält 41¼ Q.-M. mit 139,000 Einwohnern und hat Braunau zur Hauptstadt. Dafür trat Österreich an die Pfalz Mindelheim und an den Kurfürsten von Bayern die böhmischen Lehen in der Pfalz, an Sachsen seine lehnsherrlichen Ansprüche auf Glaucha, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein ab; außerdem erhielt der Kurfürst von Sachsen für seine Ansprüche 6 Mill. Gulden; Mecklenburg aber bekam das jus de non appellando; Rußland, Frankreich und das deutsche Reich waren die Friedensgaranten. Die bei dem Friedenscongreß thätigen Gesandten waren für Pfalz-Zweibrücken ein Herr v. Hofenfels, für Kurbayern Graf Törringsfeld, für Österreich Graf Kobenzl, für Preußen v. Riedesel, für Sachsen Graf Zinzendorf. — Kaiser Joseph schrieb an seine Mutter: „er habe den Frieden genehmigt, um die Kaiserin nicht zu betrüben; er steige, wie Karl V nach dem verunglückten Feldzug in Afrika, zu Schiffe, und sei der Letzte, der es thue; er gleiche einem venetianischen General, der nach dem Feldzug in Ruhestand versetzt werde.“ Auch Friedrich war verdrießlich, da ihm der Krieg 20,000 Soldaten und 19 Mill. Thaler gekostet hatte. Nur Maria Theresia äußerte sich erfreut: „Ich habe keine Vorliebe für Friedrich, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er edel gehandelt hat. Er hat mir versprochen, den Frieden auf billige Bedingungen zu machen und er hat Wort gehalten. Es ist für mich ein unaussprechliches Glück, daß ich ferneres Blutvergießen gehindert habe.“

4. Die skandinavischen Reiche. Dänemarks Verhältniß zum Osten und Westen. Friedrich V. Minister Bernstorff. Christian VII. Struensee. Bernstorff's Entlassung. Struensee's Reformhast und Cabinetswillkühr. Verschwörung der Adelspartei. Sturz Struensee's. Guldenberg's Verwaltung. Kronprinzliche Regentschaft bis zum Tod Christian's VII.

Bevor wir die letzte Zeit der Regierung Friedrich's II und Joseph's II, Maria Theresia's und Katharina's II an unserer Betrachtung vorüber

gehen lassen, müssen wir vorerst einen nachholenden Blick in den skandinavischen Norden sowohl, als in den europäischen Westen und Süden werfen, um aus dem spätern Standpunct dieser Staaten das Mit-Eingreifen derselben in den weitern Gang der Weltentwicklung richtig zu fassen.

Von den drei skandinavischen Reichen hatte Dänemark seit der Beendigung des nordischen Kriegs, der ihm die Souverainetätsrechte über Holstein verschafft hatte, an 70 Jahre lang einen ununterbrochenen Frieden unter drei auf einander folgenden wohlgesinnten Königen (Friedrich IV, Christian VI und Friedrich V) genossen. Da Dänemark die Aus- und Eingänge der Ostsee in seinen Händen hatte, so lag es im Interesse aller Seemächte, diesen Staat aufrecht zu erhalten, da sein Fall entweder der russischen oder der englischen und französischen Macht ein Übergewicht gegeben hätte. Darin allein lag seine Bedeutung, während es nach Außen politisch-selbständig nicht auftreten konnte. Eine gewisse vorwaltende Fügsamkeit gegen Rußland ward ihm durch das Verwandtschaftsverhältniß auferlegt, in welchem das russische Kaiserhaus mit dem Hause Holstein-Gottorp stand, indem jene große Macht leicht die von Holstein aufgegebenen Rechte wieder hätte beanspruchen können. — Auch gegen England und Frankreich hatte Dänemark keinen leichten Stand, da diese Mächte beständig bemüht waren, es durch alle möglichen Lockungen auf ihre Seite hinüberzuziehen. — Nicht minder verlangte die große dänische Staatsschuldenlast nach Innen eine kluge und feste Verwaltung. Allen diesen Rücksichten wußte besonders Friedrich's V trefflicher Minister, Graf Hartwig von Bernstorff, zu genügen, dessen Weisheit den dänischen Staat in der allgemeinen Achtung wesentlich hob.

Graf Bernstorff (geb. 1712 zu Hannover), schon unter Christian VI dänischer Gesandter am sächsischen Hof, war unter Friedrich V die Seele der dänischen Regierung, legte mit Geschick entstandene Irrungen mit Marocco bei, erhielt dem Lande im siebenjährigen Kriege die Neutralität, setzte es gegen die Drohungen Peter's III in Vertheidigungsstand und schloß (unter Christian VII) nach Peter's schnellem Tode mit Katharina II einen Hausvertrag, worin sie versprach, daß ihr Sohn Paul auf den großfürstlich gottorpischen Antheil an Holstein verzichten, dagegen ihm aber die Grafschaft Oldenburg mit Delmenhorst abgetreten werden sollte. So lange freilich dieser Vertrag noch nicht zum Vollzug kam, blieb Dänemark in russischer Abhängigkeit. Der Vollzug erfolgte 1773. — Unter Bernstorff's Verwaltung erhielt der dänische Bauer Freiheit und Eigenthum. Er war auch ein eifriger Beschützer des Handels- und Gewerbstandes und förderte mit Liebe die Künste und Wissenschaften, wie er denn auch den Dichter Klopstock (dem sein deutsches Vaterland zwar reiche Bewunderung zollte, den es aber ohne Unterstützung ließ) eine Pension verschaffte, damit derselbe ohne Nahrungssorgen seinen „Messias" vollenden könnte. Auch Kramer, Basedow, Sturz u. a. Schriftsteller verehrten in ihm ihren Gönner. Desgleichen unterstützte er eine Gesellschaft von Naturforschern und Gottesgelehrten zu einer Reise nach dem Orient, um dessen Natur- und Länderbeschaffenheit zu untersuchen und dadurch das Verständniß der heil. Schrift zu fördern. Die Ergebnisse dieser Reise theilte Niebuhr d. Ä. in einem eigenen Werke mit.

Als Christian VII 1766 in seinem 17. Jahre den dänischen Thron bestieg und sich mit Karoline Mathilde, der Schwester Georg's III von England, vermählt hatte, veranlaßte Bernstorff ihn zu einer Reise durch die europäischen Staaten, um sich Bildung und Kenntnisse zu verschaffen. In des Königs Gefolge befand sich als Leibarzt Joh. Friedrich Struensee, ein geistreicher, junger Mann, der aber, wie Viele seiner Zeit, ein Freund der französischen Literatur und Anhänger der Encyclopädisten-Philosophie war.

Joh. Friedr. **Struensee**, Sohn eines glaubigen Predigers in Halle, hatte seine Vorbildung in der lat. Schule des Hallischen Waisenhauses erhalten und schon im Beginn seines 15. Jahres die Universität bezogen. Nachdem er in seinem 20. Jahre als Mediciner doctorirt hatte, folgte er seinem Vater nach Altona, wohin dieser als Stadtpfarrer berufen wurde, und erhielt daselbst bald die Stelle eines Stadtphysikus. Er hatte längst durch seine eifrige Lectüre der Schriften des Helvetius, Voltaire's, Rousseau's das in seiner Jugend ihm nahe getretene Christenthum über Bord geworfen, weil es seiner Neigung zur Sinnlichkeit und seinem ungemessenen Ehrgeiz nicht zusagte. Er war 30 Jahre alt, als ihn des Königs Günstling, der Graf Holk, kennen lernte und zu jener Reise mit dem Könige vorschlug. Der junge König war unter einem erbärmlichen Erzieher und unter gemein gesinnten Hofleuten aufgewachsen und gleichfalls durch falsch-aufklärerische Zeitphilosophie um allen sittlichen Halt gekommen, und konnte in keiner Hinsicht weder seiner Gemahlin, noch seiner Umgebung Achtung einflößen.

Struensee gewann des Königs Zuneigung in dem Grade, daß er nach der Rückkehr von der Reise Leibarzt blieb, und sich in dieser Stellung allmählich großen Einfluß am Hofe verschaffte. Als der König auf Anstiften eines Günstlings, des Grafen Holk, anfieng, sich von seiner Gemahlin, der Königin, abzuwenden, stiftete Struensee ein besseres Verhältniß zwischen den beiden königlichen Gatten, und stieg dadurch in der Gunst so hoch, daß ihm der König auch Einfluß auf die Staatsverwaltung gewährte.

So weit gekommen, führte er nun einen schon länger im Stillen vorbereiteten Schlag gegen das bisherige Regierungssystem aus. Mit Einemmal wurde Graf Holk entlassen, des Königs Stiefmutter Juliane und Stiefbruder Prinz Friedrich entfernt, und Bernstoff's Gegner, Graf Ranzau, zurückberufen, zuletzt Bernstorff selbst aus dänischen Diensten entlassen (1770). Mit Ruhe verließ dieser würdige Staatsmann, von seinem Freunde Klopstock und von der Achtung und Theilnahme der Nation begleitet, Kopenhagen. Seine Stelle blieb vor der Hand unbesetzt und die übrigen Minister erhielten den Befehl, sich in ihren Geschäftskreisen nur schriftlich an den König zu wenden. Mit der Verkündigung unbeschränkter Preßfreiheit begann nun Struensee eine Reihe von Reformen, die im Geiste der von Westen kommenden Aufklärung theils wirkliche alte Schäden und Mißbräuche abstellten und dadurch sehr wohlthätig wurden, theils aber auch auf unbesonnene, frivole Weise die Grundstützen des Staats angriffen und darum dem Urheber dieser Umwälzung selbst gefährlich wurden.

Er vereinfachte und beschleunigte den Geschäftsgang und führte strenge Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt ein; er sonderte den Fiscus von dem Staatsärar, wies dem letztern den Sundzoll zu, verpachtete die Domänen und entzog dem Fabrikwesen die übermäßige Begünstigung und Staatsunterstützung; er entfernte theils überflüssige, theils ihm unbequeme Beamte, verringerte die allzuhohen Gehalte, beschränkte die Vorrechte, stellte bei Ämterbesetzungen die Adeligen mit den Bürgerlichen gleich, nahm dem überbürdeten Bauernstand einen großen Theil der Lasten, namentlich der Frohnden, ab, beschränkte das Militärwesen, lockerte zur Vermehrung der Population die Strenge der Ehegesetze, errichtete zu diesem Zweck Findelhäuser, schwächte das Strafrecht und that sonst noch Vieles, was ihm sein Ideal der Volksbeglückung zu heischen schien, bei dessen Verfolgung Gutes und Schlimmes neben einander zu Tage kam. Auch veranlaßte er viele Verordnungen, welche dem Adels- und Beamtenstande zu bittern Beschwerden Ursache gaben, besonders als er dem bisherigen Staatsrath, der seit Aufhebung der Reichsstände (1660) errichtet worden war, nicht nur das Recht, nach Stimmenmehrheit zu entscheiden, willkührlich nahm, sondern auch seine collegiale Einrichtung änderte, ja ihn zuletzt ganz aufhob und die Glieder desselben ohne Pension entließ.

Brachte er schon durch die Hast und Rücksichtslosigkeit, mit der er bei seinen Neuerungen verfuhr, bei den vielen dadurch schwer Betroffenen und zum Theil wirklich in ihren Rechten Verletzten und dafür nicht Entschädigten eine große Unzufriedenheit und Erbitterung hervor: so erregten besonders die Eingriffe, die sich der neue Gewalthaber auf dem Gebiete des Kirchlichen, (z. B. durch Abschaffung vieler besonderer Feiertage und durch deren Verlegung auf den Sonntag) erlaubte, ferner die Verletzung des dänischen Nationalgefühls durch die unbesonnene Anwendung der deutschen Sprache bei Ausführung königlicher Cabinetsbefehle, und ähnliche Gewaltmaßregeln, zuletzt noch besonders die Ernennung Struensee's zum geheimen Cabinetsminister mit der unerhörten Befugniß, königliche Cabinetsbefehle auch ohne die Unterschrift des Königs ausfertigen zu dürfen, den größten Haß derer, die von den Wirkungen solcher Reformen benachtheiligt waren.

Eine der ersten Cabinetsausfertigungen des neuen Ministers war die Erhebung seiner Person in den Reichsgrafenstand. Die gleiche Ehre verschaffte er seinem Freunde Enewold Brandt, den er dem Könige an die Stelle der früheren Lieblinge desselben wegen seines Spaßmachertalents zum Unterhalter empfohlen hatte, um durch ihn den König zu lenken. Brandt fühlte sich aber bald selbst vom Übergewicht des Freundes gedrückt und zeigte sich ihm daher nicht sehr ergeben, zumal Struensee es in seiner sanguinischen Leichtigkeit nicht verstand, durch energischen Ernst und kräftige Consequenz Andere, auch nicht einmal seine Vertrauteren, zum Gehorsam und zu eigentlicher Hingabe an seine Person zu bringen. Als daher der Haß seiner Feinde bereits so weit gieng, daß dem Brandt Briefe zukamen, in denen heftige Drohungen gegen Struensee enthalten waren, so theilte Brandt sie demselben gar nicht

mit. — Einen besondern Anhaltspunct für die öffentliche Verurtheilung seines Characters gab der Umstand, daß die junge, geistreiche Königin sich lieber der Unterhaltung mit dem talentvollen Struensee, als mit ihrem lieb- und geistlosen, ja halb verrückten Gemahl hingab, dessen Verkehrtheit sich daraus erkennen läßt, daß er den Brandt, als derselbe ihn einst bei einer Balgerei mit ihm in den Finger biß und an dem Hals kratzte, für diese dabei bewiesene Tapferkeit zum grand maître de garderobe ernannte. — Ungeachtet der Unwürdigkeit des Königs sah doch mit Recht das durch die freie Presse aufgeregte Volk in dem Verhältnisse Struensee's zur Königin einen sträflichen Umgang und hielt sich für berechtigt, in dem ihm ohnedieß verhaßten Minister zugleich den Verführer der Königin und den undankbaren Frevler an der Ehre seines königlichen Wohlthäters zu verabscheuen. Späterhin stellte sich auch wirklich heraus, daß beide nicht ohne Schuld waren.

Bisher hatte Furcht vor der unbeschränkten Gewalt den Volkshaß noch im Zaum gehalten. Aber die ängstliche Nachgiebigkeit Struensee's gegen einen tumultuirenden Soldaten- und Matrosenhaufen, welcher wegen Vorenthaltung seines ohnedieß verkürzten Solds gegen die königliche Residenz (damals in Hirschholm) anrückte, um vom Könige Abhülfe zu fordern, und welchem Struensee zur schnellen Beschwichtigung nicht nur den Soldrückstand, sondern noch eine Zulage geben ließ, offenbarte dem Volke die Schwäche des allmächtigen Mannes. Und als kurz darauf eine ähnliche Demonstration von Seiten der königlichen Seidenfabrikanten die gleiche Folge hatte, nämlich nachgiebige Bittgewährung und freigebige Begütigung der Fordernden, so wußte das Volk, woran es mit ihm war, und seine Feinde nahmen darnach ihre Maßregeln.

Struensee fühlte seine gefährliche Stellung, glaubte aber in der Kurzsichtigkeit seiner Eitelkeit sich am besten durch Steigerung der Gewalt sichern zu können: er löste, ohne Zweifel aus Mißtrauen, die aus lauter Norwegern bestehende k. Leibgarde auf und steckte die Mannschaft derselben in andere Regimenter, verfuhr aber dabei so unklug, daß er jenen Auflösungsbefehl dem auf dem Marktplatz zu Kopenhagen dazu aufgestellten Corps verkündigen ließ. Sogleich durchflog Murren die Reihen, und als die Fahne eingezogen und weggetragen wurde, schrieen Alle: „Die Fahne gehört uns an, wir haben zu ihr geschworen!“ — bemächtigten sich der Fahne, zogen nach dem Schloß und besetzten es. Struensee ließ nun zwar die Aufrührer durch andere Truppen umzingeln, hatte aber zu ernster Bestrafung nicht das Herz, sondern unterhandelte mit den Gardisten. Als sie ihren Abschied verlangten, ließ er ihnen denselben sogleich ausfertigen und zugleich jedem Mann ein Geschenk zusagen. Jubelnd verließen sie nun, umtobt vom zujauchzenden und über den Hof und den Minister fluchenden Volke, wie Sieger das Schloß und begaben sich in ihre Heimath.

Vergebens wurde Struensee vom englischen Gesandten Keith, dem für die Königin bangte, gewarnt; er wies aber den Rath desselben, die Stadt zu verlassen und sich anderswo vor dem erbitterten Volke in

Sicherheit zu bringen, von sich, und ließ vielmehr, um eine gewisse Zuversicht zu zeigen, den Hof von seinem Landsitz nach Kopenhagen zurückkehren.

Unterdeß hatte die zurückgesetzte Adelspartei, unterstützt von des Königs Stiefmutter Juliane, von dem übrigens unbedeutenden Prinzen Friedrich und von dem Cabinetsrath Ole Guldberg, eine Verschwörung gebildet, die den Zweck hatte, mit Hülfe einiger Regimenter, deren Befehlshaber mit zu den Parteihäuptern gehörten, den Minister zu stürzen und ihn sammt seinen Anhängern für die Zukunft unschädlich zu machen. Es gelang, den schwachsinnigen König zur Genehmigung aller dazu nöthigen Schritte zu vermögen und dann sich nicht nur Struensee's und Brandt's, sondern auch der Königin zu bemächtigen (17. Jan. 1772). Die Hinrichtung der beiden erstern und die Ehescheidung der Königin, so wie ihre darauf erfolgende Verweisung nach Celle vollendete sodann die Gegenrevolution.

Unter den Verschworenen befand sich auch General Graf Ranzau-Ascheberg, der, mit Struensee befreundet, noch am Vorabend der Ausführung ihn aufsuchte, um ihn zu warnen. Da Struensee nicht zu Hause war, beauftragte Ranzau die Dienerschaft desselben, ihrem Herrn nach seiner Rückkehr zu sagen, es habe ihm der Graf etwas Wichtiges mitzutheilen. Nach Hause gekommen und von Ranzau's Wunsch, ihn zu sprechen, benachrichtigt, achtete Struensee nicht darauf, sondern begab sich zum Hofball, der für diesen Abend angeordnet war. Um Mitternacht wurde in der Stille das Schloß mit Soldaten besetzt, und als gegen Morgen der Ball zu Ende war, drang ein Theil der Verschworenen, geführt vom Obersten Eickstädt und begleitet von der Königin-Mutter und dem Prinzen Friedrich, in das aus Nachlässigkeit unverschlossen gebliebene und nur von einem alten Kammerdiener bewachte Schlafgemach des Königs, der darüber erwachte und sehr erschrack. Die Königin-Mutter beruhigte ihn mit einer Umarmung und mit der Versicherung, daß sie gekommen wären, ihn und das Land zu retten. Dadurch brachten sie ihn dahin, daß er alle Vollmachten, deren sie bedurften, unterschrieb, ohne sie zu lesen. Darunter befand sich auch die Ernennung Eickstädt's zum Commandanten, so wie der Befehl zur Verhaftung Struensee's und Brandt's und zur Abführung der Königin nach Kronenburg. Struensee ergab sich ohne Widerstand; Brandt widersetzte sich vergebens; die Königin Mathilde wehrte sich mit äußerster Lebhaftigkeit, wurde aber überwältigt, ohnmächtig in den Wagen gehoben und unter Dragonerbedeckung nach Kronenburg abgeführt.

Bei Tagesanbruch strömte auf die Nachricht von diesen Vorgängen das Volk vor dem Schlosse zusammen und bezeugte die ausgelassenste Freude, die der Pöbel zugleich auch in der Plünderung eines dem Struensee gehörigen Lusthauses bethätigte. Im ganzen Reich war der Jubel groß und die Lobpreisung der Urheber des Umsturzes eben so unmäßig, als die Verhöhnung der Gestürzten. Nachdem Struensee und Brandt fünf Wochen, an Ketten geschmiedet, im Kerker zugebracht hatten, wurden sie vor die Untersuchungscommission gestellt. Von allen gegen Struensee vorgebrachten Anklagen, die sich meist auf Mißbrauch der Gewalt bezogen, war die Anklage wegen ehebrecherischen Umgangs mit der Königin die gefährlichste. Schon im zweiten Verhör legte er hierüber ein Geständniß ab. Sogleich wurde auch die Königin in Kronenburg vernommen und dadurch, daß man ihr bewies, Struensee habe gestanden, und ihr zu verstehen gab, er könne nur durch ihr Geständniß gerettet werden, zum gleichen Geständniß gebracht. (Zwar versucht man dem Geständnisse der Königin das Mitleid zum Grunde zu legen; allein die wirkliche Unschuld wird nie so weit gehen, zumal dann nicht, wenn der andere Theil mit anschuldigender Aussage vorausgegangen ist.) Es erfolgte

nun das Urtheil der Ehetrennung, doch unter Verschweigung des Grundes. Darauf wurden Struensee und Brandt auf den Grund sämmtlicher gegen sie vorgebrachten Anklagen als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Struensee bekehrte sich durch den geistlichen Zuspruch des nachmaligen Bischoffs Münter zum bußfertigen Glauben an die Wahrheit des lange Zeit hindurch aus seinem Herzen verlorenen Christenthums und starb den 28. April mit wahrhaft christlicher Ergebung durch das Richtschwert, nachdem ihm zuvor die rechte Hand abgehauen worden war. (Seine Bekehrungsgeschichte hat Münter selbst herausgegeben, Leipzig 1772.) Auch Brandt hatte sich auf den geistlichen Zuspruch des Propstes Hee bekehrt und starb am gleichen Tage auf dem Blutgerüste. Die Königin durfte sich durch englische Vermittlung auf das Schloß Celle im Hannöverischen zurückziehen, wo sie ein der Religion und dem Wohlthun gewidmetes Leben führte und von den Bewohnern der Stadt Celle „wie ein Engel" verehrt wurde. Doch zehrte stiller Gram an ihrem Herzen und schon am 10. Mai 1775 starb sie am Friesel, kaum 24 Jahre alt.

Die Leitung des Staatsruders bekam Guldberg, aber nur mit dem Titel eines Cabinetssecretärs. Mit ihm bildeten die übrigen Hauptheilnehmer des Umsturzes einen geheimen Staatsrath unter dem Vorsitz des Prinzen Friedrich. Sie beließen von den Verwaltungsanordnungen Struensee's viele, die wirklich gut waren, die andern Einrichtungen verbesserten sie, die übrigen hoben sie auf. Bald jedoch veruneinigten sich die Glieder dieses Raths und mehrere mußten weichen. Nur Guldberg und Eickstädt behaupteten sich länger, wurden jedoch nach zwölf Jahren, als Mathildens Sohn, der Kronprinz Friedrich, 1784 die Zügel der Regierung im Namen seines Vaters ergriff, mit Beibehaltung ihrer Titel und Würden zur Ruhe versetzt. Erst, als der alte König Christian VII (1808) starb, trat der Kronprinz die selbständige Regierung als Friedrich VI an.

5. Schweden: Unmacht der Krongewalt unter Adolf Friedrich (von Holstein-Gottorp.) Die Adelsparteien. Königin Ulrike. Kronprinz Gustav und die Partei der Hüte. Berufung der Reichsstände. Tod des Königs. Gustav III und der franz. Hof. Umsturz der Verfassung. Das neue Königs-Gesetz.

Werfen wir einen Blick in die Verhältnisse Schweden's, so gewahren wir, wie tief dort die Kronmacht beim Regierungsantritt des Königs Adolf Friedrich (von Holstein-Gottorp) durch die Anmaßungen der beiden sich entgegenstehenden Adelsparteien zerrüttet war, indem die eine davon, die Partei der Mützen, sich zu Rußland, das auf Schwächung der Krongewalt ausgieng, die andere, die Partei der Hüte, sich zu Frankreich neigte, das eine Stärkung der schwedischen Krongewalt in seinem Interesse fand, um Rußlands weiterm Vordringen einen Damm entgegenzusetzen.

Die Spaltung des Adels in diese zwei Parteien war auf dem Reichstag von 1723 entstanden, indem sich die eine derselben unter der Leitung des Grafen Horn dem Einflusse Rußlands, die andere unter dem Grafen Gyllenborg den französischen Interessen hingab, und beide sich nicht schämten, diesen Mächten ihre Gunst feil zu bieten. Bald beherrschte die eine, bald die andere den Hof, so daß der König von den übermüthigen Großen sowohl, als von

fremden Gesandten beleidigende Hintansetzungen erfahren mußte. Die Leidenschaftlichkeit beider Theile führte bald zu jenen Parteinamen. Die Adelspartei, welche sich um die Freundschaft Rußlands bewarb, soll den Namen Mützen davon erhalten haben, daß König Friedrich, der Gemahl Ulriken's (XXIII. 2, 9.), auf dem Reichstag von 1727 seine Anhänger Schlafmützen nannte, wovon ihnen dann bei der andern Partei der Spottnamen Mützen blieb, gegenüber welchen die Gegenpartei den Namen Hüte erhielt.

Beide Parteien waren wenigstens darin einig, daß sie sich von dem neuen Könige die Unverletzlichkeit der bestehenden Verfassung gewährleisten und sich das Versprechen geben ließen, daß, falls er gegen sein Wort handeln oder sich gegen ein jetziges oder künftiges mit den Reichsständen vereinbartes Gesetz verfehlen würde, er die Reichsstände alsdann des ihnen geleisteten Eides für entbunden halten wolle. Da der König in seiner Schwäche nachgab, so entblödete sich die herrschende Partei nicht, durch jedes neue Gesetz die Krongewalt eines Rechts nach dem andern zu entkleiden, ja sich sogar in reinpersönliche Verhältnisse des Königs zu mischen.

So machten sie z. B. ein Gesetz, daß, wer durch die Stände dem Könige dreimal vergebens zu einem Staatsdienst würde vorgeschlagen worden sein, auch ohne königliche Beistimmung in die nächste erledigte Stelle derselben Kategorie eintreten solle; ferner daß, wenn der König zweimal seine Unterschrift verweigern würde, ein von den Ständen beizudrückender, den königlichen Namenszug enthaltender Stempel das Handsiegel des Königs vertreten solle! Als der Hofmeister des Kronprinzen den Ständen nicht gefiel, mußte ihn der König entlassen. Als die Königin nur königliche Kutschen im Residenzhof auffahren lassen wollte, drohte man, sie vor dem Reichsrath zu verklagen, unter dessen Oberbefehl die königliche Burg und Garde stehe!

Im Anfang der Regierung Adolf Friedrich's war die Partei der Hüte am Ruder, deren Führer der Graf Karl von Gyllenborg war. Ein Versuch der unterdrückten Partei der Mützen, dem Könige und zugleich sich wieder mehr Gewalt zu verschaffen, (wozu auch die muthigere Königin Ulrike, die Schwester Friedrich's des Großen, ermunterte), wurde durch des Königs Unentschlossenheit vereitelt, und die Urheber dieses Versuchs, Baron Horn und Graf Brahe, mußten als Verschwörer auf dem Schaffot sterben. Die von Frankreich mit Hülfe der Hüte erzwungene Theilnahme Schwedens am siebenjährigen Kriege, deren bereits oben (XXIII. 8, 2.) Erwähnung gethan wurde, brachte dem Lande nur Schmach und Schuldenhäufung.

Nach dem Frieden mit Preußen, welchen Kaiser Peter III vermittelte (22. Mai 1762), trat im Innern der Kampf jener beiden Parteien und der zwischen beiden stehenden Hofpartei wieder hervor. Von England und Rußland unterstützt, siegten die Mützen (1765), daher sich der Hof wieder an die Hüte und an Frankreich anlehnte.

Da der damals bereits mehr ins Öffentliche hervortretende hoffnungsvolle Kronprinz Gustav sich es zum Geschäft machte, die Klagen und Beschwerden über die allgemeine Noth mit Vertröstungen aufzunehmen: so wendete sich die Volksstimmung dem Hofe zu. Von dem jungen muthigen Prinzen angeleitet, trug die Partei der Hüte 1768 auf Abände-

rung der Verfassung an, und als der Reichstag sie verweigerte, raffte sich der König auf und erklärte unter solchen Umständen nicht mehr regieren zu können. Da nun alle königlichen Behörden sammt dem Stockholmer Stadtrath gleichfalls drohten, im Falle der König abdanke, ihre Amtsverrichtungen einzustellen, so gab der Reichsrath nach und berief die Reichsstände nach Norköping, im April 1769.

Zwar wurde durch diese Versammlung der Reichsrath purgirt, aber eine Verfassungsänderung zu Gunsten eines stärkern Königthums kam doch nicht zu Stande, da geheimer russischer Einfluß noch überwiegend war. Indeß ergab sich bei diesen Verhandlungen eine noch größere Trennung der Parteien, und der bald erfolgende Tod Adolf Friedrich's (1771) mit dem darauf erfolgenden Regierungsantritt des kühnen und kräftigen Gustav III schien die Hofpartei und die Partei der Hüte ihrem Ziele näher rücken zu sollen.

Gustav war frühe von der bis dahin herrschenden Partei der Mützen, namentlich durch seinen Lehrer, den Grafen Scheffer, angeleitet worden, die bestehende Verfassung, welche dem Königthum so geringe, der Aristokratie so große Rechte einräumte, als das Wahre zu betrachten. Allein diese Lehren fanden bei dem Prinzen, der das Beispiel der Herabwürdigung des Königthums an seinen Ältern vor Augen hatte und von Natur kühn, ehrgeizig und klug war, keinen Eingang.

Da von Seite der französischen Gesandtschaft stets auf Stärkung der königlichen Macht in Schweden hingearbeitet wurde, so neigte sich Gustav zu den in Frankreich geltenden Grundsätzen unbeschränkter Königsmacht, und ungern sah der schwedische Reichsrath, daß der Prinz eine Reise nach Paris, dem Herde absoluter Machtbestrebung, machte. Gustav wurde dort wirklich zu entschiedenerem Vorgehen bestimmt, zumal der Herzog von Choiseul, Minister Ludwigs XV, am schwedischen Hofe einen Theil der rückständigen französischen Hülfsgelder auszahlen ließ und ihm zu Stockholm in der Person des französischen Gesandten Vergennes einen geheimen Rathgeber zur Seite stellte.

Die große Leutseligkeit, welche Gustav auch gegen die geringsten Unterthanen zeigte, seine natürliche Beredsamkeit und der Umstand, daß er, als der erste seit Karl XII in Schweden selbst geborne König, der schwedischen Sprache mächtig war, welche die beiden letzten schwedischen Könige nicht verstanden hatten, gewann ihm die Gunst des Volkes von vorn herein. Doch glaubte er am sichersten auf dem Wege der Verstellung zu seinem Ziele gelangen zu können.

Dennoch war „sein Spiel kein Leichtes“. Denn die Glieder des Reichsraths „waren im Besitze aller Ehren und Würden, hatten Flotten und Kriegsheere unter ihrem Befehle und traten mit — der Herrschaft gewohnten Stirnen und Gebärden auf, die einem Jünglinge wohl bange machen konnten. Daß in diesem Könige Geist und Lust, zu herrschen, war, das wußten sie; auch kannten sie seine Gewandtheit; aber den Muth trauten ihm wohl die Meisten nicht zu, daß er „einzelne dünne Fäden, deren Gewebe sie wohl kannten, zu einem Netze auszuspinnen wagen werde, das sie Alle einzufangen bestimmt war.“ (E. M. Arndt.)

Er setze, sprach er auf dem ersten Reichstage, sein Glück in das Bestreben, der erste Bürger in seinem Staate zu sein, und empfahl den verschiedenen Parteien Einigkeit, sah aber die Uneinigkeit, die sich auf diesem Reichstage besonders stark herausstellte, nicht ungern, weil er dachte, daß nun jede Partei gegen die andere eine Stütze in der königlichen Macht suchen werde. Auch wußte er sie dadurch, daß er die sog. Versicherungsacte, die ihm die Stände vorlegten, ungelesen unterschrieb, obgleich dieselbe neue Beschränkungen seiner Macht enthielt, in Sicherheit zu wiegen.

Unterdessen aber zogen seine Vertrauten durch das Land, um das Volk zur Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung und dadurch zu einem Aufstand zu reizen, zu welchem eingetretener Kornmangel den Vorwand gab. Auf dem Reichstage selbst arbeitete die Partei der Mützen dadurch, daß sie die Absetzung der den Reichsrath bildenden Hüte durchsetzte und die Hüte auch aus allen andern bedeutenden Stellen verdrängte, dem Könige, ohne es zu wollen, in die Hände: denn die Bedrängten, denen zugleich der französische Gesandte alle Subsidienzahlungen entzog, wurden nun so kleinmüthig, daß sie den Reichstag verließen und nicht einmal daran dachten, sich mit dem Hofe gegen die Mützen zu verbinden, weil sie denselben für vollkommen ohnmächtig hielten.

Indeß hatte sich Gustav bereits durch den Obersten Sprengborten die bewaffnete Macht der Hauptstadt — und durch seine Brüder, die Prinzen Karl und Friedrich, Anhänger in den Provinzen Schonen und Ostgothland gewonnen, und ehe sich's die Partei der Mützen versah, zogen der Commandant der Festung Christianstadt, Hellichius (nachher Gustavsschild genannt) und der Prinz Karl eine Heeresmacht zusammen, angeblich, um den obenerwähnten Aufstand zu dämpfen. Am Hofe schöpften zwar deßhalb die Häupter der Mützen (namentlich Graf Ribberg) Verdacht; aber Gustav wußte sie durch Verstellung bis zum letzten Augenblick sicher zu machen, und erst als der Reichsrath Truppen nach der Hauptstadt befehligte, den Prinzen Karl von seinem Commando abberief und in der Sitzung am 19. Aug. den König aufforderte, einen von diesem seinem Bruder in der Nacht erhaltenen Brief vorzulesen, hielt Gustav den Augenblick der letzten Ausführung seines Planes gekommen. Er verließ im verstellten Zorn darüber die Versammlung, ließ den Saal mit Wachen umstellen, berief die ihm ergebenen Offiziere und forderte sie auf, mit ihm die alte, unter dem großen Gustav Adolf bestandene Freiheit des Vaterlandes zu erkämpfen. Dann trat er, nachdem er sich eine weiße Binde um den Arm gebunden und jeder der Anwesenden das Gleiche gethan hatte, unter die Soldaten, die auf seine begeisternde Rede ihm gleichfalls folgen zu wollen erklärten.

Vergebens rief der Stadtcommandant, Graf Rudbeck, die Besatzung zu den Waffen, um die „Freiheit" zu vertheidigen: Gustav ritt mit

seinem Anhang gleichfalls durch die Straßen und versicherte das Volk, erst jetzt werde ihm die wahre Freiheit zu Theil werden. Alles Volk jauchzte ihm entgegen und Viele küßten knieend seine Stiefel. Der Stadtrath und die Admiralität huldigten ihm auf der Stelle; die übrige Bürgerschaft und die übrigen königlichen Behörden folgten diesem Beispiele gleich am andern Tag.

Noch war die Zustimmung der Stände einzuholen, die gleich auf den 21. Aug. berufen wurden. Da Gustav alle Maßregeln getroffen hatte, etwaigem Mißwillen zu begegnen, so fügte sich der Reichstag um so leichter, zumal der König aufs Neue versicherte, nur über ein freies Volk herrschen und der Parteisucht und Parteiwillkür ein Ende machen zu wollen.

Das neue Königsgesetz, das nun die Versammlung beschwor, legte dem Könige die freie Verfügung über das Heer und die Flotte, über den Staatsschatz, über alle Civil- und Militärämter, so wie über Friedensschlüsse und Bündnisse, in die Hand; auch erhielt er das Recht, Vertheidigungskriege zu führen; nur bei Angriffskriegen sollte er an die Einwilligung der Stände gebunden sein, deren Einberufung übrigens nur allein vom Könige abhängen und deren Berathungen sich nur auf die königlichen Propositionen beschränken sollte. Dem Reichsrathe, der bisher eine fast königliche Gewalt gehabt hatte, wurde fortan nur das Berathungsrecht ohne Entscheidung belassen.

So war, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, der große Umschwung bewerkstelligt, und da Gustav zwar alle seine Getreuen belohnte, aber keine seiner ehemaligen Gegner mit Strafen verfolgte und sogar die Parteinamen verpönte, so schien Versöhnung und Ruhe in das bisher durch die Parteikämpfe zerrissene Reich einkehren zu wollen. So hatte er glücklich den unblutigen Sieg errungen und „verdiente den schwedischen und europäischen Triumph."

Wie viel Gustav's Beredsamkeit und geistige Gewandtheit über die Gemüther vermochte, ersieht man auch aus der Art, wie er sie zur Annahme des Königsgesetzes brachte: als es vorgelesen war, und auf seine Frage um ihre Zufriedenheit damit, ein allgemeines Ja erfolgte, ließ er es von ihnen sogleich beschwören, zog dann ein Gebetbuch aus der Tasche und stimmte, während er seine Krone ablegte, das Te Deum an, welches die ganze Versammlung andächtig mitsang. — Im darauf folgenden Winter unternahm er sodann nach uralt-schwedischer Königssitte die Riksgada oder Reichsreise zu Pferd durch die verschiedenen Landestheile, in denen er allenthalben vorzüglich die Bürger für sich zu gewinnen wußte.

6. Gustav's Regierungsgeschäftigkeit. Verkennung und Verletzung des schwedischen Volksgeistes. Entfremdung des Bauern- und Adelsstandes. Unnützer Krieg gegen Rußland in Finnland. Einfall und Abzug der Dänen. Sieg über die russische Scheerenflotte: der Friede von Wärelä. Adelsverschwörung. Gustav's Ermordung. Karl von Südermannlands Regentschaft für den minderjährigen Gustav IV Adolf.

Allerdings hatte der König den besten Willen, die Despotie zu meiden und sein Volk zu beglücken, indem er viele Mißbräuche abschaffte

und bessere Einrichtungen sowohl im Gerichtswesen, als in der Verwaltung traf, z. B. die Folter abschaffte, auf strenge Handhabung der Gesetze und Veröffentlichung der Urtheile drang, die Finanzen ordnete, wohlthätige Anstalten gründete und förderte, Handel und Gewerbe von Hemmungen befreite, Kanäle baute, den Bergbau hob u. s. f. Auch die Wissenschaften hatten an ihm einen eifrigen Förderer: er selbst unterrichtete seinen Sohn und zog mit ihm öfters nach Upsala, um dort die wissenschaftlichen Themate aufzustellen, über die sein Sohn mit den Gelehrten disputiren mußte. Allein bei dieser allseitigen Thätigkeit besaß er nicht Ausdauer und ruhige Besonnenheit genug, um Wirkungen abzuwarten und Erfahrungen zu sammeln, auf die sich hätte weiter bauen lassen. Sein Geist verfolgte eine mehr äußerliche, auf Glanz und Effect ausgehende Richtung, zu der ihm seine Beziehungen zu Frankreich, insbesondere sein Besuch am Versailler Hof, nähern Antrieb gegeben hatte. Auch fehlte er darin, daß er dabei die Naturanlage seines Volks nicht beachtete, das im Ganzen zu ernster Sitte geneigt war, und an eitlem Prunk um so mehr Anstoß nahm, je weniger sich der dazu nöthige Kostenaufwand mit dem mäßigen Landeseinkommen vertrug.

So hielt er einmal ein glänzendes Turnier zu Eckholmsund, wobei der turnierfähige Adel in mittelalterlicher Tracht und vollster Rüstung, von der Streitkolbe an bis zur Pistole, erscheinen mußte. — So sann er auf Einführung einer Volkstracht, die aber mehr theatralisch ausfiel und dem schwedischen Volkscharacter nicht entsprach. — Auf die Hebung des Theaters verwandte er mehr Geld und Zeit, als sich gebührte. Die vielen Schauspiele, die er selbst schrieb, zeugten wenigstens von keinem höhern Dichterberuf. — Die königliche Academie der Wissenschaften, die er stiftete, war, den Formen und Grundsätzen nach, nur ein Nachbild der französischen: denn auch er hatte für die französische Sprache eine ähnliche Vorliebe, wie Friedrich der Große, und konnte, obwohl aus einem deutschen Hause entsprossen, unter allen Sprachen, wie er selbst sagte, die deutsche Sprache so wenig leiden, wie den Tabak!

Während dieser seiner vielgeschäftigen Regierungsthätigkeit, durch die er theilweise verletzend in schwedische Art und Gewohnheit eingriff und bei mancher Sparsamkeitsbestrebung doch die Landeskräfte stark anstrengte, fanden seine Feinde in der erkaltenden Liebe des Volkes für ihn einen Anhalt für ihre Hoffnung auf ihr künftiges Wiederemporkommen. Die Tactlosigkeit, mit welcher der König während einer durch wiederholten Mißwachs erzeugten Theuerung mit größtem Kostenaufwand wieder eine Reise nach Paris (wo er die westindische Insel Barthelemy für Schweden erwarb) und nach Rom unternahm, wo seine Zusammenkunft mit Papst Pius VI vielen Schweden Anlaß zu dem Verdachte gab, als wolle er sein Land katholisch machen, schadete ihm in der öffentlichen Meinung sehr. — Als er vollends den Bauernstand durch das Verbot des Branntweins gegen sich bekam, und nachdem er den Mißgriff eingesehen, zwar das Verbot wieder zurücknahm, aber das Brennen dieses dem Nordländer zum Bedürfniß gewordenen Getränks zu einem Kronrecht machte, da brach

unter den Dalekarliern ein Aufruhr aus. Derselbe wurde zwar gedämpft, ließ aber doch in den Gemüthern eine große Unzufriedenheit zurück, die in Schmähschriften laut wurde und sich auf dem Reichstag von 1786, den er nach 15 Jahren wieder einmal berief, in der Verwerfung aller königlichen Vorschläge kund that.

Um den Bauernstand wieder zu gewinnen, gab er das Branntweinmonopol auf; und um sich die Geistlichkeit geneigter zu machen, verlieh er an die hohen Glieder derselben den Nordsternorden. Um sodann die Stimmenzahl des Adelsstandes zu vermindern, holte er eine ganz alte Eintheilung dieses Standes in Herren, Ritter und Knappen hervor, machte sich aber dadurch die letztere Klasse nur noch abgeneigter, während die üble Stimmung der beiden erstern Klassen die gleiche blieb.

Um daher die Gedanken der Menge nach Außen zu richten und sie durch ein Nationalunternehmen zu beschäftigen, wodurch zugleich Schwedens früherer Kriegsruhm wieder erneuert und die Schmach des Nystadter Friedens (1743) getilgt werden könnte, beschloß er einen Krieg gegen Rußland, in welchem er Finnland und die Ostseeprovinzen wieder zu erobern, ja selbst Petersburg zu nehmen sich schmeichelte. Schon längst her hatte er das Landheer ansehnlich verstärkt und die Flotte aus ihrem tiefen Verfall gehoben. Die Eifersucht Englands und Preußens auf Rußlands Machtvergrößerung deckte ihn gegen diese Mächte; Rußlands Verwicklung in einen Krieg mit der Türkei schien ihm die Aussicht auf völliges Gelingen zu verbürgen, — und ein zwischen Schweden und der Pforte seit 1737 bestehendes Bündniß, demzufolge ein Theil dem andern im Fall eines Angriffs von Seiten Rußlands zu Hülfe kommen sollte, lieh ihm einen scheinbar gerechten Vorwand zum Krieg.

Dieser Vorwand verstärkte sich durch das Benehmen des russischen Gesandten Rasumowsky, den Gustav beschuldigte, die Unzufriedenheit des Adels mit der Regierung zu nähren und Zwietracht zu stiften. Als sodann derselbe eine Erklärung seiner Kaiserin Katharina an den König und an alle Regierungsglieder abgab, daß vielmehr die Ruhe in Schweden ihr eigener Wunsch sei, daß sie indeß auf Alles gefaßt sei, was etwa der König im Schilde führe, so nahm Gustav daraus den Anlaß, dem russischen Gesandten seine Päße geben zu lassen.

Der von ihm selbst gegebenen Verfassung gemäß durfte der König ohne Befragung der Stände keinen Angriffskrieg beginnen; weil er aber die Opposition eines Reichstags fürchtete, hielt er auch hierin die Linie des Rechts nicht ein und setzte ohne Befragung der Stände mit einem Heere nach Finnland über. Dort lag er an drei Wochen fast unthätig, in der Erwartung, Rußland werde den Angriff beginnen, den dieses aber absichtlich mied, um sich inzwischen in desto bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Als Gustav nun die Festung Friedrichshamm angreifen wollte, weigerten sich die Offiziere mit ihren Soldaten ihm zu folgen, weil er die Verfassung verletzt habe und schloßen den Bund von Anjala. War allerdings des Königs einseitiges Kriegsunternehmen ein

schweres Unrecht, so trug nichts desto weniger dieses Benehmen seiner Kriegsobersten einen verrätherischen Character an sich.

Zur Vermehrung seiner Verlegenheit fiel zugleich das mit Rußland verbündete Dänemark mit 15000 M. unter dem Prinzen Karl von Hessen von Norwegen aus in Schonen ein, so daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als schnell das meuterische Heer zu verlassen und in Stockholm bei den Ständen Unterstützung zu suchen. Da er dort, ungeachtet der Anhänglichkeit der Stockholmer Bürger an ihn, auf Hindernisse stieß, eilte er zu den Dalekarliern, gewann sie durch Hinweisung auf ihre Altvordern, die seinen Ahnherrn gerettet, und brachte mit ihrer Hülfe ein Heer auf, mit dem er den Dänen entgegenrückte. Da zugleich England und Preußen die Dänen mit Krieg bedrohten, so zogen diese wieder ab und schloßen einen Waffenstillstand, der in der Folge mehrmals erneuert wurde.

Unterdeß war der von ihm berufene Reichstag zu Stande gekommen, auf welchem die drei untern Stände aus Furcht vor der Adelsherrschaft dem Könige beistimmten und zur Fortsetzung des Krieges die erforlichen Mittel bewilligten. Diese glückliche Stimmung benützend, ließ der König die widerspänstigsten Häupter des Adels gefangen nehmen und brachte (1789) eine neue „Vereinigungs- und Sicherheitsacte" zur Annahme, in welcher er zwar den Ständen das Recht der Bewilligung oder Versagung außerordentlicher Abgaben einräumte, aber sich die Aufhebung des Reichsraths und außer den bisherigen Königsrechten nicht nur das Recht der unmittelbaren Ämterbesetzung (zu welcher der Reichsrath wenigstens das Vorschlagsrecht gehabt hatte), sondern auch das Recht des Angriffskriegs (ohne vorherige Anfrage bei den Ständen) ausbedang.

So, mit noch unbeschränkterer Gewalt, als er vorher gehabt hatte, ausgestattet, ließ er die Heerbefehlshaber in Finnland (die Häupter des Anjalabundes) als Hochverräther zum Tod verurtheilen, begnadigte sie aber und bestrafte sie mit Deportation oder Landesverweisung. Darauf wandte er sich gegen die Russen, die aber unterdeß sich wohl gerüstet und besonders ihre Flotte in vortrefflichen Stand gesetzt hatten. Der Kampf begann zur See. Das erste Treffen — bei Kronstadt — unter dem Herzog Karl von Südermannland gegen den russischen Admiral Kruse blieb unentschieden; im zweiten Treffen — bei Wiborg — wurde die schwedische Flotte von der verstärkten russischen Flotte unter Tschitschakow Kruse und Nassau eingeschlossen, schlug sich aber doch mit dem größten Muthe, wiewohl mit großem Verluste, noch glücklich durch; im dritten Treffen bei Swenskasund den 9. Jul. 1790 erfocht Gustav über die russische Scheerenflotte (unter Nassau) einen glänzenden Sieg, der ihm durch eine Beute von 55 Schiffen und 700 Kanonen wenigstens den Weg zum Frieden von Wärelä (14. Aug. 1790) bahnte, in

welchem er übrigens für so große vergebliche Opfer froh sein mußte, seine vorige Reichsgränze behalten und jährlich für 50000 Rubel Getreide aus den russischen Ostseeländern holen zu dürfen.

Mit so geringen Kriegslorbeeren zurückkehrend, konnte er um so weniger auf einen freudigen Empfang seines Volkes rechnen, da der unnütze, nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes unternommene Krieg die ohnedieß so große Schuldenlast des Landes um 10 Millionen vermehrt hatte. Daher nahm das Vertrauen zu ihm so gänzlich ab, daß er, als er zur Ordnung des Staatshaushalts im Jan. 1792 einen Reichstag berief, sowohl von dem auf's höchste erbitterten Adel, als auch von den übrigen Ständen den unbeugsamsten Widerspruch erfuhr. Als er sodann den Reichstag auflös'te, steigerte sich der Unwille, der auch theils in dem Verdachte, der König gehe damit um, dem damals in Frankreich bedrohten Königthum zu Hülfe zu kommen, theils in der entgegengesetzten Befürchtung, daß er die schwedische Verfassung auf einem ganz fremdartigen Grunde völlig umbilden wolle, vermehrte Nahrung fand.

E. M. Arndt in seinen schwed. Geschichten unter Gustav III u. IV bemerkt hierüber: „Es läuft in Schweden eine Überlieferung aus Gustav's beiden letzten Jahren um, daß der König, der ewigen und oft so unwirksamen Schaukelung zwischen den vier Ständen müde, — — den kühnen Plan mit sich herumgetragen habe, die ganze alte Verfassung umzuwerfen und die barbarische adelige Repräsentationsart und also die adelige Gewalt unter ihren Trümmern zu begraben. Gustav hatte oft laut erklärt, er wolle kein Despot sein („das konnte freilich in dem Munde eines Mannes, der das Recht, wo es ihm nicht günstig war, nicht zu achten gelernt hatte, nur heißen: er wolle keinen harten Gebrauch von seiner Gewalt machen"); aber es sei unmöglich, bei einer Verfassung, wie die jetzige, ein freies Volk und ein freier König zu sein. Auch arbeitete er — so wird überliefert, — seit einigen Jahren mit mehreren guten Köpfen — an Entwürfen und Planen zu einer ordentlichen stehenden Volksrepräsentation, ähnlich der englischen Verfassung, aber mit Modificationen nach dem Klima und Volke."

So entstand, angeregt durch die damals von Frankreich ausgehende, fieberhafte Umsturzwuth, unter dem höhern schwedischen Adel zum Zweck der Wiederaufrichtung seiner vormaligen Herrschaft, eine Verschwörung, an deren Spitze die Grafen Horn, Ribberg u. a. standen, gegen das Leben des Königs. Die Ausführung des finstern Plan's übernahm ein vom Könige zurückgesetzter Gardehauptmann, Namens Jakob von Ankarström. In der Nacht vom 16. auf den 17. März (1792) befand sich der König auf einem Maskenball, den er im Opernhaus gab. Obgleich durch einen anonymen Brief gewarnt, gieng er doch hin. Als er seine Zuschauerloge verließ und den Tanzsaal betrat, umringten ihn sogleich viele Masken, und eine derselben — es war der Graf Horn — klopfte ihm mit den Worten auf die Schulter: „Gute Nacht, Maske!" Plötzlich fiel ein Pistolenschuß, und mit dem Ruf: „Ich bin verwundet durch eine schwarze Maske!" fiel der König, in den Rücken getroffen, seinem Begleiter, dem Grafen Essen, in die Arme. — Doch lebte er noch eilf Tage, und konnte daher durch die Ernennung seines Bruders, des Herzogs Karl von Südermannland, zum Re-

gentsschaftsverweser und Vormund des minderjährigen Kronprinzen Gustav Adolf, sowie durch andere Anordnungen die Umwälzungsabsichten der Verschworenen vereiteln, deren That ohnedieß vom Volke verabscheut wurde, welches, vom Mitleid ergriffen, die Abneigung gegen den unglücklichen König schwinden ließ. So kam es, daß die schwedische Krone wenig von dem Gewichte verlor, daß ihr Gustav III wieder verschafft hatte. War doch für das, was dabei der König und seine Gegner wider das Recht gefehlt hatten, die höhere Vergeltung ihr strenges Gegenrecht einzufordern nicht müßig gewesen.

Unmittelbar nach der That hatten die Verschworenen, um desto leichter zu entkommen, einen Feuerlärm erhoben; allein die Wachen hielten alle Ausgänge besetzt und ließen Niemand aus dem Hause. Erst als der Polizeilieutenant die Namen aller Anwesenden aufgeschrieben hatte, wurden die Ballgäste entlassen, ohne daß man den Mörder entdeckt hätte. Dennoch verrieth sich derselbe dadurch, daß er den Dolch, womit er im Falle eines Fehlschusses den König zu tödten gedachte, im Gedränge hatte fallen lassen. Man befragte die Waffenschmiede und einer derselben erklärte, diese Waffe an den Herrn v. Ankarström verkauft zu haben. Man machte ihm daher den Prozeß: er gestand sein Verbrechen, und wurde am 29. April, nach vorausgegangener dreitägiger Ausstellung am Pranger und Peitschung mit Ruthen, enthauptet. Da er bis zum letzten Augenblick standhaft sich geweigert hatte, die Mitverschworenen anzugeben, so wurden diese, so weit man sie näher bezeichnen konnte, nur in die Verbannung geschickt.

2. Kapitel. Steigende Hast aufklärerischer Neuerungsbestrebungen im Kampf mit dem Positiven in Staat und Kirche in West- und Südeuropa. Opposition des Jesuitismus und Sturz seiner Herrschaft.

1. Die Macht der Jesuiten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Angriffe gegen sie in der Literatur und durch reformbegeisterte katholische Staatsmänner. Die römische Kirche selbst im Gedränge. Zugeständnisse Benedict's XIV an die opponirenden Mächte.

So sahen wir denn, wie bereits in Preußen, Österreich, Dänemark und Schweden die von Frankreich ausgehenden Aufklärungsideen einer dem Positiven feindlichen Philosophie zunächst in die höhern Gesellschaftskreise eindrangen und wie hitzig selbst die Staatenlenker durch mehr oder minder umstürzendes Eingreifen in die Völkergeschicke und herkömmlichen, allerdings vielfach der Verbesserung bedürftigen Staatsverfassungen den ihnen vorschwebenden Idealen der Völkerbeglückung nachstrebten, wobei nur die bessere Natur der Regenten oder auch die conservative Macht widerstrebender Umstände es verhütete, daß nicht das Staatsschiff an den Klippen der Despotie oder Anarchie scheiterte.

Während fast alle Welt, in Deutschland wenigstens, den Neuerungsbestrebungen der Fürsten in allen Richtungen des Staatslebens Beifall zollte, weil sie (wenn auch oft auf verkehrtem Wege) das Volkswohl be-

absichtigten, giengen die west- und südeuropäischen Höfe, theils vom Adel, theils von der Geistlichkeit, insbesondere von Jesuiten geleitet, ihren Gang noch im alterthümlichen Geleise staatszerrüttender, volkskraftverzehrender Willkürherrschaft, unbekümmert um die bereits da und dort sich regende Opposition, welche die Geister der Tiefe in Bewegung zu setzen anfieng, um, wenn zur Macht gelangt, Alles ihr Widerstehende von Grund aus umzustürzen.

Die Opposition mit ihrer Verneinung alles Bestehenden in Staat und Kirche, im Glauben und in der Wissenschaft, beherrschte bereits allenthalben in Europa die Literatur und machte sich durch ihre Befreundung mit so vielen, dem großen Friedrich nacheifernden, dabei ihn aber übersteigenden Throninhabern zum Organ der öffentlichen Meinung. Diese wendete sich, um ihre Ideen zur allgemeinen Herrschaft zu bringen, vor Allem gegen die Kirche und ihre Vertheidiger, in katholischen Ländern also vorzüglich gegen die Jesuiten, in protestantischen aber gegen die „Orthodoxen“, indem beide die von der neueren Philosophie drohende Gefahr am ersten erkannten, und beide — jeder auf seine Weise — ihr zu begegnen suchten. Gerade aber die Mittel, welche besonders die Jesuiten dagegen anwandten, trugen zum Umschlag in das Gegentheil dessen bei, was sie bezweckten.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts besaßen die Jesuiten (XIX. 11, 3. a. E. XX. 6. a. E.; 7, 2.) eine große Macht, indem sie die Beichtstühle der Fürsten und Großen inne hatten und den Unterricht der Jugend leiteten. Auch ihre auswärtigen Missionen und Handelsunternehmungen hatten noch eine große Ausdehnung, wiewohl nicht mehr denselben Erfolg, da sie ihre Hauptkraft gegen das aufstrebende Reformwesen sowohl, als gegen das aufwachsende Gegenkirchenthum zu wenden hatten. Da der Hauptangriff gegen die Jesuiten zunächst in der Literatur auftrat, so hätte man erwarten sollen, daß sie auf diesem Felde dem Feinde mit den Waffen des Geistes Abbruch zu thun suchen würden, allein sie thaten es zu schwach, und zogen es vor, ihre Gegner durch den Arm der Großen, die noch unter ihrem Einflusse standen, so wie durch Verdammungsurtheile zu unterdrücken.

Als aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich, Portugal, Spanien und Neapel reformbegeisterte Minister an das Ruder kamen, welche das hierarchisch-kirchliche Wesen wenigstens so weit wie möglich zu beschränken strebten, so war den Jesuiten der Einfluß abgegraben, den sie auf die Regierungen bisher gehabt hatten, und der Kampf wurde allenthalben ein offener und persönlicher.

Zunächst gieng die von solchen Ministern geleitete weltliche Macht nur darauf aus, dem Orden das Vertrauen der Großen und einen Theil seiner Reichthümer zu entziehen. Um das zu bewerkstelligen, suchte man

sich sogar des Papstes zu bedienen, was darum möglich schien, da auch die übrige katholische Welt in zwei Parteien, in eine milde und eine strenge getheilt war, und ein Papst wie Benedict XIV (1740—1758) die Einsicht gewonnen hatte, daß das Papstthum, besonders seit dem Eindringen der Bourbonen in Spanien und Italien, längst keine Weltmacht mehr war und nicht einmal mehr die Kraft besaß, alle seine Glieder zusammenzuhalten. Er hatte sich daher, wohl fühlend, was bei hartnäckigem Widerstand auf dem Spiele stehe, frei entschlossen, diejenigen Ansprüche, die sich nicht mehr ohne größere Gefahr halten ließen, lieber aufzugeben.

So „gewann er es über sich, in Spanien auf jene Vergabung der kleinen Pfründen, welche der römische Stuhl dort noch besaß, gegen ein Aversionalquantum von ohngefähr 11,143,330 Scudi zu verzichten, mit einziger Ausnahme von 52 Stellen, deren Verleihung er sich vorbehielt, um damit durch Tugend und Gelehrsamkeit ausgezeichnete und um den römischen Stuhl verdiente spanische Geistliche belohnen zu können." In Portugal erweiterte er dem Könige das Patronatsrecht; dem sardinischen Hof machte er andere Zugeständnisse. In Neapel verstand er sich zur Einschränkung der Rechte der Nuntiatur und gestattete, die Geistlichen zur Theilnahme an den Auflagen beizuziehen. Dem Kaiser (Joseph II) gewährte er die Beschränkung der Zahl der Feiertage und erlaubte, daß an den abgeschafften gearbeitet wurde. Durch diese und ähnliche Zugeständnisse schien die Opposition der katholischen Höfe gegen das Kirchenoberhaupt beschwichtigt und ein gewisser Friedensstand gewonnen zu sein.

Allein bei diesem bescheidenen Ziele ließ es der allgemeine Drang der Zeit nicht bewenden. Hatten doch von den fünf Großmächten, in deren Hände schon die Bestimmung der Weltgeschicke übergegangen war, drei akatholische (England, Rußland, Preußen) damals schon das Übergewicht über das katholische Europa! Bezog sich dieses Übergewicht allerdings nur auf die weltliche, nicht auf die kirchliche Seite, so wirkte doch jene auf diese in so weit zurück, als Rußland in den unirten Provinzen Polens griechische Bischöffe einzusetzen wagte, Preußen durch sein Emporkommen den Protestanten eine mächtige Stütze gab, und England durch seine Seeherrschaft den politischen Einfluß der katholischen Missionen beschränkte, so daß der Papst wohl erkennen mußte, er sei in der Weltregierung gegen ehemals beträchtlich zurückgestellt.

Dazu kam, daß der in jenen akatholischen Reichen wachsende Geist eines strengeren Monarchismus, militärischen Despotismus und mercantilischer Tendenzen auch in die katholischen Staaten eindrang und dort die Opposition gegen den hierarchisch-kirchlichen Machtbesitz verstärken half.

Es ist nun nöthig, daß wir diesen Kämpfen, welche mit der völligen Niederwerfung des Hauptbollwerks der päpstlichen Macht, des Jesuitenordens, endeten, auch im westlichen und südlichen Europa nachgehen, um die großen Veränderungen zu begreifen, welche sich in dieser Periode in dem Verhältnisse der Kirche zum Staate vollzogen.

2. Portugal. Rückblick bis zur Mitte des 18. Jahrh. Joseph II und sein Minister Pombal. Beginn der Umkehrung des Bestehenden. Einführung des Merkantilsystems. Bruch mit den Jesuiten wegen Uruguay. Das Erdbeben von Lissabon. Breve Benedict's XIV wegen Reform des Jesuitenordens; Aufhebung desselben für Portugal. Steigender Despotismus Pombal's. Tod des Königs. Ende von Pombal's Regiment.

Werfen wir zuerst einen Blick in die damalige Geschichte Portugals. Dieses Reich hatte unter den ersten Königen aus dem Hause Braganza, insbesondere unter Alfons (Affonso) VI sein an die Holländer verlorenes Brasilien (durch Fernandez de Viera 1654) wiedergewonnen und 1665 seine Unabhängigkeit gegen Spanien behauptet; — es hatte sodann unter Peter II durch Auffindung der reichen Goldbergwerke zu Villarica in Brasilien (1698) einen bedeutenden Wohlstand erlangt, war aber durch einen nachtheiligen Handelsvertrag mit England (der sich vorzüglich auf die portugiesischen Weine und auf die brasilische Bergwerksausbeute bezog) in eine gewisse Abhängigkeit von diesem Inselstaate gekommen und in Folge derselben in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt worden, aus dem es jedoch durch den Utrechter Frieden mit dem rechtmäßigen Besitz der Insel San Sagramento und des Gebietes zwischen dem Amazonenstrom und der Mündung des San Vincento-Pinson hervorgegangen.

Unter Johann (João) V (1706—1750) gerieth der portugiesische Staatshaushalt durch die Verwendung der öffentlichen Gelder auf kirchliche Gründungen (unter andern auf Errichtung eines neuen portugiesischen Patriarchats in Lissabon, auf Erwerbung des Titels Rex fidelissimus, den der Papst verlieh) und auf Errichtung einer wissenschaftlichen Academie, so wie durch die verkehrte Finanzverwaltung des Franziscaners Gaspar (Oheims des Herzogs von Aveiro, aus dem edlen Hause der Mascarenhas) in Ohnmacht und Armuth, aus der die Entdeckung der brasilischen Demantgruben nicht zu helfen vermochte. Nichts destoweniger fühlten sich die Mittelstände nicht unbehaglich und Alles gieng noch in einem gewissen ruhigen und bequemen Geleise; auch wurde der Streit, in welchem Johann wegen einer Cardinalsernennung mit dem päpstlichen Stuhle gerieth, mit Clemens XII wieder beigelegt.

Aber unter der Regierung König Joseph's II Manuel (1750 bis 1777) drang in der Person seines Ministers Carvalho, dem nachmaligen Marquis Pombal, jener Geist der Neuerung in Politik, Religion und Staatsverwaltung ein, der damals ganz Europa durchzog und alles Bestehende durch völlige Umkehrung verbessern zu können glaubte.

Don Sebastian José de **Carvalho**, Mello Graf von Oeyras, Marquis von Pombal, Sohn eines niedern Edelmanns, hatte in Coimbra studiert und war dann in die Garde eingetreten, hatte aber einiger Unbesonnenheiten wegen seinen Abschied nehmen müssen. Er heirathete dann eine reiche Adelige aus dem hohen Hause Noronha-Almada und gerieth dadurch mit mehreren Gliedern des hohen Adels, die ihm bei seiner Heirath Hindernisse in den Weg gelegt hatten, in eine solche Spannung, daß ihn von nun an großer Haß gegen den Adel

überhaupt beseelte. Durch einen seiner Verwandten erhielt er den Posten eines außerordentlichen Gesandten am englischen Hof und nachher den eines Bevollmächtigten am kaiserlichen Hof, um ein Mißverhältniß, in das Maria Theresia mit dem Papst Benedict XIV gerathen war, auszugleichen. Wittwer geworden, heirathete er in Wien eine Nichte des Feldmarschalls Grafen Daun, die bei der Gemahlin des Königs Johann V von Portugal in Ansehen stand, so daß ihn die Königin nach Johann's Tode ihrem Sohne, dem Könige Joseph II, zum Staatssecretär vorschlug.

Erfüllt von den Ideen der Zeit suchte Carvalho beim Antritt seines Amtes dem Staate zunächst durch Einführung des herrschenden Merkantilsystems aufzuhelfen, dadurch, daß er, um das Land von der Einfuhr fremder Producte unabhängig zu machen, große Strecken Weinlands in Getreideland verwandeln ließ (was aber den Ertrag des Bodens minderte), daß er den Handel mit portugiesischen Weinen den Engländern dadurch entzog, daß er denselben einer Compagnie als ein Monopol übertrug (das aber die Weinbergsbesitzer ruinirte); daß er verschiedene Ein- und Ausfuhrverbote ergehen ließ, Handelscompagnieen (nach Fernambuco, Para und dem Marañon oder Maranhão) errichtete, in Brasilien Colonieen gründete und ähnliche Speculationen unternahm.

Als Bewunderer der „philosophischen" Ideen des Jahrhunderts begünstigte er die Verbreitung der Schriften Voltaire's, Rousseau's und der französischen Encyclopädisten und nahm deshalb den Jesuiten nicht nur die Censur der Presse, sondern auch die Aufsicht über das Unterrichtswesen, das sie bisher in Händen gehabt hatten. Dadurch erhielt er sie zu Feinden, und als sie dem Vertrage, den er im Namen Portugals mit Spanien wegen der südamerikanischen Provinz Uruguay schloß, wo sie Missionen hatten und den Handel beherrschten, entgegen traten, ließ er sie dort scharf beobachten und theilweise vertreiben. So entstand zwischen ihm und dem Orden die entschiedenste Feindschaft, die nur durch das große Erdbeben von Lissabon mit seinen Folgen auf einige Zeit ruhte.

Am 1. Nov. 1755 nämlich, als eben die Leute am Allerheiligenfeste in die Kirchen strömten, rollte unter ihren Füßen ein unterirdischer Donner dahin, an dem man gleich das Vorzeichen eines Erdbebens erkannte, so daß Alles aus den Kirchen und Häusern auf die Straßen stürzte. Sieben Minuten lang war die Erde in beständigen Schwingungen. Gleich beim ersten Hauptstoß stürzten ganze Häuserreihen ein und begruben Tausende von Menschen unter ihrem Schutt. Das erste Hauptgebäude, das in Trümmer fiel, war das Inquisitionsgericht. Der königliche Palast mit seinen Kostbarkeiten war im Nu verschwunden; mit Einem Schlag wurden alle Bewohner des Jesuitencollegiums bei seinem Einsturz getödtet. Ein zweiter Hauptstoß warf, was an Kirchen, Palästen und Häusern noch stehen geblieben war, über den Haufen. Zu gleicher Zeit wälzte sich der Tajo und das Meer in berghohen Wellen herein, welche diejenigen verschlangen, die sich an das Ufer hatten retten wollen. Darauf erfolgte ein Sturm, der die dichtesten Staubwolken in die Luft peitschte und alles Tageslicht verdunkelte. Nicht genug: plötzlich schlugen Feuerflammen aus verschiedenen Häusertrümmern, so daß im eigentlichen Sinn alle Elemente geschäftig waren, diese Stadt zu zerstören. Sechszehntausend Gebäude lagen zertrümmert da, an 30,000 Menschen waren getödtet und viele andere wurden

durch nachfolgende Krankheiten und Seuchen hingerafft. Unter denen, welche, obgleich selbst in Noth, ihren leidenden Nächsten treue Hülfe leisteten, erwiesen sich die meisten Geistlichen als wahre Diener Gottes.

Im Jahr 1757 nahm Carvalho den Jesuiten die Verwaltung der Indianer=Niederlassungen im brasilischen Gebiet von Maranhão und entfernte durch einen königlichen Befehl vom 20. Sept. alle Jesuitenbeichtväter vom Hofe, die noch in der Nacht desselben Tags die Hauptstadt verlassen mußten. Im folgenden Jahre erwirkte er vom Papst Benedict XIV ein Breve (v. 1. Apr.), das eine Reform des Jesuitenordens verordnete, und in Folge der Visitation durch den dem Minister ergebenen Cardinal Saldanha ward ihnen der Handel — und in den meisten bischöfflichen Beichtsprengeln das Beichthören und Predigen untersagt, worauf Saldanha zum Patriarchen ernannt wurde.

Als der Herzog von Aveiro aus Rache — wegen Vorenthaltung alter Vorrechte seines Hauses — einen Mordversuch auf den König machen ließ, der aber mißglückte, suchte Carvalho noch andere ihm verhaßte Glieder des Adels, sowie auch die Jesuiten mit in den gegen den Herzog eingeleiteten Hochverrathsprozeß hineinzuziehen, um den ganzen Orden unterdrücken zu können. Obgleich sich, ungeachtet aller unrechtlichen Hinwegsetzung über die geltenden Rechtsformen, nichts für die Mitschuld des Ordens aufbringen ließ, so ließ er doch durch einen königlichen Befehl vom 3. Sept. 1759 die Professen dieses Ordens aus dem Lande verbannen, ja den ganzen Orden für Portugal aufheben und seine Güter einziehen. Eine Anzahl Jesuiten starb im Gefängniß und andere wurden nach Italien deportirt; ein Theil erhielt erst nach des Königs Tod die Freiheit wieder.

Vom Könige zum Grafen von Oeyras erhoben und mit einer Leibwache versehen, die ihm seit jenem Attentat auf den König bewilligt worden war, stieg nun der Despotismus des Ministers mehr und mehr, und wer sich ihm zu widersetzen wagte, wurde nach Afrika verbannt. Auch in die Rechte der Kirche griff er weiter ein.

Nachdem er die Spannung, in welche dadurch der portugiesische Hof mit Benedict XIV gerathen war, durch eine Versöhnung mit dem neuen Papste Clemens XIV gehoben hatte, ward er 1770 von seinem Könige zum Marquis von Pombal ernannt, sein Sohn zum Staatspräsidenten befördert und seinem Bruder der Cardinalshut verschafft. Von da an nannte man ihn gewöhnlich nach diesem seinem neuen Titel Pombal, weil derselbe auch auf seine Nachkommen übergehen sollte. Im Jahre 1772 unterwarf er die Universität Coimbra einer gänzlichen Reform und verwandelte das Jesuitengebäude in ein Spital.

Als aber König Joseph, am 12. Nov. 1776 vom Schlag getroffen, erkrankte und die Königin vorherrschenden Einfluß auf denselben bekam, so daß er ihr am 29. Nov. die Regierung übertrug, sah sich Pombal

in seinem Wirken gehemmt, und als der König am 23. Febr. 1777 starb und nun Joseph's Tochter Maria I den Thron bestieg, nahm Pombal's Regiment ein Ende. Er wurde anfangs in Ehren entlassen, und sogar noch mit einer Commenthurei beschenkt, bald aber auf sein Marquisat verwiesen, wo er sich zwischen 1779 und 1781 sogar einer Untersuchung über seine Amtsführung unterwerfen mußte. Der Prozeß nahm eine schlimme Wendung für ihn: er wurde zum Tode verurtheilt. Doch begnadigte ihn die Königin und gestattete ihm, auf seinen Besitzungen im Genusse seiner reichen Einkünfte den Rest seines Lebens zuzubringen.

Obgleich nun der Adel und die Geistlichkeit wieder mehr emporkamen, so konnten die Jesuiten es doch nicht dahin bringen, wieder ihrer öffentlichen Thätigkeit zurückgegeben zu werden.

Über Pombal's Wirksamkeit sagt v. Olfers in einer Abhandlung (über den Mordversuch gegen den König Joseph): „Von allen seinen großen, mit eben so viel Übereilung als Strenge, ja oft — es ist nicht zu läugnen — mit unerhörter Grausamkeit durchgesetzten Planen, welche fast niemals auf die Eigenthümlichkeiten des Landes berechnet waren, ist wenig oder nichts geblieben, als eine bodenlose Verwirrung der Ideen und gänzliche Auflösung in den höhern Ständen, bei großer Vernachlässigung der eigentlichen Erziehung des Landvolks, als des Kerns der Nation, welche seitdem jedem Sturmwinde, der von Außen kommt, willenlos hingegeben ist."

3. Spaniens politische Umgestaltung unter Karl III durch Squillace. Finanzkünste. Mercantil- und Monopolsystem. Eingriff in die Volkssitten. Volksaufstand. Ministerium Aranda. Aufhebung des Jesuitenordens in Spanien. Minister Olavide (Sierra Leone). Mißglückte Unternehmung gegen Algier. Krieg mit Portugal.

Auch in Spanien machten sich die neuen Ideen von Oben herab geltend durch übereilte Versuche staatlicher Umgestaltung und socialer Verhältnisse. Als nämlich Philipp's V Sohn Ferdinand VI 1759 wahnsinnig wurde, und sein Stiefbruder Karl III, der bis dahin König von Neapel und Sicilien gewesen war und dort die Grundsätze der neuen Staatsweisheit angenommen hatte, die Regierung in Spanien übernahm, übergab er zum Verdrusse der Nation die Leitung der Staatsangelegenheiten einem Italiener, dem Marchese Squillace. Dieser, unterstützt von einem gewissen Grimaldi, seinem Landsmanne, machte sich als Anhänger des neu aufgekommenen Mercantilsystems sogleich an die Umformung der spanisch-amerikanischen Colonieen und erregte schon dadurch die allgemeine Unzufriedenheit. Als er auch, der neuen Finanzkunst gemäß, verschiedene Fabriken und Manufactureien auf Rechnung der Regierung führen ließ, ja sogar, unpolitisch genug, die Erzeugnisse der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie des Brot's, Öls ꝛc. für die Regierung monopolisirte und dadurch diese dem gemeinen Manne übermäßig vertheuerte, ja am Ende in seiner Neuerungslust darauf ausgieng, auch die Nationaltracht zu ändern, namentlich den breitkrämpigen Hut, weil man darunter das Gesicht

nicht leicht erkennen —, und den langen Mantel, weil man unter demselben Waffen verbergen konnte, abzuschaffen: so entstand 1766 ein Volksaufstand, in Folge dessen der König den Marchese von seinem Ministerposten entlassen mußte.

An seine Stelle trat nun der Graf Aranda, welcher auf geheimen Antrieb des französischen Hofs dem Könige die Jesuiten als die Anstifter und Begünstiger jenes Aufstandes darstellte, so daß der König Karl, nach dem Vorgange Portugal's, durch eine sog. pragmatische Sanction (v. 2. Apr. 1767) den Jesuitenorden in Spanien aufhob und alle Jesuiten aus den spanischen Gebieten diesseits und jenseits des Meeres vertrieb und auch alle ihre Güter einzog. Viele Jesuiten wurden nach Italien (in den Kirchenstaat) transportirt, wo man sie anfangs nicht aufnahm, daher ein Theil derselben schon auf den Schiffen, ein Theil nachher in Corsica, wo ihnen, 2300 an der Zahl, Frankreich einen einstweiligen Aufenthalt bewilligte, im Elend verkam.

Aranda's übriger Ministerthätigkeit lag gleichfalls die modernfranzösische Bildungsanschauung zu Grunde. Doch gieng er vorsichtiger zu Werk, als Squillace und Grimaldi. Außer der Beschränkung des Inquisitionsgerichts und außer einigen wirklichen Verbesserungen im Bergbau und in einigen andern Culturzweigen, hatten seine übrigen Einrichtungen keine Dauer. Im Jahr 1773 mußte er seinen Ministerposten mit einer Gesandtschaftsstelle in Paris vertauschen. Einer seiner Amtsgehülfen, Namens Olavides, gründete durch Deutsche und Schweizer (darunter auch Protestanten) die Colonie Sierra Leone in Westafrika. Weil er den Voltaire'schen Atheismus in Spanien begünstigte, verfiel er dem Inquisitionsgerichte, wurde während seiner zweijährigen Untersuchung im Kerker gehalten und verdankte es nur dem Könige, daß er nicht verbrannt, sondern nach dem Einzug seines Vermögens in ein Kloster gesperrt wurde. Er fand nach einiger Zeit Gelegenheit zu entfliehen, und kam später durch die Erfahrung der französischen Revolutionsgräuel zur Erkenntniß seiner politischen und religiösen Irrthümer. — Der im Jahr 1775 gegen Algier unternommene Eroberungszug der Spanier fiel unglücklich aus; doch ein Krieg mit Portugal über den Besitz der Insel San Sagramento hatte im Frieden von Pardo 1778 den schon oben (K. 1, 2. a. A.) erwähnten nicht ungünstigen Ausgang.

4. Frankreich: Opposition des Parlaments gegen die Jesuiten. Attentat gegen Ludwig XV: Damiens. Die Pompadour und Choiseul gegen den Dauphin und die Jesuiten. Bankerottprozeß des Jesuiten Lavalette. Edict zur Abschaffung des Ordens in Frankreich.

Der Schlag, der die Jesuiten in Portugal getroffen, sollte bald auch in Frankreich auf sie fallen, wenn auch in etwas schonenderer Weise. Dort war er recht eigentlich ein Rückschlag ihres eigenen Thuns, durch das sie zuletzt den Kronen, wie der Tiare selbst gefährlich zu werden schienen. Insbesondere konnten sie in Frankreich in der Verfolgung, die ihren Orden daselbst traf, die Vergeltung für den Verfolgungseifer sehen, mit dem sie daselbst die Jansenisten vernichtet hatten.

Als in Frankreich der Minister Bernis (ein Günstling der am Hofe allmächtigen, oben XXIII. 6, 3. näher geschilderten Frau von Pompadour), welcher 1756 das Schutz- und Trutzbündniß mit Österreich gegen Preußen zu Stande gebracht hatte, noch am Ruder war, gab sich gegen das schändliche und verderbliche Treiben der höhern Stände und besonders des Hofes die erste thätliche Regung des Volksunwillens kund.

Am 3. Jan. 1757, als König Ludwig XV in Versailles eben ausfahren wollte, sprang ein hinter der Treppe lauernder Mensch, Namens Damiens, hervor, drängte sich durch die den König umgebende Garde und stieß ihm ein Messer in die Seite, ohne ihn tödtlich zu treffen. Der Mensch wurde sogleich ergriffen und zur Untersuchung gebracht.

Er hatte als Bedienter bei vielen Herren das schändliche Leben der Vornehmen kennen gelernt und seinen Herren bei ihren sittenlosen Schändlichkeiten in aller Weise Hülfe und Vorschub geleistet; war dann aber einerseits durch die kühnen, theils vom Geist der Zeit aufgestachelten, theils von gegründetem sittlichen Unwillen eingegebenen Reden, die im Parlament wider den König fielen, anderseits durch die Predigten der Jesuiten, welche das unsittliche und unkirchliche Treiben des Hofes straften, im Gewissen angefaßt worden. Weil er aber selbst sittlich verwüstet war, nahm sein grübelnder Geist eine noch verkehrtere Richtung und suchte (durch den Genuß von Opium aufgereizt) sich in jenem Mordanfalle eine Verdienstkrone zu erwerben.

Im Beginn der Untersuchung gegen ihn, erklärte er Mitschuldige zu haben, gab aber keinen, oder nur solche an, bei denen sich keine Mitschuld herausstellte. Da nun, im Falle die That gelungen wäre, bei der Gesinnung des den Jesuiten geneigten, übrigens aufrichtig frommen Dauphin, der Sturz der Pompadour gewiß gewesen wäre, so suchte sie in dem Könige den Verdacht zu begründen, der Dauphin und die Jesuiten seien dem Attentat nicht fremd. Dadurch bewirkte sie eine Spaltung in der königlichen Familie, und es gelang ihr, mit Hülfe des klugen, aber intriganten und stolzen Herzogs von Choiseuil, dem sie an der Stelle des in Ungnade gefallenen Bernis die Leitung des Ministeriums verschaffte, den König noch mehr von allen ihr mißgünstigen Einflüssen ferne zu halten.

Die nun erfolgte schauderhafte Hinrichtung Damiens' auf dem Grèveplatz sollte alle Gegner des Hofs einschüchtern und von ähnlichen Versuchen abschrecken. Es wurde ihm zuerst die rechte Hand verbrannt, dann wurde er mit glühenden Zangen gezwickt und ihm geschmolzenes Blei und Harz, brennender Schwefel und siedendes Öl in die Wunden gegossen, endlich sein Körper von Pferden zerrissen, denen dieß aber erst dann gelang, nachdem man ihm die ungewöhnlich starken Sehnen zerschnitten hatte. Sein Haus wurde niedergerissen und seine ganze Familie aus Frankreich verbannt.

Es wurde nun das Schmachregiment in der alten Weise fortgesetzt. Die Verschwendung des Hofs und der unglückliche, Handel und Gewerbe in Frankreich darniederlegende, schon erwähnte Land- und Seekrieg (dessen Verlauf unten K. 5, 2. näher wird erwähnt werden), steigerte die Unzufriedenheit des Volks. Um sich zu halten, beschloß die Pompadour mit Choiseuil, den Hauptherd der gegen den Hof gerichteten Oppo-

sition zu zerstören. Die vorausgegangene Vertreibung der Jesuiten aus Portugal wirkte auch auf die dem Orden feindliche Stimmung in Frankreich zurück. Man nahm alte und neue, wahre und falsche Argumente gegen ihn hervor, besprach verurtheilend seine unersättliche Herrschsucht, seine laxe Moral, seine gefährliche Casuistik; man erinnerte sich, daß Königsmörder aus den Schulen der Jesuiten hervorgegangen, setzte die That des Damiens mit ihnen in Verbindung und erhitzte den Haß der Menge gegen sie. Diese Stimmung äußerte sich auch in den Parlamenten, wo noch viele geheime Jansenisten saßen, die viel feindlicher gegen die Jesuiten gestimmt waren, als die Protestanten und Philosophen.

Das Streben der Jesuiten, „Alles zu sein, sich in Alles zu mischen, Alles leisten zu wollen", veranlaßte ihren Untergang, wenn auch die Ursachen desselben viel tiefer lagen. In China waren sie als Mandarinen, in Goa als Inquisitoren, in Europa als Beichtväter der Könige die bewegenden und lenkenden Factoren; in Paraguay hatten sie selbst einen geschlossenen Staat; in allen Wissenschafts- und Kunstbestrebungen hatten sie ihre Repräsentanten; in den Colonieen waren sie Handelsspeculanten. Die letztere Richtung sollte ihnen zur Schlinge werden.

Ein Jesuit, Pater Lavalette, hatte auf der Insel Martinique ein so großes Geschäft, daß er eine eigene Bank hielt und daß seine Papiere auf allen Wechselplätzen coursirten. Als ihm aber im siebenjährigen Colonialkriege von den Engländern einige Schiffe gekapert worden waren, machte er Bankerott, und zog viele andere Häuser, besonders in Marseille, mit in den Fall. Diese verlangten von dem Jesuitenprovincial in Paris Entschädigung, wurden aber von ihm damit zurückgewiesen. Nun wandten sich die Beschädigten mit ihren Klagen an das Pariser Parlament. Auf den Einwand der Jesuiten, daß ihnen ihr Orden Handelsgeschäfte zu treiben verbiete, weßhalb man sich nur an Lavalette, der wider die Statuten gehandelt, persönlich halten solle, verlangte das Parlament die Vorlegung ihrer Statuten. Nach genommener Einsicht erklärte dasselbe, daß der Orden, weil er jedes seiner Mitglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichte, auch für jedes derselben haftbar sei und daher die Schulden Lavalette's zahlen müsse. Der Orden, der sich diese Demüthigung hätte ersparen können, wenn er gleich anfangs gezahlt hätte, bequemte sich jetzt dazu. Obgleich nun das Parlament die Entscheidung über die Gesetzmäßigkeit jener Statuten noch weiter hinausschob, so ließ es doch vorläufig die Schulen der Jesuiten schließen und beraubte sie dadurch ungehört eines ihrer wichtigsten Rechte.

Nun wandten sich die Freunde des Ordens, die er am Hofe hatte, an den König und bewogen denselben, eine Commission von 40 Bischöffen zur Prüfung der Ordensstatuten niederzusetzen. Da sich diese Commission (mit Ausnahme einer einzigen Stimme) für die Beibe-

haltung des Ordens aussprach und nur einige Puncte in seinen Statuten mit den Staatsinstitutionen in bessere Übereinstimmung zu bringen beantragte, bestätigte der König die Aufrechthaltung des Ordens durch ein eigenes Edict. Allein das Parlament, vom Herzog von Choiseuil insgeheim bestimmt, wollte dieses Edict nicht einregistriren. Der König, von den Feinden des Ordens bestürmt, und des Streites müde, weil er überhaupt nichts anderes als die ungestörte Befriedigung seiner Genüsse kannte, nahm das Edict wieder zurück.

Der König hatte Duldung versprochen, wenn der Ordensgeneral einen Vicar in Frankreich aufstellen und ihm und den französischen Jesuiten eine von der dortigen Krone abhängige Stellung geben würde. Allein der Ordensgeneral Ricci, eingedenk seiner Pflicht, that dies um keinen Preis, sondern antwortete: Sint ut sunt, aut non sint!

Dadurch ermuthigt, fällte das Parlament das Urtheil der Verwerfung der Ordensconstitution und sprach im Aug. 1762 die Abschaffung des Ordens in Frankreich und die Confiscation seiner Güter aus, worauf die meisten andern Landesparlamente das Gleiche thaten.

Noch aber fehlte die königliche Bestätigung. Da diese Verfolgung des Ordens von Seiten der Parlamente den Jesuiten wieder einige Theilnahme verschaffte, so wurde selbst der König wieder schwankend. Endlich gab er, jedoch nicht aus Überzeugung, sondern nur aus Überdruß an der Sache, dem Andringen Choiseuil's und der Pompadour nach, und erließ im November 1764 das Edict zur Abschaffung des Jesuitenordens in Frankreich, jedoch mit der Milderung, daß er sämmtlichen Ordensgliedern erlaubte, als Privatpersonen, ohne corporative Verbindung, im Lande zu bleiben.

Wie die gewaltsame Unterdrückung der Reformation für die katholische Kirche in Frankreich verderbliche Folgen hatte, so führte auch die ungerechte Verfolgung der Jansenisten (nach Voltaire) für die Jesuiten ein ähnliches Verhängniß herbei.

5. Fortsetzung: Tod der Pompadour und des Dauphin. — Erwerbung Corsica's: Baron Neuhof; Paoli. Choiseuil's Sturz durch die Dubarry. Unterdrückung der Parlamente. Völlige Zerrüttung der Finanzen. Religiössittliche Auflösung der höhern Stände. Steigendes Elend im Volke. Schauderhafter Tod des Königs. Ludwig XVI und Maria Antoinette.

Noch in demselben Jahre starb die Pompadour an der Auszehrung, ohne von dem Könige, dessen Lüsten sie so viele Opfer zugeführt hatte, im Mindesten beklagt zu werden; am 20. December desselben Jahrs starb der Dauphin, der fast „alles Gute hatte, was seinem Vater abgieng"; etwas über ein Jahr darauf (1765) starb des Dauphin's Gemahlin, eine sächsische Prinzessin; im Juni 1768 starb die Gemahlin des Königs, die schmachvoll von ihm vernachlässigte Lescinska. Obwohl man alle diese Todesfälle dem Herzog von Choiseuil zur Last legte, so hielt er sich doch noch im Regiment, worin er jetzt ungehinderter seine staatsmännischen Plane verfolgen zu können hoffte.

Seiner Umsicht verdankte Frankreich um diese Zeit die Erwerbung von **Corsica.** Diese Insel war vom J. 1285 bis 1729 ununterbrochen unter Genua's Herrschaft gestanden. In dem letztgenannten Jahre hatten sich die Corsen, längst des genuesischen Druckes überdrüssig, empört und ihre Freiheit mehrere Jahre hindurch gegen genuesische und österreichische Heere tapfer vertheidigt, ja sich 1736 in dem Baron Theodor von Neuhof, einem Abenteurer aus der Grafschaft Mark, einen König gegeben, der aber, als sich die Genuesen mit Hülfe der Franzosen der Insel bemächtigten, nach Holland entwich, zwar wiederkam, aber nochmals der Übermacht weichen mußte. Als nachher 1741 die Franzosen die Insel wieder verließen, standen die Corsen sogleich wieder gegen die Genuesen auf und widerstanden ihnen, so wie den mit ihnen verbundenen Engländern, mit großer Tapferkeit, bis es ihnen unter der Führung des tapfern Pascal **Paoli** 1755 gelang, ihre Feinde zu verjagen. Darauf faßte Paoli den Plan, Corsica als einen neuen, unabhängigen Staat in die europäische Staatenfamilie einzuführen. Diesem Plane aber stand Frankreich entgegen, weil es mit Recht besorgte, England möchte sich für seine im siebenjährigen Colonialkriege verlorne Insel Menorca durch die Besitznahme von Corsica entschädigen wollen. Der französische Hof erbot sich, die Verfassung, die sich Corsica gegeben hatte, zu garantiren, wenn Paoli die Oberhoheit Frankreichs anerkennen wolle. Da dieser nicht darauf eingieng, so ließ sich das französische Cabinet die Insel Corsica von Genua gegen eine Geldentschädigung abtreten, und unversehens landeten im J. 1768 französische Truppen auf der Insel. Doch brachten sie erst im folgenden Jahre die Corsen zur Unterwerfung; Paoli entfloh und Corsica wurde zum Pays d'état, d. i. zu einer unter französischer Hoheit stehenden, aber von ihren eigenen Ständen verwalteten Provinz gemacht. (Seitdem versorgen Corsica's Wälder, anstatt des verlornen Canada's, die französische Marine mit Schiffbauholz.)

Eben gieng Choiseul mit zwei großen Planen um: er wollte nämlich einerseits mit Spanien einen neuen Seekrieg gegen England, das gerade mit seinen amerikanischen Colonieen im Streit war, beginnen; anderseits die Unabhängigkeit Polens mit schwedischer und türkischer Hülfe herstellen. Mitten in diesen kühnen Entwürfen aber erfolgte sein Sturz. Denn einige Zeit nach dem Tode der Pompadour hatte dem sinnlich unersättlichen Könige derselbe Kuppler, der ihm einst die erste Mätresse zugeführt hatte, eine ganz gemeine, längst vielfach abgenützte Dirne mit Namen L'Ange, zugewiesen, die seine Sinne so einzunehmen wußte, daß er sie zur Gräfin Dubarry erhob und ihr alle Gewalt über sich einräumte. Choiseul, als Träger eines alten berühmten Namens, den er nicht durch die Erniedrigung unter eine solche Person beschimpfen wollte, begegnete ihr mit unverholenster Verachtung und tadelte den König laut wegen seiner Wahl. Dagegen benützten Choiseul's Collegen im Ministerium — der Kanzler Maupou, der Abbé Terray und der Herzog von Aiguillon — die Stellung der Dubarry, um sich den ihnen unbequemen Gebieter vom Halse zu schaffen. Ihren Einflüsterungen, durch die sie Choiseul's Verfolgung der Jesuiten, seine Begünstigung der Parlamente und Philosophen und seine neuen oberwähnten Kriegsplane als eben so viele gefährliche Angriffe auf die Krone darstellten, fanden bei dem Könige um so leichteren Eingang, da Choiseul ihn schon früher durch Spottäußerungen über sein unsittliches Leben gereizt hatte. Ehe sich's daher der bis jetzt allmächtige Minister versah,

ward er 1770 aller seiner Ämter entsetzt und auf eines seiner Landgüter verwiesen.

An die Spitze der nun emporkommenden anti-österreichischen Partei trat nun der Kanzler Maupou, der sich als ehemaliger Präsident des Pariser Parlaments durch seine Willfährigkeit gegen den Hof die Unzufriedenheit jener Körperschaft zugezogen hatte und nun seine Machtstellung vor Allem dazu benützte, sich an diesen kühnen Regierungsgegnern zu rächen. Bereits hatte Ludwig XV nach einem schweren Conflict mit dem Parlament durch ein lit de justice die Befugnisse desselben beschränkt und namentlich die Verbindung der verschiedenen Landesparlamente untereinander verboten. Zum Trotz stellte das Pariser Parlament die Verwaltung der Rechtspflege ein, beschäftigte sich aber, um der Regierung zu zeigen, daß es in andern Beziehungen noch eine Wirksamkeit äußern könne, mit Maßregeln zur Minderung der das Volk drückenden hohen Kornpreise. Plötzlich erhielt jedes Mitglied durch zugesandtes Militär die Weisung, sein Richteramt wieder auszuüben. Da sich aber fast alle Parlamentsglieder deß weigerten, so wurde diese altangesehene, im Volke beliebte erbliche Magistratur unterdrückt und darauf dem ganzen höhern Gerichtswesen eine neue Organisation gegeben, welche am Ende des Jahres 1771 in ganz Frankreich eingeführt und zum Verwundern ihrer Gegner anerkannt wurde.

E. Arnd kennzeichnet diese, lange Zeit hindurch so wichtige Magistratur so: „Das Parlament war eine monarchische, aristokratische und populäre (demokratische) Körperschaft zugleich, aber so, daß diese Elemente sich keineswegs in ihm durchdrangen und keine vollständige Repräsentation des öffentlichen Lebens darstellten, sondern so, daß nur bald diese, bald die andere jener Tendenzen in ihm hervortrat. Es hatte mehr als irgend eine andere Institution das Streben der Könige nach unumschränkter Gewalt begünstigt und ihnen die Rechte der Nation aufgeopfert; es war durch die in ihm seit langer Zeit bestehende Erblichkeit der meisten seiner Stellen, vom Volke durch eine tiefe Kluft getrennt, und hatte sich dennoch immer dem Adel entgegengesetzt; — es war aus dem dritten Stand hervorgegangen, aber immer zugleich ein Feind jeder wahrhaft nationalen Macht, wie die der Reichsstände, gewesen. Es war nicht nur ein grausamer und unerbittlicher, sondern zuweilen auch ungerechter Richter gewesen (z. B. in dem Prozeß des Jean Calas.) Es hatte die Protestanten und Jesuiten verfolgt; es war ein Feind der Hierarchie und der modernen Ideen zugleich. Es lag in seiner ganzen Existenz etwas Widersprechendes, Unzusammenhängendes, was zum Theil aus seinem Ursprunge, seiner Zusammensetzung und Stellung erklärt und entschuldigt werden kann, es aber zur politischen Leitung des französischen Lebens im 18. Jahrhundert untauglich machte und von einer Erneuerung desselben ganz ausschließen mußte. Es war in der letzten Zeit eine mehr moralische, als politische Macht geworden. Es hatte seine Ohnmacht lange hinter seinen hergebrachten imponirenden Formen und Überlieferungen verborgen, aber im Grunde den Glauben an sich selbst seit dem Krieg der Fronde verloren." (XXII. 2, 2.)

Der oberwähnte Prozeß des Jean Calas endete nämlich mit einem gräulichen Justizmord. Jean Calas war ein allgemein geachteter protestantischer Kaufmann in Toulouse: sein ältester Sohn Marc Antoine hatte sich 1761 in einem Anfall von Melancholie erhängt, und der religiöse Fanatismus der katholischen Einwohnerschaft beschuldigte den Vater, seinen Sohn aus Religionshaß ermordet zu haben, weil er habe zur katholischen Religion übertreten wollen. Auf diese Anklage hin ließ das Parlament die ganze Familie gefangen setzen

und verurtheilte den Vater zum Tode. Er wurde den Armen der Seinigen entrissen und hingerichtet, obgleich er stets seine Unschuld betheuerte. Sein jüngster Sohn wurde verbannt; die Mutter und Magd wurden freigesprochen. Einige Zeit darauf lernte Voltaire die unglückliche Familie kennen und erwarb sich das Verdienst, eine Revision des Prozesses zu veranlassen, in Folge deren die Unschuld des Hingerichteten öffentlich erklärt wurde.

Des beständig controlirenden Parlaments entledigt, schaltete nun das Ministerium auch in seinen Finanzoperationen nach größerem Belieben. Um das durch die ausschweifende Verschwendungssucht des Hofs entstandene jährliche Deficit zu decken, nahm Abbé Terray seine Zuflucht zu alten, im frühern Frankreich oft vorgekommenen Kunstgriffen, z. B. zur Verfolgung der Staatspächter und anderer dem Staate verpflichteter Contrahenten, um von ihnen unter scheinbar-rechtlichen Vorwänden Strafgelder zu erpressen, oder geschlossene Verträge brechen zu können; ferner zur Herabsetzung der Zinsen von Staatsschulden, Streichung von Pensionen 2c. Längst hatte der Haupturheber des über Frankreich hereingebrochenen Elends, der herzlos-selbstsüchtige König, selbst erkannt, wie schlecht es mit dem französischem Staat stehe, und oft geäußert, er „wolle nur sehen, wo das Alles noch hinauswolle!" — während er sich doch in seinem verworfenen Genußleben nicht die geringste Beschränkung auferlegte; vielmehr hatte er mit dem frevelhaft-leichtsinnigen Wort: Après nous le deluge! richtig das Ende bezeichnet, dem der Staat entgegengieng.

Zunächst aber kam für den König das Ende — ein Ende mit Schrecken! Er bekam auf dem altgewohnten Weg verbotener Lust durch Ansteckung die Blattern in einem so schauderhaften Grade, daß er bei lebendigem Leibe verfaulte und, von Allen geflohen, am 10. Maj 1774 starb.

Das aus dem Körper eines jungen Landmädchens (einer Müllerstochter) in ihn übergegangene Blatterngift führte durch eine verkehrte Behandlung der Ärzte bald die äußerste Lebensgefahr herbei, die ihm aber seine Umgebung verhehlte. Die Dubarry und Aiguillon ließen keinen Menschen zu ihm, aus Furcht, er möchte den Beistand der Kirche begehren, deren Diener denselben nur unter der Bedingung, daß die Dubarry entfernt werde, geleistet hätten. Mit der zunehmenden Krankheit wuchs die Ansteckung und schon waren an fünfzig Leute am Hofe davon befallen. In schrecklicher Verlassenheit, von schmerzhaften Geschwüren und Euterbeulen bedeckt, lag der 65jährige königliche Sündenknecht da, und nur drei seiner Töchter, bereits alte Jungfrauen, die er ehehin oft verspottet hatte, kamen täglich gewissenhaft, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. (Seine vierte Tochter lebte in einem Nonnenkloster.) Zuletzt, von einem treuen Diener mit seinem hoffnungslosen Zustande bekannt gemacht, verlangte er selbst die Entfernung der Dubarry (die ohnedieß, als sie keine Rettung sah, auf ihren Rückzug bedacht war), und ließ seinen Beichtvater kommen, dem er seine „Angst vor dem Feuerpfuhl bekannte, der seiner in der Ewigkeit warte." Weil aber der Beichtvater, Abbé Moudon, ihn nur auf eine ernste Reue absolviren wollte, so wurde der Groß-Almosenier, Cardinal Roche-Aymon, geholt, der zum Verdrusse des Beichtvaters im Namen des Kranken eine leichte Sündenbekenntnißformel aussprach und ihm das Sterbesacrament reichte. Lebend sah der König bereits seine Arme und und Beine in der Verwesung begriffen, und die schon verfaulten weichern Theile hauchten so pestartigen Geruch aus, daß es fast Niemand bei ihm aushalten konnte. Kaum hatte der König den letzten Athemzug gethan, so eilte

die Hofumgebung nach Choissy, um dem bisherigen Dauphin und der Dauphine, als den nunmehrigen Inhabern der königlichen Würde, zu huldigen. Nur einige Diener blieben beim Leichnam zurück. Da ihn die Ärzte vor Ekel nicht einbalsamiren mochten, ward er eiligst in einen zinnernen, mit Spiritus gefüllten Doppelsarg gelegt und dieser in einer Jagdkutsche, von zwei Wagen mit Huissiers und Geistlichen und von einer Anzahl Berittener (Pagen und Stallknechten) begleitet, in der Nacht „über Stock und Stein" von Versailles nach St. Denys gefahren, wo er in der Königsgruft beigesetzt wurde.

Als der zwanzigjährige Dauphin, Ludwig's XV Enkel, zu Choissy die Nachricht von des Königs Tod erhielt, erschrack er und fiel mit seiner jungen Gemahlin Maria Antoinette, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia, auf die Kniee mit dem Ausruf: „Hilf uns, o Gott, wir sind zu jung zum Regieren!" — Doch „auch ein reiferes Alter würde ihnen unter der damaligen Strömung des Geistes und bei der damaligen Verschiebung politischer Einsicht nicht viel geholfen haben." Denn sein Großvater hatte ihm Frankreich in beispielloser Zerrüttung hinterlassen —: die höheren Stände in religiös-sittlicher Auflösung; das gemeine Volk in Elend und Unwissenheit und doch dabei im erwachenden Gefühl seiner Vernachlässigung voll Erbitterung gegen Höherstehende; der Thron daher bei der Masse in Verachtung; die Gesetze, weil von seinen Wächtern selbst mit Füßen getreten, ohne Ansehen; die Productionskraft des Landes, weil seit so lange her vergeudet, in völliger Abnahme; der Handel in gänzlichem Verfall, — der ganze Staat trotz und unter der Formhülle gesteigerter geistiger Bildung und weitverbreiteter Aufklärung mit einem hypokratischen Gesicht, an dem auch der geschickteste Arzt mit seiner Kunst verzweifelt wäre.

Bevor wir aber in die Auflösungsgeschichte des altbourbonischen Staats eingehen können, fahren wir in der Rundschau der übrigen Staaten fort, an deren Gutem und Schlimmem die neuen Ideen des Geistes der Welt ihre corrosive Kraft zu versuchen geschäftig waren.

6. Die italienischen Staaten: Neapel und Sicilien und das neuerungsgeneigte Regiment Karl's III. Ferdinand's Minderjährigkeit unter Tanucci's Leitung. Vertreibung der Jesuiten. Clemens XIII: Opposition des bourbonischen Hofs in Parma und anderer italienischer Staaten; Maria Theresia's zurückhaltende Stellung gegen den Papst. Die Reformen Clemens XIV. Aufhebung des Jesuitenordens in allen Landen der Welt. Tod Clemens XIV. — Österreichischer Einfluß in Neapel, Tanucci's Entlassung.

Die kirchlichen und politischen Vorgänge in Spanien erstreckten ihren Einfluß auch auf diejenigen Staaten, deren Herrscher mit der spanischen Dynastie blutsverwandt waren, also zunächst auf Neapel und Parma.

In Neapel oder dem Königreich beider Sicilien, das Karl III durch den Wiener Frieden von 1735 dem österreichischen Hause entwunden hatte, waren durch diesen Fürsten und seinen freisinnigen Minister Tanucci bereits gleichfalls der zu Neuerungen im Staatswesen geneigte Geist der

Zeit, doch in gemäßigter Weise, zur Geltung gekommen. Als sodann Karl auf den spanischen Thron berufen wurde, überließ er den Thron von Neapel seinem dritten, erst achtjährigen Sohne Ferdinand und stellte diesen unter Tanucci's Leitung, so daß der Geist der Regierung sich gleich blieb und dabei vom spanischen Cabinet aus seinen Impuls bekam.

Als daher in Spanien die Jesuiten vertrieben wurden, geschah das Gleiche in Neapel und Sicilien: sie wurden dort in der Nacht vom 20. Nov. 1761 plötzlich aus ihren Collegien gerissen und über die Gränze gebracht.

Auf dem Stuhl Petri saß damals noch der schon erwähnte Papst Clemens XIII, ein Mann zwar von reinen Absichten und frommer Gesinnung, aber von strengst hierarchischer Richtung, der die von seinem Vorgänger Benedict XIV an die Weltmächte gemachten Zugeständnisse tief beklagte und fest entschlossen war, keine neuen zu machen, vielmehr die Allgewalt und den ehemaligen Glanz Roms wo möglich wieder herzustellen. Dazu schien ihm der Jesuitenorden nothwendig, und daher suchte er die von allen Seiten auf die Jesuiten gemachten Angriffe abzuwehren. Wie wenig ihm das ungeachtet aller seiner Vorstellungen, Beschwörungen und Bitten bei den Höfen von Portugal, Frankreich, Spanien und Neapel glückte, haben wir gesehen.

Als nun auch der kleine bourbonische Hof in Parma, wo über den erst 14jährigen Herzog Ferdinand du Tillot, ein Franzose, mit dem Titel Marchese di Felino, die vormundschaftliche Regierung führte, keine päpstlichen Bullen mehr ohne die landesherrliche Bestätigung anerkennen wollte, und die Verleihung kirchlicher Pfründen an Nichteingeborne verbot, so bedrohte Clemens den Herzog von Parma mit dem Bann. Als Antwort darauf zog, von Tillot um Hülfe angegangen, der französische Hof Avignon und Venaissin und gleichzeitig der neapolitanische Hof die päpstlichen Lehensfürstenthümer Benevent und Pontecorvo ein. Auch die andern italienischen Staaten, wie Genua, Mailand, Venedig, nahmen gegen den Papst Partei. Nur von Österreich hoffte der Papst noch Hülfe; allein Maria Theresia erklärte ausweichend, da dies eine Staats-, nicht eine Religionsangelegenheit sei, so fühle sie sich nicht berufen, sich darein zu mischen. Nun entsank dem bedrängten Papste der letzte Rest von Muth, und als eines Tages die Gesandten aller bourbonischen Höfe einstimmig von ihm die Aufhebung des gesammten Jesuitenordens verlangten, so brach ihm das Herz und er starb unter Convulsionen, den 2. Febr. 1769.

Die große Macht der drei drohenden Höfe bestimmte das anfangs getheilte Conclave nach längerem Schwanken zur Wahl eines milder gesinnten Papstes und am 19. Mai desselben Jahres bestieg der ursprünglich dem Franciscanerorden angehörige Cardinal Francisco Lorenzo Ganganelli als **Clemens** XIV den päpstlichen Stuhl.

Clemens XIV stand an Geist, Bildung und Adel der Gesinnung allen geistlichen Würdenträgern seiner Zeit voran. Sein tieferer Sinn hatte ihn frühe in das Innere der Theologie geführt, in der er sich an den augustinisch-thomistischen Lehrbegriff hielt. „Wie er von Aristoteles sich bald zu Plato wandte, der seine Seele mehr befriedigte, so gieng er von den Scholastikern zu den Kirchenvätern, von diesen zu der h. Schrift fort, die er mit der Inbrunst eines von der Offenbarung des Wortes überzeugten Gemüthes faßte, an deren Hand er sich dann mit jener stillen und reinen Mystik durchdrang, die in allen Dingen Gott sieht und sich dem Dienste des Nächsten widmet. Seine Religion war nicht Eifer, Verfolgung, Herrschsucht, Polemik, sondern Friede, Demuth und inneres Verständniß." — (Siehe L. Ranke über Clemens XIV in s. Gesch. d. Päpste.)

Gleich am Tage seiner Stuhlbesteigung versprach er einen Nuntius nach Portugal zu senden und hob die Bannbedrohung gegen Parma auf; er mäßigte die Abgaben an die Curie, beschränkte die Einkünfte des hohen Clerus, gestattete in den bourbonischen Landen die Aufhebung vieler ihm selbst unnütz scheinenden Klöster, an denen besonders Portugal und Spanien eine Unzahl hatten, schaffte die Verkündigung der Bulle In coena Domini ab und ließ durch eine Commission von Cardinälen die Sache der Jesuiten untersuchen. Obwohl er anfangs gedacht hatte, den Orden durch eine neue Organisation erhalten zu können, so überzeugte er sich doch nach langer Abwägung der innern und äußern Gründe, (von welchen letztern allerdings der Andrang der gedachten Mächte nicht der schwächste war), von der Unmöglichkeit seiner Erhaltung und erließ am 23. Jul. 1773 die Bulle Dominus ac Redemtor noster, durch welche die Aufhebung des Ordens in allen Landen der Welt ausgesprochen wurde.

Die Hauptstelle dieser Bulle lautet: „Angehaucht von dem göttlichen Geiste, wie wir vertrauen; getrieben durch die Pflicht, die Eintracht der Kirche zurückzuführen; überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von noch andern Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserm Gemüthe verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Ämter, Häuser und Institute." — So wurde denn der Orden, welcher im Grunde zur Bekämpfung des Akatholicismus, insbesondere des Protestantismus, gegründet worden war, seiner Wirksamkeit entkleidet, — einer Wirksamkeit, die allerdings, seit die Akatholiken in der Politik das Übergewicht hatten, keinen Erfolg mehr zu versprechen schien: „es war ein Kriegsinstitut, das für den Frieden nicht mehr paßte."

Die Wirkung dieser Aufhebung war in katholischen Landen eine tief gehende. Da das Papstthum dadurch der fernern Hülfe des Ordens, der doch „den strengsten Begriff der Oberaufsicht des römischen Stuhls verfochten" hatte, geradezu entsagte, so erschien dies als ein Beweis, daß es selber diesen strengen Begriff aufgab und der bisherigen katholischen Opposition eine Berechtigung einräumte. Diese Opposition war sich auch ihres Sieges bewußt: daß sie ihn aber mit Maaß benützen würde, konnte man das von dem in ihr vorherrschenden Geist der Verneinung erwarten?

Der Ordensgeneral Ricci starb während der Untersuchung als Gefangener in der Engelsburg, nachdem er zuvor eidlich versichert hatte, daß die Gesellschaft keinen Anlaß zur Unterdrückung gegeben habe. — Alle katholischen Fürsten nahmen die Aufhebungsbulle begierig an:

Neapel gab alsbald Benevent und Pontecorvo, Frankreich Avignon und Venaissin dem heiligen Stuhle wieder zurück. Von den akatholischen Staaten verboten Rußland und Preußen die Bekanntmachung und Vollziehung der Bulle: Katharina II, weil sie in ihren polnischen Landestheilen die Jesuiten für den Schulunterricht für unentbehrlich hielt, — Friedrich II, weil er sich bei der Mehrheit seiner mit seinen Grundsätzen übereinstimmenden Unterthanen vor den Jesuiten nicht fürchtete; erst drei Jahre darnach gab er die Auflösung derselben als Corporation zu, erlaubte ihnen aber, den Unterricht im k. Schulinstitut zu Breslau fortzusetzen. Erst später wurden in Preußen ihre Güter veräußert, aber aus dem Erlös ein noch heute bestehender Schulfond gebildet. — In den übrigen Staaten wurden die Güter der Jesuiten als herrenloses Gut eingezogen.

Nicht lange nach diesem verhängnißvollen Act päpstlicher Selbstbestimmung wurde Clemens von einer heftigen Unterleibsentzündung befallen, an der er, 69 Jahre alt, am 22. Sept. 1774 starb. Seinen Tod schrieben Jesuiten und Jesuitenfreunde einem Gottesgerichte, die Feinde derselben dagegen den Wirkungen eines langsam schleichenden Giftes zu, das ihm die Rachsucht bereitet habe, obwohl das Gutachten der Ärzte diesen Verdacht nicht bestätigte.

Er soll länger her aus Furcht vor einer Vergiftung sich mancher Gegengifte bedient und dadurch seinen Körper geschwächt haben. Als er ein Halsübel bekam, wendete er ohne ärztliche Berathung Blutegel an: dadurch schwächte er sich noch mehr und bekam ein Fieber, zu dem jene Entzündung hinzutrat, die vollends seinen Tod herbeiführte. Wegen schnell eintretender Auflösung des Leichnams konnte er nicht einbalsamirt werden. — Alle Urtheile und historischen Darstellungen, welche seitdem über den Pontificat Clemens' XIV aus der Feder von Gliedern und Anhängern dieses Ordens erschienen sind, werden in dem mit päpstlicher Genehmigung herausgegebenen Werke des Präfect-Coadjutors des geheimen Archivs des heiligen Stuhls, Professors Dr. Theiner, das den Titel: „Geschichte des Pontificats Clemens' XIV nach unedirten Staatsschriften aus dem geheimen Archive des Vaticans" führt, als durch Täuschungen und Entstellungen getrübt bezeichnet. Dem widersprachen allerdings die Führer der Gegenpartei — Ganganelli's Nachfolger wurde Angelo de Braschi unter dem Namen Pius VI.

In Neapel aber währte Tanucci's gemäßigtes Reformregiment noch bis zu der Zeit, da der junge König Ferdinand, welcher — ob absichtlich oder nicht, ist ungewiß — in der größten Unwissenheit auferzogen worden war, in seinem 18. Jahre mit Maria Caroline, einer Tochter Maria Theresia's, vermählt wurde. Denn von diesem Zeitpunct an trat der spanische Einfluß auf Neapel hinter den österreichischen zurück, weil nach dem Ehevertrage die Königin von dem Tage an, da sie dem Reich einen Erben gab (1777), Sitz und Stimme im Staatsrath bekam. Tanucci wurde entlassen und das Staatsruder anfangs dem Marquis Sambuca, nachher einem Engländer, Namens Acton, anvertraut, um durch ihn das Seewesen emporzubringen. Dieser Mann nahm sogleich eine höchst schroffe Stellung gegen Spanien und Frankreich und regierte ganz im Geiste der neuerungssüchtigen, den Vortheil über das Recht setzenden Staatskunst, und so kam es, daß er, zumal es ihm an Geist und Ruhe mangelte, die Regierung der Königin bei dem ganzen Volke verhaßt machte.

7. Fortsetzung: Toscana. Mailand. Modena. Piemont. Genua. Venedigs Verfall und Erhaltung durch die Eifersucht der Großmächte.

Von den übrigen italienischen Staaten ist in dieser Periode wenig Bedeutendes zu berichten. Toscana war als österreichischer Secundogeniturstaat nach dem Tode des Kaisers Franz I an den zweiten Sohn des Kaisers Leopold gekommen und folgte österreichischen Geschicken. — Das Herzogthum Mailand mit Mantua war ebenfalls von Österreich abhängig. — Modena wurde vom Hause Este regiert. — Das Königreich Sardinien mit Piemont gehörte dem Hause Savoyen und stand während der unehrenhaften Regierung Karl Emanuel's, der im polnischen Kriege und im österreichischen Erbfolgekriege seine Waffen stets dem Meistbietenden geliehen hatte, in geringem Ansehen, obgleich (wie schon erwähnt) sein Gebiet im Aachener Frieden eine Vergrößerung mit den ehemaligen mailändischen Provinzen Tortona und Novara gewonnen hatte.

Die Republik Genua war im österreichischen Erbfolgekriege von den Österreichern eingenommen worden (1748), hatte sich zwar durch einen großen Volksaufstand wieder befreit, mußte aber doch meist französischen Impulsen folgen, wie die Kap. 2, 5 erwähnte Abtretung Corsica's beweist.

Die Republik **Venedig** war so herabgekommen, daß sie während der im österreichischen Erbfolgekrieg um Parma und Toscana sich bewegenden Kämpfe, ungeachtet ihres passiven Verhaltens, sich doch zum Tummelplatz der streitenden Parteien hergeben mußte und nach dem Frieden ihr Gebiet enger als je eingeschlossen sah. Die Neutralität, welche Venedig auch in dem darauffolgenden großen europäischen Kriege beobachtete, war nichts als eine Folge seiner politischen Unbedeutenheit, die so groß war, daß sich die entarteten Nachkommen der ehemaligen Eroberer Konstantinopels zu einem Tribut an die Barbareskenstaaten verstanden, um ihren von denselben gefährdeten Schiffen Ruhe zu verschaffen. Daß Venedig als Staat überhaupt noch existirte, hatte es hauptsächlich der gegenseitigen Eifersucht der großen Mächte zu danken. — Wie nachher auch in diesen Staat die Gewalt der neuen reformirenden Zeitideen eindrang, um den Geschicken der Republik eine andere Gestalt zu geben, wird sich weiter unten zeigen.

3. Kapitel. Die österreichische Monarchie unter Joseph II und Rußlands Wachsthum unter Katharina II.

1. Das Ende Maria Theresia's. Joseph II Alleinherr. Mißtrauen Friedrich's des Großen gegen ihn. Joseph's Versuch Bayern gegen die Niederlande einzutauschen. Einspruch Friedrich's. Seine Stiftung des deutschen Fürstenbundes: politischer Grundgedanke desselben. Letzte Tage und Ende Friedrich's des Großen.

Wir kehren zu der letzten Regierungsperiode Friedrich's des Großen und Joseph's II zurück, bevor wir über England und seine ost- und westindischen Colonieen den Übergang zu einer neuen Zeitepoche machen.

Nach dem kurzen bayrischen Erbfolgekriege (K. 1, 3.) war in Deutschland wieder Ruhe eingetreten. Noch einmal schien sich, und zwar bei der bevorstehenden Erledigung des Kurfürstenthums Köln und des Bisthums Münster, zwischen Friedrich II und Maria Theresia ein Zerwürfniß bilden zu wollen, indem beide einen andern Coadjutor aufstellten, und der österreichische Seits vorgeschlagene jüngste Sohn Maria Theresia's, Erzherzog Maximilian, zum Coadjutor und künftigen Nachfolger des damaligen alten Kurfürsten erwählt wurde. Allein Friedrich ließ die Wahl unangetastet. Nicht lange darauf gieng die Kaiserin, welche schon lange her an der Brustwassersucht litt, ihrem Ende entgegen, das sie, keinen Augenblick verlassen von ihrem schmerzlich ergriffenen Sohn Joseph, mit christlicher Heiterkeit und klarbewußten Sinnen erwartete, und allgemeine Klage erhob sich in der Hauptstadt, wie im Lande, als die edle Frau am 29. Nov. 1780 starb.

Sie war von Gestalt groß und von ebenmäßigem Gliederbau und in frühern Jahren von sehr großer Schönheit des Angesichts, welche jedoch durch die Blattern, die sie in ihrem 49. Lebensjahre bekam, ziemlich gelitten hatte. Von da an bekam es auch ihre Kammerfrau, die vorher in Bezug auf das Ankleiden und Frisiren ihrer Herrin keinen leichten Dienst gehabt hatte, merklich besser. — Ihren Gatten hatte Maria Theresia treu geliebt, obwohl sie ihm die nicht ganz gehaltene Treue mehrmals verzeihen mußte. Jährlich am Sterbetage desselben besuchte sie sein Grab, und als ihr bei zugenommener Corpulenz das Hinabsteigen in die Gruft anfieng schwer zu werden, ließ sie sich durch eine Maschine hinab- und hinaufwinden, und als einst während des Hinaufziehens das Seil riß, nahm sie dieß als ein Zeichen naher Wiedervereinigung und rief: „Er will mich nicht mehr von sich lassen!" Es war auch ihr letzter Besuch. — Vermöge ihres sanguinisch-cholerischen Temperaments war sie leicht aufgebracht, aber auch leicht besänftigt, und wenn sie Jemanden Unrecht gethan zu haben glaubte, so entschädigte sie ihn im Übermaaß; wie denn überhaupt ihre Wohlthätigkeit keine Gränzen kannte. Als Mutter war sie das Muster von Sorgfalt; als Regentin thätig und gerechtigkeitsliebend und stets auf die Ehre Gottes und ihres Hauses, so wie auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht, — unter allen Selbstherrscherinnen, welche die Geschichte kennt, eine der besten.

Als Friedrich II ihren Tod erfuhr, schrieb er an einen seiner Minister: „Maria Theresia ist gestorben: eine neue Ordnung der Dinge beginnt!" indem er dachte, Joseph würde nun eine herausfordernde,

weit nach Außen um sich greifende Stellung einnehmen wollen. Dieser aber richtete seine Hauptsorge auf das Innere seiner Staaten, und mehrere Jahre vergiengen ohne einen Conflict zwischen Preußen und Österreich. Stets aber hatte Friedrich ein waches Auge auf Joseph's auswärtige Politik, der er wegen der freundlichen Verbindung desselben mit Frankreich, wo Joseph's Schwester Marie Antoinette den Thron mit Ludwig XVI theilte, und mit Rußland, wo Katharina II sich mehr zu Österreich neigte, nicht traute. Auch blieb die Rechtfertigung dieses Mißtrauens nicht aus. Im J. 1785 suchte Joseph den Kurfürsten Karl Theodor abermals zu bethören, dadurch, daß er ihm zumuthete, dem Hause Österreich das Herzogthum Bayern nebst der Oberpfalz, den Fürstenthümern Neuburg und Sulzbach und der Landgrafschaft Leuchtenberg zu überlassen, und dafür die österreichischen Niederlande (mit Ausnahme von Luxemburg und Namur) unter dem Titel eines Königreichs Burgund einzutauschen und sich zur Ausgleichung der Differenz mit drei Millionen Gulden zu begnügen. Unbegreiflicher Weise waren Frankreich und Rußland damit einverstanden, obwohl auf platter Hand lag, daß dieser Tausch Österreichs Macht bedeutend stärken mußte, zumal die Niederlande für dasselbe ein sehr unsicherer Besitz geworden waren und gegen sonst kaum die Hälfte an Umfang und Einkommen betrugen.

Während das verlangte bayrische Territorium 784 Q.-M. mit 1,300,000 Einwohnern betrug und mehr als 6 Mill. Gulden Einkünfte gewährte, betrug das österreichische Angebot nur 340 Q.-M. mit 1,200,000 E. und nur 3 Mill. Einkünfte. Überdieß wollte der Kaiser alles Heer und Geschütz aus den niederländischen Garnisonen und Festungen herausziehen und bedang sich noch außerdem das Recht aus, in den Hauptandelsstädten nach Belieben Geld aufzunehmen.

Der schwache Karl Theodor hätte sich auch dazu hergegeben, wenn der muthmaßliche Erbe desselben, der Herzog Karl von Zweibrücken, und dessen Bruder Maximilian Joseph der peremtorischen Aufforderung des russischen Gesandten Romanzow zur Zustimmung gefolgt wären und nicht den König von Preußen davon unterrichtet hätten, der sogleich bei der Kaiserin von Rußland Einspruch that und sie aufmerksam machte, daß dadurch ihr Werk, der Teschener Friede, beeinträchtigt werde. Katharina erklärte hierauf, daß sie nie im Sinne gehabt hätte, den Tausch zu erzwingen, und ließ auf Friedrich's Beweis, daß kein Reichsfürst, auch nicht freiwillig, zu solchen Veräußerungen von Reichstheilen die Hand bieten dürfe, die Sache fallen. Auch Frankreich zog nun seine Beiwirkung zum Tausche zurück.

Damit aber ähnlichen Eingriffen des Reichsoberhaupts in den Bestand der deutschen Reichsverhältnisse vorgebeugt werde, nahm Friedrich den von ihm schon früher gefaßten Gedanken zur Stiftung eines deutschen Fürstenbundes auf. Nachdem er vor Allen Sachsen und

Hannover dafür gewonnen hatte, wurde dieser Bund am 23. Juli 1785 von den drei Kurhäusern zu dem Zweck geschlossen, „daß die Reichskreise in ihrem Bestande nicht verletzt und alle Reichsstände bei ihren Ländern und Gerechtsamen, ihren Haus-, Familien- und Erbverträgen unbeschwert bleiben möchten." Ihm traten sodann auch die Herzoge von Braunschweig, Sachsen-Gotha, Weimar, Mecklenburg, Zweibrücken, die Markgrafen von Baden und Ansbach-Baireuth, der Landgraf von Hessen-Cassel, drei Fürsten von Anhalt, (Bernburg, Dessau, Köthen), der Fürstbischoff von Osnabrück und zuletzt auch der Kurfürst von Mainz bei. (Anhalt-Zerbst unterließ den Beitritt: denn der regierende Fürst Friedrich August war der Bruder Katharina's II.)

Der kaiserliche Hof erhob zwar Widerspruch und wollte Preußens Absichten verdächtigen; allein Friedrich verscheuchte in einer einfachen öffentlichen Darstellung alle etwaigen zweifelhaften Bedenken über die Rechtlichkeit und Verfassungsmäßigkeit dieses Schrittes. Seitdem zog sich Joseph noch mehr von den Angelegenheiten des Reichs zurück, dessen schwerfällige Formen sich gegen seine subjectiven Reformabsichten nach allen Seiten hin so spröde erwiesen.

Es ist übrigens klar, daß dieser Fürstenbund nichts weniger als ein Versuch zu einer nationalen Einigung war. Er sollte wohl einen Schutz der sog. deutschen Freiheit abgeben, unter der jedoch Friedrich nur die Selbständigkeit der Reichsfürsten und eine gegenseitige Garantie der kleinen Staaten gegen Österreichs Vergrößerungsplane verstand. Der politische Grundgedanke derselben war kein nationaler. Die Hoffnung des Geschichtschreibers Johannes v. Müller, der ihn anfangs als eine neue Ära des deutschen Reichs begrüßt hatte, konnte sich nicht erfüllen, da der Bund zugleich den Status quo der alten gebrechlichen Reichsverfassung aufrecht erhalten sollte, den Friedrich der Große doch selbst oft genug verspottet hatte. Genau genommen stellten die Motive dieses Bundes (in der Denkschrift des Ministers Hertzberg) den auswärtigen Mächten die Macht, welche Deutschland durch nationale Einheit bekommen würde, als eine Schreckscheuche hin, während man sich doch die Mitwirkung eben dieser auswärtigen Mächte erbat, damit diese Einheit nicht zu Stande komme!

Es war dieser Fürstenbund das letzte bedeutende Regierungswerk Friedrich's des Großen. Er stund bereits hoch im Alter, und obgleich die Kräfte seines Geistes noch merkwürdig frisch waren, so war doch sein Körper durch fehlerhafte Diät geschwächt.

Er behielt im Übrigen bis in sein Alter die gleiche geregelte Lebensweise bei, die oben (K. 7, 10.) beschrieben wurde; auch war er sich in pünctlicher und beharrlicher Ausübung seiner Regentenpflichten stets gleich geblieben. Selbst die Heeresmusterungen hielt er bis in das vorletzte Jahr seines Lebens mit der gewohnten Pünctlichkeit. Auch in seinem Äußern und in seiner Umgebung beobachtete er fortwährend die größte Einfachheit, die sogar mehr als billig das Maaß überschritt, ja in einen gewissen philosophischen „Cynismus" übergieng, indem er z. B. seinen Anzug so sehr vernachlässigte, daß er in abgeschabtem Rock und unordentlich herunterhängenden, schlechtgeputzten Stiefeln, und mit einem von Schnupftabak entstellten Gesichte einen nicht eben königlichen Anblick bot, obwohl seine feurigblitzenden Augen stets den scharfblickenden Geist bezeugten. — In seinen Mußestunden erheiterte er sich noch fort

mit poetischen und prosaischen Hervorbringungen und durch den schriftlichen Umgang mit Männern seiner Geistesrichtung. Selbst mit Voltaire, der ihn doch so sehr gekränkt hatte (K. 7, 10.), knüpfte er das alte Verhältniß wieder an, und erhielt es — da jener in seiner Eitelkeit über des Königs Wiederannäherung froh war, — bis an dessen Ende. Denn als Schriftsteller stand Voltaire ihm stets gleich hoch: „Ich habe, schrieb er ihm 1777, in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke hatten vorher eine zu unanständige Wohnung!" Auch in Scherzen ergieng er sich gegen ihn noch gern. So schrieb er ihm einmal: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation, gewährt mir beständig neue Auftritte: bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtscheine, jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monate neue Minister, kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dieß Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht. — Friedrich selbst war ein fruchtbarer Schriftsteller, so daß seine hinterlassenen Werke eine sehr umfangreiche Sammlung ausmachen, aus der besonders die Geschichte seines öffentlichen Lebens (bis zum Jahr 1779) hervorzubeben ist. (Die authentische Ausgabe der Werke Friedrich's ist von Pertz besorgt.) Von den Männern, die mit ihm im Umgang oder in seiner besondern Achtung standen, waren in der letzten Zeit seines Lebens die meisten abgetreten: d'Argens war 1771 gestorben; General Fouqué starb 1774, Voltaire und Marschall 1773, d'Alembert 1783, und im Januar 1786 gieng ihm der 87jährige Ziethen in's Grab voran.

Der alte König, von der Gattin getrennt lebend, ohne Kinder, selbst mit seinen Brüdern nur wenig umgehend, fühlte sich immer mehr vereinsamt und freudlos. Selbst seine geliebte Flöte blieb liegen, da ihm die Finger den gewandten Dienst versagten. Auch klagte er über Abnahme des sonst so glänzenden Gedächtnisses, wurde mürrisch und mißtrauisch und konnte es nicht leiden, wenn er bemerkte, man glaube, er sei nicht mehr der Alte. Dem positiven Christenthum blieb er zwar fortwährend fremd; doch die christliche Moral vertheidigte er gegen den groben Materialismus, ja er beklagte gegen das Ende seines Lebens, den tiefen Verfall der Sitten, der durch den Unglauben im Volke eingerissen war, und äußerte gegen seinen Großkanzler Carmer: „er wolle seinen kleinen Finger drum geben, wenn er das Land so hinterlassen könnte, wie er es von seinem frommen Vater bekommen habe." — Er hätte es im Alter noch höher bringen können, wenn er seinen Trieb nach stark gewürzten, fetten und unverdaulichen Speisen weniger nachgegeben und sich wenigstens in seinen dadurch entstandenen Krankheiten besser gehalten hätte.

Er bekam zuletzt die Wassersucht in so starkem Grade, daß er den größten Theil der Nächte in fürchterlichen Schmerzen und schlaflos auf seinem Stuhl in vorwärtsgebückter Stellung zubringen mußte. Deßungeachtet ließ er sich noch Kabinetssachen vortragen und schrieb Briefe, bis ihn im Beisein seines Leibarztes und einiger Diener am 17. Aug. Morgens 2¼ Uhr der Tod abrief. Obgleich dieses Ereigniß von Jedermann längst erwartet wurde, so war doch sein Volk, ja ganz Deutschland und Europa, von der Nachricht seines Hintritts, als von etwas für kaum möglich Gehaltenem, betroffen: denn mit ihm schied ein mächtiger Geist, der sein ganzes Zeitalter mit seinem ruhmvollen Namen erfüllt hatte.

„Mit Stolz und Begeisterung (bemerkt A. Geisler in s. Geschichte der neuern Zeit) — schwelgt das preußische Volk in der Erinnerung an diesen großen Genius, von dem der Glaube geht, er schwebe als Schutzgeist über seinen Staaten und wende sich zürnend ab, wenn die Duldung, die Freiheit der Wissenschaft und die Ehre der Nation beeinträchtigt würden. Wie die Alten ihre Helden unter die Götter versetzten, so hat man auch Friedrich's Namen in einem

Sternbilde verewigt: eine unvergängliche Flammenschrift, welche in Finsterniß und Unglück dem Lande die Gewähr bietet, daß der alte Fritz noch lebt, der seinem Volke ein großes Vermächtniß hinterließ: das Bewußtsein politischer Selbständigkeit und Siegesgewißheit gegen jeglichen Feind." — Über jenen Gewährsmann indeß lebt doch noch ein höherer und mächtigerer, auf den der alte Ziethen vertraute, als er sagte: „Ich halte mich an den alten Alliirten da Oben, der streitet für uns und läßt uns nicht sinken!" Und an den sich in allen Lagen zu halten, wird das preußische, ja gesammte deutsche Volk wohl thun! Wo dies noch von den Deutschen geschah, sind sie nicht zu Schanden geworden.

2. Joseph II, die Hoffnung der Freunde der neuen Zeitideen. Seine frühern Reisen und Studien. Beginn seiner Staatsreformen. Aufhebung der Leibeigenschaft. Judenemancipation; Anwendung des Mercantilsystems; Umbildung des Gerichtswesens; Preßfreiheit ꝛc. Ungünstiger Einfluß auf die Wissenschaft und Kunst; Toleranzedict; Aufhebung der Klöster. Pius' VI vergebliche Reise nach Wien.

Der rege Geist, auf den nun in Deutschland die Freunde der neuen Zeitideen vorzugsweise ihre Hoffnungen richteten, war Kaiser Joseph II, welcher seit dem Tode seiner Mutter die ganze Kraft seines Willens und Vermögens auf die Verbesserung der innern Zustände seiner Monarchie richtete. Was er auf seinen Reisen durch Frankreich, Holland und Italien kennen gelernt und seinen aus den Werken der französischen Physiokraten, Encyclopädisten und anderer Philosophen und Staatskünstler geschöpften Grundsätzen förderlich gefunden hatte, suchte er nun, als er selbstherrschend geworden war, in's Leben zu setzen. Das that er aber — vielleicht getrieben von einem dunkeln Gefühl einer ihm nur kurz zugemessenen Lebenszeit — ohne allmähliche Übergänge, ohne vorsichtige Anknüpfung an Gegebenes, ohne Rücksicht auf zu Recht Bestehendes mit so großer Übereilung und Hast, daß der größte Theil des Glücks, das er seinen Völkern zudachte, in das Gegentheil umschlug und der gehoffte Dank in Undank sich verkehrte.

Die oben erwähnten Reisen hatte er noch bei Lebzeiten seiner Mutter gemacht. Er pflegte unter dem Namen eines Grafen Falkenstein zu reisen und hatte nur eine kleine Dienerschaft bei sich. Überall verbat er sich die Empfangsfeierlichkeiten und suchte nur solche Orte und Gelegenheiten auf, wo er sich belehren konnte, wie er denn auch einst eine Einladung zu einem Balle mit den Worten ausschlug: „Ich bin nicht gekommen, um zu tanzen, sondern um zu lernen." Außer den wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen besah er sich vorzüglich die Wohlthätigkeitsanstalten und durchwandelte sogar die mit Kranken und Sterbenden angefüllten Stuben des Hôtel Dieu zu Paris. Auf seine Anregung traten daher auch in seinen Staaten Wohlthätigkeitsanstalten aller Art in's Leben.

Die erste Sorge seiner Alleinregierung war auf die Herstellung eines bessern Beamtenstandes gerichtet, und um allen seinen Unterthanen den freien Genuß der Menschenrechte und freie Bewegung in Anwendung ihrer Kräfte zu verschaffen, hob er die schon von seiner Mutter gemilderte Leibeigenschaft gänzlich auf, stellte den Zunftzwang ab und machte den Juden offene Bahn zum Handel und Gewerbe, zur Bildung und Staatsanstellung.

Um gute Beamte zu bekommen, führte er Conduitenlisten ein und erließ ein merkwürdiges Beamtenregulativ voll gutgemeinter, aber größtentheils idealistischer Vorschriften, wie z. B., daß jeder Beamte in seinem Fache sich alle Hauptentschließungen des Kaisers zu eigen machen müsse; daß jeder einen eigenen Trieb haben und nicht nach Stunden und Seiten arbeiten solle; daß er, weil das Gute nur Eins sei, zwischen Nation, Religion und Stand keinen Unterschied machen dürfe; daß jeder den andern freundschaftlich behandeln und alle ohne Rücksicht auf höhern und niedern Rang von einander lernen sollten u. s. w. — In Bezug auf Geschäfte und Geschäftsstellen befolgte er das System der Centralisation.

In Bezug auf das Handels-, wie auf das Steuerwesen huldigte er ganz den Grundsätzen der französisch-encyclopädistischen Weisheit seiner Zeit, ohne davon die dem Staate, wie den Unterthanen zugedachten Vortheile zu ärnten.

Er errichtete in vielen orientalischen Gebieten Consulate; knüpfte von den Niederlanden aus Handelsverbindungen mit Ostindien, gründete Handelsniederlassungen in China, erschwerte die Einfuhr fremder Producte, überwachte den Schleichhandel auf das strengste, und hob das inländische Fabrikwesen. Er führte die Besteuerung des Grundes und Bodens nach den Verhältnissen des Ertrags ein und ließ zu diesem Zweck binnen fünf Jahren mit großen Kosten das Land vermessen. Weil aber dabei auf die übereilteste und ungeschickteste Weise verfahren und nach diesem Resultate die neue Grundsteuer eingeführt wurde, so entstand unter den Güterbesitzern eine große Klage: denn die meisten waren höher besteuert, als zuvor.

Bei der neuen Einrichtung des Gerichtswesens wurde die Todesstrafe abgeschafft, aber an ihre Stelle Anschmiedung in ewigem Gefängniß oder das Schiffziehen ꝛc. eingeführt. Dabei erlaubte er sich oft, die Criminalurtheile der Gerichtshöfe zu verschärfen und dadurch die Heiligkeit der Gerichtspflege anzugreifen.

Unter die geschärften Strafen gehörte auch die Straßensäuberung der Hauptstadt. Da konnte man neben Verbrechern des gemeinsten Standes angesehene Civil- und Militärbeamte, Barone und Grafen, welche ähnliche Verbrechen begangen hatten, mit geschornen Haaren in der Sträflingsjacke die Straßen kehren oder am Schandpfahle stehen sehen. Die Gleichheit vor dem Gesetz mißverstehend, übersah er bei Abwägung der Strafen die in der Bildung liegende Ungleichheit der zu Bestrafenden.

Er hob zwar die Censur auf, aber die eingeführte Preßfreiheit war von der Art, daß Büchern ganz entgegengesetzter Richtung der Weg versperrt, namentlich wissenschaftlichen Bestrebungen ein großer Zwang angethan wurde, während die frechsten Kritiken in Zeitblättern eine Freiheit genossen, die gerade dem Kaiser und seinen Reformen selbst den größten Schaden brachte, zumal auch der Nachdruck (aus dem merkwürdigen Grunde, damit Geld im Lande bleibe!) erlaubt war. So kam es, daß persönliche Angriffe auf Tugend, Ehre und guten Namen, Hohn und Spott gegen alles Heilige zwei Drittheile von den Werken füllten, die in Österreich gedruckt wurden. Daher konnte auch die Wissenschaft, wenn er auch für sie Lehrer aus Deutschland berief, keine wahren Fortschritte machen, am wenigstens die historische Forschung, von welcher der Kaiser kein Freund war, da ihm die Nationalität der Völker etwas Unwesentliches, überhaupt die Vergangenheit, so wie sie hinter dem 16. Jahrhundert lag, für ihn gar nicht vorhanden

war, ja von ihm für eine Barbarei angesehen wurde! Seine Fürsorge für die Kunst erstreckte sich nur auf das Theater; ja unter ihm und durch seine verkehrten Anordnungen sind zahllose wissenschaftliche und artistische Schätze (z. B. das rudolfinische Kunstkabinet, dessen Localität in eine Caserne umgewandelt wurde) unwiederbringlich verloren gegangen.

So wie bei der materiellen Richtung der Zeit, die den Reichthum und Gewinn zu ihrem Götzen machte, schon weder Wissenschaft, noch Kunst gedeihen konnten, so sah sich besonders die Kirche durch die josephinischen Verordnungen in noch größerem Gedränge. Überzeugt von der Schädlichkeit des Gewissenszwangs erweiterte Joseph schon im Jahre 1781 durch ein Toleranzedict die Rechte der Lutheraner, Reformirten und nicht unirten Griechen, indem er ihnen das Recht der freien Religionsübung, der Erbauung von Bethäusern (doch ohne Thurm und Glocken), der Eidesablegung nach ihren eigenen kirchlichen Grundsätzen, der Erwerbung liegender Güter und bürgerlicher Rechte, so wie der Anstellung in allen Ämtern zusprach. Das war gut; nur erlitt das Edict in manchen Fällen eine widersprechende Anwendung.

Anfangs fand es, wenigstens in Ungarn, bei den Katholiken keinen offenen Widerspruch. Als aber die dortigen, lange unterdrückt gewesenen Protestanten diese Freiheit zu Angriffen gegen die katholische Kirche und zum Proselytenmachen benützten, so entstunden Klagen, so daß der Kaiser festsetzte, jeder Katholik müsse sich vor seinem Übertritt zum Protestantismus einem sechswöchentlichen Unterricht im katholischen Glauben unterwerfen und nach seinem Übertritt dem katholischen Pfarrer die herkömmlichen Gebühren zu zahlen fortfahren. Als sich eine Deisten-Secte in Böhmen aufthat, wurde sie mit Gewaltmitteln (z. B. durch Stockschläge, Confiscation, Übersiedlung in das Banat) unterdrückt. Katholiken, welche erklärten, sich den josephinischen Anordnungen nicht fügen zu können, zwang er zur Auswanderung, weil er dem Gewissen keinen Zwang anthun wolle!

Sodann erfolgte die Aufhebung derjenigen Klöster, deren Beschäftigung nur in Beschaulichkeit, nicht in nützlicher Thätigkeit bestand, so daß sich nun 46,000 Klosterfrauen und Klosterbrüder in einer ihnen fremden Welt mit geringem Gehalt fortbringen mußten. Die Klostereinkünfte wurden dem Religions- und Studienfond zugewiesen. Diese und noch viele andere Eingriffe in die kirchlichen Rechte und päpstlichen Befugnisse machten natürlich unerhörtes Aufsehen, verletzten viele katholische Interessen und erregten die höchste Besorgniß des Kirchenoberhaupts.

Nach der Aufhebung von 700 Klöstern bestunden in österreichischen Landen noch 1400, deren Verbindung mit auswärtigen Ordensobern oder Congregationen verboten wurde. Andere dergleichen Verordnungen waren: Keine päpstliche Bulle durfte ohne das landesherrliche Placet verkündigt werden; die jungen Theologen durften nicht mehr in das Collegium romanum zu Rom oder zu Padua eintreten. Die bischöflichen Seminarien wurden aufgehoben und kaiserliche nach anderen Grundsätzen eingerichtet. Alle Geldsendungen nach Rom wurden untersagt; größere Pfarreien in kleinere getheilt; der Ersparniß wegen sollten Beerdigungen nicht mehr in Särgen, sondern in Säcken geschehen!! Die Verleihung geistlicher Pfründen in der Lombardei behielt der Kaiser sich vor. Die päpstlichen Nuntien sollten hinfort nur als poli-

tische Gesandte betrachtet und behandelt werden. Er stellte die Wallfahrten ab, führte deutsche Kirchenlieder im Gottesdienste ein, erlaubte die Übersetzung der heiligen Schrift in der Landessprache u. s. w.

Da keine Vorstellungen und Bitten des Papstes um Zurücknahme dieser Verordnungen Gehör fanden, so beschloß Papst Pius VI (der schon erwähnte Nachfolger Clemens XIV) im Vertrauen auf den Zauber seiner Würde und seiner einnehmenden Persönlichkeit nach Wien zu reisen, um den Kaiser umzustimmen. Doch Pius richtete durch alle seine Beredsamkeit nichts aus und kehrte nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in der Kaiserstadt — gewissermaßen gedemüthigt — wieder nach Rom zurück und mußte froh sein, daß es nicht zu einer gänzlichen Losreißung von Rom kam.

Mehrere Cardinäle hatten ihm die Reise widerrathen, die er unternahm, nachdem er durch ein Breve die Bulle Ubi papa, ibi Roma aufgehoben hatte. Die Reise glich übrigens einem Triumphzug und ganz Wien war in Bewegung, um des apostolischen Segens theilhaftig zu werden, welchen der Papst täglich von einem Balcon der Hofburg aus den Tausenden ertheilte, die von Nah und Fern herbeizogen. Als ihm der Kaiser seine Großen vorstellte, küßten ihm alle die Hand, nur der Minister Kaunitz schüttelte sie bloß. Die Feierlichkeiten der Osterzeit gaben dem Papste Gelegenheit, sich in seiner ganzen hohenpriesterlichen Würde zu zeigen, so daß seine Anwesenheit wenigstens die Wirkung hatte, daß das katholische Gefühl der Menge wieder neu belebt wurde. Kaiser Joseph überhäufte den Papst zwar mit vielen Ehrenbezeugungen, ließ sich aber mit ihm nur ein einziges Mal auf ein Gespräch über kirchliche Angelegenheiten, nicht aber auf Verhandlungen ein. Als der Papst Wien verließ, begleitete ihn der Kaiser bis Mariabronn, wo sie in der Klosterkirche zusammen beteten. Kaum war der Papst abgereis't, so ließ der Kaiser dieses Kloster aufheben. Da nun ein gereizter Briefwechsel eintrat, erschien der Kaiser plötzlich in Rom und theilte dem spanischen Geschäftsträger mit, daß er im Sinne habe, die katholische Kirche der österreichischen Monarchie von dem päpstlichen Stuhle abzutrennen und des Papstes Oberherrlichkeit in Kirchensachen nicht mehr anzuerkennen. Die gründlichen Vorstellungen dieses Mannes — es war Ritter Aranda — daß ein solcher Schritt den apostolischen Primat zerstören und den Fanatismus der katholischen Völker aufregen würde, bewogen doch den Kaiser den Gedanken an einen Bruch aufzugeben und sich überhaupt gegen den Papst von nun an mit weit mehr Rücksicht zu benehmen und ihm doch Manches von dem einzuräumen, was er ihm in Wien verweigert hatte.

3. Fortsetzung: Joseph II. Mißstimmung in allen Ständen. Verletzung der Verfassung in Ungarn; der Straßenkampf. Aufruhr in Siebenbürgen. Unkluge Behandlung der Niederlande. (Zusammenstoß mit Holland.) Vernichtung der Ständeprivilegien und Volksfreiheiten. Steuerverweigerung.

Bei diesen Überstürzungen in der Umformung des ganzen innern Staatsorganismus, die keine Rechte, Sitten, Gebräuche und selbst keine Gewissensüberzeugungen beachteten, erzeugte sich in allen Ständen und Provinzen die tiefste Mißstimmung, und da Joseph auch in das Innere der Nationalitäten mit der größten Rücksichtslosigkeit einschnitt, mußte er inne werden, daß er eine Gränze überschritten habe, die einzuhalten ihm die einfachste Klugheit hätte rathen sollen. An Ungarn und Siebenbürgen, besonders aber an den Niederlanden scheiterte seine absolutistische Staatsweisheit völlig.

Die Ungarn hatten gehofft, der Kaiser werde bei ihnen seine Krönung und einen Landtag halten, und hätte er dieß gethan, so würde er gewiß, besonders wenn er seiner Mutter schonende Weise beobachtet hätte, manche heilsame Reformen daselbst auf gesetzliche Weise durchgeführt haben. So aber unterließ er nicht nur die Krönung, sondern ließ auch zum Schmerze der Ungarn die Krone des h. Stephan, diesen Gegenstand 800jähriger Verehrung für die Magyaren, nach Wien in die Schatzkammer bringen. Dem Ständewesen und den Landtagen abgeneigt, vernichtete er, durch Eintheilung Ungarns in zehn Kreise und durch das Gebot des amtlichen Gebrauchs der deutschen Sprache, die ungarische Verfassung. Alle Protestationen und Gegenvorstellungen des Adels halfen nichts. Deßungeachtet enthielten sie sich ihrerseits jeder Gewaltthätigkeit und blieben zehn Jahre hindurch in den gesetzlichen Schranken. Aber desto fester hielten sie an ihrer Sprache, die von da an wieder zum Leben erwachte, während sie, wie oben erwähnt, unter Maria Theresia in den höhern Ständen großentheils angefangen hatte, sich zu verlieren.

In Siebenbürgen aber entzündeten ein paar Walachen durch falsche Vorstellungen die unwissende Menge zu einem gräulichen Aufruhr gegen die adeligen Gutsbesitzer, wobei viele Schlösser und Dörfer zerstört und viele Edelleute getödtet wurden. Der Aufstand mußte durch das Militär gedämpft werden und verursachte dem Kaiser, der seine gute Absichten so verkannt sah, vielen Schmerz.

Des Kaisers Mißkennung der eigenthümlichen Verhältnisse der Niederlande und sein rücksichtsloses Verfahren in diesem für Österreich von jeher schwierig zu behandelnden Lande führte dort zu noch grelleren Mißhelligkeiten, selbst zu einem Zusammenstoß mit dem Auslande. Zuerst erzwang er die Aufhebung des zwischen den österreichischen Niederlanden und den Holländern bestehenden Barrièretractats. Es hatten nämlich in den Gränzfestungen, welche Holland und die Niederlande gegen Frankreich schützen sollten, die Österreicher und die Holländer gleiches Besatzungsrecht. Als Joseph zur Alleinregierung gelangte, ließ er, im allzugroßen Vertrauen auf sein gutes Verhältniß zu Frankreich, die Holländer bedeuten, sie sollten ihre Truppen aus den Festungen ziehen, weil er sie schleifen lassen wolle. Vergebens entgegneten die Holländer, diese Festungen dienten zum Schutze ihrer Republik: er ließ sie schleifen, ohne zu ahnen, daß nach seinem Tode auch Österreich diese Festungen (Frankreich gegenüber) schwer vermissen würde!

Das den Holländern früherhin von den Spaniern eingeräumte Recht der Scheldesperre, welches ihnen Joseph streitig machte, so wie die zwischen Holland und den österreichischen Niederlanden noch schwebende Gränzberechtigung führte zu einem weiteren Conflict mit der Republik. Als der Kaiser die Schelde befahren ließ und die

Holländer auf seine Schiffe schossen, rüsteten sich beide Mächte zu einem Krieg, den jedoch Frankreich's Vermittlung abwendete, indem es die Holländer dahin brachte, den Kaiser für die Scheldefreiheit mit 5 Mill. zu entschädigen, wozu dann Frankreich noch 4½ Mill. legte, um der kaiserlichen Forderung zu genügen, und sich selbst die größern Kosten eines Kriegs zu ersparen, in den es mit hineingezogen worden wäre. Außerdem mußten die Holländer noch einige Gränzdistricte abtreten, einige Festungen einräumen und die Oberaufsicht des Kaisers über die innere Schelde von Antwerpen an bis zur Spitze des Ländchens Saftingen anerkennen.

Der Umstand, daß der Kaiser die Scheldeöffnung nicht ganz durchsetzte und sich durch Geld abfinden ließ, erkältete die anfängliche Zuneigung der Niederländer zu ihm, indem sie glaubten, er habe „den Vortheil der Niederlande aus Geldgier verkauft." Als sie vollends erfuhren, daß er die Niederlande für Bayern umtauschen wollte (denn dieses oben erzählte Tauschproject fiel in diese Zeit), so steigerte sich ihre Abneigung gegen ihn. Seine tiefeingreifenden Änderungen im Kirchenwesen erregten die Unzufriedenheit der Geistlichkeit und das Murren des Volks; als dann vollends seine gewaltsam umstürzenden Verordnungen im Verwaltungswesen durch Centralisation, neue Provinzeneintheilung, Umwandlung des Gerichtswesens, alle Freiheiten und Privilegien der Stände und des Volkes vernichteten, und der Kaiser ungeachtet seiner guten Absichten als „der größte Absolutist seines Jahrhunderts" bewies, daß er „fremde Rechte nur achtete, wenn sie mit seinen Ansichten nicht im Widerspruch standen", so bereitete sich durch die Steuerverweigerung in Brabant ein Aufstand vor. Einige Nachgiebigkeit des Statthalters steifte dann die Opposition, und Militärentfaltung und Blutvergießen mehrten den Geist des Widerstandes, der sich in verschiedenen Städten Brabants offen regte. Unterhandlungen halfen nichts; geheime Clubs zur Wahrung der Volksrechte bedeckten das Land, und es fehlte nur noch die gelegentliche Veranlassung zum allgemeinen Losbruch.

4. Joseph II im Bündniß mit Rußland gegen die Türkei. Rußland unter der Autokratie Katharina's II. Neue Gouvernementseintheilung. Städteordnung. Verbesserung des Looses der Kronbauern. Sorge für Hebung der Bildung. Toleranz. Abschaffung der Kronmonopole. Gründung von Odessa. Katharina's Encyclopädistenweisheit. Potemkin.

Während sich so in den Niederlanden ein Aufstand zur Abwehr der Doppelgriffe des österreichischen Adlers vorbereitete, war Joseph durch seine freundschaftliche Verbindung mit Rußland's Beherrscherin im Begriff, einen Türkenkrieg zu beginnen. Vor der Angabe seines Verlauf's ist es jedoch nöthig, auf Katharina's Regierung überhaupt und insbesondere

auf ihr Verhältniß zur Türkei zurückzukommen, das wir bis zum Frieden von Kainardsché betrachtet haben (K. 1, 2.).

Zunächst nun wollen wir uns jene Herrscherin selbst, die ihrem großen Reiche einen so mächtigen Aufschwung gab, in ihrem innern Walten noch näher vergegenwärtigen, als es oben Kap. 1, 1. geschah.

Katharina II beherrschte ein Reich, dessen Größe und Zusammensetzung dem jedesmaligen Autokraten die Verwaltung und Beaufsichtigung seiner Länder sehr erschwerte. Um daher diesem Staate eine besser gegliederte und leichter zu übersehende Einrichtung zu geben, ließ Katharina eine neue Eintheilung der vorher so ungleichen Gouvernements vornehmen. Jede der neuen Statthalterschaften umfaßte ungefähr 400000 Einwohner, und hatte eine Hauptstadt, in welcher der Statthalter die Verwaltung hatte, während die Justiz besonderen Behörden zugewiesen war, die nach dem Grundsatz, daß Jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden solle, in Obergerichtshöfe für den Adel, und in Untergerichtshöfe für den freien und halbfreien Bauernstand zerfielen.

Außer diesen Gerichten bestand in jedem Gouvernement noch 1. ein Gewissensgericht, das Streitigkeiten in Güte zu schlichten versuchte und über Vergehungen der Unmündigen und Geisteskranken zu urtheilen, so wie der Bedrückten und Gefangenen sich anzunehmen hatte; 2. eine Behörde, welcher die allgemeine Fürsorge für alle Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten anvertraut war.

Da jedes Gouvernement in Kreise getheilt war, davon jeder wieder eine Kreishauptstadt hatte, so mehrte sich dadurch die Zahl der Städte (davon sie 200 anlegte), und dadurch bildete sich ein vermehrter Bürgerstand, an dem es noch sehr gefehlt hatte. Um die Städte zu heben und ein wahres Bürgerthum zu gründen, gab Katharina eine neue Städteordnung und ertheilte den Städten mehr Freiheiten und Rechte. Auch stellte sie gewisse Bedingungen fest, unter denen der Kronbauer in den Bürgerstand, und der Bürger in den Adelstand gelangen konnte. Dem bestehenden Adel jedoch bestätigte sie in einem kaiserlichen Freibrief seine bisherigen Vorrechte.

Unter die Vorrechte des russischen Adels gehört die Personal- und Grundsteuerfreiheit, die Freiheit unbeschränkter Vermögensverwaltung, das Recht von seinen Leibeigenen Abgaben und Dienste zu fordern, die Freiheit von der frühern Verpflichtung, dem Staate eine gewisse Reihe von Jahren zu dienen, die Freiheit von Leibesstrafen, das schon oben berührte Recht, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden.

Um den Stand der freien Leute zu heben und zu mehren, ertheilte sie allen in öffentlichen (geistlichen und weltlichen) Erziehungshäusern unterhaltenen Kindern bei deren Austritt die persönliche Freiheit, und zog viele neue Ansiedler in das Land. Um das Gefühl der persönlichen Freiheit zu erhöhen, verbot sie in einem eigenen Ukas, das Wort Sclave zu gebrauchen; und um der Freiheit durch Bildung ihren höhern Werth zu verleihen, sorgte sie in allen Gouvernements für Schulen und

Bildungsanstalten aller Art und bemühte sich, durch Förderung der Wissenschaft und Kunst die Russen auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben.

Um die russische Sprache zu vervollkommnen, beauftragte sie die Academie der Wissenschaften mit der Ausarbeitung eines Wörterbuchs; ließ durch eine eigene Übersetzungscommission ausländische Literaturerzeugnisse in's Russische übersetzen, und übersetzte selbst mehrere französische Werke (z. B. den Belisar von Marmontel); ja sie verfertigte selbst Bühnenstücke, in denen sie auf die Sitten und den Character ihres Volks zu wirken suchte und sogar ihre politischen An- und Absichten durchmerken ließ. So z. B. deutete sie in einem ihrer Schauspiele, das den Titel Oleg führt, die Eroberung des türkischen Reichs als Ziel ihrer auswärtigen Politik an. Eben so machte sie selbst den Anfang zu einem vergleichenden Sprach-Wörterbuch. Um die Academie der Wissenschaften gemeinnütziger zu machen, sandte sie viele Mitglieder derselben in die Provinzen auf naturhistorische, archäologische, nationalökonomische &c. Untersuchungen aus.

In kirchlicher Beziehung befolgte sie aus nationalem Bedürfniß, als Beherrscherin so vieler, auch in der Religion verschiedener Völker, den Grundsatz der Duldung, wiewohl sie selbst der griechischen Confession aus Politik mit Eifer zugethan war und es an Kirchenbauten und Kirchenausstattungen nicht fehlen ließ. Sie schützte die Jesuiten wegen des Schulunterrichts in ihren katholischen Landestheilen, ließ für ihre muhammedanischen Unterthanen den Koran in den kaiserlichen Druckereien besorgen uud stellte die Verfolgung der Secte der Roskolniken ein.

Merkwürdig ist, daß es ihr ohne Widerstand gelang, den großen Grundbesitz der russischen Geistlichkeit unter die Verwaltung einer kaiserlichen Öconomiebehörde zu bringen, die den Geistlichen einen bestimmten Gehalt auszahlt und den Überrest des Einkommens auf wohlthätige Anstalten verwendet.

Um den Handel zu heben, schaffte sie die noch übrigen, von Peter dem Großen noch belassenen Kronmonopole vollends ab, gab den Handel mit inländischen Erzeugnissen gegen gewisse Abgaben frei; ließ ein Seerecht und eine Schiffsordnung aufstellen, schloß Handelstractate, legte Straßen und Canäle an, ließ Werfte für Kauffartheischiffe bauen, gab der Stadt Archangel gleiche Rechte mit Petersburg und gründete Odessa, dem jetzt zu einem Welthandelsplatz wenig mehr fehlt.

Alle diese Bestrebungen, durch welche Rußland rasch auf die Höhe der Cultur geführt werden sollte, waren wohlgemeint, wenn auch viele der auf das Ziel innerer Bildung gerichteten Mittel der naturgemäßen Entwicklung ihres Volkes vorgriffen und daher zum Theil deren Gang störten. Denn ein großer Theil der Ideen, aus denen die Werke dieser Herrscherin hervorgiengen, ruhte auf dem Grund der französischen Encyclopädistenweisheit. Denn auch Katharina huldigte, als Kind ihrer Zeit, der Philosophie und Moral, die von jenem Herde der Aufklärung ausgieng: sie stand gleichfalls mit Voltaire im Briefwechsel, sie gab dem Diderot eine Pension, sie ermunterte den d'Alembert zur Fortsetzung seiner Encyclopädie und schätzte vorzugsweise den Glanz französischer Bildung und Sitte.

Indeß hatte ihr Privatleben eine Seite, die den Ruhm ihres öffentlichen Lebens verdunkelt. Denn wie sie schon als Großfürstin im Umgang mit Männern von Geist und körperlicher Schönheit über die weibliche Schranke gieng, so setzte sie auch als Monarchin Convenienz und Sitte bei Seite, um ihrer Neigung zu leben. So häufig sie aber mit ihren Günstlingen wechselte, so wenig konnte einer sich rühmen, die stolze Kaiserin zu beherrschen, die in Allem mit männlichem Geist selbst zu regieren gewohnt war. Nur der schlaue Potemkin verstand sie lange zu fesseln, weil er, ungeachtet seiner Rohheit, die Gabe hatte, sich Andern, die ihn verdrängen wollten, zur rechten Zeit „furchtbar" zu machen.

Gregor Alexandrowitsch **Potemkin**, geb. 1736 aus einer polnischen Adelsfamilie, studierte anfangs Theologie, trat aber dann in die russische Garde und führte ein wildes Leben, wobei er ein Auge einbüßte. Bei Peter's III Entthronung zog er durch seine Wohlgestalt die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich und erhielt eine Ehrenstufe nach der andern. Als der damalige Günstling derselben, Graf Orlow, sein Bestreben entdeckte, die Gunst der Herrin zu erlangen, schickte er ihn zum Heere, das damals gegen die Türken stand. Auszeichnung im Kriegsdienst war aber für jetzt nicht seine Leidenschaft; vielmehr trachtete er nach der Günstlingsstelle bei der Kaiserin, um seine Ehrsucht und Geldgier desto leichter zu befriedigen. Als daher Orlow sich wegen frechen Benehmens die Ungnade der Kaiserin zuzog, ließ sich Potemkin mit einer Siegesbotschaft nach Petersburg abordnen, um wieder in die Nähe der Kaiserin zu kommen, mußte aber vier Jahre warten, bis ein Anderer, von Orlow eingeschobener, ihm Platz machte. Schon hatte er sich in ein Kloster zurückgezogen, als ihn die Kaiserin holen ließ und zum Günstling erhob. Von nun an war er der Kaiserin unentbehrlich: sie trug öffentlich sein Bildniß auf der Brust, häufte alle Ehrenstellen auf ihn, übergab ihm das Kriegswesen, ja zuletzt die ganze Staatsverwaltung nach Innen und Außen, so daß alle Potentaten Europa's den allmächtigen Minister und Günstling der Kaiserin mit den Zeichen ihrer Huld überhäuften, Kaiser Joseph ihn zum deutschen Reichsfürsten machte, und Friedrich II sich erbot, ihm zur Würde eines Herzogs von Kurland zu verhelfen. Außer einem Ministergehalt von 100,000 Rubeln besaß er die Einkünfte von vielen andern Ämtern und unermeßlichen Gütern, und durfte überdieß über alle Staatseinkünfte verfügen. Alle Untergebene mit Verachtung behandelnd und sich den seltsamsten Launen übersättigter Sinnlichkeit überlassend, gieng er in seinem Übermuth so weit, daß er selbst der Kaiserin zu erkennen gab, er sei eigentlich der Herr im Lande, und nur die Klugheit, mit der er ihr freiwillig andere Günstlinge zur vorübergehenden Unterhaltung zuführte, erhielt ihn 16 Jahre lang auf der Höhe seiner Macht.

5. Besetzung der Krim durch die Russen. Reise Katharina's II durch die Südprovinzen. Joseph's II Zusammenkunft mit ihr in der Krim. Zweiter russisch-österreichischer Türkenkrieg. Verfehlter österreichischer Feldzugsplan. Rückkehr Joseph's. Hauptverlauf dieses Kriegs. Der Friede von Jassy.

Potemkin nun war es, der die Kaiserin in dem Plane bestärkte, die Türken aus Europa zu verjagen. Zu dem Ende betrieb er die Verbindung mit Österreich und bewirkte die Erbauung der Städte Katharinoslav, Mariapol und Cherson, über welcher letztern Stadt Thore die Inschrift gesetzt wurde: „Hier geht der Weg nach Byzanz."

Obgleich noch im Jahre 1779 zwischen der Pforte und Rußland die Unabhängigkeit der Krim auf's Neue festgesetzt worden war, so brachte doch Potemkin durch Bestechung den dortigen Chan zu der Erklärung, daß er sich dem russischen Scepter unterwerfen wolle, und als sich in der Halbinsel deßhalb ein Aufstand erhob, setzten sich die Russen mit Gewalt in der Krim fest. Die Türken, von England und Frankreich verlassen und von Österreich auf Rußlands Betrieb mit Krieg bedroht, gaben den Russen nach, schloßen einen Handelsvertrag und traten in der Übereinkunft vom Jahre 1784 die Krim (unter dem wiederhergestellten alten Namen Taurien) sammt der Insel Taman und der Provinz Kuban, somit den Schlüssel zur ottomanischen Pforte an Rußland ab.

Potemkin, als Gouverneur der südlichen Reichsprovinzen, suchte hierauf, durch Zernichtung aller dortigen Einrichtungen und durch Versetzung der Tartaren in andere Districte, der Halbinsel die russische Form aufzuprägen, verschwendete aber den größten Theil der Summen, die er zum Anbau dieses Landes empfangen hatte. Als daher seine Feinde am Hofe der Kaiserin (namentlich deren neuer Liebling Yermolow) darzuthun suchten, daß seine Verwaltung das Heer, den Handel und den Staatshaushalt zerrütte und die Südprovinzen ruinire, so beredete er die Kaiserin zu einer Vergnügungsreise dahin, auf der er ihr dann durch Täuschungen aller Art den Glauben beizubringen wußte, daß Alles in jenen Landen auf das beste und glänzendste stehe.

Bei dieser Reise der Kaiserin, die sie, umgeben von einem glänzenden Hofstaat und begleitet von fremden Gesandten im J. 1787 antrat, wurde alle Pracht des Orients aufgeboten, um sie zu befriedigen. Festlichkeiten und Huldigungen aller Art „verkürzten den langen Weg" von Petersburg bis Kiew. Von Kiew an, wo eine kleine Flotte von 50 Schiffen die Herrscherin und ihr Gefolge aufnahm, gieng der glänzende Zug durch die öden Steppen des Südens, denen aber Potemkin durch weither aufgebotenes Volk in Feierkleidern, durch allwärts her zusammengetriebenes Vieh (das immer heimlich in der Nacht von einem Ort zum andern geschafft wurde, um andern Tags das getäuschte Auge der Kaiserin wieder zu ergötzen), und durch Aufstellung gemalter Bretterwände, die in der Ferne das Ansehen von Dörfern boten, den Schein bevölkerter, fruchtbarer und wohlbebauter Gegenden zu geben wußte, — so daß ihm die Czarin in ihrem Entzücken den Beinamen der Taurier gab und durch ein kaiserliches Schreiben seinen Ruhm im ganzen Reiche verkündigen ließ.

Eben auf dieser Reise war es, auf der Joseph II, wie früherhin zu Mohilew, nun zu Cherson mit der Kaiserin zusammenkam und (als Graf von Falkenberg) sie durch die Krim begleitete, so daß die ganze Christen- und Türkenwelt daraus schloß, es sei dabei der Plan zum Sturz des Halbmonds zu Stande gekommen. Um ihren Feinden zuvorzukommen, erklärte die Pforte, getrieben von einer kriegerischen Partei im Divan, und aufgemuntert durch England, Preußen und Schweden, welche eine Erweiterung der russischen Macht nicht dulden wollten, dem russischen Hofe den Krieg. Die Bemühungen des französischen Cabinets, durch Vermittlung dem Ausbruch des Krieges vorzubeugen, hatte Potemkin

durch absichtlich herbeigeführte Verwicklungen zu vereiteln gewußt. — Gleich bei der Kriegserklärung (1787) ließ die Pforte den russischen Gesandten Bulgakow in das Schloß der sieben Thürme sperren.

Nach einer feierlichen Aufforderung Katharina's an alle christlichen Mächte, ihre Gebete und Streitkräfte gegen den Erbfeind der Christenheit zu vereinigen, begann der zweite russisch-österreichische Türkenkrieg (1788–1792).

Während ein russisches Heer unter Romanzow bis an den Dniester vorrückte und ein zweites unter Repnin sich zwischen dem Dnjepr und Dniester langsam sammelte (weil es an Mitteln fehlte), Potemkin aber von der Krim aus Anstalten machte, Oczakow zu erobern, und die russische Flotte im schwarzen Meer unter dem Prinzen Nassau auslief, die Ostseeflotte aber angewiesen wurde, sich mit einer in Triest sich sammelnden griechischen Flotte zu vereinigen —: rückte die ganze österreichische Truppenmacht von 200,000 M. in fünf Heeressäulen in das türkische Gebiet ein, von denen das Hauptcorps vom Kaiser Joseph selbst befehligt wurde.

Allein der österreichische Feldzugsplan war falsch angelegt: die allzuvertheilte österreichische Armee bildete einen zu großen, weiten Bogen, der leicht durchbrochen werden konnte. In ungeduldiger Hast rückte Joseph gleich vor Belgrad, stand aber von einer Belagerung ab und zog in das Banat, wohin die Türken gedrungen waren. Dort gerieth er durch eine räthselhafte Fügung mit einer Abtheilung seines Heeres in einer finstern Nacht gegen eine andere Abtheilung seines Heeres in's Feuer und mußte froh sein, daß die Türken aus diesem Vorfall keinen Vortheil zogen. Bei Lugosch erlitt er übrigens von ihnen doch eine Niederlage. Dem tapfern Prinzen Lichtenstein mißlang der Angriff auf Dubitza, das jedoch später Loudon erstürmte, während der Herzog von Coburg Choczym eroberte und einen Theil der Moldau besetzte.

Als jedoch die Russen durch einen Einfall der Schweden unter Gustav III (K. 1, 5.) abgehalten wurden, mit größerer Macht in der Türkei aufzutreten, so hatten auch die Anstrengungen der Österreicher nicht den gehofften Erfolg. Unmuthig und krank kehrte Joseph, während eines auf drei Monate geschlossenen Waffenstillstands im Dec. 1788 nach Wien zurück, indeß seine Heere im türkischen Kriege fortkämpften, bis sein Nachfolger die Theilnahme daran aufgab. Ungeachtet dann Rußland, besonders nach der Beilegung des schwedischen Kriegs, verschiedene Vortheile erfocht, so sah es sich doch durch die drohende Haltung der meisten europäischen Mächte genöthigt, 1792 den Frieden zu Jassy einzugehen, durch den es das Gebiet von Oczakow bis an den Dniester, der fortan die Gränze wurde, erwarb, dagegen auf die Moldau und Walachei verzichtete.

Die Hauptereignisse dieses Krieges nach Ablauf des vorerwähnten Waffenstillstandes sind folgende: Potemkin eroberte endlich die Gränzfestung Oczakow und richtete dabei unter den verzweifelt sich vertheidigenden Türken ein entsetzliches Blutbad an. Für diese Eroberung

überhäufte ihn die Kaiserin bei seiner Anwesenheit in Petersburg mit den ausgesuchtesten und kostspieligsten Ehrenbezeugungen und Geschenken, indem sie ihm z. B. am Osterfest in der Kirche mit lautem Dank den höchsten Orden verlieh, einen kostbaren Palast (den Palast von Taurien genannt) schenkte, und 6 Mill. Rubeln auszahlen ließ. — Im Feldzug 1789 schlug Suworow die Türken zuerst bei Fokschani und dann am Rimnik, und eroberte dort ein Lager und hier sogar drei Lager. Loudon eroberte Belgrad und Potemkin die Festungen Galacz, Akjerman und Bender. — Dagegen drang der Großwessir Jussuf über die Donau und in Siebenbürgen ein. Schon bedrohte er des Kaisers Erbstaaten, als der Sultan Abdul Hamid starb und sein Nachfolger Selim III das türkische Heer über die Donau zurückrief.

Im folgenden Jahre (1790) traten zwar die Österreicher vom Kriegsschauplatz ab und Rußland mußte den Krieg allein fortführen. Aber da es der Kaiserin gelungen war, mit Schweden Frieden zu machen, so konnte sie nun ihre ganze Macht gegen die Türken wenden: so daß im Feldzug von 1790 Suworow die Festung Ismail eroberte und Potemkin den ganzen Kuban bewältigte. — Weil jedoch Englands Flotte und Preußens Heer sich gegen Rußland in Bewegung setzten, und Polen, von Preußen aufgestiftet, Miene machte, sich dem russischen Einfluß zu entziehen, Rußlands Kräfte aber bedeutend erschöpft waren, gewann in Katharina die Neigung zum Frieden die Oberhand. Potemkin, der sich gern als Fürst der Moldau und Walachei gesehen hätte, war zwar nicht damit einverstanden und eilte wieder nach Petersburg, um dort dem Einflusse Platon-Subow's, eines neuen Lieblings der Kaiserin, entgegen zu arbeiten. Allein er konnte, ungeachtet einer künstlich angelegten zärtlichen Scene, in welcher Potemkin der Kaiserin knieend für ihre Wohlthaten dankte, und sie, zu Thränen gerührt, ihn umarmte, ihren Entschluß nicht ändern, auf dem sie auch dann blieb, als ein russisches Heer abermals über die Donau drang und einen Sieg bei Maczin erfocht. Denn alle Nord- und Westmächte drangen auf Frieden, und da Katharina sich in Polen weiter zu entschädigen gedachte, so schloß sie am 9. Jan. 1792 den erwähnten billigen Frieden von Jassy, zu welchem sich die noch mehr erschöpfte Türkei gern herbeiließ. — Potemkin aber erlebte den Frieden nicht. Unwillig über den Gang der Verhandlungen, drohte er sie zu stören. Als er eben nach Nicolajew reis'te, ward ihm unterwegs plötzlich unwohl: er wurde aus dem Wagen gehoben und unter einen Baum gelegt, wo er in den Armen seiner Nichte starb (Oct. 1791). Das nachgelassene Vermögen dieses über alle Maßen ehrgeizigen und geldgierigen Günstlings betrug 44 Mill. Thaler.

6. Aufstand der Niederlande. Vertreibung der Österreicher aus Belgien und Unabhängigkeitserklärung. Joseph's zu späte Zurücknahme fast aller seiner Neuerungen in den Niederlanden und in Ungarn. Sein gebrochener Muth und sein Tod. Leopold II. Verständigung mit Preußen. Friede mit der Pforte zu Sistowa. Beilegung der niederländischen Unruhen. Befriedigung Ungarns. Leopold's Krönung. Der Palatinus. Leopold's Tod.

Als Kaiser Joseph von seinen Anstrengungen im Türkenkriege geschwächt und in seinen Hoffnungen auf Kriegsruhm getäuscht in seine Staaten zurückgekehrt war, trafen ihn von den Niederlanden her noch unangenehmere Nachrichten. Dort war es unterdeß zu massenhaften Auswanderungen gekommen, welche durch die strengen Maßregeln des kaiserlichen Militärcommandanten Alton noch zunahmen. Ein Advocat und ein Canonicus, aus den Säckeln der reichen Städte und Abteien unterstützt, betrieben die Anwerbung eines Heers von 10,000 Ausgewanderten,

und ein Manifest der drei flandrischen Stände erklärte den Kaiser seiner Herzogswürde verlustig und die Niederlande für unabhängig.

Die Zurücknahme verschiedener josephinischer Verordnungen half nichts; die Soldaten der ausrückenden Truppen giengen großentheils zum Heer der sog. Patrioten über; bald schloßen sich auch die andern Provinzen (mit Ausnahme von Luxemburg, das allein dem Hause Österreich treu blieb) der Unabhängigkeitserklärung an, vertrieben die Österreicher aus Belgien, und setzten am 11. Jan. 1790 zu Brüssel einen allgemeinen Regierungscongreß ein. — Auf die Nachricht, daß der Generalcommandant Alton sich aus Brüssel habe flüchten müssen, sagte Joseph: „die Räumung Brüssels ist mein Tod: ich sterbe, ich müßte von Holz sein!"

So mußte Kaiser Joseph zu seinem tiefsten Schmerze alle seine Ideale zerrinnen sehen! Mit blutendem Herzen widerrief er alle seine Neuerungen in den Niederlanden, wie in Ungarn, und zertrümmerte so selber das ganze mühsam aufgebaute Werk seines Lebens. Nur das Toleranzedict, die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Parochialeinrichtung ließ er bestehen.

Seine Krankheit, die sich den Winter über vermehrt hatte, nahm seitdem eine rasche Wendung zur Entscheidung, und schon am 20. Febr. 1790 starb der edle Fürst, nachdem er sich selbst in dem Wunsche gekennzeichnet hatte, „daß man auf sein Grab schreiben möchte: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Plane scheitern zu sehen!" Die Grundursache dieses Scheiterns ist ihm freilich dunkel geblieben.

Um zu beweisen, daß er seiner Religion nicht habe schaden wollen, hatte er sich zwei Jahre zuvor (am 16. Dec. 1788) in Gegenwart des Cardinal-Erzbischoffs, des päpstlichen Nuntius und einer großen Versammlung das h. Abendmahl reichen lassen, vor dessen Empfang er laut die seinen religiösen Standpunct bezeichnenden Worte sprach: „Vor dem hier gegenwärtigen Gott, den ich bald als meinen Richter erwarte, betheure ich, daß ich Alles, was ich während meiner neunjährigen Regierung gethan, nur in der Absicht angeordnet habe, das Wohl meiner Unterthanen zu befördern. Sollte ich gefehlt haben, so wird Gott rücksichtlich meiner Absicht und der menschlichen Schwäche, von der kein Sterblicher befreit ist, mit mir Barmherzigkeit haben." In einem Artikel seines Testaments schrieb er: „Ich befehle, daß gegenwärtige Schrift, welche meinen letzten Willen enthält, nach meinem Tode öffentlich bekannt gemacht werde, und bitte diejenigen, welchen ich vielleicht gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, mir als Christen oder als Menschen zu verzeihen. Ich bitte sie zu bedenken, daß ein Monarch auf dem Throne, wie der Arme in seiner Hütte, Mensch bleibt und daß beide denselben Irrthümern unterworfen sind." Drei Tage vor seinem Tode erlebte er noch den Schmerz, daß seine zärtlich geliebte Tochter, die Herzogin Elisabeth von Württemberg, bei der Geburt einer Tochter starb; er ließ sich das Kind bringen, herzte es unter Thränen und sagte dann: Nehmt es hinweg, denn mein Ende naht! Von seinen treuesten Dienern und Freunden nahm er rührenden Abschied und noch in der Nacht vor seinem Sterbemorgen dictirte er Briefe an ihm werthe Personen. Dann ließ er sich von seinem Beichtvater vorbeten und hörte gesammelt zu, wie ihn denn sein Bewußtsein bis zum letzten Augenblick nicht verließ.

Enthält auch das belobte Wort: „Friedrich II war zu klug, um liberal zu sein, Joseph II aber zu liberal, um klug zu sein", eine gewisse Wahrheit, so ist eben so unläugbar, daß, wie viel dem klügsten sowohl, als dem liberalsten Streben am Ankergrund des wahren Heils fehlt, eben so viel seinen Werken stets an Sicherheit des Bestandes abgehen wird. Was jedoch in den Werken dieser beiden Fürsten wirklich weise war, das hat sie auch weit überdauert.

Da Joseph keinen Leibeserben hatte, so übernahm der Ordnung gemäß sein Bruder Leopold, bis dahin Großherzog von Toscana, im Alter von 43 Jahren die Regierung Österreichs und damit die schwere Aufgabe, die abgefallenen, und im Abfall begriffenen Völker der Monarchie zu beruhigen, und das gestörte Verhältniß zu den ausländischen Mächten herzustellen. Seine Besonnenheit und Mäßigung griff nicht fehl.

Das Erste war, daß er sich mit Preußen zu verständigen suchte, das kurz vor Joseph's Tode sich mit der Pforte verbunden und gegen Österreich zu rüsten begonnen hatte. Nach einigen scharfen, selbst von einer nochmaligen Waffendrohung begleiteten Erörterungen in Bezug auf den türkischen Krieg und den niederländischen Aufstand kam die Übereinkunft zu Reichenbach (27. Jul. 1791) zu Stande. Mit der Pforte war von Seite Österreichs schon im Sept. 1790 ein Waffenstillstand geschlossen worden, den Leopold im Aug. 1791 in den Frieden von Sistowa (Szistové) verwandelte, welcher zwischen beiden Theilen den Stand vor dem Kriege herstellte, außer daß Alt-Orsowa, jedoch als unbefestigter Platz, bei Österreich blieb. Dabei wurde zugleich die Kraft der frühern Tractate, sowie der dem Handel zugesicherten Vortheile, erneuert. Auch gab bei diesem Frieden die Pforte zum Erstenmale alle Kriegsgefangenen frei.

Eine weitere Folge der Aussöhnung Österreichs mit Preußen war die unbestrittene Wahl und Krönung **Leopold's** II zum Römischen Kaiser (30. Sept. u. 9. Oct. 1790) und die Beilegung der niederländischen Unruhen.

Leopold hatte nämlich gleich anfangs den Niederländern versprochen, ihnen, wenn sie zum Gehorsam zurückkehren würden, ihre früheren Rechte nicht nur zu bewilligen, sondern sie noch auszudehnen und ihnen Amnestie zu gewähren. Die Niederländer aber, durch eine von Frankreich aus angeregte demokratische Patriotenpartei beherrscht, verwarfen das Anerbieten und hofften, ihre Unabhängigkeit mit den Waffen zu behaupten, indem sie dabei auf England, Holland und Preußen rechneten, die stets Joseph's Bestrebungen mißbilligten und zugleich Österreich's Schwächung beabsichtigt hatten.

Allein diese Mächte konnten an der Unabhängigkeitserklärung der Niederländer noch weniger Gefallen finden, zumal die in Frankreich begonnenen Revolutionsbewegungen in Belgien einen Widerhall fanden. — Als daher Österreich 30000 M. in die Niederlande einrücken ließ und die in sich selbst zwiegespaltenen Niederländer sich ohne Unterstützung und ihr Landwehr-Aufgebot unbefolgt sahen, so gab der revolu-

tionäre Congreß nach und unterwarf sich unter den angebotenen Bedingungen wieder der Herrschaft Österreich's, dessen Heer am 3. Dec. 1790 seinen Einzug in Brüssel hielt.

Auch seine Schritte zur Befriedigung Ungarns sah Leopold mit einem guten Erfolge gekrönt. Obgleich schon Joseph ihnen ihre in Wien verwahrte Krone wieder zurückgegeben und seine Neuerungen größtentheils widerrufen hatte, so genügte ihnen das doch nicht. Gleich nach Joseph's Tode hatte sich die zehn Jahre lang niedergehaltene constitutionelle Partei erhoben und war in ihrer Reaction so weit gegangen, daß in manchen Comitaten sämmtliche josephinische Verordnungen öffentlich verbrannt und die Behauptung aufgestellt wurde, es sei durch Joseph's Krönungsunterlassung gewissermaßen die Erbfolge unterbrochen worden, so daß der von Leopold berufene Landtag vor der Huldigung eine Änderung des sog. Inauguraldiploms, d. i. der Urkunde begehrte, die jeder neue König von Ungarn zur Wahrung der Nationalrechte erlassen mußte.

Allein Leopold II erklärte fest, daß er kein anderes Diplom unterschreiben werde, als dasjenige, welches mit Karl's VI pragmatischer Sanction übereinstimme und auch von seiner Mutter anerkannt worden war. Darauf legte sich allmählich der Sturm; die öffentliche Meinung sprach sich für Leopold aus (denn er hatte die Preßfreiheit nur mäßig beschränkt), die Krönung erfolgte, und als der Palatin vom Landtag gewählt werden sollte, überließen die Wähler sogar dem Kaiser die Wahl und erbaten sich seinen Sohn Alexander Leopold für diese Würde.

Nach der herkömmlichen und durch die pragmatische Sanction bestätigten Verfassung stund dem Könige im Verein mit dem Reichstage die gesetzgebende Gewalt zu, die ausübende und richterliche aber nebst dem Rechte der Ämter- und Gnadenverleihung war allein in des Königs Händen. Den Palatin oder Stellvertreter des Königs hatten die Stände das Recht zu wählen: der König aber durfte dazu vier Candidaten vorschlagen, und zwar zwei katholische und zwei nichtkatholische. Der Ständevorstand oder Judex curiae hatte die gesiegelte „Candidation“ in die Sitzung zu bringen, worauf sodann gewählt wurde.

So kehrten allenthalben in den österreichischen Staaten die vom Thron her aus ihren Ufern getriebenen Wasser des staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens in ihre Ufer zurück, und nur das von Frankreich aus über Europa hin drohende Gewitter machte eine angestrengte Wachsamkeit nöthig, welche Leopold am besten durch die von ihm schon früher in Toscana eingeführte und nun von ihm auf die ganze Monarchie ausgedehnte geheime Polizei üben zu können glaubte. Welch' ein Verwaltungssystem er übrigens aufgestellt hätte, läßt sich, da er schon nach zwei Jahren an den plötzlich eingetretenen Folgen einer falschen Selbstcur starb, nicht wohl angeben, wiewohl seine vorausgegangene 25jährige Regierung in Toscana als ein Muster weiser Regierung gepriesen worden war.

4. Kapitel. Einfluß der europäischen Politik auf andere Welttheile: die Ausbreitung der englischen Herrschaft in Ostindien.

1. Überblick über die Reiche Asiens: China, Japan, Persien, Vorderindien. Die Niederlassungen der englisch-ostindischen Compagnie. Das Reich des Großmoguls. (Akbar der Große; Aurengzeb.) Verfall desselben, Bildung eigener Reiche. Heranwachsen der Compagnie durch neue Erwerbungen und Rechte zu einer politischen Macht.

Noch ist bei der Überschau über die Lage und Stellung der europäischen Staaten vor dem Eintritt des neuesten oder Revolutionszeitalters das wichtige England übrig, das im Großrath der Nationen eine immer entscheidendere Stimme bekam, zumal als um die Zeit, da es unter Georg III durch den Pariser Frieden (1763) in Westindien und in Amerika ansehnlichen Zuwachs erhielt, auch seine Macht in Ostindien zu wachsen begann (s. oben XXIII. K. 8, 5. und unten XXIV. K. 5, 1—6).

Werfen wir zuvörderst einen raschen Blick über die damaligen Reiche Asiens, so gewahren wir daselbst im Anfang dieser Periode vier selbständige Reiche: China, Japan, Persien und Indien, und finden, daß der Norden Asiens unter dem russischen Scepter, der Westen unter dem Halbmond stand. **China**, das seit 1644 von den Mandschu beherrscht ist, desgleichen Japan waren fortwährend allem ausländischen Verkehr verschlossen, und vergebens bemühten sich die Jesuiten in beiden Reichen, dem europäischen Culturwesen einen festen Fuß zu verschaffen, wurden vielmehr 1639 in China und 1663 in Japan schwer verfolgt. In China jedoch erhielten die Christen von dem Kaiser Schunschi 1660 freie Religionsübung, ja sein Nachfolger Khanghi erlaubte sogar seinen Unterthanen die Annahme des Christenthums durch das Edict von 1692, das aber sein Nachfolger Yongtsching 1722 wieder aufhob, weil die Jesuiten und Dominicaner über das Bekehrungsgeschäft mit einander in Streit gerathen waren. Dagegen begünstigte sein Nachfolger Kienlong, der selbst heimlich dem Christenthum zugethan war, die europäische Cultur, verhängte aber dennoch über die Jesuiten zwischen den Jahren 1746—1763 eine öffentliche Verfolgung, die sein Sohn und Nachfolger Kiaking 1799 fortsetzte.

In **Persien**, wo seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, die von Sofi gegründete Dynastie der Sofeiden herrschte, machte der in Ispahan residirende Abbas I (1587—1628) siegreiche Angriffe auf die Türken. Nach einer Zerrüttung des Reichs durch die Afghanen (1722—1729) ward Persien von dem grausamen Sofi Tamasp und dessen Nachfolger und Vetter Aschraff beherrscht. Der letztere wurde von dem Feldherrn eines andern Sofi Tamasp, dem tapfern Kuli-Chan vertrieben, welcher 1732 diesen Tamasp des Thrones entsetzte und Abbas III zum Schattenkönig machte, den Türken Armenien und Georgien wieder entriß und die Russen (unter Katharina I) nöthigte, die meisten eroberten persischen Provinzen wieder herauszugeben. Nach Abbas' III Tode 1736 vom Volke auf den Thron berufen, war er als **Schah Nadir** jener gewaltige Herrscher, dem wir in der ostindischen Geschichte noch begegnen werden.

Sehen wir nun nach **Indien** hin, und zwar nach Vorderindien, in dessen Staaten zuerst die Portugiesen (XXI. 1, 5.), dann die Holländer europäische Niederlassungen gegründet hatten, zu denen seit 1600 auch die unter der Königin Elisabeth gestiftete englisch-ostindische Handelsgesellschaft die ihrigen gesellte (XX. 2, 6. a. E.).

Diese Compagnie hatte dort um die Mitte des 18. Jahrhunderts drei durch Befestigungen und Truppen geschützte Hauptniederlassungen, nämlich: 1. Calcutta in Bengalen; 2. Bombay auf der westlichen Küste Malabar; 3. Madras im Gebiete des Nabobs von Karnatik, eines Vasallen des im Dekhan herrschenden Nizam's oder Vicekönigs. Wie sie diese Besitzungen sich theils durch Verträge mit dem Beherrscher von Hindostan, dem zu Delhi am Ganges residirenden Großmogul, und mit seinen Nabob's oder Statthaltern, theils durch Kämpfe mit den dort schon früher handelsansäßigen Portugiesen und Holländern erwarb, soll nun näher dargethan werden.

In Vorderindien hatte nämlich nach dem ersten Viertheil des 17. Jahrhunderts ein Nachkomme Timur's, Namens Babur oder Baber-Chan, von Kabul aus im J. 1526 das reiche und glänzende Delhi an der Jamunâ, einem Nebenflusse des Ober-Ganges, erobert und **das Reich des Großmoguls** gestiftet, das sich vom Himalajagebirg bis tief südlich hinab über die Hochebene von Dekhan erstreckte. Unter der Herrschaft des Moguls standen 1) die von ihm in den Provinzen bestellten Statthalter, welche ihrer verschiedenen Bedeutung nach verschiedene Titel führten, als Subah, Nabob, Zemindar; 2) die Rajah's, d. h. diejenigen indischen Fürsten, denen der Eroberer ihre Länder unter der Bedingung der Tributpflicht gelassen hatte. Im Nordwesten des Landes gab es verschiedene eingeborene Stämme, die ihres kriegerischen Charakters wegen schwer im Zaum zu halten waren, und als eigene Staaten unter eigenen Gesetzen und Einrichtungen lebten, wie die Sihks am Indus, und die kriegerischen Mahratten und Radschbuten.

Einer der Nachkommen Baber's, **Akbar der Große**, zeichnete sich neben seinem kriegerischen Geist durch Weisheit und strenge Gerechtigkeitsliebe aus, so daß das Mogulreich unter ihm die höchste Blüthe erreichte. Er starb 1605. Unter seinen nächsten schwachen Nachfolgern strebten die Statthalter und Rajah's nach Unabhängigkeit, bis **Aurengzeb**, genannt Allum Ghir, d. i. Überwinder der Welt, wieder mit Kraft die Zügel einer kriegerischen Regierung führte. Nachdem er sich als jüngster Sohn des Großmogul's in einem Kriege gegen seine Brüder und seinen Vater durch Bruder- und Vatermord 1658 auf den Thron geschwungen hatte, eroberte er Golkonda und Visiapur, schlug die Radschbuten, vertrieb die Mahratten, unterjochte viele andere Völker, so daß er sein Reich vom 8. bis 35. Grad nördlicher Breite ausdehnte und über 300 Mill. Thaler Einkünfte hatte. Übrigens wird von ihm gerühmt, daß er seine Unterthanen mild behandelte, die Wissenschaften förderte und deßhalb die Europäer schätzte, indem er sie an seinen Hof zog und in seinem Heere anstellte. Nach seinem Tode (1707) verfiel das Mogulreich mehr und mehr dadurch, daß verschiedene Nabob's und Rajah's, welche schon früher nach Unabhängigkeit gestrebt und sie theilweise oder vorübergehend erlangt hatten, abfielen und eigene Reiche bildeten, wie z. B. der Nabob in Oude (spr. Auhd), in Bengalen, im Dekhan, in Allahabad rc.

In diesen Staaten des Großmoguls nun hatten bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Portugiesen und Spanier den Handel in Händen. In dieses Monopol griffen dann zuerst die Holländer, welche besonders auf den Inseln Sumatra, Java, Amboina u. a. sich neben den Portugiesen behaupteten, ja sie nach und nach verdrängten. — Als sodann die englisch-ostindische Compagnie im Jahr 1600 mit ihrer charter of privileges auf Sumatra und nachher zu Bantam

auf Java die ersten englischen Factoreien errichtet hatte, gründete sie im J. 1655 mit Bewilligung des Großmoguls auch auf dem festen Lande Hindostans zu Surate, Ahmedabad u. a. a. O. Niederlassungen, kam aber dort nachher mit den Holländern in Streit. Im Jahr 1612 fieng die Compagnie an, durch ein gemeinschaftlich zusammengebrachtes festes Kapital (jointstock) ihre Unternehmungen zu betreiben, um besser mit den Portugiesen concurriren zu können. Weil hierauf die Engländer in Ostindien in dem Streite, in den der Mogul mit den Portugiesen gerieth, dem erstern beistanden, erhielten sie 1614 von ihm in einem Firman das Recht, allenthalben in seinen Landen auf ewige Zeiten Handel zu treiben.

Im Jahr 1624 erhielt die Compagnie von der englischen Regierung das Recht der Civil- und Militär-Jurisdiction über ihre Untergebenen im Umfang ihrer Niederlassungen, und im J. 1635 schloß sie mit den Portugiesen einen Handels- und Freundschaftsvertrag.

Da in der Zeit der englischen Republik die Regierung keine Monopole anerkennen wollte, so bildete sich in England noch eine Gesellschaft von Kaufleuten, die sog. Assada-Compagnie (so genannt von einer Insel bei Madagascar), welche nach Ostindien handelte: daher zwischen beiden Compagnieen ein langer Streit entstand, der endlich dahin führte, daß beide sich zusammenthaten, und anfangs mit theils vereinigtem, theils getrenntem Capitale ihre Geschäfte trieben. Da aber aus dieser Halbheit nur Verwirrung entstand, so traten auf die Entscheidung des Protectors Cromwell 1657 beide Theile dadurch in eine innigere Verbindung, daß die Gesellschaft fortan nur auf jointstock ruhen solle, worauf ein neuer Stock von 726,000 Pf. St. gebildet wurde.

Obgleich die eben erwähnte Periode für den Handel der Compagnie äußerst ungünstig war, so gelang es ihr doch, eine neue Niederlassung in Madras zu gründen und sich in Bengalen besondere Privilegien zu erwerben.

Als sodann König Karl II im J. 1661 dieser neugestalteten Compagnie in einer neuen Charte ihre alten Privilegien bestätigte und das Recht ertheilte, „mit nicht-christlichen Mächten Krieg zu führen und Frieden zu schließen, und in ihren Territorien auch nicht-privilegirte Personen gefangen nehmen und nach England bringen zu lassen,“ so erschien dadurch die englische Compagnie in Ostindien gewißermaßen mit Staatsgewalt ausgestattet. — Im J. 1668 überließ Karl II der Compagnie die Insel Bombay, die er bei seiner Vermählung mit einer portugiesischen Prinzessin zur Mitgift erhalten hatte, zum Eigenthum, weil sie ihm mehr kostete, als sie eintrug. Hier in Bombay errichtete die Compagnie eine Regierung über alle ihre ostindischen Niederlassungen, während sie ihrer Niederlassung in Madras eine Municipal-Verfassung gab.

Allein gerade diese Erwerbungen führten Verwickelungen herbei, welche den Geschäften nachtheilig waren. Ihr gewaltsames Auftreten gegen den Nabob von Bengalen, der sich ihren Forderungen nicht fügen wollte, hatte die Folge, daß sie Bengalen verlassen mußte. Eben so reizte sie durch den Stolz und das hochfahrende Wesen ihres Gouverneurs in Bombay, Sir John Child, den obengenannten Großmogul Aurengzeb zu einem Krieg, in welchem er ihr Surate wegnahm und sie auch aus Bombay und selbst aus ganz Indien vertrieben hätte, wenn sie sich nicht durch die demüthigste, bis zur fußfälligen Abbitte gehende Unterwerfung die fernere Duldung und die Zurückgabe Surate's erkauft hätte.

Durch alles dieß wurde der Compagnie klar, daß sie nur durch die Erwerbung einer politischen, auf Landgebiet und Militärkraft ruhenden Macht ihren Handel schützen und betreiben könnte. Es gelang ihr, durch fortgesetzte unterwürfige Haltung den genannten Großmogul dahin zu bringen, daß er ihr in Bengalen 1690 Calcutta überließ, wo sie dann eine neue Präsidentschaft errichtete, die sie durch Erbauung des Forts William schützte.

Unterdeß hatte die englische Regierung, gedrängt durch die Gegner der ostindischen Compagnie im Heimathland, eine neue Association, die Generalsociety, für den Handel nach Ostindien gestattet (1699): die alte Compagnie sollte nur noch auf drei Jahre bestehen und von 1701 an die neue Compagnie alleinberechtigt sein; doch sollte den Gliedern derselben nebenher auch der Handel auf eigene Rechnung gestattet sein. Daher betheiligten sich alle Glieder der alten Compagnie mit möglichst hohen Einsätzen auch bei der neuen Compagnie und gedachten von 1701 an ihre alten Geschäfte nebenher als Privatgeschäfte fortzutreiben. Darüber entstand Streit, bis die englische Regierung abermals eine gänzliche Vereinigung der beiden Compagnieen in Eine empfahl, die 1702 von beiden Theilen rechtsgültig angenommen wurde, aber erst 1708 völlig durchgeführt erschien.

Diese Compagnie nun, die seit 1702 den Titel The united compagny of marchants trading to the East-Indies führt, machte nun ansehnliche Geschäfte und gelangte durch den Umstand, daß seit Aurengzeb's Tod (1707) die Centralgewalt des Moguls durch die Loßreißung vieler Nabobs in Verfall gerieth, mehr und mehr zu einer politischen Macht.

2. Die französische Niederlassung in Pondichery. Ihr Emporstreben unter Labourdonnaye und Dupleix. Krieg zwischen den Briten und Franzosen. Vortheilhafter Friede für die Engländer. Clive. Unterwerfung des Subah von Bengalen. Vergrößerung des britischen Gebiets.

Aber auch die Franzosen hatten sich längst in Ostindien niedergelassen, und zwar auf der Küste Coromandel, wo sie Pondichery

angelegt und sich dort, während die englische Compagnie zur Zeit der englischen Rebellion und Revolution geschwächt war, stark befestigt hatten. Während der drei letzten Jahre jenes durch den Aachner Frieden beendigten Kriegs, der sich auch in die Colonieen der kriegführenden Mächte erstreckte, nahmen die Franzosen unter Labourdonnaye, dem damaligen Gouverneur der Insel Isle de France und Bourbon, der englischen Compagnie die Stadt Madras und wollten sie dem Nabob von Karnatik geben, weil das französische Ministerium keine Eroberung auf dem festen Lande behalten wollte. Allein der Gouverneur von Pondichery, Namens Dupleix, ein kühner, unternehmender Geist, der sich vorgesetzt hatte, die Herrschaft der Franzosen in Ostindien auszubreiten, gab das nicht zu, sondern belegte alles englische Eigenthum in Madras mit Beschlag und wollte diese Besitzung festhalten. Indeß aber gab der Aachner Friede 1748 Madras den Engländern wieder zurück.

Nun suchte Dupleix auf anderem Wege seine Plane zu verfolgen. Er benützte die Schwäche des Mogulreichs und bestimmte den Gebieter von Tritchinapoli, Namens Chundasaheb, den er aus der Gefangenschaft der Mahratten befreit hatte, zu einem Einfall in das Dekhan, dessen Subah mit Tod abgegangen war. Von den Franzosen unterstützt, besiegte Chundasaheb 1749 den Nabob von Karnatik, nahm ihm sein Land und schenkte den Franzosen 81 Ortschaften in der Nähe von Pondichery. Da sich nun die Besiegten um Hülfe an die Engländer wendeten, so nahmen diese den Krieg gegen die Franzosen auf, in welchem letztere den Kürzern zogen und nach Dupleix's Abberufung 1755 einen Frieden eingiengen, in welchem sie mit den Engländern ihr Gebiet und ihren Handel auf Coromandel und in Orissa theilen mußten.

Die nähern Verhältnisse dieses Krieges sind folgende: Ein Sohn des besiegten Nabob von Karnatik wandte sich an die Engländer in Madras um Hülfe, die dann sowohl ihn (mit 120 M.), als auch den neuen Subah von Dekhan, Namens Nazirjung, der von einem andern Prätendenten Namens Mirzafajung, angegriffen wurde, mit 700 M. unterstützten. Dagegen führte nun Dupleix dem Chundasaheb 2000 M. Verstärkung zu, mußte jedoch anfangs sammt ihm nach Pondichery zurückweichen. Nun zettelte er unter der Umgebung Nazirjung's eine Verschwörung an, eroberte Masulipatam u. a. Orte, und setzte, als Nazirjung von den Verschwornen ermordet wurde, den Mirzafajung zum Subah ein. Dafür erhielt Dupleix von ihm eine Statthalterschaft und reiche Geschenke. — Als nicht lange darauf Mirzafajung im Kampf mit einem andern Nabob getödtet wurde, und die Franzosen nun einen Bruder Nazirjung's zum Subah von Dekhan machen wollten, hielten es die Engländer endlich an der Zeit, zu ihrer eigenen Sicherheit den Vergrößerungsplänen der Franzosen kräftiger entgegenzutreten. Sie griffen unter Major Lawrence 1752 den Chundasaheb an und bekamen ihn in die Gefangenschaft, in der er seinen Tod fand. Der Krieg zwischen den gegnerischen Nabobs und ihren beiderseitigen Unterstützern dauerte fort, bis Dupleix seines eigenmächtigen Vorgehens wegen von dem französischen Ministerium abberufen und durch einen andern besonneneren Generalgouverneur ersetzt wurde, der mit Saunders, dem englischen Gouverneur von Madras, 1755 den oberwähnten für England vortheilhaften Frieden schloß.

Der unermüdliche Handels- und Unternehmungsgeist der Engländer konnte dabei nicht stille stehen. In der Nähe von Bombay hatte sich ein Seeraubstaat gebildet, dessen keckes Oberhaupt den schwachen Großmogul gezwungen hatte, ihm die Admiralswürde zu verleihen, unter welcher Firma er dann die dortigen Gewässer unsicher machte. Da er sich vermaß, alle Europäer aus Indien vertreiben zu wollen, sandten die Engländer von Madras eine Flotte unter dem Admiral Watson aus, welche 1756 die Räuber zur See schlug, worauf der tapfere Oberst Clive, von den Mahratten unterstützt, sie zu Land bezwang und ihren Staat vernichtete.

Robert **Clive**, geb. den 29. Sept. 1725 war in seiner Jugend durch seine Halsstarrigkeit den Seinen so lästig, daß sie froh waren, für ihn eine Schreiberstelle im Dienste der ostindischen Compagnie zu finden. Weder seine kärgliche Lage in Madras, noch der Einfluß des Clima konnte die verzweifelte Kühnheit seines Sinnes bezähmen. Seine Widerspänstigkeit gegen seine Obern brachte ihn einigemal fast um den Dienst. Im Unmuth drückte er zweimal eine geladene Pistole gegen seinen Kopf ab, und da sie jedesmal versagte, kam ihm selbst der Gedanke, daß er noch zu etwas Großem bestimmt sei. Als Dupleix nach der Capitulation von Madras den Gouverneur und seine Räthe nach Pondichery bringen ließ, um sie dort wie im Triumph aufzuführen, entfloh Clive verkleidet in das englische Fort St. David, wo er eine Fähnrichstelle bekam und im 21. Jahre seine militärische Laufbahn begann, in der er bald Beweise von Urtheil, Scharfsinn und sogar Subordination ablegte und sich durch mehrere glückliche Unternehmungen gegen die Franzosen hervorthat. — Nach der Rückgabe von Madras kehrte er dahin zurück und schwankte noch eine Zeit lang zwischen dem Militär- und Schreiberdienst, bis er sich für den erstern entschied und sich ihm nun die Bahn des Ruhms öffnete. Er wurde in seinem 25. Jahre Hauptmann und die Eroberung und Behauptung von Arcot war seine erste Waffenthat, der dann viele andere folgten, so daß sein neuer Oberbefehlshaber Lawrence von ihm berichten konnte, daß Clive ein Mann von furchtloser Entschlossenheit, von Kaltblütigkeit und von einer Geistesgegenwart sei, die ihn in den größten Gefahren nie verlasse, ja daß er ein geborner Soldat sei, der ohne viel Erziehung bloß nach natürlicher Einsicht eine Armee mit einer Klugheit anführe, die den Erfolg verbürge. — Nach seiner Verheirathung mit der Schwester eines k. Astronomen in Madras machte er einen Besuch in England, wo ihm die Compagnie ein mit Diamanten besetztes Schwert verehrte und der König ihn zum Oberstlieutenant und Gouverneur des Forts St. David ernannte. Nach seiner Rückkehr nach Indien erwarb er sich eben durch die Bezwingung jenes Raubstaats einen Ruhm, der ihn bald noch höher heben sollte.

Bald darauf sollte Clive eine noch größere Gefahr von der Compagnie abwenden und zugleich die Macht der Engländer in Ostindien auf eine noch festere Grundlage stellen. Dieß geschah durch die Bezwingung des Nabobs oder Subah's von Bengalen, welche der Compagnie zunächst zu einem breiteren Boden verhalf.

Die ansehnliche und reiche Besitzung, welche die Engländer bereits in Bengalen durch die Gunst des Moguls besaßen, reizte nämlich schon länger her die Eifersucht des dortigen Nabobs. Als nun ein Jahr nach dem oberwähnten Frieden von 1755 — in Folge des zwischen England und Frankreich über Canada ausgebrochenen Kriegs (1756) — den Engländern auch in Indien wieder ein Krieg mit den Franzosen bevorstund, und jene deßhalb ihr Calcutta zu befestigen anfiengen, fiel der Nabob — vielleicht heimlich durch die Franzosen aufgestiftet, — in die bengalischen Besitzungen der Engländer zerstörend ein und griff Calcutta an. Da dieses noch keine hinlängliche Festigkeit bot, so rettete sich das englische Gubernium mit den

Schätzen der Compagnie auf die Schiffe, indeß sich Calcutta dem Nabob ergeben mußte, der 146 Gefangene in einen dumpfen engen Kerker (in die sog. schwarze Höhle) sperrte, wo sie vor Hitze und erstickendem Dunst in Einer Nacht schrecklich verschmachteten und nur 23 am Leben blieben.

Dieses Unglück bewog die Engländer in Madras, den Oberst Clive mit 1900 M. auf einer von Watson befehligten Flotte ihren Brüdern nach Bengalen zu Hülfe zu senden. Dort angekommen, eroberte Clive sogleich zwei starke Festungen am Ganges und eine mit Waffen- und andern Vorräthen angefüllte Stadt und zwang darauf durch eine siegreiche Schlacht den Nabob, alles Entrissene herauszugeben, die bisherigen Privilegien der Engländer anzuerkennen und die Befestigung Calcutta's zu gestatten.

Als nachher der Nabob keine Lust zu haben schien, die eingegangenen Bedingungen zu halten, überfiel und eroberte Clive die Festungen Chandernagor und Cutwa und schlug mit 900 Europäern und 2200 Sipahis das 45,000 M. starke Heer des Nabob bei Plassey 1757 gänzlich auf's Haupt, da Mir Jaffier (Dschaffir), ein Feldherr des Nabobs, verabredetermaßen mit seiner Heeresabtheilung zu ihm übergieng. Hierauf nahm Clive die Hauptstadt Bengalens Murschedabad ein und erhob, während Suraja (Suradscha) Dowla auf der Flucht umkam, den Mir Jaffier zum Subah. Dafür mußte derselbe 10 Mill. Rupien (eine Rupie ist ohngefähr 20 Sgr.) an die Compagnie zahlen, das Gebiet derselben vergrößern und versprechen, daß er den Franzosen nie mehr erlauben wollte, sich in den Provinzen Behar, Orissa und Bengalen niederzulassen.

3. Erneuerter Krieg der Franzosen gegen die Briten durch Lally. Verlust und Wiederzurückgabe Pondichery's im Pariser Frieden. Ende des französischen Reichs in Indien. Clive Gouverneur von Bengalen: eigentliche Gründung des britisch-indischen Reichs. Schah Allum's Flucht aus Delhi vor den Mahratten. Niederlage des Nabobs von Oude. Frieden: britische Gebietsvergrößerung. Mißverwaltung der Compagniebeamten.

Bis daher war der 1755 zwischen den Engländern und Franzosen in Ostindien geschlossene Friede noch gehalten worden. Als aber die Franzosen 1758 eine hinreichende Verstärkung aus Europa unter der Führung des tapfern Grafen Lally erhalten hatten, begannen sie von Pondichery aus die Feindseligkeiten. Er nahm den Engländern, die ihre meisten Truppen noch in Bengalen hatten, rasch einen Platz um den andern und belagerte zuletzt Madras. Da aber eine englische Flotte erschien, zog er ab und verlor nun einen Platz nach dem andern wieder, zumal er von seinen Landsleuten, die er nicht mit der nöthigen Klugheit behandelt hatte, lässig unterstützt wurde und auch die Kassen längst erschöpft waren. Zuletzt ward er sogar in Pondichery eingeschlossen, bis Hungersnoth die Franzosen zwang, 1761 sich zu ergeben. Zwar gab ihnen der Pariser Friede von 1763 Pondichery wieder zurück, aber mit dem französischen Reich in Indien hatte es ein für allemal ein Ende.

Die Verluste, welche dadurch die französisch-ostindische Compagnie in Frankreich erlitt, erregten den Haß der davon Betroffenen gegen Lally in dem Grade, daß sie ungerechterweise alle Schuld ihm beimaßen und ihn als Verräther anklagten. Im Bewußtsein seiner Unschuld erbat sich Lally, der als Kriegsgefangener nach England gebracht worden war, die Er-

laubniß, sich in Paris vertheidigen zu dürfen. Dort wurde er gleich in die Bastille geworfen, nach einem langen Prozeß vom Parlament zum Tode verurtheilt und öffentlich hingerichtet. — Auch Labourdonnaye und Dupleix waren nach ihrer Rückkehr aus Indien mit Undank belohnt, doch aber nicht mit dem Tode bestraft worden.

In Bengalen blieben die Engländer bei dem Gewonnenen nicht stehen. Die Schwäche des Nabobs und des von den Mahratten bedrängten Moguls benutzend, griffen sie immer weiter um sich, bis Clive als Gouverneur alle bengalischen Provinzen einzog, und die Verwaltung und die Einkünfte derselben gegen eine jährliche Rentenabgabe an den Mogul übernahm. Dadurch erst war das große Reich der Briten in Indien fest gegründet.

Da nämlich der von Clive eingesetzte Mir Jaffier dem Eigennutz der Engländer nicht traute und deßhalb in heimliche Unterhandlungen mit den Holländern trat, setzten ihn die Engländer wieder ab und gaben dem Schwiegersohn desselben, Mir Kossim, die Nabobswürde, für die er aber drei Städte und 500,000 Rupien an die Gesellschaft, so wie ungeheure Geschenke an die Gesellschaftsbeamten geben mußte. Da aber die englischen Zollbeamten durch den Mißbrauch der Zollfreiheit die Einkünfte des Nabobs schwer beeinträchtigten und das englische Gouvernement dem klagenden Nabob keine Genugthuung geben wollte, ergriff dieser die Waffen. Da zogen die Engländer den vorigen Nabob wieder hervor, der ihnen dafür, so wie für die Besiegung des Kossim die Einkünfte der Provinz Nuddra verpfänden mußte.

Der vertriebene Mir Kossim floh nun zu dem mächtigen Nabob von Oude (spr. Auhd), bei dem sich nicht lange zuvor auch der durch einen Einfall der Mahratten aus Delhi geflohene Großmogul Schah Allum II befand. Obgleich nun dieser Nabob im Namen Schah Allum's die Engländer mit Übermacht angriff, ward er doch von ihnen 1764 bei Buxar geschlagen, Schah Allum aber zu einem Bundesvertrag gebracht, nach welchem er der Compagnie gegen das Versprechen, ihm seine Hauptstadt Delhi wieder zu erobern, zwei Provinzen, Gazibur und Benâres, abtreten mußte.

Der geschlagene Nabob von Oude erhielt nun zwar durch die Mahratten Verstärkung, erlitt aber doch noch zwei Niederlagen und mußte sich nach dem Verlust seiner Hauptstadt Luknow und der wichtigen Festung Elhababad, persönlich in das englische Lager zu den Friedensunterhandlungen begeben. Diese leitete Clive, der seit 1760 in England gewesen, dort zum Lord und Baron von Plessey erhoben und 1764 wieder nach Indien geschickt worden war, um als Gouverneur die Einnahmen der Compagnie zu verbessern, welche ungeachtet aller Eroberungen und Erpressungen in keinem Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln standen.

In diesem Frieden nun, der 1765 mit dem Nabob von Oude und mit dem Schattenmogul geschlossen wurde, mußte der Nabob den Engländern, gegen Rückgabe seiner Staaten, eine jährliche Abgabe von 600,000 Pf. St. und 50 Lak (d. i. 5 Mill.) Rupien Kriegskosten zahlen; — der Großmogul aber mußte (gegen Rückgabe der verheißenen Provinzen Gazipur und Benâres, welche für die Compagnie zu entfernt lagen), die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte in den Provinzen Bengalen, Behar und Orissa gestatten, welche der Compagnie eine weitere jährliche Einnahme von 3,125,000 Pf. St. abwarfen, wovon sie jedoch dem Nabob jährlich 325,000 Pf. St. als Lehnszins abgab. So gewann die Compagnie ein Gebiet von wenigstens 10 Mill. Einwohnern und, nach Abzug aller Ausgaben, ein reines Einkommen von 7 Mill. Thalern, wozu aus den nördlichen Circars oder Districten noch 3½ Mill. Thaler kamen.

Auf diesem Grunde führte die Compagnie den Bau ihrer Macht in Indien weiter. Denn des von ihr bevormundeten Moguls Namen mußte allen ihren von der Habsucht eingegebenen Angriffen auf das Ländergebiet

und den Säckel der indischen Fürsten einen gewissen „Schein des Rechts" leihen, welcher die damalige Verderbtheit dieses englischen Privatmerkantilstaates nicht zuzudecken vermochte. Weit entfernt von der Sorge, ihren Unterthanen durch eine väterliche oder überhaupt nur vernünftige Landesverwaltung für ihre materiellen Verluste geistigen Ersatz zu bieten, saugten ihre gewissenlosen Beamten dieselben durch ungerechte Erpressungen noch mehr aus, als ihre vorigen Herren. Und dennoch kam von dem Erpreßten nur wenig der Compagnie selbst zu gute, da ihre Beamten in Indien, wie in Europa, das Meiste für sich behielten und verschleuderten. Selbst Clive ward nach seiner letzten Rückkehr nach England des Mißbrauchs seiner Gewalt zur Bereicherung beschuldigt, doch aber in dem gegen ihn eingeleiteten Prozeß freigesprochen. Nicht lange darauf schoß er sich in einem Anfall von Melancholie eine Kugel durch den Kopf (1774).

Wahr ist es, ungeachtet seiner Einfachheit im Felde, wo er ohne Aufwand lebte und mit der schlichtesten Kost zufrieden war, lebte Clive doch außer dem Felddienst mit der Üppigkeit eines Sybariten, und liebte Glanz und reiche Kleider. Als der Höchste an Rang und Vermögen in Indien hatte er sich zwei prachtvolle Paläste gebaut und dadurch den Neid erregt, der dann durch böswillige Erfindungen seinen Ruf zu beflecken suchte. Die Beschuldigungen traten erst recht hervor, als er schon mehrere Jahre Bengalen verlassen hatte und in London lebte. Man nannte ihn nur den Nabob und gab ihm mehrere nach seinem Abgang aus Indien dort eintretende Mißverhältnisse, namentlich eine Hungersnoth Schuld, die mit seinen Maßregeln in gar keiner Beziehung stand. Er vertheidigte sich in dem gegen ihn anhängigen Prozeß mit Kraft und Entschiedenheit. „Er schilderte (schreibt Macaulay in seiner Lebensbeschreibung Lord Clive's) in lebendiger Sprache die Lage, in die ihn sein Sieg versetzt habe: ein großer Fürst, von seinem Belieben abhängig; eine reiche Stadt in der Furcht, der Plünderung preisgegeben zu werden; vermögende Banquiers, einander um seine Gunst überbietend; Gewölbe mit aufgehäuftem Gold und Juwelen für ihn allein eröffnet: Bei Gott, Herr Vorsitzender (rief er aus), in diesem Augenblick steh' ich erstaunt über meine eigene Mäßigung da!" — — Es stellte sich allerdings heraus, daß er sich mancher Handlungen schuldig gemacht hatte, die zu rechtfertigen unmöglich ist; aber eben so erkannte man, daß er „große Talente und selbst Tugenden" entwickelt und seinem Vaterlande, wie dem indischen Volke ungemeine Dienste geleistet hatte und daß vorzüglich „sein Widerstand gegen Habsucht und Tyrannei" ihm diese Untersuchung zugezogen hatte. Nach seiner Freisprechung lebte er sicher im Genusse seines Vermögens und seiner Ehre. Aber die unthätige Lage des nur stets großartige Thätigkeit gewohnten Geistes einerseits, anderseits die erfahrenen Kränkungen und der Gedanke, daß doch viele seiner Landsleute ihn für einen ungerechten Tyrannen hielten, verbunden mit dem Gebrauche des Opiums, an das er sich zur Linderung körperlicher Leiden zu sehr gewöhnt hatte, zogen ihm eine Melancholie zu, in der er sich im 49. Jahre seines Alters jenen Tod gab, den er sich schon in seiner Jugend als Schreiber hatte anthun wollen.

4. Krieg mit Hyder Ali von Mysore. Friede. Warren Hastings, erster Generalgouverneur. Vortheilhafter Krieg mit den Mahratten und dem Nabob von Oude. Bedrängniß der Compagnie durch Hyder Ali &c. Sieg Tippo Sahib's. Rettung der englischen Herrschaft durch Hastings. Neue Gefahr. Friede von Mangalore. Tippo Sahib's Ausgang.

Die nach jenen Kämpfen eingetretene Ruhe dauerte kaum zwei Jahre, da bekam die ostindische Compagnie es mit einem weit mächtigeren

Feinde zu thun. In dem südlich unter dem Dekhan liegenden Königreich Mysore (spr. Maissuhr) hatte sich Hyder Ali vom Anführer eines herumziehenden soldlosen Kriegerhaufens durch den Sturz der dortigen Dynastie zum Herrscher emporgeschwungen, und die Gränzen seines Reiches zu erweitern angefangen, so daß alle seine Nachbarn in Furcht und Unruhe vor ihm geriethen und durch eine gemeinschaftliche Verbindung unter einander seinen weiteren Angriffen zuvorzukommen beschloßen. Es drangen nun vom Nordwesten her die Mahratten gegen Visiapur in sein Land vor; vom Norden her rückte der Nizam (oder Subah) von Dekhan aus Hyderabad heran gegen die Gränzen von Mysore, indeß sich im Osten von Madras her in Karnatik ein englisches Heer gegen ihn zusammenzog.

Um sich gegen seinen gefährlichsten Gegner, die Compagnie, mit besserem Erfolg halten zu können, erkaufte sich Hyder Ali den Abzug der Mahratten durch Geld und durch Rückgabe der ihnen entrissenen Bezirke, und zog darauf den Nizam, der ohnedieß den Engländern die Befreiung Karnatiks von seinem Joche nicht vergessen konnte, durch Unterhandlungen von dem Bündnisse mit der Compagnie ab und auf seine Seite. So gelang es ihm, die Engländer bei Chargamal zu schlagen, ja er hätte vielleicht Madras erobert, wenn seine Reiter sich nicht durch Plünderung aufgehalten hätten.

Im folgenden Jahre jedoch besiegten ihn die Engländer unter der Führung des tapfern Obersten Smith, und nöthigten zunächst den Nizam zu einem Frieden, worauf sie mit Hyder Ali leichter fertig zu werden gedachten. Allein dieser drang verheerend in Karnatik ein und erschien, während ein anderer Theil seiner Kriegsmacht Tinevelly angriff, zum zweitenmal vor Madras. Erschreckt durch diese Gefahr, beeilten sich die Behörden von Madras einen Frieden mit Hyder Ali zu schließen (1769), in welchem beide Theile ihre gegenseitigen Eroberungen zurückgaben (mit Ausnahme der Festung Carore, welche die Engländer schon neun Jahre zuvor genommen hatten).

Nun war wieder Ruhe bis 1774, seit welchem Jahre die Compagnie in dem klugen und tapfern Warren Hastings den ersten Generalgouverneur bekam, der, was Clive begründet hatte, in den nun folgenden gefährlichen Kämpfen mit ihren Feinden retten und noch erweitern sollte.

Warren Hastings, geb. den 6. Dec. 1732, stammte aus einem erlauchten Geschlechte, das man von einem alten dänischen Seekönig abzuleiten liebt. Er wurde von seinem 10. bis 16. Jahre in der Westminsterschule gebildet und sollte in Oxford studieren; aber der Tod seines Oheims, der ihn unterstützt hatte, änderte seine Lebensbahn. Er mußte eine Schreiberstelle im Dienst der ostindischen Compagnie annehmen und fuhr 1750 nach Ostindien. Nachdem er zwei Jahre in Calcutta gearbeitet hatte, wurde er in Kossim-Bazar, einer Handelsstadt in der Nähe von Murschedabad, der Residenz des Nabob von Bengalen, angestellt, wo er Einkäufe von Stoffen mit den Mäklern abzuschließen hatte. In dem zwei Jahre darauf ausbrechenden Krieg

dieses Nabob, des Suradscha Dowla, gegen die Engländer ward er bei der Einnahme von Kossim-Bazar gefangen und nach Murschedabad gebracht, wo er auf Fürsprache von Beamten der holländischen Compagnie gut behandelt wurde. Als bei der Annäherung dieses Nabob auf Calcutta der Gouverneur mit seinen Beamten auf eine kleine Insel in der Nähe Murschedabads floh, diente Hastings heimlich dem Gouverneur zum Auskundschafter der Plane des Nabobs, bis er zuletzt sich genöthigt sah, selbst auf jene Insel zu fliehen. Nun erschien Clive mit der von ihm befehligten Expedition von Madras her, und Hastings nahm Militärdienste unter ihm. Clive erkannte bald den guten Kopf desselben, und als er nach dem Sturze des Suradscha Dowla den Mir Jaffir zum Nabob von Bengalen erhob, gab er dem Hastings die Stelle eines Agenten der Compagnie am Hofe desselben zu Murschedabad.

Im Jahr 1762 wurde Hastings Mitglied des Raths in Calcutta. Obgleich es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich wie Andere durch Schlechtigkeit reich zu machen, so widerstand er doch wenigstens den Versuchungen zu egoistischer Habgier. Mit mäßigem Vermögen kehrte er 1764 nach England zurück und lebte zum Theil literarischen Beschäftigungen, wobei er sich besonders der Pflege der persischen Sprache annahm. Da er sein Vermögen durch allzugroße Liberalität und durch Verluste schwinden sah, suchte er wieder den Dienst bei der Compagnie und erhielt eine Rathsstelle in Madras. Dort bewerkstelligte er bedeutende Reformen in dem Handelswesen der Compagnie mit solcher Zufriedenheit der Directoren in London, daß sie ihn an die Spitze der Regierung von Bengalen stellten.

Damals hatte der Gouverneur nur Eine Stimme im Rath und bei Stimmengleichheit die Entscheidung und wurde also nicht selten überstimmt. Die innere Verwaltung hatte man bisher noch in den Händen eines eingebornen Ministers des Nabobs gelassen, der für die Ausübung seiner außerordentlichen Gewalt Niemanden, als den britischen Gebietern verantwortlich war, die aber bisher sich um die schreckliche Tyrannei und niederträchtige Erpressungssucht, womit diese Minister zu verfahren pflegten, nicht bekümmert hatten. Diesem System der Doppelregierung in Bengalen machte Hastings (indem er einen Befehl der Directoren zur Verhaftung des damaligen Ministers benützte) mit Einemmal ein Ende, indem nun das ganze Amt eines Ministers abgeschafft und die innere Verwaltung den Beamten der Compagnie übertragen wurde. Eben so nahm er nun dem Nabob den Scheinantheil an der Regierung, ließ ihm aber den Pomp der Souveränetät und eine Jahresrente, und verschaffte so der Compagnie die volle Oberhoheit über Bengalen.

Da aber die Directoren der Compagnie stets Geld und mehr Geld verlangten, dieses aber nicht ohne Unterdrückung und Ungerechtigkeit geliefert werden konnte, so gab sich allerdings Hastings in seinem „durch Gewissensschen wenig beengten Geiste" zu Maßregeln her, die seinem Rufe schadeten. Er strich z. B. nach einiger Zeit die Hälfte des dem Nabob ausgesetzten Jahrgeldes, verkaufte zwei reiche Städte, die dem Mogul gehörten, an den Fürsten von Oude, stellte dem reichen Suradscha Dowla für schweres Geld Truppen, um das reiche Gebiet der Rohillas, eines edlen Afghanenstamms, zu seinem Fürstenthum hinzuzufügen. So vermehrte er das jährliche Einkommen der Compagnie binnen zwei Jahren um 450,000 Pfund, was zwar seinem Verwaltungstalent, aber nicht seinem Herzen Ehre machte, und Stoff zu späterer Anklage gegen ihn lieferte, den er weiterhin noch mehr häufte.

Zur fortgehenden Erweiterung der Macht der Compagnie diente zunächst ein Krieg mit den Mahratten und ein Krieg mit dem neuen Nabob von Oude, Assuph ul Dowla, (zwischen den Jahren 1774—1776). Jener Krieg, den die Präsidentschaft Bombay mit den Punah-Mahratten führte, setzte im Frieden die Engländer in den Besitz der wichtigen Insel Salsette. Während dieses Kriegs kehrte der Großmogul, Schah Allum unter dem Schutz der Mah-

ratten wieder in seine alte Residenz Delhi zurück, weßhalb die Engländer die Unterstützungssumme einzogen, die sie ihm bis dahin, nach dem mit Clive geschlossenen Vertrage, bezahlt hatten. — Der zwischeneinfallende Krieg mit dem Nabob Assuph ul Dowla von Oude, welcher sich der beständigen Gelderpressungen der Engländer erwehren wollte, hatte einen Subsidientractat zur Folge, in welchem sich Hastings im Namen der englischen Compagnie die Provinz Benâres abtreten ließ, die ihr ein jährliches reines Einkommen von 240,000 Pfd. St. eintrug.

Die zwischen den Jahren 1778—1784 von der Compagnie geführten Kriege schienen den Briten in Indien den völligen Untergang zu bringen, indem sich die Punah-Mahratten gegen Bombay, der Nizam von Dekhan gegen die nördlichen Circars von Madras, die Berar-Mahratten gegen Bengalen, und Hyder Ali von Mysore gegen Karnatik erhoben, und so sich gleichsam verschworen zu haben schienen, alle Engländer aus Indien zu vertreiben.

Den Kampf eröffneten die Punah-Mahratten durch einen Angriff auf Surate. Die Engländer besiegten sie, eroberten Gwalior und nahmen den mit den Mahratten verbundenen Franzosen (denn zu dieser Zeit war wieder Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen) Chandernagor und ihre Niederlagen zu Massulipatam und an andern Orten weg, eroberten Pondichery und vollendeten durch die Einnahme der Festung Mahé die Vertreibung der Franzosen aus Indien 1779. Von Frankreich aufgestiftet, erhob sich nun Hyder Ali, versöhnte sich mit den Mahratten, verbündete sich mit dem Nizam und rief alle Fürsten Indiens zur Vertreibung der Briten auf.

Schon bedrohte Hyder Ali wieder Madras und belagerte Arcot, während die Berar-Mahratten schon an der Gränze von Madura standen, und Hyder Ali's Sohn, Tippo Sahib, ein englisches Heer, das von Gundur her Madras zu Hülfe kommen sollte, völlig schlug und den Rest desselben zwang, mit den Köpfen ihrer geschlagenen Brüder unter dem Arm sich gefangen in das indische Lager zu begeben.

In dieser großen Noth rettete die Klugheit und Geistesgegenwart Hasting's die bedrängte englische Herrschaft. Er brachte 1781 die Berar-Mahratten zu Cattak durch Geld zum Frieden, den Nizam durch Schmeicheleien und durch Erregung seiner Eifersucht gegen Hyder Ali zur Unthätigkeit, die Punah-Mahratten von Bengalen aus durch einen geschickten nächtlichen Überfall zum Frieden von Salbay (1782). Nach Madras hatte er den tapfern Coote abgeschickt, der wenigstens die übrigen Festungen der Präsidentschaft Madras schützte und den bis Tanjore vorgedrungenen Hyder Ali (1781) bei Porto Novo und bei Tripassore schlug.

Die Geldmittel zu diesen Expeditionen erpreßte er freilich auf die ungerechteste und zugleich unmenschlichste Weise von dem Raja von Benares Cheyte Sing, den er zuletzt seines ganzen Landes beraubte und es dem britischen Gebiet beifügte (wie denn verschiedene ähnliche im Interesse der Compagnie begangene, auf Gelderpressungen abzielende Ungerechtigkeiten seinen großen Verwaltungsruhm befleckten).

Dennoch standen Hyder Ali's Heere unter Tippo Sahib's Führung noch eine Zeit lang im Vortheil, da auch die Franzosen und die Holländer zur See gegen die Engländer operirten. Erst als (nach dem oberwähnten Frieden mit den Punah=Mahratten) die Engländer unter Matthews von Bombay aus sich vieler Städte an der malabarischen Küste bemächtigten und Tippo Sahib nach einer verlornen Schlacht in sein Reich zurückkehrte, um den Thron seines unterdeß im 80. Lebensjahre gestorbenen Vaters zu besteigen (Nov. 1782), schienen die Engländer Meister des Feldes zu sein, indem sie Mangalore und andere wichtige malabarische Plätze eroberten.

Doch nun zog Tippo Sahib alle seine Truppen aus Karnatik zurück und warf sich mit seiner ganzen Macht auf die Engländer in Malabar. Dort trieb er den Oberst Matthews so in die Enge, daß er sich in eine Festung werfen mußte, nöthigte ihn dann sich zu ergeben und übergab ihn und seine Mannschaft einem schmählichen Tode. Schon bekam er auch Mangalore wieder in seine Gewalt. Aber da der mittlerweile zwischen Frankreich und England geschlossene Friede ihm die französische Hülfe entzog und er zugleich zu besorgen Ursache hatte, die Mahratten möchten nach ihrer Aussöhnung mit den Engländern die alte Feindschaft gegen Mysore wieder erneuern, so ließ er sich zu dem Frieden von Mangalore (1784) herbei, der auf beiden Seiten die Angelegenheiten wieder auf den Fuß setzte, auf dem sie vor dem Beginn der Feindseligkeiten gestanden waren.

Schließen wir gleich das weitere Schicksal Tippo Sahib's hier an. Stets seinen ersten Plan im Auge, nahm er nun neben dem Titel Sultan den eines Padischah an, der einen Anspruch auf die Oberhoheit über alle indischen Fürsten enthielt. Er führte einen glänzenden Hof und hatte eine Militärmacht von 200,000 M., durch die er in Verbindung mit andern indischen Mächten die Engländer noch aus Indien vertreiben zu können hoffte. Obgleich er nicht mehr auf die Hülfe Frankreichs rechnen konnte, so begann er doch 1789 wieder Krieg mit den Engländern, indem er einen ihrer Verbündeten, den Raja von Travankore, angriff. Allein die Engländer verbanden sich wieder mit den Mahratten und dem Nizam von Dekhan, welche beide die Anmaßungen des Sultans fürchteten, drangen in Mysore ein, eroberten während der Jahre 1790 und 1791 eine Stadt nach der andern und belagerten ihn zuletzt in seiner Hauptstadt Seringapatam. Von der Noth gedrängt, suchte er 1792 den Frieden, in welchem er die Hälfte seines Reichs abtreten, ungeheure Geldsummen erlegen und zwei Söhne als Geiseln geben mußte.

Dieses Unglück machte den Sultan gegen seine eigenen nichtmuhammedanischen Unterthanen mißtrauisch: er verfolgte die Braminen, zwang alle Christen zur Auswanderung und begieng tyrannische Grausamkeiten. Um sich an den Engländern zu rächen, suchte er deren Verbündete zu gewinnen, wiewohl vergebens. Als er sich hierauf wieder an die Franzosen, die damals mit England auf's Neue im Krieg waren, um Hülfe wandte und ihr Gouverneur von Isle de France ihm einige Offiziere sandte, begannen die Engländer den Krieg gegen ihn, indem der damalige Generalgouverneur Wellesley ihn auf zwei Seiten zugleich angreifen ließ. Tippo Sahib wurde auf beiden Seiten geschlagen und wieder in seine Hauptstadt eingeschlossen. Er vertheidigte sich einen Monat lang, fand aber, als die Briten am 4. Mai 1792 Seringapatam mit Sturm einnahmen, seinen Tod. Die Sieger mit ihren Verbündeten

den Mahratten und dem Nizam, theilten sich in sein Reich und gaben einen Rest davon einem Sprößling der von Hyder Ali verdrängten Dynastie, dem die Compagnie, wie andern unter ihrer Hoheit stehenden indischen Fürsten, noch einen Schein von Unabhängigkeit ließ, theils um sich dadurch den Schein von Gerechtigkeit zu geben, theils um die Eingebornen leichter im Gehorsam zu halten. Daher sorgte sie zugleich, daß solche Schattenfürsten auch geistig in in steter Unmündigkeit blieben.

5. Selbstverderbliche Willkür der englisch-ostindischen Verwaltungsbehörden. Einschreiten der englischen Regierung. Fox und die East-India-bill. Neue Organisation der Compagnie. William Pitt's Bill Board of controul. Der Prozeß Warren Hastings.

Schon länger her aber sah die Regierung und das Parlament in England mit Besorgniß auf die so gewaltig anwachsende Macht der ostindischen Compagnie, durch die sich ein Reich im Reiche zu bilden schien. Daher hatte schon im J. 1783 Fox, der damals die englische Verwaltung leitete, im Parlament darauf angetragen, daß man der Willkür der englisch-ostindischen Verwaltungsbehörden durch eine neue, dem Parlament Einfluß verstattende Behördenorganisation Einhalt thun und in Indien eine Regierung schaffen müsse, die mehr das Wohl der Regierten im Auge habe.

Das in London befindliche Directorium der Compagnie bestand aus 24 Directoren, die aus und von den Actionären auf 4 Jahre — und von welchen jedes Jahr 6 gewählt wurden. In der Versammlung der Actionäre hatte nur derjenige Actionär eine Stimme, der zwei Actien, jede zu 500 Pf. St. besaß. Fox schlug nun vor, eine Behörde von sieben durch das Parlament gewählten Directoren zu schaffen, welche den Handel, die Einkünfte und die Regierung Indiens überwachen und befugt sein sollten, die Gesellschaftsbeamten ein- und abzusetzen.

Allein diese sog. ostindische Bill (East-India-bill), als zu tief in erworbene Rechte eingreifend, fiel durch und zog den Sturz des Ministeriums Fox nach sich. Das neue Ministerium und sein Leiter William Pitt d. J. brachte einen Vorschlag ins Parlament, der das bisherige Directorium beließ, ihm aber eine aus sechs vom König ernannten Mitgliedern des geheimen Raths bestehende Oberaufsichtsbehörde (Board of Controul) an die Seite setzte, welche zwar nicht die Handels-, aber alle Staats- und Kriegsangelegenheiten der Compagnie leiten und überwachen sollte. Diese Bill wurde angenommen und dadurch im Grunde „die ganze Ostindische Compagnie in die Hände des Königs und seines Ministeriums" gegeben, so daß Burke (nächst Fox der Hauptgegner dieser Bill) sagte, sie gebe der Krone einen Einfluß, der noch viel weiter über den von Fox in seiner Bill beabsichtigten hinausgehe und darum gefährlicher sei, weil zuletzt der bloße Wille des Königs Alles entscheide.

Nach Pitt's Bill muß unter den 6 Gliedern jener controlirenden Behörde der jedesmalige erste Lord der Schatzkammer und einer der Staatssecretäre sein. Alle aus Indien kommenden Berichte und alle dahingehenden Befehle und Verordnungen müssen ihr vorgelegt

werden, und sie ist befugt, sie zu verändern und in dringenden Fällen eigene Befehle nach Indien zu erlassen, ohne sie den Directoren vorgelegt zu haben. Der König bekam das Recht, den Oberfeldherrn zu ernennen und den Generalgouverneur, die drei Regierungspräsidenten (zu Calcutta, Madras und Bombay) und die übrigen Regierungsglieder, also alle irgend wichtigen von der Compagnie ernannten Civilbeamten nicht nur zu bestätigen, sondern auch sie abzusetzen.

Daß die innere Verwaltung der Compagnie dadurch wesentlich sollte gebessert worden sein, zeigte sich freilich in der ersten Zeit noch nicht, da es schwer hielt, begangene Ungerechtigkeiten, wenn sie im Parlament zur Anklage kamen, zur verdienten Bestrafung zu bringen, und da auch bei aller philanthropischen Declamation weder Minister, noch Parlament geneigt waren, auf den dadurch erzielten Gewinn zu verzichten oder das in Indien mit List und Gewalt Geraubte zurückzuerstatten. So wurde Warren Hastings 1786 nach seiner Rückkehr aus Indien von Fox und seinen Freunden vor dem Parlament schwer angeklagt, und mußte, um das Gefängniß abzuwenden, nicht nur selbst 20,000 Pf. St. Bürgschaft leisten, sondern auch noch zwei Mitbürgen, jeden mit 10,000 Pf. St. stellen. Der auf das leidenschaftlichste geführte Prozeß dauerte acht Jahre lang und endete erst 1795, und zwar nach mehreren Verurtheilungen mit Hasting's endlicher Freisprechung; doch wurde er in die Prozeßkosten verurtheilt.

„Wie Hastings selbst sagte, die Anklage hatte vor der einen Generation stattgefunden und das Urtheil wurde vor einer andern gesprochen." — „Bei dem Beginne des Prozesses (schreibt Macaulay) hatte eine starke und in der That unverständige Stimmung gegen Hastings bestanden; bei dem Schlusse bestand eine eben so starke und eben so unverständige Stimmung zu seinen Gunsten. Die Länge seines Prozesses machte ihn zu einem Gegenstand des Mitleids. Man meinte und nicht ohne Grund, selbst wenn er schuldig sei, sei er immer ein übel behandelter Mann und ein Anklagestand von 8 Jahren eine mehr als hinlängliche Bestrafung. Man fühlte auch, daß ein Mann, welcher 13 Jahre lang ein Reich regiert hatte, einige sehr tadelnswerthe Dinge begangen haben und doch im Ganzen eher Belohnungen und Ehren, als Geldbuße und Haft verdienen mochte. Aber in allen Stücken, außer in seinem Rufe, würde er weit besser daran gewesen sein, wenn er, so wie er angeklagt worden, sich sogleich für schuldig erklärt und eine Buße von 50,000 Pfund bezahlt hätte. Er war ein ruinirter Mann." Denn nur die Prozeßkosten beliefen sich auf 71,020 Pf. St., die ungeheuern Summen zur Bezahlung seiner Sachwalter, zur Bestechung der Presse, zur Bestreitung anderer Kosten dabei nicht gerechnet, die zusammengenommen die Prozeßkosten vielleicht noch überstiegen. „Die Directoren sowohl, als die Eigenthümer der ostindischen Compagnie fühlten insgesammt, daß er große Ansprüche an sie habe, daß die Dienste, die er ihnen geleistet, ausgezeichnet und daß seine Mißgeschicke die Wirkung seines Eifers für ihr Interesse gewesen seien." Sie setzten ihm daher eine Leibrente von 4000 Pf. aus, und gaben sie ihm auf 10 Jahre voraus und dazu noch ein unverzinsliches Darlehen von 50,000 Pf. — eine Beihülfe, die ihn in den Stand setzte, behaglich und selbst im Überfluß zu leben, wenn er ein guter Wirth gewesen wäre. — Die letzten Jahre seines Lebens brachte er zu Daylesford, dem von von ihm zurückgekauften Sitze seiner Ahnen, mit der Sorge für seine Ländereien, Gewächshäuser, Menagerieen &c. und mit lite-

rarischen Beschäftigungen zu. Man besitzt von ihm unter andern auch Memoiren über Ostindien. Er erhielt zuletzt noch viele Beweise der öffentlichen sowohl, als der königlichen Gunst. Er starb in dem hohen Alter von 86 Jahren den 22. Aug. 1818. Macaulay schließt seine Beschreibung von Hastings Leben mit folgenden Worten: „Die auf seinen Character ohne Gunst oder Übelwollen blicken, werden erklären, daß er in Betreff der zwei großen Grundbestandtheile aller socialen Tugend — der Achtung für die Rechte Anderer und der Sympathie für die Leiden Anderer — Mängel hatte: seine Grundsätze waren etwas lax; sein Herz war etwas hart. Aber während wir ihn nicht mit Wahrheit als einen biedern, oder als einen gnadenvollen Regenten schildern können, können wir nicht ohne Bewunderung den Umfang seines Geistes, seine seltenen Talente für Befehl, für Verwaltung und für Polemik, seinen furchtlosen Muth, seine ehrenvolle Armuth, seinen glühenden Eifer für die Interessen des Staats, seinen edeln Gleichmuth, der durch beide Extreme des Glücks geprüft und durch keines jemals gestört worden, betrachten." Gewiß ein fast mehr als mildes Urtheil!

Erst in der folgenden Periode, in welcher weitere Regierungsbestimmungen die Gewalt der Compagnie, besonders durch Beschränkung der Monopole, noch mehr beschränkten, fieng man an, auch das innere Wohl der Hindu's mehr in's Auge zu fassen und sie die Wohlthaten einer höheren Civilisation kennen zu lehren. Wenigstens erkannten die Empfänglicheren unter ihnen allmählich, daß im Vergleich mit der launenhaften, alle Keime des Bessern erstickenden Tyrannei der alten Rajah's und Nabob's die englische Gesetzgebung und Verwaltung mit ihrer erhaltenden und dabei doch neuschaffenden Richtung eine merkliche Wohlthat für diese tief in der Verkehrtheit des Heidenthums steckenden Völker Indiens wurde. Mag auch die Ausbreitung der englischen Herrschaft von Seite ihrer Leitung stark auf macchiavellistischen Grundsätzen beruhen, so war und ist sie dennoch, wenn auch besonders anfangs sich selber unbewußt, in Bezug auf Religion, Wissenschaft und Politik ein offenbares Werkzeug der Vorsehung zur Weiterbildung der Menschheit daselbst. — Was dann insbesondere die evangelisch-christliche Liebe durch die Thätigkeit ihrer Missionen schon that und unablässig zu thun fortfährt, sowie, welche Veränderungen und Katastrophen weiterhin über die englisch-ostindische Compagnie und über das ostindische Reich und Volk ergiengen, darüber wird bei der letzten Rundschau über die Völker des Orients weiter unten näher die Rede sein.

5. Kapitel. Wachsthum der englischen Herrschaft in Nordamerika durch den siebenjährigen Colonialkrieg, und Abnahme derselben durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg.

1. Die ersten englischen Colonieen in Nordamerika von der Gründung Virginiens bis zur Gründung von Pennsylvanien.

Während Großbritannien seine Herrschaft in Ostindien, ungeachtet schwerer Kämpfe, so bedeutend ausbreitete und seine Hülfsquellen ver-

mehrte, verlor es in der Westwelt den schönsten Theil seiner Besitzungen, die es noch nicht sehr lange zuvor durch einen glücklichen Krieg beträchtlich erweitert hatte. — Werfen wir aber zuvor einen Rückblick auf Nordamerika's frühere Geschichte!

Nordamerika war nach seiner Entdeckung lang unbenützt geblieben, da die Goldsucht keine Befriedigung fand und das Dunkel der Urwälder, die Starrheit des Bodens und die kriegerische Wildheit der Indianerstämme die Europäer zurückschreckte. Von den ersten Ansiedlungen, die Walter Raleigh in dem nach seiner jungfräulichen Königin benannten Virginien in den Jahren 1585 und 1587 angelegt hatte, fand man bald keine Spur mehr: denn sie hatten nur nach Gold gesucht und nichts gefunden. Erst unter Jacob I schickte eine englische Handelsgesellschaft wieder am 19. Dec. 1606 eine Expedition von verschiedenen Abenteurern dahin ab, die sich bei Jamestown, etwa 100 an der Zahl, niederließen und anfangs auch nur nach Gold scharrten, aber vergebens, bis ihr kluger Vorstand, Capitän Smith, seinen Abordnern klar zu machen suchte, daß in Nordamerika kein Gold, aber um Mühe und Arbeit andere Schätze zu finden seien, welche nur Ackerbauer, Handwerker und Fischer zu heben verstünden. Sein Vorschlag wurde zurückgewiesen und eine Zeit lang grub man noch nach Gold. Endlich ward sein Rath befolgt, und so wurde zuerst in Virginien 1607 die erste dauernde Niederlassung gegründet.

Sie mußte sich anfangs zwar gegen die wilden Anfälle der Indianer mit Feuergewehr und großen Hunden zu schützen suchen und gerieth dadurch, so wie durch den Einfluß des ungewohnten Klima und durch die Unfügsamkeit Einzelner in so große Unordnung, daß nur die unermüdete Thätigkeit des Capitän Smith die Colonie noch zusammenhielt, zu deren Präsidenten ihn daher auch die Handelsgesellschaft 1608 ernannte. Die letztere suchte nun ihre Rechte über diese Colonie zu erweitern und erhielt durch eine neue königliche Urkunde vom 23. Mai 1609 das Eigenthum aller Ländereien vom atlantischen bis zum großen Ocean zwischen zwei von Osten nach Westen gezogenen Linien, davon die eine 100 Meilen nördlich von Point Comfort, die andere eben so weit südlich davon gezogen wurde. Alle Colonieen in diesem Bereiche sollten unter Commissionären stehen, welche von einem Rathscollegium in England ernannt werden sollten: über das ganze Bereich wurde Lord Delawar zum lebenslänglichen Gouverneur und Generalcapitän ernannt. Die Smithische Colonie erhielt nun einen Zuwachs von 500 neuankommenden Ansiedlern, davon die Mehrzahl heruntergekommene, sittenverderbte Menschen waren, mit welchen Smith seine Noth hatte. Als er daher einst, um sich von einer schweren Wunde, die er durch die Explosion seines Pulverbeutels erhalten hatte, heilen zu lassen, nach England zurückgieng und die Leitung der Colonie einem Andern, Namens Percy, überlassen mußte, kam die Colonie durch Unordnung, beständige Anfälle der Indianer und durch eine furchtbare Hungersnoth, welche Menschenleichname zu essen zwang, so herab, daß sie nur noch 60 Personen zählte, die dann den Entschluß faßten, das Land zu verlassen. Als sie schon auf einem Fahrzeuge die Fahrt nach England angetreten hatten, begegnete ihnen unterwegs Lord Delawar, der sie wieder zur Rückkehr nach Jamestown bewog (1610), worauf sich die Colonie wieder auf 200 Personen hob und unter Delawar's Leitung zu gedeihen begann. Als derselbe aber Kränklichkeitshalber nach England zurückkehrte, gieng die Colonie unter Percy wieder rückwärts, bis endlich Sir Thomas Gates bedeutenden Zuwachs aus England brachte und die Colonie unter seine

Leitung nahm. Ihm folgte 1613 Sir Thomas Dale, welcher dadurch die Gründung der Colonie erst recht befestigte, daß er das bisherige System der Bearbeitung zu gemeinschaftlichem Vortheil aufgab und jedem Colonisten drei Acres Landes zum Eigenthum überließ. Einige Jahre darauf (1615) konnte schon jedem Colonisten ein Landloos von 50 Acres zugetheilt werden. Um diese Zeit fieng man an, Tabak zu bauen und ungeachtet aller Gegenstrebungen von Seite der Compagnie, ja selbst des Königs und des Parlaments, wurde der Haupthandelsartikel Virginiens der Tabak.

Nachdem die Colonie 1620 einen Transport von 90 „unverheiratheten Weibspersonen" aus England, welche sich die Pflanzer zu Frauen nahmen, erhalten hatte, erstarkte sie mehr und mehr, und als dann der Alleinhandel, den die Handelscompagnie nach dieser ihrer Besitzung hatte, aufgehoben wurde, hob sich daselbst Landbau, Industrie und Handel zusehends und selbst die heftigsten Kriege mit den Indianern konnten die Ansiedlung nicht mehr vernichten. Sie hatte sich eine fast republikanische Verfassung gegeben und wurde von einem Gouverneur regiert. Als aber die Handesgesellschaft in London in sich zerfiel, nahm der König Jacob I die ihr früher ertheilte Berechtigung zurück und stellte nach der Auflösung der Compagnie die Colonie Virginien 1624 unmittelbar unter die Krone, wodurch sie natürlich ihre republikanische Verfassung verlor.

Zwei Jahre nach der ersten Gründung Virginiens stiftete eine andere englische Handelscompagnie 1609 am Flusse Delaware auch eine Niederlassung, welche nach und nach Bestand gewann. — Im Jahr 1616 versuchte die Plymouth-Compagnie Niederlassungen, und das Land, das sie sich auserſah, erhielt vom Prinzen von Wales den Namen Neu-England. Aber nicht bloß Gewinnsucht, sondern auch Glaubensnoth war es, was in der Folge ganze Schaaren von Auswanderern aus England nach Amerika trieb, um den oft blutigen Verfolgungen der herrschenden Kirche zu entgehen. Aus diesem Grunde faßten zuerst die Anhänger einer puritanischen Secte, sogenannte Brownisten, welche anfangs nach den Niederlanden geflohen, dort aber in Gefahr gekommen waren, sich zu verlieren, den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, und baten die London-Compagnie um ein Geschenk an Land. Nach empfangener Gewährung fuhren sie, 120 an der Zahl, auf einem einzigen Schiffe im Sept. 1620 ab, um sich an der Hudsonsbay niederzulassen. Allein ihr holländischer Pilot, von der obenerwähnten Plymouth-Compagnie bestochen, führte sie in das Gebiet dieser Compagnie, wo sie im Nov. an einem mit Eis bedeckten Felsenufer bei New-Plymouth landeten und ehrlich den Indianern ein Stück Landes abkauften. Ein Theil von ihnen erlag aber gleich anfangs den Einflüssen der schlimmen Witterung, ein Theil in den Kämpfen mit den Indianern; doch erhielt sich noch ein Rest, der sich allmählich wieder hob, so daß im J. 1630 die auf 300 Glieder angewachsene Colonie den von ihr bearbeiteten und erweiterten Landestheil von der Compagnie zum Geschenk bekam.

Neu-England wäre deßungeachtet wenig bevölkert worden, wenn nicht in Folge der steigenden Religionsverfolgungen in England noch andere Puritanerschaaren ausgewandert wären, von denen bis zum Jahr 1631 in Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, New-Hampshire, New-Jersey, New-Haven, Ansiedlungen gegründet wurden. Es waren in der Regel Leute von puritanischen Grundsätzen, die ein sittenstrenges, fast alttestamentlich gesetzliches Leben führten, aber dabei durch harte Arbeit im Schweiße ihres Angesichts ihr redlich verdientes Brot aßen, ein streng Geschlecht, aber ganz dazu geschaffen, gerade diesen rauhen Norden urbar zu machen und durch sittliche Selbstbeherrschung die Bedingungen zu selbstherrlichen Staatenschöpfungen zu gewinnen. Noch feiert der Nordamerikaner jährlich den Tag der Ankunft dieser

„Pilgerväter" und betrachtet „den Felsen von Plymouth mit ehrfurchtsvoller Scheu," wiewohl er jene Väter irrthümlich als Apostel der Gewissensfreiheit bewundert. Denn noch waren sie gar sehr unduldsam, und Gewissensfreiheit nur für sich verlangend, gönnten sie fremdem Gewissen bei ihnen noch keinen Raum.

Die Freiheit der Gewissen für sich und für Andersglaubende sollte zuerst ein — Katholik (allerdings kein ursprünglicher) die Amerikaner lehren. Im Jahre 1625 wanderte ein von der englischen Hochkirche zum Katholicismus übergetretener und deßwegen in England verfolgter Staatsmann, Lord Baltimore, nach Nordamerika, ließ sich von König Karl I, dem Gemahl einer katholischen Prinzessin Maria, ein Landstück am Potomac verleihen, das er seiner Königin zu Ehren Maryland nannte, und erklärte von vorn herein, daß (es war zu der Zeit, da sich in Deutschland im dreißigjährigen Kriege Katholiken und Protestanten zerrissen) auf seinem Grund und Boden alle christlichen Religionen gleiche Berechtigung finden sollten. Indeß wurde Maryland erst nach seinem Tode eine eigentliche Ansiedlung (1633); aber noch jetzt erinnert die große Stadt Baltimore an jenen edlen, „seiner Zeit weit vorausgeeilten" Mann.

Auch die Puritaner in Plymouth wollte im J. 1631 ein junger englischer Geistlicher Roger Williams eine größere Weitherzigkeit lehren: daß er aber nicht bloß Katholiken und Puritaner, sondern auch Juden und Muhammedaner neben den Christen ihres Glaubens leben lassen wollte, wenn alle nur bürgerlich rechtschaffen wandelten, — solche vorher noch unerhörte Lehre sollte er mit Deportation büßen. Er entfloh aber und gründete anderwärts die Colonie Providence als ein Asyl für jeden, der seines Glaubens leben wolle. Er leitete 50 Jahre lang diese allerdings wunderlich bunte Gesellschaft und starb von allen geachtet, von den Indianern geliebt, von den Puritanern gehaßt, selbst aber ohne Groll gegen seine Verfolger.

Im Jahre 1662 schenkte König Karl II dem Lord Clarendon und einigen andern mit demselben zu einer Gesellschaft Verbundenen das Land zwischen dem St. Matteo-River bis zum 36° n. Br. unter dem Namen Carolina, das zur Anlockung von Ansiedlern eine sehr freie Verfassung erhielt und späterhin wegen starker Bevölkerung in Nord- und Süd-Carolina getheilt wurde. Seit 1664 nahmen andere englische Einwanderer weiteren Besitz von jenen Küsten und nöthigten die dort schon angesiedelten Schweden und Holländer oder Neu-Niederländer, sich ihnen zu unterwerfen. Der holländische Gouverneur von Stuyvesant in Neu-Amsterdam wollte sich zwar aufs Äußerste vertheidigen, aber die Einwohner dieser Stadt zogen ruhige Unterwerfung vor; der übrige Theil Neu-Niederlands erhob vergebens die Waffen: er wurde erobert, und Neu-Amsterdam erhielt nun den Namen New-York, das Fort Orang den Namen Albany.

Um 1668 drangen französische Jesuitenmissionäre von Canada aus, wo sich die Franzosen schon vor der Gründung britischer Küstencolonieen festgesetzt hatten, in die weiten Thalflächen des Missi-

sippi und legten dort den ersten Grund zu europäischen Ansiedelungen. — Eben so fanden theils schon vor, theils aber besonders nach der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten Aufnahme und siedelten sich am James-Fluß an.

Im Jahr 1681 kam von den vielen politisch-religiösen Secten, die im 17. Jahrhundert auf englischem Boden wucherten, auch die Secte der Quäker, geführt von William Penn, nach Nordamerika und ließ sich dort zwischen dem warmen Süden und dem rauhen Norden in dem milden Himmelsstriche Pennsylvaniens nieder, wo in der „Stadt der Bruderliebe," in Philadelphia, nicht nur viele Verfolgte anderer Confessionen aus dem Mutterlande eine neue Heimath, sondern auch viele Deutsche gewissermaßen ein neues Deutschland finden sollten.

Die Secte der Quäker wurde durch den Schuster Fox gestiftet, der, während die übrigen protestantischen Kirchen die göttliche Offenbarung in der Bibel als abgeschlossen ansehen und zum Predigen außer einem gelehrten Bibelstudium ein von der Kirche ordentlich übertragenes Amt heischen, sich durch das sogenannte „innere Wort" getrieben fühlte, aus dem „innern Licht" heraus zu predigen, behauptend, es bedürfe keines besondern Predigtamtes: ein Jeder sei befugt, in der Versammlung zu reden, je nachdem der Geist über ihn komme; es solle sich überhaupt Keiner über den Andern erheben, denn es dürfe kein Rang unter den Christen gelten, alle seien Brüder und vor Gott gleich: daher Einer den Andern mit Du anreden und vor ihm den Hut aufbehalten müsse. Auch verwarf er jeden Eid, desgleichen den Kriegsdienst. Mit kühnem Muth zeugte er gegen das ausgelassene Hofleben Karl's II und verkündete Gottes Gericht über dasselbe. — Von der Welt mit Spott und mit dem Namen Quäker (d. i. Zitterer) belegt und von der Regierung, wie von der Kirche mit Gefängniß bedroht, fand diese Secte, die anfangs ziemlich stürmisch auftrat, durch eines ihrer Glieder, **William Penn**, eine ruhige und friedliche Stätte und zwar auf folgende Weise. William's Vater, der angesehene und reiche Admiral Lord Penn, gewahrte mit Schrecken, daß sein Sohn, den er zu einem hohen Staats- und gewandten Weltmann machen wollte, zur Secte der Quäker sich halte. Er schickte ihn nach Paris, um dort von seiner Schwärmerei geheilt zu werden; allein er kam von da durch den Gegensatz der dort herrschenden Frivolität noch mehr in seiner Richtung befestigt zurück. Da enterbte ihn sein Vater. Er ließ sich's ohne Widerrede gefallen, indem er die Gemeinschaft der Brüder für ein besseres Erbtheil hielt. Nun wurde er vor Gericht geschleppt, vertheidigte sich aber ruhig und sprach seinen Richtern das Recht ab, den Geist zu dämpfen; er ward in's Gefängniß geworfen, erklärte aber, daß er seine Überzeugung nicht gefangen geben könne. Diese Standhaftigkeit rührte seinen Vater so, daß er ihn wieder aufnahm und zum Erben seines großen Vermögens einsetzte. Mit diesem sah er sich nach einem Zufluchtsort für seine Brüder um, und da König Karl II der Erbmasse seines Vaters eine bedeutende Geldsumme schuldete, ließ er sich dafür in Amerika die waldbedeckte Gegend zwischen dem Hudson und Delaware anweisen. Überzeugt aber, daß weder der König, noch er der rechte Eigenthümer derselben sei, kaufte er dieses Land den Indianern ab und versprach dabei, sie stets vor jeder Willkür zu schützen. Dieser Wald des Quäkers Penn nun, dieses Pennsylvanien, wurde dann das merkwürdige Land, wo nicht bloß Quäker, sondern Christen und freie Männer aller christlichen Confessionen und Nationen gegen einen geringen Zins leben und selbständig ihre bürgerlichen Angelegenheiten ordnen konnten. So erbauten Mennoniten von Frankfurt Germantown (Deutschstadt); Herrnhuter legten Nazareth, Bethlehem rc. an, und Pfälzer und Württemberger ließen sich zahlreich nieder. — Deutsche waren es besonders, welche die von geldgierigen Engländern eingeführten Schwarzen von ihrer harten Arbeit frei kauften und die Quäker vermochten, ihrem Beispiele zu folgen.

Die mannichfaltigen Ansichten, welche vorzüglich die den Druck in der Heimath fliehenden englischen Secten und Parteien in dieses ihr Zufluchtsland mitbrachten, gaben der aus ihnen entstandenen nordamerikanischen Bevölkerung einen eigenthümlichen Character. Während übrigens in religiöser Beziehung die bunteste Mannichfaltigkeit und nicht zu vermeidende Verwirrung zu herrschen begann, waren in politischer Beziehung nur zwei Hauptrichtungen bemerkbar, indem die südlicheren Colonieen, in welche besonders der aus England geflüchtete Adel gezogen war, mehr dem Königthum —, die nördlicheren aber, wo die Puritaner vorwalteten, republicanischen Grundsätzen geneigt waren, die wegen der Menge und Characterstärke derer, welche sie hegten, im Allgemeinen vorwogen. Deßhalb sowohl, als weil überhaupt alle diese Parteien wegen Drucks das Mutterland verlassen hatten, gewöhnte man sich um so mehr, Nordamerika nicht bloß im Gegensatz zum eigentlichen Südamerika, sondern auch zu Europa in religiöser und bürgerlicher Hinsicht ausschließlich das Land der Freiheit zu nennen.

2. Die nordamerikanischen Colonieen unter Wilhelm III. Beschränkung ihrer Handelsfreiheit. Unzufriedenheit. Schleichhandel. Beginn des Besteuerungssystems. Der engl.-franz. Colonialkrieg. Einfall der Briten in Canada. General Wolff. Einnahme von Quebek; Eroberung von Canada: (Cook's Entdeckungsreisen.)

Alle diese Colonieen, woher sie auch ihren physischen und moralischen Ursprung leiten mochten, mit ihren verschiedenen Nationalitäten und ihren verschiedenen politischen und religiösen Grundsätzen standen (mit Ausnahme der von Franzosen gestifteten Colonieen) unter der Oberhoheit der englischen Krone, die ihnen mit den englischen Institutionen der Habeascorpus-Acte, der Jury &c. das Recht, gesetzgebende Versammlungen zu wählen, und andere Rechte und Freiheiten in besonderen Freiheitsbriefen ertheilte und sie zwar durch Statthalter regierte, aber schon durch jene Institutionen eine größere Neigung zur Unabhängigkeit erzeugte, als sie in anderen Colonieen vorhanden war. So lange man ihnen diese verbrieften Rechte und Freiheiten nicht antastete, nahmen sie die verschiedenen Veränderungen der Regierung, die im Mutterlande zur Zeit der Rebellion, Republik, Restauration und Revolution eintraten, je nach ihren Grundsätzen zwar nicht gleichgültig, doch ohne eigentliche Opposition hin. Nur als der Oranier Wilhelm III (XXI. 9, 4.) nach seiner Besteigung des englischen Thrones den Colonieen, auf deren vortheilhaftere Benützung für die Krone er seine besondere Aufmerksamkeit richtete, eine neue Verfassung gab, der gemäß alle wichtigen Ämter in den Colonieen von der Krone besetzt wurden, fühlten sich besonders die nördlichen Provinzen empfindlich berührt; und als die Handelsthätigkeit der Colonisten, die anfangs ganz frei gewesen, nachher aber durch die Navigationsacte (XXI. 8, 2.), und weitergehend durch Zusätze, welche

die rückgekehrten Stuarts zu derselben machten, ihnen ohnedieß schon sehr erschwert worden war, durch Wilhelm's Verordnungen noch mehr beschränkt wurde, so fanden sich die südlichen sowohl, als die nördlichen Colonieen gleich stark davon betroffen, und die Unzufriedenheit mit dem Mutterlande fieng an, allgemein zu werden, weil sie glaubten, daß sie demselben nur zu Werkzeugen des Gewinns dienen sollten.

„Keine Waaren — so bestimmten schon die stuartischen Zusätze zur Navigationsacte — sollten mehr aus den Colonieen ausgeführt werden, es sei denn nach englischen Häfen; ertappte man ein Schiff mit Colonialwaaren darauf, das anderwärtshin segelte, so ward es confiscirt; ja alle Schiffe, die von England nach den Colonieen segelten, mußten Bürgschaft stellen, daß sie die dort aufzuladenden Waaren nirgends andershin transportiren wollten, als eben nach England. Ja, um die Beschränkung vollständig zu machen, sollten die Colonisten ihre Bedürfnisse nirgends anders holen, außer von England." — Noch weiter giengen die vom oranischen Hause auferlegten Beschränkungen. „Nicht einmal im eigenen Hause sollten die Colonisten Herr sein: keine fremden Kaufleute sollten sich bei ihnen, des Handels wegen, aufhalten dürfen, nur englische: denn diese mußten, da keine Colonie sollte frei mit der andern Handel treiben können, die Vermittlung übernehmen." Ja man sollte nicht bloß mit seinen eigenen Producten nicht frei handeln dürfen, man durfte nicht einmal etwas anfertigen, was über die Rohproduction hinausgieng. Denn Manufacturen waren ihnen verboten: „Wohl mochten die Colonisten Roheisen schmelzen, Wolle züchten, Flachs bauen, aber sie durften keine Säge, keine Scheere, keinen Meißel, noch Hobel anfertigen, ja kaum einen Hut; keinen Webstuhl durften sie aufstellen, ja selbst um das Spinnrad beneidete man sie! Erklärte doch einmal ein englischer Parlamentsredner, er könne nicht ruhig schlafen, wenn in Amerika auch nur ein Nagel verfertigt werde! — Ihre rohen Stoffe sollten die Colonisten nach England schaffen: dort mochten dann englische Schmiede, Weber, Hutmacher &c. Waaren daraus verfertigen, die konnten sich dann die Colonisten mit schwerem Gelde wieder zurückkaufen!" (K. Nagel.) Dazu kam, daß England, seit es durch den spanischen Erbfolgekrieg das Vorrecht erhalten hatte, Negersclaven in die spanischen Besitzungen zu bringen, auch ihren eigenen Colonieen Sclaven in Massen zuführte, und daß alle Protestationen der Colonisten (der Puritaner und Quäcker) und ihrer gesetzgebenden Versammlungen gegen die Negereinfuhr an der Gewinnsucht der englischen, namentlich der Liverpooler Kaufleute zu nichte wurden.

Kein Wunder, daß die Colonieen auf diese Weise dem Mutterland einen ungemeinen Nutzen brachten, wenn man nur den einen Vortheil betrachtet, daß England die Producte, die es vorher von Schweden, Rußland und aus den Ostseehäfen um theure Preise beziehen mußte, nunmehr wohlfeiler aus seinen eigenen Colonieen zog. Der Nutzen würde für den Staatsschatz noch größer gewesen sein, wenn die Nordamerikaner nicht, um den Nachtheil, den ihnen die obenerwähnten Handels- und Gewerbsbeschränkungen brachten, zu mindern, zum Schleichhandel ihre Zuflucht genommen hätten, den sie besonders nach dem französischen und holländischen Westindien so stark trieben, daß dadurch die Zuckerinseln der Franzosen und Holländer in Aufnahme, die Zuckerplantagen der englischen Antillen dagegen in Abnahme geriethen.

Um diesen Schaden abzuwenden und doch die Navigationsacte, dieses „Palladium" des englischen Schifffahrts-, Handels- und Colonialwesens, nicht zu zerstören, führte man das System der Besteuerung ein,

mit dem die Colonisten zwar auch nicht zufrieden waren, das sie jedoch ertrugen, weil man ihnen sonst viele Freiheiten gewährte, vorzüglich aber weil sie der Hülfe des Mutterlandes gegen französische und spanische Anfechtungen noch nicht entbehren konnten.

Die Besteuerung bestand zunächst im Zuckerzoll. In England hatte man nämlich allmählich eingesehen, einerseits daß die Colonialproduction den Bedarf in Großbritannien weit überstieg und daß der Absatz des Überflusses an Auswärtige, der Frachtkosten wegen, keinen Vortheil brachte; anderseits, daß das Bedürfniß der Colonieen an ausländischen Producten sich so vermehrt hatte, daß Großbritannien allein es zu befriedigen nicht mehr im Stande war. Hätte man aber den nordamerikanischen Colonieen erlaubt, ihren Überfluß unmittelbar in's Ausland abzusetzen und sich von dort unmittelbar ihre Bedürfnisse zu holen, so wäre dadurch die Navigationsacte fast wirkungslos geworden.

Man schlug daher einen Mittelweg ein und legte auf allen fremden in eine britische Colonie eingeführten Zucker, Rum und Syrup einen hohen Zoll und erlaubte den Zucker von den britischen Inseln unmittelbar den europäischen Ländern zuzuführen.

Obgleich die Colonieen sich auf allen Seiten beengt sahen, nahm doch ihr Wohlstand so zu, daß ihnen die Theilnahme an den Handelskriegen, die das Mutterland für sie mit den Spaniern (denen Florida gehörte) und mit den Franzosen zu führen hatte, nicht schwer wurde. Insbesondere sollte der schon XXIII. 8, 5. erwähnte siebenjährige Colonial- oder Seekrieg Englands mit Frankreich und Spanien (1754—1763) in den Colonisten jenes Selbstgefühl erwecken, das ihnen in der Folge den Muth, ja Übermuth zum Widerstand gegen das Mutterland gab.

Die Franzosen, welche um diese Zeit etwa 52,000 Einwohner in Amerika zählten, hatten sich nämlich schon früher am Lorenzostrom in Canada, wo sie Quebek und Montreal zu festen Stützpuncten hatten, so wie in Terra Nova (jetzt Neuschottland) und Acadien und auf einigen westindischen Inseln, und später (unter Ludwig XIV) am Ausfluß des Missisippi, wo sie Louisiana bebauten, desgleichen auch am obern Laufe dieses Stroms und an seinen Zuflüssen niedergelassen, während die britischen Colonisten, welche sich auf ungefähr 1,100,000 beliefen, kraft ihrer Freibriefe den ganzen Landstrich vom atlantischen Meere bis zum stillen Ocean ihr Besitzthum nannten. Diese Ansprüche bestritten die Franzosen den Engländern und behaupteten, ihre natürliche Gränze sei die Gebirgsreihe, welche sich 150 bis 200 Meilen von der Ostsee entfernt hinzieht; ja sie faßten den gewaltigen Plan, Canada im Norden mit Louisiana im Süden durch eine Kette von Festungen zu verbinden und so die Engländer von den großen Seen (dem Ontario-, Erie-, Huron-, Michigan- und obern See), so wie von den Thälern des Ohio und Missisippi abzuschneiden.

Gegen dieses Beginnen machte England am Hofe zu Versailles Vorstellungen, und da diese unbeachtet blieben, so erhielten die Colonieen den Befehl, Gewalt dagegen zu gebrauchen. Daher gieng von Virginien aus im J. 1754 eine amerikanische Expedition unter dem Major Washington nach dem Ohio ab, mußte aber der Übermacht der Franzosen und der mit ihnen verbundenen Indianer weichen. Nun sandte die englische Regierung (es war noch unter Georg II) ein eigenes Heer aus England unter dem General Braddok nach Amerika, der sich mit Washington's Miliz vereinigte und den Marsch nach dem Fort du Quesne am Ursprung des Ohio antrat, aber dort eine Niederlage erlitt.

Da sich nirgends Franzosen sehen ließen, drang er, dadurch sicher geworden, 1755 wider den erfahrenen Rath Washington's, der ihn vor der Hinterlist der Indianer warnte, tiefer in die Wälder ein, als ihn plötzlich die Indianer auf allen Seiten, hinter Büschen und Bäumen versteckt, mit mörderischem Feuer angriffen. Anstatt sie nun aus dem Dickicht zu treiben, gebot er, wie wenn er es mit einem regelmäßig fechtenden Feinde zu thun hätte, seinen in Verwirrung gerathenen Leuten, sich in Reih' und Glied zu stellen, was die Folge hatte, daß es dem hinterhaltigen Feinde noch leichter wurde, die Hälfte des britischen Corps hinzustrecken. Zuletzt als Braddok selbst verwundet wurde, wendeten sich seine übrigen Leute zur Flucht, während der umsichtige Washington mit großem Geschick seine virginische Landwehr, welche die Nachhut bildete, vom Untergang rettete.

Zwar schlug noch in demselben Jahre General Johnson die Franzosen am Georgensee, aber im folgenden Jahre 1756 gelang es diesen, zwei Festungen, die eine am Georgensee, die andere am Ontariosee, wegzunehmen und dadurch alle Seen zu beherrschen. Als sodann England und Frankreich im förmlich erklärten Krieg in Deutschland sowohl, als überhaupt in allen vier Welttheilen aneinander geriethen, sah sich das englische Ministerium genöthigt, fremde Truppen anzuwerben und ein aus Hessen und Hannoveranern bestehendes Hülfscorps nach Amerika zu schicken, wo aber, da auf beiden Seiten die Kraft vorzüglich auf dem europäischen Kriegsschauplatz in Anspruch genommen war, in den nächsten zwei Jahren wenig Entscheidendes vorfiel.

Erst das Jahr 1759 war den Engländern in Amerika günstiger. Nachdem sie mehrere Forts erobert hatten, faßten sie den Plan, in das canadische Land von drei Seiten zu gleicher Zeit einzudringen und sich bei Quebek zum Angriff auf diese Hauptstadt zu vereinigen. Von den drei Expeditionen erschienen indeß nur eine vor dieser Stadt und zwar eine Flotte unter dem Admiral Saunder und ein Landheer unter dem Befehl des jungen tapfern Brigadegenerals Wolff. Allein in einer gewissen Entfernung von Quebek stieß diese Expedition auf ein festes französisches Lager, das von 10000 M. unter dem Marquis Montcalm besetzt und im Rücken von dichten Wäldern gedeckt war.

Nach einem vergeblichen Angriff auf dasselbe, faßte Wolff den kühnen Gedanken, die auf einem felsigen Plateau liegende Stadt zu über-

rumpeln. Seine Truppen erkletterten in der Nacht die sog. Abrahamshöhen und stellten sich zum Angriff in Ordnung. Als hierauf Montcalm mit dem Lagerheer zum Entsatz herbeieilte, kam es zu einem so hitzigen Treffen, daß beide Generale tödtlich verwundet wurden. Während der tapfere Wolff auf dem Schlachtfeld in den letzten Zügen lag, hörte er noch den Ruf: „Sie fliehen!" und sagte: Wer flieht? Als man ihm antwortete: „Die Franzosen fliehen!" sagte er: „Nun will ich gern sterben!" und verschied. Die Frucht seines Heldentodes war die Übergabe von Quebek, und als im folgenden Jahre auch die Stadt Montreal sich dem General Amherst ergab, so war die Eroberung von Canada vollendet.

Der Tod Georg's II und die Thronbesteigung Georg's III (1760) brachte zunächst keine Änderung in den Fortgang des Kriegs. Frankreich wünschte zwar Frieden, aber unter Bedingungen, die Pitt mit Verachtung verwarf. Als hierauf Spanien aus einem Familienvertrage mit Frankreich am Kriege Theil nahm und Pitt's Rücktritt erfolgt war, setzten auch die folgenden Ministerien den Krieg fort, in welchem Frankreich 1762 noch fünf westindische Inseln verlor, bis das Ministerium Bute, zufrieden, den Stolz der Bourbonen gedemüthigt und den König von Preußen gesichert zu sehen, den Friedensanträgen Frankreichs Gehör gab und 1763 den Pariser Frieden schloß, dessen Bestimmungen oben (XXIII. 8, 5) näher angegeben wurden.

Auf der Flotte, welche zur Einnahme Quebek's mitwirkte, befand sich ein Mann, der in der Folge durch seine drei Entdeckungsreisen weltberühmt wurde. Es war dieß **James Cook,** geb. 1728 in der Grafschaft York. Er begann seine Laufbahn als Schiffsjunge auf einem Steinkohlenschiff, trat nach 6 Jahren als Matrose in königliche Dienste und fühlte, als er Oberbootsmann war, das Bedürfniß wissenschaftlicher Ausbildung. Er ließ sich für sein erspartes Geld in der Mathematik und Astronomie, so wie in dem, was sonst noch zu den Seewissenschaften gehört, unterrichten, bekam dann eine Stelle bei jener Flotte, und trug durch die nähere Untersuchung des Lorenzostroms, mit der er vom Admiral Saunder beauftragt war, zu dem glücklichen Ausgang der Unternehmung auf Quebek bei. Daher bekam er bald auch den Auftrag, die Küsten von Newfoundland aufzunehmen und fertigte sehr brauchbare Charten davon. Alsdann kaufte er sich ein kleines Gut, um im Dienste der Admiralität als „Schiffsmeister und Landmesser" zu leben.

Im Jahr 1768 erhielt er vom König Georg III den Auftrag als Lieutenant mit einem Schiffe nach dem stillen Ocean zu segeln, um auf der von dem Engländer Wallis entdeckten Insel Otahaiti den damals bevorstehenden Durchgang der Venus durch die Sonne — als ein selten vorkommendes Himmelsereigniß — zu beobachten und dabei auf neue Entdeckungen auszugehen. Bei Brasilien angelangt, fuhr er die südamerikanische Küste hinab, berührte das Feuerland und fuhr um das Cap Horn dem Südpol zu. Rückkehrend vollzog er auf Otahaiti seinen Auftrag, stach wieder in die See, erreichte Neuseeland und fand, daß es aus zwei getrennten Inseln besteht. Nachdem er die Fruchtbarkeit dieser Insel erkannt und auch die umliegenden Inseln untersucht hatte, schlug er den Weg nach Ostindien ein und fuhr nach Neuholland, dessen Ostseite vor ihm noch unbekannt gewesen war. Durch die gefahrvolle, weil klippenreiche Straße zwischen Neuholland und Guinea segelnd, entdeckte er die Wasserscheide zwischen Neuholland und Neusüdwallis und nahm letzteres

für England in Besitz. Hierauf kehrte er nach London zurück (1771), drei Jahre nach seiner Ausfahrt.

Zufrieden mit den Resultaten seiner Expedition ertheilte man ihm 1772 den Auftrag, nach dem Südpol zu fahren, um zu untersuchen, ob sich dort innerhalb des Polarkreises Land finde. Auf dieser zweiten Entdeckungsreise, zu der ihm zwei Schiffe gegeben wurden, begleiteten ihn die beiden Naturforscher Forster, Vater und Sohn, welche nachher diese Reise beschrieben. Unter Stürmen und zunehmender Kälte begegnete er beim 50° s. Br. großen Eismassen, arbeitete sich bis zum 65° vor und schlug dann die Richtung nach Neuseeland ein. Von da nach Otahaiti und den übrigen Gesellschaftsinseln steuernd, untersuchte er die Freundschaftsinseln und gieng dann wieder nach Neuseeland und von da nach dem Südpol zurück, dem er sich nun bis zum 71° s. Br. näherte. Ein unabsehbares schauriges Eisfeld hemmte die Weiterfahrt. Das Gefühl der Beengung in dieser Todtenstille der Natur verwandelte sich den Reisenden in sorgenvollen Kummer durch die plötzliche Krankheit Cook's, die sich derselbe dadurch zugezogen hatte, daß er nie besser essen wollte, als der gemeinste Schiffsmann. Er wurde nur dadurch gerettet, daß Forster seinen treuen Otahaitischen Hund, das einzige Thier, das auf dem Schiffe war, schlachten ließ und Cook's zerrütteten Magen durch die Brühe des gekochten frischen Fleisches herstellte. Auf der Rückkehr besuchte Cook die Neu-Hebriden und war der erste, der New-Caledonien betrat. Von da nach der Spitze von Südamerika sich wendend, entdeckte er Südgeorgien, näherte sich abermals dem Südpol bis zum 59° und entdeckte das Sandwichsland. Nachdem er erkannt, daß jenseit des Südpolarkreises kein Land sei, kehrte er nach abermal drei Jahren über das Cap nach England zurück, wo er nun zur Belohnung zum Capitän befördert wurde.

Die dritte Reise, zu der er sich selbst erbot, hatte die Bestimmung, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer zu erforschen, auf welche Entdeckung der Preis von 20,000 Pf. St. gesetzt war. Mit zwei Schiffen 1776 von Plymouth aus segelnd fuhr er an das Cap, besuchte von da die Freundschaftsinseln, wo er Schaafe zur Fortpflanzung aussetzte, fuhr vor den Sandwichsinseln vorbei nach der Küste von Neu-albion und landete an der äußersten Westspitze Amerika's, der er den Namen Prinz v. Wales-Vorgebirg gab. Beim 70. Breitengrade Eis gewahrend, kehrte er wieder nach den Sandwichsinseln zurück und legte bei der Insel Owaihi an. Hier geriethen einige seiner Leute mit den diebischen Eingebornen in Zwist, so daß Cook selbst mit etlichen Begleitern an das Land stieg, um das Oberhaupt der Insel aufzufordern, ihm den großen Kutter wieder zu schaffen, den einige Indianer entwendet hatten. Da griffen die Einwohner zu den Waffen, und Einer vor Cook tretend bedräute ihn mit rohen Gebärden. Cook verweist es ihm, und als jener dreister wurde, schießt ihn Cook, von seiner sonstigen Besonnenheit verlassen, nieder. Nun fiel die Menge über seine Begleiter her und erwürgte sie. Noch wagte es Niemand, den Cook selbst zu tödten, der sie fest ansah. Als er sich aber nach dem Meere kehrte und seinen Leuten in den Schiffen zurief, ihn abzuholen, ward er von hinten mit einem Spieße durchbohrt und fiel vorwärts in die See. Bei seinem Fall erhuben die Indianer ein Freudengeschrei, und stießen noch mit ihren Dolchen in seinen Leichnam, den sie dann zerstückelten und unter sich vertheilten. Die Schiffsmannschaft nahm nun zwar grausame Rache, konnte aber von Cook's Körper nichts als den entfleischten Kopf, seine beiden Hände und einige Knochen erhalten. Weinend legten sie diese Überreste in eine Lade und versenkten sie in's Meer. Dann kehrten sie nach Europa zurück, wo das traurige Ende dieses großen Entdeckers allgemein beklagt wurde.

3. Maßregeln gegen den Schleichhandel der Colonieen. Die Stempeltaxe. Unruhen. Zusammentritt der 13 Assemblies. Passiver Widerstand der Kaufleute. Zurücknahme der Stempelacte. Zollauflagen. Widerstand in Boston. Benjamin Franklin. Die Theeacte. Aufstand in Boston. Congreß in Philadelphia. Ausbruch des Freiheitskriegs. Treffen bei Lexington.

Seit der Eroberung von Canada war Großbritannien allein Herr von Nordamerika (mit Ausnahme des West-Missisippithals) und dieses große Gebiet schien ein festes und dauerndes zu sein, ganz geschaffen, Englands Macht der größten Zukunft entgegenzuführen. Allein auf dieser Seite sollte dem wachsenden britischen Stolz ein Pfahl in die Seite getrieben werden, der ihn bei seinem Streben nach einer Weltobmacht stets an die Gränze mahnen konnte, die ihm, wie allen irdischen Reichen, gesteckt ist.

Da der mehrgenannte Colonialkrieg die englische Staatsschuld auf 184 Mill. Pfd. St. erhöht hatte, so schien die Herbeiziehung der Colonieen, für die man so große Opfer gebracht hatte, zur Deckung der Staatsausgaben nicht ungerecht. Aus diesem Grunde machte das neue Ministerium den Versuch, die Finanzen durch eine Auflage auf die Colonieen zu bessern, setzte aber dabei die nöthige Klugheit in Beobachtung der herkömmlichen Formen aus den Augen.

Um zunächst dem fortwährenden Schleichhandel der Amerikaner, durch welchen die Zollerträgnisse des Mutterlandes litten, ein Ende zu machen, erhielten die englischen Schiffe der dortigen Gewässer den Befehl, die amerikanischen Handelsfahrzeuge einer jedesmaligen Untersuchung zu unterwerfen. Da nun diese oftmals nicht mit der gehörigen Schonung vorgenommen wurde, so entstand schon dadurch unter den Amerikanern, welche darin ihre Freiheit beeinträchtigt hielten, ein großer Unwille, der sich dann durch eine Abgabe, die auf einige Einfuhrartikel gelegt wurde, noch verstärkte: denn Abgabefreiheit hielt der Amerikaner für so natürlich, wie Religionsfreiheit.

Als vollends auf Betrieb des Königs und seiner Umgebung durch den Minister Greenville (obschon wider dessen eigne Ansicht) eine neue Parlamentsacte, die sog. Stempelbill beantragt, und am 22. März 1765 gegen Rockingham's, Conway's und Barré's warnende Stimmen durchgesetzt wurde, der gemäß in den Colonieen die Stempeltaxe eingeführt ward, stieg der Unmuth der Amerikaner auf's Äußerste, da es sie verdroß, daß man ihnen fortan Abgaben abfordern wolle, ohne ihnen bei der Auflegung ein Stimmrecht einzuräumen, kurz, daß man sie als Provinzen und nicht dem Mutterlande gleich behandeln wolle.

Hinter diesen Grund trat der der Lästigkeit zurück, obwohl diese Auflage, welche, als gering, bei uns in Europa nicht sehr gespürt wird, aber in dem weitschichtigen, damals so dünnbevölkerten Amerika allerdings sehr beschwerlich sein mußte, da es Manchen oft Tagereisen gekostet hätte, um sich einen Stempelbogen zu kaufen. Der Unmuth brach zuerst in Virginien aus. Als

Franklin, der damals, als diese Bill durchgieng, gerade in London war, an einen seiner Freunde in Virginien schrieb: „Die Sonne der Freiheit will untergehen! Stecken wir die Kerzen des Fleißes und der Sparsamkeit an!“ — so antwortete ihm dieser Freund: „Wir werden bald Fackeln ganz anderer Art anzünden.“

In Boston und Philadelphia läutete man auf die Nachricht von der Ankunft des Stempelpapiers die Trauerglocken, stürmte die Forts, in die es deponirt wurde, und verbrannte die Bogen. Von Boston aus bildete sich durch alle Colonieen hindurch eine Verbindung der „Söhne der Freiheit“ und plötzlich traten die Assemblies (Ständeversammlungen) der 13 Staaten, die bisher nur vereinzelt gestanden hatten, in New-York zu einem gemeinsamen Congreß zusammen und erklärten, nie das Stempelpapier gebrauchen zu wollen.

Einen zwar passiven, aber wirksameren Widerstand leisteten die amerikanischen Kaufleute durch das Übereinkommen, keine Manufacturen mehr von England kommen zu lassen, sondern sich (namentlich durch fleißige Wollzucht) selbst zu genügen, so daß dann selbst die englischen Kaufleute, denen auf diese Weise die Erzeugnisse ihrer Manufacturen liegen blieben, anfiengen, das Parlament um die Rücknahme der Stempelbill zu bestürmen.

Auch der greise William Pitt erhob seine Stimme dagegen, indem er in seiner Rede zur Vertheidigung der amerikanischen Freiheit bewies, daß Großbritannien durch seinen Handel mit den Colonieen jährlich zwei Mill. Pfd. St. gewinne: das sei der Schatz, der das Mutterland in den verflossenen Jahren den Krieg habe siegreich führen lassen; das sei der Preis, den Amerika für seinen Schutz bezahle: „Ich freue mich — äußerte er am Schlusse — daß Amerika Widerstand geleistet hat! Drei Millionen Seelen, so todt für jedes Gefühl der Freiheit, daß sie sich freiwillig der Sclaverei fügen, wären brauchbare Werkzeuge gewesen, uns selbst zu Sclaven zu machen.“

Dadurch kam es zu einer Änderung des Ministeriums und unter dem neuen Ministerium Rockingham-Conway wurde am 18. Mai 1766 die Stempelacte zurückgenommen, jedoch mit der ausdrücklichen Clausel (der sogenannten declaratory-bill), daß Großbritannien das Recht habe, die Colonieen zu besteuern.

Die Nachricht von der Zurücknahme versetzte ganz Amerika in einen freiheitstrunkenen Jubel, der sich in Dankaddressen und andern loyalen Äußerungen aussprach; die Virginier wollten sich sogar erbieten, freiwillige Beiträge zur Deckung der mutterländischen Schuldenlast zu geben. Anfangs übersahen die Meisten jene Clausel, indem man sie für eine bloße Form der Ehrenrettung hielt. Bald aber zeigte sich's, daß das Parlament ihren practischen Werth erproben wollte. Man adoptirte den Unterschied, den Franklin in seinen Verhandlungen mit dem englischen Geheimen-Rath zwischen äußerer und innerer Besteuerung gemacht hatte, indem er die Stempeltaxe zu den innern, die Zölle auf einzuführende Waaren zu den äußern Auflagen gerechnet hatte, welchen letztern sich der Amerikaner nicht entziehen werde.

So legte denn ein neues Ministerium (das des Herzogs von Grafton) durch eine Parlamentsacte auf die Einfuhr von Glas, Papier, Bleiweiß, Malerfarben und Thee — einen Zoll, der beim Eingang in Amerika entrichtet und von dessen Ertrag die Besoldung der englisch-amerikanischen Beamten bestritten werden sollte. Allein die Amerikaner enthielten sich des Kaufs dieser und noch anderer Waaren des Mutterlands. Über den dadurch erlittenen Schaden klagten nun die englischen Kaufleute, und die englische Regierung legte zur Vorsorge Soldaten in die Puritanerstadt Boston, weil der hartnäckige Widerstand derselben sich bereits durch Gewaltsamkeit gegen die Zollbeamten kund gethan hatte. Zugleich beschloß das Parlament jedes vorkommende hochverrätherische Vergehen nicht in Amerika, sondern in England zur Aburtheilung zu bringen — eine Maßregel, die ganz geeignet war, die Herzen der Amerikaner vollends dem Mutterlande zu entfremden.

Auch erfüllte das rücksichtslose Verfahren der Krone gegen Franklin, den damaligen Geschäftsträger des Staates Massachusetts, — einen Mann, der sich bereits um Amerika und England, ja um die Welt verdient gemacht hatte und der Stolz seiner Landsleute war, — ganz Amerika mit dem größten Unwillen.

Benjamin Franklin, geb. 17. Jan. 1706 zu Boston, war der Sohn eines Seifensieders. Er war anfangs zum Geistlichen bestimmt; da aber sein Vater die Mittel nicht hatte, ihn studieren zu lassen, that er ihn zu seinem ältern Sohne Jakob, einem Buchdrucker, in die Lehre. Bei seinem vorherrschenden Verstande war der junge Benjamin stets geneigt, nur nach klaren Gründen zu handeln, gerieth aber beim Mangel eines höhern Halts in's Zweifeln und dadurch — namentlich in London, wo er als Setzer arbeitete — in sittlicher Hinsicht auf Abwege, sammelte sich jedoch bald wieder und schlug eine sittlich-ernste Lebensrichtung ein. Er legte nun in Philadelphia selbständig eine Buchdruckerei an und erwarb sich durch eine Zeitschrift, in der er durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse und practischer Lehren dem allgemeinen Wohl zu dienen suchte, einen gewissen Ruf, der sich dadurch, daß er nützliche Anstalten und Vereine gründete (unter andern z. B. das erste Hospital in Amerika anlegte, zur Verbesserung des Schulwesens beitrug ꝛc.) mehr und mehr steigerte. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte der Betrieb der Naturwissenschaften und der Staatswissenschaft. Eine Frucht seiner physikalischen Kenntnisse war die Erfindung des Blitzableiters (1749). Seine Einsicht in die Staatsverhältnisse ehrte nicht nur die Regierungsbehörde, die ihm eine Stelle bei der Post übertrug und ihn zuletzt zum Generalpostmeister machte, sondern auch seine Mitbürgerschaft, die in der Folge ihn zum Repräsentanten des pennsilvanischen Congresses wählte. — Im Kriege gegen die Indianer focht er sogar als Obrist mit. Noch höher stieg sein Ruhm, als er 1754 als Gesandter des pennsilvanischen Congresses in London Mitglied der königlichen Academie der Wissenschaften wurde, mehrere Universitäten ihn zum Doctor ernannten und die bedeutendsten englischen Staatsmänner seine Einsichten benützten: — wie denn der Gedanke, Canada in englischen Besitz zu bringen, vorzüglich von ihm ausgieng. Nach der Rückkehr in sein Vaterland nahm er in dem ausbrechenden Streit der Colonieen mit dem Mutterlande die Partei seiner Mitbürger. Als ihn sodann der Minister Rockingham 1756 nach London rief, um seine Ansichten zu hören, trug sein gemäßigter Rath zur Zurücknahme der Stempelacte bei. — Auf seiner darauffolgenden Reise durch Frankreich und Deutschland ward es ihm klar, daß für Amerika nur die republikanische Verfassung passe und fortan handelte er nach diesem Princip. In London beobachtete er alle

Schritte der Regierung, die etwa für Amerika verderblich werden konnten. Es gelang ihm, die Berichte, welche Hutchinson, der englische Gouverneur von Massachusetts, und sein Unterstaatssecretär Oliver seit dem Jahre 1776 an das Ministerium eingesandt hatten, um es in seinem gewaltsamen Vorschreiten zu bestärken, in seine Hände zu bekommen, und er schickte sie abschriftlich an einige seiner Freunde in der Heimath, wo man sie mit Entrüstung las. Daher wurde er in London vor den Geheimen Rath gefordert und in dem Verhör, das er bestand, vom Kronanwalt „Aufwiegler und Feind Englands" gescholten, während dagegen Pitt (damals zum Lord Chatam erhoben) bei diesen Verhandlungen den Franklin „die Ehre Englands und der Menschheit" nannte.

Die unruhigen Bewegungen, welche, durch eine Menge von Associationen angeregt und unterhalten, sich allenthalben in Amerika zeigten, verbunden mit dem Ausfall der Zolleinnahmen, erschreckte das neue Ministerium des Lords North so, daß es den 5. März 1770 durch das Parlament die Auflage auf jene Artikel wieder aufhob und nur die Theeauflage noch bestehen ließ. Darauf ward es in den mittleren und südlichen Provinzen ruhiger; man enthielt sich zwar noch des Thee's oder trank nur eingeschmuggelten, welcher der englischen Regierung nichts eintrug, ließ aber alle andern englischen Waaren zu. Nur in Boston erhielt sich der Oppositionsgeist in seiner ganzen Stärke, und als bei den immerwährenden Händeln mit der Besatzung einmal drei Menschen von den Soldaten erschossen wurden, entbrannte das Widerstandsfeuer auf's heftigste.

Die geringe Nachfrage nach Thee hatte in England die Theevorräthe der ostindischen Compagnie so angehäuft, daß dieselbe sich, wenn die Regierung den amerikanischen Thee-Einfuhrzoll aufhöbe, zu einem doppelten Ausfuhrzoll verstehen wollte: denn es lagen ihr 4 Mill. Pf. Thee unabgesetzt da. Die Regierung aber, entschlossen, ihre Besteuerungsansprüche festzuhalten, hob lieber durch die Theeacte von 1773 den Thee-Ausfuhrzoll für alle Colonieen auf, um durch die daraus entstehende Wohlfeilheit des Thee's zu seinem Gebrauch zu locken. Durch den Wegfall des Ausfuhrzolls bewogen, unterließ die Compagnie ihre sonst gewohnte öffentliche Versteigerung des Thee's und befrachtete verschiedene Schiffe, um ihn in Amerika für ihre Rechnung zu verwerthen.

Benachrichtigt von diesem Vorhaben, verabredeten sich die Amerikaner, diese Schiffe nicht zuzulassen, so daß einige Schiffsführer, als sie die entschlossene Stimmung des Volkes gewahrten, wieder nach England zurückkehrten. In Charlestown ließ man zwar den Thee ausschiffen, brachte ihn aber in feuchten Gewölben unter, so daß er in Kurzem verdarb und nicht verkauft werden konnte. Als drei Schiffe, die im Hafen von Boston eingelaufen waren, von der zusammenströmenden Menge bedroht wurden, baten die Schiffscapitäne, denen für ihre Ladung bange wurde, den englischen Statthalter von Boston (Hutchinson), mit ihren Ladungen nach England zurückkehren zu können; allein dieser zwang sie durch die

Drohung, auf die Schiffe schießen zu lassen, zum Bleiben. Dadurch gereizt, verkleideten sich mehrere Bostoner als Indianer, bestiegen — am 18. Dec. 1773 — die Schiffe unter dem Vorwand, sie besehen zu wollen, und warfen die 18,000 Pfund betragende Theeladung in's Meer.

Darauf ließ die englische Regierung das Militär in der Stadt verstärken, sperrte durch ein Gesetz vom 24. März 1774 den Hafen von Boston und bot der andern Stadt Salem das Hafenrecht an; diese schlug aber den angebotenen Vortheil standhaft aus und das ganze Land billigte diese Gesinnung. Hierauf vernichtete ein zweites Regierungsgesetz den Freiheitsbrief für Massachusetts und gab diesem Staate eine neue Verfassung, welche dem Statthalter das Recht der unmittelbaren Ernennung der Magistrate ertheilte, und jede ohne seine Bewilligung veranstaltete Versammlung verbot. Capitalverbrecher sollte der Gouverneur, im Fall vom Gerichtshof dieser Colonie keine vollgesetzliche Bestrafung zu erwarten stehe, zur Aburtheilung in eine andere Colonie oder nach England schicken. Auch wurde die Gränze von Canada zum Nachtheil der Colonieen weiter ausgedehnt. Nun entschloßen sich alle Städte und Staaten mit dem Mutterlande jeden Handelsverkehr abzubrechen, bis die Bostoner Hafenbill zurückgenommen sei. Ein Decret des neuen Gouverneurs von Boston, (Namens Gage, der unterdeß an Hutchinson's Stelle dahin gesandt worden war) das diese Übereinkunft für Hochverrätherei erklärte und mit einer Ermahnung zur Treue gegen den König schloß, wurde allenthalben verlacht. Vielmehr bildete sich ein Congreß von Abgeordneten aller Staaten, welcher zu Philadelphia am 4. Sept. 1774 zusammenkam, und „Einigkeit" war die allgemeine Losung.

Während man beschloß, keine Einfuhr von England und keine Ausfuhr dahin zu gestatten, richtete der Congreß, um den Weg der Güte noch zu versuchen, eine im Ton der Bescheidenheit und Pietät verabfaßte Zuschrift an den König und eine ruhige und würdevolle Erklärung an das englische Volk, worin dargethan wurde, wie treu Amerika zur Krone stehen würde, wenn man ihm nur auch das gleiche Recht, wie den Engländern zugestehen wollte.

Vergebens wies der große Pitt das Parlament auf diese ruhige Sprache hin mit dem Bemerken, daß man solchen Männern vergeblich ein Joch werde aufzunöthigen versuchen, und zeigte, daß man zwar die Städte besetzen könnte, aber nicht das ganze Land mit seinen mächtigen Wäldern und Strömen. Ein militärisches Parlamentsmitglied meinte aber, mit fünf Regimentern könne man die ganze Bewegung niederschlagen!

Da nun der Statthalter von Massachusetts weitere Militäranstalten traf, rüsteten sich die Amerikaner gleichfalls, und ein die Ausfuhr von Waffen aus England verbietender Parlamentsbeschluß steifte sie in ihrem Widerstand nur noch mehr. In New-Hampshire bemächtigten sie sich der Waffenvorräthe eines Forts und legten an einigen Orten

Waffenmagazine an. Als die Regierung von Boston aus Truppen abschickte, eines derselben zu zerstören, fiel am 18. April 1775 bei Lexington der erste blutige Zusammenstoß vor, der den Bürgerkrieg zum Ausbruch brachte, den man den nordamerikanischen Freiheitskrieg nennt.

Die Truppen, die ein Waffendepot zu Concord aufheben sollten, fanden auf dem Wege dahin bei Lexington eine amerikanische Miliz aufgestellt: da diese der Aufforderung, auseinander zu gehen, nicht Folge leistete, so feuerten sie auf dieselbe, worauf sie sich zerstreute. Von da weiter nach Concord ziehend, trafen sie wieder auf eine Freischaar, die gleichfalls erst den Angriff abwartete, dann aber, als dieser erfolgte und einige ihrer Anführer getödtet wurden, mit Macht über die Regierungstruppen herfielen und sie zum Weichen brachte. Auf dem Rückzug wurden sie auch aus allen Büschen, Gärten und Häusern auf beiden Seiten des Wegs angefallen, so daß der ganze Weg mit Todten und Verwundeten bedeckt war und mit Mühe nur ein kleiner Rest nach Boston zurückkam.

Hierauf befahl der Gouverneur den Einwohnern von Boston, die Waffen abzuliefern; wer dieß gethan, könne dann frei aus der Stadt abziehen. Die Meisten lieferten sie ab, die Freigesinnten dagegen zogen fort, um ungehinderter ihr Ziel verfolgen zu können. Um eine größere Auswanderung zu hindern, verbot nun Gage, Kaufmannsgüter mit fortzunehmen. Während man immer noch Treue gegen den König versicherte, ihn aber von seiner „tyrannischen" Regierung unterschied, so fuhr man mit Gegengewaltmaßregeln fort, zog Milizen zusammen und suchte sich, wo es sein konnte, der Forts, Kriegsvorräthe und königlichen Kassen zu bemächtigen. In den nördlichen Colonieen zog sich schon ein ansehnliches, freilich nur sehr nothdürftig bewaffnetes Heer zusammen, das man unter den Befehl des General Ward stellte.

4. Gewaltmaßregeln des Ministeriums; fremde Soldtruppen. Kriegsbeschluß der Amerikaner. Washington Obergeneral. Ankunft der englischen Truppen in Boston. Ihre Einschließung und Räumung Bostons. Ihre Einnahme von New-York und Philadelphia. Nachtheile der Amerikaner im ersten Feldzug.

Das englische Ministerium wich indeß vor einem Kriege nicht zurück, obgleich die Opposition im Parlament die Unklugheit und Verwerflichkeit des eingeschlagenen Weges darthat, und der alte kranke Pitt (Lord Chatam), auf seine Krücke gestützt, im Oberhause noch einmal seine Warnungsstimme erhob und in einer gewaltigen Rede unter Anderm sagte: „Mylord's, so wenig ich mir anmaßen könnte, Sie mit dieser Krücke vor mir herzutreiben, so unmöglich ist es, Amerika zu unterjochen!" — Auch der gewaltige Redner Burke legte seine 13 Artikel zur Wiederherstellung der Ruhe in Europa wieder vor.

Nichts desto weniger untersagte eine neue Bill den dreizehn vereinigten Provinzen allen Handelsverkehr mit England, gab ihr Eigenthum den Kaperern preiß und ermächtigte die Regierung, fremde Truppen in Sold zu nehmen (Oct. 1775). Und deutsche Fürsten, wie Braunschweig, Hessen-Cassel, Hannover, Waldeck, scheuten sich nicht, zur Ausführung dieser gehässigen Maßregel das Blut ihrer Landeskinder zu verkaufen.

Unterdessen hatte der amerikanische Congreß bei seinem zweiten Zusammentreten den schon oben erwähnten Oberst **Washington**, welcher im französischen Krieg als muthiger und besonnener, dabei menschenfreundlicher Führer sich bewiesen hatte, zum Obergeneral der amerikanischen Landmacht berufen, und willig verließ derselbe seinen friedlichen Landsitz, um seinem Vaterlande die Freiheit zu erkämpfen.

Georg Washington, geb. d. 22. Febr. 1732 zu Bridges Creek in Virginien, zeichnete sich in seiner Jugend schon durch seinen Fleiß in der Mathematik unter seinen Mitschülern aus, erprobte zuerst im Krieg Englands mit Frankreich sein militärisches Geschick und trat dann aus Unwillen über die Zurücksetzung, welche die Landwehroffiziere von dem britischen Gouvernement erfuhren, in das Privatleben zurück. Doch schon im nächsten Jahre übernahm er ein Commando über ein Freischaarencorps und zeichnete sich so aus, daß man ihm den Oberbefehl über die ganze virginische Landmiliz anvertraute. Welch einen wesentlichen Theil er an dem kühnen Zug gegen das Fort Duquesne (Pittsburg) am Ohio und an der glücklichen Beendigung jenes Kriegs hatte, ist K. 5, 2. a. E. schon erwähnt worden. Hierauf lebte er auf seinem väterlichen Landgut Mount-Vernon im Kreise seiner Familie und leistete zugleich als Mitglied der virginischen Assembly und als Grafschaftsrichter dem Staate wesentliche Dienste. — In dem Streit der Provinzen gegen das Mutterland war er ein Gegner des Ministeriums und bestritt die Kosten zur Bewaffnung der virginischen Miliz. Als der Congreß zu Philadelphia sich bildete, sandte Virginien ihn mit noch sechs andern Repräsentanten als Mitglied dahin, und die Ernennung dieses besonnenen und umsichtigen Geistes zum Oberfeldherrn der nordamerikanischen Streitkräfte zu Land (d. 15. Juni 1775) war für das Geschick Amerika's so folgenreich, daß sein Name fortan mit der Freiheit Amerika's „auf das innigste verwachsen" erscheint.

Washington erkannte bald die Schwierigkeiten seiner Lage: seinen Landwehrmännern, anfangs 15,000 an der Zahl, fehlte es an aller Zucht und Übung, und doch durften die Offiziere keinen Zwang anwenden, wenn sie ihre Untergebenen bei Willigkeit erhalten und nicht fortscheuchen wollten: denn um dem General nicht zu große Gewalt einzuräumen, hatte man, zumal man sich den Krieg nur kurzdauernd dachte, die Soldaten nur auf 6 bis 10 Monate angeworben, nach deren Verlauf sie wieder heimgiengen. Aus Eifersucht räumten die Provinzen auch dem Congreß keine weiten Befugnisse ein, namentlich gestatteten sie ihm nicht, Kriegssteuern aufzulegen: daher er sich mit Papiergeld zu helfen suchte, und dabei doch gewahren mußte, daß das Heer fast an allem Nothwendigen Mangel litt. Dazu kam, daß die Amerikaner wegen Verschiedenartigkeit der Nationalität, Religion und politischen Denkart — denn es gab auch Königlichgesinnte (Loyale) unter ihnen — nur erst mehr durch ein äußerliches Band zusammengehalten wurden; sowie endlich, daß Land und Klima von extrem verschiedener Beschaffenheit war, indem nördlich fast arctische Kälte, südlich fast tropische Hitze herrscht.

Washington aber ersetzte vieles, was fehlte, durch die Ausdauer und Geduld, womit er seine Miliz an den Felddienst gewöhnte und seinen Offizieren Ordnung und Sitte beibrachte, so daß die Engländer, einige

Zeit zuvor als Verstärkung aus England unter dem General Sir Henry Howe und den Obersten Bourgoyne und Clinton in Boston angekommen und mit großer Verachtung gegen die amerikanische Untüchtigkeit und Kriegsunkunde angefüllt waren, sich bald in ihrer vorgefaßten Meinung getäuscht sahen. Es hatte nämlich gleich nach dem Eintreffen dieser Verstärkung Gouverneur Gage eine neue Proclamation erlassen, worin er den Amerikanern die Wahl zwischen Krieg und Frieden ließ und für den letztern Fall eine Amnestie verhieß, von der nur Hancock und Adams ausgenommen sein sollten. Allein als Antwort darauf besetzte ein Landwehrheer Breedshill, (acht Stunden von Boston) und befestigte den Ort so, daß die Engländer ihn nur nach dreimaligem Angriff und mit einem Verlust von 1000 Mann wiedernehmen konnten (17. Jun. 1775). Die Amerikaner bedauerten auf ihrer Seite den Tod des Dr. Warren, der als Freiwilliger für ihre Freiheit zu streiten, aus England gekommen war.

Kurz darauf langte Washington bei dem auf 20,000 M. angewachsenen Heere vor Boston an und begann diese Stadt auf der Landseite zu umlagern, wobei er eine Abtheilung des Heeres, als rechten Flügel, dem General Ward, eine zweite, als linken Flügel, dem General Lee zur Führung übergab, selbst aber die dritte Abtheilung als Centrum befehligte. Da indeß bald ein großer Theil seiner Truppen wegen Ablaufs ihrer Dienstzeit auseinandergieng, mußte Washington auf Ergänzung und Neuorganisation derselben bedacht sein, was große Geduld und Mühe kostete, da die Gouverneure der verschiedenen Colonieen die Bewaffnung zu hindern suchten, und die Einrückenden der Ordnung und Kriegszucht noch ungewohnt waren. Während dieser Zeit reis'te Gouverneur Gage nach England ab und übergab die Vertheidigung Boston's dem General Howe. Ungeachtet Washington's Heer sich nicht zur vorigen Stärke erhob, so wurde doch die Lage der Engländer immer schwieriger, weil ihnen ihre Bedürfnisse nur zur See zukommen konnten, diese Zufuhr aber durch Kaperschiffe geschmälert wurde.

Als es im Frühjahr 1776 dem Washington glückte, auf den nahen Höhen von Dorchester, welche den Hafen von Boston beherrschten, Verschanzungen anzulegen, so daß kein Schiff in demselben bleiben konnte, so sah sich General Howe genöthigt, mit ohngefähr 11,000 M. die Stadt zu räumen, worauf Washington durch einen Theil seiner Truppen dieselbe besetzen ließ.

Howe segelte mit seinen Truppen nach Halifax, ergriff aber bald wieder die Offensive: denn inzwischen langten die obenerwähnten, im Oct. 1775 gefaßten Parlamentsbeschlüsse an, nebst der Ernennung Howe's zum Obergeneral der englischen gegen die Amerikaner aufgestellten Armee und mit dem Entwurf eines Feldzugsplanes. Alsbald rückte Howe aus und zog gegen New-York, wohin Washington im April sein Hauptquartier

verlegt hatte. Als Howe auf der Staateninsel gelandet war, betrat er noch einmal den Weg der Unterhandlungen und bot in einem Manifest Gnade an, wiewohl vergeblich. Nachdem er hier die zugesagten britischen Verstärkungen (darunter die genannten deutschen, vorzüglich hessischen Söldner) erhalten hatte, setzte er mit ihnen nach der langen Insel (Long-Island) über, wo er durch die Generale Clinton und Grant die Amerikaner schlug, welche dabei drei Generale verloren.

Hierauf besetzte er New-York, war aber nicht rasch genug, die Brücke, welche die kleine Insel, auf der New-York liegt, mit dem Festlande verbindet, abzubrechen, so daß Washington mit seinem Heere noch glücklich entkam und ein Lager bei Haerlem bezog. Doch Howe nöthigte ihn, dasselbe wieder zu verlassen, worauf Washington sein Heer theilte, um nach verschiedenen Richtungen hin zu operiren. Eine dieser Heeresabtheilungen (4000 M.) sollte New-Jersey zu erreichen suchen. Aber Howe, der ihn nach allen Seiten hin verfolgte, sandte 6000 M. unter dem Grafen Cornwallis auch dahin ab; und Washington selbst, der nur noch 3000 M. in elendem Zustande um sich hatte, mußte über den Delaware gehen, während sich New-Jersey den Engländern ergab. Auch war inzwischen der tapfere Oberst Lee, der mit einer andern Abtheilung über den Hudson gegangen war, um sich mit Washington zu vereinigen, auf einem nächtlichen Zug überfallen und gefangen worden. Zwar entkam noch der größte Theil seiner Division zu Washington's Truppen; aber nach so vielfachem Mißgeschick ergriff eine allgemeine Entmuthigung das amerikanische Heer, so daß die Milizen massenweise heimzogen.

Nur Washington verlor den Muth und die Geistesgegenwart nicht. Er hatte nach seinem Übergang über den Delaware alle Kähne und Boote auf demselben in Sicherheit zu bringen gewußt, so daß der Feind diesen Fluß zu passiren verhindert war, und noch in der Christnacht erschien Washington wieder diesseits des Delaware und machte bei Trenton ein hessisches Corps zu Gefangenen, zur allgemeinen Freude der Amerikaner, denen besonders vor der hessischen Tapferkeit bange gewesen war und die nun mit Genugthuung 1400 gefangene Hessen durch die Straßen von Philadelphia aufführen sahen. Darauf eroberte er noch einen großen Theil von New-Jersey und richtete so den gesunkenen Muth der Amerikaner wieder auf, deren viele sich auf's Neue anwerben ließen.

Zu diesem Umschwung zum Bessern trug auch der Umstand bei, daß Washington den Congreß dahin vermochte, ihm nicht nur die Mittel zu einer bedeutendern Truppenvermehrung, sondern auch die Vollmacht zur Ernennung der Offiziere, nebst noch andern Befugnissen zu gewähren, welche man ihm bisher aus republikanischer Eifersucht vorenthalten hatte. Von diesen Befugnissen machte er niemals einen Mißbrauch, vielmehr scheute er sich aus Gewissenhaftigkeit oft, sie im vollen Umfang zu gebrauchen.

Unterdeß hatte der Congreß, der sich Sicherheitshalber von Philadelphia nach Baltimore begeben hatte, den Muth nicht verloren, sondern wiederholte am 4. Juli 1776 seine Unabhängigkeitserklärung, theils um den Kleinmüthigen die Hoffnung auf eine Aussöhnung mit England zu benehmen, theils um den andern Mächten, besonders Frankreich, einen Vorwand zu geben, den Amerikanern zu Hülfe zu kommen. Diejenigen Staaten, welche der Unabhängigkeitserklärung beitraten, bildeten während des Kriegs nur einen Staatenbund (noch keinen Bundesstaat, wie in der Folge.)

Die Theilnahme, welche die Freigesinnten in Europa für den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner hegten, trieb damals viele kräftige Männer verschiedener Nationen nach Amerika, um der „Sache der Freiheit" ihren Arm zu leihen. So kam aus Frankreich, obgleich wider das Verbot seines Königs, der Marquis Lafayette auf einem aus eigenen Mitteln ausgerüsteten Schiffe, und focht mit Ruhm an Washington's Seite; ferner Berthier, Cüstine u. a.; — aus England kamen die obengenannten Warren und Lee, auch Gates; aus Polen Pulawsky und der nachmals so berühmt gewordene Kosziusko, aus Deutschland v. Steuben und Kalb. Alle diese waffenkundigen Fremden gaben sich Mühe, die amerikanischen Heere organisiren und discipliniren zu helfen. Frankreich hatte aus Scheu vor einem neuen Krieg mit England Franklin's Anträge zu einem Bündniß mit Amerika vor der Hand noch abgelehnt.

Da Washington wohlweislich den Versuchen Howe's, ihn zu einem Haupttreffen zu bringen, widerstand, aber doch mit nur 8000 M. das 30,000 M. starke englische Heer in Unthätigkeit zu halten wußte, — schiffte Howe seine Truppen ein, um einen Einfall in Pennsilvanien zu machen und sich wo möglich Philadelphia's zu bemächtigen, und landete bei der Landspitze an der Bay von Chesapeake. Um Philadelphia zu retten, mußte nun Washington, der ihm zu Land entgegengerückt war, ein Treffen wagen, wurde aber am 11. Sept. 1777 am Flusse Brandywine geschlagen und zog sich zurück, so daß nun Howe Philadelphia — oder nach Franklin's Ausdruck — Philadelphia den Howe einnahm, anzudeuten, daß diese Einnahme den Engländern keinen weitern Gewinn brachte: denn außer einem nochmaligen Vortheil über Washington bei Germantown vermochte Howe in diesem Feldzuge nichts mehr auszurichten.

5. Der canadische Krieg. Anfängliche Vortheile der Engländer bei Quebek und am Champlainsee. Bourgoyne's Capitulation bei Saratoga. Englisches Friedensanerbieten. Franklin in Paris. Französischer Hülfsvertrag. W. Pitt's letzte Erscheinung im Parlament. Spanien und Holland gegen England. Die Engländer in Südcarolina; die Franzosen in Westindien. Mißliche Lage der Amerikaner. Washington's Entscheidungs-Sieg über Cornwallis. Englands vergebliche Friedensunterhandlungen. Rodney's Sieg bei Guadeloupe. Elliots Vertheidigung von Gibraltar.

Während aber doch die Engländer unter Howe im Ganzen glücklich waren, fochten sie in Canada, das ihnen die Amerikaner durch Aufwieglung abwendig zu machen suchten und durch eine Truppenab-

theilung unter den Obersten Montgommery und Arnold angriffen, wenn auch anfangs unter Carleton mit einigem Erfolg, im weiteren Verlauf des canadischen Kriegs aber unter Bourgoyne mit entschiedenem Unglück.

Der Angriff auf Canada geschah schon im J. 1775. — Montgommery nahm St. John und Montreal ein; Arnold drang bis Quebek vor, konnte aber, selbst nach seiner Vereinigung mit Montgommery, diese von Carleton, dem Gouverneur von Canada, wohlverwahrte Stadt nicht einnehmen, vielmehr fiel Montgommery bei einem Sturm, und Arnold mußte die Belagerung aufgeben, ja — als Carleton nach erhaltener Verstärkung zur Offensive übergieng, — sein Lager räumen und erlitt noch auf dem Rückzug zwischen Quebek und Montreal eine Niederlage. Auch die kleine Flotte Arnold's auf dem Champlainsee (der die Verbindung zwischem dem Hudson und Lorenzofluß unterhält) wurde von den Engländern geschlagen. Allein der früh einbrechende Winter des Jahres 1776 hemmte die Fortschritte der Engländer.

Als im Feldzug des Jahres 1777 der englische General Bourgoyne den Auftrag erhielt, den canadischen Krieg zu beenden, rückte er mit 10,000 Engländern und Canadiern an den Hudson vor und drängte die Amerikaner zurück, stieß aber aus Unkenntniß des Landes auf so viele Bodenhindernisse, daß er mit Mühe Saratoga erreichte. Als er hierauf den sogenannten stillen Wassern (Stillwater) sich näherte, hatte er heftige Angriffe zu bestehen. Die Amerikaner, unter dem Befehl des Obersten Gates, schnitten ihm die Zufuhr ab, zerstörten alle Brücken, hoben seine Streifcorps auf, schlugen einen Theil seines Heeres, der den Mohawkfluß hinaufzog, und trugen über ihn selbst einen Sieg davon. Als er sodann nach Saratoga zurückgehen wollte, ward er umzingelt und mußte mit seinen auf 5800 (nach Andern 3500) zusammengeschmolzenen Truppen am 16. Oct. 1777 capituliren. Man wollte ihnen freien Abzug nach England unter der Bedingung gewähren, daß sie während dieses Kriegs nicht gegen Amerika dienen sollten; allein der Congreß hielt sie in Boston zurück in der Besorgniß, sie möchten jene Bedingung nicht einhalten.

Dieser Schlag bestimmte das englische Ministerium, den Amerikanern den Frieden mit der Zusage anzubieten, daß kein englisches Heer mehr Amerika betreten, keine Steuer ohne Verwilligung der Provincial-Assemblies auferlegt werden und jede Provinz durch ihre Abgeordneten Sitz und Stimme im englischen Parlament haben sollte.

Aber zu spät! das Unabhängigkeitsstreben war schon zu allgemein: der Congreß blieb standhaft und wollte sich um jeden Preis seine volle Freiheit erkämpfen. Während Washington die Winterquartiere bezog und mit musterhafter Geduld sich mit seinen Soldaten den äußersten Entbehrungen unterzog, fand Franklin in Paris nunmehr den französischen Hof zu einem Vertrage geneigt. Derselbe wurde am 6. Febr. 1778 abgeschlossen und darin der neuen Republik nicht nur ein Anlehen bewilligt, sondern auch die Unterstützung einer Flotte zugesagt, sonach die offene Anerkennung der Unabhängigkeit Amerikas ausgesprochen.

Fast ganz Frankreich erhob sich im Jubel über diesen Vertrag, und in Paris wurde Franklin, der schlichte „Bürger-Gesandte“ im einfach schwarzen Kleid und ungepudertem Haar mit wahrer Ehrfurcht betrachtet, und wo er gieng und stand, von einer Menge Menschen aller Stände umgeben, die ihn durch Zurufen begrüßten. Man verglich ihn mit Aristides oder Cato; die Academie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und ihr Präsident d'Alembert begrüßte ihn bei seiner Einführung in diesen Gelehrten-Olymp mit dem Virgilischen Verse: Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis! (Er entriß dem Himmel den Blitz und das Scepter den Tyrannen!)

Ludwig XVI, dem seine Staatsmänner jenen Vertrag als ersprießlich und nothwendig eingeredet hatten, ahnete nicht, daß er durch den unnatürlichen Bund der Monarchie mit der Republik, seinen Thron untergrub und sich „die erste Stufe zu seinem Blutgerüste baute.“

Dieses Bündniß Amerika's mit Frankreich machte in England tiefen Eindruck und besonders schmerzlich war der alte Lord Chatam (W. Pitt) davon berührt. Als damals im Parlamente der Herzog von Richmond, die Anerkennung der Unabhängigkeit Amerika's in Vorschlag brachte, war Pitt, der für Amerika's frühere Forderungen so oft mit größtem Freisinn gesprochen hatte, auf das entschiedenste dagegen, weil er den Gedanken einer Schwächung Englands durch eine völlige Trennung der Colonieen vom Mutterlande nicht ertragen konnte und ihm Frankreichs Verfahren unwürdig erschien. Er ließ sich, so sehr er von körperlichen Schmerzen gequält war, von seinem Eidam und Sohn unterstützt in die Parlamentssitzung führen und sprach unter Anderm mit fast schon sterbender Stimme; „Ich danke dem Himmel, daß sich das Grab noch nicht über mir geschlossen hat, um meine Stimme gegen die Zerstückelung dieses alten und edlen Reiches zu erheben. Ich zeuge wider Euch bei der Nachwelt! Auf, laßt uns kämpfen und, wenn es sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes fallen!“ — Als er nach einer Erwiederung des Herzogs von Richmond noch einmal sich zu einer Widerlegung erheben wollte, fiel er in Ohnmacht, wurde heimgetragen und starb kurz darauf (den 11. Mai 1778).

Auf die Nachricht vom Abschluß dieses Bündnisses, das nun in Amerika für England größere Anstrengungen nöthig machte, nahm Sir Henry Howe, welcher bis dahin noch in Philadelphia stand, ohne weitere Fortschritte in Pennsilvanien machen zu können, in dem Gefühl, daß er bei seiner Regierung das Vertrauen verloren habe, seine Entlassung. Er wurde durch Sir Henry Clinton im Obercommando ersetzt, welcher, um nicht bei der Ankunft der neuen Gegner gleichfalls in Philadelphia isolirt zu stehen, noch im Jun. 1778 sein Heer aus dieser Stadt hinweg- und über New-Yersey nach New-York zurückführte, um von dort aus seinen Vortheil zu ersehen.

Als im folgenden Jahre (1779) Spanien unter Karl III in Folge des bourbonischen Familienvertrags zu Gunsten Frankreichs den Engländern den Krieg erklärte, und ein Jahr darauf Holland an Beide sich anschloß, dehnte sich der Kriegsschauplatz auf alle Meere aus, auf denen übrigens Englands Flagge ihren alten Ruhm behauptete.

In Amerika selbst war eine Zeit lang das Kriegsglück schwankend. Doch kamen im Jahre 1780 die Amerikaner so sehr in's Gedränge, daß selbst der feste Muth Washington's sinken wollte, nicht sowohl wegen verschiedener Kriegsunfälle, als vorzüglich wegen der Uneinigkeit der aufeinander eifersüchtigen Colonieen, in denen er auch zugleich mit Schmerz

den schlimmen Geist des Eigennutzes und der Habgier mächtig heranwachsen sah.

Als es so weit gekommen war, daß Sir Clinton nichts mehr von Washington zu besorgen hatte, unterwarf er von New-York aus Charlestown und bemächtigte sich dadurch der Provinz Südcarolina, und als General Gates, (der schon obengenannte, für die Amerikaner kämpfende Engländer) sie wieder nehmen wollte, ward er von dem Lord Cornwallis, welchen Clinton daselbst bei seiner Rückkehr nach New-York zurückgelassen hatte, völlig geschlagen.

In demselben Jahre erschien eine französische Flotte mit 6000 Franzosen unter der Führung des Grafen Rochambeau und beunruhigte das englische Westindien, ohne daß es jedoch im Ganzen zu einem entscheidenden Schlag kam, zumal General Arnold sich in ein verrätherisches Benehmen mit England einließ und dadurch großen Zwiespalt im amerikanischen Heere verursachte, überdieß auch der Congreß die Armee nicht hinreichend mit Nahrung und Kleidung versah, so daß die Miliz kaum beisammen zu halten war und sich öfters sehr feige benahm. Washington selbst klagte, „daß er nichts als ein zunehmendes Ende vor sich sähe." Nur seine willenskräftige Entschlossenheit und große Klugheit, mit der er die Schwäche der englischen Unterführer, die ihre Truppen zu sehr zertheilten, zu benützen wußte, erhielt die Hoffnung der Patrioten noch aufrecht. Endlich führte Washington's Angriff auf den Lord Cornwallis, der nun auch Nordcarolina in seine Gewalt zu bringen suchte, zu einem glänzenden Sieg und die darauf erfolgende Eroberung der Festung Yorktown 1781 zur glücklichen Entscheidung des ganzen Kriegs.

Schon war auch Clinton im Gedränge und nahe daran, das Schicksal des Lords Cornwallis zu theilen, als in England das Ministerium North fiel und das neue Ministerium Pitt-Burke die Offensive in Amerika einstellte. Ja das Parlament bestimmte sogar, daß, wer zur Fortsetzung des amerikanischen Krieges rathe, für einen Feind des Königs und Landes würde erklärt werden.

Allein da England nicht auf alles Verlorne verzichten, auch nicht zugleich mit Frankreich und Spanien Frieden machen wollte, so schlug der amerikanische Congreß das Friedensanerbieten aus.

Während dieser vergeblichen Friedensunterhandlungen dauerte der Krieg fort, namentlich in Westindien, wo der englische Admiral Rodney den glänzenden Seesieg bei der Insel Guadeloupe (1782) erfocht. Mit besonderer Wuth aber ras'te der Kriegssturm um den Felsen von Gibraltar, das durch die heldenmüthige Vertheidigung Elliot's gegen den vereinigten Sturmangriff der Franzosen und Spanier glücklich für England gerettet wurde.

Die Festung Gibraltar war schon seit 1779 auf der Landseite —, seit 1780 auf der Seeseite blokirt worden. Die schwache Besatzung war 1781 schon auf's Äußerste gebracht. Dennoch verlor ihr tapferer Commandant den Muth nicht, und zweimal glückte es auch englischen Schiffen durch die Meerenge zu dringen und den Bedrängten einige Verstärkung sammt Lebensmitteln und Munition in die Festung zu bringen. Als hierauf der Herzog von Crillon den Oberbefehl über das Belagerungsheer erhielt, ließ er 10 von einem französischen Ingenieur, dem Chevalier d'Arçon erdachte, gegen Kugeln und Feuer wohlverwahrte schwimmende Batterieen errichten. Es waren dieß zehn alte abgetakelte, mit Steinlagen bombenfest gemachte Linienschiffe, die zusammengenommen mit 297 Kanonen besetzt waren. Dann zog er 47 Linienschiffe nebst vielen andern Fahrzeugen in der Bucht zusammen, und eröffnete am 13. Sept. 1782 auf allen Seiten ein furchtbares Feuer gegen die Festung. Elliot aber, der die Gefahr vorher wahrgenommen und Gegenvorkehrungen getroffen hatte, ließ jene Kanonenboote mit einem Hagel von mehr als 10,000 glühenden Kugeln überschütten, die er auf den Rath eines deutschen Nagelschmieds, Namens Schwänkendick, nicht, wie es sonst gewöhnlich war, auf Rosten, sondern in eigens dazu gebauten Öfen hatte glühend machen lassen. „Die ganze Bucht und Küstenstrecke erschien wie Eine Feuerflamme, indem zugleich der Donner des schweren Geschützes nicht einen Augenblick inne hielt. Während des Tages schien auf beiden Seiten nichts ausgerichtet worden zu sein; doch in der Nacht giengen zwei von den schwimmenden Batterieen in Flammen auf; die Feuerhelle befähigte die Belagerten, mit ihren Kanonen zu zielen, und um 6 Uhr Morgens waren noch sechs andere in den gleichen Zustand versetzt. Das Feuer von 12 Kanonierbooten verhinderte den Feind, die Schiffsmannschaft derselben aus dem Treffen zu bringen, die ihr Leben bloß der Menschlichkeit der Engländer verdankte, welche noch ohngefähr 400 Mann davon retteten." (Keightley.) Die Spanier allein hatten dabei 1500 M., die Engländer nur 100 verloren. So waren die dreijährigen Anstrengungen der Franzosen und Spanier in wenigen Stunden vernichtet. — Kurz darauf wurde die bourbonische Flotte durch Stürme auseinander gejagt, so daß die Festung wieder auf ein Jahr mit Mannschaft und Proviant versehen werden konnte. — Zum Dank für die glänzende Rettung dieser wichtigen Festung wurde der tapfere Elliot unter dem Titel eines Barons Heatfield mit der Peerswürde belohnt. Die Besatzung erhielt eine Regimentsfahne, auf der die Worte standen: „Mit Elliot Ruhm und Sieg!" Späterhin nach Elliot's Tod machte der König selbst den Riß zu einem Monumente, das England ihm in Gibraltar errichtete.

6. Separatfrieden der Amerikaner mit England. Der Friede von Versailles. Das Ministerium Fox-North. Das Ministerium Pitt d. J. Folgen der Trennung Amerikas vom Mutterlande. Washington's Rücktritt. Organisation der Staatenrepublik. Der Generalcongreß. Washington erster Präsident. Seine Regierung, Abdankung und Testamentsbestimmung. (Franklin's Tod.)

Da Frankreich und Spanien (welches letztere immer noch Gibraltar zu gewinnen hoffte) mit dem Frieden zögerten, so nahmen endlich die dreizehn nordamerikanischen Freistaaten, welche auf jene ihre Alliirten mißtrauisch wurden, die von England dargebotene Hand an und schloßen am 30. Nov. 1782 einen Separatfrieden, in welchem sie von ihrem ehemaligen Mutterlande ihre Unabhängigkeit anerkannt sahen und nebst einem Antheil am Stockfischfang von Newfoundland vortheilhafte Gränzen bekamen, indem ihnen zur Abrundung derselben ein Theil von Canada und Neuschottland, so wie die Schutzherrschaft über sechs indianische Stämme und dadurch das unermeßliche Gebiet im Westen zufiel.

Nun bequemten sich auch ihre Verbündeten zum Frieden, der den 20. Januar 1783 zu Versailles geschlossen wurde. Spanien verzichtete auf Gibraltar und durfte dagegen das von ihm eroberte Minorca und Westflorida behalten, zu welchem letztern es noch Ostflorida erhielt. Frankreich erhielt außer seinem Antheil an der Fischerei bei Newfoundland die westindischen Inseln Tabago, Gorrée, St. Pierre und Miquelon. Holland erhielt seine verlornen Besitzungen wieder, mußte aber in Ostindien Negapatam an England abtreten. Sonstige Eroberungen wurden gegenseitig herausgegeben.

Diese Friedensbedingungen fanden im Parlament so heftige Gegner, daß das Ministerium Pitt-Shelburn, ungeachtet es die Nothwendigkeit des Friedens aus der um 100 Mill. Pf. St. vermehrten Staatsschuld herzuleiten suchte, einem Ministerium Fox-North (dieser unnatürlichen Coalition zweier grundsätzlich so weit auseinander gehenden Männer) weichen mußte, das dann den obgenannten Friedensvertrag bestätigte. Daß dann Fox aus Veranlassung seiner East-India-bill sich im Ministerium nicht halten konnte und Pitt (den Jüngern) zum Nachfolger bekam, ist bereits oben K. 4, 5. erwähnt worden. Dieser außerordentliche Staatsmann blieb nun — eine einmalige Unterbrechung abgerechnet — sein ganzes übriges Leben hindurch am Staatsruder und es gelang seiner weisen Ruhe, die Macht der großen Whigs-Oligarchie auf lange Zeit zu stürzen.

Die Trennung Nordamerika's vom Mutterlande war für letzteres in materieller Hinsicht nicht unvortheilhaft: denn schon nach wenigen Jahren zeigte sich's, daß der Handel mit dem unabhängigen Staatenverein weit mehr eintrug, als vorher der Besitz der Colonieen. Welch' eine schwere Aufgabe aber vom politischen Standpunct aus Bruder Jonathan seinem Freunde John Bull noch zu lösen geben werde, sollte sich in der Folge zeigen und wird (wenn in jene Staatenunion, keine Spaltung kommt) die Zukunft noch augenfälliger darthun.

Nachdem die neuen Freistaaten mit großen Opfern, zu denen Washington's Weisheit seine Mitbürger, welche anfangs auf das Verdienst des Heeres eifersüchtig waren, geneigt machte, die rückständigen Forderungen der Landesvertheidiger befriedigt hatten, nahm der von Freund und Feind bewunderte Freiheitsheld nach seinem feierlichen Einzug in New-York von seinen Waffengefährten Abschied und legte sodann am 23. Dez. 1783 sein achtjähriges Obercommando in die Hände des Congresses nieder, empfahl sein Vaterland der Obhut Gottes und gieng, den Geschäften des öffentlichen Lebens entsagend, auf sein virginisches Erbe Mount-Vernon zurück, um in ländlicher Ruhe den Rest seines Lebens zuzubringen. Indem man ihn mit dem Römer Cincinnatus verglich, stifteten die Offiziere des nordamerikanischen Heeres zur Erinnerung an die ehemalige Verbindung mit ihrem Oberfeldherrn den Cincinnatusorden.

Aber diese Ruhe sollte er nicht lange genießen dürfen. In dem jungen Freistaatenverein befand sich noch so Vieles in ungeordnetem und ungestaltetem Zustande, und eine in jedem Staate bestehende, dem ge-

meinsamen Föderativbunde widerstrebende Demokratenpartei erschwerte die Abstellung der Übel und Gebrechen gar sehr. Indeß trieb die Noth zusammen. Es galt vor Allem in Betreff der 43 Mill. Dollars Schulden, welche der Krieg verursacht hatte, den Landescredit zu befestigen. Da der Congreß keine Steuern auferlegen durfte, alle Staaten aber, so sehr sie ihre Sonderinteressen verfolgten, doch das Bedürfniß einer genauer bestimmten Verfassung fühlten: so gaben sie sich — jeder einzelne Staat mit Verzichtleistung auf selbständige Besorgung der äußern Verhältnisse — eine eigentliche Bundesregierung, der sie das Besteuerungsrecht, die Oberaufsicht über Zölle und Abgaben, über Metall- und Papiergeld, übertrugen und auch das Recht einräumten, Krieg gegen andere Nationen zu beschließen, Waffenaufgebote zu erlassen, Unterhandlungen mit andern Völkern zu pflegen und Streitigkeiten zwischen den eigenen Staaten, so wie der Bürger verschiedener Staaten gegeneinander zu entscheiden. Die Bundesacte wurde am 17. Sept. 1788 bekannt gemacht, aber erst nachdem sie noch durch einige Zusätze ergänzt worden war, am 6. April 1789 in's Leben eingeführt.

Die Abgeordneten der einzelnen Staaten bilden den gesetzgebenden Generalcongreß, der, in zwei Kammern (den Senat und das Repräsentantenhaus) getheilt, unter einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten steht, welcher die vollziehende Gewalt und ein verantwortliches Ministerium zur Seite hat, auch zugleich Oberbefehlshaber der gesammten Land- und Seemacht ist. Ihm zur Seite steht ein Vicepräsident. Von diesem Congreß und seinem Präsidenten getrennt ist die Richtergewalt, die sich in einem obersten Gerichtshofe darstellt. Die Namen der dreizehn Provinzen, welche den Grund zu diesem Staatenververein legten, sind: Massachusetts, New-Hampshire, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsilvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina und Georgien. — Jeder Staat ist in Counties, d. i. in Districte, und in Townships, d. i. Stadtgebiete eingetheilt und wird von einem selbstgewählten Gouverneur und einer General-Assembly regiert.

Als es zur Wahl des ersten Präsidenten kam, wurde Washington in der Erinnerung an seine großen Verdienste um die Selbständigkeit des Vaterlandes, einstimmig gewählt. Er tauschte mit Selbstverläugnung die Ruhe seines ländlichen Aufenthalts mit den Sorgen der Staatsverwaltung. In dieser wurde er von dem Vicepräsidenten John Adams redlich unterstützt. Schon unter seiner Regierung mehrte sich der Bund um drei neue Staaten (Vermont, Kentucky und Tenessee). Obwohl Washington wegen seiner gewohnten Mäßigung, vorzüglich aber wegen seiner gewissermaßen mehr aristokratischen Richtung, der extremdemokratischen Partei, die ihn besonders wegen eines 1794 mit England geschlossenen Handelsvertrags ungerecht tadelte, keine hinreichende Gewähr zu bieten schien, so ward er doch von der weit zahlreicheren besonneneren Föderativpartei auch das zweitemal auf den Präsidentenstuhl berufen. Als aber die dritte Wahl nahte, faßte er den Entschluß wieder in die Einsamkeit des Privatlebens zurückzutreten. Er erließ darüber im Sep-

tember 1796 an das amerikanische Volk eine Erklärung, in der er demselben zugleich die Grundsätze seiner Politik als das Ergebniß seines Nachdenkens und seiner langen Erfahrung mit Wärme empfahl und die Staaten auf das dringendste zur Einigkeit ermahnte.

Zwei Jahre darauf, den 14. Dez. 1799, starb er und hinterließ ein Testament, worin er, da er keine Kinder hatte, 5000 Pf. St. zur Errichtung einer Hochschule im District Columbia vermachte, und allen seinen Sclaven, 400 an der Zahl, nicht nur die Freiheit schenkte, sondern auch den Alten darunter lebenslängliche Unterstützung und ihren Kindern die Wohlthat des Unterrichts und der Erlernung irgend eines Handwerks sicherte. Ihm zu Ehren erbauten die Nordamerikaner eine neue Stadt, die sie nach seinem Namen Washington benannten und zur Congreßstadt erhoben.

Sein treuer Freund Benjamin Franklin war ihm 9 Jahre zuvor im Tode vorangegangen, nachdem er im letzten Jahre seines Lebens von schmerzhaften körperlichen Leiden heimgesucht worden war. Er hatte den Tag der Freiheit seines Vaterlandes noch gesehen, ja selbst noch den Friedenstractat im Namen der Republik unterzeichnet. Seine damalige Rückkehr in sein Vaterland (1785) war einem Triumphe gleich und bald darauf wurde er zum Gouverneur von Pennsilvanien ernannt. Er war es auch vorzugsweise, von dem die Zusammenberufung der Generalstaaten in Philadelphia ausgieng. Sein dem Wohl der Menschheit gewidmetes Leben krönte er damit, daß er noch einen Verein zur Abschaffung der Sclaverei stiftete und in seinem Testamente den größten Theil seines Vermögens verschiedenen wohlthätigen Stiftungen vermachte und nur den kleinern seiner einzigen Tochter hinterließ. „Seinem Freunde und dem Freunde der Menschheit" — wie er in seinem Testamente Washington nannte, — vermachte er seinen Spazierstock mit den Worten: „Wäre es ein Scepter, er hätte es verdient, und bekäme es!" — Er starb den 17. April 1790 zu Philadelphia und erhielt von seinen Verehrern ein zahlloses Geleite zu seiner Ruhestätte, für die er sich selber folgende Grabschrift verfertigt hatte: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers, als Speise für die Würmer, gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist. Doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern einst wieder erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Autor." — Er schrieb viele kleine Schriften moralischen, physikalischen und politischen Inhalts, von denen die erstern die Verbreitung einer auf Mäßigung, Nüchternheit und Einfachheit beruhenden practischen Lebensweisheit zum Zweck haben. In das Gebiet höherer Wahrheitsideen trat er jedoch nie tiefer ein.

So war denn der Boden bereitet, auf welchem die volle Verwirklichung der herangereiften Aufklärungsideen eine gesicherte und ausgedehnte Herrschaft erlangen sollte, der Boden, aus welchem die Bestrebungen der in Europa aufkommenden „Freiheitsfreunde", davon die begeistertsten den Amerikanern ihre Unabhängigkeit hatten erkämpfen helfen, fördernde Nahrung bekamen, und zwar zunächst in dem Lande, dessen absolut-monarchischer Hof der demokratischen Republik mit nichtsahnender Bereitwilligkeit die Hand zu ihrer völligen Ausgebährung gereicht hatte. Was dort zu einem neuen Aufbau führte, welcher Dauer versprach, weil er von vorn herein auf einem gleichfalls neuen, nicht mit dem Trümmerschutt einer alten Welt bedeckten Grunde aufgerichtet ward, — das führte

hier zur Auflösung eines alten, vom ewigen Fels gewichenen Bau's, dessen Zusammensturz die europäische Welt auf weit hinaus erschüttern sollte. Daß übrigens Nord-Amerika als das „Land der geschichtlichen Zukunft" eine großartige Bestimmung erhalten habe, ist allgemeine Annahme, und Amerika selbst behauptet es bei jedem neuen Zuwachs an physischer Kraft mit wachsendem Stolz. Und allerdings, mit wunderbarer Schnelligkeit hob und hebt sich seitdem fortgehends die Bevölkerung, die Bodencultur, die Handelsthätigkeit und der daraus fließende Wohlstand dieser neuen Staatengründung, alle früheren Colonisationsbeispiele weit hinter sich lassend. Ob sie nun jene große Bestimmung, von der sie selbst am meisten überzeugt ist und auf die auch der bisherige Gang der Weltgeschichte von Osten nach Westen hinzudeuten scheint, erreichen werde, ist eine Frage, deren richtige Beantwortung Sache der Zukunft ist. So lange aber die neue „Welt der Freiheit" vorherrschend den materiellen Interessen dient und Hab- und Gewinnsucht die Bewegkraft und Triebfeder alles Sinnens und Thuns der weitaus überwiegenden Mehrzahl ihrer Bürger ist, — so lange ist die Erreichung jener Bestimmung unmöglich, und so wie der einzelne Mensch auch eine ihm zugefallene noch so großartige Bestimmung verfehlen kann, so kann dieß auch dem größten Staat und Staatenverein begegnen, wenn er nicht den Anker seiner Hoffnung in einen tiefern und festern Grund senken lernt. Daß sich übrigens dazu hie und da lebendige Anfänge zeigen, ist unverkennbar: denn auch bei dem größten Abfall vom Mittelpunct des wahren Lebens läßt Gott sich nicht unbezeugt und wird nicht müde, seine emporziehende Helfershand auszustrecken. (Von der weitern Entwicklung der nordamerikanischen Freistaaten nach ihrer Schatten- und Lichtseite siehe unten XXVI.)

6. Kapitel. Stand der europäischen Kunst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Die Poesie in Frankreich: Voltaire, Delille, Florian; Le Sage, Marmontel; — in Italien: die macaronische Poesie; Alfieri, Goldoni, Metastasio; — in Spanien: Moratin; — in England: Steele, Addison, Thomson, Young, Swift, Sheridan; Fielding, Smollet; Goldsmith; der Schotte Burns.

Ehe wir zur Betrachtung des neuen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts eingetretenen, auf den Umsturz des Bestehenden in Staat und Kirche lossteuernden Zeitalters übergehen, wollen wir noch einen Rückblick auf den Stand der europäischen Bildung in Kunst und Wissenschaft werfen, wie sich dieselbe hauptsächlich in der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts darstellt. Und weil sich in den Bestrebungen auf diesen Gebieten bei den von der Bildung am meisten

durchdrungenen Nationen Europa's, sowohl eine gewisse geistige Gemeinschaftlichkeit, als auch ein gegenseitiges Nachstreben wahrnehmen ließ, so fassen wir in den verschiedenen Theilen der Kunst und in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft die hervorragenden Geister der verschiedenen Nationen mit ihren Werken zusammen und führen nur noch auf dem Gebiete der Dichtkunst jede einzelne Nation vor, so wie wir dann auf dem Gebiete der Theologie und Kirche mit den noch rückständigen Erscheinungen dieser Periode schließen wollen.

Auf dem Felde der Dichtkunst, mit der wir gleich beginnen wollen, hat zunächst Frankreich sich noch lange an der Sonne seines goldnen Literaturzeitalters (XXII. 7, 2.) gewärmt und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur Geister zweiten und tiefern Rangs aufzuweisen. So steht Voltaire (XXII. 6, 3.) als Tragiker dem Corneille und Racine weit nach; als Epiker in seiner Henriade ist er affectirt und frostig, als Komiker in seiner Pucelle über alle Begriffe frivol, als Erzähler zwar gewandt und geistreich, aber leichtfertig und flüchtig, als Historiker dramatisch anschaulich, aber kritiklos und unwahr. — In der didactischen Poesie ist außer dem Forêt de Navarre des Louis de Fontanes, den trois règnes de la nature, den jardins und l'homme champêtre des Jean Pierre Delille und den Fabeln von Florian und Le Bailly wenig Werthvolles aus dieser Periode vorhanden. — Als Lyriker können Ecouchard le Brun und der nicht unbedeutende Clinchamp de Malfilatre (1733—1767), als Volksdichter Jaques Jasmin und Jean Reboul genannt werden. Als Lustspieldichter höheren Ranges läßt sich aufführen: Parades de Montcrif († 1770), genannt le Dieu de Vaudeville, ferner Cailhava, welcher Lustspiele im Sinne der Alten fertigte und selbst eine Theorie des Lustspiels schrieb, endlich Caron de Beaumarchais in seinem Barbier von Sevilla.

Im Roman zeichnete sich aus Le Sage aus Scargeau (1663 bis 1747) durch seine Schelmenromane: Gil Blas de Santillana, der Baccalaureus von Salamanca u. a., welche übrigens spanischen Originalen nachgebildet sind. Florian und Marmontel lieferten moralische Romane, welche nur zu bald von den sophistischen und falschaufklärerischen Romanen und Erzählungen Voltaire's, Rousseau's und Diderot's verdrängt wurden, anderer wirklich unsittlicher und frivoler Romane nicht zu gedenken. Nur Bernardin de St. Pierre's Paul und Virginie ist auszuzeichnen, das an Lebendigkeit der Darstellung und Anmuth der Charaktere Fenelon's Telemach weit übertrifft.

In Italien fuhr man fort, die sog. macaronische Poesie zu bebauen, eine Dichtungsart komischen Inhalts, wie sie sich in Fortiguerra's Ricciardetto, der eine parodirende Fortsetzung des rasenden Roland ist und in Casti's satirisch redenden Thieren findet. Im Lehr-

gedicht erwähnen wir Zampieri († 1784), der in seinem Gedicht über Erziehung Rousseau's Emil zu widerlegen sucht. Unter den Dichtern höhern Styls können Minzoni, Fantoni, Cesarotti angeführt werden. Die italienische Novellistik gefiel sich blos in Nachahmungen des Boccaccio. Im Trauerspiel strebte Scipio Maffei in seiner Merope die Vorzüge der griechischen und französischen Tragödie zu vereinigen. Doch gelang es vorzüglich dem Grafen Victor Alfieri die ernste Würde des griechischen Drama zu treffen und ebenso auch ein eigentliches Nationaldrama zu schaffen. — Im Lustspiel wurde Molière fleißig nachgeahmt und besonders hat der fruchtbare Carlo Goldoni (1709—1792) durch seine Lustspiele sowohl die Klasse der Gebildeten, wie das Volk ergötzt, während Metastasio (1698—1782) durch seine melodisch-gefühlvollen Verse das Melodrama zu einer gewissen Vollkommenheit brachte.

Auch in Spanien wurde in dieser Periode die französische Dichterschule maßgebend und durch Don Ignatio de Lucan's Poetik (1737) herrschend, wiewohl der nationale Classiker Garcia de la Huerta sich jenem Geschmack entgegensetzte. Auch in der Lyrik ahmten die Spanier die Franzosen nach. Im Lustspiel wird Leandro Fernandez Moratin (geb. 1758) der spanische Molière genannt, indem er das französische Element mit dem nationalspanischen geschickt zu verbinden wußte.

In England hatten im 18. Jahrhundert Richard Steele's und J. Addison's Kritiken einen großen Einfluß auf die Veredlung der Sprache und des Versbaues gehabt. Besonders großen Einfluß auf einen bessern Geschmack hatte James Thomson (1700—1748) durch seine Jahrszeiten, dem besten beschreibenden Gedicht, das man kennt, indem selbst Bloomfield ihn nicht erreichte. John Gay (1688—1732) wurde Englands bester Fabeldichter, und Green, Gifford und Coombe zeichneten sich im komischen Heldengedicht aus. — Im philosophischen Lehrgedicht steht Edward Young (1684—1765) in seinen berühmten „Nachtgedanken“ oben an, und William Cowper (1731 bis 1800), Richard Savage, Robert Pollok ꝛc. bebauten dies Feld weiter. — In der Satire sind Jonathan Swift's (1677—1745) „Gulliver's Reisen“ und das „Mährchen von der Tonne“ von Werth, wiewohl auch Churchill und Shaw nennenswerthe Satiriker sind. — Der Elegiker Thomas Gray (1716—1777) ist durch seinen „Dorfkirchhof“ berühmt geworden, so wie Thomas Penrose und die Brüder Warton als Odendichter sich auszeichneten. William Congreve († 1728) wird der englische Molière genannt und ist der erste, der das englische Lustspiel genau nach den Regeln der Kunst einrichtete. Sheridan's „Lästerschule“ erhielt unter allen Lustspieldichtungen den Preis. — Im Drama wurde Lillo der Gründer des bürgerlichen

Schauspiels und Cumberland's „Westindier" fand auch bei uns Eingang. — Das Feld des Romans hat in jener Periode an Sterne (✝ 1768) durch seinen sentimentalen Roman, an Fielding (✝ 1754) und Smollet durch ihre komischen Tendenzromane, an Richardson (✝ 1761) durch seine in Briefform geschriebenen Familienromane, an Oliver Goldsmith (✝ 1774) durch seinen Vicar of Wakefield, dieses Muster einer Familiengeschichte, und an Horace Walpole (✝ 1797) durch seine abenteuerlichen Ritterromane, emsige, meist geistreiche Bearbeiter gefunden. Schließlich darf noch der Schotte Robert Burns (✝ 1796) als ausgezeichneter Lyriker hervorgehoben werden.

2. Die deutsche Dichtkunst im 18. Jahrhundert. Beginnende Reaction gegen die schulgelehrte Dichtkunst: Wernicke, Canitz, Brockes. Der Bodmer-Gottsched'sche Streit. Albrecht v. Haller; Sal. Geßner. Die sächsische Schule: Zachariä ꝛc., Hagedorn, Gellert. Die Fabeldichter. Elias und Heinrich Schlegel; Weiße. Die hallische oder preußische Schule: Kleist, Gleim, J. G. Jacobi ꝛc.

Indem wir nun zur kurzen Betrachtung des Standes der deutschen Dichtkunst im 18. Jahrhundert übergehen, knüpfen wir an die zweite schlesische Dichterschule an, die wir in XXI. 5, 9. bereits gekennzeichnet haben. Der dort erwähnte beklagenswerthe Zustand einer bombastischen, durch und durch unwahren, geist- und gemüthlosen, auf schul- und handwerksmäßiger Nachahmung der lateinischen und französischen Dichter beruhenden Poesie rief endlich kurz vor und nach dem Übergang in das 18. Jahrhundert eine Reaction hervor, zu welcher die schonungslose, aber sehr heilsame Kritik, welche Christian Wernicke in seinen Epigrammen gegen die Vertreter der geistlosen und zugleich sittlich-unsaubern Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Phrasenpoesie übte, den Anstoß gab, indem der daraus sich entspinnende literarische Streit das in den Deutschen „schlummernde Bewußtsein" des bessern Dichtergeistes weckte und in ihnen den Glauben an die Mustergültigkeit jener Afterdichtkunst gründlich erschütterte.

Man fieng (und zwar unter dem wohlthätigen Einfluß der Francke'schen Schule in Halle s. XXIII. 5, 3.) an, die Verkehrtheit einzusehen und, nach Abwerfung der gezierten und verschrobenen Formen, nach neuem Stoff und besserem Inhalt zu suchen. Das erste Beispiel einer Wendung zum Bessern stellte Fr. Rud. Ludw. Freiherr von Canitz in seinen, durch eine edlere, fließendere Sprache und reine Gesinnung achtungswerthen Lehrgedichten auf, die aber erst nach seinem Tode 1700 durch den hallischen Theologen Lange herausgegeben wurden.

Allmählich betraten auch Andere den neugebahnten Pfad und zwar zunächst Barth. Heinr. Brockes, ein Rathsherr zu Hamburg (geb. 1680), der sich seinen Stoff aus der Betrachtung der Natur wählte und in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" theilweise gelungene Schilderungen gab,

wenn auch das neunbändige Werk durch seine Breite im Ausmalen und Schildern zum Durchlesen allzu ermüdend ist.

An Canitz und Brockes sich anschließend half sodann Drollinger den Umschlag weiter vorbereiten, bis der Streit des Schweizers Bodmer mit dem den künstlichen Parnaß noch hütenden und sich für das unfehlbare Geschmacksorakel haltenden Leipziger Professor Gottsched über das Wesen der Poesie überhaupt, so wie insbesondere über den Vorzug der französischen oder der englischen Poesie das dichterische Bewußtsein der Deutschen vollends wach schüttelte und die Zeit der Wiederauferstehung und relativen Vollendung deutscher Dichtkunst herbeiführte.

Joh. Christoph Gottsched, geb. 2. Febr. 1700 zu Judithenkirchen bei Königsberg, hielt seit 1724 Vorlesungen in Leipzig, wo er die dortige poetische Gesellschaft zur „deutschen Gesellschaft" umbildete und 1730 ordentlicher Professor der Beredsamkeit wurde. Da er durch angestrengten Fleiß einen großen Schatz theoretischer und historischer Kenntnisse besaß, die er eben so nachdrücklich zur Vertheidigung Deutschlands gegen das Ausland, als zur Bekämpfung derjenigen deutschen Dichter verwendete, die in Lohensteinischer Manier (XXI. 5, 9.) Deutschland in Mißachtung brachten, so erwarb er sich großes Ansehen und galt, besonders durch seine kritisch-ästhetisch-moralische Wochenschrift, als literarischer Tonangeber. Er hat allerdings das Verdienst, 1) daß er die seit zwei Jahrhunderten unbestrittene Herrschaft der lateinischen Versbildnerei einschränkte und der deutschen Dichtkunst den gleichen Rang vindicirte — wiewohl er dann in dieser dafür die Fesseln des französischen Geschmacks, nach Boileau's Anleitung, geltend zu machen suchte; — 2) daß er die bis dahin so rohen und schmutzigen Theaterstücke, an denen sich der Geschmack des Volkes ergötzte, wenigstens durch etwas bessere Dramen (z. B. durch seinen „sterbenden Cato") verdrängte und namentlich den pöbelhaften Hanswurst (mit ihm freilich zugleich ein volksmäßiges Element, das man hätte veredeln und umbilden sollen) für immer vom Theater wies; endlich 3) daß er durch seine kritischen Schriften, durch seine, wenn auch schulsteife, deutsche Grammatik und durch seine Sammlung älterer deutscher Theaterstücke die Theilnahme für deutsche Sprache und Dichtkunst in weitern Kreisen anregte. So lange er nur gegen das wirklich Schlechte und Unschöne zu Felde zog, stand auch seine Geschmacks-Dictatur unangefochten, obgleich er selbst nur leere Verse machte und pedantische Regeln der Dichtkunst aufstellte, und dem hohlsten Alltagspoeten, wenn er sie befolgte, seine Protection angedeihen ließ, es aber sehr empfindlich aufnahm, wenn einer ihm nicht Recht gab. Als er aber anderweitig aufstrebende edlere Kräfte und höhere Bestrebungen, in die sein pedantischer, ungenialer Geist sich nicht finden konnte, anzugreifen und zu bekämpfen wagte, „machte er sich lächerlich", und als er dagegen neidisch und hämisch ausfiel, „verhaßt." Sein erster Gegner war

Joh. Jak. **Bodmer,** geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich, seit 1725 Professor der helvetischen Geschichte in Zürich und seit 1735 Mitglied des großen Raths daselbst, war zwar kein besserer Dichter als Gottsched, ja stand ihm in der Gewandtheit der Formen nach, zumal er erst in spätern Jahren sich in der Poesie practisch versuchte (in seiner mißglückten Noachide); allein er übertraf ihn in der Einsicht, daß das Wesen der Poesie nicht, wie Gottsched meinte, vorherrschend im Verstand, sondern daß es vorzugsweise in der vom Gefühl belebten und das Gefühl belebenden Phantasie seine Quelle habe. Er, und noch mehr sein bescheidener Freund J. J. Breitinger, geb. 1701 zu Zürich und Professor am Gymnasium daselbst, verfochten diese Ansicht in einer eigenen ästhetischen Zeitschrift gegen Gottsched's französische Richtung. Bodmer that dieß besonders in seiner Abhandlung „über das Wunderbare in der Poesie" und wies dann durch seine Übersetzung von Milton's verlornem Paradies auf die Vorzüge der damaligen englischen Poesie hin, worüber Gottsched so erbost wurde, daß er den Schweizer

einen äsopischen Jahrmarktschreier nannte und die Schaar seiner Anhänger zum Kampf aufrief, aber doch nicht verhindern konnte, daß nicht allmählich selbst nicht wenige derselben von ihm ab- und der Bodmer'schen Ansicht zufielen. Zu den Waffenträgern Gottsched's gehörten Chr. O. Frhr. v. Schönaich und besonders Schwabe, der ihm die satirischen Pfeile schnitzte.

Bodmer's guter Tact, womit er auf die tiefere Quelle der Poesie hinwies, zeigte sich auch darin, daß er die verloren gegangene und durch die Lateinschulbildung in Verachtung gerathene nationale Poesie des deutschen Mittelalters (XVI. 8, 3. 5.) wieder an das Licht zu ziehen und zur Anerkenntniß zu bringen sich bemühte, indem er nicht nur selber Boner's Fabeln und eine Sammlung noch nie erschienener Minnesängerlieder, ja selbst das Nibelungenlied in einer von ihm aufgefundenen Handschrift herausgab, sondern auch eine Ausgabe des Parcival vorbereitete, — durch welches Alles der Sinn für das Nationaldeutsche in der Poesie wieder belebt wurde.

Unabhängig von Bodmer trug ein anderer Schweizer, der „große" Albrecht von Haller — „einer der frühesten und glänzendsten Sterne am Gelehrtenhimmel der Universität Göttingen" — ein Bedeutendes zur Heraufführung der neuen Zeit in der deutschen Literatur bei: denn dadurch, daß er nicht nur erhabene Gegenstände zum Stoff seiner Dichtungen wählte, sondern auch nur „große Gedanken, edle Gesinnungen und wahre Empfindungen" aussprach, übte er einen nicht hoch genug anzuschlagenden guten Einfluß auf andere dichterische Gemüther.

Albrecht von Haller, geb. den 16. Oct. 1708 zu Bern, zeichnete sich schon als Knabe durch Vielseitigkeit seiner geistigen Neigungen, insbesondere durch den Trieb zum Dichten aus, worin er sich noch von dem damals herrschenden lohensteinischen Geschmack leiten ließ. Er widmete sich dem Studium der Naturwissenschaft, insbesondere der Heilkunde, der er in Tübingen und Leyden (unter Boerhave) oblag, machte hierauf eine gelehrte Reise durch England und Frankreich, betrieb dann in Basel mathematische Studien, machte eine botanische Reise durch die Schweiz und begann nun 1729 seine medicinische Praxis in Bern, bis er 1736 an die neuerrichtete Universität Göttingen als Professor der Medicin, Chirurgie, Anatomie und Botanik berufen und nachher ihre größte Zierde wurde. Während seines ganzen Studiengangs hatte er die Poesie nie vernachlässigt. Als er in seinem 21. Jahre die Verkehrtheit der Lohenstein'schen sowohl, als auch der Gottschedischen Richtung erkannte, übergab er alle seine Reimspielereien dem Feuer und nahm seinen Stoff aus dem ernsten Gebiet der Natur, der Moral und der Philosophie. Unter seinen Gedichten sind die Elegieen auf seine Gattin Marianne (die er bei seinem Einzug in Göttingen durch das Umstürzen des Wagens verloren hatte), sein beschreibendes Gedicht „die Alpen", welches viele treffliche Naturschilderungen enthält, und seine philosophischen Gedichte über den Ursprung des Übels, über Glauben, Unglauben und Ewigkeit hervorzuheben. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so groß, daß ihn der König von Großbritannien zum Leibarzt, Hof- und Staatsrath ernannte und Kaiser Franz I in den Reichsadelstand erhob. Er zog sich später wieder in seine Vaterstadt Bern zurück, blieb bloß Präsident der k. Academie der Wissenschaften und widmete sich dem Wohle seiner Mitbürger, ohne dabei seine literarische Thätigkeit aufzugeben. Er starb 1777.

Ein anderer Schweizer, der Maler und Kupferstecher Salomon **Geßner** aus Zürich, Mitglied des großen Raths daselbst, geb. 1730, gest. 1787, schrieb in dem neuen Geist ein Epos (den „Tod Abel's") und Idyllen, wollte in letzterer Beziehung die Simplicität der Alten nachahmen, verfiel aber dabei in den Fehler weicher Empfindelei.

Allenthalben sproßten nun neue Kräfte auf, die sich von dem alten leeren Reimgeklingel und hohlen Phrasenschwulst abwandten und den jungen deutschen Dichtergarten mit natürlicheren Blumen und Kräutern bepflanzten.

Der neubegonnenen Richtung folgten allmählich die Meisten von denen, die man zur sächsischen Schule rechnet und die sich an den „Bremer Beiträgen des Verstandes und Witzes", einer poetischen Zeitschrift, die 1742 an das Licht trat, betheiligt haben. Zu ihnen gehörten Zachariä (geb. 1726, gest. 1777), Professor in Braunschweig, der Übersetzer Milton's und Verfasser komischer Epopöen (z. B. des Renommisten, Phaëtons, Murner's in der Hölle &c.) so wie eines beschreibenden Gedichts „die vier Jahreszeiten", das jedoch viel Gezwungenes enthält; — sodann Ebert (der Übersetzer Young's), Arnold Schmidt (aus Lüneburg), Gieseke, Andreas Kramer, Adolf Schlegel, ganz besonders Friedrich von Hagedorn (geb. zu Hamburg 1708, Secretär der englischen Handelsgesellschaft daselbst, gest. 1754) der zwar auch außerhalb des Bodmer'-Gottschedischen Streites stund, aber sich doch mehr Bodmer'n zuneigte, durch seine in fließender und leichter Sprache verfaßten Fabeln, Lieder, Episteln und poetischen Erzählungen, so wie auch sein Freund, der Satiriker Liskow, geb. 1701, gest. 1760, ein Mann von scharfem Verstand und treffendem Witz, der den Poetastern und Halbwissern vorzüglich in seinem „Lob der schlechten Scribenten" in freimüthiger, aber meist persönlicher Weise zu Leibe gieng.

Ein Hauptglied dieser sächsischen Schule war Gellert, der sich durch seine Fabeln und Erzählungen als Volksdichter, durch seine Oden und geistlichen Lieder als religiös-moralischer Dichter ein weitverbreitetes Ansehen erwarb, das aber mehr in seiner ehrwürdigen, milden und demüthigen Persönlichkeit, als in seinem der Phantasie ermangelnden Dichtertalente begründet war.

Christian Fürchtegott **Gellert**, geboren, nach seiner eignen Angabe, den 4. Juli 1716 zu Großenhayn bei Freiberg, studierte seit 1734 Theologie in Leipzig, wurde 1745 Privatdocent an der Universität daselbst und 1751 außerordentlicher Professor der practischen Philosophie und als solcher, wie auch als Dichter von Unzähligen aufgesucht und seines Characters wegen allverehrt. Seine Dramen und ein Roman von ihm gehören ganz dem Geschmack Gottsched's an, dem er sich nie eigentlich entgegensetzte. Am meisten Ruhm erwarben ihm seine Fabeln und poetischen Erzählungen, die allerdings von seinem klarverständigen, nüchternen, auf das Nützliche und Tugendhafte gerichteten Sinn zeugen, aber der wirklichen Poesie und Geistestiefe ermangeln. Seine geistlichen Lieder wurden wegen ihres frommen, populär-lehrhaften Tones geschätzt und in allen Gesangbüchern findet man von ihm: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" — „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath" — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!" &c. — Im Ganzen aber bezeichnen sie in der Geschichte des Kirchenlieds durch die Vorherrschaft ihres docirenden Moraltons mehr einen Abfall von der Vollkommenheit, welche das evangelische Kirchenlied noch in der vorigen Periode auszeichnete.

So wie Gellert in seinen Fabeln sich an Hagedorn anschloß, so bildeten sich an beiden noch andere Fabeldichter heran, wie Lichtwer, Michaelis, Willamow, Zachariä und zuletzt Pfeffel, der jedoch weitergehend sich nach dem Franzosen Florian bildete, übrigens von eigentlicher Poesie fast noch weiter entfernt ist, als Gellert.

Magnus Gottfr. Lichtwer, geb. zu Wurzen 1719, starb 1783 als Consistorialrath zu Halberstadt; — Joh. Benj. Michaelis, geb. zu Zittau 1746, Redacteur des Hamb. Correspond., Gleim's Hausgenosse, schrieb außer Fabeln und Satiren viele andere Gedichte und starb 1772; — J. G. Willamow, geb. 1736 zu Morungen, starb als Director der deutschen Schule in Petersburg 1777; — Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. zu Colmar 1736, studierte in Halle die Rechte, wurde aber durch eine Augenkrankheit und seit 1757 durch völlige Erblindung in seinen Studien gehemmt. Er stiftete 1773 in Colmar ein Kosthaus für junge Edelleute, die sich dem Militär widmen wollten; im J. 1803 wurde er daselbst Präsident des Consistoriums und starb 1809. Er gab auch verschiedene lyrische und dramatische Versuche heraus.

An diese Fabeldichter kann man den Cantaten- und Odendichter, auch sogenannten Satiriker Gottlieb Wilh. Rabener reihen (geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig, gest. 1771 als Obersteuerrath in Dresden), der aber in seinen zwar gut stylisirten, aber zahmen Satiren nur die ganz gewöhnlichen Alltagsfehler und gemeinen Thorheiten rügt, und aus Furcht, bei Jemand anzustoßen, sich nur im höchst Allgemeinen hält, ohne wahre Poesie, nur in hausbackener Philisterhaftigkeit seine stumpfe Geißel schwingend. Auch hatte er die Eigenheit, die Gedichte Anderer mit seiner kritischen Scheere zu beschneiden, um sie seinem theoretischen Maße anzupassen.

Die von Gottsched angeregte Dramendichtung bildete in dieser Vorbereitungsperiode neudeutscher Dichtkunst vorzüglich J. Elias Schlegel weiter, in so fern seine Tragödieen weniger am rhetorischen Pathos leiden und seine Lustspiele einen lebhaftern Gang haben: nichts desto weniger zeigen sie durch ihren Überfluß an Worten und ihre Armuth an Handlung die Gränze, über welche hinaus es die sächsische Dichterschule nicht brachte. — Sein jüngster Bruder Heinrich Schlegel, Übersetzer englischer Poesien, führte anstatt des bisherigen Alexandriners für das Drama den fünffüßigen Jambus ein, der späterhin allgemein angewendet wurde. — Ein dieser sächsischen Schule noch angehöriger, obwohl über Gottsched hinausstrebender Lustspieldichter war Christian Felix Weiße, dessen Stücke das Leipziger Theater füllten und dessen „Kinderfreund" ein weit verbreitetes Familienbuch wurde.

Joh. Elias Schlegel, geb. zu Meissen 1718, gebildet in Schulpforta, studierte in Leipzig Theologie und starb als dänischer Professor in Soroë 1749. — Sein Bruder Joh. Adolph Schlegel, geb. 1721 zu Meissen, starb als Consistorialrath zu Hannover 1793, schrieb geistliche Gesänge, Fabeln und Erzählungen. (Er ist der Vater von Aug. Wilh. und Friedrich Schlegel, die erst der folgenden Periode angehören.) — Joh. Heinrich Schlegel gab 1770 das Leben seines Bruders Johann Elias heraus.

Daß Weiße (geb. 1726 zu Annaberg, seit 1761 Kreissteuereinnehmer in Leipzig, gest. 1804) in seinen Lustspielen eine größere Geschmeidigkeit der Sprache und größere Lebendigkeit der Handlung kund gab, war nicht nach Gottsched's Geschmack. Er griff daher Weißen's Lustspiel: „Die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los" in einer Kritik mit großem Zorn an, nannte ihn einen Verderber des von ihm (Gottsched) eingeführten Geschmacks und bat sogar den Theaterintendanten, die Aufführung dieses Stücks zu verhindern. Dieses Benehmen rügte ein Witzkopf, Namens Rost, welcher Secretär beim Minister Grafen Brühl war, durch eine Satire auf

Gottsched. Darüber beklagte sich nun Gottsched persönlich beim Minister, der sich aber den Spaß machte, sich von Gottsched jene Satire, und zwar in Rost's Beisein, vorlesen zu lassen. Dadurch verlor Gottsched den letzten Rest seines Credits. — Weiße dichtete auch viele Singspiele, die aber meist oberflächlich und und abgeschmackt sind und zum Theil Gottsched's Urtheil rechtfertigen. Sein „Kinderfreund", eine damalige Wochenschrift für die Jugend, enthielt zwar viel Nützliches, trug aber durch ihren pedantisch-docirenden Ton zur Zerstörung des echt poetischen Geschmacks, sowie durch ihre trockne Deistenmoral zur Verflachung des christlich-religiösen Sinnes viel bei.

Die sogenannte hallische oder preußische Schule, welche von dem hallischen Professor Lange ausgieng, zählte zu ihren Zierden den Christian Ewald von Kleist, dessen beschreibendes Gedicht „der Frühling" vortreffliche Naturschilderungen enthält, durch die er höher steht, als sein Freund J. Ludw. Gleim (geb. 1719, † 1803 als Domsecretär in Halberstadt), dessen preußisch-patriotische „Kriegslieder eines Grenadiers" kein Soldat singen mochte, dessen „petrarchische" Lieder kein Petrarca — dessen „anacreontische" Lieder kein Anacreon — und dessen Halladat oder Lehren eines morgenländischen Weisen kein orientalischer Dichter anerkannt haben würde. Allein sein lebendiger, fast schwärmischer Sinn für Freundschaft, sein gefühlvolles Herz und seine Bereitwilligkeit, jedem Dichtertalent seine aufmunternde Feder zu widmen und sein gastliches Haus zu öffnen, machte ihn zum Gegenstand allgemeiner Liebe und „Vater Gleim" war damals in Aller Munde. Einer der jüngern Freunde Gleim's, der Lyriker Johann Georg Jacobi, hat unter vielen tändelnden Liedern auch manche durch wahre und tiefe Empfindungen ausgezeichnete hervor gebracht.

Chr. Ewald v. Kleist war geboren zu Zeblin in Pommern am 3. März 1715, studierte in Königsberg Jurisprudenz und Mathematik und widmete sich dann dem Militärberuf. Er trat 1736 in dänische, 1740 in preußische Dienste, wurde 1749 Hauptmann und 1756 Obristwachtmeister; er erhielt in der Schlacht bei Kunersdorf am 12. Aug. 1759 eine tödtliche Wunde, an der er am 24. Aug. zu Frankfurt a. d. O. starb.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim, geb. den 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, studierte in Halle die Rechte, war eine Zeit lang Secretär zuerst bei dem Prinzen von Schwedt, dann bei dem Fürsten Leopold von Dessau, wurde 1747 Secretär des Domcapitels zu Halberstadt und starb als Canonicus des Stifts Walbeck am 18. Febr. 1803. Sein Leben beschrieb W. Körte Halberstadt, 1811.

Joh. Georg Jacobi, geb. zu Düsseldorf 1740, studierte in Göttingen und Helmstedt Theologie, wurde in Halle Prof. der Philosophie und Beredsamkeit, erhielt durch Gleim's Vermittlung 1769 eine Stiftspräbende und wurde 1784 Professor der schönen Wissenschaften zu Freiburg, wo er 1814 starb. Die Wendung seiner Poesie zum Bessern verdankte er seiner Berührung mit Göthe, dem man sogar manche seiner Lieder untergeschoben hat; ja Göthe selbst hielt einmal eines von den Jacobi'schen Liedern für das seine.

An Gleim's leichte, heitere Weise hielt sich anfangs auch Johann Peter Uz in Ansbach (geb. 1720, gest. als Rath daselbst 1796), der aber späterhin in seinen Oden und Episteln eine ernstere Richtung nahm und sich auch einer reinen und edlen Sprache befleißigte. (Seine Vaterstadt hat ihm in neuerer Zeit ein Denkmal gewidmet.) — Von Gleim und seinen Freunden gehoben, wurde auch die Dichterin Anna Luise Karsch (gewöhnlich genannt die Karschin), jedoch mehr, als es ihre Gelegenheitsgedichte verdienten, gepriesen. Sie war zugleich die erste

deutsche Improvisatrice oder Stegreifdichterin. Gleim veranstaltete zu ihrer Unterstützung eine Sammlung ihrer Gedichte, die ihr 2000 Thaler eintrug. Sie hatte auch Friedrich den Großen um eine Unterstützung angegangen und dieser schickte ihr 2 Thlr., die sie aber höflich zurückschickte. Friedrich Wilhelm II aber schenkte ihr ein kleines Haus in Berlin, wo sie am 12. October 1791 starb.

3. Fortsetzung: Beginn der zweiten classischen Periode der deutschen Dichtkunst. Die Bremer Beiträge. Klopstock. Der Hainbund: Bürger, die beiden Stolberge, Hölty, Voß. — Claudius. Die kritische Richtung: Lessing, Winckelmann; — Nicolai, Mendelssohn.

So wie vorher der deutschen Literatur die einseitige Nachahmung des französischen Geschmacks schadete, so erzeugte nun die übermäßige Hingebung an den Geschmack und die Manier der englischen Dichtkunst, welche seit Bodmer besonders an Joh. Arnold Ebert aus Hamburg ihren Hauptbeförderer gefunden hatte, durch Nachahmung des in ihr vorherrschenden Sentimentalen, Weitschweifigen und Gesucht-tiefsinnigen in vielen Werken der deutschen Vorbereitungszeit etwas Krankhaftes, und schon drohte eine zunehmende Empfindungsschwelgerei das innere Lebensmark anzugreifen, als ein Dichtergenius auftrat, der — obgleich selbst noch zum Theil auf dem Boden stehend, den auch die übrigen Theilnehmer der „Bremer Beiträge" einnahmen, — dennoch einen ganz neuen, seine Zeit mächtig ergreifenden Ton anschlug und alle wahrhaft dichterisch Empfänglichen durch neue Gefühle, neue Anschauungen, neue Stoffe, neue Formen, neue Sprache begeistert, gekräftigt und in eine höhere Region der Poesie erhoben hat.

Es ist dieß **Klopstock**, welcher durch schöpferische Dichterbegabung der Meister einer großen Jüngerzahl, der Urheber eines höhern Dichtergeschlechts, der Eröffner unserer zweiten klassischen Dichterperiode geworden ist.

Selber deutsch im innersten Grund seines Wesens und seiner Gesinnung, weckte er in seinen Zeitgenossen durch den lebendigen Hinweis auf unsre nationale Urgeschichte das Gefühl der Deutschheit wieder, das man sich seit länger als einem Jahrhundert vergeblich zu ersingen gesucht hatte, wie verfehlt auch die Wahl der Formen war, in der er dieses Gefühl wieder belebte; selber christgläubig ergriffen von des Erlösers Person und Werk, belebte er mit dem vollen Jubelton eines Gott-versöhnten Herzens die erstorbene Gewohnheitschristenwelt, wenn auch seine eigene positiv-christliche Erkenntniß weit hinter seinem subjectiven Gefühl zurückstand und letzteres darum auch weder ihm, noch Andern einen rechten festen Boden geben konnte; — endlich selbstschöpferisch, wie keiner vor ihm, in Anwendung antiker Rhythmen und Formen, füllte er sie „mit deutschem Stoff und Geist", wenn er auch dabei oft in Härten und Dunkelheiten verfiel, um derentwillen er, wie auch seiner großen Gefühls-

weichheit wegen, von manchem Kritiker verkannt und des hohen Ranges entsetzt wurde, den er jedenfalls unter den Heroen der Neu-Classiker unserer Nation anzusprechen das Vollrecht hat.

Seine Messiade, ein Epos, das die Erlösung der Menschheit durch den Sünderheiland behandelt, enthält freilich weniger Handlung und plastische Charactergestaltung, als Reden und Schilderungen von Empfindungen und Gedanken; seine in antiken Versmaßen gedichteten Oden aber sind durch ernsten lyrisch-erhabenen Schwung und durch Mannichfaltigkeit der Formen, in denen er die Freundschaft, die Liebe, das Vaterland, die Naturschönheit, die Religion feiert, von bei weitem größerer Bedeutung; seine geistlichen Lieder, voll Ernst und tiefer Empfindung, ermangeln nur des einfach-kräftigen, objectiv-kirchlichen Gepräges; seine biblischen Trauerspiele und altdeutschen Bardiete leiden durchweg an Überempfindsamkeit und Gestaltlosigkeit, und sind daher die schwächsten seiner Producte.

Friedrich Gottlieb **Klopstock**, geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, verlebte, in Folge der Versetzung seines Vaters, seine Knabenjahre zu Friedeburg im Mansfeldischen, wo er „in freier Luft und unter verständiger Zucht körperlich und geistig gedieh". Nachdem er vom 13. Jahre an einige Zeit das Quedlinburger Gymnasium besucht hatte, erhielt er seine Weiterbildung von 1739—1745 auf der Schulpforta, wo er schon den Plan zu seiner Messiade faßte und auszuführen begann. Im J. 1745 bezog er, um Theologie zu studieren, die Universität Leipzig, von wo aus er 1748 die drei ersten Gesänge der Messiade in den „Bremer Beiträgen" veröffentlichte. Sie erregten eine so allgemeine Begeisterung, daß man seinen Namen allenthalben als den höchsten in der neubeginnenden Literaturepoche prieß, obwohl Gottsched ein abgesagter Feind der Klopstockischen Poesie blieb, und der auf Gottsched's Seite stehende Mathematiker und Epigrammendichter Kästner sich in Klopstock's Weise nicht fand und von derselben sagte: „So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen, sah ich für Verse nicht an; mir ist es rasende Prosa." — Zu der Zeit, da Klopstock in Leipzig war, steigerte sich seine unerwiederte Neigung zu Friedrike Schmidt (die er unter dem Namen Fanny besang) seine empfindsame Stimmung. Während er nach seinem Abschied von Leipzig bei einem Verwandten in Langensalza Erzieher war, erhielt er von Bodmer eine Einladung zu einem Besuch in Zürich, den er 1750 ausführte. Er blieb dort drei Vierteljahre und fand in der Schweiz große Anerkennung und weitern Antrieb, wiewohl Bodmer selbst sich in die jugendlich frische und „unbefangene Erscheinung Klopstocks nicht finden konnte." Im folgenden Jahre verschaffte ihm der edle Minister von Bernstorff vom dänischen König Friedrich V einen Jahrgehalt von 400 Thalern, bloß damit er sorgenlos seiner Muse leben und seine Messiade vollenden könne, so daß er sich nun abwechselnd bald in Kopenhagen, bald in Hamburg aufhielt, wo er 1754 seine Meta (Margaretha Moller, die er in seinen Gedichten anfangs unter dem Namen Cidli feierte) heirathete. Er verlor sie aber nach vier Jahren durch den Tod. Nach dem Fall Bernstorff's lebte er in Hamburg als dänischer Legationsrath (1771), wurde 1785 badischer Hofrath und schloß 1791 mit Johanna von Winthem (geborne Dimpfel) eine zweite Ehe. Als die französische Revolution ausbrach, begrüßte er sie anfangs mit voller Begeisterung, so daß ihm das französische Bürgerrecht verliehen wurde. Ihr Fortschreiten aber zur blutigen Schreckensherrschaft enttäuschten ihn bald und erfüllten ihn mit solchem Abscheu, daß er jenes Bürgerdiplom zurückschickte und seinen zornigen Schmerz in Oden ergoß. Während er mit der Ordnung und Herausgabe seiner gesammten Werke beschäftigt war, starb er zu Hamburg am 14. März 1803 in seinem 79. Lebensjahre und erhielt die ehrenvollste Begräbnißfeier, „die je einem deutschen Dichter zu Theil wurde:

sogar auf allen Schiffen im Hafen wehten Trauerflaggen. (Beim Gesang des klopstockischen Auferstehungsliedes wurde sein Sarg unter die Linde auf den Friedhof getragen, in die Gruft gesenkt und von Männern und Mädchen mit den ersten Blumen des Frühlings verschüttet.) — Seine Messiade vollendete er erst 1773, nachdem er 25 Jahre daran gearbeitet: daher gewahrt man von der zweiten Hälfte dieses Werks an eine abnehmende Wärme und Kraft, an deren Stelle mehr eine erzwungene Künstlichkeit tritt. Der Mangel an Handlung läßt das Gedicht aus der Sphäre des Epos in die der beschreibenden Poesie hinabsinken, weßhalb sich mit Interesse nur die ersten 10 Gesänge lesen lassen. — Zum eigentlichen Classiker machen ihn seine Oden, deren lyrischer Schwung sich oft zum majestätischesten Gedankenflug erhebt. (Doch sind seine spätern seit 1770 gedichteten Oden wegen ihrer Sprach- und Gedankenkünstelei weniger frei und klar, kühn und feurig, vielmehr oft kalt und dunkel.) — Seine Bardiete (darunter selbst seine damals berühmte Hermannsschlacht), die das Urgermanische veranschaulichen wollen, sind ohne Characterzeichnung, voll unbestimmter Nebelhaftigkeit und überspannter Weichheit und Empfindsamkeit, und veranlaßten die von seinen Nachahmern betriebene Bardenpoesie, die man, besonders aus Veranlassung der Kretschmannischen Bardiete, spottweise nur das „Bardengebrülle“ nannte. — Unter Klopstock's prosaischen Schriften ist seine „deutsche Gelehrtenrepublik“, in der er bei der Entwicklung seiner Sprachideen „in's Kleinliche und fast Kindische“ verfällt, eine der schwächsten.

Sehen wir übrigens von seinen Schwächen ab, so werden wir Vilmar's Urtheil beistimmen müssen, das mit den Worten schließt: „Freuen wir uns seiner Größe und vergessen wir mit der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen, die ihm in frommer Pietät anhieng, seine Kleinlichkeiten; freuen wir uns des strahlenden Morgensterns, der in ihm für unsere Sonne aufgieng, und hadern wir nicht mit dem Morgenstern, daß er keine Sonne geworden. Sein Grab zu Ottensen (bei Altona) unter der Linde, wo er an der Seite seiner Meta ruhet, wird für jeden Deutschen, der den Muth hat, zugleich ganz ein Deutscher und ein Christ zu sein, für alle Zeiten eine ehrwürdige Stätte bleiben.“ — Eben so schließt Gelzer (in s. deut. poet. Lit. seit Klopstock und Lessing) seine Characteristik Klopstock's: „In den Häusern unserer Voreltern bestand von Alters her der Gebrauch, die lange Reihe verehrter Familienbilder in dem besten Zimmer aufzustellen, damit das nachwachsende Geschlecht stets vor Augen behalte, wem es Leben und Ehre danke. So gebührt dem geistigen Bilde Klopstock's eine Stelle in jedem Gemüthe, wo deutscher Sinn und Bildung waltet; die Nation wird ihn unter ihre Ahnenbilder einreihen.“

Klopstock hatte verschiedenartige Nachahmer, indem die einen sich an seine religiös gefühlvolle, die andern an seine deutschpatriotische Seite vorherrschend anschloßen und sie weiter entwickelten. Unter der letztern Klasse befinden sich der Jesuit und Bibliothekar in Wien, Karl Friedr. Kretschmann (1738—1809, Actuar in Zittau, genannt Rhingulf der Barde); der österreichisch-patriotische Mich. Denis (1729—1800, genannt Sined der Barde); Heinr. Wilh. von Gerstenberg (1737—1823, dänischer Consul in Lübeck, nachher Lottodirector in Altona), auch Chr. Fr. Dan. Schubart (1743—1791, der wegen Spötterei 1777 vom Herzog Karl von Württemberg auf dem Hohenaßberg gefangen und erst 1787 wieder in Freiheit gesetzt wurde. In seinen Gedichten liegt „Rohes und Gemeines neben Hohem und Zartem“; seine lyrischen Gedichte wurden gerne gelesen. — Dem Geiste Klopstock's verwandt war der durch seine kleinen prosaischen Schriften geachtete Fr. K. v. Moser (geb. zu Stuttgart 1723, eine Zeit lang hessischer Minister, gest. zu Ludwigsburg 1798).

Die Rückkehr von der Herrschaft der todten Regel und hohlen Phrase zur Natur und zur Wahrheit des innern Gefühls und der selbsterlebten Empfindung als eine neue Errungenschaft der Poesie festhaltend und zugleich die französische Richtung in der deutschen Poesie verwerfend, bildete sich zwischen den Jahren 1772—74 der den Klopstock verehrende Göttinger Dichterbund, von Andern auch „Hainbund“ genannt, dessen

Glieder anfangs ihre Gedichte in dem von Boie (und Gotter) herausgegebenen Göttinger Musenalmanach veröffentlichten; später aber gieng ein Jeder für sich seinen eigenen Weg der Entwicklung. Freundschaftsenthusiasmus, abstracte Freiheitsliebe, Gefühl für die Natur und Bardenbegeisterung waren Trieb und Gegenstand ihrer poetischen Ergüsse. Unter ihnen zeichneten sich aus Gottfried August Bürger durch den meist volksmäßigen und natürlichen Ton seiner Romanzen und Balladen; Christian Graf zu Stolberg durch Oden und Lieder, Romanzen und Balladen, und Übersetzungen aus dem Griechischen; sein Bruder Friedrich Leopold Graf zu Stolberg durch patriotische Lieder, Jamben und Satiren, durch einen idyllischen Roman (die Insel), wie auch durch Übersetzungen aus dem Griechischen; der früh hinscheidende L. Heinr. Christoph Hölty durch seine weichen, zum Theil sentimental-melancholischen Lieder und Elegieen; Joh. Martin Miller, der Verfasser des krankhaft empfindsamen Romans Siegwart, welcher vielen „mondscheinberauschten Jünglingen und hysterischen Jungfrauen die leeren Köpfe verdrehte"; der derbe, practisch-verständige Altmeister J. Heinr. Voß (geb. 1751 im Mecklenburgischen) durch seine antik-geformten Oden, durch Volkslieder und Idyllen, mehr noch durch seine, eine neue Bahn betretenden Übersetzungen der homerischen Gedichte.

G. A. **Bürger**, geb. 1. Jan. 1748 zu Molmerswende, eines Predigers Sohn, sollte in Halle Theologie studieren, trieb aber die schönen Wissenschaften und nachher in Göttingen die Rechte und ergab sich an beiden Orten einem lockern Leben. Sein Anschluß jedoch an den Göttinger Dichterbund gab ihm einigen Halt, und seine Ballade „Leonore" plötzlich einen glänzenden Dichternamen. Die Amtmannsstelle, die er 1772 erhalten hatte, legte er nach schweren, selbstverschuldeten häuslichen Leiden 1784 nieder und wurde Docent in Göttingen, heirathete nach dem Tod seiner ersten Frau deren Schwester Molly, die aber schon nach zwei Jahren starb, worauf er als unbesoldeter außerordentlicher Professor die dritte Ehe mit Elisa Hahn eingieng, die ihn aber so unglücklich machte, daß er sich 1792 von ihr scheiden ließ. „Krank und in zerrütteten Verhältnissen" starb er am 8. Juni 1792.

Christian, Graf zu **Stolberg**, geb. zu Hamburg 1748, starb als dänischer Kammerherr und Landrath den 18. Jan. 1821. Er übersetzte den Sophokles. Sein an Geist und Gemüthstiefe über ihm stehender Bruder Friedrich Leopold, geb. zu Bramstadt 1750, wurde 1777 bisch. lübischer Minister in Kopenhagen, 1789 dänischer Gesandter in Berlin, 1791 Präsident der bisch. lüb. Regierung in Eutin, trat 1800 zur kath. Kirche über, lebte zu Münster, dann zu Bielefeld und starb zu Sondermühlen bei Osnabrück am 5. Dec. 1819. Er war classisch gebildet, verdeutschte die Ilias, vier Tragödien des Äschylus, mehrere Gespräche des Plato ꝛc., übersetzte Macpherson's Ossian aus d. Engl. Seine eigenen Gedichte erschienen mit denen seines Bruders. Nach seiner Conversion schrieb er eine ausführliche „Geschichte der Religion Jesu." Von allen, die seinen Übertritt getadelt hatten, blieb ihm allein Voß mit Härte abgewandt.

Hölty, geb. 1748 zu Mariensee bei Hannover, studierte in Göttingen Theologie und trieb nebenher neuere Sprachen; seine frühe Kränklichkeit gab seinen Gedichten jenen Character schwermüthiger Freude über die Natur und sanfter Trauer über die kurze Dauer aller Lebensfreuden. Er starb in Hannover, wo er Heilung suchte, am 1. Sept. 1776. — Joh. Martin Miller, geb. zu Ulm 1750, war eine Zeit lang Professor am dortigen Gymnasium und starb als Decan

der dortigen Diöcese 1810. Von seinen Schriften sei noch der „Briefwechsel dreier academischer Freunde" erwähnt. — Joh. Heinr. Voß, geb. 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, eines verarmten Pächters Sohn, nahm, weil ihm die Mittel zum Studium fehlten, anfangs die Stelle eines Hauslehrers, wurde dann durch Boie (den Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs) 1772 nach Göttingen gezogen, wo er von Freunden unterstützt, eines der thätigsten Glieder des „Dichterbundes" wurde und nach Boie's Abgang die Besorgung jenes Almanachs übernahm, auf dessen kleinen Ertrag hin er 1777 zu Wandsbeck, wo er mit Claudius umgieng, Boie's Schwester Ernestine heirathete und vergnügt lebte. Im J. 1778 wurde er Rector der Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln, dann durch Fr. Stolberg's Vermittlung 1782 Rector in Eutin, wo er im Umgang mit dessen edlen Familie lange zufrieden lebte. Als aber der Eutiner Kreis in religiöser Beziehung seiner Seinsart nicht mehr zusagte, ließ er sich 1802 pensioniren und folgte nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Jena einem Rufe an die Universität Heidelberg, wo er unter vielfachen gelehrten Beschäftigungen und literarischen Streitigkeiten anfangs viel besucht, nachher sehr vereinsamt und auf seine treue Gattin angewiesen, welche stets nahen Antheil an seinen Arbeiten nahm, fast ein Vierteljahrhundert lang wirkte und am 29. März 1826 starb. Ernestine Voß setzte ihm in ihren Schilderungen aus seinem Leben ein Denkmal treuer Gattenliebe. Sein Hauptverdienst liegt in seinen metrischen Übersetzungen griechischer und römischer Dichter, die er zum erstenmal den gebildetern Volksschichten nahe brachte. Seine Verwendung der sächsischen Mundart gab Anlaß für Andere zu mundartlichen Dichtungen.

Außer den hier genannten Dichtern hatten noch viele andere in ihrer Jugend zum Göttinger Dichterbund gehört, von dessen Einrichtung und merkwürdig enthusiastischem, gefühlsschwärmerischem Gebahren uns Karl Gödeke in seinem „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung" Seite 687—692 ein genau eingehendes, eben so interessantes, als ergötzliches Bild aus den, in den verschiedenen Schriften ihrer Glieder zerstreut vorkommenden Ergießungen und Schilderungen glücklich entworfen hat.

Ihnen nahe stund, aber nicht zu ihrem Bunde gehörig, Mathias Claudius, der unter dem Namen Asmus in seinem „Wandsbecker Boten" seine schlichten Volkslieder, seine treuherzig humoristischen Gespräche und Erzählungen und seine innig frommen, wahrhaft christlichen Betrachtungen veröffentlichte.

Claudius, geb. den 15. Aug. 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen, studierte in Jena, privatisirte dann zu Wandsbeck, wo er in traulichem Verkehr mit Klopstock, den beiden Stolberg und Voß seinen Wandsbecker Boten und hernach einen „deutschen Boten" schrieb. Darauf wurde er 1776 nach Darmstadt gezogen, wo er eine Landescommissariatsstelle bekam, die er aber im nächsten Jahre wieder aufgab, um in seine ruhige Armuth nach Wandsbeck zurückzukehren, wo er seit 1788 als Revisor bei der Bank zu Altona angestellt, am 21. Jan. 1815 starb. Er war „einer der Allerersten, dem Werthe nach, unter jener Klasse der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorangieng." Mit diesem Urtheil B. G. Niebuhr's beginnt Gelzer seine Characteristik des Claudius, „aus dessen Schriften uns, wie aus reinem Kindesauge, ein tiefer klarer Himmel von Unschuld und Liebe, von seligem Gottesfrieden und lauterem Wahrheitssinne anschaut. Wie ein Christbaum steht er in unserer Literatur da, dessen tausend Lichter, die kein Auge blenden, überall hinscheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist." — Eben darum war es auch natürlich, daß seine Stimme nicht die große literarische Welt seiner Zeit durchdrang, sondern nur in dem kleinern Kreise seiner Gemüths- und Geistesverwandten mit Freuden vernommen wurde. Die formellen Schwächen seiner Production sind von manchem Tonangeber der Lit. Gesch. mit unduldsamer Kritik hart verurtheilt, zum mindesten verspottet worden. Aber nur wer in der christlichen Wahrheit steht und „in diesen Quellpunct einzugehen" vermag, aus dem Claudius ganze Weise zu denken und zu dichten ihren Lebensodem zog, erst der wird „von da aus auch die

Mängel und Schäden, das Zurückbleiben hinter dem Ideal und die formellen Gebrechen desselben richtig würdigen." Zu solcher Würdigung giebt das von Wilh. Herbst 1857 (Gotha bei Perthes) entworfene Lebensbild des Wandsbecker Boten einen dankenswerthen Beitrag.

Ein zum Theil höchst wohlthätiges Correctiv der Gefühlsüberschwänglichkeit und gestaltlosen Idealität der Klopstock'schen Richtung bildete der nüchtern-verständige, klar-besonnene, scharfblickende, kritisch-sondernde Lessing, der sich darum auch mehr der antiken und allgemeinmenschlichen Richtung, als der deutschnationalen und kirchlichpositiven hingab. Zwar konnte er auf dem Gebiet der höchsten Fragen, wo er allerdings nach der Wahrheit suchte, sie aber nicht fand, so daß eine gewisse Dissonanz in seinem Innern sich auch in der Unruhe und Unstätigkeit seines äußern Lebens wiederspiegelte, einem tieferen Verlangen keine Befriedigung gewähren. Dafür aber bewies er auf vielen andern Gebieten, vorzüglich auf dem der Kunst und Kunstkritik, die Ruhe eines klarbewußten Geistes, die Festigkeit einer kräftigen Seele und die unabhängige Selbstständigkeit eines starken, seiner ganzen Zeit überlegenen Geistes, der rastlos vordringend und keinen Kampf scheuend auf das von ihm erkannte Ziel losgieng, wobei er namentlich das Joch des französischen Geschmacks vollends zerbrach, die Überfluthung englischer Musterformen eindämmte, die antiken Maße und Formen mit unserm Wesen und Bedürfniß in Einklang brachte und nicht bloß die Kraft schöpferischer Erfindung, sondern auch die strengste Maßhaltung in der Form für die Aufgabe des Dichters erklärte. So wurde er der Reformator der modernen deutschen ästhetischen Literatur.

Gotthold Ephraim Lessing, geb. den 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Lausitz, eines Predigers Sohn, erhielt seine erste Bildung auf der Fürstenschule zu Meissen, studierte 1746 in Leipzig seinem Vater zu Gefallen Theologie, gieng aber bald zur Philologie (unter Ernesti) und Mathematik (unter Kästner) über, trieb aber auch das Studium der neuern Sprachen und schrieb Lustspiele für das Theater. Nachdem er sich in Wittenberg die Magisterwürde geholt hatte, hielt er sich abwechselnd in Berlin, Leipzig und Breslau auf, ohne äußern Lebensplan, bis er 1767 in Hamburg Dramaturg und 1770 braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde. Im J. 1775 begleitete er den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien. Nach einer kurzen Ehe, die durch den Tod seiner Gattin getrennt wurde, waren die letzten Jahre seines Lebens durch Krankheiten und Verdruß über literarische Anfeindungen getrübt. Er starb den 15. Febr. 1781 auf einem Ausflug nach Braunschweig.

Als rastloser Forscher brachte er erst eigentlich Bewegung in die deutsche Literatur, in alle Richtungen der Kunst und Philosophie befruchtende Anregung. „Für ihn gab es keine Autoritäten; — es war ihm einerlei, was er mit seiner unbestechlichen, oft nur allzusehr bestechenden Kritik anfaßte: die Kritik selbst war ihm die Hauptsache; — was er schuf, schuf er mit dem Verstande für den Verstand." (K. Gödeke.) Daher war Lessing am bedeutendsten als Kritiker und Dramaturg. Von seinen Jugendarbeiten sind 7 Lustspiele vorhanden, welche, römischen Mustern nachgebildet, sich wenigstens durch lebendigeren Dialog von früheren Lustspielen auszeichnen. — Im J. 1757 verband er sich mit Nicolai und Mendelssohn zu einer kritischen Zeitschrift unter dem Titel: „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und gab 1759 mit ihnen die trefflichen kritischen „Briefe, die neueste Literatur betreffend," heraus. Auch schrieb er um diese Zeit seine „Äsopischen Fabeln", durch deren epigrammatische Körnig-

keit er der breiten Fabeldichtung Gellert's, Lichtwer's u. a. entgegentrat. — Im J. 1766 schrieb er seinen geistvollen „Laokoon oder über die Gränzen der Malerei (d. h. der gesammten bildenden Kunst) und Poesie." Im folgenden Jahre trat er mit dem Lustspiel „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" hervor, das durch die rasch sich bewegende und „zum Ziel hindrängende" Handlung, deren Stoff aus dem Leben des Volks gegriffen und voll Naturwahrheit war, als unser erstes „Nationalbühnenstück oder Volksdrama" in der deutschen Literatur einen Ehrenplatz einnimmt. Die Schaar geistloser Nachahmer erstickte jedoch die gute Wirkung, die er dadurch auf den Geschmack gewonnen hatte, bald wieder. — Im gleichen Jahre schrieb er seine „Hamburger Dramaturgie", worin er uns Deutschen den Sheakspeare als Muster vorhält. — Einige Jahre nach Erscheinung der Minna von Barnhelm stellte er in Emilia Galotti das Muster der „bürgerlichen Tragik" auf, worin „das Zusammenwirken der Begebenheiten und der Handlung wahrhaft classisch", die Zeichnung der Charactere „fein und scharf und doch ohne alle Ecken und Härten", die Sprache „die gemessenste und knappste", fast eine „epigrammatische" ist. Doch geht der Schluß dieser Tragödie mit derselben Dissonanz aus, die durch Lessing's eignes innerstes Leben hindurchzieht. — Die Reihe seiner dramatischen Dichtungen schloß er mit dem didactisch-philosophischen, aus seiner Polemik gegen das evangelische Christenthum hervorgegangenen Drama Nathan der Weise (1779), das in Exposition und Haltung seine beiden vorangehenden Dramen nicht erreicht, sie aber durch lebensfrische Sprache übertrifft, in welcher Beziehung er zugleich den fünffüßigen Jambus, den schon J. Heinr. Schlegel anwandte, zum „stehenden Vers" für unsere classischen Dramen gemacht hat. — Lessing selbst sagt von diesem seinem Nathan: „die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch darüber sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." Lessing stellt nämlich in diesem Stück das Judenthum, den Islam und das Christenthum in seinem Ursprung und Werthe gleich! Und wirklich hat er damals von keiner Seite her die rechte Entgegnung erhalten. „Eine Wahrheit aber (bemerkt Gelzer), auf deren Behauptung er so viel Geist und Gelehrsamkeit verwendete, hätte sich gegen ihn selber wenden lassen: daß nämlich eine Religion nicht durch gelehrte Untersuchungen über ihren Ursprung bewährt und fortgepflanzt werde, wohl aber durch ihren seligmachenden Geist, durch die in ihr verborgenen sittlichen Kräfte." Daß Lessing wirklich die Moral für etwas von der Religion Unabhängiges hielt, beweisen seine eigenen Worte: „Nathan's Äußerung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen." („Über Lessing's Nathan" s. vorzüglich W. Wackernagel in Gelzer's Monatsblättern VI., 4. Oct. 1855.) Seinen Standpunct der Verneinung bezeichnet auch seine Herausgabe der von Reimarus verfaßten „Wolfenbüttler Fragmente", mit denen er die Fabel von den drei Ringen in Nathan dadurch in eine gewisse Verbindung setzte, daß er in einem Briefe an einen seiner Freunde schrieb, „er wolle gewiß damit den Theologen einen ärgern Possen spielen, als noch mit zehn Fragmenten." — Doch gieng seine Verneinung nicht auf absichtliches Zerstören aus: denn Lessing war in der Religion ein die Wahrheit Suchender, ein nach einem „neuen" Evangelium Dürstender; auch Hamann sagte von ihm: „Es ist Lessing ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen; aber sein Scharfsinn ist sein böser Dämon gewesen." In seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" versucht er es wenigstens (freilich mehr in pantheistischer Weise) „den denkenden Geist mit dem Dogma der Kirche zu versöhnen"; aber Versöhnung, Frieden fand er nicht, und das mischt der Betrachtung dieses sonst so klaren Geistes einen um so größern Schmerz bei, da er die eigne Klage über sein „inneres Verdorren" mit den Worten schließt: „Ich werde, weil ich stumpf geworden bin, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weise verloren habe."

An Lessing theils sich anschließend, theils verwandt mit seiner kritischen und philosophischen Geistesrichtung waren J. Joachim Winckelmann, der durch seine Geschichte der Kunst des Alterthums

die Wissenschaft der Archäologie begründete; Friedr. Christoph Nicolai, der aber alles was außer dem Bereich seines platten Verstandes lag, verachtete und literarisch verfolgte, und darin, daß er aus Mangel an Phantasie keinen Sinn für Poesie hatte, dem Lessing sehr ungleich war; Moses Mendelssohn, der in seinem „Phädon" über die Unsterblichkeit der Seele auf populär-rationalistische Weise philosophirte; J. Anton Leisewitz, der Verfasser eines Trauerspiels „Julius von Tarent"; Joh. Jak. Engel, der Verfasser des „Philosophen für die Welt", des „Fürstenspiegels" und des Romans „Lorenz Stark", — anderer hier nicht zu gedenken.

Winckelmann, geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal, eines armen Schusters Sohn, studierte zu Halle mehr die alte Literatur, als die Theologie, die er anfangs gewählt hatte, gieng dann zur Medicin über, konnte aber das Studium aus Armuth nicht vollenden und wurde 1742 Conrector zu Seehausen und 1748 zweiter Bibliothekar des Grafen von Bünau zu Nöthenitz bei Dresden, wo ihm seine Sehnsucht, die Kunst und das Alterthum in Italien zu studieren, durch das Anerbieten des päpstlichen Nuntius, ihm um den Preis des Übertritts zur katholischen Religion eine Stelle an der vaticanischen Bibliothek zu Rom zu verschaffen, gestillt wurde. Von dem Grafen 1758 zum Ankauf von Büchern nach Italien gesandt, fühlte er sich dort vom Studium der Alterthümer wie gefesselt. Obgleich seine Religion nur in der höchsten Steigerung des feinsten Kunstgenusses bestand, so bereute er doch später jenen seinen Übertritt. Er umfaßte mit desto größerem Eifer sein wissenschaftliches Studium in Rom und wurde dadurch ein tiefeingehender, geschmackvoller Interpret der Kunstdenkmäler des classischen Alterthums, der die nachmalige Blüthe der Kunst und Wissenschaft mit vorbereitete. Im J. 1763 ernannte ihn daher auch die Gesellschaft der Alterthümer in Rom zu ihrem Präsidenten. Während er freilich die künstliche und sinnliche Schönheit erkannt hat, „blieb ihm die hohe Schönheit der sittlichen Weltordnung, die das Christenthum offenbart, ein versiegeltes Buch." — Auf einer Besuchsreise in Deutschland (1768) erfaßte ihn zu Wien eine solche Schwermuth, daß er wieder umkehrte; in Triest aber wurde er von seinem Diener, dem Italiener Arcangeli, der ihn seiner alten goldnen Münzen berauben wollte, am 8. Juni ermordet. Seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und eben so kräftige, als anmuthige Sprache aus.

Nicolai, geb. zu Berlin 1733, gest. 1811, Inhaber einer Buchhandlung, hatte durch seine Geschäftsverbindungen, insbesondere durch seine mit Lessing und Mendelssohn begonnenen Zeitschriften, anfangs bedeutenden Einfluß auf die damalige Literatur. Als er aber später in diesen Zeitschriften den Standpunct der bloßen Verstandesmäßigkeit und platten Nützlichkeit gegen die freiere und höhere Geistesrichtung vertrat, kam er in völlige Abnahme. — Moses Mendelssohn, geb. zu Dessau 1729 eines jüdischen Lehrers Sohn, bildete sich in Berlin für sich, wurde bei einem Seidenfabrikanten Hauslehrer und nachher dessen Associé, lebte im Verkehr mit Lessing und Nicolai und starb 1786. Er hatte durch seine Schriften „auf die Einführung allgemeiner Bildung bei den Juden einen unberechenbaren Einfluß." — Leisewitz, geb. 1752 zu Hannover, zuerst Advocat daselbst und nachher in Braunschweig, dann Secretär der Braunschweiger Landschaft, darauf Hofrath und Lehrer des braunschweigischen Erbprinzen, zuletzt Geheimerrath und Präsident des Obersanitätscollegiums. Er stand mit allen namhaften Dichtern jener Zeit in Verbindung. Weil sein obgenanntes Trauerspiel (voll hochfliegender Reflexionen) den Preiß nicht erhielt, trat er nicht weiter auf und vernichtete alle seine schöngeistigen Arbeiten. — Engel, geb. 1741 zu Parchim, wurde 1775 Professor am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin und Lehrer des Prinzen Friedr. Wilhelm (III), dann Oberdirector des Berliner Theaters und starb 1802. Er zeigte Scharfsinn in der Auffassung und Darstellung und erhielt auf den vielen Gebieten der

Literatur, in denen er thätig war, die Bewunderung seiner Zeit, wiewohl ihm das höhere Gebiet der Ideen fremd blieb. In den meisten seiner Schriften treten aber hervor „Strenge des Baus, Lebendigkeit des Dialogs, schalkhafter Humor, treffende Beobachtung und ruhiges Ebenmaaß in der Ausführung."

Eine Vereinigung von Klopstock's dichterisch-religiösem Schwung mit Lessings vielseitigem Forschungstrieb sucht Hamann in sich darzustellen. Er übertraf jenen an religösem Tiefsinn, insbesondere in christlicher Erkenntniß, vermochte es aber nicht, den reichen Schatz seiner Ideen zu der klaren und scharfen Ausprägung des letztern zu bringen, weder in der Sprache, noch auch in seinem Leben, daher man ihn wegen seiner häufigen Dunkelheiten nur den „Magus aus Norden" oder den nordischen Seher nannte: denn „das Heilige war ihm ein Innerliches und unaussprechbar; Begriffe und Formen, die es bezeichnen, nur untergeordnet." Aus seiner Tiefe aber schöpften andere Geister vielfache Nahrung.

J. Georg **Hamann**, geb. d. 27. Aug. 1730 zu Königsberg, studirte daselbst anfangs Theologie, sprang zur Jurisprudenz über, trieb dann allgemeine Literatur und hatte überhaupt keinen festen Lebensplan, auch nicht den Willen, ein festes äußeres Ziel zu erreichen: er ließ sich stets, selbst auch im geistigen Schaffen, gleichsam vom Zufall leiten; daher so viel Fragmentarisches und Zusammenhangloses in seinem äußern Leben, wie auch vielfach in seinen Schriften, besonders für den, der nicht zum tiefsten Grund seiner Seele das Auge hat. Da er lange keinen passenden Posten finden konnte, so lebte er an verschiedenen Orten als Haushofmeister in drückenden öconomischen Sorgen. Von einem Gönner in Riga unterstützt, machte er eine Reise durch Holland nach England, wo er mit Hülfe der h. Schrift durch ernste Buße und Glauben zum Friedem kam. Nach seiner Rückkehr machte er sich an die orientalische Sprache und that nebenher Schreiberdienste. Nach noch einigen Versuchen zu einer festen Stellung zu kommen, wurde er in Königsberg Accisekschreiber und 1777 Packhofverwalter. Erst ein Besuch in Münster bei Buchholz und in Düsseldorf bei Heinrich Jacobi erheiterte innerlich und äußerlich sein Leben, durch den Genuß einer freiern Lage. Er starb zu Münster, wo er die Fürstin Gallizin besuchte am 21. Juni 1788. — „Wohl vertraut mit der antiken Welt, wurzelte doch sein innerstes Sein auf dem Grund des evangelischen Christenthums, in welchem er die Fülle aller Wahrheit und die reinste Quelle sittlicher Kraft erblickte: so verband er die alte und die neue Welt und überwand, bis zu den letzten Gründen des Erkennens vordringend, den Zwiespalt von Glauben und Wissen." — „Wie Lessing, hat auch er lange Zeit an jener Unruhe gelitten, die — universellen Menschen ohnehin eigen — einer großen geistigen Bewegung voranzugehen pflegt, wie er denn schon 1775 weissagend schrieb, daß eine Revolution der Geister und unserer Erde in Gährung sei. Aber wenn Lessing, jener Unruhe müde, nur klagt, „daß das ganze Leben ihm nicht selten so ekel sei", so endete hingegen Hamann in Frieden und Hoffnung: beide sind gewissermaßen Verkünder und Märtyrer einer neuen Zeit". — Seine vielen Schriften und Briefe sammelte Friedr. Roth in 8 Bänden. 1821—25.

4. Modernfranzösische und antik-sophistische Richtung: Wieland. Allgemeinreligiöse und humanitarische Richtung: Herder.

Einen vollen Gegensatz gegen Klopstock's sittlich-ernste und christlich-gehobene, aber gefühlsüberschwängliche Richtung, geschweige gegen Hamanns prophetische tiefsinnige Geistigkeit, ja selbst gegen Lessings bitterernst sich abarbeitendes Suchen und Forschen im Gebiete des Geistes

bildete die den feinsinnlichen Lebensgenuß mit französischer Eleganz verbindende epicureische Muse **Wieland's**, der die wahre Lebensmitte in der Vereinigung des Fleisches mit dem, was er Geist hieß, gefunden zu haben glaubte, und obwohl in seinem Privatleben ehrbar und unbescholten, doch für die Mehrheit derer, welchen „Gedanken unbequem, Ideen peinlich und begeisterte Bestrebungen lästig“ sind, ein verderblicher Führer in die vom Irrlichtschein modernfranzösischer und antik-sophistischer Bildung umgaukelten Sümpfe der Sinnlichkeit wurde.

„Was Klopstock und Lessing, jeder von seinem Standpuncte, auf das Entschiedenste bekämpften, wogegen sie sich mit aller Kraft ihrer Seele richteten und auflehnten, gerade das führt Wieland ein, gerade das vertritt er: — die Cultur des um alles Höhere unbekümmerten heitern Lebensgenusses, die Cultur der Sinnlichkeit, der Frivolität. Daß es eben keine Ideale, daß es nichts Großes, Würdiges und Edles gebe, das zu beweisen, ist der überall bestimmt erkennbare, oft sogar bestimmt ausgesprochene Zweck der Poesie Wieland's. Es ist der practische Materialismus, wie er aus Frankreich durch Voltaire (und dessen Geistesgenossen) zu uns herüber kam, welchen Wieland bei uns poetisch vertritt und geltend macht, die Popularitätsphilosophie der Genußmenschen, die alle Weisheit in der möglichst klugen und möglichst vollständigen Ausbeutung des sinnlichen Vergnügens, alle Sittlichkeit in dem Leben- und Leben-lassen, in dem möglichst verfeinerten Egoismus findet, — diese ist es, von welcher Wieland erfüllt ist.“ (Vilmar.)

Nicht also das geistige Element und der stoffliche Inhalt seiner Poesie konnte ihm eine Stelle unter den Classikern erwerben, bloß die leichtgewandte Form seiner Poesie und Prosa, die heitere, natürlich-ungezwungene Darstellung, der einschmeichelnde Reiz seiner Sprache, geben dazu eine nicht ganz unbedingte Berechtigung, indem er sich selbst hierin nicht selten in Unbestimmtheit, Nachlässigkeit, Regelwidrigkeit und Gedehntheit verlauft.

Christoph Martin **Wieland**, geb. am 5. Sept. 1733 zu Bieberach in Schwaben, wo sein Vater Prediger war, wurde von seinen Ältern zur Frömmigkeit angehalten, welche dann in der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg durch den ehrwürdigen Abt Steinmetz genährt, so wie nachher durch ein zurückgezogenes Leben auf der Universität Tübingen erhalten, alsdann wiederum bei seinem Aufenthalt in Zürich bei Bodmer belebt wurde, so daß er schon in seinen Jünglingsjahren mit didactischen Gedichten über Gott, über die Natur der Dinge, über Pflicht &c. hervortritt und mit den im Psalmenstyl geschriebenen „Empfindungen eines Christen“ schloß. Allein dem kundigen Leser wird in diesen frommen Expectorationen nicht bloß das Unbiblische und Unevangelische, sondern auch das Erzwungene, Angelernte, Angekünstelte, Unwahr-christliche auffallen, ja bei näherer Besichtigung des empfindsam-schwärmerischen, überspannten Pathos schon die sinnliche Genußschwelgerei durchblicken, die der Grundton seines Lebens ist, so daß sein scheinbar plötzlicher Umschlag in „faunenhafte Lüsternheit“ und in die schlüpfrige Frivolität modernfranzösischer Bildung im Grunde nicht erst „ein Abfall vom Christenthum“ zu nennen ist. Es gieng ihm, wie allen denen, die, wenn die trügerische Schutzwehr angedichteter Religiosität fällt, mit desto ungebundener Kraft sich in den Strom sinnlicher Weltlust stürzen und darin untergehen. Schon der scharfsichtige Lessing prophezeihte der jungen Wielandischen Muse diese Verwandlung, die sie nachher erfuhr. Sagte doch Wieland selbst, daß „die meisten Ausdünstungen seiner Seele nur aus der Oberfläche“ kämen und daß „die Damen der Hauptressort seines Geistes gewesen, und daß er ohne sie — selbst seine „christlichen Empfindungen“ nicht geschrieben hätte! — Diese seine Umänderung bereitete sich

in dem Hause eines Grafen Stadion vor, worin er die französische Literatur und Cultur kennen lernte und so gänzlich in sich aufnahm, daß alles Deutsche und Christliche zugleich in ihm ausgelöscht wurde.

Bald erschienen von ihm Schriften so frivolen und schlüpfrigen Inhalts, daß alle Edle davor eckelte und die Glieder des „Hainbundes“ sein Bildniß feierlich verbrannten und sich aus seiner Schrift Idris Fidibusse machten. Indeß gerade diese Richtung verschaffte ihm von dem Kurfürsten Emmerich Johann von Mainz 1769 eine Professur der Literatur in Erfurt und als er sich in seinem „Goldnen Spiegel oder die Könige von Scheschian“ auch zu den „modernen Staatstheorieen“ bekannte, ward er 1772 Erzieher zweier Prinzen von Sachsen-Weimar. In diesem besser gebildeten Kreise jedoch wurde seine Muse gehaltener und bis auf einen gewissen Grad geziemender, und wenn sie auch fort und fort noch der feinen Sinnlichkeit zugewandt blieb, so mied er doch den Schmutz. Auch beschäftigte er sich lange mit dem Übersetzen römischer und griechischer Classiker z. B. des Lucian, der Briefe Cicero's, der Briefe und Satiren des Horaz, und begleitete sie mit feinen Bemerkungen. Er starb zu Weimar am 20. Jan. 1813.

Von seinen eigenen Schriften sind sein romantischer Oberon und seine humoristischen Abderiten die verhältnißmäßig reinsten. — Den Schaden, den viele derselben anrichteten, beklagte er zuletzt wohl selbst, beruhigte sich aber damit, daß er „in erträglicher Zufriedenheit mit sich“ lebe und „sein Haupt so sanft auf das Kissen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit.“ Es schmerzte ihn wohl, daß er einen Theil seiner Werke vor seinen Kindern verbergen müsse, weil namentlich an mehreren seiner Erzählungen „viel Verdammliches“ sein möge, aber er tröstete sich damit, daß ein Dichter, als Beobachter und Geschichtschreiber der Menschheit, alle Arten von Characteren darstellen müsse, wie sie wirklich sind: denn eine Sünderin z. B. sei zwar als solche tadelnswerth, wenn sie aber Witz, Geschmack, Talent ꝛc. habe, und diese Verdienste selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht würfen, ob sie da nicht der Dichter schildern solle, wie sie sey? — Auf dieser bodenlosen Moral steht sein ganzer sittlicher Mensch. Was konnte er zuletzt für eine Hoffnung haben? Als er auf dem Todtenbette lag, sprach der Arme in seinen Phantasieen wiederholt das Wort Hamlet's: „Sein oder Nichtsein — das ist jetzt die Frage!“ — Sein „deutscher Merkur“, eine ästhetisch-literarische Wochenschrift, worin er alles mögliche Aus- und Inländische besprach, war 30 Jahre lang „das Orakel“ der Freunde allgemeiner Bildung. — Bald nach Wieland's Tod trat — zum Glück für die Literatur und für ihn — seine Vergessenheit ein; was er aber für die Diction geleistet, kam der Sprache zu gut.

Wieland's Nacheiferer in romantischen Ritterdichtungen sind: J. Bapt. Alxinger (Hoftheatersecretär in Wien), L. H. v. Nicolay (wirklicher russischer Geheimerath in Petersburg) und Friedr. Aug. Müller (ohne Amt in Wien und Erlangen); Wieland's Ironie ahmte, wiewohl in plumper Weise, Aloys Blumauer nach (ein gewesener Jesuit und nachheriger Buchhändler in Wien; Wieland's sinnlich-üppige Richtung vergröberte Wilhelm Heinse in's Nackt-Fleischliche in seinen Kunstromanen, in denen Gluth und Wohllaut der Sprache das einzige Verdienst sind: denn „ein Sinnentaumel ohne Liebe, Rausch ohne Gemüth ließen ihn nicht bis zur Schönheit der Seele und der That dringen.“ (In jüngern Jahren von Wieland, Gleim, Jacobi geschätzt, von letzteren zu einer Reise nach Italien unterstützt, wurde er nach seiner Rückkehr 1780 kurmainzischer Hofrath und Bibliothekar und starb 1803.) Andere Nachahmer Wieland's stiegen in den tiefsten sittlichen Schmutz hinab, davor Wieland „selbst erschrack.“

Zum Glück traten zugleich noch andere höhere und edlere Geister auf, welche der frivolen, aus französischer Philosophie und plattaufklärerischem, alles Heilige zerstörendem Unglauben hervorgegangenen Bildung ein heilsames Gegengewicht gaben und ihre Zeit für eine bessere Erkenntniß und reinere Sittlichkeit vorzubereiten berufen waren, wenn sie auch bei der völligen Abgestorbenheit der Kirche, ja bei der allgemein gewordenen

Abstumpfung des religiösen Gefühls selbst alle Mühe hatten, das Bewußtsein der Wahrheit in sich zu wecken, die sie durch die Schuld ihrer Zeit nicht aus der Urquelle, sondern aus abgeleiteten Canälen zu schöpfen gewohnt waren. Es war das Element des Allgemeinreligiösen und der damit zusammenhängenden Humanität, in welchem Herder sich bewegte und dadurch ein Weiterbildner seiner Zeit zu werden sich bemühte.

Vorzugsweise durch das Urtheil Lessings angeregt, aber auch — wenigstens in der ersten Hälfte seiner Entwicklung — durch Hamann's unmittelbaren Einfluß getragen, wirkte er eben sowohl auf die religiöse, wie auf die geistige Bildung seiner Zeit mächtig ein, und zwar dadurch, daß er der damals todten Theologie wenigstens eine poetische Lebensfrische und der verweltlichten Poesie einen religiösen Geist einhauchte. Seine Religiosität war übrigens nicht das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung oder ascetischer Praxis, sondern mehr ein gewisses stilles Horchen auf die leisen Regungen des bessern Innern: sie war dabei nie eine unchristliche; doch war sein Christenthum nur ein subjectives und trug als solches nicht eine so reiche Frucht, wie sein poetischer Universalismus, der, wenn er ihn auch nicht zum Schöpfer großer Dichterwerke machte, doch auf eine lange Zeit hinaus eine mächtig anregende Wirkung hatte.

Vermöge dieser Fähigkeit schloß er sich „an das innerste und edelste Leben aller Nationen an," dem er sich liebend hingab und das er auch wiederum innigst in sich aufnahm. Denn durch seine Auffassung der „Völkerstimmen" ist er zum Mittelpunct einer geistigen Bewegung geworden, die man vorher nicht geahnet: alle Völker der Erde, „mit ihrer Sprache, Sitte und Poesie, in ihrer Liebe und ihrem Hasse zu fassen, ihren Geist zu begreifen, in ihrer Seele zu lesen, die Freuden ihres Daseins mitzufühlen und das geheime Weh ihres innersten Lebens mit zu empfinden, — das hat die deutsche Welt allein von Herder gelernt," der unter den Deutschen die Fähigkeit des Verständnisses für fremden Volksgeist, mit der sie unter allen Völkern vorzugsweise begabt sind, am ersten und lebendigsten entwickelte. Doch konnte er weder aus diesen fremden Stoffen mit eigenen Formen, noch aus eigenem Stoffe mit fremden Formen etwas Neues hervorbringen: denn die Gabe der Gestaltenbildung war ihm versagt. Sein Werth besteht hauptsächlich in der allseitigen geistigen Anregung, die von ihm auf Andere ausgieng.

Joh. Gottfried von **Herder**, geb. den 25. Aug. 1744 zu Morungen in Ostpreußen, Sohn eines Lehrers und Cantors daselbst, hatte schon als Knabe eine große Lern- und Lesebegierde, so daß ihn der Prediger des Orts am höhern Unterrichte seiner Kinder Theil nehmen ließ. Von einem russischen Chirurgen aufgemuntert, Medicin zu studieren, begab er sich 1762 nach Königsberg, fand aber an diesem Fach keinen Gefallen, sondern gieng zur Theologie über und wurde nachher Lehrer am Friedrichscollegium daselbst. Er besuchte dabei Kant's

philosophische Vorlesungen und gewann die nähere Freundschaft Hamann's. Mit Eifer lag er auch den Sprachwissenschaften ob und studirte nicht minder Geschichte, Naturwissenschaft, Staats- und Völkerkunde. — Im Jahr 1765 wurde er Collaborator und Prediger an der Domschule zu Riga und erfreute sich in beiden Ämtern eines ungetheilten Beifalls. Nach drei Jahren trieb es ihn auf Reisen; er besuchte Frankreich und begleitete 1770 den Prinzen von Oldenburg, der eine Reise durch Europa machte, mußte aber eines Augenübels wegen in Straßburg zurückbleiben, wo Göthe ihn kennen lernte. — Im Jahr 1770 erhielt er einen Ruf als Hofprediger und Superintendent nach Bückeburg. Da er sich bereits als Kritiker und Schöngeist einen Namen gemacht hatte, so erhielt er auf Göthe's Empfehlung einen Ruf als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar, wo er mit Göthe und Schiller der classischen Literatur unseres Volks den Hauptsitz bereitete. Im Jahr 1801 wurde er Oberconsistorialpräsident und erhielt vom Kurfürsten von Bayern den Adel. Er starb d. 21. Dec. 1803.

Seinen Character als Mensch würdigt ein neuester Beurtheiler so: „Die Feinheit seiner Durchempfindung der Dinge machte ihn empfindlich und reizbar, so daß gleichmäßig seine Milde gepriesen und über seine Bissigkeit geklagt wurde." Das drücken auch die Worte Göthe's über ihn aus, die sich im jüngst herausgekommenen „Briefwechsel Herder's an seine Gattin" finden: „Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit und nun leidet er darunter; und dann kömmt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort das Rauhe herauskehrt."

Als Kritiker schrieb er seine „Literaturbriefe" und „Kritischen Wälder", worin er sich bemühte, den Deutschen das Verständniß Homer's zu eröffnen, während er in den „Blättern von deutscher Art und Kunst", die er mit Göthe herausgab, auf Ossian und Shakespeare hinwies, und in seinen „Stimmen der Völker", einer Sammlung von Volksliedern aller Zeiten, das Verständniß für jede Volksindividualität aufschloß, in seinem „Geist der hebräischen Poesie" aber den Schlüssel zum Verständniß des Orients gab. — Von besonders tiefgreifender Wirkung waren seine Übersetzungen aus dem Orientalischen, Griechischen, Römischen, Spanischen (in letzterer Beziehung ist seine Umdichtung der Romanzen des Cid zu erwähnen.) — In seinen philosophisch-theologischen Werken: über den „Ursprung der Sprache", über die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts", in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", in seinen „Briefen über den Stand der Theologie", so wie in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" herrscht ein poetischer Subjectivismus vor, der bei seinem Suchen nach Wahrheit zwar nicht völlig zu ihr hindurchdrang, aber nach allen Seiten hin auf das lebendigste zum Forschen und Schaffen anregte.

5. Die Sturm- und Drangperiode: Klinger ꝛc. — Lavater. Göthe's und Schiller's frühere und mittlere Dichtungsperiode.

Die durch Klopstock und Lessing bewirkte Erkenntniß von der Verwerflichkeit jeder einseitigen Nachahmungssucht, welcher die Deutschen so lange hingegeben waren, hatte nach den ersten glücklichen Versuchen in eigenen neuen Schöpfungen bei dem sich daran hinaufbildenden jüngeren Geschlechte theils eine Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur, theils einen Drang nach Idealen erzeugt, der, seit vollends Herder mit Begeisterung unabläßig auf Originalität und Allseitigkeit drang, sich bei vielen kräftigen Naturen zur Originalitätssucht steigerte und die sogenannte Sturm- und Drangperiode der poetischen Literatur jener Zeit erzeugte, die als ein Übergang zu einer höhern Stufe der Entwicklung zu

betrachten ist. Sie fällt, mit Herder beginnend, zwischen die Jahre 1767 und 1790 und enthält die Producte vieler regsamen „Ingenien“ der verschiedensten Gemüths- und Geistesrichtung, welche sich anstrengten, Unerhörtes aus sich selbst hervorzubringen und eine neue Welt noch nicht dagewesener Gestaltungen auf dem Felde der Poesie zu schaffen. Zu dem Ende glaubten sie zum Urquell der Poesieen aller Zeiten und Völker zurückgehen und urkräftig und lebensfrisch aus den Tiefen des Gemüths, der Natur und des Lebens schöpfen zu müssen. Da versuchten sich denn Viele theils in echter, theils in unechter Begeisterung, und während die einen ihre Gaben in Selbstüberschätzung und Eitelkeit entstellten oder an unedle Stoffe vergeudeten oder auch bei grobsinnlicher Aufregung in die Untiefen moralischer und politischer Zerrüttung geriethen und darin zu Grunde giengen, gelang es Andern wirklich nach mannichfachen Schwankungen und jugendlichen Excentricitäten sich aus dem von Herder aufgezeigten ursprünglichen Quell der ungekünstelten Volksdichtung, wie er in Homer, in Shakespeare und in den erst später wieder anerkannten Urhebern der ersten deutschclassischen Dichtungsperiode quoll, frische Kraft zu höhern und bleibenden Schöpfungen zu holen.

Zu jenen Geistern, die in ihrem Geniedrang an den Klippen des Ungeschmacks scheiterten oder sonst poetischer und sittlicher Verkommenheit anheimfielen, gehörten unter andern Klinger, Lenz, Fr. Müller, Basedow; unter denen, welche aus anfänglichen Verirrungen und Unfertigkeiten sich herausarbeitend, dem Edlern und Höhern zustrebten oder in dieser Periode schon die Gewähr gaben, in der Folge das Classische in sich darzustellen, sind unter andern außer Herder die beiden Stolberge, Lavater, Hermes, Hippel und selbst Schiller und Göthe in ihrer frühern Schriftstellerzeit zu rechnen.

Friedr. Maximilian v. **Klinger** (geb. 1752 zu Frankfurt a. d. O.), studirte in Gießen, trat in österreichische, dann in russische Militärdienste, begleitete als Adjutant den Großfürsten Paul nach Italien und Frankreich, wurde 1785 Director des Cadettencorps in Petersburg, 1796 Generalmajor, dann unter Kaiser Alexander I Curator der Universität Dorpat, 1811 Generallieutenant, quittirte 1820 und starb 1831 daselbst. Er schrieb in seinen jüngern Jahren Schauspiele voll wilder, cynischer Unnatur, darunter eines mit dem Titel „Sturm und Drang“, davon eben diese Periode den Namen hat; auch schrieb er Romane: in denen er das Leben „mit der angelaufenen Brille eines Menschenhassers“ betrachtete und dem „unerbittlichen Fatum“ die Hauptrolle einräumte. — „Maler“ Friedr. Müller, geb. 1750 in Kreuznach, war zuerst Historiker, Maler und Kupferstecher am Zweibrücker Hofe, dann reiste er 1778 nach Rom und wurde dort katholisch, malte und dichtete lang und viel und starb 1825. Er schrieb unter Andern derb-humoristische Idyllen und einen grotesken „Faust“, in welchem er einen wilden unbändigen Menschen darstellt, der „wie ein Hund in die Kette des Herkommens beißt und mit dem Teufel Kameradschaft macht, weil dieser ihm durch seine offenen Manieren zusagt.“ — Joh. Mich. Reinhold Lenz, geb. 1750 zu Seßwegen in Liefland, lernte in Straßburg, wohin er einen jungen Edelmann begleitete, Göthe kennen, lebte eine Zeit lang in Weimar, mußte wegen eines Pasquills Weimar verlassen und kehrte nach Elsaß zurück, wo er Göthe's erster Geliebten, der Friederike Brion, den Hof machte und in Wahnsinn verfiel. Nothdürftig geheilt, gieng er nach Rußland und starb zu Moskau 1792 in größter Armuth. Er

ahmte in seinen Dramen den Shakespeare nach, aber in karikirter Weise. Von Natur gutmüthig und fast kindlich, forçirte er sich zum Kraftgenie und gieng darüber zu Grunde. — Joh. Bernh. Basedow aus Hamburg, legte, von Rousseau's Grundsätzen ergriffen, das Philanthropin in Dessau an und machte sich durch seine pädagogischen Mißgriffe einen zweideutigen Namen. — J. Heinrich Merk, Kriegsrath in Darmstadt, ein talentvoller, scharfer, ja „kritisch-ätzender" Geist, der viele Schriften über Kunst und Literatur schrieb, dann sich in industrielle Unternehmungen einließ, wobei er schwere Verluste erlitt, die seinen Wohlstand und seine Kraft zerstörten, so daß er sich in der Furcht, auch seine Ehre zu verlieren, — erschoß. — Anderer excentrischer Genie's aus dieser Periode nicht zu gedenken.

Joh. Caspar **Lavater**, geb. den 16. Nov. 1741 zu Zürich, wo er 1769 Pfarrer wurde und am 2. Jan. 1801 starb. Er hatte durch seine ernst-christliche Religiösität und durch seinen patriotischen Sinn einen großen Einfluß auf seine Zeit; anderseits erregte er durch seinen sonderbaren Versuch, die Physiognomik auf feste Regeln zu bringen, allgemeines Aufsehen. Er starb an einer Schußwunde, die er beim Einrücken Massena's in Zürich (im Oct. 1799) durch einen französischen Grenadier erhalten hatte. — Joh. Tim. Hermes aus Pommern, geb. 1738, anfangs Lehrer an der Ritteracademie in Brandenburg, zuletzt Prediger in Breslau, wo er 1821 starb. Er handelte in seinem damals viel gelesenen Roman „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen" die Moral nach allen Seiten ab. — Theodor Gottlieb v. Hippel, geb. 1741 in Ostpreußen, studirte in Königsberg Theologie, wurde Hauslehrer daselbst, warf sich dann, um vornehm und reich zu werden, auf die Rechtswissenschaft, wurde Advocat, dann Gerichtsassessor und stieg nach und nach bis zum ersten Bürgermeister und Stadtpräsidenten, und hinterließ, als er 1796 starb, ein Vermögen von 140,000 Thalern. In seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie" schilderte er die in ihm selbst vorhandenen Gegensätze von Sinnlichkeit und Frömmigkeit, von Schwärmerei und Verständigkeit. Seinen satirischen „Kreuz- und Querzügen" fehlt es an Tiefe des Gefühls.

Den folgenreichsten Einfluß hatte Herder's Aufdeckung des Volksdichtungsquells auf **Göthe**, dessen erste Dichtungsperiode mit der Sturm- und Drangzeit zusammenfällt, aber schon die vollen Keime zu der Kunstgröße enthält, die sich in diesem „größten Genius der Neuzeit" in der Folge entwickeln und den Abschluß einer gewissen Vollendung bezeichnen sollte. Denn Göthe wurde der Dichter, „welcher alles das in sich vereinigte, was Herder vorausschauend zu erkennen, aber selbst nicht zu leisten vermochte; er war der Genius, welcher mit der vollesten, stärksten, unmittelbaren dichterischen Empfindung, ohne Bücher, ohne Muster, aus dem Leben selbst in die Dichtung hinüberzuschreiten im Stande war, der in dem Leben selbst den dichterischen Stoff mit glücklichem Griffe zu erfassen, der das Wirkliche selbst poetisch zu gestalten Weichheit und Kraft genug besaß, — welcher, wie in der alten Zeit, deren Orakel Herder war, nicht auf dem Papier und für das Papier, sondern mit dem Herzen für das Herz, mit der lebendigen Stimme des Mundes und für des Mundes lebendige Stimme sang. — In ihm war „das Genie Wirklichkeit geworden, auf welches die Zeit hoffte und harrte". (Vilmar.)

Seine Dichtungen sind nicht Erzeugnisse willkührlicher Reflexion und Absichtlichkeit, sondern aus innerster Erfahrung, aus lebendigem Gefühl und unmittelbarer Anschauung hervorgegangen und ihr Stoff ist mit unerreichbarer Ruhe, Maßhaltung und Geistesklarheit meist in den reinsten, dem

Inhalt angemessensten Schönheitsformen dargestellt. In ihm stellt sich der Idealismus und Realismus in einer so ebenmäßigen Verbindung dar, daß er eben dadurch für seine an der Spaltung dieser Gegensätze leidenden Zeit der wahrhaft vermittelnde Dichter, ja gerade dadurch erst echter Dichter wurde. Seine geniale Universalität umfaßte alle Gattungen der Dichtkunst und trat überdieß noch forschend und erfindend auch in wissenschaftlichen Gebieten auf. Nach Leib und Geist ein mit harmonischer Ebenmäßigkeit der Kräfte ausgestatteter Mensch war er auch in seinen Schöpfungen das verkörperte Humanitätsprincip, und was als diesem Princip Verwandtes sich ihm nahte, das ergriff er mit Wärme und gefühlvoller Theilnahme, gieng in dasselbe ein und verwandelte es in sein selbst, während das, was unter oder über diesem Princip lag, von ihm als etwas seiner Natur Fremdes abgelehnt und zurückgewiesen oder — wie das namentlich in Bezug auf den Christenglauben der Fall war — nicht beachtet wurde, so daß ihm (wiewohl allerdings nicht in allen Beziehungen mit Recht) der Vorwurf der „Vornehmheit" oder der „Gleichgültigkeit" gemacht wurde.

Johann Wolfgang von Göthe, geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, ein kaiserlicher Rath und selbst sehr gebildeter Mann, die größte Sorgfalt auf die Entwicklung der hohen Gaben seines Sohnes verwendete. „Der Wohlstand der Ältern hob den Sohn in bewegtere, freiere Lebenskreise; Mangel und Überfluß blieben ihm gleich anfangs unbekannt; Kunst und Dichtung waren im älterlichen Hause nicht fremd." „Von früh an gewöhnte er sich, auf eigne Hand in der Welt sich umzuschauen, mehr der aufgeweckten Mutter, als dem strengen, förmlichen Vater nachartend." Nachdem der junge Göthe die classischen Studien absolvirt hatte, bezog er 1765 die Universität Leipzig, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, gab sich aber vorzugsweise mit der Naturkunde und den schönen Wissenschaften ab, wobei ihm freilich Gottsched, Gellert und Clodius wenig Vorschub leisten konnten. Während dieser Zeit schrieb er zwei dramatische Kleinigkeiten, in welchen sich eine gewisse Mißstimmmung über seine damaligen Verhältnisse widerspiegelte. Einer Krankheit wegen 1768 nach Frankfurt zurückgekehrt, und von seiner Mutter und einem befreundeten, herrnhutisch gesinnten Fräulein von Klettenberg gepflegt, kam er in den Umgang mit Gelehrten und Ärzten von mystisch-alchimistischer und theosophischer Richtung, daher ihn sein Vater nach Straßburg sandte, um noch die dortige Universität zur Vollendung der juristischen Studien zu benützen. Dort lernte er Herder'n kennen, der ihn von seiner in Leipzig empfangenen Hinneigung zur französischen Bildung abbrachte und ihn mit der englischen Literatur und mit der Volksdichtung befreundete. Während seines dortigen Aufenthalts bildete sich in ihm zu Friederike Brion, der Tochter des Pfarrers von Sesenheim, eine Neigung, die in seinem Schauspiel Stella und in mehreren seiner besten Volkslieder ihren Reflex fand. — Nachdem er sich die juristische Doctorwürde erworben hatte, begab er sich 1772 nach Wetzlar, um am dortigen Reichskammergericht die juristische Praxis zu üben, sah sich dabei am Rhein um und schloß mit (dem oberwähnten) Merk in Darmstadt, seinem „kritischen Mephistopheles", Freundschaft; auch trat er mit Lavater, Klopstock, Basedow, Heinse, Jacobi, in ein näheres Verhältniß und die Erscheinung seiner ganzen Persönlichkeit wirkte „magisch" auf sie, wie auf Alle, die ihm nahe kamen. Im Jahre 1773 begleitete er die beiden Stolberge auf einer Reise durch die Schweiz.

In diesem ganzen Jugendabschnitt, der bis an sein 27. Lebensjahr geht, war er zwar großen innern Schwankungen und Verirrungen hingegeben, trug aber noch großentheils die Naivität einer geraden, kindlich-kräftigen Natur an sich, der selbst entschiedene

Christen, wie Lavater und sein Kreis, seine vom positiven Christenthum abweichende Gesinnung nachsahen, in der Hoffnung, sein Suchen werde noch an das rechte Object kommen. Indeß verhielt sich Göthe gegen den positiven Christenglauben stets passiv, obwohl er alle Diejenigen achtete, an denen er die Redlichkeit christlicher Überzeugung erkannte, wenigstens so lange sie nicht an ihn die Forderung stellten, zu werden wie sie. Freilich konnte ihm seine Zeit einerseits in dem kirchlichen Christenthum nur ausgetrocknete und abgelebte Erscheinungen aufzeigen, die ihm geschmacklos vorkamen, anderseits den lebendigeren Glauben ihm nur in der subjectivsten Form (wie bei Klopstock und Lavater) darstellen, welcher er eben auch seine Subjectivität anderer Art entgegenzuhalten sich das Recht nahm. Übrigens haben seine religiösen Grundansichten in den verschiedenen Perioden seines Lebens und Wirkens verschiedene denselben entsprechende Veränderungen erfahren: daher man, um gerecht zu sein, diese Perioden wohl unterscheiden muß. Einer seiner Freunde aus der ersten Periode urtheilte so von ihm: „Das Christliche achtet er an Andern hoch, er selber aber bleibt der kirchlichen Gemeinschaft fern." Es war vorzüglich das Geschichtliche der Offenbarung, was ihn schon als Knaben stieß, und diese frühzeitige Entfernung vom christlichen Bewußtsein ist für seine ganze Zukunft maßgebend geworden, in so fern er den tiefern Lebensgehalt des Christenthums oder die Kraft des Evangeliums aus eigner Erfahrung nicht kennen lernte, und es nur als eine „milde Aushülfe für Schwache, Kranke und Unglückliche" ansah. Als Jüngling hatte ihn die Bekanntschaft mit dem pantheistischen Gedankengang Spinoza's angezogen. Am liebsten aber gehorchte er lange nur „den auf- und abwogenden Strömungen seiner Gefühle und Neigungen, ohne eine höhere Regel für sein Wollen und Thun aufzufinden, als sein eignes Herz." —

Wenn er übrigens 1778 versichert: „Alle Ideale Lavater's könnten ihn nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur" —, und ein Jahr später diesen Ausspruch durch die Worte erläutert: „er denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne" —, so ist das nicht so materialistisch zu nehmen, als es lautet. So wie nämlich seine vollsinnige Natur sich nie anders als wahr gab und nur das, was sie wirklich Rechtes oder Irriges dachte und fühlte, aus sich herausstellte: so faßte sie auch alle Natur außer sich mit unverstelltem Wahrheitssinn auf, der eben zu dem Vorzug der Objectivität gehört, welche seine Dichtungen kennzeichnet. Die Richtung auf das Sinnenhafte der allzu lang vernachlässigt gewesenen Natur lag zugleich in der Zeit, die sich in Göthe's Wesen erhöhte und gewissermaßen verpersönlichte, so daß beide einander widerspiegelten. Doch ist dabei wohl zu bedenken, daß in ihm niemals ein Zug nach dem Niedern und Gemeinen aufkam, sondern stets das Streben nach innerer Vollendung vorwog, nur daß er das Ziel derselben nicht in Christus sah und die Offenbarung des göttlichen Lebens nur in der Natur und in der im Naturlicht wandelnden Menschheit suchte. Daher wurde ihm die Betrachtung der Natur und Kunst zur Religion und in dieser Sphäre ist er Vielen der zeitliche Messias geworden, durch den das Leben des gegenwärtigen Geschlechts mit seiner ganzen ästhetischen Bildung und seinen mächtigen, naturwissenschaftlichen Bestrebungen vorgebildet ist.

In Göthe's Sturm- und Drangperiode, die uns zunächst beschäftigt, fallen viele seiner besten Volkslieder und von seinen frühern dramatischen Versuchen namentlich sein Götz von Berlichingen, so wie von seinen Romanen die Leiden Werther's.

Seine Lieder in dieser Periode stehen zumeist den besten der alten Volksdichtung gleich und sind zum Theil überhaupt das Beste, was deutsche Lyrik erzeugt hat. In ihnen allen lebt und webt das tiefste Gefühl für die Natur, und die in ihnen vorkommenden Handlungen und Gestalten tragen das Gepräge der unmittelbarsten Wahrheit und Natürlichkeit. — Sein Götz von Berlichingen, ein Stoff aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts, führt uns dasselbe mit historischer Treue und Frische vor und ist echtes Volksdrama, voll

der bestimmten Leibhaftigkeit der darin mehr handelnden, als redenden Personen, insbesondere der Hauptperson, in welcher die Selbständigkeit des Characters im Conflict mit den neuaufgekommenen beschränkenden Verhältnissen des modernen Staates erscheint, so wie zugleich voll des wärmsten deutschen Nationalgefühls, das ihm freilich den Tadel aller Verehrer der französischen Cultur, besonders Friedrich's des Großen, zuzog. Daß seine geistlosen Nachahmer, den Sinn dieser Dichtung verkennend, mit ihren Ritterschauspielen und Ritterromanen die Literatur verunreinigten, war nicht seine Schuld. — Werther's Leiden ist eine Ablagerung der in jener Zeit und im damaligen Göthe selbst herrschenden Krankheit der Empfindsamkeit, von der er sich durch die poetische Darstellung derselben befreien wollte und von der er auch dadurch völlig genas; nur steckte er mit dem aus ihm glücklich ausgeschiedenen Gift des Wertherfiebers die halbe Welt an, deren beste Kräfte dasselbe in trauriger Weise verzehrte. Eine „lange Reihe von Wertherschriften, — die ganze Empfindsamkeitsliteratur zahlloser Romane gieng aus dem Werther hervor." (S. Vilmar a. a. O.; K. Gödeke a. a. O.)

Im Jahre 1775 berief ihn der junge Herzog von Weimar, der ihn auf einer Reise hatte kennen lernen, als Legationsrath in seine Residenz, und von da an beginnt eine völlig neue Periode seiner Entwicklung. Zwar gab er sich in den ersten zehn Jahren, während welcher er zum Geheimerath, dann zum Kammerrath und in den Adelstand erhoben wurde, dem Hofleben so ganz hin, daß er im Grunde damals nichts eigentlich Bedeutendes producirte. Aber als er nach dieser poetischen Brache eine Reise nach Italien zu seiner weitern Ausbildung gemacht und durch die Anschauung der plastischen Werke des Alterthums, so wie überhaupt durch ein dreijähriges Leben im Lande der Kunst neue Kräftigung des Geistes und größere Ruhe und Sicherheit in Anwendung des Maßes und der Formen gewonnen hatte, begann nach seiner Rückkehr nach Weimar für ihn und seine folgenden Dichtungen die Periode der Reife, aus der von seinen wichtigsten Werken zunächst Iphigenie, Egmont und Tasso hervorgiengen.

Allerdings hat Göthe in den ersten 10 Jahren seines Hoflebens jene kräftige, offene, kindliche Volksdichternatur, die sich bei allem Irren und Schwanken vorher nie verläugnet hatte, nicht bloß in Folge des Eintritts in das Mannesalter, eingebüßt. Wie dieses Hofleben in jener Periode beschaffen gewesen und wozu sich Göthe mit seiner Zeit und seinen Gaben hergab, erkennt man am genauesten aus K. Gödeke's „Schiller und Göthe." Niebuhr meint geradezu, das Hofgetreibe sei seine Delila geworden, die ihm die Simsonslocken und damit das tiefere Geheimniß seines höhern Berufes geraubt. Ob er übrigens ohne jenen Hofeinfluß zu einer tiefern und wahrern Weltanschauung und zu einer reinern ethischen Darstellung gelangt wäre, wer kann das wissen? Nur das ist gewiß, daß er durch diese neue Beschäftigung aus der Sphäre der Volkspoesie in die der Kunstpoesie übertrat, in der er, vom Standpunct der Literatur aus betrachtet, durch die vollkommenste Ausbildung des feinsten Sinnes für die Form in Sprache und Leben, — eines Sinnes, der „das zarteste Gemüthsleben und das innerst-religiöse Dasein als ein Kunstwerk" zu behandeln versteht, — eben der „Dichterfürst" geworden ist, den die Zeit in ihm bewundert.

Die nähere Characteristik jener classischen Dramen, die er zwischen den Jahren 1789 bis 1790 gedichtet hat, überlassen wir der speciellen Literaturgeschichte, und von seinen übrigen Werken, unter denen sein „Faust" obenan steht, werden wir am besten bei der Betrachtung der folgenden Geschichtsperiode sprechen (XXVIII. 1, 1.)

Ein zweiter Heros der zweiten classischen Dichterperiode unserer Nation ist **Schiller**, dessen Erstlingswerke den Schluß der Sturm- und Drangperiode überhaupt machen, von der ihm übrigens der Trieb nach Idealen, und das Bestreben, sie in die Wirklichkeit einzuführen und dieselbe „poetisch zu gestalten" und „rhetorisch zu färben" durch die übrige Zeit seines Dichtens und Lebens hindurch geblieben ist, so daß er eben deßwegen von allen ihm Gleichfühlenden und Gleichgesinnten anfangs über Göthe, — nachher wenigstens neben denselben gestellt worden ist.

In diese seine erste Periode, in der er noch mit sich überbietender Kraft und bei unklarem Ziele nach Form und Gestaltung rang, gehören „die Räuber", die „Verschwörung Fiesco's", nebst „Kabale und Liebe", welche zwar sämmtlich nicht auf classischen Werth Anspruch machen können, also kein volles künstlerisches Wohlgefallen bewirken, aber in einzelnen Zügen schon den hohen Genius des mit sich und der Welt damals noch im Kampf liegenden Dichters, so wie insbesondere seine Berufung zum Drama offenbarten, so daß sie, zumal die darin gährenden freiheitsschwärmerischen und gegen die bestehende Gewalt sich auflehnenden Ideen in so naher Verwandtschaft mit den Zeitideen standen, von der Menge mit der größten Theilnahme aufgenommen wurden.

Friedrich von Schiller, geb. den 10. Nov. 1759 zu Marbach in Württemberg, war bürgerlicher Herkunft; sein Vater, Joh. Kaspar Schiller, war früherhin Feldscherer und Unteroffizier, brachte es bis zum Hauptmann und kam 1765 als Werbeoffizier nach Lorch an der Rems, wo sein Sohn bei dem Pfarrer Moser den ersten Unterricht erhielt. Im Jahr 1768 zog die Familie Schiller nach Ludwigsburg, wo der Vater eine Baumschule gründete, aus der nachher die Solitüde hervorgieng. Der junge Schiller, damals noch Knabe, war von seinem Vater zum Theologen bestimmt und ahmte oft in seinem Gespielenkreise den Prediger nach. Seine erste Schulbildung erhielt er in Ludwigsburg, wo das Hoftheater seine Neigung zum Schauspiel weckte. Doch hatte er den theologischen Beruf fortwährend im Auge, bis er (ein Jahr nach seiner Confirmation) 1773 auf die Aufforderung des Herzogs Karl von Württemberg, der Militärbildungsschule übergeben wurde, welche derselbe 1771 auf der Solitüde gestiftet hatte, und welche nachher unter dem Namen Karlsschule in Stuttgart fortbestand. Anfangs ergriff er das Studium der Jurisprudenz, vertauschte es aber bald mit der Medicin, las aber, dem Schulverbot entgegen, nicht nur insgeheim die Werke unserer damaligen Dichter, sondern begann auch selbst zu dichten und trat mehrmals zu Ehren des Herzogs mit Festgedichten auf. Im Jahr 1777 begann er in der Stille seine „Räuber", und brachte sie 1780 zum Abschluß. — Weil er im Jahr 1779 in einer physiologischen Abhandlung, durch die er sich die Entlassung auf die Academie erwerben wollte, sich gegen Physiologen, wie Haller, anstößige Urtheile erlaubte, so mußte er zur Strafe noch ein Jahr länger in der Karlsschule bleiben. — Nach seiner Entlassung am 14. Dec. 1780 wurde er Regimentsarzt ohne Portépée. Bei seiner geringen Praxis fand er Zeit für seine Lieblingsneigung. Daher war es sein Erstes, daß er seine Räuber drucken und in Mannheim aufführen ließ. Da er, um der Aufführung beizuwohnen, zweimal Stuttgart gegen die bestehenden Gesetze heimlich verließ und deßhalb zu 14tägigem Arrest verurtheilt, ja ihm vom Herzog verboten wurde, je wieder Comödien oder sonst etwas zu schreiben, so entfloh er (1782) aus Württemberg und lebte einige Zeit in gedrückten Verhältnissen in Mannheim: denn der dortige Theaterintendant v. Dalberg hatte nicht das Herz, sich des Geflüchteten anzunehmen. Während dieser Zeit schrieb er für das Mannheimer Theater seinen

Fiesco, auf dessen Ertrag er alle seine Hoffnung setzte. Das Stück erhielt zwar den Beifall des Theaterausschusses, wurde aber von Dalberg zurückgewiesen, so daß es Schiller für einen geringen Preis dem Buchhändler Schwan überließ und Mannheim verließ, um einige Zeit zu Bauerbach (im Meiningischen) auf dem Gute der Frau von Wolzogen zu leben. Dort vollendete er sein schon in Mannheim begonnenes Trauerspiel Kabale und Liebe, und machte Studien zu seinem Don Carlos. Da von Stuttgart aus nichts mehr für ihn zu befürchten, und sein Fiesco schon auf andern Theatern sich zugkräftig erwiesen hatte, so knüpfte selbst Dalberg wieder Verbindungen mit dem Dichter an, welche diesen bewogen, wieder nach Mannheim zurückzukehren, wo er die drei ersten Acte seines „Don Carlos" schrieb, welche anfangs noch dem unklaren, leidenschaftlichen Geiste seiner ersten Versuche angehörten; die letzten Acte desselben, so wie die Überarbeitung des Ganzen, die es nachher erfuhr, fielen schon in die zweite Lebensperiode des Dichters, in der er durch ernstere Studien zu gediegener Bildung gelangte. — Die kargen Dalbergischen und buchhändlerischen Honorare hoben ihn wenig aus seiner schmalen Lage, welche auch Ursache war, warum sein Buchhändler ihm seine Tochter, zu der er Neigung hatte, abschlug. Nachdem er eine Zeitschrift, die rheinische Thalia, begonnen hatte und zum Mitglied der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft ernannt war, bekam er Gelegenheit, am Darmstädter Hofe den ersten Act seines Carlos vorzulesen, der dem anwesenden Herzog von Weimar so gefiel, daß er den Dichter zum Legationsrath ernannte. Dieser Umstand und das auf freundschaftlichen Briefwechsel beruhende Verhältniß zu dem ihn verehrenden Familienkreise des Consistorialraths und Landesökonomie-Assessors Chr. Gottfr. Körner in Dresden, bewog ihn, am 7. Dec. 1784 Mannheim zu verlassen und sich nach Sachsen zu begeben, wo er zuerst in Dresden (im innigsten Umgang mit Körner's) sich geschichtlichen Studien hingab. Im J. 1787 zog er nach Weimar, wo er sich aber anfangs beengt fühlte, da Göthe ihn noch mied und Herder und Wieland ihn nicht befriedigten. Erst als er sich mit der jüngern Tochter der Frau von Lengefeld, Charlotte, verlobt hatte, trat der aus Italien zurückgekehrte Göthe ihm näher, und war Schillern, dem es nun darum zu thun war, durch eine Staatsanstellung festern Fuß zu fassen, nach der Herausgabe seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande" zur Erlangung der außerordentlichen Professur der Geschichte in Jena behülflich, welche dieser am 26. Mai 1789 antrat.

Die ernsten Studien der Geschichte und Philosophie gaben dem Leben und der Denkweise des Dichters eine veränderte Gestalt. Die strengen Begriffe der kantischen Philosophie hatten wenigstens das Gute für ihn, daß sie seine „formlosen und unstäten" Anschauungen beschränkten, so wie anderseits die Beschäftigung mit der Geschichte seiner damaligen allzuidealen Richtung einen festeren Boden gab.

So großen Zudrang seine Geschichtsvorlesungen anfangs hatten, so verlor sich doch derselbe bald, da er selbst fühlte, daß seine Lust am academischen Wirken, welches ihm so viele Zeit zu den Vorbereitungen kostete, nicht lebhaft war, und er bald bereute, seine Unabhängigkeit aufgegeben zu haben, zumal er auch noch keinen Gehalt bezog und die Honorare ihm kaum 200 Thlr. eintrugen. Daher suchte er bei dem Herzog um den Hofrathstitel und einen Gehalt an. Als er beides erhalten hatte (der Gehalt betrug aber nur 200 Thlr.) ließ er sich in der Stille trauen und führte mit seiner Gattin eine glückliche Ehe. Im J. 1790 wurde er aber von einer so heftigen Lungenkrankheit befallen, daß er sich nach seiner langsamen Genesung von den academischen Pflichten entbinden lassen mußte, um in Rudolstadt sich zu erholen. Dort aber verfiel er wieder in die äußerste Schwäche, so daß man ihn schon an vielen Orten für todt sagte. Die Nachricht, daß er noch lebe, aber in ökonomischer Bedrängniß sei, bestimmte den Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und den dänischen Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, als Schiller's warme Verehrer, ihm auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thlr. anzubieten, das er, als ein uneigennützig gegebenes, dankbar an-

nahm. — In dieser unabhängigen Lage lebte er nun mit Eifer seinem Studium, besonders der kantischen Philosophie, und beendete dabei seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Obgleich er an der Tagespolitik keinen nähern Antheil nahm, so wurde er doch von der französischen Republik 1792 mit dem Titel citoyen français beehrt. Im Sept. jenes Jahres machte er mit den Seinen eine Reise in die schwäbische Heimath, wo er seinen Vater noch bei Kraft traf und ihm (in Ludwigsburg) ein Sohn geboren wurde. Einige Zeit hielt er sich auch in Stuttgart unter seinen alten Freunden auf, wo ihn der Herzog ignorirte und Cotta ihn für die Horen (eine Zeitschrift) gewann. Nach Jena im J. 1793 zurückgekehrt, kam er mit Göthe, der endlich alle Abneigung gegen ihn überwunden hatte, von Jahr zu Jahr in immer engere Verbindung, in der er sich bei freudigem Schaffen und leiblicher Gesundheit glücklich fühlte; Göthe besuchte ihn manchmal in Jena, wo sich Schiller 1797 ein Gartenhaus kaufte.

Seit er mit Göthe 1795 die Horen herausgab, hatte er sich wieder zur Dichtkunst gewandt, und beide große Dichter zogen nun aus ihrer gegenseitigen Verbindung Gewinn, allerdings Schiller den größern, in so fern die plastische Ruhe und Objectivität Göthe's für Schiller's Unruhe und Subjectivität ein heilsames Gegengewicht wurde. Um die Wintermonate in Weimar zubringen zu können, wegen der zu seinen dramatischen Beschäftigungen benöthigten Theaterbenützung, erhielt er vom Herzog 200 Thaler Zulage, und im Jahr 1800 siedelte er sich völlig nach Weimar über, wo er vorzugsweise Göthe's Umgang ganz genoß, während er sich vom Hofe fern hielt.

Wie Schiller von Göthe dachte, ersieht man aus seinen Briefen, besonders an Körner. In einem Briefe an die Gräfin von Schimmelmann (in Kopenhagen) schrieb er: „Nach meiner innigsten Überzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von Weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet, als einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist." — Und nach einer Schilderung auch seines wissenschaftlichen Verdienstes fährt er fort: „Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von Allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Character irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute: darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden," u. s. f. — Das Verhältniß beider zu einander bezeichnet K. Gödeke a. a. O. so: „Keiner von beiden hatte je einen Freund gefunden, wie Göthe an Schiller und Schiller an Göthe; beide waren unerschöpflich an gegenseitigem Geben und dankbarem Empfangen; der Wetteifer ihrer Naturen war über persönliche Nebenbuhlerschaft unbefangen erhaben; beide hatten die höchsten Ziele vor sich, und ihre Wege dahin waren so verschieden, wie ihre poetischen und sittlichen Naturen; kreuzen konnten sie sich nie: der Zuwachs, den der Eine an Ruhm gewann, konnte dem Andern nie Abbruch thun: beide waren ihres Volkes und ihrer Zukunft sicher. — — So lange sie neben einander lebten, trübte sich ihr Verhältniß nicht einen Tag."

Aus dieser Periode stammen Schillers beste lyrische Gedichte und Balladen, die sich alle durch lebendige Darstellung, Glanz der Sprache und Stärke der Empfindung auszeichnen; desgleichen seine vorzüglichsten Tragödieen, in welcher letztern Dichtungsart er alle bis dahin bekannten Dramatiker übertraf.

Dahin gehört seine Trilogie Wallenstein, wozu er den glücklich gewählten Stoff aus seiner frühern Bearbeitung des 30jährigen Kriegs nahm: die Aufführung geschah zuerst in Weimar unter Göthe's Leitung. Nachdem Schiller von Jena nach Weimar übergesiedelt war, wo er bald darauf in den Adelstand erhoben wurde, erschienen nacheinander Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans (beide Stücke an künstlerischem Werth dem Wallenstein nicht gleich), die Braut von Messina (eine verfehlte Schicksalstragödie, in der sich aber die ganze Pracht der Schiller'schen Diction entfaltet) und endlich 1804 Wilhelm Tell, dessen Idee von künstlerischer Vollendung ist, aber in andern Beziehungen gleichfalls dem Wallenstein nachsteht.

Was die Religionsansichten Schiller's betrifft, so ist auch er ein Kind seiner Zeit, die dem positiven Christenthum abgewendet war. So wie durch Göthe's Religion ein pantheistischer, die Natur vergötternder Zug geht, so durch Schiller's Religion ein rationalistischer, den Menschen vergötternder Zug. Abgesehen von dieser schiefen Stellung beider Genien zu dem tiefsten Lebensmittelpunct (eine Stellung, die bei Schiller sogar noch schroffer ist, als bei Göthe) haben wir jedenfalls in Göthe und Schiller die beiden größten Dichter unserer zweiten classischen Literaturperiode zu achten. Obwohl beide als Repräsentanten zweier Klassen von Menschennaturen, von einander sehr verschieden, gehören sie doch beide so zusammen, daß man über den Vorzug des Einen vor dem Andern schon darum, weil jeder die ihm verliehene Natur in vollem Maaße darstellt, gar nicht streiten, sondern sich bei der Frage über den Vorzug an Göthe's eignes Wort erinnern sollte, der sagte: „Bleibt mir vom Leibe mit den nergelnden Vergleichungen zwischen mir und Schiller; freut euch lieber, daß die Natur zwei solche Kerle hervorgebracht hat!"

Da Schiller und Göthe noch in die folgende Geschichtsperiode hinüberragen, so werden wir ihnen, besonders Göthe'n, dessen dritte Entwicklungsperiode ganz dahin gehört, wieder begegnen.

6. Die bildende Kunst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Malerei: Murillo, Rembrandt. — Bildhauerkunst: Schadow, Canova rc. Musik: Bach, Händel, Haydn, Mozart.

Von dem Garten der Poesie aus gehen wir noch in die Hallen der bildenden Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts und werfen einen Blick auf die hervorragendsten Künstler darin.

In der Malerei haben wir bereits in XXII. 7, 2. der Franzosen erwähnt. Zu den dort angegebenen Malern tritt im 18. Jahrhundert noch J. L. David (1748—1825), der aber von Manierirtheit und französisch-theatralischer Auffassung nicht frei ist. (In der französischen Revolution spielte er auch eine Blutrolle.) Unter den spanischen Malern war Murillo (1618—1682) der ausgezeichnetste, indem er in seinen Bildern Holdseligkeit und Anmuth mit religiösbegeisterter Empfindung vereinigt. Von den Engländern kann William Hogarth genannt werden, dessen psychologisch-satirische Compositionen von dem deutschen Humoristen Lichtenberg (großbritan. Hofrath in Göttingen) meisterhaft erklärt sind. Unter den deutschen Malern des 17. Jahrhunderts lassen sich nur Joachim von Sandrart † 1688, unter denen des 18. Jahrhunderts Ant. Raphael Mengs (1728—1779), der mit seiner Thätigkeit

auch Italien und Spanien angehört, aber nie über einen einseitigen Eklecticismus hinauskam, — ferner A. J. Carstens († 1795), der Landschaftsmaler Hackert und die Malerin Angelica Kaufmann nennen. — Von den Holländern sind im 17. Jahrhundert hervorzuheben Paul Rembrandt van Ryn († 1674), der Meister im Helldunkel, bei dem nicht, wie bei Correggio, das Licht in den Schatten, sondern „der Schatten in das Licht hineinspielt;" ferner der tiefsinnig-poetische Landschaftsmaler Jacob Ruysdael (1681); — von den Niederländern der Idyllenmaler Adrian van de Velde, der naturwahre Paul Potter († 1654), der Jagdzüge zierlich und glänzend darstellende Ph. Wouvermann († 1668) und der Blumenmaler Johann van Huysum.

In der Bildhauerkunst zeichnete sich in Deutschland Andreas Schlüter († 1714) aus, von dem unter andern die Reiterstatue des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Berlin herrührt; ferner J. G. Schadow geb. 1764 mit seinen Bildnißstatuen. — In Italien trat A. Canova (1757—1822) mit Werken von vorwiegend classischer Behandlungsweise auf; doch steht er noch auf der Gränzscheide zwischen der Manierirtheit des 18. Jahrhunderts und „dem Streben nach edlerer Gestaltung", die wir an den Werken des 19. Jahrhunderts bewundern.

In der **Musik** drängten sich im 18. Jahrhundert zwar die Italiener noch vor, fielen aber mehr und mehr in das Sinnliche und süßlich-Manierirte, konnten also nur da gefallen, wo Entartung und Schlaffheit des Geistes und Characters waltete. Höher entwickelte sich nun diese Kunst, unabhängig von den Italienern, vorzüglich durch Deutsche, von denen sie im Geistlichen, wie im Weltlichen zu hoher Vollendung gebracht wurde. Dieß geschah zunächst durch die Familie Bach, besonders durch den unsterblichen Johann Sebastian Bach, den Meister in der Orgeltonkunst; durch den erhabenen Händel in seinen großartigen Oratorien; durch den lieblichen Haydn in seinen anmuthigen Symphonieen und Oratorien; durch den tiefdenkenden Gluck in seinen plastisch-gestalteten Opern, worin er zuerst Dichtkunst und Musik zu einem Ganzen vereinigte und die Herrschaft der französischen Musik brach; durch den melodieenreichen Mozart in seinen die Gefühlssaiten allgemein anregenden Opern und Sonaten.

Joh. Sebastian Bach, geb. zu Eisenach den 21. März 1685, das größte und berühmteste Glied der großen musikalischen Familie Bach (deren Stammherr um des protestantischen Glaubens willen aus Ungarn vertrieben worden war), Sohn des Cantors Joh. Christoph Bach in Ohrdruff, von Jugend an in musikalische Studien vertieft, so daß er sich oft des Nachts aus Mangel an Licht beim Mondschein Musikalien abschrieb, war zuerst Organist in Arnstadt, dann in Mühlhausen, hierauf in Weimar, wo er 1714 Concertmeister wurde, erhielt dann eine Stelle als Kapellmeister des Fürsten von Anhalt-Köthen und wurde zuletzt 1723 Cantor an der Thomasschule zu Leipzig. Hier lebte er „seiner Kunst und seinem Amt als frommer, treuer Diener der Kirche, als strenger und doch geliebter Vorsteher seines Chors, als gesuchter und

fleißiger Lehrer und ehrenfester Bürger und Hausvater einer zahlreichen Familie", worunter zehn Söhne, die nachher der Welt als tüchtige, zum Theil berühmte Musiker dienten. Von Jedermann um Rath und That angegangen, von Fürsten geehrt, selbst von seinem der gedankenlosen italienischen Musik hingegebenen Kurfürsten bewundert und zum Hofcompositeur ernannt, auch von Friedrich dem Großen beschenkt, — führte er das Orgelspiel weiter als je zuvor und nachher, und wird von den größten Kunstkennern als der Begründer und Vater der deutschen Tonkunst angesehen. Der Grundzug aller seiner Compositionen, auch seiner kleinsten, ist die „Macht", welche ebensowohl „Sicherheit und Leichtigkeit im Innern (auch beim reichgerüstetsten Einherschritt), als auch Würde und Erhabenheit" in ihrem Gefolge hat. Alle seine Werke, auch das geringste, hat er „zur Ehre Gottes" geschaffen und um dieses zu vermögen, „hat er sich aller Gestaltungen und Bewegungen des Tonreichs bemeistert." Unvergleichlicher Meister im Contrapunct und besonders in der Fuge, sah er doch nie das Kunstreiche (niemals die eitle Künstlichkeit) als Zweck an, sondern jede Form ist ihm bloß Mittel zum Zweck. Sein Zweck ist aber die Verherrlichung Gottes. In seiner Kunst versinnlicht sich ein „heiliges Spiel Gottes", worin die volle reiche Gottesfreude, „nicht aus einer bestimmten Anschauung entsprungen, sondern als erhöhtes Seelenleben" liegt — seine ganze Kunst somit als „ein himmliches Freudenreich" erscheint. Das allein ist der „Grund einerseits seiner leichter geführten, zarter gebildeten, bald innigeren, bald in leichtem und doch stets würdigem Scherze dahin spielenden Clavierstücke, anderseits seiner glanzvollen, oft fürstlich prunkenden Orchestersätze und seiner jetzt stillfrommen, jetzt majestätisch erbrausenden Orgelcompositionen." — Im Orgelspiel ist bis jetzt „noch nichts vollendet worden, das uns nicht Seb. Bach unendlich größer und reicher hinterlassen hätte." — „Die Kirche war es, der er angehörte; das Wort der Schrift war es, auf das er unverwandt schaute, an dem er festhielt. Und eben hierin hat ein volles Jahrhundert ihn versäumt!" — „Wenn wir bedenken, daß der Glaube selbst im Scheidewasser voltairischer Afterphilosophie und der gefühlsleeren, sogenannten Vernunftreligion geprüft werden mußte, so werden wir inne, daß jener Zeit die evangelischen Gesänge Bach's verhallen, ja widerwärtig sein mußten, daß sie erst wiedertönten, als über Zweifel und Kaltsinn hinweg das Wort der Wahrheit wieder vernommen und beherzigt werden konnte." (A. B. M. in Schilling's Universal-Lex. d. Tonkunst.) — Im Alter erblindete er, da er seine Compositionen, um sie herausgeben zu können, selbst in Kupfer stechen mußte; er starb den 28. Juli 1750. — Unter seinen zehn musikverständigen Söhnen kommt Friedemann seinem Vater am nächsten; Emanuel ist der weltlich-elegantere.

Joh. Friedrich **Händel**, geb. den 24 Febr. 1684 zu Halle a. d. S., wo sein Vater Bader war, der sich vorgenommen hatte, seinen Sohn einen Juristen werden zu lassen, und ihm daher, als er frühe große Neigung zur Musik zeigte, jedes musikalische Instrument entzog. Dieser aber kam hinter ein altes Clavier in der Bodenkammer und spielte insgeheim nach Herzenslust. Er war sieben Jahre alt, als einst sein Vater zu seinem Bruder, einem herzoglichen Kammerdiener nach Weißenfels fuhr, aber den Knaben, ungeachtet seiner Bitten, nicht mitnahm, weil er fürchtete, er möchte von der dortigen Hofmusik zu sehr angezogen werden. Unterwegs traf er aber auf den Knaben, der auf einem andern Weg vorausgelaufen war und ihn nun durch Flehen zur Mitnahme erweichte. In Weißenfels schlich er sich nach dem Gottesdienst an die Orgel und spielte für sich so geläufig, daß der Herzog ihn beschenkte und seinen Vater bestimmte, ihn der Musik zu überlassen. Nach siebenjähriger Lehre, während welcher er im 10. Jahr schon drei Sonaten schrieb, erregte er bei einem Besuch in Berlin die Aufmerksamkeit des Kurfürsten, bekam später in Hamburg die Direction der Oper und trat schon als Operncomponist auf. Dann gieng er nach Italien, wo ihm mehrere Opern und ein geistliches Oratorium (die Auferstehung) zu Florenz, Rom und Neapel reiche Gunst und Bewunderung eintrugen. — Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Kapellmeister in Hannover und besuchte 1710 England, wo sein Talent sich vollends ausbildete, indem er von Seite des Hofs und Adels die ehrenvollste Aufnahme fand. Von 1712 an blieb er ganz daselbst und gab zunächst der Londoner Oper eine

neue glänzende Gestalt, wie er auch die Kammer- und Kirchenmusik zu einer noch ungekannten Ausbildung erhob, die ihm große Bewunderung und Gunst beim Volk erwarb. Wegen eines Streits mit einem italienischen Castratensänger und mit dem die flache italienische Musik begünstigenden Adel zog er sich auf sein Haymarkettheater zurück, konnte sich aber, mit seinen tiefen, ideenvollen Tongebilden von Wenigen mehr verstanden und erkannt, im Operngebiet gegen die einschmeichelnde italienische Manier nicht halten, zumal seit Gluck (der damals auch nach London kam) ihn wirklich in der Oper überbot. Er ließ daher, zum Glück für die höhere Kunst, die Bühne fahren und betrat die Bahn, die ihm „die höchste Palme" bieten sollte, das Oratorium. Schon früher (1720) war er mit dem Oratorium „Esther" aufgetreten, 1733 erschien Athalia, 1736 das geistreiche Alexandersfest, 1738—1740 Israel in Ägypten und Saul, 1741 sein herrlicher Messias. Weil aber letzterer kalt behandelt wurde, gieng er nach Irland, wo er mit Bewunderung und Liebe aufgenommen wurde. Nach 8 Monaten kehrte er nach London zurück und brachte noch 17 Oratorien und Cantaten zur Aufführung, darunter den freiheitsglühenden Judas Maccabäus, den Josua, den Jephta. Dazwischen fand nun auch sein Messias den verdienten Beifall, so daß er alle Jahre zum Besten des Findlingshospitals aufgeführt wurde. Mit ununterbrochenem Beifall und einem Ruhm, der keinen Nebenbuhler zuließ, setzte er die Pflege seiner Oratorien, ungeachtet seiner 1751 erfolgten Blindheit, bis zu seinem Tode fort, der am 14. April 1759 erfolgte. Er wurde in Westminster unter den Großen der Nation prachtvoll beigesetzt, und stets wurde sein Andenken durch colossale Aufführung seiner Werke lebendig erhalten. — („Seinem deutschen Vaterlande aber wurde Händel wiedergegeben, als französische Aufklärerei und italienisch-süßliche Mode Kirche und Kirchengesang tief herabgebracht hatten und nur in einzelnen Kirchen ein besserer, obwohl schwächerer Nachklang Bachischen Gesanges forthallte. — Als dann neu erstarkter Volksgeist und Glaube auch die Kirche wieder höherer Weihe geöffnet, da hatte uns auch Händel vorbereitet und erzogen für Sebastian Bach, daß sie fortan vereint stehen, der Sänger des Volks und der Weihepriester vor dem Volke, das sie geboren und sich zu ihnen erhoben hatte." (A. B. M. in Schilling's Univers.-Lex. der Tonkunst.) — Friedrich Rochlitz sagt bezeichnend, daß in Bach's Leben etwas durchaus Patriarchalisches und in Händel's Leben etwas durchaus Heroisches liege, und führt dieß in einer geistvollen und schlagenden Vergleichung beider Genien durch, im IV. B. seiner Grundlinien der Gesch. der „Tonkunst." — Vergleiche auch Thibaut, über Reinheit der Tonkunst.)

Joseph Haydn, geb. den 31. März 1732 zu Rohrau im Niederösterreichischen an der ungarischen Gränze, das älteste von 20 Kindern seines Vaters, eines armen Stellmachers, wurde in seinem 8. Jahre Chorknabe an der Stephanskirche zu Wien, wo er bis zu seinem 16. Jahre Unterricht im Singen und auf Instrumenten (nicht aber im Componiren) erhielt. Als sich seine Stimme brach, wurde er entlassen und erhielt sich durch Unterrichtgeben und Orchesterspiel, wobei er Emanuel Bach studirte und Quartetten, Sonaten und eine Operette componirte, bis er 1759 Musikdirector bei einem Grafen und 1760 Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy wurde und Oper, Concert und Kirchenmusik zu dirigiren bekam, wobei sich Aufmunterung genug fand, unzählige Musikstücke zu schreiben (an 140 Symphonieen, 83 Quartetten, 163 Compositionen für das Baryton, 19 Opern, 15 Messen, die 7 Worte am Kreuz und viele andere Sachen). Nach dem Tode seines Herrn (1790) wurde er für London geworben, wo er im Ganzen drei Jahre lebte und während dieser Zeit viel Geistliches und Weltliches schrieb, das ihm reiche Anerkennung und Belohnung erwarb. Zurückgekehrt schrieb er in seinem 65. Jahre sein Oratorium „die Schöpfung", welches die Runde durch alle Welt machte und ihm viele Titel, Medaillen und Geschenke eintrug. Bald erschienen auch „die Jahreszeiten", die Jedermann erfreuten. Noch im 69. Lebensjahre gab er Beweise seines unerschöpflichen Geistes. Allgeliebt, allverehrt und allbewundert, starb der stets heitere, zufriedene und friedliche, naiv-kindliche und darum liebenswürdige Künstler am 31. Mai 1808. — „Freude, Anmuth, Zartheit, natürliche Innigkeit und Tiefsinnigkeit, die ganze Scala der Empfindungen vom hellsten Jubel bis zu den

Schauern des Geheimnisses — — durchlief er (in seiner Kunst); aber Maaß und Anmuth blieb ihm stets zur Seite, stets sein freundlicher Sinn gegenwärtig." (A. B. M. a. a. O.)

Christoph, Ritter von Gluck, geb. den 4. Juli 1714 in der Oberpfalz an der böhmischen Gränze, Sohn eines Fürstlich-Lobkowitzischen Jägermeisters, erlernte und übte die Musik in Prag. Als 17jähriger Jüngling gieng er nach Italien, wo er zu Mailand im Dienst eines Prinzen die Composition studirte und anfieng Opern zu schreiben. Im J. 1745 gieng er nach London und schrieb im Laufe von 18 Jahren 40 Opern, wobei er aber, noch an die aller Wahrheit widerstrebenden Formen der italienischen Musik gebunden, sich selbst am Ende so unbefriedigt fühlte, daß er die bis dahin verlebten 30 Jahre seines Lebens für verloren hielt. Mit tiefern Entwürfen in sein Vaterland zurückgekehrt, lebte er zu Wien, wo den nun Gereiftern das auch dort herrschende musikalische Treiben anwiderte, bis in ihm der Gedanke Klarheit gewann, daß sich ein Weg zur Vereinigung der vom Publikum gewünschten Annehmlichkeit des Tonspiels mit den tiefern und wahrern Ansichten des Componisten finden lassen müsse. Nun schrieb er die Oper „Orpheus und Eurydice" mit ihren feierlich-ernsten Trauerchören; aber bald fühlte er, daß es zwischen dem sinnenreizenden Trug und der Wahrheit eigentlich keine Vermittlung gebe, und so schrieb er mit Verbannung der herkömmlichen Mißbräuche seine „Alceste;" allein das damalige musikalische Deutschland verstand ihn nicht, am wenigsten das sinnenhafte Wien. Er gieng daher nach Paris, wo damals die Oper zu einem Drama mit ernstern Tendenzen erhoben war, und schon nach zwei Jahren rief daselbst seine „Iphigenie auf Aulis" mit jeder neuen Aufführung einen hohen Enthusiasmus hervor. Der daraus entstandene musikalische Streit verschaffte ihm fortwährend den Sieg über die Italiener, den seine „Armida" und vollends seine „Iphigenie auf Tauris" neu befestigte. Im Jahr 1784 kehrte er nach Wien in die Stille zurück und starb am 17. Nov. 1787. In seinen Werken ist jeder Ton mit dem Sinne des Wortes innigst verschmolzen; weil seine Gestalten aber einem entlegenen Vorstellungskreise (dem der griechischen Heroen- und Götterwelt mit darunter vorkommenden allegorischen Figuren) angehören, die mit unserer Sinnesart contrastiren, so fanden seine Werke in Deutschland keine eigentliche Stätte. Kenner behaupten, daß in seinem über die Gemeinheit einer verdorbenen Bühnenwelt sich hoch erhebenden „plastisch vollendeten und in ihrer Art unerreichbaren" Tongestalten die griechische Tragödie gleichsam wiedererweckt sei.

Wolfgang Amadeus Mozart, geb. den 27. Januar 1756 in Salzburg, Sohn des erzbischöfflichen Vicecapellmeisters daselbst, war in seiner frühesten Jugend ein musikalisches Wunderkind. Schon in seinem 4. Lebensjahre spielte er größere Clavierstücke, im 5. componirte er schon kleine Stücke, die sein Vater zu Papier brachte. Er hatte ein zärtliches, gefühlvolles Gemüth, das immer Gegenliebe heischte. Da er ein so frühzeitiges Genie war, so machte sein Vater Reisen mit ihm, um dadurch seine Umstände zu verbessern. In seinem 5. Jahre erregte er die Bewunderung des Kurfürsten in München und der Kaiserin Maria Theresia in Wien. Auch in London, wo er in seinem 8. Jahre seine ersten Sonaten, und in Paris, wo er seine erste Symphonie für ein volles Orchester componirte, wurde er vom Hofe bewundert und beschenkt. In seinem 10. Jahre machte er in Salzburg strengere Studien und schrieb als 12jähriger Knabe eine komische Oper, die aber der Neid nicht zur Aufführung kommen ließ. Im 13. Jahre wurde er Concertmeister in Salzburg und gieng dann nach Italien, wo er für Mailand eine Oper schrieb, die ihm allgemeinen Beifall und Bestellungen auf Compositionen aller Art zu Wege brachte. Nach Salzburg zurückgekehrt, erfuhr er dort eine seinem Talent und Character so unangemessene Behandlung, daß er eine andere Anstellung suchte, aber auffallender Weise aller Mühe ungeachtet keine fand. Er lebte daher in Wien von dem geringen Ertrag seiner Concerte, Lectionen und Compositionen, bis Friedrich der Große ihm eine Stelle von 3000 Thaler antrug, was den Kaiser Joseph II bewog, ihm auch eine mit 800 fl. anzubieten. Er nahm lieber letztere an und schrieb, vom Kaiser beauftragt, „die Entführung aus dem Serail", eine Oper, die trotz italienischer Kabalen allgemein gefiel. Dann folgten „Figaro" und „Don Juan;" er konnte es aber damit anfangs den Wienern nicht recht machen.

So kam unter vielen Unruhen, Sorgen und Arbeiten auf tausendfache Bestellungen sein letztes Lebensjahr herbei, in welchem er noch „die Zauberflöte", den „Titus" und ein „Requiem" schrieb (welches letztere, wenn es von ihm ist, allerdings ohne Bachische und Händel'sche Tiefe und Weihe ist). Er starb erschöpft den 5. Dec. 1791. Erst nach seinem Tode wurden seine größern Werke anerkannt und zwar in einer Weise, daß Viele von ihm sogar den Maßstab selbst für solche Tongeister hernehmen wollten, die ihm in andern Beziehungen überlegen sind. Übrigens erinnert jedes seiner Werke an „sein zärtliches, nur Liebe athmendes Gemüth", womit er unter einer Bevölkerung, die mehr ein Gefühlsleben führte, sich einer musikalischen Form, der Oper — „in deutsch-idealer Weise" — widmete, die am geeignetsten war, jenen Inhalt seines von Liebe und Musik überfließenden Herzens auf die Gemüthswelt der ganzen Nation überzutragen.

7. Kapitel. Stand der Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

1. Die Mathematiker und Astronomen: Huygens, Newton, Laplace, Euler, Herschel; Naturwissenschaften: die Botaniker Linné, Jussieu; die Mineralogen: Hauy, Werner &c.; die Physiker: Galvani, Volta; die Ärzte: Stahl, Boerhave, A. v. Haller, Brown &c.; die Philologen: Bentley, Hemsterhuys, Ruhnken, Wyttenbach, Gesner, Heyne, Ernesti &c.; die Geschichtschreiber: Hume, Gibbon, Möser, Spittler, J. v. Müller.

Die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts bewies in allen ihren Zweigen eine große von Stufe zu Stufe steigende Regsamkeit. Lassen wir in den hauptsächlichsten Zweigen die vorzüglichsten Bearbeiter und Fortbildner derselben vor uns kurz vorübergehen.

Beginnen wir mit der Mathematik; hier begegnen uns: Christ. Huygens, geb. 1629 im Haag, gest. 1695 daselbst, der aus der Beobachtung des Uhrpendels die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß entdeckte und die Gesetze der Centralkräfte vervollkommnete, auch eine neue Theorie der Bewegung des Lichts aufstellte, so wie den sechsten Trabanten des Saturn entdeckte; — Gabr. Ph. de Lahire, geb. zu Paris, † 1718, der zuerst die Kegelschnitte mittelst eines Kreises beschreiben lehrte; — Isaac Newton, geb. in Lincolnshire 1642, Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften zu London, † 1726, der die Eigenschaften der geometrischen Curven entwickelte und durch seine Untersuchungen über den Kegelschnitt das von ihm aufgefundene Gravitationsgesetz vorbereitete, wodurch er die durch Kopernikus begonnene neue Epoche der Astronomie bis auf einige wenige Seiten derselben abschloß; auch leitete er aus der Brechung der Lichtstrahlen die Entstehung der Farben ab. Seine tiefe Achtung vor der heil. Schrift und sein durchaus sittlichreiner edler Character erhob diesen scharfsinnigen Denker hoch über seine Wissenschaftsgenossen. — Matthew Stewart, geb. zu Edinburg, † 1785, der die Centripetalkraft entdeckte und die Entfernung der Sonne von der Erde berechnete; — John Napier (Neper), geb. in Schottland, † 1617, der die Logarithmen entdeckte; — G. v. Vega,

geb. in Krain 1754, † 1802, der die Wissenschaft der Trigonometrie vollendete; — die Franzosen Lagrange und de Laplace, welche die neuentdeckten Gesetze der Mechanik auf die Himmelskörper anwandten; — Leonhard Euler aus Basel, † 1783, der zuerst die Differenzialrechnung auf die Lösung von Gleichungen anwandte; — C. F. Chladni aus Wittenberg, geb. 1756, der Erfinder der Harmonika und durch seine Theorie des Klangs Schöpfer der eigentlichen musikalischen Akustik. — Außer Newton hat auch William Herschel, geb. 1738 zu Hannover und in England lebend, die Astronomie bereichert, indem er die Nebelflecke und Doppelsterne entdeckte.

Von den Naturwissenschaften in dieser Periode hat die Botanik folgende Vertreter gehabt: Karl von Linné, geb. zu Räshüllt in Smaland 1707 († 1778), welcher der Reformator derselben wurde, indem er die Eintheilung in drei Naturreiche aufstellte, das System der Kunstausdrücke (der Terminologie) und die Sammlung der Namen der Species (die Nomenclatur) umgestaltete und mittels Durchführung des vor ihm schon vorhandenen Sexualsystems ein regelmäßiges Pflanzensystem von 24 Klassen mit detaillirter Angabe der characteristischen Kennzeichen zur Unterscheidung der Arten und Abarten entwickelte; — die Gebrüder Jussieu (Antoine † 1758, und Bernard † 1776) aus Lyon, welche ein anderes Pflanzensystem aufstellten, das dann ihr Neffe Laurent Jussieu († 1843) weiter ausbildete.

In der Mineralogie sind hervorzuheben: Réné Just. Hauy, geb. zu St. Just in Frankreich 1743, der die Entstehung der secundären Gebirgsformen in's Licht setzte, worauf Bergmann, Prof. der Chemie zu Upsala, seine chemische Classification begründete; — Abr. Gottl. Werner, geb. in der Niederlausitz 1750, der ein anderes mineralogisches System aufstellte und die Oryktognosie von der Geologie unterschied, welche letztere Wissenschaft er zur empirischen erhob.

In der Chemie stellte der Irländer Robert Boyle († 1691) zuerst das Experiment als Prüfstein aller chemischen Theorieen auf und gab durch seine Verbrennungstheorie Anlaß zu der von den berühmten Ärzten G. E. Stahl, geb. zu Ansbach 1734, Fr. Hoffmann, geb. zu Halle 1742 und Herm. Boerhave, geb. bei Leyden † 1738 aufgestellten Lehre vom Phlogiston. Dieser phlogistischen Schule stellte sich nachher die antiphlogistische entgegen mit der Behauptung, daß die Verbrennung nicht eine Zerstörung sei, sondern eine Vereinigung der Bestandtheile des verbrannten Körpers mit dem Sauerstoff.

In der Physik sind zu nennen: Otto v. Guerike aus Magdeburg, † 1686, der die Luftpumpe erfand und die Verschiedenheit der Electricität in ihrer Attraction und Repulsion beobachtete; — de Dufay, † 1739, der alle Körper in electrische und nicht electrische eintheilte und die positive und negative Electricität entdeckte; — Benjamin Franklin,

† 1790, der den Blitzableiter erfand; — Edmund Halley aus St. Leonhard bei London, † 1742, wies nach, daß die Declination und Inclination der Magnetnadel (d. h. ihre Abweichung vom Meridian und ihre Neigung gegen den Horizont) für verschiedene Orte der Erdoberfläche eine verschiedene sei; — Aloys Galvani aus Boulogne, † 1798 und Alessandro Volta (geb. zu Como 1745) stellten durch ihre Versuche mit der animalischen Electricität eine neue Wissenschaft, den Galvanismus, auf.

In der Medicin verband Abr. Kaauw Boerhaave aus Voorhut bei Leyden, † 1753, das sog. physische mit dem mechanischen System; — Albrecht von Haller, der oben in der Dichtkunst erwähnt wurde, stellte die Irritabilitätslehre auf, deren Sitz er im Nervensystem suchte; — John Brown, eine Schotte, † 1788, sah die Reizbarkeit für die Ursache des Lebens überhaupt an und theilte alle Krankheiten in sthenische, d. i. in solche, die von zu starken — und asthenische, d. i. in solche, die von zu geringen Reizungen herrührten; — Ant. Mesmer aus Weilen bei Stein am Rhein (geb. 1734), der Entdecker des thierischen Magnetismus; — P. Jos. Desault, † 1795, der Gründer der chirurgischen Anatomie in Paris; — Frz. Jos. Gall, geb. bei Pforzheim 1758, der Erfinder der Phrenologie oder Schädellehre.

Die Philologie und Archäologie, oder Sprach- und Alterthumskunde, zählte in dieser Periode ihre vorzüglichsten Meister unter den Holländern und Deutschen. Während in England Richard Bentley († 1742) als scharfsinniger und kühner Kritiker auftrat, und Samuel Musgrave († 1780) ihm nachstrebte, weist Holland in Arnold Drakenborch aus Utrecht († 1748) P. Burmann d. Ältere aus Utrecht († 1741) und Burmann d. J. aus Amsterdam († 1773), Franz v. Oudendorp aus Leyden († 1761), Tiberius Hemstherhuys aus Gröningen († 1766), L. Casp. Valkenaer aus Leuwarden († 1735), David Ruhnken aus Stolpe, Prof. in Leyden († 1798), Daniel Wyttenbach aus Bern (1746—1820, zuerst Prof. in Leyden, seit 1816 in Heidelberg privatisirend) eine Reihe der gründlichsten Philologen auf. — In Deutschland, wo die Philologie im 17. Jahrhundert im Verfall war, brachten Matthias Gesner aus Roth bei Nürnberg († 1761), J. J. Reiske aus Zörbig († 1774) und vorzüglich Chr. Gottl. Heyne aus Chemnitz (1729—1812), J. Aug. Ernesti aus Tennstädt († 1781) durch gründliche Gelehrsamkeit und scharfsinnige Exegese die deutsche Philologie wieder empor, so daß sie in der folgenden Periode eine anerkannt hohe Bedeutung gewinnen konnte. Einen wesentlichen Einfluß auf ihren lebendigen Betrieb hatten die archäologischen Forschungen J. Joachim Winkelmann's, dessen schon oben (K. 6, 3) gedacht wurde.

Die Geschichtschreibung fand in England und in Deutschland die regste Theilnahme. In England hat sie damals eine mehr kritisch-

skeptische Richtung genommen, namentlich durch David Hume aus Edinburg († 1776) in seiner Geschichte Englands, durch William Robertson, gleichfalls aus Schottland († 1793) in seiner Geschichte Karl's V, und seine Darstellung der Entdeckung Amerika's und des alten Indiens, und durch Edward Gibbon (1737—1794) in seiner im atheistischen Geiste geschriebenen Geschichte des Emporblühens und Verfalls des römischen Staates. — In Deutschland war es zuerst Samuel von Pufendorf, aus dem Dorfe Chemnitz († 1694), der die Statistik mit der Staatengeschichte verband und der Geschichtskunde eine practisch-politische Richtung gab. Heinrich, Graf von Bünau († 1762) schrieb zuerst die deutsche Reichsgeschichte mit Kritik, staatsmännischer Gründlichkeit und besserem Geschmack. Dann gab Justus Möser aus Osnabrück (1720—1794) in seinen durch Styl, historische Gründlichkeit, Witz und Laune ausgezeichneten patriotischen Phantasieen ein kräftiges Beispiel der Verbindung von Geist und Gemüth im Dienste der Wahrheit. Ein weiteres Feld der Geschichte bearbeiteten J. Chr. Gatterer († 1799), A. L. von Schlözer (1757—1809), welcher auch Verfasser einer Weltgeschichte ist, L. Tim. v. Spittler († 1810), der auch eine Kirchengeschichte schrieb, und vorzüglich Johannes von Müller aus Schaffhausen (1752—1809), der mit eigenthümlicher Lebendigkeit und dem Tacitus nachgeahmter Kürze und Gedrängtheit eine Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und eine Universalgeschichte schrieb. (Seine Verdienste und Mängel hat Heeren, dessen die folgende Periode gedenken wird, am gerechtesten gewürdigt. Von seiner staatsmännischen Schwäche s. unten XXVI 3, 3.)

Die Staatswissenschaftslehre fand zwei in ihren Grundsätzen einander entgegenstehende Bearbeiter: Franz Quesnay († 1774) einen französischen Physiokraten und Encyclopädisten, der als Grundbedingung des bürgerlichen Wohlstandes die Handels- und Gewerbfreiheit aufstellt und nur eine einzige Abgabe, nämlich die Grundsteuer, zuläßt; und seinen Gegner, den Schotten Adam Smith († 1790), der die Grundlage des Staatswohlstandes in der möglichst gleichen Vertheilung und möglichst größten Freiheit der Arbeit suchte und eine allgemeine gleiche Besteuerung des Grundeigenthums und der Gewerbe forderte, — ein System, das bald fast allgemein angenommen wurde.

2. Die deutsche Philosophie in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wolf. Die Aufklärer. Der Kriticismus: Kant, Reinhold ꝛc., Fichte. Schelling's frühere Periode. J. Heinr. Jacobi.

Auf die meisten der hier aufgeführten Zweige der Wissenschaft hatte die Philosophie jener Zeit den Haupteinfluß. Sie war das Hauptfeld, auf dem die verschiedensten Geister nach einem Halt- und Leitstern suchten, nachdem ihnen die im Christglauben sich offenbarende Wahrheit

zweifelhaft geworden war oder sie dieselbe ganz verloren hatten. Welch einen schlimmen, Religion und Moral untergrabenden Einfluß die atheistischen und materialistischen Lehren der englischen Freidenker Hobbes, Locke, Shaftesbury auf ihre Zeit und in der Folge auf die französischen Encyclopädisten hatten, ist oben berührt worden (XIX. 9, 5.). Einen bessern Geist athmete die deutsche Philosophie noch in Leibnitz, dessen Bestrebungen gleichfalls (XXIII. 5, 2.) schon bezeichnet wurden. Späterhin nahm sie in Christian Freiherrn von Wolf (geb. 1679 zu Breslau und gest. 1754 als Kanzler der Universität Halle) eine dem positiven Christenthum abgewandte Richtung. Indeß hat sie wenigstens das formelle Verdienst, daß sie eine regelmäßige Beweisführung versuchte, bei der Aufstellung einer festen Terminologie sich der deutschen Sprache bedieute und einer faßlichen Darstellung befleißigte.

Die Wolfische Philosophie mit ihrer streng systematischen Form und syllogistischen Methode wurde sogleich auch auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, und ihr Einfluß dauerte lange fort, selbst als schon die französische Encyclopädistenphilosophie in Deutschland Eingang gefunden hatte.

Als die englisch-französische Philosophie in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland eindrang, trachtete man daselbst gleichfalls die Philosophie aus den Schranken der Schule in's Leben zu führen, und so die „Aufklärung" (das Schlagwort jener Zeit) zu befördern, an welcher Thätigkeit sich besonders die Eklectiker Reimarus, Eberhard, Platner, Sulzer (in Anwendung auf die Theorie des Schönen), Basedow (in Anwendung auf die Pädagogik), Moses Mendelssohn, Garve und Feder betheiligten.

Mit Immanuel **Kant** trat die Philosophie in eine neue Entwicklungsstufe, in sofern er zuerst es unternahm, „den Ursprung, Grund und Character des Wesentlichen und Nothwendigen in der menschlichen Erkenntniß in einem bestimmt aufgefaßten Unterschied des Außerwesentlichen und Zufälligen vermittelst einer eben so fleißig und sorgfältig, als originell und scharfsinnig durchgeführten Zergliederung des Erkenntnißvermögens zu erforschen."

Kant, eines Sattlers Sohn, geb. d. 22. Nov. 1724 zu Königsberg, widmete sich anfangs der Theologie, hatte aber mehr Neigung zu mathematischen und philosophischen Studien, wurde daher 1770 Professor der Philosophie (der Logik und Metaphysik) an der Universität Königsberg und 1775 Mitglied der Berliner Academie der Wissenschaften. Er gab sich seinem Berufe so hin, daß er sich nie verheirathete, auch nie 7 Meilen über Königsberg hinauskam. — Die Frage, was durch die reine Vernunft erkennbar sei und ob insbesondere die Metaphysik möglich sei, beantwortete er in seinem Hauptwerk: „Kritik der reinen Vernunft", auf die er später die „Kritik der practischen Vernunft" und die „Kritik der Urtheilskraft" folgen ließ. Dadurch legte er das Fundament zu einem philosophischen System, dessen einzelne Disciplinen er später noch selbst bearbeitete. — Seit 1797 ließ seine Denkkraft nach, bis er in völlige Geistesschwäche verfiel, in der er am 12. Jan. 1804 starb.

Das Ergebniß seines Forschens war: der Mensch könne über die unsichtbaren Dinge nichts wissen; eben so wenig könne er wissen, ob die

biblische Offenbarung etwas Gewisses darüber enthalte. Das einzig Gewisse sage uns das in uns liegende Sittengesetz, daß man das Gute thun und das Böse lassen solle, und dieses Gesetz müsse erfüllt werden, wenn es auch keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keine ewige Vergeltung gebe. Die Begriffe Gott und Unsterblichkeit fallen ihm nicht in den Bereich der reinen Vernunft, sondern liegen ihm in der Sittlichkeitsidee der practischen Vernunft, welche drei Postulate voraussetzt, nämlich 1. ein höchstes Wesen, in welchem die Einheit des Sittengesetzes (als des Guten im Menschen) und des höchsten Guts wirklich ist, 2. die Willensfreiheit und 3. die Fortdauer des Geistes. Auf diese drei Ideen gründet sich nach ihm die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. Seine Religion ist also eine auf Moral allein (ohne Metaphysik) gegründete Religionsphilosophie, die man alsdann auf Christenthum und Kirche anwandte.

Da somit durch die kantische Lehre das tiefinnerste Band zwischen Religion und Moral aufgehoben erscheint und die auf die bloße Moral aufgebaute Religion, bei welcher der Mensch zur Tugend ganz aus eigner Kraft gelangen will, keinen Erlöser nöthig hat, so trug diese Philosophie, so sehr sie das Denkvermögen schärfte, ebenfalls das Ihre zum Abfall vom Christenthum bei, wie sie denn auch von jener ganzen Zeit mit Begeisterung aufgenommen wurde, da sie dem Stolz des natürlichen Menschen, der durch sie zu seinem eigenen Gesetzgeber und Richter erhoben wird, ungemein schmeichelt. — Jedenfalls hatte aber bei ernsten, wahrheitsuchenden Gemüthern die kantische Philosophie wenigstens die gute Wirkung, daß sie durch den Nachweis der Gränzen des Wissens den Wissensstolz minderte und den sittlichen Ernst gegenüber der einbrechenden Frivolität der französischen Philosophie unterstützte, freilich nur in so weit, als derselbe ohne den christlichen Glauben nachhalten kann!

Die kantische Lehre belebte wegen ihrer Neuheit und Kühnheit ihres, der Kirche gegenüber, so freien Standespunctes, so wie durch die deutsche Gründlichkeit ihrer Methode bei allen gebildeten Ständen eine ungemein rege Theilnahme an philosophischen Forschungen. Man baute so sehr auf die Gültigkeit des in ihr liegenden subjectiven Idealismus, daß man es lange unterließ, von Kant's sogenannter transcendentalen Richtung abzugehen und eine richtigere Vermittlung des Idealismus und Realismus zu unternehmen. Die kantische Schule begnügte sich, die empfangenen Lehrbegriffe theils näher zu erläutern und auf verschiedene Zweige der Wissenschaft anzuwenden, theils einzelne anerkannte Lücken und Mängel in Kant's „analytischer Entwicklung der Geistesthätigkeiten" auszufüllen oder zu heben und so „den transcendentalen Idealismus durchzuführen."

Eine systematische Ausbildung erhielten die Lehrbegriffe Kant's durch seine Schüler Karl Leonh. Reinhold, Jac. Sigism. Beck und J. Fr. Fries (Prof. in Jena).

Der kantische Kriticismus fand einen selbständigen Weiterbildner in Fichte, der zuerst mit einer Darstellung des Fundaments der theoretischen und practischen Philosophie hervortrat, auf die er nachher ein System der philosophischen Rechtslehre und ein System der Sittenlehre baute und dieser seiner ganzen Philosophie den Namen Wissenschaftslehre

gab, die er für den echt durchgeführten Kriticismus erklärte. Er unternahm darin den Erweis, daß die Idee einer sittlichen Geisterwelt etwas Reales und das Ich die einzige Existenzform des Göttlichen sei. Späterhin setzte er an die Stelle des Ich's die Idee „Gottes im Ich" oder das Gottesbewußtsein, dem er eine Unmittelbarkeit der Realität zuschreibt, die sich „nicht erst durch das Denken oder durch eine Wirklichkeit des Ideals in der Geschichte" zu bewähren nöthig habe.

Johann Gottlieb **Fichte**, geb. d. 19. Mai 1762 im Dorfe Rammenau bei Bischoffswerda in der Oberlausitz, eines Leinwandwebers Sohn, erhielt seine erste höhere Bildung in der Schulpforte, widmete sich dann in Leipzig der Theologie und wurde nachher Hauslehrer in Zürich, wo er Lavatern und Pestalozzi kennen lernte. Nachdem er sich durch den Versuch einer „Kritik aller Offenbarung" als Denker bekannt gemacht hatte, wurde er Professor in Jena, wo er mit Schiller in Verbindung trat. Sein kräftiger, frischer Vortrag lockte Zuhörer aus allen Ländern an. Indeß zog ihm seine „Lehre vom Ich", welche der Lehre des Christenthums von einem persönlich-gegenständlichen Gott, der sich nur der demüthigen Selbstverläugnung kund giebt, geradezu entgegenstand, den Vorwurf des Atheismus zu, zumal er seine moralischen Vorlesungen am Sonntag hielt, gleich als wolle er damit den öffentlichen Gottesdienst ersetzen. Als man in Weimar auf Andringen mehrer Staaten eine Untersuchung gegen ihn einleitete, drohte er mit Niederlegung seines Amtes, der aber die Regierung durch seine Entlassung 1799 zuvorkam. Deßungeachtet erhielt Fichte 1805 von Preußen einen Ruf nach Erlangen und 1809 an die neu errichtete Universität Berlin. Von da an gab er aber seinem frühern Idealismus in seiner „Anweisung zum seligen Leben" wenigstens die obenbezeichnete monotheistische und gewissermaßen dem Christenthum sich annähernde Umgestaltung, indem er eine innere Vereinigung des Menschen mit der Gottheit heischte. Er wähnte darin in besonderer Übereinstimmung mit dem Apostel Johannes zu stehen, übersah aber dabei nur, daß nach Johannes diese Vermittlung nur durch Christus möglich ist, während Fichte Christum nur als das beste Vorbild dieser Vereinigung, nicht aber als den Mittler selbst, nicht als den Weg, das Leben und die Wahrheit selbst ansieht.

Von Fichte, dem freiheitsbegeisterten Vaterlandsfreund, wird im folgenden Buch noch die Rede sein. Er starb zu Berlin d. 29. Jan. 1814. Seine sämmtlichen Werke gab sein Sohn J. H. Fichte 1845 und 1846 heraus.

Da Kant, der die Moral, und Fichte, der das Ich zum Lebensprincip gemacht hat, die Realität des Göttlichen bloß subjectiv, und zwar Kant durch den Verstandesschluß, Fichte aber im unvermittelten Gottesbewußtsein erfaßt, und die Realität der Natur oder Außenwelt wenig berücksichtigt hatten: so suchte die nun aufkommende Philosophie Schelling's in ihrer frühern Periode die Realität der Idee des Göttlichen mehr objectiv zu fassen durch die Annahme, daß sich das Absolute in der Einheit des Idealen und Realen oder Gott als Allgeist in dem Leben der äußern Natur wirklich selbst geoffenbart habe. Seinem „absoluten Identitätssystem" nach war also die Sinnenwelt das eigentlich Reale, in welchem sich der Geist Gottes zu immer vollkommeneren Gestaltungen entwickelt, bis er sich im Geist des Menschen selbst erkennt. Demnach erkannte (der frühere) Schelling nur ein Naturgöttliches, und seine „Naturphilosophie" war nichts, als ein vom Christenthum mehr abführender Pantheismus, wie sehr er sich auch

bemühte, diese seine Ideen in eine christliche Ausdrucksweise einzukleiden. — Von Schelling's späterer, wieder zum Christenthum zurückführender Philosophie wird in der folgenden Periode die Rede sein.

Friedr. Wilh. Jos. v. **Schelling**, geb. d. 7. Jan. 1775 zu Leonberg im Württembergischen, studirte in Tübingen, Leipzig und Jena, wurde 1798 außerordentlicher, 1803 ordentlicher Professor in Würzburg, 1807 Mitglied der Academie der Wissenschaften in München, 1820 Professor in Erlangen, 1827 Geheimer Hofrath und Präsident der Academie in München und folgte 1841 dem Rufe des Königs von Preußen nach Berlin, wo er 1854 starb.

Ein eigentlicher Gegner alles speculativen, auf eine Wissenschaft des Übersinnlichen gerichteten Forschens war der geist- und gemüthvolle Friedrich Heinrich Jacobi, der, allerdings unfähig zur Aufstellung einer wissentschaftlichen Philosophie, seine Lehre selbst als eine „Unphilosophie" bezeichnet, welche „im Nichtwissen ihr Wesen" habe: denn er erkannte die Schranke des menschlichen Erkennens und behauptete die Unmittelbarkeit des religiösen und sittlichen Bewußtseins.

J. H. **Jacobi**, geb. d. 25. Jan. 1743 zu Düsseldorf, erlernte und betrieb zuerst die Kaufmannschaft und legte zu Pempelfort eine Zuckerfabrik an. Da ihn aber wissenschaftliche Beschäftigungen mehr anzogen, legte er sein Geschäft nieder, wurde Hofkammerrath in Düsseldorf und trat mit Wieland und Göthe in freundschaftlichen Verkehr. Im J. 1779 wurde er jül. bergischer Geheimerrath und Ministerialreferent im Zollwesen und als solcher nach München gesandt. Weil er sich aber dort zu Gunsten des Freihandelssystems der Ausdehnung der bayrischen Mauth über die Herzogthümer Jülich und Berg widersetzte, fiel er in Ungnade und zog sich in seine Heimath zurück, wo er zu Pempelfort im Schooße seiner Familie und im brieflichen und persönlichen Umgang mit Herder, Hamann, Göthe und andern angesehenen Geistern seiner Zeit in den angenehmsten Verhältnissen bis zum Tode seiner Gattin lebte. Dann verließ er, zumal bei der Annäherung des Kriegs, 1794 seine Heimath und bereis'te den deutschen Norden. Im J. 1807 übernahm er an der neuerrichteten Universität München die Präsidentenstelle und bekleidete sie bis an seinen Tod d. 10. März 1819. (Vgl. Jacobi nach seinem Leben, Lehren und Wirken von Schlichtegroll, Weiler u. Fr. Thiersch.)

Nach Jacobi's Lehre kann an Tugend, Freiheit, Geist, Gott nur geglaubt werden: nur im Gefühl offenbare sich ohne Vermittlung, ohne Begriff, das in sich Wahre, Gute und Schöne. Mit der Vernunft sei dem Menschen „kein Vermögen einer Wissenschaft des Wahren, sondern bloß das Gefühl und Bewußtsein seiner Unwissenheit (in göttlichen Dingen), mithin bloß eine Ahnung des Wahren gegeben. Die Anknüpfung des Menschlichen an das Göttliche setzte er mit Kant in das Wollen, während Fichte und die Naturphilosophie dieselbe in das Wissen und Wollen setzten. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: Allwill; Allwill's Briefsammlung; Woldemar. Fr. Roth gab einen auserlesenen Briefwechsel desselben heraus.

3. Die deutsche Theologie in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts: Fortwirkung der hallischen Schule: Freilinghausen &c. Rambach, Rieger, Starke. Zinzendorf und die Brüdergemeinde. Verbindung der Objectivität der orthodoxen Theorie mit der Subjectivität des Praktisch-christlichen der Spener'schen Schule. Pfaff; Bengel.

Um endlich den Standpunct der Theologie dieser Periode näher zu bestimmen, müssen wir an die Zeit der Spener-Franke'schen Richtung anknüpfen, die wir XXIII. 5, 3. näher betrachtet haben. Es ist dort nicht verhehlt worden, daß die kirchliche Orthodoxie, so berech-

tigt sie war, sich gegen die in dem Pietismus jener Schule vorgekommenen schwärmerischen Auswüchse zu verwahren, doch darin fehlte, daß sie versäumte, das wahre lebendige Glaubensleben, das jene beiden edlen Geister entzündeten, in ihren Nutzen zu verwenden, und lieber jene Auswüchse zum Vorwand nahmen, die ganze hallische Schule in das schlimmste, ketzerischeste Licht zu stellen, und Spener'n und Franke mit Schwärmern, wie Petersen und Dippel, in eine und dieselbe Klasse zu werfen.

Die Folge war, daß sich die orthodoxe Partei in ihrer eigenen kleinlichen Leidenschaftlichkeit selbst verzehrte und sich um alle geistliche Zeugungskraft brachte, während das lebendig-practische Christenthum der hallischen Schule in ihrer ersten Zeit auf weit und breit ein guter Sauerteig selbst für die abgestandne Kirche wurde.

Die vielen Tausende von Theologen und Lehrern, welche aus dem damaligen Halle hervorgiengen, trugen in viele Orte und Länder hin den Samen des evangelischen Lebens und ließen von unzähligen Kanzeln und Kathedern das Wort des Lebens erschallen. Die ausgezeichnetsten Prediger und practischen Theologen dieser Schule waren: J. Anast. Freilinghausen in Halle, † 1738; Benj. Schmolke, Oberpfarrer, Verf. geistlicher Lieder, in Schweidnitz, † 1737; der gelehrte Theologe J. J. Rambach zu Halle und Gießen, † 1735, berühmt durch seine Moraltheologie und seine Passionsbetrachtungen; der treffliche G. Konr. Rieger in Stuttgart, † 1743; der durch seine bibl. Synopsis bekannte Chr. Starke, † 1745; Fr. Gottl. Woltersdorf in Bunzlau, † 1761; der gelehrte J. Ph. Fresenius, Senior in Frankfurt a. M., † 1761; der Oberconsistorialrath J. Fr. Burg, Mitherausgeber der Hirschberger Bibel, † 1766, u. v. A. Auch viele practisch-theologisch gebildete Laien, wie der Arzt Chr. Fr. Richter, der niederschlesische Edelmann Heinrich v. Bogatzky u. a. machten dem Evangelium Ehre und Bahn.

Selbst in die theilweise aus dem Spener'schen Pietismus hervorgegangene, von der lutherischen Kirche separirte Gemeinde der Herrnhuter, die der Graf von Zinzendorf 1727 stiftete, war ein frisches Ferment mit hinübergegangen, das in der bald darauf einfallenden Zeit des Unglaubens vieles Ersterbende neubeleben und selbst auf die Kirche wohlthätig rückwirken sollte, — wenn sie auch in mehreren Stücken von dieser durch den Mangel einer Vermittlung der Frömmigkeit mit dem Wissen und Leben, und — was die Lehre betrifft — durch die einseitige Hervorhebung des Versöhnungstodes Jesu abwich.

Nicolaus Ludwig, Graf von **Zinzendorf**, geb. d. 26. Mai 1700 zu Dresden, ein durch körperliche und geistige Vorzüge vielbegabter Mann, dessen Kraft und Lebendigkeit innigfrommen Gefühls und starker Phantasie sich schon in seiner Jugend auf mannichfache Weise kund gab, so daß er in dem Pädagogium zu Halle von weltlichgesinnten Mitschülern öfters zu leiden hatte. Ergriffen von dem Spener'schen Gedanken, daß die Erbauung und Belebung der Kirche vorzüglich von kleinen, sich freiwillig bildenden Vereinen ausgehen müsse, dachte er schon frühe daran, diese Idee in das Volk einzuführen. Nachdem er in Wittenberg, wo er im Umgang mit orthodoxen Lutheranern die objectivere Seite des Christenthums kennen und große „Billigkeit" üben lernte, seine Studien vollendet hatte, machte er Reisen durch Holland, Frankreich und die Schweiz, wobei er durch die Berührung mit frommen Christen und Theologen verschiedener (prot.) Confessionen auf den Gedanken kam, daß man das Wesentliche der

christlichen Dogmen auf das zurückführen müsse, „worüber allein volle Bestimmtheit und Einigkeit nöthig sei", nämlich auf die Thatsache der Menschwerdung Gottes und des aus Liebe geschehenen und zur Gegenliebe weckenden Versöhnungstodes Christi. — Nachdem er kurze Zeit bei der Landesregierung in Dresden als Rath gearbeitet hatte, widmete er sich der kleinen Gemeinde, die sich aus verfolgten böhmischen und mährischen Brüdern bildete, denen er auf seinen Gütern in der Oberlausitz eine Zuflucht gewährt hatte. Sie hatten sich am 17. Juni 1722 in der Nähe des Hutbergs an der Straße von Löbau nach Zittau angebaut und dem Orte, als Sitze der „Erneuerten Brüderkirche", den Namen Herrnhut gegeben. Allmählich schloßen sich auch andere aus der lutherischen und reformirten Kirche der Gemeinde an, und durch Zinzendorf's Bemühung kam es am 13. Aug. 1727 zur Stiftung der „Brüdergemeinde", die auf den Grund des obenbezeichneten Glaubens, als des practischen Einheitsbandes, sich eine Verfassung mit vorherrschend böhmisch-mährischer Kirchenordnung gab, innerhalb welcher lutherische, reformirte und böhmisch-mährische Lehre fortbestehen —, der Zutritt zur Brüdergemeinde also keinen förmlichen Austritt aus jenen Kirchen in sich schließen sollte. Allmählich jedoch, bei der Weiterentwicklung der Gemeinde, indifferenzirten sich diese Lehrtropen zu einem gemeinsamen, auf jener von ihnen angenommenen Wesenslehre beruhenden Glauben. — Diese Lehre fand in Freilinghausen, Baumgarten, Fresenius, Walch und besonders Bengel strenge Gegner, welche alle sie nicht — auch nicht im Spener'schen Sinne — als eine Verbesserung der lutherischen Kirche anerkennen konnten. Diese Bekämpfung hatte wenigstens das Gute, daß die Gemeinde, welche sich in ihrer ersten Periode (großentheils von ihrem Stifter selbst veranlaßt) einer ausschweifenden Gefühlsmystik hingegeben hatte, sich ernüchterte und — um sich die obrigkeitlich beanstandete Duldung in Kursachsen zu verschaffen, — an die lutherische Confession sich anschloß, deren Gedenktag (den 31. Oct. 1517) sie alljährlich begeht. Doch ist diese Anschließung keine Einverleibung, und Reformirten, wie Lutheranern steht der Zugang offen. Die Brüderunität ist also im Grunde die älteste Unionskirche. — Zinzendorf selbst ließ sich 1734 in Tübingen prüfen und trat in den geistlichen Stand ein.

An der Spitze der Gemeindeverfassung stand ein Bischoff und neben ihm Presbyter, Diakonen, Diakonissen und Akoluthen. Das Collegium der Presbyter oder Ältesten besteht aus dem Gemeinhelfer, dem Prediger, dem Gemeindevorsteher und den Pflegern der Chöre. Die Gemeinde- und Kirchenzucht beruht auf der genauen Kenntniß der einzelnen Glieder, die unter sich gegenseitig religiös-moralische Erziehung und Bildung üben. — So lange Zinzendorf lebte und nicht gerade auf Reisen war, besorgte und ordnete er selbst die wichtigeren Vereinsangelegenheiten mit der ganzen Kraft seines übervollen christlichen Gefühls (s. sein Leben und Wirken, beschrieben von Albert Knapp in der Einleitung zu Zinzendorf's Gedichten). Nach seinem Tode 1760 gieng die Leitung auf die Ältestenconferenz über, von der nach einer gewissen Reihe von Jahren eine mit der höchsten Kirchengewalt bekleidete Synode ausgeschrieben wird, die eine neue Direction wählt. — Hatte schon Zinzendorf selbst manche seiner „Extravaganzen" (wie er seine Irrthümer selbst nannte) erkannt und gemieden, so hat in der Folge die Besonnenheit des Bischoffs Spangenberg in richtiger Würdigung der Anklagen von Seiten glaubensfester Lutheraner die Gemeinde von vielen Auswüchsen gereinigt und auch eine genauere Fassung ihres Lehrbegriffes angestrebt, indem er ihn in seiner Idea fidei fratrum in eine nähere practische Übereinstimmung mit dem lutherischen zu bringen suchte.

Die Brüdergemeinde breitete sich außer in Deutschland, auch in Holland, England, Irland, Schweden, Rußland, Dänemark, Norwegen, Grönland, Labrador, Nord- und Südamerika und Südafrika aus, wo sie überall Gemeinden hat, die unter der Direction zu Berthelsdorf stehen und auch das Missionswerk unter den Heiden auf etwa 60 Stationen mit aufopfernder und erfolgreicher Thätigkeit treiben.

Der Streit der Orthodoxen gegen die Pietisten währte fort. Erst als die Wolfische Philosophie sich auch in die Theologie einzudrängen und den Grund des Glaubens zu untergraben begann, fiengen die Strengorthodoxen an, mit der hallischen Richtung (selbst auch mit den Herrnhutern) Friede zu halten, ja sich an deren Leben zu erwärmen, um dem einreißenden Indifferentismus einen Damm entgegenzusetzen. Aus der Verbindung der Objectivität der orthodoxen Theorie mit der Subjectivität des Practisch-christlichen der Spener'schen Schule giengen dann eben so practisch-thätige, als wissenschaftlich gebildete Theologen hervor.

Zu diesen gehören J. Frz. Buddeus, geb. zu Anklam 1667, Prof. d. Theol. zu Jena, gest. in Halle 1729, schrieb eine hist. jur. nat. et synopsis jur. nat. et gentium u. a. philos. Schriften; Chr. Eberh. Weismann in Tübingen, † 1747; Chrstph. Matth. Pfaff, geb. 1686 zu Stuttgart, Kanzler der Universität Tübingen, zuletzt Kanzler in Gießen, Verfasser eines Kirchenrechts, einer Kirchengeschichte und des sog. Pfaffischen Bibelwerks, † 1760; J. Albr. Bengel, von 1741—49 zu Herbrechtingen, dann Prälat in Stuttgart, wo er 1752 starb, der scharfsinnige, tiefforschende Verfasser des Gnomon, das 1853 C. F. Werner zum erstenmale aus dem Lateinischen übersetzt und allgemein zugänglich gemacht hat. Er schrieb auch eine Erklärte Offenbarung St. Johannis. S. seine Lebensbeschreibung von J. Christian Friedrich Burk, seinem Urenkel.

4. Die aufklärerischen Bestrebungen der Deisten, Freimaurer, Illuminaten. Der Rationalismus: Semler. Religiössittliche Gnosis dagegen. Der Supranaturalismus. — Stand der katholischen Kirche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Schisma zwischen katholischer Welt und katholischer Kirche. Schwache Widerstandskraft im Katholicismus und Protestantismus jener Zeit gegen den einbrechenden Unglauben.

Die todte Orthodoxie war aber doch verbreiteter und bot im Ganzen keine ausreichende Schutzwehr mehr gegen den aus dem Indifferentismus nach der Mitte des 18. Jahrhunderts hervorgehenden Unglauben, welchen die durch Wolf und Kant emporkommende Philosophie, in Verbindung mit den geistlos und plattaufklärenden Bestrebungen der „allgemeinen deutschen Bibliothek" Nicolai's, die deistischen Grundsätze der Freimaurer und anderer auf Untergrabung der positiven Religion und des Kirchlichen ausgehender Gesellschaften beförderten und die Religionsspöttereien der schon oben (XXIII. 6, 3) geschilderten französischen Philosophie vollendeten.

Während Wolf für seine Person doch nicht alle Wahrheit des Christenthums verwarf und noch mit den Worten: „Nun, mein Erlöser, stärke mich in dieser Stunde!" starb, entkleideten viele seiner Schüler das Christenthum allen Gehalts und wandten in ihrer Wissensaufgeblasenheit bei ihren Predigten und Bibelerklärungen die Methode ihres Meisters auf die lächerlichste Weise an, indem sie z. B. bei Matth. 18, 1 erklärten, was ein Berg sei, bei 18, 3 was eine Hand sei, bei 3 Mos. 18, 7, was man unter dem Ausdruck Mutter verstehe ꝛc. — das hieß dann „philosophische Klarheit!" — Propst Teller in Berlin erklärte die Wiedergeburt als den Vorsatz, ein besseres Leben zu führen, machte die Heiligung zur Ausbesserung, den heiligen Geist zur Vernunft und Vernunftmäßigkeit ꝛc. Es bildeten sich förmliche Vereine für solche Aufklärung, wie z. B. in Berlin. Die dem Deismus verwandte Freimaurerei erstrebte eine Art indifferentistischer Union des Katholicismus und Protestantismus, und „ihre

Wirksamkeit auf Staat und Religion — jedoch weniger auf die Wissenschaft — ist größer gewesen, als die meisten Glieder gewußt und die Gegner gemeint haben." (Riedner.) Auch die aufklärerischen Zwecke des von Weishaupt in Bayern 1776 gestifteten, aber seiner Staatsgefährlichkeit wegen 1784 aufgehobenen Illuminatenordens gehören hierher.

Innerhalb der Kirche suchten zwar Viele noch wenigstens die Hauptlehrbegriffe, wenn auch zum Theil schon sehr mangelhaft, festzuhalten, als Semler durch seine falschgrammatische Bibelerklärung, durch seine Accommodationstheorie und seine skeptische Kritik der Kirchen- und Dogmengeschichte der Vater des in der Folge den Pelagianismus auf die Spitze treibenden und die Lehren des Christenthums in ein System leerer Abstractionen verwandelnden Rationalismus wurde, der von der kantischen Philosophie gestützt und von der allgemeinen, zur mitbestimmenden Macht gewordenen Weltbildung getragen, zur Herrschaft gelangte und — eben wegen Mangels an positiv-christlichem Gehalt — dem in den Stürmen der folgenden Periode von Westen her einbrechenden Atheismus keinen Damm mehr entgegensetzen konnte, vielmehr selbst durch den in ihm liegenden deistischen Grundkeim das Eindringen der allgemeinen Glaubensverwüstung wesentlich befördern half.

J. Sam. Semler, geb. 1725 zu Saalfeld, wurde 1751 Prof. der Geschichte und Poesie zu Altdorf und 1772 Prof. der Theologie in Halle, wo er 1791 starb. Er hatte übrigens noch so viel positiv-religiöses Gewissen, daß er gegen die schon obgenannten, den baarsten Unglauben verbreitenden Wolfenbüttler Fragmente, die Reimarus verfaßt und Lessing herausgegeben hatte, schrieb, auch sich streng und fest der beabsichteten Anstellung des frechen Bahrdt an die Universität Halle widersetzte und mit Kummer über das, was er aus der Saat seiner Lehren entstehen sah, die Welt verließ.

Die religiös-sittliche Gnosis eines Spalding, Zollikofer, Gellert, Klopstock, Herder und die religiös-sittliche Mystik eines Lavater, Hamann, Claudius, Jung-Stilling, bildete noch einiges (wenn auch wegen mancher Einseitigkeiten, Unzulänglichkeiten oder Unklarheiten unzureichendes) Gegengewicht gegen die alles überfluthende seichte Aufklärerei sowohl, als gegen den todten Schulorthodoxismus. Im Grunde gehörten diese ebengenannten edlen Geister, welche „Tiefe sittlichen Gemüths mit christlicher Weihe geistiger Kraft," wissenschaftliche Bildung mit künstlerischer Bildung vereinigten, weder einer Schulpartei, noch auch einer Kirchenpartei an, und konnten doch auch nicht unkirchlich genannt werden; sie schöpften ihre religiöse Erkenntniß allerdings weder aus der Weltbildung, noch aus der Staatskirche, noch auch aus der „exegetisch oder historisch-positiv sich begründenden" Wissenschaft, sondern mehr aus ihrem durch das Christenthum theilweise erleuchteten, theilweise mehr nur angeleuchteten religiösen Sinn und Bewußtsein.

Im ganzen Umfang der übrigen theologischen Welt war aber die, aus den verschiedenen neuen Philosophien sowohl, als auch aus der neuen,

von Schule und Kirche unabhängigen „allgemeinen Bildung" hervorgegangene „Neologie" in ihren verschiedenen Formen nunmehr die allgemeine geistige Luft, in der weitaus die Mehrheit des gebildeten Standes — denn die Volksmasse war von ihrem Einfluß, wenn auch zum Theil schon berührt, doch noch keineswegs beherrscht, — seinen Lebensathem zog. In allen Gebieten des Wissens und Glaubens wurde, was auf irgend einen Zusammenhang mit dem Übernatürlichen (einem concursus divinus) beruhte, durch den aufkommenden Rationalismus verdrängt und der natürlichen Vernunft das unbedingte Richteramt über den Offenbarungsglauben übergeben; und da sich die Zeitphilosophie in einer Doppelform, der monotheistischen und pantheistischen darstellte, so hatte auch die von der Philosophie beherrschte Theologie diese zwei Richtungen. Der philosophische Rationalismus betrachtete zwar das Christenthum nicht als eine bloße Lehranstalt, sondern auch als eine Besserungsanstalt, erklärte aber, daß in letzterer Beziehung das specifisch Christliche im Grunde überflüssig, ja für theoretische und practische Zwecke unbrauchbar sei.

Der rationalistischen Theologie gegenüber bildete sich daher eine supranaturalistische, welche das geoffenbarte Christenthum dadurch zu retten suchte, daß sie die Kirchenlehre aufgab und sich auf die heilige Schrift in ihrer Allgemeinheit zurückziehend auf die Erforschung derselben großen Fleiß wandte, dabei aber unvermerkt bald da, bald dort mit dem Rationalismus zusammenfloß und den eigenen Geist in die Lehre der Schrift hineintrug.

Die „katholische Reformation", welche das Tridentinum aufgestellt hatte, war nicht im Sinn aller Reformgesinnten ausgefallen, und daher hatte sich eine da und dort mehr oder weniger klar hervortretende Unterscheidung unter den Katholiken gebildet, welche in zwei Formen vorkam und noch besteht, von denen die eine als römischkatholischer oder ultramontaner Katholicismus, die andere, als allgemeinkirchlicher, dem vor-tridentinischen Katholicismus nahe kommender bezeichnet werden kann.

Die Umgestaltung, welche der allgemeinkirchliche Katholicismus erfuhr, geschah theils in Folge des Bestrebens katholischer Staaten, eine Staatskirche aufzustellen, so wie in Folge der in allen Staaten (katholischen, wie protestantischen) eingetretenen Ablösung des Politischen vom Kirchlichen, theils auch durch einzelne Fürsten und Staatsmänner unter Theilnahme der höhern Stände mit der Absicht, eine verbesserte Religion für die aufgeklärte Weltansicht der Gebildeten neben der herkömmlichen, dem gemeinen Volk angemessenen Religionsstufe zu geben.

Dieser vorzüglich einer sog. verständigen Weltansicht zugeneigte, dem tiefern Katholicismus entfremdende Neukatholicismus hatte also

weder mit dem Geist des evangelisch-protestantischen Christenthums, noch mit dem Geist des Jansenismus etwas gemein. Die Versuche des Episcopats und der theoretischen Theologie, gegen jenen neureformirenden Katholicismus eine Gegenreformation zu beginnen, waren zu schwach. Um daher die Landeskirchen, so viel es eben möglich war, zu halten, hielt sich der Episcopat, so weit es der Staat oder die Weltbildung zuließ, an den römischen Stuhl, die Schultheologie aber suchte auf religiösem und wissenschaftlichem Wege einen künftigen besseren Zustand vorzubereiten.

So war seit dem letzten Viertheil des 18. Jahrhunderts, — vorzüglich durch die französische Philosophie des Esprit, die oben schon gekennzeichnet worden ist, — eine Art „Schisma zwischen katholischer Welt und katholischer Kirche", zwischen der Weltbildung eines Theiles der Laienschaft und des Klerus und der Gewohnheitskirchlichkeit der großentheils auch abergläubischen Menge eingetreten, wobei einzelne Tieferreligiösgesinnte vor jener Unkirchlichkeit einerseits, und vor jenem Kirchenmechanismus anderseits sich in den Schooß noch vorhandener oder neuaufgekommener mystischer Vereine flüchteten.

Der Versuch, welchen die drei freigesinnten geistlichen Kurfürsten am Rhein und der Erzbischoff von Salzburg, als damaliger Primas von Deutschland, in den Emser Punctationen von 1786 machten, um einen deutschen Katholicismus in einer besondern Nationalkirche aufzurichten, fand keine allgemeine Unterstützung und wurde durch den Repuls des Papstes Pius VI niedergeschlagen. — Wie tief einschneidend die kirchlichen Reformen Kaiser Joseph's II waren, und welchen Ausgang seine Kirchenverbesserungsplane nahmen, wurde oben K. 2, 3. näher dargelegt. Daß sie aber in einigen wesentlichen Beziehungen nicht ganz untergegangen sind, bezeugt unter Andern die Fortdauer seines Toleranzedicts.

So war denn allenthalben auf protestantischem, wie auf katholischem Kirchen- und Religionsgebiete die Widerstandskraft gegen einen allen positiven Bestand in Staat und Kirche bedrohenden Sturm bis in's Mark geschwächt, und als der in Frankreich für nordamerikanische Freiheit entglommene Enthusiasmus auch in dem eigenen Lande die neue Staatstheorie der Philosophen „von den Menschenrechten" gereift hatte und diese nun dem bis dahin in der dumpfen Gleichgültigkeit eines todten Gewohnheitsglaubens lebenden Volke nahe gebracht wurde, so fand die von einigen ahnenden Geistern schon lange geweissagte Revolution bei ihrem orkan-gleichen Hintoben über die in allen ihren Theilen morsche Welt kein Hinderniß, bis das im Fortgang dieser bürgerlichen und kirchlichen Bewegung hervortretende böse Princip theoretisch und practisch zu der Gränze vorgedrungen war, wo der nahe Untergang des Staats und der Kirche die Nothwendigkeit sowohl des Bestandes beider, als auch ihrer Besserung selbst dem Blinden klar vor die Seele rückte.